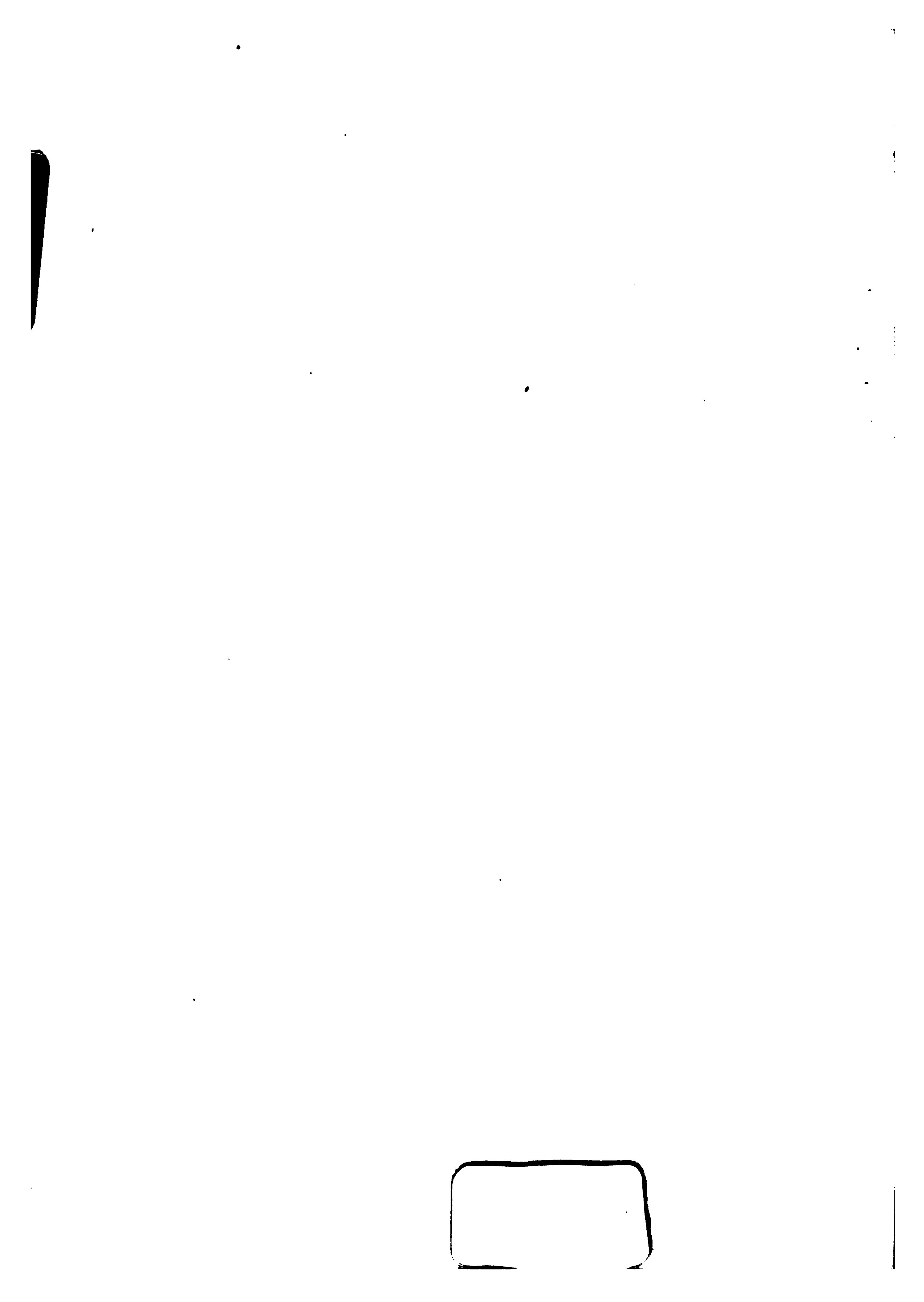
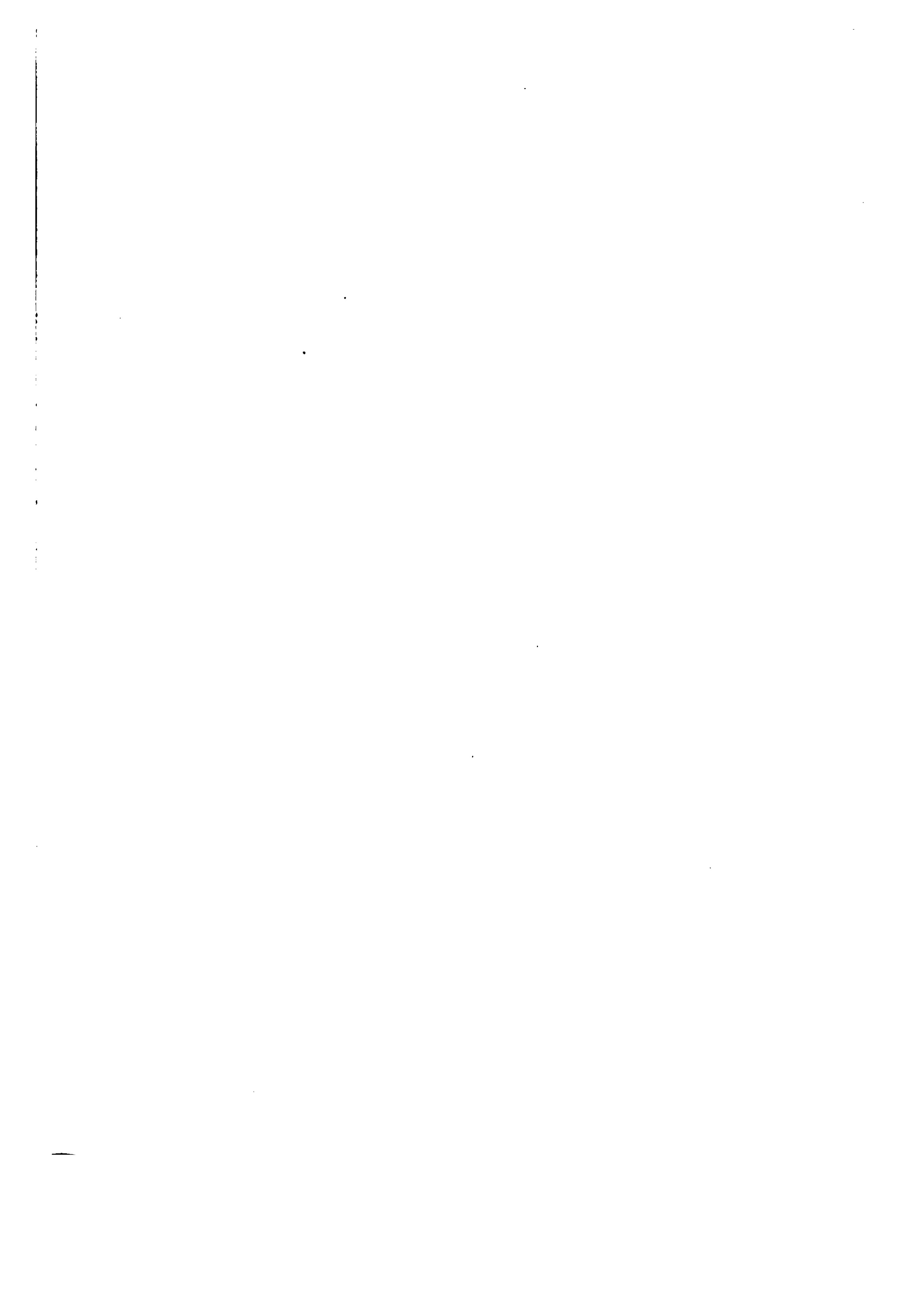


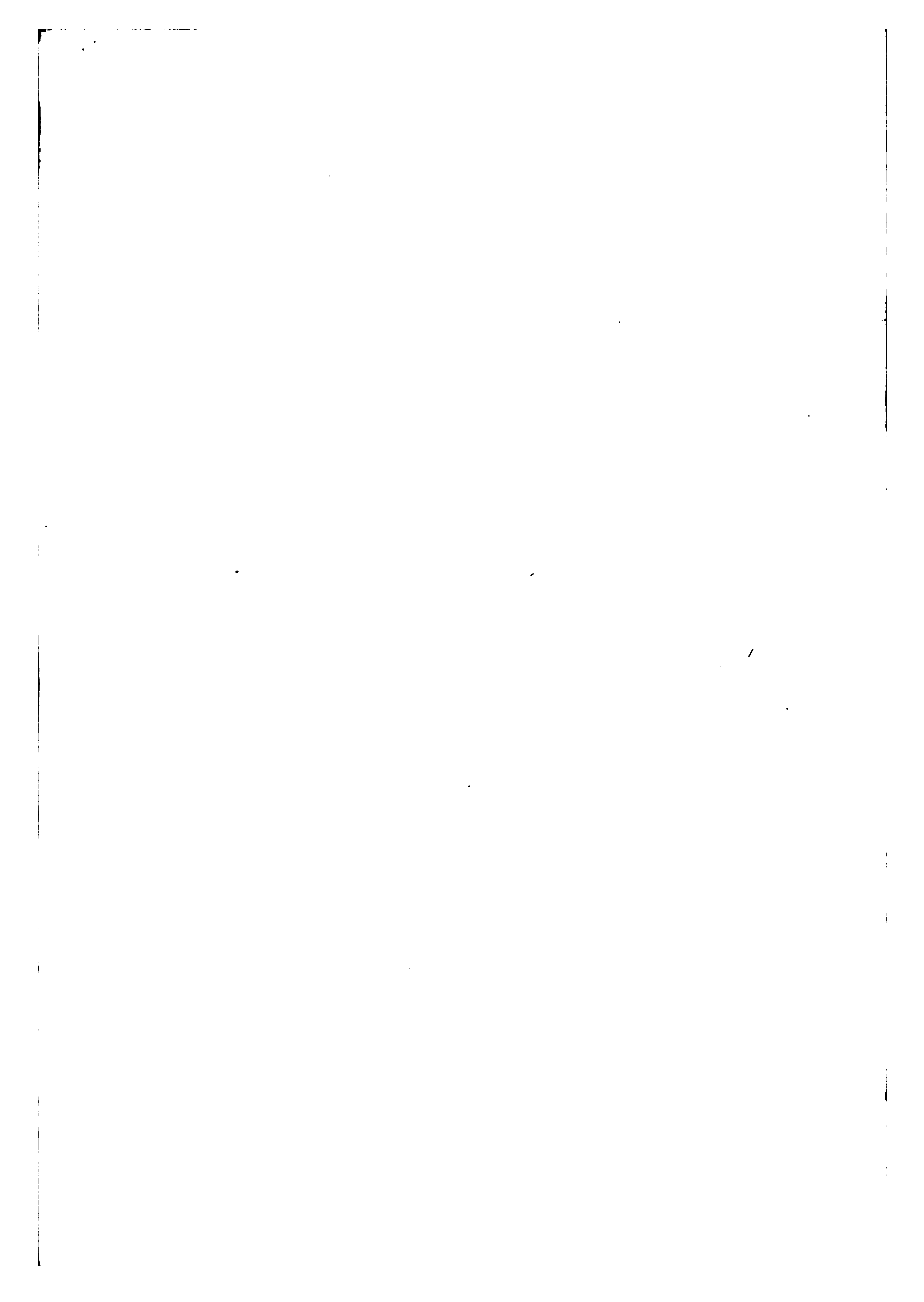


Dieffenbach



Ludwig IV.

Großherzog von Hessen und bei Rhein.



Das





in

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Ferdinand Dieffenbach.

Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt und Stahlstich.

Zweite Auflage.

Darmstadt.
Verlag von C. Hoffmann.
1883.

Seiner Königlichen Hoheit

Ludwig III.

Grossherzog von Hessen und bei Rhein etc. etc.,

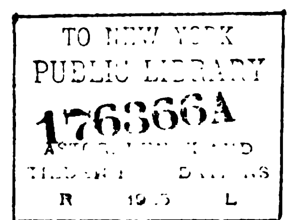
dem erhabenen Förderer

heimathlicher Geschichts- und Alterthumskunde,

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem

Verfasser.


176366A

Vorrede zur zweiten Auflage.

Seitdem die erste Auflage dieses Werkes erschien, vollzogen sich vielfache Wandlungen innerhalb des Großherzogthums Hessen. Wichtige, große, neue Unternehmungen traten in's Leben; viele historische Untersuchungen wurden veröffentlicht und neue, vorzugsweise die Heimathkunde zur Aufgabe ihres Wirkens machende Vereine begründet. Zahlreiches, für unser Werk werthvolles Material wurde daher in den letzten Jahren zu Tage gefördert, wie auch der Verfasser durch eigene Studien Vieles, in der früheren Auflage enthaltene, vervollständigte, oder berichtigte. Auch hat die Oertlichkeit, wo er arbeitete, ihren Einfluß auf das Buch geäußert. Sein Aufenthalt in Sachsen veranlaßte ihn zum Studium der namentlich in früheren Jahrhunderten das Churfürstenthum Sachsen und die Landgrafschaft Hessen verbindenden Beziehungen. Auch die Brüdergemeinde Herrenhut konnte, mit Rücksicht auf die 1736 durch Zinsendorf erfolgte Gründung der Herrenhuterniederlassung zu Marienborn in Oberhessen, nicht unberücksichtigt bleiben.

Hinsichtlich der Tendenz des Werkes hat er an den in der früheren Auflage befolgten Grundsätzen festgehalten. Das Buch dient keinerlei Parteizwecken; es ist Niemand zu Liebe und Niemand zu Leide geschrieben, sondern es verfolgt einzig den Zweck der historischen Wahrheit. Soweit der Tadel berechtigt war und der Verfasser durch seine Darstellung etwa verletzte, wurde eine andere Fassung gewählt; hinsichtlich des historischen Thatbestandes blieben jedoch einzig und allein die Quellen maßgebend. — Im großen Ganzen war jedoch die Aufnahme der ersten Auflage eine so freundliche, daß in dieser Beziehung die weitgehendsten Erwartungen übertroffen wurden. Man bittet dem Werke auch in seiner neuen Gestalt die Gunst zu Theil werden zu lassen, dessen es sich bei seinem ersten Erscheinen erfreute. Mehrere Umstände lassen den Verfasser dieses hoffen. Die heftigen, vor wenigen Jahren noch alle Kreise der Gesellschaft zerfleischenden, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen vielfach beeinträchtigenden Gegensätze der Parteien beginnen sich abzuschleifen. Wir sind in eine Periode eingetreten, wo der Kampf vielfach schon eingestellt ist, oder wo dessen Ein-

stellung bevorsteht. Es beginnt ein der Ruhe und Sammlung gewidmeter, einer sachlichen Beurtheilung der bisher die Gesellschaft bewegenden Streitfragen günstiger Zeitraum. Das vorliegende Buch kann hierzu manches beitragen. Möge dasselbe die gegenseitige Verständigung fördern durch die Erkenntniß der Wahrheit und vor Allem fördern: die Liebe zur Heimath!

Dresden, 1. Oktober 1882.

Ferdinand Dieffenbach.



Das

Großherzogthum Hessen.

Erste Abtheilung.

Bild des Landes; Entstehungsgeschichte der das Großherzogthum bildenden Territorien; Bevölkerung.

Einleitung.

Ein Volk, das wirklich voranschreiten, oder auch die einmal erworbenen politischen Güter sich nur erhalten will, darf nie rasten in geistiger Arbeit und in der Uebung sittlicher Zucht. Auf diesem Felde liegt die nationale Aufgabe der einzelnen Staaten, welche die Volkskraft zu pflegen haben, in der die Macht des Reiches wurzelt.

Mit diesen Worten des früheren Chefs des hessischen Ministeriums, des heutigen Staatssecretärs von Elsaß-Lothringen, v. Hofmann, bezeichnen wir Tendenz und Grundton eines Werks, das dazu bestimmt ist ein Denkmal zu sein dessen, was geistige Arbeit und die Uebung sittlicher Zucht in unserem Großherzogthum gezeitigt. Es soll, indem es zeigt, welcher Antheil Hessen an der Culturarbeit der neuen Zeit zukommt, mit welchen Mitteln unser hessisches Volk in den Wettkampf um geistige Güter eingetreten ist, den die deutschen Stämme unter der Aegide des wiederaufgerichteten deutschen Reiches begonnen haben, das Stammesbewußtsein pflegen und in allen Kreisen aufmuntern und anregen, auf daß das, was innerhalb der letzten Jahrzehnte in Staat und Kirche, auf dem Gebiete des socialen Lebens, in Wissenschaft, Kunst und Industrie Gedeihliches geschah, auch ferner gefördert werde und allerwärts seine segensreichen Früchte bringe.

Um bei unserer Darstellung den richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen, werden wir vor Allem die Entstehung des gegenwärtigen Großherzogthumes im Auge behalten. — Mehr wie andere ist Hessen ein durchaus moderner Staat, und nur dadurch, daß man bei uns frühzeitig die Aufgabe des modernen Staates erfaßt hat, hat unser Großherzogthum die Höhe erreicht, auf welche wir es heute emporgehoben sehen.

Kein einheitlicher Volksstamm bewohnt die drei nach ihrer Natur und ihren Bedürfnissen oft weit von einander abweichenden Landestheile, und nur dadurch, daß man in unserer Heimath schon frühe voranging in der Förderung idealer Interessen, in der Begründung freisinniger politischer Institutionen, in der Hebung der Volksbildung und in der Förderung von Wissenschaften und Künsten, gelang es, das Band zu finden, das diese so verschiedenen Bevölkerungen der drei Provinzen nunmehr auf das engste verknüpft hat.

Während die Bewohner der an der großen Völkerstraße, dem Rheinstrom, gelegenen Landestheile schon frühe die Segnungen einer höheren Cultur genossen, bewahrten die Bewohner der gebirgigen Theile Oberhessens und der Odenwälder Berge länger die altgermanischen Sitten. Nur mit Mühe vermochte das mächtige Römervolk hier Fuß zu fassen, und länger als sonst widerstanden hier Thor und Wodan dem Gekreuzigten.

Auch in späteren Zeiten waren die Umwohner des Rheines die Bevorzugteren. Die Pracht des Ritterthums blühte frühzeitig an seinen Ufern und hatte in Mainz und Worms vorzugsweise eine Stätte gefunden. In Mainz war es, wo Barbarossa 1184 jenen Reichstag hielt, der durch die Festlichkeiten, zu welchen er Veranlassung gab, noch nach Jahrhunderten die Geschichtsschreiber beschäftigte. Worms war während des ganzen Mittelalters berühmt durch seinen Glanz und durch seinen Reichthum.

Die Reformation und die Ideen der französischen Revolution fanden beide zuerst im Rheinland die Entstehung, die Heimath. So waren die Rheinstädte seit unvordenklicher Zeit immer diejenigen, in welchen alle großen, weltbewegenden Ideen zuerst Boden faßten, und in ihnen wohnt daher auch eine Bevölkerung die an geistiger Regsamkeit und Unternehmungslust allen anderen deutschen Stämmen weit voransteht.

Wesentlich unter dem Einflusse dieses rheinischen Volksgeistes hat sich das heutige Hessen entwickelt, und er ist es, der in dem modernen Staatsorganismus, in seinem parlamentarischen, in seinem Volksleben zumeist die Herrschaft errang. Er hat sich in den letzten Jahrzehnten vor Allem auch das Uebergewicht in der Stadt verschafft, welche zu dem hauptsächlichsten Sitz des geistigen Lebens dieses Landes geworden ist, und von dort aus äußert er nach allen Richtungen hin seine Einwirkung auf die politische Entwickelung sowohl, wie auf Gewerbewesen und Handelsverkehr des Staates.

In der altgermanischen Zähigkeit und Ausdauer, welche ein Grundzug des Volkscharakters des Oberhessischen und des Odenwälder Stammes ist, fand dieses rastlose Streben nach Neuerem und Besserem einen trefflichen Bundesgenossen, und der Wetteifer der Bewohner der drei Provinzen hat aus dem heutigen Großherzogthum Hessen ein Land geschaffen, das, wie es hinsichtlich des geistigen Lebens zu den ersten in Deutschland zählt, auch in Unternehmungen des Gewerbes, der Landwirthschaft und des Handels mit unseren Nachbarländern Baden und Württemberg einen der Ehrenplätze unter den deutschen Staaten einnimmt.

Unser Werk, das, wie bereits angedeutet, zum Verständniß des Culturlebens dieses Landes beitragen will, wird, vom Einzelnen der Gesammtheit übergehend, ein Bild des Großherzogthums liefern. Es soll ein Werk sein, bei dessen Studium der hessische Leser nicht nur mit Stolz auf sein Vaterland blickt, sondern auch dankbar derer gedenkt, durch deren Initiative es sich seine heutige Stellung unter den deutschen Stämmen errungen hat, unserer Regenten, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler.

Niemand wird diesen unseren particularistischen Zweck als einen verwerflichen bezeichnen. Heute, wo unsere kühnsten Erwartungen übertroffen und unser deutsches Volk ehrfurchtgebietend und mächtiger denn je unter den Völkern dasteht, ist es mehr als je an der Zeit, der Verdienste der Einzelstaaten zu gedenken. Die Kleinstaaterei, ob sie gleich lange genug die staatliche Consolidirung des deutschen Vaterlandes zu verzögern schien, sie war es doch, durch welche unser deutsches Volk seine heutige geistige Kraft errang und es fähig gemacht wurde, den Kampf durchzuführen, der 1848 seinen Anfang nahm und 1870, nachdem er die mannigfachsten Stadien durchlaufen, zu einem siegreichen Ende geführt wurde.

Wie jedes Uebel seine naturgemäße Heilung aus sich selbst vollzieht, so waren auch die Kleinstaaten des ehemaligen Rheinbundes, in welchen das Erwachen der nationalen Einheitsidee mit den Anfängen des politischen Lebens überhaupt zusammenfällt, nur der naturgemäße Weg zur nationalen Einheit und diese das ihnen unbewußt vorschwebende Ziel. Aus ihnen sind, gleichwie durch sie unser Volk das erforderliche Maß von geistiger Bildung errang, um den Werth der Einheit schätzen zu lernen, auch die ersten Kämpfer für diese Idee, durch welche sie in alle Schichten der Bevölkerung getragen wurde, hervorgegangen, und hier war es, wo man auf dem Katheder, auf der Tribüne und in der Presse am eifrigsten für sie warb.

Ein Werk, das sich gleich dem unseren zur Aufgabe stellt, ein getreues Bild der Entwickelung und der gegenwärtigen Culturstufe eines deutschen Einzelstaates zu liefern, verfolgt daher neben dem scheinbar particularistischen dennoch wieder auch einen großen nationalen Zweck und dient mit, indem es aus den vielen Stämmen unseres Volkes einen einzigen herausgreift und seine Bedeutung im großen Ganzen zeigt, zur Erkenntniß und zur Verherrlichung der Größe des Gesammtvaterlandes. „In der Kraft der einzelnen Stämme wurzelt die Macht des Reiches." Ermessen und untersuchen wir daher hier die Kraft unseres Stammes, und seien wir stolz darauf, wenn uns ein recht hoher Antheil an dieser heutigen Macht und Größe des Reiches zufällt.

Unterwerfen wir das Großherzogthum Hessen zunächst einer allgemeinen Betrachtung. Das Land umfaßt einen Flächenraum von 768 120,04 Hectaren mit einer Bevölkerung von 936 340 Seelen. Es besteht bekanntlich aus zwei großen, nicht mit einander zusammenhängenden Theilen: der ganz von dem Königreiche Preußen eingeschlossenen Provinz Oberhessen und den beiden ein Ganzes bildenden Provinzen Starkenburg und Rheinhessen. Von den beiden letzteren wird Starkenburg von Preußen, Bayern und Baden, Rheinhessen von Bayern und Preußen umgrenzt. Werfen wir zunächst einen Blick auf das alte hessische Stammland, die Provinz Oberhessen.

Die Provinz Oberhessen umfaßt 328 801,28 Hectar mit einer Bevölkerung von 264 614 Seelen. Den gesammten östlichen Theil der Provinz bildet in einer Länge von 16—20 und in einer Breite von 10—12 Stunden der sogenannte Vogelsberg, eine einzige große, jener ältesten Epoche unserer Erdbildung angehörige Basaltmasse, wie bis jetzt noch keine ähnliche auf der gesammten Erdoberfläche bekannt ist. Der Vogelsberg stammt, nach der Erklärung des berühmten Geologen Bernhard von Cotta, aus jener Periode, wo nach der ersten Krustenbildung auf der feurig-flüssigen Erdmasse furchtbare Durchbrechungen und Eruptionen stattfanden und die ausgegossenen Massen neue Gebirge bildeten. Die ganze Basaltmasse verdankt wohl nur einer Aufeinanderfolge der einzelnen Ausbrüche ihre Entstehung, das heißt Laven, die nach einander hervorquollen und abflossen. Häufig beobachtet man die Durchbrechung älterer Basaltströme durch jüngere, und Basaltströme, die über ältere hinwegflossen. Nach R. Ludwigs trefflicher geologischer Skizze des Großherzogthums Hessen fand diese vulkanische Thätigkeit zu einer Zeit statt, während welcher das Terrain noch 250 bis 275 Meter tiefer lag als jetzt. R. Ludwig schließt dieses aus den Meeressedimenten des niederhessischen Oligocän, welche die älteren Basaltlaven überlagern und bei Zell in einer Höhe von 250 bis 275 Meter ausstehend zu finden sind. Es darf sonach angenommen werden, daß noch nach der Ablagerung der Vogelsberger Lavaströme eine allgemeine Bodenerhebung stattfand. Die radienartig von dem Hauptkegel des in allmähliger Steigung sich erhebenden Gebirges ausgehenden Thäler erscheinen als nach allen Richtungen hin ausgeflossene Lavaströme, welche das an vielen Stellen nur von einer dünnen Humusdecke überlagerte Gerippe des Gebirges bilden. Die Spitze dieses großen Basaltkegels bildet das flache Plateau des Oberwaldes und sein höchster Punkt der 783 Meter hohe Taufstein. In Folge der seine Hauptmasse bildenden harten Eruptivgesteine ist das Gebirge des Vogelsberges wenig geeignet zur Quellen- und Flußbildung und bietet in seinem oberen Theil nur wenig zum Feld- und Waldbau taugliche Erde. Dort ist daher das Land nur wenig bevölkert, und oft findet man auf beträchtliche Strecken keine menschliche Wohnung. Auch das Klima des oberen Vogelsberges ist in Folge seiner bedeutenden Höhe über dem Meere (Ulrichstein 585 Meter) rauh und unwirthlich, so daß die Natur hier nur wenig gethan hat, um den Menschen zur Ansiedelung zu ermuntern.

Günstiger gestalten sich bereits die Verhältnisse in dem niederen Vogelsberg. Wald, Feld und Weideland wechseln hier mit einander, Quellen und Gewässer befördern die Vegetation, die Nidda, die Schlitz, die Schwalm und die Ohm nehmen hier ihren Ursprung, und zum Theil stattliche Dörfer liegen am Fuße des Gebirges.

Einen noch bei weitem vortheilhafteren Eindruck empfangen wir von dem westlichen Theil der Provinz Oberhessen, den man der Hauptsache nach unter dem Namen die Wetterau begreift. Man versteht unter diesem Namen den ganzen, auf der Höhe zwischen Gießen und Butzbach beginnenden, östlich vom Vogelsberg und westlich vom Taunus begrenzten Landstrich. Zum größten Theil Diluvialbildung, d. h. der Periode angehörig, wo die letzte allgemeine Wasserbedeckung der Erde, die Sündfluth der Bibel, stattfand, kräuselten noch nach dieser Epoche die Erhebungen und Eruptionen des noch in voller vulkanischer Thätigkeit befindlichen Vogelsberges ihre Bodenfläche in die gegenwärtige anmuthige Wellenform, an vielen Stellen sogar die Diluvialablagerungen durchbrechend. Nach Abfluß des Wassers entstanden, wie C. Scriba in einem trefflichen, in der „Frankfurter Presse" erschienenen Feuilleton richtig ausführt, in dem festen Schlammboden Nadelholzwälder von ungeheurer Ausdehnung, die dann wieder vernichtet und zusammengeschwemmt wurden und jetzt die großen Braunkohlenlager bilden, welche den Bewohnern der Wetterau noch für eine unberechenbare Zeit hinaus ein treffliches Heizmaterial zu liefern versprechen. Zahlreiche Quellen, sowie die vom Vogelsberg kommenden Ge-

wässer: die Wetter, Horloff, Nidder und Nidda und die auf dem Taunus entspringende Us befeuchten den fruchtbaren Lehmboden, und diesen günstigen Bedingungen, zu welchen sich ein mildes Clima gesellt, verdankt es die Wetterau, daß sie zu den fruchtbarsten Gegenden, zu den Getreidekammern Deutschlands gezählt wird. —

Wesentliche Unterschiede in der physischen Beschaffenheit bieten die beiden anderen Provinzen dar. Den 301 894,92 Hektaren mit 394 574 Bewohnern umfassenden Flächenraum der Provinz Starkenburg nimmt zu einem Drittel ein Gebirge ein, das, obgleich ebenfalls einer weit hinter uns liegenden Periode der Erdbildung angehörig, doch erheblich von dem Vogelsberge verschieden ist. Obwohl die Basaltkuppen des Otzberges und des Roßberges beweisen, daß auch hier vulkanische Kräfte unmittelbar thätig waren, so gehören doch die Gebirge, welche das Gerippe der Provinz bilden, wenn sie auch unter deutlich sichtbaren eruptiven Lagerungsverhältnissen auftreten, nicht zu der Gruppe der eigentlichen Laven, sondern zu den diesen nahe verwandten plutonischen Aciditen, wie die neuere Geologie diese, durch ihren Reichthum an Kieselsäure ausgezeichnete Gruppe von Gesteinen, die ältesten Erstarrungsgesteine der Erdrinde, benannt hat.

Zahlreiche Gründe sprechen dafür, daß sich gerade diese Gattung von Gesteinen aus dem heißflüssigen Erdballe zuerst ausgeschieden und daß Quarz, Granit, Gneiß und Porphyr die ersten festen Bestandtheile des Erdballs bildeten. Diese plutonischen Acidite, das Urgebirge, wie die ältere Bezeichnung lautet, bilden die Hauptmasse des ganzen sogenannten westlichen Odenwaldes. Die höchsten Höhen dieses Bergzuges sind der Melibocus, richtiger Malchen genannt (519,75 Meter), und der Felsberg (518,25 Meter).

Der letztere zeigt ein Phänomen, das unzweifelhaft auf dereinstige gewaltige Katastrophen an dieser Stelle der Erdoberfläche hinweist. Ueber den ganzen Bergabhang sind vom Fuß bis zum Gipfel, auf eine Länge von wenigstens einer halben Stunde, Syenitblöcke der verschiedensten Größe, oft 20 Fuß lang, ausgestreut und in buntem Durcheinander aus- und übereinander geworfen. Sie liegen so dicht, daß sie vielfach auf breite Strecken die Erdoberfläche vollständig bedecken, viele quer übereinander, wie wenn sie in dem Gedränge und Geschiebe der abwärts stürzenden Massen unterst zu oberst gekehrt worden seien. Der gesammte südliche Odenwald besteht aber aus Gneiß, so daß die merkwürdige Thatsache, daß der, einer ganz anderen Gruppe von Gesteinen, den vulkanischen Basiten, angehörige Syenit sich hier vorfindet, nur durch die Annahme erklärt werden kann, eine eruptive Kraft habe an dieser Stelle des Gebirges ein Syenitlager gewaltsam emporgehoben, das bei dem Durchbrechen des Gneiß zerborsten, nunmehr in Tausenden unter und über einander gerollten Trümmern den Bergabhang bedeckt.

Der Umstand, daß nicht allein in den letzten Jahren, sondern, soweit die geschichtlichen Ueberlieferungen reichen, diese Gegenden, sowie der Vogelsberg, der Schauplatz von Erdbeben sind, bestätigt unsere Annahme, und erscheinen diese Erschütterungen als die letzten Nachzügler einer vor Jahrtausenden stattgehabten gewaltigen Katastrophe.

Die Ausdehnung dieses Urgebirges ist übrigens eine verhältnißmäßig ziemlich geringe. Eine von Heidelberg nach Aschaffenburg gezogene Linie dürfte am besten seine östlichste Grenze bezeichnen. Von da ab ostwärts besteht der Odenwald aus Sandsteingebirge, das durch seine Wellenlinien und sanfteren Uebergänge auffallend mit dem, schroffe Berggestalten und tief eingerissene Schluchten in mannichfacher Abwechslung darbietenden, westlichen Odenwald contrastirt.

Dieses merkwürdige Gebirge bietet dem Wanderlustigen verlockende Ausflüge. Seine waldigen Höhen, Melibocus, Felsberg, Knoden und Neunkirchen, bieten herrliche Aussichtspunkte; würzige Düfte verbreiten seine Wiesen, kalte Bergwasser sammeln sich in seinen Thälern, und die Weschnitz, die Gersprenz, die Mümling und die Modau entspringen auf seinen quellenreichen Höhen. Mit Vorliebe sucht der von dem Staube und Lärm der Städte Ermüdete in seinen romantischen Waldthälern Erquickung und Erfrischung.

Der weitere Theil der Provinz Starkenburg, die Rhein- und Main-Ebene, besteht zum größten Theil aus angeschwemmtem Land, welches der Zeit entstammt, wo der Rhein jenen großen See bildete, dessen äußerste Endpunkte heute durch die Städte Basel und Bingen bezeichnet sind, Wald Tannen,



Buchen und Eichen — wechselt auf dieser Fläche mit zum Theil sehr fruchtbarem Ackerland und leichtem Sandboden. Die zunächst dem Rhein unter dem Namen das Ried bekannte Ebene, zeichnet sich vor Allem durch ihre Fruchtbarkeit aus und ihr Ertrag steht selbst dem der gesegneten Wetterau nicht nach.

An Fruchtbarkeit werden Wetterau und Ried nur von der Provinz Rheinhessen übertroffen. Rheinhessen stellt einen Flächenraum von 137 423,84 Hektaren mit 277 152 Bewohnern vor, ist also der dichtbevölkertste Theil des Landes. Ihrem geologischen Baue nach besteht die Provinz ausschließlich aus angeschwemmtem Land und Meeressedimenten, Meeresthon und Meeressand, Cerithienkalk, Cerithienmergel und anderen der Diluvialperiode angehörigen Wasserbildungen. Die zahlreiche, lösliche, aufgeschlossene mineralische Nahrung bietenden Wasserbildungen bedingen die ungemeine Fruchtbarkeit Rheinhessens. Sein Ackerbau ist ein wahrhaft blühender und Getreide, Reps und Tabak gedeihen vorzüglich auf seinen Fluren. Keine Waldungen zieren seine Höhen, nur vereinzelte, aber weithin sichtbare Rüsterbäume, von denen einige, wie der am Julianenbrunnen zu Guntersblum uralt sind, spenden im Sommer hie und da Schatten, und der von der Feldarbeit ermüdete Landmann sucht unter ihnen Schutz vor den glühenden Strahlen der Sonne. Auf den sanften Abhängen gedeiht die Rebe und Rheinhessen liefert mit die edelsten Weine des Rheinlandes. Einladend sind die freundlichen, wohlhabenden und reinlichen Dörfer, gerne weilt der Fremdling in dem gesegneten Landstrich und gesteht sich, daß die hessische Rheinprovinz die Perle des Rheinlandes ist.

Verschieden wie der Anblick, den das Land in den drei Provinzen bietet, ist auch die Natur seiner Bewohner. Der deutsche Typus in seiner Reinheit, deutsches Wesen und alte Volkssitte haben sich am meisten in Oberhessen erhalten, und heute noch erkennt man in unseren blauäugigen, blonden, hochgewachsenen Oberhessen die Grundzüge des Bildes wieder, das uns Tacitus von ihren Voreltern, den alten Chatten entwirft. Bei diesem Stamme, sagt der römische Geschichtschreiber, „sind härtere Körper, gedrungene Glieder, drohender Blick, größere Kraft des Gemüths. Viel der Ueberlegung und Betriebsamkeit; sie setzen sich Erkorene vor, gehorchen den Vorgesetzten, kennen Ordnungen, benutzen Gelegenheiten, verschieben den Angriff, theilen den Tag ein, schanzen Nachts, zählen Glück dem Zufall, Tapferkeit der Gewißheit bei und, welches am seltensten und nur römischer Kriegskunst verliehen, sie bauen auf den Anführer mehr wie auf das Heer."

Kräftig, hart, unternehmend und ausdauernd, ist der Oberhesse ein Musterbild deutschen Stammescharakters. Er ist, was Lebensweise und Gewohnheiten anlangt, mißtrauisch gegen Neuerungen, hält strenge am Alten fest, und Oberhessen war daher bisher ein sicheres Asyl für alte deutsche Volkssitte und Volkstracht. Die Wetterau, der Schwalmgrund und das Schlitzerland bieten mannigfache malerische Trachten. Religiosität, Sittenstrenge und ein musterhafter Fleiß zeichnen die Bewohner Oberhessens aus; dem Bewohner der höher gelegenen Theile des Vogelsberges ist keine Mühe zu groß, dem unfruchtbaren Boden die Gabe der Ceres abzuringen. In den ärmeren Gegenden finden die Bewohner durch Holzschnitzereien und die wenig einträgliche Arbeit am Webstuhl ihre Nahrung. Verbrechen gegen Eigenthum sind dort weit seltener als in den wohlhabendsten Theilen des Großherzogthums, und mit Stolz sehen wir auf diesen herrlichen Menschenschlag, dessen Unternehmungslust und Betriebsamkeit in dem Sprüchwort verherrlicht sind: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben." —

Die Bewohner Starkenburgs gehören zum rheinfränkischen Stamme, doch ist zwischen denjenigen der Ebene und den Gebirgsbewohnern ein erheblicher Unterschied in Wuchs und Körperformen ersichtlich, namentlich sind die Odenwälder, im Gegensatz zu den höher gewachsenen Riedbewohnern, von kurzer, untersetzter Statur und ähneln, wie der Riedbewohner viel den hochgewachsenen Alemanen des Oberrheins gleicht, mehr dem am oberen Main in seiner Reinheit erhaltenen fränkischen Stamme. Der Odenwälder ist fleißig und sparsam und scheut keine Mühe, einen Geld-Verdienst zu erringen. Die Fabriken, welche in neuester Zeit im Odenwald errichtet wurden, zeigen, daß seine Bewohner nicht säumig sind und zu den betriebsamsten des Großherzogthums gehören. Aus meiner Jugend sind mir noch Greisinnen aus der Umgebung von Höchst und Neustadt erinnerlich, die es nicht scheuten, einen Korb mühsam gesammelte Wachholderbeeren, die Arbeit eines ganzen Tages, nach dem sechs Stunden

entfernten Darmstadt zu tragen, um dafür 18 bis 24 Kreuzer zu erlösen. Diese Armuth des Landes entschuldigt manches, was in den Augen des strengen Sittenrichters verwerflich erscheint. Es bedarf nur, daß diese Gegenden dem Verkehr erschlossen, daß seinen Bewohnern Nahrungsquellen in ausreichendem Maße eröffnet sind, und auch der sittliche Zustand des Landes, der sich in den letzten Jahren bereits um ein bedeutendes gehoben hat, wird keine Veranlassungen mehr zu Vorwürfen bieten. Den Odenwäldern ähnlich sind die Bewohner der Mainebene, nur diejenigen des Rieds zeigen einen erheblicheren Unterschied. Sie sind im allgemeinen höher und kräftiger gebaut, ein ächter kerniger Bauernschlag, der an Fleiß und Betriebsamkeit alle Bewohner der Provinz Starkenburg überragt und auch da, wo der Boden kaum einen Ertrag verspricht, seine Nahrung zu finden weiß. Das in einer unfruchtbaren Sandebene gelegene Griesheim ist durch den Fleiß seiner Bewohner zu einem unserer wohlhabendsten Dörfer geworden, und bis weit über die deutsche Grenze verschicken seine unternehmenden Einwohner ihre Sämereien.

Wesentlich verschieden von der Bevölkernng Oberhessens und Starkenburgs sind die Rheinhessen. Ihr hoher, kräftiger Wuchs deutet auf eine Abstammung von den Alemannen des linken Rheinufers hin, welche sich bekanntlich im Elsaß noch rein erhalten haben. Allein Rheinhessen und die Pfalz haben so oft die Besitzer gewechselt, so viele Wandlungen erlitten, daß hier kaum eine einigermaßen sichere Vermuthung aufgestellt werden kann. Auch scheint gallisches Wesen nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, wenigstens stehen unsere Rheinhessen und Pfälzer, was Naturell und Gewohnheiten anlangt, unseren französischen Nachbarn am nächsten. Die Rheinhessen sind gesprächig, lebendig, wißbegierig, und wenn ich in Rheinhessen auf offener Landstraße von dem ersten besten Bauer angehalten werde, um mich mit ihm über Politik zu unterhalten, oder ihm Neuigkeiten aus der Residenz zu erzählen, erinnere ich mich immer an jene Stelle Cäsars: „Es ist in Gallien Sitte, Reisende, auch gegen ihren Willen, anzuhalten und sich nach Allem, was sie gehört oder erfahren, zu erkundigen. — Das Volk drängt sich in den Städten um die Kaufleute und nöthigt sie zu sagen, woher sie kämen und was sie für Neuigkeiten mitbrächten." Wer erregte Zeiten in Mainz oder Worms mitgemacht, und unter dem gewöhnlichen Volk verkehrt hat, wird auch zugeben, daß dieser Satz, demzufolge die Gallier zu viel auf Gerede von „Hörensagen" geben, auf unsere Rheinhessen mitunter anwendbar ist. Allein dieser nach Neuem begierige Rheinhesse war auch bisher überall voran, wo es galt, sein Hauswesen, sein Gewerbe, seine Landwirthschaft, seine Gemeindeeinrichtungen zu verbessern. Er war unter allen Bewohnern Hessens am ersten an ein öffentliches Leben, an parlamentarische Sitte, an die Tribüne gewöhnt, und Jahrzehnte lang war er die kräftigste Triebfeder der politischen Entwicklung unseres Landes, und, wie der Wein des Landes das Blut schneller kreisen macht und alle Lebensgeister anregt, so belebend und erwärmend ist auch der Verkehr mit seinen Bewohnern. Am besten bezeichnete diesen anregenden und erheiternden Einfluß des rheinischen Geistes der Ausspruch eines oberhessischen Abgeordneten, des Postmeisters Rausch von Lauterbach, der 1848, als eine Menge rheinhessischer Deputationen in Darmstadt anwesend waren, einmal entzückt ausrief: „Weiß Gott, ein Tag unter Rheinhessen ist so viel werth, wie vierzehn Tage Sommers in Oberhessen."

An sonstigen Vorzügen steht der Rheinhesse keinem anderen Bewohner Hessens nach, nicht an Fleiß, denn der rheinhessische Bauer ist unter allen am frühesten bei der Feldarbeit, auch nicht in der Gewissenhaftigkeit im Festhalten an Zucht und guter Sitte — die rheinhessischen Mädchen halten auf Ehrbarkeit und werden zu trefflichen Hausfrauen erzogen — allen voran aber ist er an Intelligenz und Werthschätzung praktischen Wissens. Die zahlreichen Privatlehranstalten, die neben den vom Staate gegründeten höheren Lehranstalten selbst auf kleinen Dörfern bestehen, sind ehrenvolles Zeugniß für die geistige Strebsamkeit seiner Bewohner.

Die Provinz Starkenburg.

Wie das Großherzogthum Hessen als buntes Gemisch von Ländercomplexen aus den Trümmern des deutschen Reiches hervorgegangen, so besteht auch innerhalb der drei Provinzen selbst, wenigstens in Starkenburg und Rheinhessen, keine, wie man zu sagen pflegt, angestammte innere Zusammengehörigkeit. Die Provinz Starkenburg ist der Hauptsache nach eine Schöpfung des 1801 abgeschlossenen Friedens von Luneville, und erst die hessische Verwaltung hat aus den verschiedenen Gebieten ein homogenes Ganze geschaffen.

Die Provinz Starkenburg, welche ihren Namen einem ihrer Bestandtheile, dem ehemaligen Kurmainzischen Oberamt Starkenburg, entlehnt hat, ist aus zweiundzwanzig verschiedenen, ehemals souveränen Herrschaften und Trümmern ehemaliger Staaten entstanden. Es sind folgende: das die Amtsvogteien Bensheim, Heppenheim und Lorsch in sich schließende Oberamt Starkenburg, die ehemalige Obergrafschaft Katzenelnbogen, die Amtsvogtei Fürth, das Kurmainzische Amt Gernsheim, das Oberamt Steinheim, mit Ausnahme der Aemter Groß-Krotzenburg und Alzenau (von welchen ersteres 1815 an Kurhessen und letzteres an Bayern überging), die Amtsvogtei Dieburg, die Amtsvogtei Seligenstadt, die Amtsverwalterei der Abtei Seligenstadt, das Mainzische Amt Hirschhorn (mit Ausnahme des Ortes Eschelbach), das Kurpfälzische Amt Lindenfels, das Kurpfälzische Oberamt Umstadt, das Kurpfälzische Oberamt Otzberg, auf dem rechten Rheinufer gelegene Parzellen des ehemaligen Kurpfälzischen Oberamts Alzey, auf dem rechten Rheinufer gelegene Parzellen des ehemaligen Kurpfälzischen Oberamts Oppenheim, Reste des Bisthums Worms, mit Ausnahme der Kellerei Ehrenberg, oder dem Wormsischen Amt Lampertheim und der Herrschaft Neckarsteinach, die Stadt Wimpfen und die Probstei St. Peter daselbst, die Löwenstein-Wertheim'schen Aemter Habitzheim und Kirchbeerfurth, die Herrschaft Breuberg, die Erbach-Fürstenau'schen Aemter Michelstadt, Fürstenau und Rothenberg, die Erbach-Erbach'schen Aemter Erbach und Reichenberg, die Erbach-Schönberg'schen Aemter Schönberg und König, verschiedene reichsritterschaftliche Besitzungen der Freiherrn von Albini, Grafen von Dalberg und Belderbusch, Freiherren von Frankenstein, Herren von Gemmingen, von Harthausen und von Wamboldt, die ehemalig Isenburgischen Aemter Offenbach und Dreieich, die dem Grafen von Schönborn gehörige ehemalige Herrschaft Heusenstamm, sowie einige ehemals bayerische Orte.

Weniger verschieden wie nach ihrem staatlichen Ursprung ist die Provinz, wie wir oben gesehen haben, nach ihrer physischen Beschaffenheit. Die Cultur hat noch mehr dazu beigetragen, in diesen Landestheilen eine gewisse Einheit herzustellen. In der Bergstraße, der strata montana der Römer, und dem Odenwald finden sich die ältesten Spuren menschlicher Cultur. Ueberbleibsel zahlreicher

römischer Niederlassungen sind hier vorhanden, sei es an den sonnigen Höhen der Bergstraße, deren mildes Clima die Ankömmlinge aus dem Süden zum Bleiben verlockte, sei es an den Abhängen des Felsberges, wo das unternehmendste Volk des Alterthums durch Sklaven die Syenitblöcke zum Behufe der Errichtung von Prachtbauten in der fernen Heimath fabrikmäßig behauen ließ, oder auf den unwirthlichen Höhen des Odenwaldes, wo sich unter dem Schutze der Castelle einzelne Niederlassungen bildeten. Dieser frühen Cultur, der schon vor Jahrhunderten begonnenen Ausrodung der Wälder, dem frühzeitigen Anbau des Landes, in welchem sogar, wie an der Bergstraße, Reben, Mandeln und Pfirsiche gedeihen, ist zum Theil das milde Klima und die Fruchtbarkeit zuzuschreiben, der sich heute unsere Provinz erfreut, und dankbar dürfen wir derer gedenken, die vor Jahrhunderten die germanischen Urwälder lichteten, und deren eiserner Kraft es gelang, den Widerstand der Elemente und der Menschen zu bezwingen.

Darmstadt.

Da, wo der westliche Abhang des Odenwaldes in die Ebene zwischen Rhein und Main verläuft, liegt eine Stadt, von welcher jeder Fremde, der sie berührt, einen Eindruck der Behäbigkeit und des Comforts erhält, wie wir ihn nur von durchaus modernen Städten empfangen. Von den süddeutschen Städten sind es Wiesbaden und Stuttgart, mit denen unsere Stadt eine gewisse Aehnlichkeit zeigt, am meisten aber das lothringische, lichte und freundliche Nancy, das jedem, der es besucht hat, beinahe wie eine Zwillingsschwester Darmstadt's erscheint.

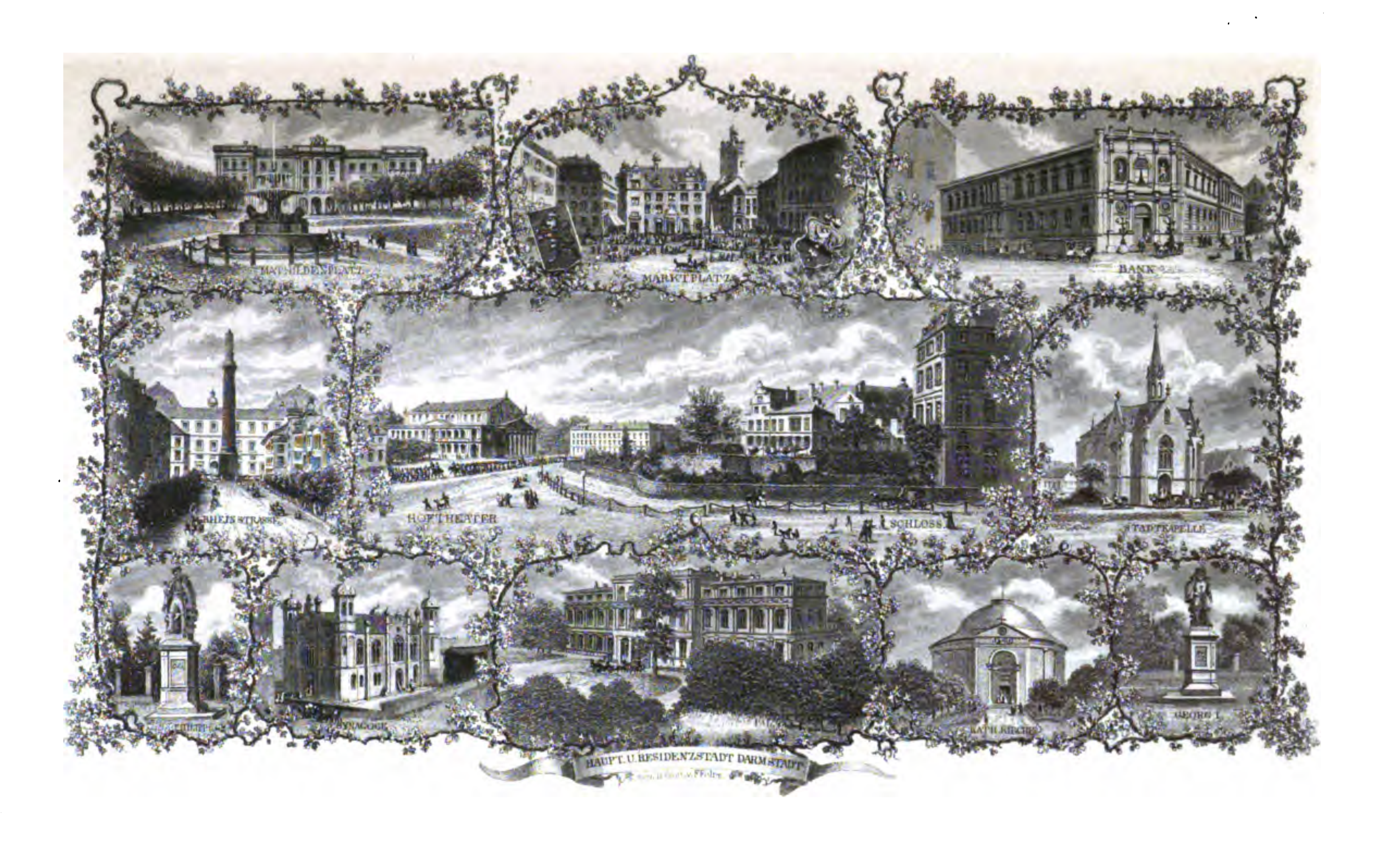
Beide Städte besitzen dieselbe vornehme, residenzartige Bauart, die weiten anmuthigen Squares mit ihrem wohlthätigen Grün, freundliche Alleen, welche die Hauptstadttheile mit einander verbinden, und beide haben auch im Treiben ihrer Bevölkerung manches gemeinsam, wenn auch in Folge der Lebhaftigkeit des französischen Temperaments manche Züge schärfer zu Tage treten, als uns dieses bei der deutschen Doppelgängerin der französischen Stadt auffallen kann. Eines namentlich, der Schönheitssinn und die Freude an den Annehmlichkeiten des Lebens, sind in beiden Städten hervortretende Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung. Nancy ist berühmt durch den Chic der schöneren Hälfte seiner Bewohner, durch den leichten, eleganten Wurf ihrer Toilette, ihre Beweglichkeit und Grazie. Auch den Bewohnerinnen Darmstadt's kann man dieses nachrühmen. Jedem Fremden, der die Hauptstadt des Großherzogthums betritt, fällt der Flor junger Damen auf, der sie auszeichnet und denen man in eleganter Toilette auf den Spaziergängen begegnen kann. Gleich der Hauptstadt des französischen Lothringens überrascht uns an der Bevölkerung die Freude an den Schönheiten der Natur, an Musik und an dem durch die Künste verfeinerten Lebensgenüsse. Namentlich eins aber haben beide mit einander gemein: den Geschmack und das Geschick im Arrangement von Festlichkeiten, und darin übertrifft Darmstadt sogar noch entschieden seine französische Doppelgängerin.

Seit der Enthüllung des Ludwigsmonuments (25. August 1844) war Darmstadt der Schauplatz einer Reihe glänzender Volksfeste, wie sie keine Stadt der Nachbarschaft in ähnlicher Zahl und gleicher Ausdehnung geboten hat. Das mittelrheinische Musikfest hat der Hauptstadt des Großherzogthums den Namen der Gastlichkeit weit und breit erworben, und manche fröhliche Sänger- und Turnerschaar hat seitdem Darmstadt zum Festort erkoren. Zwei glänzende Feste aber sind Allen noch in frischer Erinnerung, das Fest des Einzugs unserer siegreich heimgekehrten Truppen und das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum unseres früheren Landesherrn Ludwig III. unter dessen segensreicher Regierung Darmstadt in eine neue Aera gedeihlicher Entwickelung, in eine Periode des Glanzes eingetreten

römische
mildes
Felsb
der E
wirth
bildet
dem
Pfirs
unser
Urw
zu b

lieg
Co
St
mei
wie

mit
un
Le
der
sinn
thüm
wohn
Bewo
Großh
ganter
Lothrin
und an
einander
trifft Da
Sei
einer Reih
Ausdehnun
den Namen
hat seitdem
Erinnerung,
jährige Regierungsjubiläum unseres früheren Landesherrn Ludwig III. unter dessen segensreicher Regierung Darmstadt in eine neue Aera gedeihlicher Entwickelung, in eine Periode des Glanzes eingetreten


MARKTPLATZ
BANK
HOFTHEATER
SCHLOSS
GEORG I.
HAUPT. U. RESIDENZSTADT DARMSTADT


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

ist, welche in ihrem Verlaufe auch die kühnsten Erwartungen früherer Generationen übertraf. Durch die Vereinigung von vier innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre gegründeter neuer Eisenbahnlinien ist Darmstadt zum Sitze einer sehr achtungswerthen industriellen Thätigkeit geworden, die Bauspeculation hat einen Antrieb empfangen, wie er zuvor nie vorhanden war, und innerhalb der durch die Main-Neckar- und Odenwaldbahn gebildeten Umfassung breiten sich die neuen Quartiere aus, weit und behaglich, als Rahmen der zukünftigen Großstadt.

Niemand hat Darmstadt seine zukünftige Größe an der Wiege gesungen. Es liegt nicht in einer Oertlichkeit, welche wie Mainz, Straßburg, Köln, Hamburg im Voraus durch ihre Lage zum Sitz des Weltverkehrs prädestinirt war. Gleich der heutigen Hauptstadt des deutschen Reiches liegt die Fläche, auf welcher sich seine Quartiere erheben, abseits von der alten Straße des Völkerverkehrs, abseits von der Heerstraße von Süden nach Norden, dem Rheinthale, wie von dem von Osten nach Westen an den Ufern des Maines hinziehenden alten Verkehrswege der fränkischen Stämme.

Wie in der vorrömischen Zeit die Stelle, auf welcher sich die Stadt erhebt, beschaffen war, dafür fehlen uns die geschichtlichen Anhaltspunkte, aber bei Betrachtung der Natur unseres Landes ist es möglich, uns ein Bild der ersten Anfänge der Culturarbeit zu entwerfen, welche sich an der Oertlichkeit, auf welcher Darmstadt liegt, allmählich vollzog.

Versetzen wir uns in die Zeit, wo die Fluthen des Rheins bereits die Thonschiefermassen, welche ihm bei Bingen den Abfluß zum Meere versperrten, durchwühlt hatten und nur noch die Niederungen erfüllten, welche man irrthümlich als das alte Neckarbett bezeichnet, so sehen wir an den Abhängen des Gebirges eine große, weite Fläche, auf der sich wohl, wie an einzelnen vom Wasser verlassenen Stellen der Riedgegend, vom Schlamm des Flusses gedüngter, üppiger, fruchtbarer Boden befunden haben mag, auf der aber im großen Ganzen nur die Sümpfe in den Niederungen mit dem unfruchtbaren Flugsand, der sich auf den höher gelegenen Stellen abgelagert hatte, abwechselten. Weidenbäume, Schilfarten, Riedgräser, und Juncusarten bildeten die trostlose Vegetation der Niederungen; Haidekraut, Ginster und ähnliche Gewächse nährten sich auf dem kärglichen Sandboden. Dichte Nebel erfüllten während des größten Theiles des Jahres in den Morgen- und Abendstunden die Atmosphäre, und die aus den weiten Torfmooren aufsteigende, Fieber erzeugende Luft verscheuchte aus der Rheinebene die Menschen, die es etwa versuchten, dauernd ihren Aufenthalt hier zu nehmen.

Anders da, wo sich die Gebirge erheben. Die frische, reine Luft, die klaren Bergwässer, verlockten wohl schon in der frühesten Zeit die Menschen, in den herrlichen Waldungen durch Jagd und Fischfang ihre Nahrung zu suchen und, soweit es ihr Bedarf erforderte, auch einzelne Stellen des Waldes urbar zu machen. Hier hausten wohl die ältesten celtischen Ureinwohner unseres Landes, um später den vom scandinavischen Norden aus nach Westen und Süden vorwärts drängenden germanischen Ansiedlern zu weichen. Welche Rolle in jener weit zurückliegenden Epoche — ein Zeitraum, der wohl nach mehreren Jahrtausenden zählt — der Stelle, auf welcher unser heutiges Darmstadt steht, zufiel, wir wissen es nicht, nur ein einziger Anhaltspunkt gibt uns Veranlassung zu einigen Vermuthungen. Am Herrgottsberge liegt der unter dem Namen Teufelsklaue bekannte Granitblock. Herr H. v. Westerweller hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das, was das Volk hier als die „Klaue" bezeichnet, wohl Schriftzüge sind, welche den mitten in dem geweihten Haine gelegenen Opferplatz bezeichneten. Der Umstand, daß an dieser Stelle die Martinscapelle stand, läßt auf eine frühere Heiligkeit des Ortes schließen, denn das Christenthum, wie es in Deutschland auch heidnische Gebräuche in christliche Formen kleidete, oder alte heidnische Feste als christliche beging, liebte es ja, die Gotteshäuser an Oertlichkeiten zu errichten, welche schon in der heidnischen Zeit ein Gegenstand der Ehrfurcht und Anbetung waren, und der Wodan der alten Germanen wich auch wohl an dieser Stelle dem „Herrgott" der Christen.

Andachtsvoll beteten unsere Voreltern vielleicht hier zu dem alldurchdringenden Weltgeist, dessen Athem als Sturm über die Erde dahinbraust, der als Sonne die Erde beleuchtet und befruchtet, und schützend waltet über dem Erdensohn in der Hütte des Friedens und im Felde der Schlacht, zu Thor dem Donnerer, dessen stählerne Faust die Felsen zerschlägt und dem Landmann die Erde ebnet und befruchtet. Die Prophetinnen unseres Volkes, die Völur, Walen, wählten wohl diese Stätte und

weissagten und übten die Heilkunst aus, bis im Laufe der Zeiten der von christlichen Eiferen genährte Hexenaberglaube diese Verehrung in Haß und Verfolgung umschlagen ließ; damals stempelte man zur Teufelsklaue die Rune, welche ehedem den Felsen zu einem Gegenstande der Ehrfurcht geweiht hatte.

Lange unentweiht blieb die Stätte, auf welcher unser Darmstadt steht. Da und dort, wo eine Flur, ein Gehölz, ein Quell dazu ermunterte, befanden sich wohl einzelne germanische Siedlungen, einfache Lehm- oder Holzhütten, oder gar Erdhöhlen, in welche sich unsere Voreltern zum Schutze gegen die Kälte verkrochen. Der Zeitpunkt, um welchen die Römer unser Land betraten, gehört wohl schon einer Periode an, in welcher sich das Klima durch das Zurücktreten des Rheins und die, wenn auch mäßige germanische Feldcultur um vieles wirthschaftlicher gestaltete.

Es war das zweite Jahrhundert nach Christi, wo sich auf den gesund und sonnig gelegenen Höhen, auf welchen heute die Citadelle und der Mainzer Kästrich stehen, eine mächtige Römerstadt erhob. Ein römisches Castell, welches auf der Stelle des heutigen Darmstadt stand, vielleicht das Munimentum Trajani, dessen Oertlichkeit noch nicht bestimmt ist, die Trajansfestung, so genannt nach ihrem Erbauer, dem Kaiser Trajan, soll damals nach Steiner's Forschungen ein Glied in der Vertheidigungslinie gebildet haben, welche die Festungen des linken Rheinufers mit den auf den äußersten Vorhöhen des östlichen Odenwaldes gelegenen Castellen verband und im äußersten Falle den dortigen römischen Besatzungen einen Rückhalt bei einem Rückzuge zu bieten vermochte. In der That sprechen römische Münzen, welche man fand, und in den Fundamenten des weißen Thurms gefundenes Mauerwerk für die Steiner'sche Annahme.

Nach Ph. A. Walther („Darmstadt, wie es war und wie es geworden ist"), vermuthet man, der alte Römerort habe an der ehemals auf der Anhöhe bei Darmstadt ziehenden Straße (alte Eberstadt-Bessungen-Arheilger Straße) gelegen, da wo sich die jetzige lange Gasse befindet. Das Castell, zu welchem das Dorf gehörte, stand auf dem Plateau der dabei liegenden Obergasse und des Geistbergs. Abgehärtete Soldatennaturen nahmen hier den Kampf auf mit dem rauhen Klima Germaniens und seinen gefürchteten Bewohnern; Krämer und Handwerker, die zum Theil bei der Besatzung des Castells ihre Nahrung suchten, mochten die ersten Fremdlinge gewesen sein, die außerhalb der Mauern des Castells sich ansiedelten und zu unserem heutigen Darmstadt den Grund legten. An dem Gehaborner Hof, am Einsiedel, am Roßberg befanden sich die nächsten zu der römischen Befestigungslinie gelegenen Wachtposten und nach diesen Oertlichkeiten mögen auch wohl die ersten Wege geführt haben, welche dieses Dickicht des Urwaldes durchbrachen.

Nach dem Sturz der Römerherrschaft nahmen alemannische und später fränkische Stämme von der Gegend zwischen Rhein und Main Besitz. Fränkische zweischneidige Streitäxte, Speerspitzen, Schwerter und Schmuckgeräthe, Scelette und Gefäße, welche man in der Bessunger Gemarkung bei Gelegenheit des Baues der neuen Artilleriecaserne fand, bezeugen die einstige Anwesenheit dieser Stämme. Auch an der Windmühle fand man bei dem Bau der Main-Neckarbahn Gräber mit dem gleichen Inhalte; ebenso neuerdings an der „eisernen Hand". Gewiß ist es wenigstens, daß sich eine römische Niederlassung an der Stelle Darmstadt's befand. In Bessungen scheinen nach dem Sturze der Römerherrschaft die ersten Anfänge zu einer größeren Niederlassung gemacht worden zu sein. Urkunden erwähnen bereits unter Heinrich II. der Grafschaft Bessungen. Dort war es auch wohl, wo zum ersten Male die christliche Lehre gepredigt wurde, wenigstens unterstützt der Umstand, daß Darmstadt früher nach Bessungen eingepfarrt war, diese Vermuthung. Wann die Bewohner unseres Landes zum Christenthum bekehrt wurden, wissen wir nicht mit Bestimmtheit, doch läßt die Nähe von Mainz vermuthen, daß hier bereits zu Bonifacius Zeit die heidnischen Altäre gestürzt wurden. Eine Reihe von Oertlichkeiten erscheinen bereits frühe in Urkunden: Eberstadt 782 n. Chr., Arheilgen 836, Messel 800, Pfungstadt 783, Alsbach 773, Bickenbach 874, Groß-Gerau 910. Auch Darmstadts wird zum ersten Male um diese Epoche erwähnt. Eine in dem Codex Laureshamensis abgedruckte Todtenliste von Wohlthätern der Metropolitankirche zu Mainz, welche von dem zwölften bis in das achte Jahrhundert hinaufreicht, nennt einen Grafen Sigeboto in Darmundestat. Um jene Zeit war Darmstadt, das noch nach Bessungen eingepfarrt war, jedoch jedenfalls eine sehr bescheidene Niederlassung. Erst das Jahr 1319 ist sein eigentliches Geburtsjahr.

In diesem Jahr erhielt Graf Wilhelm von Katzenelnbogen Groß- und Klein-Gerau, Glappach, Betzingen, den Wald von Braunshard und das Dorf Darmstadt von dem Bisthum Würzburg zum Lehen. Des Grafen darf auch die heutige Stadt als ihres ersten Wohlthäters in Dankbarkeit gedenken. Er erlangte von dem Kaiser Ludwig 1330 für das Dorf die Stadtgerechtigkeit, sowie das Recht, jeden Dienstag Wochenmarkt und alle Jahre einen Jahrmarkt halten zu dürfen. Er baute starke Mauern mit Thürmen um die Stadt, und bis auf den heutigen Tag kann man noch Reste dieser ehemaligen Stadtmauer, die vermuthlich zum Theil mit Benutzung noch vorhandener römischer Befestigungen errichtet war, zwischen dem Jägerthor und dem kleinen Woog erblicken.

Damals befand sich auch schon ein Schloß in Darmstadt, an dessen Stelle zwischen 1360 bis 1375 ein neues errichtet wurde. Von da ab wurde Darmstadt zum gewöhnlichen Wohnsitze der Grafen von Katzenelnbogen. Darmstadt erlangte unter dieser Regentenfamilie ein gewisses Ansehen, und man kann annehmen, daß sich zu jener Zeit bereits eine ziemliche Hofhaltung hier befand. Die Grafen von Katzenelnbogen gehörten zu jenen kleinen Herren, die, während Deutschlands Kaiser ihre Macht zersplitterten und fern jenseits der Alpen sich in endlose Kämpfe verwickelten, zu Hause ihre Herrschaft befestigten und durch eifrige Obsorge für die kleinen Bedürfnisse ihres Landes den Grund zu einem geordneten Staatswesen legten. Unter den Grafen wurde in Darmstadt ein Stadtregiment errichtet, Bürgermeister und ein Schöffenrath, der die städtischen Angelegenheiten verwaltete; ein Märkergericht wurde eingesetzt, und besondere Ordnungen regelten die Bedürfnisse der Gewerke, die Löhne, Schankgerechtigkeit und andere Dinge. Eine Kirche wurde, nachdem Darmstadt zur selbständigen Pfarrei erhoben worden, erbaut, und durch drei Thore, das Bessunger-, Arheilger- und Frankfurterthor, konnte man die bereits von regelmäßigen Straßen, an welchen sich einige ansehnliche Gebäude erhoben, durchzogene Stadt, deren Bevölkerung freilich noch sehr klein war, betreten.

Dem modernen Geschmacke würde das damalige Darmstadt wohl wenig Anziehendes geboten haben. Die meisten Bauten der damaligen Zeit waren Holzbauten, deren Dachwerk entweder aus hölzernen Schindeln oder aus Stroh bestand. Die schmutzigen, ungepflasterten Straßen, in denen Gänse und Enten ungenirt spazierten, zeigten Düngerkauten, Stallungen und offene Hofraithen, ohne bestimmte Ordnung die Reihe der Gebäulichkeiten unterbrechend. Ein derartiges Bild boten die meisten der damaligen Kleinstädte dar, und auch Darmstadt wird wohl vor seinen Schwesterstädten nichts vorausgehabt haben.

Mehr Luxus dürfte wohl in der Burg geherrscht haben, und scheint es überhaupt, daß in der damaligen Zeit die Stadt, soweit sie ein Ansehen besaß, dieses allein dem Hof verdankte. Der Umstand, daß der rheinische Adel im Jahr 1403 das 23. Turnier in Darmstadt abhielt, spricht dafür, daß der Einfluß der Grafen von Katzenelnbogen kein unbedeutender war.

Auf jenem Turnier, das aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Platz vor dem Zeughause, welcher noch im Anfang dieses Jahrhunderts im Volksmunde die Rennbahn genannt ward, abgehalten wurde, erschienen 20 Fürsten und Grafen, 17 Herren, 52 Ritter und 278 Edle. Die hessische Ritterschaft war ungemein zahlreich, sie zählte 140 Helme, die Franken 120 Helme. Zwischen diesen beiden mächtigen Parteien kam es zu einem schrecklichen Raufhandel, in Folge dessen die blutige Erinnerung jenes Tages im Andenken von Kindern und Kindeskindern fortlebte. „Neun Hessen und siebzehn Franken blieben in des Turniers Schranken", so lautet der alte Vers Hans Sachsens. Von den Gebliebenen waren mehrere im Getümmel des Kampfes von den Rossen zertreten und erdrückt worden, der zahlreichen Verwundeten und Verstümmelten nicht zu gedenken.

Aus der Zeit der Katzenelnbogener Herrschaft stammt auch wahrscheinlich jene unter dem Namen das Frankensteiner Eselslehen bekannte Lehensverpflichtung. Urkundlich ist das Frankensteiner Lehen zwar erst im sechszehnten Jahrhundert nachzuweisen, aber die meisten Lehen wurden erst, nachdem sie schon Jahrhunderte lang bestanden, durch förmliche Lehensbriefe urkundlich bestätigt, und so dürfte auch dieses Lehen sehr alten Ursprunges gewesen sein. Eheliche Zwistigkeiten sind bekanntlich so alt wie die Welt steht. Um den ehelichen Frieden zu erhalten, pflegten unsere würdigen Voreltern öfter Strafen anzuwenden, von denen man sich dadurch, daß sie die Bestraften dem öffentlichen Spotte Preis gaben, eine besondere Wirkung versprach. So hing man in Mühlhausen im Elsaß zänkischen Weibern einen

Stein, welcher ein zankendes Weibergesicht vorstellte, den „Blebberstein" oder Zankstein, um den Hals und ließ sie mit dieser Zierde von dem Büttel durch die Stadt führen. Der Stein hängt heute noch an dem Rathhaus zu Mühlhausen und folgende Inschrift erläutert seinen Zweck:

„Zum Blebberstein bin ich genannt,
Den bösen Weibern wohlbekannt.
Ihr Weiber nehmt Euch wohl in Acht,
Daß Ihr keinen Haber macht.
Wer Lust zu Zank und Haber hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt."

Nicht minder wirksam war die Bestrafung der Darmstädter Bürgerinnen, welche sich des Bruchs des ehelichen Friedens schuldig gemacht hatten. Hatte eine Frau ihren Mann geschlagen, so mußte sie sich auf dem Esel, welchen die Herren von Frankenstein zu diesem Zwecke zu stellen hatten, durch die Stadt führen lassen, und im Falle der Mann in offenem und ehrlichem Kampfe geschlagen worden war, hatte er die gewiß nicht beneidenswerthe Ehre, den Esel, auf welchem seine Ehehälfte thronte, durch die Stadt führen zu dürfen. War dieses jedoch nicht der Fall und es nur durch einen unversehenen Ueberfall der Frau gelungen, ihren Mann zu prügeln, so trat ein gedungener Knecht an dessen Stelle. Die Herren von Frankenstein bezogen dafür, daß sie, wenn es verlangt wurde, den Esel, der zur Bestrafung der bösen Weiber diente, hielten und zur Stadt führen ließen, von den Grafen von Katzenelnbogen und ihren Nachfolgern, den späteren hessischen Landgrafen, eine jährliche Rente von zwölf Malter Korn nebst 2 Gulden 12 Kr. an Geld. Die Strafe wurde im Jahr 1587 zum letzten Male vollzogen.

Im Jahr 1487 mit dem Tode des Grafen Philipp von Katzenelnbogen, der im 77. Jahre seines Alters verstarb, endete die Katzenelnbogische Herrschaft. Durch Erbschaft kam die Grafschaft an den Gemahl seiner Tochter Anna, den Landgrafen Heinrich von Hessen. Damals trat in der Entwickelung unserer Stadt für einige Zeit ein Stillstand ein. Sie entbehrte des Hofes, denn die hessischen Landgrafen residirten zu Kassel und Marburg; es fehlte ihr daher die Obsorge, welche aus der unmittelbaren Nähe des Regenten entspringt. Durch eine harte Drangsal ist außerdem jene Periode bezeichnet.

Es war im Jahr 1518, als Franz von Sickingen, der damals auf dem Gipfel seiner Macht und an der Spitze aller ritterschaftlichen Conföderationen stand, wegen vermeintlicher Bedrängniß seines Freundes Konrad von Halstein dem noch jungen Landgrafen Philipp von Hessen, später der Großmüthige genannt, einen Fehdebrief zuschickte. Sickingen hatte noch eine Reihe von Fürsten und Grafen, auch den Kurfürst Ludwig von der Pfalz, die gegen den Landgrafen Beschwerden zu haben vorgaben, auf seine Seite gezogen. Vom Taunus her bedrängte Kaspar von Kronenburg das Land, Götz von Berlichingen drang in den Odenwald ein, Bach an der Fulda wurde vom Grafen von Henneberg überfallen und Sickingen selbst, der von seinem Zuge nach Metz zurückkehrte, nahm Gernsheim und Zwingenberg und plünderte und brandschatzte alle umliegenden Dörfer. Von da aus zog er mit seinen 3000 Reitern und 10,000 Fußgängern vor Darmstadt, in welchem die Blüthe des hessischen Adels, über 600 Reisige, als Besatzung lag. Auf dem Busenberg soll Sickingens Lager gestanden haben. Von der Seite des Bessunger Thores aus wurde die Stadt beschossen, namentlich das alte Renteigebäude, das an der Stelle der jetzigen Stadtschule stand, in Trümmer gelegt. Auf der Mathildenhöhe erhob sich noch lange Zeit eine Schanze, welche die Sage als das letzte Ueberbleibsel aus der Sickingen'schen Fehde bezeichnete. Die mit Flüchtlingen überfüllte Stadt widerstand wacker dem Drängen des Feindes bis die ersehnte Hülfe eintraf. Auf Veranlassung des zum Vermittler angerufenen Markgrafen Philipp von Baden wurde am 23. Sept. 1518 ein Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen der Landgraf an Franz von Sickingen eine Kriegsentschädigung auszahlte, welche in lauter Hellern nach Mainz in die Herberge zur Krone gebracht wurde. Der Schaden, welchen sein Land durch den Sickingen'schen Ueberfall erlitt, wurde auf 300,000 Goldgulden abgeschätzt.

Noch einmal hatte Darmstadt in dem schmalkaldischen Kriege durch das Corps des Grafen von Büren schweres Ungemach zu erdulden.

Wenn auch Darmstadt unter Philipp dem Großmüthigen der wohlthätigen Nähe des Regenten,

[illegible]

von Baden wurde am 25. Sept. 1518 ein Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen der Landgraf an Franz von Sickingen eine Kriegsentschädigung auszahlte, welche in lauter Hellern nach Mainz in die Herberge zur Krone gebracht wurde. Der Schaden, welchen sein Land durch den Sickingen'schen Ueberfall erlitt, wurde auf 300,000 Goldgulden abgeschätzt.

Noch einmal hatte Darmstadt in dem schmalkaldischen Kriege durch das Corps des Grafen von Büren schweres Ungemach zu erdulden.

Wenn auch Darmstadt unter Philipp dem Großmüthigen der wohlthätigen Nähe des Regenten,



Philipp der Großmüthige,
Landgraf von Hessen.



der nur einmal auf dem Zug in das Württemberger Land in die Stadt kam, entbehrte, so war doch die geordnete und weise Regierung dieses Fürsten auch für die Grafschaft Katzenelnbogen eine Wohlthat. „Einen Fürsten, so lautet einer seiner Aussprüche, soll man an der Reinhaltung seiner Straßen, an seiner Münze und an Haltung seiner Zusagen erkennen.“ Durch die Aufhebung der Klöster, durch die Gründung des Hospitals Hofheim, durch die Erbauung von Straßen und durch Erweiterung des Schloßbau's trug auch er zur Förderung des Wohlergehens der Stadt und der Landschaft bei. Darmstadt's eigentliche Blüthe beginnt jedoch erst, als es unter Georg I. zur Residenz des Hessen-Darmstädtischen Regentenhauses erhoben wurde.

Philipp der Großmüthige theilte durch sein Testament bekanntlich sein Land unter seine vier Söhne. Seinem jüngsten Sohne Georg fiel die Ober-Grafschaft Katzenelnbogen mit der Hauptstadt Darmstadt zu. Das Schicksal hat es gewollt, daß diese jüngste Linie, welche, getragen von der Liebe und Verehrung ihrer Unterthanen, die einzige unter allen war, welche die Stürme, die über Deutschland nach einander hereinbrachen, überdauerte und der es vorbehalten war, aus den Ländern, die nach und nach ihrer Herrschaft zufielen, einen Staat zu schaffen, der heute noch, wie damals, als der Ahnherr seiner erhabenen Regentenfamilie für die Gewissensfreiheit unseres deutschen Volkes in die Schranken trat, in allem muthig vorangeht, was da dienen kann zur materiellen und geistigen Wohlfahrt seiner Bürger.

Georg I. ließ sich die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt durch Anlage neuer Gebäude und Pflasterung der Straßen ungemein angelegen sein; er erließ eine Hofordnung und machte Darmstadt zum Sitze eines höfischen Lebens, wo nicht allein die Freuden der Jagd, sondern auch Musik und die schönen Künste eine Stätte fanden. Der Pflege der Landwirthschaft, der Verbesserung des sandigen Erdreichs wandte er eine besondere Fürsorge zu. Er pflegte den Gartenbau, ließ bergmännische Arbeiten vornehmen und versuchte es, die Zucht der Seidenraupe in seinem Lande einzuführen. Ebenso war er ungemein thätig für den Schulunterricht, und es kann seine Regierung als eine nach den mannigfachsten Richtungen hin höchst segensreiche bezeichnet werden. Dankenswerth waren in der damaligen Zeit alle Bestrebungen, welche darauf abzielten, Licht und Aufklärung zu verbreiten, einer Zeit, welche zwar schon die Errungenschaften Luthers und Melanchthons besaß, in welche das Wirken eines Peurbach und Regiomontanus fällt, welche Albrecht Dürer, Copernicus und Kepler gesehen hatte, in welcher aber noch ein Wust abergläubischer Vorstellungen die Köpfe verfinsterte. Namentlich war der Hexenglaube damals ein allgemein herrschender, und es ist bezeichnend für die entsetzlichen Verirrungen der damaligen Epoche, daß im Jahr 1685 allein aus Darmstadt vier Hexen verbrannt wurden.

Auf Georg I. folgte Landgraf Ludwig V., der in gleich segensreicher Weise die Regierung fortführte. Gewiß wäre unter ihm und unter seinem Nachfolger Georg II. Darmstadt bereits in die Reihe der bedeutenderen Städte Süddeutschlands eingetreten, wenn nicht die fürchterliche Katastrophe welche mit dem dreißigjährigen Kriege über Deutschland hereinbrach, mit einem Male die gesammte Entwicklung gehemmt hätte. Nicht allein, daß der Landgraf, von den Truppen des Mansfelder gefangen, am 27. Mai 1622 nach Mannheim geführt wurde und die wilde Soldatesca acht Tage lang die Stadt plünderte und peinigte, der gesammte Wohlstand des im schönsten Gedeihen befindlichen Landes wurde auf lange Jahre hinaus vernichtet, so daß es des angestrengtesten Fleißes beinahe zweier Jahrhunderte bedurfte, um Stadt und Landschaft wenigstens zu dem wieder zu machen, was sie vor jener furchtbaren Periode waren, und erst einem wahrhaft genialen Regenten, Ludwig I., war es vorbehalten, den Grundstein zu Darmstadt's heutiger Blüthe zu legen.

Die Landgrafen, welche auf Georg II. (starb 1661) folgten, haben sich alle um die Stadt verdient gemacht, und es ist ihnen gelungen, die Zerstörung und Verödung, welche der dreißigjährige Krieg hinterlassen, wieder zu beseitigen. Die durch die Pest entvölkerte Stadt — im Jahre 1635 waren mehr als zwei Drittel der Bevölkerung, 2200 Menschen an der Pest gestorben — bekam unter Ludwig VI., dem Erbauer des luftigen und heute noch einen freundlichen Anblick gewährenden Birngartens (Alexanderstraße, 1678—1686), von Außen wieder frischen Zuzug, und Acker- und Weinbau lebten auf. Unter Elisabeth Dorothea wurde dieser Stadttheil vollendet und die Stadtkirche vergrößert.

Unter Ernst Ludwig (1688—1739), in dessen Regierung die Raubzüge Ludwig XIV. und seines berüchtigten Melac fielen und Darmstadt zweimal gebrandschatzt wurde, ist die neue Vorstadt, die jetzige Louisenstraße, angelegt und namentlich jener prächtige Schloßbau errichtet, der die Bewunderung aller fremden Besucher auf sich zog und heute noch die schönste architectonische Zierde unserer Stadt ist. Ludwig VIII. (1739—1768) vollendete die neue Vorstadt, und unter Ludwig IX. (1768—1790) entstanden zwei weitere imposante monumentale Bauten, das Exercierhaus (Zeughaus) und das Collegiengebäude auf dem Louisenplatz.

Noch ungleich wichtiger als die materiellen Vortheile, welche Darmstadt durch die Hofhaltung seiner Landgrafen erwuchsen, ist der heilsame Einfluß auf die sittliche und geistige Entwickelung der Bevölkerung, den diese geübt.

Es kann vor allem nicht genug hervorgehoben werden, daß die gesammte Reihe der hessischen Landgrafen sich durch Lauterkeit und Reinheit ihrer Sitten hervorthaten und das zu einer Zeit, wo andere deutsche Reichsfürsten sich nicht entblödeten, ihre Landeskinder fremden Staaten zu verkaufen, um mit diesen sogenannten Subsidiengeldern die Kosten einer üppigen Hofhaltung, welche das ausgesogene Land nicht zu erschwingen vermochte, zu bestreiten. An dem Hofe zu Darmstadt herrschte eine weise Sparsamkeit, welche nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Residenz blieb, und die Häuslichkeit und Ehrbarkeit, welche Darmstadts Frauen und Jungfrauen auszeichnet, ist nicht zum kleinsten Theile jener sittlichen Reinheit zuzuschreiben, deren man sich, während man anderwärts dem lüderlichen französischen Hofe nachahmte, in Darmstadt befleißigte.

Dagegen pflegte man schon von Anfang an an dem kleinen Hofe alles, was dazu dienen konnte, das Herz zu veredeln und dem thätigen Geiste die ersehnte Nahrung zu bieten. Gerog II. und seinem gelehrten Kanzler Wolf von Todtenwart verdankt Darmstadt die Gründung seines Gymnasiums (1627). Bei der Hochzeit Georg II. kam in Deutschland 1627 zu Torgau die erste Oper „Daphne“ von Peri, zu welcher Martin Opitz den Text und der Dresdener Kapellmeister Schütz die Musik geschrieben, zur Aufführung. Ludwig VI., der Stifter unserer berühmten Hofbibliothek, förderte neben den Wissenschaften die schönen Künste. Er ist der Gründer der Hofcapelle, er berief den Cantor Briegel, eine Celebrität seiner Zeit, und unter ihm kamen neben Opern die Werke von Molière, Racine und Corneille zur Aufführung. Darmstadt wurde der ständige Sitz einer Hofkapelle, und auch unter dem Nachfolger Ludwig VI., Ernst Ludwig, begegnen wir der gleichen eifrigen Förderung der musikalischen Kunst, die zu neuer Blüthe unter Hessens erstem Großherzog gedieh, dem das unschätzbare Verdienst zukömmt, durch die ersten Aufführungen der Werke Spontini's der dramatischen Musik der Neuzeit in Deutschland Bahn gebrochen zu haben. Noch einmal in neuerer Zeit unter Ludwig III. sollte dann unsere Bühne durch die glanzvollen Aufführungen der Werke Meyerbeer's, Gounod's und Verdi's berufen sein, in Epoche machender Weise in die Entwickelung des deutschen Theaters einzugreifen.

Hervorragend ist endlich noch der Vorgänger des Großherzogs Ludwig I., Landgraf Ludwig IX., dessen Wirken in neuester Zeit durch tendenziöse Feuilletons mehrfach entstellt wurde. Ein Bewunderer Friedrich des Großen, wandte dieser Fürst vorzugsweise dem Militär seine Aufmerksamkeit zu, allein auch in anderer Beziehung suchte er im Geiste dieses Fürsten sein Land zu verwalten. Gleich Friedrich II. huldigte er der Toleranz in religiösen Dingen, er gewährte den Reformirten das Recht der freien Religionsübung, er hob die Tortur auf und beseitigte durch Aufhebung der Wildbahnen eine Einrichtung des alten Feudalstaates. Während damals an anderen Höfen eine verschwenderische Hofhaltung alle Mittel des Staats verbrauchte, suchte er in dem kleinen Lande die industrielle Thätigkeit zu wecken und durch eine weise Sparsamkeit dessen Finanzen zu kräftigen. Die Gemahlin Ludwigs, Landgräfin Caroline Henriette, hat sich unter dem Namen „die große Landgräfin“ unvergänglichen Ruhm errungen; die Größten und Besten unseres Volks standen mit der trefflichen Fürstin im Verkehr, und Darmstadt bildete mit Weimar in einer der trübsten Zeiten unserer Geschichte eine jener Höhen, welche von der Sonne der heranbrechenden neuen Zeit die ersten wärmenden und befruchtenden Strahlen empfing.

Der Sohn dieses trefflichen Elternpaares war Ludwig X., später Großherzog Ludwig I., der Schöpfer des modernen Darmstadts. Der Gegenwart fehlt zum großen Theile der Maßstab, um fest-

zusetzen, was unter der Regierung dieses Fürsten geschah. Um ungefähr den Unterschied zwischen dem Darmstadt von 1790 und demjenigen von heute zu ermessen, mögen einige Andeutungen genügen. Unterhalb des Gasthauses zur Traube, wo das neue Thor stand, endigte die kaum 6000 Einwohner zählende Stadt. Außerhalb desselben stand das Palais des Landgrafen Christian, das jetzige Ständehaus. Die schönen Stadttheile außerhalb des durch einen finstern Thorbogen überwölbten Jägerthors fehlten, Bessungen war durch ein weites Feld von Darmstadt getrennt, und außerhalb des Schlagbaums des „Frankfurter Thors", da wo sich jetzt der Justizpalast erhebt, lag eine weite, großentheils unbebaute Fläche, auf der sich zum Theil Remisen (kleine Waldreviere zum Aufenthalt für das niedere Wild) befanden. Zum Frankfurter Thor herein kam täglich der Postwagen gerollt, und neugierig folgten ihm dann wohl auch die Blicke der Vorübergehenden, die ihm auch, wenn sie Laune dazu hatten, nachliefen, um die Aussteigenden zu mustern. Der Güterverkehr, der heute 13,520,000 Centner beträgt, belief sich auf höchstens 10,000 Centner; für die Besorgung des Briefverkehrs reichte eine Frau aus, die man noch 1820 mit einem Henkelkorb durch die Stadt wandern und die Briefe an ihre Adresse befördern sehen konnte. Die Bewohner der Stadt selbst bestanden, abgesehen von Landgräflichen Beamten, aus kleinen Handelsleuten, Handwerkern und Landwirthen. Von einer größeren Gewerb- und Handelsthätigkeit ist keine Spur nachweisbar. Nicht einmal eine Buchhandlung war vorhanden, und ein großer Theil dessen, was heute zu unserer geistigen und materiellen Behaglichkeit nothwendig ist, gehörte damals in das Bereich der unbekannten Dinge. Der vierzigjährigen, nach den mannigfachsten Richtungen hin segensreichen Regierung Ludwigs gelang es, das Großherzogthum Hessen zu einem Staate zu erheben, der allen übrigen deutschen Staaten in Hinsicht seiner Verwaltung als Muster voranleuchtete, und mit der Entwicklung und dem Gedeihen des Staates wuchs und gedieh auch dessen Hauptstadt, die durch Erleichterungen, welche der Fürst der Baulust gewährte, mit einem Male ihr ganzes Aeußere veränderte. Seitdem ist unsere Stadt abermals in ein neues glänzendes Stadium getreten, und dieses Darmstadt von heute ist es, dessen malerischen Schönheiten, dessen wissenschaftlichen und künstlerischen Instituten, Handel und Industrie wir unsere Aufmerksamkeiten zuwenden wollen.

Ein Gang durch Darmstadt erläutert sofort die Entstehungsgeschichte der Stadt. Innerhalb der Grenzen der alten Stadtmauer lag das Darmstadt der Grafen von Katzenelnbogen, wie es sich etwa von 1330 bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erhielt. Von der hinteren Giebelseite der Häuser des südlichen Theiles der Alexanderstraße aus kann man heute noch ein großes Stück der ältesten Darmstädter Stadtmauer, an welches sich die Häuser der Nordseite der Schloßgasse anlehnen, erblicken. Von dort lief sie über den Ritzstein durch das Sprinzengäßchen, ein Stadtmauertheil, welcher gleichfalls sichtbar ist, und zog an dem jetzigen Arresthause vorbei nach dem kleinen Woog. Ein Theil der großen Caplanei- und die gesammte Hinkelsgasse sind hier an die Stadtmauer angebaut.

Innerhalb der Mauer lag auch die jetzige Stadtschule, das ehemalige von Georg II. 1629 erbaute Pädagog und die Stadtkirche. Die letztere und der sie umgebende Kirchhof befanden sich beinahe in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer, welche sich westlich von der Kirche nach dem weißen Thurme hinzog. Kam man von Bessungen her, auf dem hier durch das Feld führenden alten Bessunger Weg nach der Stadt, so hatte man von der Anhöhe aus, welche heute durch die Stelle bezeichnet ist, wo die Kiesstraße auf die Karlsstraße ausmündet, das von einer durch starke Thürme vertheidigten Mauer umgebene Darmstadt, über welches einer jener schlanken, ächt deutschen Kirchthürme mit seiner hohen, der gesammten Höhe des Thurmes gleichkommenden, in das Blau des Himmels verlaufenden Spitze hinwegragte, vor sich. Durch das Bessunger Thor, welches sich dicht neben dem jetzigen Hôtel zum Prinzen Karl befand, betrat man von hier aus die Stadt. Die beiden anderen Thore befanden sich an dem entgegengesetzten Ende. Das Frankfurter Thor lag zwischen dem jetzigen Gasthaus zum Prinz Emil und dem Schlosse und das Arheilger- oder Mooken-Thor überwölbte die heutige Obergasse an der Stelle, wo man von der Schloßgasse nach dem Sprinzengäßchen hinübertritt. Der Umstand, daß sich in der Nähe des weißen Thurms kein Thor befand, läßt auf einen nur geringen Verkehr der Stadt mit dem Rheine und den Riedbewohnern schließen. Zwischen dem weißen Thurm und der Schloßgasse lag das Schloß mit seinen Befestigungen.

Unter Ludwig V. (1596—1626) kam zu diesem Häusercomplex die heutige alte Vorstadt mit

dem Dieburger Thor, später Jäger-Thor genannt, an der Ostseite und dem Sporer-Thor, oder äußeren Arheilger-Thor, wie es im Gegensatz zu dem Mooken- oder inneren Arheilger-Thor damals genannt wurde, an der Nordseite hinzu. Ein großer, in der Mitte dieser neuen Stadtanlage gelegener viereckiger Platz, der Ballonplatz, war zum Ballspiel bestimmt. Diesem Zweck diente auch das Ballhaus, welches da, wo sich jetzt das Haus „zum Storken" (Kaufmann Dingeldey) befindet, auf der alten Stadtmauer errichtet war.

Ludwig VI. und Elisabeth Dorothea fügten an dieser Seite der Stadt den Birngarten und Ernst Ludwig auf der Westseite der Stadt die neue Vorstadt mit dem neuen Thor hinzu. Mehr und mehr verwischen sich diese verschiedenen Unterschiede. Die regelmäßigen Quadrate der neuen Stadttheile, die Alleen und Anlagen, welche diese untereinander verbinden, die neuen Quartiere, welche die Altstadt umringen und beinahe zu erdrücken scheinen, lassen uns die geschichtliche Vergangenheit unserer Stadt beinahe vergessen, und doch ist diese Altstadt es gerade, welche zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und von ihr ausgehend betrachten wir das Bild, welches unser heutiges Darmstadt darbietet.

Das Großherzogliche Residenzschloß.

Das bedeutendste und bis jetzt noch durch nichts an Schönheit und Großartigkeit überbotene Bauwerk unserer Stadt ist das Residenzschloß. — Das Schloß stammt aus verschiedenen Perioden.

Es ist aus Urkunden nachweisbar, daß bereits Graf Wilhelm von Katzenelnbogen 1331 einen Schloßbau in Darmstadt besaß, welcher aber als ungeeignet befunden wurde, um der Gräfin von Katzenelnbogen als Wohnung dienen zu können. Es wurde daher beschlossen, wie es in einer Urkunde heißt, ein besseres Schloß zu bauen, „einen burglichen Buwe (Bau), da sie (die Gräfin), ehrlichen innen wohnen und sitzen möge". Dieser neue Bau wurde 1360 ausgeführt. Als Graf Büren im schmalkaldischen Kriege, nachdem zwei Stürme seines 4000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk starken Heeres von den tapferen Darmstädter Bürgern abgeschlagen worden waren, sich durch Hinterlist und Treubruch der Stadt bemächtigte und sie plünderte und brandschatzte, wurde dieser alte Sitz der Grafen von Katzenelnbogen in die Luft gesprengt und so völlig zerstört, daß später kaum noch die Spuren davon zu sehen waren. Der einzige jetzt noch vorhandene Rest des alten Katzenelnbogener Schlosses ist das Erdgeschoß des Baues, welchen Großherzog Ludwig III. bewohnte, die jetzige Hofconditorei.

Sehr wichtig für die Beurtheilung der Entstehung des Residenzschlosses ist eine Aeußerung Weyland's (Geschichte des Residenzschlosses), die wir hier wörtlich wiederholen, weil derselbe für die vorhandenen Reste des alten Katzenelnbogener Schlosses noch weitere Grenzen zieht: „Die gewichtigsten Gründe sprechen dafür, daß die Appartements Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs (Ludwig III.), soweit dieselben Fenster nach dem Schloßkirchenhofe haben, nebst dem angrenzenden Schlafzimmer und dem sogenannten Bauernhäuschen, ebenso wie die entsprechenden Räume in dem ersten und dritten Stockwerk, welche wir zusammen aus Rücksicht für den unteren Stock Hofconditoreibau nennen wollen, daß ferner der Bau, worin sich der weiße Saal und die große Treppe befinden (Weiße Saal-Bau) Theile des ursprünglichen Katzenelnbogischen Schlosses sind."

In den Jahren 1559 und 1560 wurde dieser zerstörte Bau durch Philipp den Großmüthigen nothdürftig hergestellt und seinem zweiten Sohne Ludwig als Wohnung angewiesen; allein dieses Schloß war derart ärmlich beschaffen, daß der alte Chronist Buch, der spätere Erzieher des Prinzen Georg I., davon schreibt, es sei gewesen „ein Gebäu schlecht mit Holz, daß man zur Noth vier Gemach druf haben können und dann die Canzley überm Thor und dem Garten". Landgraf Ludwig, welcher gewissermaßen als Statthalter seines Vaters in Darmstadt residirte, baute das Schloß einigermaßen um, und als Landgraf Georg die Regierung übernahm, mußte er seinem Bruder 7000 fl. herauszahlen für das Schloß, welches er hatte bauen lassen. So erzählt wiederum der Chronist Buch.

Aus der kleinen Summe, welche der Landgraf Ludwig auf die Renovation des Schlosses verwandt hatte, erräth man bereits, daß es sich hier nur um Verbesserungen handelte, die sich innerhalb bescheidener Grenzen bewegten. Die Stadt selbst zeigte damals noch die Spuren der Verwüstungen, welche die Truppen Büren's verursacht, und das Schloß selbst lag halb im Schutte. Landgraf Georg bezog das hölzerne Haus mit vier Kammern, welches Landgraf Ludwig bewohnt hatte, und entlieh sich die Möbel und Küchen- und Tafelgeschirr bei seinen Unterthanen. Im Hinblick auf diesen ärmlichen Anfang seiner Hofhaltung äußerte er damals: „er wisse recht wohl, wie es einem armen Gesellen zu Muthe sei, der von seinen Eltern keinen Trost erhalte".

Unter der 26jährigen Regierung des Landgrafen wurde stückweise der jetzt noch vorhandene ältere Theil des Residenzschlosses erbaut. Dieser Theil des Schlosses hat sich auch nicht wesentlich verändert. In der Ecke zwischen dem Kirchen- und Kaisersaalbau (erbaut 1595) befand sich ehedem ein Thurm und vor diesem ein Brunnen mit den Bildsäulen St. Georgs und Neptuns. Die Verbindung zwischen dem Kirchen- und dem Saalbau wurde erst unter Ludwig VI. hergestellt. Der Wall vor der nordwestlichen und der nördlichen Seite des Residenzschlosses wurde 1590 vollendet.

Unter Georg II. wurde 1629 ein neuer Schloßbau, ein dreistöckiges Gebäude mit 9 Fenstern Front in jedem Stockwerk, welches, ähnlich dem gegenwärtigen Rathhaus, rechts und links zwei hohe Giebelwände zeigte, aufgeführt. Dieser Schloßbau stand mit seiner Hauptfaçade nach dem Marktplatze zu und sollte, wie es scheint, ein Gegenstück zum Rathhaus bilden. Er brannte 1715 nieder.

Dieser Brand hatte, außer dem erwähnten Baue noch mehrere andere Theile des Schlosses zerstört, darunter die Kanzlei, oder das neue Kanzleigebäude Georg II., das ältere Kanzleigebäude, welches ungefähr an der Stelle der Lücke zwischen dem heutigen neuen Schlosse und dem Glockenbau stand, sowie einen von dem Schloßeingang nach dem Glockenbau führenden, einstöckigen Bau, auf welchem die Hofmusiker sich aufstellten, um die Pauken zu schlagen und Trompeten zu blasen, wenn zur fürstlichen Tafel gegangen werden sollte.

Unter Landgraf Ludwig VI. wurde die Verbindung zwischen dem Kirchen- und Saalbau hergestellt und zu diesem Zweck der vorerwähnte Thurm und Brunnen umgerissen. Am 28. April 1664 legte der Landgraf den Grundstein zum Glockenbau. Im Oktober 1671 wurde das neue Glockenspiel an einem Sonntage nach dem Gottesdienst feierlich eingeweiht und spielte zum ersten Male. Nach dem Willen des Stifters sollte es von nun an beim ganzen und halben Stundenschlage einfach gesetzte Choräle „Gott zur Ehre und den Bewohnern Darmstadts zur Freude" spielen. Zugleich erließ der Landgraf eine Verordnung, daß sich alle öffentlichen Uhren der Stadt nach dem neuen Werke zu richten hätten. (Walther, Darmstadt). Es werden insbesondere erwähnt die Uhr am Stadtkirchthurm, auf dem Rathhaus, am Sprinzenthor und dem Sporerthor.

Alle diese älteren Theile des Schlosses lassen zwar die Annahme zu, daß dasselbe für die Hofhaltung ausreichende Räumlichkeiten bot, keineswegs aber besaß dasselbe den Charakter eines monumentalen Prachtbaues, wie ihn das heutige Residenzschloß unläugbar an sich trägt. Diese neuen Theile des Schlosses, die prächtigen Façaden nach dem Marktplatze und der Rheinstraße zu, verdanken ihre Entstehung der Periode Ernst Ludwigs, welcher in Gestalt von Baudenkmälern so mannigfache Spuren seiner für Darmstadt segensreichen Wirksamkeit hinterlassen.

Der Regierungsantritt Ernst Ludwigs fällt in jene Geschichtsepoche, welche man als diejenige des aufgeklärten Absolutismus bezeichnet; eine Periode, in welcher der Unterthan nichts, der Herrscher aber alles war und göttliches und menschliches Recht mit Füßen treten durfte. Gleich den Cäsaren des alten Roms, den Nero und Caligula's, thronten die Herrscher jener Epoche als kniefällig verehrte Götter an der Spitze des Staates, der in der Person seines Herrschers förmlich aufging. Das Prinzip jenes Staats ist durch den angeblichen Ausspruch Ludwig XIV., des Prototyps der damaligen Regenten: **L'état c'est moi**, der von Friedrich Wilhelm I. von Preußen etwas plumper und gröber durch sein:

„Wir sind Herr und König und können thun, was wir wollen“, in’s Deutsche übertragen wurde, hinlänglich gekennzeichnet.

Es ist gewiß, daß der aufgeklärte Despotismus, wie wir ihn in Ludwig XIV., Friedrich Wilhelm I. und Peter dem Großen verkörpert finden, neben furchtbaren Ausschreitungen viel Großes hervorgebracht hat. In Preußen und Rußland hat er unleugbar die heutige Größe der Staaten begründet. Nicht wie mit dem preußischen Herrscher verhält es sich aber mit der Mehrzahl der anderen deutschen Nachahmer des französischen Königs. Deutschland hatte sich kaum von den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges erholt, als eine Reihe kleiner Tyrannen an den weltlichen und geistlichen Höfen, in Zweibrücken, Stuttgart, Bayreuth, Köln und anderwärts ihren geängsteten Unterthanen mehr Schrecken und Furcht einjagten, als ihren Voreltern ehedem die gefürchteten Schaaren Wallenstein’s und Tilly’s; ihre Verschwendung und Prunksucht vergeudete die Kraft des Landes, und einzelne Länder, wie Württemberg, hatten unter Eberhard Ludwig, dann unter Karl Alexander und seinem Premierminister, dem Juden Süß, Drangsale durchzumachen, wie man sie in jener schrecklichen Periode der deutschen Geschichte kaum gekannt hatte. Schändliche Erpressungen wurden durch den Juden verübt, schamlose Orgien in seinem Hause gefeiert, und heute noch, nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, nennt das württembergische Volk mit Abscheu den Namen des Juden Süß, der während der dreijährigen Regierung des Herzogs Alexander dem Lande allein durch Stellenverkauf über eine Million Gulden abpreßte.

An den Darmstädter Hof aus der damaligen Epoche knüpfen sich keine solche beschämenden Erinnerungen. Ernst Ludwig hat seinem Namen schon durch die Begründung des Waisenhauses, durch die Toleranz, die er übte, und durch die Gastfreundschaft, welche er den verfolgten Hugenotten gewährte, ein dankbares Andenken gesichert. Ernst Ludwig ehrte nicht allein die Kunst und die Wissenschaft, die er beide nach Kräften unterstützte, er ehrte auch die Arbeit. Die Welt hat später jenen kaiserlichen Philosophen bewundert, welcher vor den Augen seiner Unterthanen den Pflug führte; in Hessen sah man bereits weit früher in der Person des Landgrafen Ernst Ludwig einen Regenten, dessen Stolz ein ihm von dem Drehergewerke der Kaiserlichen Reichshauptstadt Regensburg am 16. September 1637 ausgestellter Meister-Brief war, in welchem bescheinigt wurde, „daß höchstbesagt Ihro hochfürstliche Durchlaucht von männiglich als ein ausgelernter vollkommener Meister und vortrefflicher Virtuos zu erkennen sei“. Opern- und Schauspielaufführungen, Jagden und Festlichkeiten fanden unter Ernst Ludwig statt, aber alles innerhalb maßvoller, durch die Mittel des Landes gebotener Grenzen. Wir begegnen auch nicht jener strengen Abschließung des Hofes, wie sie den Nachahmern Ludwigs XIV. unentbehrlich war, um ihr Ansehen und den Glauben an ihre Göttlichkeit zu erhalten, sondern es erfreut uns ein menschliches Herantreten an die Bevölkerung. Oeffentliche Schaustellungen fanden statt und der Landgraf betheiligte sich an öffentlichen Festschießen, welche zu Darmstadt abgehalten wurden.

Die Entstehung mehrerer prächtiger Gebäude, welche wir der Regierung des Landgrafen verdanken, rechtfertigt sich durch das vorhandene Bedürfniß. Wie der Leser bereits aus Obigem ersehen kann, verfuhren die Vorgänger des Landgrafen hinsichtlich der Anlage öffentlicher Bauten mit äußerster Sparsamkeit, und die vorhandenen fürstlichen Schlösser und Sitze der Behörden genügten kaum den bescheidensten Anforderungen. Am 19. Mai 1715 brach außerdem über Darmstadt eine furchtbare Calamität herein, indem der durch Georg II. erbaute, nach dem Markte gelegene Schloßtheil, in welchem sich die fürstliche Kanzlei und die Archive befanden, durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Ueber diesen Brand entnehmen wir einiges einem Briefe, welchen damals aus dieser Veranlassung Ernst Ludwig an seinen Minister Kametzky schrieb, und wiederholen diesen Brief um so lieber, weil schon aus diesem Schriftstücke hervorgeht, wie vortheilhaft der Landgraf sich durch seine schlichte und einfache Denkweise und seine Religiosität von jenen Regenten unterschied, die Gott damals „im Zorn als Nationenruthe zusammenband“, wie Schubart in seiner Schilderung jener entsetzlichen Autokraten singt.

Ernst Ludwig schreibt:

„Demselben soll mit bestürztem Gemüthe nicht verhalten, was Maasen es dem Allerhöchsten gefallen, diesen Mittag halb ein Uhren eine große Feuersbrunst entstehen zu lassen, wodurch in Zeit von 3 à 4 Stunden das halbe Schloß und sonderlich meinen gantzen Bau, wo ich gewohnet, von der

Wacht bis an den Wall, völlig in Asche gelegt worden. Es ist zwar alles daraus salvirt; meiner armen Tochter Sachen und der Hofmeisterin und Fräulein Forstnerin zugehörige sind, wo nicht alle, so doch das allermeiste verbrannt. Wie groß und entsetzlich dieser Brand gewesen, ist mit Worten nicht zu exprimiren, denn in einer halben Stund sind meine zwei Baue und der, darin die churfürstlichen Zimmer gewesen, in vollem Brandt gestanden und es ist auf einmal zu vier seiten, an diessen drei Orten das gantze Dach in voller Gluth und Flammen gewesen, so daß sogleich die Flamme Mansdick und mehr auf halb piquen lang aus Dach und Fenster geschlagen. Ich kann nun nicht mehr logiren und bin allhier im par force Hauß, der Fürst von Öttingen bei dem Ober-Jägermeister, die Hofmeisterin aber mit ihrer Tochter bei der Babenhausen und die Prinzessin bei dem Herrn von Schwarzer. Das Elend ist nicht zu beschreiben, denn es sind viele arme Leute verbrandt, worunter Maskowsky Diener Steuernagel, so bei dem seel. Präsidenten gewesen; man weiß noch nicht recht, wer als verbrandt ist; über der Kirch und am Glockenspiel hat es auch zugleich anfangen zu brennen, so aber bald gelöscht worden, enfin, es war nicht anders, wie wenn es an allen Orten angelegt gewesen wäre, und es kann es kein Mensch ergründen, wie es angegangen, denn es ist in der Stube von Fräulein Forstnerin zuerst ausgeschlagen. Gott ist es zum Besten bewußt, welchem man still halten und in Geduld die Züchtigung annehmen muß. Es ist mir leid, daß ich Ihme eine so betrübte Zeitung schreiben muß, weil ich aber weiß, daß Er part nimmt an dem was mich angeht, so habe ich es nicht unterlassen können; prevenire Er Seine Frau, daß sie nicht zu sehr bei ihrem Zustande erschrecke, denn wenn sie es sonsten so gähling erfährt, oder hier zu Gesichte bekommt, könnte es ihr schaden. Weilen nun vieles bei diesem Unglück vorfallen wird, als bitte ich sehnlich, Er verlasse mich nicht und komme doch bald hierher." —

Es gibt wohl keine Zeit, über welche man so viel verkehrte Urtheile vernimmt, wie über das vielgeschmähte achtzehnte Jahrhundert. Diese Zeit birgt allzuviele Widersprüche in sich, als daß es leicht wäre, den erforderlichen unbefangenen Standpunkt zu gewinnen. So sehr uns ihr starrer Autokratismus anwidert, so müssen wir doch anerkennen, daß damals in den Spitzen der Gesellschaft diejenigen Ideen schon rege wurden, welche das neunzehnte Jahrhundert verwirklichte. Man hat daher das achtzehnte „das Jahrhundert der Aufklärung" genannt. Wir finden in ihm Herrscher, die sich unzweifelhaft als sehr starre Autokraten erweisen, wie Louis XIV., Karl Eugen von Württemberg und Andere; neben schreienden Willkürakten und einem scheinbar in rohestem Sinnengenusse untergegangenen höfischen Leben, ein lebendiges Interesse an den höchsten Gütern der Menschheit, an den Werken der Wissenschaft und ein Ringen nach den Idealen in der Kunst. Diese Verdienste um Wissenschaften und Künste sind es, um derentwillen wir dankbar des vorigen Jahrhunderts gedenken und welche geeignet sind, heute manches in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Insbesondere bewundern wir die Kunst jener Epoche auf ihren verschiedenen Gebieten, welche da und dort sogar manches vor derjenigen der Gegenwart voraus hat.

Zwischen der Kunst von damals und derjenigen von heute liegt mehr als ein Jahrhundert. Die Kunst zur Zeit Ludwig XIV. ist diejenige einern andern Geschichtsperiode, die wie politisch, so auch künstlerisch, von der heutigen himmelweit verschieden ist. Zwischen der Welt von damals und heute gähnt eine weite, tiefe Kluft — die französische Revolution.

Ehe diese Kluft sich öffnete, malten die Rococco-Maler in zarten, duftigen Farben liebliche antike Schäferscenen, minituös ausgeführte Genrebilder, Landschaften und Fruchtstücke; Chodowieckis zierliche Stiche entstanden, Schauspiel und Oper wählten sich harmlose Stoffe aus der Antike; man bewunderte Orestes und Pylades und bedauerte das Schicksal Daphne's. Alle Gegenstände, welche sich die Kunst zum Vorwurfe nahm, standen in keiner Beziehung zu dem, was außerhalb der Behausung des Künstlers draußen in der Welt vorging. — Wollte man sich wirklich der ungetrübten Freude, dem reinen, idealen Kunstgenosse hingeben, oder wollte man sich durch die schwerkranke reale Welt den Kunstgenuß nicht

verbittern lassen und wollte Niemand den Funken erwecken, der die ganze Welt etwa in Flammen aufgehen lassen konnte?

Wollte man das, so half es nichts! Die Revolution kam und in ihrem Gefolge wurden der Staat, die Gesellschaft und die Etiquette eine andere. Auch die Gebilde der Kunst wechselten urplötzlich ihre Gestalt.

Vor der Revolution ertönten im Orchester Streichquartett und Flöte, unmittelbar nach ihr die rauschenden Tongebilde Spontini's. Im Maleratelier der Rococcozeit brauchte man mit Vorliebe Aquatinte und Sepia, heute malt man mit tiefen, satten Farben.

Noch verschiedener als die Technik sind die ästhetischen Grundsätze unserer Zeit. Unser Blick bei der Wahl des Gegenstandes ist umfassender geworden, er ist bei der Ausführung desselben mehr auf das große Ganze gerichtet. Statt der subtilen, geschnörkelten, in Melismen sich auflösenden Motive sucht der Musiker von heute die Töne in großen Massen zu vereinigen, den Motiven klare, bestimmte Umrisse zu geben. Unsere Maler wirken nicht durch die detaillirte Ausführung, sondern durch sichere Conturen und die Nebeneinanderstellung, den Contrast der Farben. Unsere Architekten wirken nicht durch mannigfache künstlerische Zierrath, sondern durch edle Verhältnisse.

Man darf jedoch über diesen wesentlichen Unterschieden im künstlerischen Geschmacke nicht die Verdienste unserer Voreltern unterschätzen. Das vorige Jahrhundert hat das Material gesammelt, das dazu diente, den künstlerischen Geschmack zu läutern, und vorzüglich durch die Gründung von Kunstschulen und durch die von fürstlichen Mäcenen ausgehende Ansammlung antiker Kunstschätze fand man wieder diejenigen Wege, welche von den Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts mit Erfolg betreten wurden. Diese Vorbilder erweckten jene strenge antikisirende Richtung, welche sich in Deutschland zunächst in der Baukunst bereits Anfang des vorigen Jahrhunderts Bahn brach und welche die Meister auf den anderen Gebieten der Kunst ebenfalls nach und nach einschlugen.

Während wir im Vaterlande der Renaissance am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts den äußersten Entartungen des Barockstyles begegnen, sehen wir in Deutschland Nehring und Andreas Schlüter in Berlin Bauwerke errichten, an welchen sich ein Streben nach der edlen Einfachheit der Antike, ein Ringen nach Formen, welche durch große, majestätische Verhältnisse wirken, zu erkennen gibt. Beispiele solcher Bauten besitzen wir in dem 1685 von Ersterem begonnenen Berliner Zeughause und in dem von Letzterem erbauten königlichen Residenzschlosse in Berlin, dessen Grundsteinlegung in das Jahr 1699 fällt. Auch das neue Residenzschloß zu Darmstadt entstand unläugbar unter dem Einflusse dieser großen Vorbilder. Die gewaltigen, das Ganze überragenden fünfstöckigen Pavillons, die hohen Portale und weiten Hallen und Bogengänge bringen einen imponirenden Eindruck auf den Beschauer hervor, der in nichts abgeschwächt wird durch jene Ueberladung mit Zierrath, welche sonst ein Kennzeichen des Baustyles jener Epoche ist. Das Ganze macht den Eindruck der Würde und Großartigkeit und kennzeichnet sich sofort als ein fürstlicher Prachtbau.

Ernst Ludwig übertrug dem bereits vor dem Brande nach Darmstadt berufenen Ingenieur-Major und Oberbaumeister le Rouge de la Fosse die Ausarbeitung der Pläne für den neuen Schloßbau. Leider ist über die Vergangenheit dieses genialen Architekten nicht das Mindeste bekannt. Aus der Geschichte des Großherzoglichen Residenzschlosses von Herrn Hofbaurath Dr. Weyland (Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde Bd. 11 Heft 3) ist nur zu entnehmen, daß derselbe der deutschen Sprache völlig unkundig war und eines Dolmetschers bedurfte. Wir vermuthen, daß wir in ihm einen der Schüler jenes großen französischen Baumeisters Jules Hardouin Mansart (1645—1708), dem Erbauer der Schlösser Augny, Marly und Trianon und des Invalidendoms zu Paris, vor uns haben, der aber auch mit den oben erwähnten Meisterwerken deutscher Baukunst aus damaliger Zeit bekannt war. Vielleicht gehörte er zu einer jener Hugenottenfamilien, welche 1685 in großer Zahl in die Landgrafschaft einwanderten und welchen 1699 abermals ein Trupp von 300 Familien und später, vermuthlich durch Bande der Verwandtschaft angezogen, noch andere nachfolgten. Zahlreiche unterrichtete Männer befanden sich unter jenen Flüchtlingen, Gelehrte und Handwerker, und bekanntlich sollen sie dem Landgrafen das Anerbieten gemacht haben, auf ihre Kosten die Stadt zu verschönern und Darmstadt durch einen Canal mit dem Rheine zu verbinden.

Ernst Ludwig setzte eine besondere Commission der von la Fosse ausgearbeiteten Baupläne und der Accorde ein, welche mit den Handwerksleuten abgeschlossen wurden, und welche auf alles bedacht sein sollte, was das fragliche Bauwesen irgendwie fördern konnte.

Für den 15. September 1715 wurde, behufs Verwilligung der zum Schloßbau erforderlichen Gelder, ein Landtag nach Gießen ausgeschrieben. „Vorher", erzählt Weyland, „waren deshalb auf Befehl des Landgrafen Ernst Ludwig vier Fuder Wein in Mainz angekauft, nach Gießen verbracht und auch dem Teichmeister Bing in Merlau der Auftrag ertheilt worden, während der Dauer des Landtags täglich die für vierundzwanzig bis dreißig Personen nöthigen Krebse und Fische zu liefern."

Inhaltlich des Landtags-Recesses vom 10. September 1715 wurden durch die Prälaten, Ritter und Landschaft „einmüthig für den Bau des neuen Schlosses 300,000 fl. in verschiedenen Terminen, der letzte Rest Petri 1722 erhebbar, bewilligt.

Die Gesammt-Judenschaft im Oberfürstenthum, sowie in der oberen und niederen Grafschaft Katzenelnbogen, für welche als Vertreter beim Landtage Samuel Heyum und Mayer Cassel von Darmstadt, sowie Abraham von Grebenhausen in Gießen erschienen, und denen deßhalb vorher besondere Zollpässe ertheilt worden waren, hatte für ihren Antheil 120,000 fl. zu dem Schloßbauwesen verwilligt, welche nach Art der vorgenannten Bewilligungsgelder in bestimmten Zielen erhoben werden sollten.

Der Schloßbau begann bereits im folgenden Jahre. Bekanntlich ruht das Schloß auf einem Rost. Nachdem der Baugrund ausgegraben und der Grund insoweit fertig gelegt war, daß das Fundamentmauerwerk beginnen konnte, wurde am 11. Mai der Grundstein zu dem neuen Bau gelegt. Die Feierlichkeit wird von dem damaligen Regierungssecretär Joh. Aug. Büchner wie folgt beschrieben:

„Landgraf Ernst Ludwig mit dem Erbprinzen Ludwig VIII. begab sich sammt großem Gefolge vom Hofe, aus dem Militär- und Beamtenstande sammt etlichen Maurermeistern in den Graben auf das Ecke der neuen Kanzlei oder dem sogenannten Fürstenhofe über, woselbst rechts auf der Ecke in dem Rost ein viereckt gehauener Stein eingesenkt lag. Auf diesem nun wurde gleich Dreiviertel auf Zehn Uhr, unter Läutung der sog. großen Sophienglocke, in Beisein und Zuschaun vieler tausend Personen der länglich viereckende Grundstein,* nachdem zuvor ihre hochfürstliche Durchlaucht mit einer mit Blumen gezierten Mauerkelle etlichen Kellen Speise oder Kalk auf den untersten Stein aufgetragen gehabt, der durch einen Maurer vollends aptirt gewesen, aufgelegt."

„Die Ecken oder Winkel des Grundsteins wurden präcis nach dem Kombas Süd-Westwärts gerichtet und hat hierbei, sowie beim Niederlegen des Grundsteins ihre Hochfürstliche Durchlaucht Hand mit angelegt.

„Nachdem nun selbiger in den vier Ecken zurecht gerückt und gelegt war, wurde eine bleierne runde Kapsel, worinnen verschiedene Medaillen und andere Gold- und Silber-Münzen von Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht Gepräge (zusammen 42 Stück, welche dieselben mit hoher Hand selbst einlegten) herbeigebracht und durch einen Zinngießer verlöthet, und von Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht selbst in die, in den Grundstein gearbeitete Aushöhlung gelegt. Worauf dann die anderen Maurer vorbesagte Aushöhlung mit einem Steinkitt bestrichen und ein viereckendes, darauf gepaßtes Stück Stein da-

* Die Inschrift, welche der Grundstein des Schlosses trägt, lautet nach Zehfuß:

J. N. D. N. J. C.
Lapis Angularis.
Ad restaurand.
Arcem Darmstadt.
Die XIX. Maii MDCCXV.
Incendio deletam.
Ab
Erneste Ludovico
Landgr. Hassiae
Cum Nummis.
Die X. Maii MDCCXVI
Positus.

rauf legten, selbiges, damit das Wasser nicht eindringe, wohl verkitteten und zumachten. Hierauf wurde der Grundstein abermals auf den untern Stein zurecht gerückt und mit Stein untersetzt; es band hierauf der Ingenieur-Major und Ober-Baumeister Jeremias de la Fosse dem Herrn Landgrafen ein rosenfarbenes, taffendes Schürzchen um den Leib und reichte ihm zugleich einen mit Blumen gezierten neuen Maurerhammer, welchen der Landgraf gnädigst annahm, und damit etliche Schläge auf den neugelegten Grundstein that; hierauf reichte der Ingenieur-Major und Ober-Baumeister de la Fosse den Hammer seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Erbprinzen Ludwig VIII., welcher damit ebenfalls etliche Schläge auf den Stein that und dann den Hammer zurückgab."

„Nach diesem umgaben die Maurermeister den besagten Grundstein mit anderen behauenen Steinen ringsum und verwahrten solchen mit Speiß und Kalk, und brachten einen großen viereckten behauenen Stein herbei, legten solchen oben auf den Grundstein richtig auf, und visirten selbigen mit der Bleiwage, worauf also dieser solenne Aktus im Beiseyn vorbeschriebener Fürstlicher, Adelicher und anderer Personen und dem continuirlichen Geläut der großen Sophienglocke etwa ein Viertel nach zehn Uhr vollendet wurde."

„Als man darauf in die Betstunde in der fürstlichen Hofkapelle läutete, begab sich der Landgraf mit dem ganzen Hofstaat dahin, um den Gottesdienst abzuwarten, worin der Oberhofprediger Ph. Bindewald einen vortrefflichen Sermon ex cap. 13 des I. Buchs Samuelis pro Exordio Jerem. 17 Vers ablegte und ein auf die Feierlichkeit bezügliches Gebet verrichtete."

Die Arbeiten schritten Anfangs wacker voran, doch ergab sich alsbald, daß der Bau die vorhandenen disponiblen Mittel bedeutend überstieg, und kam derselbe mehrmals ins Stocken. Die Schloßbaukasse befand sich in beständiger Klemme, so daß Frankfurter Kaufleute und der Oberbaumeister de la Fosse wiederholt Vorschüsse, oft bis zu einem bedeutenden Betrage, leisten mußten, und 1722 mußten die Landstände eine weitere Summe von 100,000 fl. zum Ausbau des Schlosses verwilligen. 1726 starb de la Fosse und die Leitung der Arbeiten wurde dem Ingenieur-Major und Ober-Baudirektor Müller übertragen, welcher den Bau 1727, wie er jetzt steht, vollendete. Wiederholt wurde nunmehr in Jahren 1727, 1730 und 1735—1738 theils an dem inneren Ausbau des alten Schlosses, an welchem in Folge des Brandes schon de la Fosse bedeutende Reparaturen vornehmen mußte, wie auch an dem Bau des neuen Schlosses fortgefahren, aber nie kam man unter Ernst Ludwig und auch nicht unter seinen beiden nächsten Nachfolgern zu einer Fertigstellung des eigentlich nur im Mauerwerk und dem Dach vollendeten Gebäudes. Nur der Glockenbau befand sich seit 1744 in bewohnbarem Zustand.

Das neue Schloß drohte sogar wieder in Verfall zu gerathen, denn im Jahre 1746 war das Wasser auf dem Dache so stark eingedrungen, daß es selbst seinen Weg durch die Gewölbe des Archivs gefunden und einen Theil der dort stehenden Akten durchnäßt hatte. Die Kandeln an den Dächern waren lückenhaft, die Balken der Zimmer und die Bordenverschalung der Fenster angefault, und Diebsfinger entwendeten sogar das Blei und Kupfer von den Dächern.

Erst dem Großherzog Ludwig I., dem Schöpfer des modernen Darmstadt, war es möglich das herrliche Gebäude vor dem Untergange zu retten, dem es beinahe mit Gewißheit entgegenging. Unter Leitung der trefflichen Architekten, des Hofbaumeisters Mittermayer und des berühmten Moller wurde es 1804 bis 1822 vollständig in brauchbaren Zustand versetzt und vor Allem jene herrlichen, von dem alles Nützliche fördernden Fürsten gegründeten Sammlungen darin untergebracht, welche es heute noch beherbergt.

Bekanntlich ist der Bauplan Ernst Ludwigs, wie eine Betrachtung des noch vorhandenen Modells ergibt, nur zu seinem kleinsten Theile zur Ausführung gelangt. Wäre er ganz zur Ausführung gekommen, so hätte das ganze alte Schloß niedergerissen werden müssen, da der Plan in keiner Weise darauf Rücksicht genommen hatte. Nach diesem Plane, sagt Walther, sollten in dem Schlosse alle Räumlichkeiten vorhanden sein, die irgendwie für die Zwecke des Hofes dienlich sein konnten. Dahin gerechnet waren alle Arten von Sälen und Zimmern, das Theater, die Kirche u. s. w. Von seiner Kollosalität gibt schon der Umstand einen Begriff, daß allein in den vier äußersten Façaden S. W. N. und O. 410 Fenster sich befinden. Das jetzt Stehende ist kaum der vierte Theil des Projectirten.

Demungeachtet erweckt dieser noch unvollendete Bau in uns die höchste Bewunderung, und namentlich bei der Ruhe der Nacht gewährt er im milden Scheine des Mondlichts, bei welchem die Linien und Kanten weniger scharf erscheinen, so daß durch diese Unbestimmtheit der äußeren Umrisse, verbunden mit dem weniger gewohnten blauen Lichtschimmer, welcher sich über die weiten Flächen und riesigen Massen ausbreitet, der Phantasie ein ausgedehnterer Spielraum geboten ist, einen überraschenden großartigen Eindruck, welcher demjenigen, den die gewaltigsten Schloßbauten auf uns hervorbringen, nicht im Mindesten nachsteht. Eine ferne, längst verschwundene Zeit, die wir nur aus der Beschreibung kennen gelernt, steht mit einem Male mit voller Lebenskraft vor unserem Auge. Die prunkliebenden Söhne des Jahrhunderts der Aufklärung mit ihrer derben Lebenslust, von denen uns die Chroniken erzählen, nehmen mit einem Male Farbe und Gestalt an; wenig fehlt noch und vor uns eilt einer jener schmucken Jagdzüge vorüber, die von hier aus westwärts nach dem Rheine, oder ostwärts nach dem fürstlichen Wildparke ihren Weg nahmen. — Eine Wolke huscht über die Mondscheibe hinweg — die Trommel rasselt in der Schloßhalle, und fortgescheucht sind mit einem Male alle zarten Phantasiegebilde. Aus dem Jahrhundert der Aufklärung sind wir wieder in die Wirklichkeit unseres neunzehnten Jahrhunderts versetzt, in welchem jene Aufklärung seines Vorläufers zum Gemeingut Aller gemacht wurde, welches den Segen der Cultur Alle theilhaftig werden läßt, und welches wenigstens Jedem ihre Wohlthaten verheißt, welcher sein Scherflein zu der großen Culturarbeit der einzelnen Völker hinzuträgt. Ein Blick auf die prächtigen Häuserfronten, welche den Marktplatz einschließen, der Wohlstand, die Behaglichkeit, welche sich unsern Blicken hier allerwärts darbietet, zeigt, daß auch unser Darmstadt bei diesem Werke nicht säumig war. —

Wer nur ein Gefühl für Schönes und Edles besitzt, der hat auch schon jene weihevolle andächtige Stimmung empfunden, die über uns Herr wird, wenn wir uns mitten in der Ruhe des Waldes befinden, und ein Windhauch des Glockenspieles altgewohnte Weise an unser Ohr trägt. Es ist eine eigenthümliche Empfindung, die sich unserer bei diesen Klängen bemächtigt, und in gewissen Momenten ist sie so groß und ergreifend, daß wir uns über ihre Entstehung kaum Rechenschaft zu geben vermögen. Um es recht zu bezeichnen, erfaßt uns bei der Anhörung dieses mechanischen Tonwerkes, das von einem Tag, von ein Jahr zum andern mit unerschütterlicher Gleichmäßigkeit seinen Dienst verrichtet, ein Gefühl unserer Kleinheit und Ohnmacht, das Gefühl der Nichtigkeit des irdischen Treibens. Nicht alle hören diese Mahnung. Die kleinen armseligen Alltagssorgen stehen in der Regel zu nahe bei und daher zu groß vor uns, als daß jeder über sie hinwegschauen und den Blick nach vor- und rückwärts frei haben könnte. Aber wer dieses vermochte, der hielt in den letztverflossenen Jahren, gemahnt durch die Klänge des Glockenspiels, wenn mitten in die Aufregung der Volksversammlung, in die Angst des Krieges sein „Wer nur den lieben Gott läßt walten" hineintönte, manchmal Umschau nach rückwärts und vorwärts und gewann dadurch ein ruhigeres Urtheil, eine richtigere Schätzung der Gegenwart. Denn ebenso ertönten unseren Vätern und Vorvätern schon in guten und bösen Tagen seine Klänge und nach Jahrhunderten noch wird es, sofern sorgsame Hände seiner warten, fortklingen mitten in des Lebens wechselvolles Spiel hinein und mahnen an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Die Glockenspiele kamen im fünfzehnten Jahrhundert in Aufnahme und wurden damals vorzugsweise in den reichen Niederlanden, welche sich zu jener Zeit auf dem Höhepunkt ihres Glanzes befanden, mit besonderer Vorliebe gepflegt. Sie sind aus dem Cymbal, dem alten Hackebrett, dessen höchste Vervollkommung wir in dem heutigen Pianoforte vor uns haben, entstanden, welches man um jene Zeit mit gestimmten Glocken versah, die anfänglich von Instrumentisten mittelst eines Schlägels zum Tönen gebracht, bald darauf aber mit einem Mechanismus versehen wurden, der die Thätigkeit des Spielers ausführte. Zur Fabrikation der Glocken wird gegenwärtig gewöhnliches Glockengut verwandt; in früheren Zeiten wurde, um den Ton zu erhöhen, selbst das kostbare Silber dem Glockengute zugesetzt, ja sogar einzelne Glocken wurden aus reinem Silber gegossen. Heute ist dieses nicht mehr erforderlich, denn

man hat auf das Genaueste die Gesetze der Tonbildung bei Glocken erforscht und der verstorbene Zamminer, noch vor wenigen Jahren eine Zierde der Gießener Hochschule, hat hierüber ausführliche Untersuchungen angestellt. (Siehe dessen „Akustik", Gießen 1855 S. 439.) Die wesentlichsten Regeln für den Glockenguß stellen wir in folgender Weise zusammen.

Die größte Metalldicke müssen die Glocken in ihrem Schlagringe oder Kranze haben, jenem Theile gegen welchen der Klöpfel schlägt. Im Obersatze beträgt die Metalldicke nur ein Drittheil der des Kranzes. Der Durchmesser des die Haube oder Platte genannten Glockentheils steht zu dem der Mündung im Verhältniß von 1 : 2. Der Klöpfel oder Schwengel richtet sich in seiner Schwere nach dem Gewicht der Glocke, zu der er gebraucht werden soll, aus Schmiedeisen gefertigt, erhält er 1/40 des Glockengewichts.

Der Ton der Glocke bestimmt sich nach den einfachen Gesetzen der Plattenschwingung. Bei Glocken von geometrisch ähnlicher Gestalt aus gleicher Substanz verhalten sich nach diesen die Schwingungszahlen derselben umgekehrt wie die lineare Ausdehnung, oder umgekehrt wie die Kubikwurzeln ihrer Schwere. Eine Glocke, welche die höhere Octave einer andern geben soll, muß daher aus gleichem Gut sein und in der Form ähnlich gestaltet werden, in Weite, Höhe und Dicke die halbe Ausdehnung zeigen und im Gewicht acht Mal geringer sein. Von allen nach diesen Regeln gegossenen Glocken kann man mit Hülfe der akustischen Gesetze Schwere, Durchmesser, Höhe und Eigenton bestimmen. Wenn z. B. eine Glocke von 0,834 Meter unterem Durchmesser 320 Kilogramme Gewicht haben muß und einen Ton, der dem C^2 sehr nahe kommt, erzeugt, so lassen sich demnach Durchmesser und Gewicht der Octaven dieses Klanges mit Leichtigkeit feststellen, und geben wir für diejenigen, welche sich hierfür interessiren, folgende Tabelle:

Ton:	Durchmesser:	Glockengewicht:	Klöpfelgewicht:
c	3,33	20,480 Kilogr.	512 Kilogr.
c^1	1,66	2560 "	64 "
c^2	0,83	320 "	8 "
c^3	0,415	40 "	1 "

Das sind die wichtigsten Principien, nach welchen man bei Erbauung der Glockenspiele verfährt und nach welchen man auch damals schon, als unser Darmstädter Glockenspiel entstand, auf empirischem Wege der Hauptsache nach verfuhr. Ludwig VI. (s. o.) wurde während seines längeren Aufenthaltes in Holland zu seiner Anlage angeregt und übertrug die Verfertigung des Mechanismus dem Uhrmacher Peter van Call zu Nymwegen, mit welchem am 20. Februar 1670 der betreffende Vertrag abgeschlossen wurde; die Anfertigung des Beyer-Stool — die clavierartige Einrichtung, welche nöthig war, um den Mechanismus in Bewegung zu setzen, dem Glockenspieler Verbeck und die Anfertigung der Walzen und den Guß der Glocken dem Glockengießer Peter Hemony. Das ganze Glockenspiel kostete die Summe von 11,218 fl. Die fünf größten Glocken tragen auf der äußeren Laibnung jede zwei Wappenschilde und eine mit einem Kranze umgebene Inschrift des Inhalts:

Der durchlauchtigste Fuerst und H. Herr Ludwig der VI. Landgraf zu Hessen, Fuerst zu Hersfeld, Graf zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schauburg, Isenburg, Büdingen etc. hat dieses ganze Uhrwerk und Glockenspiel Gott zu Ehren und der fürstlichen Residenz Darmstadt zur Zierde von newem verfertigen lassen.

Außerdem sind an den Glocken noch folgende lateinische Inschriften angebracht:

Die größte Glocke mit dem Ton des zweimalgestrichenen tiefen G und dem Gewicht von 1185 Pfd. hat die Inschrift: Dum campana sonans, ex quo divido tempus (wann ich tönende Glocke gleichmäßig theile die Zeit). Die zweitgrößte Glocke mit dem Ton gis und dem Gewicht von 818 Pfd.: Temporis extremi Tum memor esto tui (der letzten Stunde dann sei du eingedenk). Die drittgrößte, 590 Pfd., mit dem Tone a: Cantate domino canticum novum, cantate domino omnis terra (Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt). Die fünftgrößte mit dem Tone h, 446 Pfd. wiegend: Laudate deum omnes gentes, laudate eum omnes populi (Lobet den Herrn alle Stämme, lobet ihn alle Völker). Die sechstgrößte mit dem Tone c und dem Gewichte 364 Pfd. hat dieselbe Inschrift. Die siebengrößte mit dem Tone cis und dem Gewichte von 304 Pfd.: Benedicite

angeli domini domino, benedicite coeli domino (Ihr Engel des Herrn lobet den Herrn, lobet ihr Himmel den Herrn). Die achtgrößte d, 270 Pfd.: Laudabo dei cum cantico, e magnificabo eum in laude (Ich werde den Herrn loben mit einem Liede und werde ihn hoch ehren im Lobe). Die neuntgrößte dis, 238 Pfd. wiegend: Laudate pueri dominum, laudate nomem domini (Ihr Knaben lobet den Herrn, lobet den Namen des Herrn). Die zehntgrößte e, 208 Pfd. wiegend: Petrus Hemony me fecit Amstelodami anno domini 1670. Die eilftgrößte f, 108 Pfd. hat dieselbe Inschrift. Die zwölftgrößte fis 150 Pfd: Sit nomen domini benedictum (der Name des Herrn sei gelobt, Hiob).

Die kleinste Glocke wog achtzehn Pfund. Alle zusammen gaben dem Instrumente einen Umfang von 2½ Octaven, vom g der großen, bis zum c der zweigestrichenen Octave. „In geraden Taktarten, schreibt Weyland in seiner Geschichte des Großherzoglichen Residenzschlosses, konnten auf dem Glockenspiele, dessen Walze 100 Takte lang zu spielen vermag, schon zur Zeit seiner Erbauung Choräle und andere Musikstücke aufgeführt werden, während erst im Jahr 1834 durch Hinzufügung von sieben kleineren Glocken der Umfang des Werkes auf drei Oktaven erweitert und auch Achtel- und Sechszehntelnoten eingeführt wurden."

Im September 1671 wurde das Glockenspiel von Verbeck, der auch den damaligen Glockendirektor und Hoforganisten, den zu seiner Zeit berühmten Musiktheoretiker Breithaupt, in der Kunst unterrichtete, das neue Instrument zu handhaben, aufgestellt und hat es, nachdem es zum ersten Mal an einem Sonntag im Oktober nach dem Gottesdienste gespielt wurde, beinahe ununterbrochen seitdem in guten und bösen Tagen seine Weisen hören lassen. Im Jahr 1871 wurde das Fest seines zweihundertjährigen Bestehens begangen. Auf Veranlassung S. K. H. des Großherzogs wurde damals die Erinnerung an die Stiftung Ludwig VI. in einer angemessenen Weise gefeiert, und am 1. Advent, welcher Tag für die Feier bestimmt wurde, erschien der Glockenthurm mit Fahnen und Guirlanden geschmückt und am Abend mit zahlreichen Lämpchen erleuchtet. Das große Publikum, das wohl auch durch den kalten Nordost, der damals wehte, verscheucht wurde, nahm allerdings wenig Antheil an der Feier. Leider ist es auch Sitte geworden, an diesem alterthümlichen Instrument, dem der Natur der Sache nach zwei Eigenschaften anderer musikalischer Instrumente, das piano und das legato, versagt sind, mit souveräner Verachtung, weil das Herabsehen darauf nicht möglich ist, hinaufzuschauen und seine frommen Weisen zu bespötteln. Und doch gehören diese für den Darmstädter zu den liebsten heimathlichen Erinnerungen, die nur geweckt zu werden brauchen, um uns mit einer gewissen Wehmuth zu ergreifen. Es paßt auf diese Weisen, was der Dichter über jene schlichten Klänge des Alphorns sagt, die in der Ferne in der Seele des Schweizers das tiefste Leid erwecken:

Verachte dein Geburtsland, schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heimsehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Uebermuth verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.

Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den ich einst in einer holländischen Stadt empfing, als unerwartet in das Getöse des Straßenverkehrs bekannte Klänge sich mischten und von einem Thurme herab ein uraltes Glockenspiel seine einfachen Weisen ertönen ließ. Es war mir, wie wenn ich mitten in dem Gewühl die Stimme eines alten Bekannten vernähme, den ich in der Heimath weniger beachtet, der mir aber in der Ferne doppelt lieb und werth war.

„Wat maaken gij? hörte ich mit einem Male, wat hebt gij, gij bouwen kasteelen in de lucht!" „Was machen Sie, was haben Sie? Sie bauen Luftschlösser!" sagte mir mein holländischer Begleiter, der ungefähr meinen Ideengang errathen hatte, denn statt zu Amersfort, war es der Thurm des heimathlichen Glockenspieles, vor dem ich zu stehen glaubte. Noch öfter wiederholte sich diese Täuschung, und mehrere Tage bedurfte es, bis ich sie zu bemeistern vermochte.

Beim Anblicke der Epheuranken, die während eines Jahrhunderte langen Wachsthums tief in die Mauern des Schlosses ihre Wurzeln gesenkt und beinahe die ganze Nord- und Ostseite des nördlichen Eckthurms bedecken, beim Anblick der alterthümlichen Formen des älteren Theiles des Schlosses, sind wir geneigt, nach jenen Gebilden der Volkspoesie zu forschen, mit welchen unser phantasiereiches deutsches Volk die Oerter, die seinem Andenken theuer sind, geschmückt hat. Wir forschen nach Sagen und Märchen, die sich an jene Mauern knüpfen, die schon Zeugen so mannigfacher Ereignisse waren. Und doch bietet sich uns hier nur Weniges. Keine durch Tradition fortgepflanzte Erzählung erinnert an die Romantik des Ritterthums, an jene Zeit, wo wahrscheinlich unter den Fenstern des gräflichen Residenzschlosses jenes glänzende Turnier abgehalten wurde, keine Sage spricht von Franz von Sickingen dem Belagerer Darmstadts, keine Erinnerung knüpft sich an jenen schrecklichen Grafen Büren des schmalkaldischen Krieges, den Verwüster Darmstadts und des landgräflichen Schlosses. Sie alle sind verschollen und vergessen, und nicht einmal ihr Name hat sich im Gedächtniß des Volkes erhalten.

Die Ursache dieser Erscheinung ist folgende. Die Entwickelung unseres Volkes ist durch eine furchtbare Katastrophe zu einer Zeit, wo sich dasselbe im Vollgefühle seiner Kraft befand, jäh unterbrochen worden; eine Katastrophe so schrecklich und so furchtbar in ihren Folgen, daß sie beinahe ohne Beispiel dasteht in der Geschichte. Der dreißigjährige Krieg hat nicht allein den zuvor blühenden Wohlstand unseres Vaterlandes auf Jahrhunderte hinaus zu Grunde gerichtet, er hat die schönsten Länder, darunter auch unsere heutige Provinz Starkenburg, in eine Einnöde verwandelt, er hat vor Allem auch dem geistigen Leben unseres Volkes einen Stoß versetzt, von dem es sich erst spät wieder erholte, und er hat auf diesem Gebiete Verluste herbeigeführt, die geradezu unersetzlich sind. Vergleichen wir in dieser Beziehung unser Volk mit den Nachbarvölkern, so fällt uns ein großer Unterschied auf. Im Süden Frankreichs lebt noch im Munde des Volkes die Erinnerung an jene heiteren Liebeshöfe; selbst von den ältesten französischen Königen sind zahlreiche Züge in seinem Gedächtnisse bewahrt, und mehr oder minder zeigt die geschichtliche und literarische Entwicklung Frankreichs einen ununterbrochenen Zusammenhang. Mehr noch zeigt sich diese gesetzmäßige Fortentwickelung in England, wo sich im politischen und Gemeindeleben Formen eingebürgert haben, die viele Jahrhunderte alt sind, und wo man mit einer aus dem geschichtlichen Bewußtsein des Volkes entspringenden Zähigkeit an den ehrwürdigen, ererbten Gebräuchen festhält. Nichts finden wir von Allem dem in unserem Deutschland. Fragen wir was lebt noch in der Erinnerung des Volkes aus jenen großen Epochen der Hohenstaufen und der sächsischen Kaiser? Wir werden kaum Nennenswerthes zu erwähnen finden. Der dreißigjährige Krieg hat, wie er die Länder entvölkerte und den Menschen von der Scholle verscheuchte, die dieser sein eigen nannte, auch die Erinnerungen vernichtet, die an diese sich knüpften, und beinahe nur eine einzige Erinnerung ist unserem Volke als Ersatz für das Andenken unserer großen Vergangenheit geblieben, die Erinnerung an jenen fürchterlichen Krieg und seine Würgengel Wallenstein und Tilly.

Aus der Vergangenheit des Schlosses besitzen wir daher auch in Darmstadt keine Sage, welche sich an ein historisches Ereigniß knüpfte und dafür zeugte, daß dieses im Gedächtnisse des Volkes festgehalten worden sei.

Von den wenigen Sagen, welche kaum eine Bedeutung beanspruchen, erwähnen wir die folgenden.

An dem nördlichen Theile des Schlosses befindet sich das sogenannte Bauernhäuschen. An dieses alterthümliche Gebäude hat die Sage sich angeheftet und erzählt von ihm, daß, als das Schloß gebaut worden, das Häuschen einer armen Wittwe im Wege gestanden habe. Der Baumeister sei daher zu ihr gegangen, um es ihr abzukaufen. Aber, wie viel Geld er auch für ihre Hütte bot, sie wollte sie nicht hergeben, weil ihre Eltern und Großeltern darin geboren und gestorben seien und sie auch darin sterben wolle. Der Baumeister wollte sie mit Gewalt aus dem Häuslein treiben, da wandte sie sich an den Landgrafen und klagte ihm ihr Leid, und der Landgraf gebot, die alte Frau in ihrem Eigenthum zu belassen und die Hütte dem Schlosse einzubauen. Das geschah, und darum sieht man es heute noch am Schloß hängen, wie ein Nest, das ein Vöglein daran gebaut.*

---

* Walther, Darmstadt.

Man kennt keinen bestimmten Vorfall, der etwa die Entstehung dieser Sage veranlaßt haben könnte. Sie findet jedoch eine hinreichende Erklärung durch einen Zug, der allen unseren hessischen Regenten von der Darmstädter Linie gemeinsam ist, die Gerechtigkeitsliebe und die milde, menschenfreundliche Gesinnung. Die Dankbarkeit des Volkes hat hier die Erinnerung an die patriarchalische Regierung seiner alten Landgrafen poetisch verklärt.

Zuverlässige Nachrichten über das sogenannte Bauernhäuschen sind keine vorhanden. Man hat angenommen, daß es einen Ueberrest des zwischen 1559—1564 gebauten hölzernen Hauses des Prinzen Ludwig bilde. Nach Weyland gehört der untere steinerne Theil jedenfalls zu den ältesten Theilen des Schlosses, ob aber, fügt er hinzu, „dieses auch vom oberen hölzernen Theile gesagt werden kann, und ob der, von diesem Häuschen eingeschlossene, im dritten Stock nur 50 Quadratfuß große Raum früher zu anderen Zwecken als heute gedient habe, müssen wir vorerst dahingestellt sein lassen." Walther hält das Häuschen, wie es scheint, mit Recht, für ein Taubenhaus, wie es in der damaligen Zeit, wo die Taubenzucht in Schlössern und Burgen allgemein gepflegt wurde, fast in jedem Schlosse angebracht wurde.

Eine andere Sage des Schlosses ist die von der Ahnfrau. Es ist jedoch nicht Grillparzer's schrecklicher Vampyr des Hauses Borodin, der sein ganzes Haus nach sich zieht in den Abgrund, es ist eher ein Warner, ein Schutzgeist, der sich, wenn wichtige Ereignisse bevorstehen, in der Geisterstunde in den Gemächern des Schlosses zeigen soll. Aehnliche Sagen erzählt man auch von den Residenzschlössern zu Berlin, Kalsruhe und anderen.

Das Vorbild der Ahnfrau ist die germanische Gottheit Berchta (von percht, leuchtend) die Glänzende, die Schätzehüterin, in welcher viele germanische Stämme die Allmutter Erde verehrten. Sie trägt die Schlüssel zur Kammer des Todes und des erwachenden Lebens, und von der Sage zur verwünschten Zauberin umgestaltet, wandelt sie als Ahnfrau durch fürstliche Paläste als Prophetin unheilvoller Ereignisse. Auf sie ist die Sage von der Gräfin von Orlamünde zurückzuführen, in deren Bild die Züge der altdeutschen Göttin wieder zu erkennen sind.

Droben im waldigen Fichtelgebirge, nicht weit von der Stelle, wo der rothe und weiße Main sich mit einander vereinigen, liegt das freundliche Städtchen Kulmbach. Das Städtchen hat schmucke Straßen, prächtige Gebäude, und, was das beste ist, ein biederer, treuherziger Menschenschlag haust darinnen. Die Kulmbacher sind fröhlich und lebenslustig und thun ihrem herrlichen Bier vor Allem selbst die ihm gebührende Ehre an. Hinter dem Städtchen erhebt sich ein steiler, wohl vierhundert Fuß hoher Berg, von dem aus die vier riesigen Thürme der Burg weit in das Land hinausschauen. Dort oben herrschte von 1238 an ein ganzes Jahrhundert lang ein mächtiges Geschlecht, die Grafen von Orlamünde. Diese Grafen wären wohl schon längst der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht eine Gräfin dieses Stammes, die letzte der Dynastie, zur Entstehung der Sage von der weißen Frau Veranlassung gegeben hätte.

Diese Gräfin von Orlamünde ist unter dem Namen die schöne Kunigunde bekannt. Sie war die Wittwe Otto IV. von Orlamünde und soll, mit dem Chronisten zu reden, „eine verliebte Creatur gewesen sein". Sie warf ihre Blicke, erzählt die Sage, auf Albrecht den Schönen, Burggrafen von Nürnberg. Sie liebte ihn dermaßen, daß sie ihm zu verstehen gab, daß eine Ehe mit ihm das Ziel ihrer heißesten Wünsche sei. Albrecht erklärte ihr, daß dem auch ihm willkommenen Bunde noch zwei Paar Augen im Wege seien. Er meinte damit seine Eltern, während sie diese Räthselworte auf ihre beiden Kinder bezog. Ihre Liebe steigerte sich bis zur Raserei, und in dem gräßlichen Wahn, der sie beherrschte, beschloß sie, die Hindernisse, die sie von dem geliebten Manne zu trennen schienen, hinweg zu räumen. Sie tödtete ihre Kinder, indem sie eine Haarnadel durch die weiche Hirnschale stach und glaubte auf diese Art die Entdeckung des Verbrechens am leichtesten verhindern zu können. Die frevelhafte That sollte ihr jedoch nicht zu dem ersehnten Manne verhelfen, und als sie das Scheitern ihrer Pläne erleben mußte, überkam sie eine tiefe Reue und schmerzliche Gewissensbisse. Sie wallfahrte nach Rom und suchte durch einen vom Papst erlangten Ablaß den Frieden ihrer Seele wieder herzustellen. Später stiftete sie das Kloster Gundlach, als dessen erste Aebtissin sie im Jahr 1310 verschied. Doch der Seele der Mörderin sollte keine Ruhe beschieden sein. Nach ihrem Tode sollte sie umher wandeln

und als Verkünderin unheilvoller Ereignisse die Gemächer fürstlicher Schlösser als weiße Frau durcheilen.

Auch von einer solchen späteren Erscheinung der „weißen Frau" in ihrer Heimath auf der Plassenburg weiß uns die Chronik zu berichten.

Es war in den Jahren 1551—1557, wo Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der Krieger, ein nerviger „Kulturkämpfer" nach Art der Reformationszeit, die Unruhe jener Epoche dazu benutzte, um an den Mönchen seinen Muth zu kühlen, mit seinen Kriegsschaaren Süddeutschland verwüstete.

„Zu Ehren Markgraf Albrechten",
„Zu Schanden aller Pfaffenknechten."

stand auf den Münzen, die er auf der Plassenburg schlagen ließ, und redlich hat er sich bemüht, diesen Wahrspruch wahr zu machen. Alle Bisthümer und Klöster des südwestlichen Deutschlands erzitterten vor ihm, denn er verjagte die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Worms, Straßburg, Speyer, Coblenz, Köln und Trier, und selbst Metz bedrohte er. Eine Schaar fliehender Mönche und Nonnen verkündete die Ankunft seines Heeres, das oft bis 10,000 Streiter zählte. Sein Aeußeres flößte Schrecken und Entsetzen ein, denn wild funkelten seine Augen, ein langer rother Bart fiel auf seine Brust herab und lange rothe Haarlocken lagerten sich auf seinen Schultern.

Unter diesem wilden Kriegsmann raunte man sich einst auf der Plassenburg in die Ohren, daß die weiße Frau sich sehen lasse. Albrecht bekam Kunde von dieser Nachricht, welche die Bewohner des Schlosses mit Angst und Bangen erfüllte, und beschloß dem Gespenst zu Leibe zu gehen. Um Mitternacht durcheilte er das Schloß und begegnete auch wirklich der weißen Frau. Er geht auf sie zu, packt sie in seine nervigen Arme, hört nicht auf ihr Zetergeschrei und stürzt das vermeintliche Gespenst zum Fenster hinunter. Es ergab sich bei der genaueren Untersuchung des Hinabgestürzten, daß es der Burgpfaffe war, der es versucht hatte — vermuthlich in der Absicht den Markgrafen zur Umkehr zu bewegen — in dieser Verkleidung die Bewohner des Schlosses zu schrecken und nun mit gebrochenem Genick im Schloßhofe lag.

Die weiße Frau im Schlosse zu Darmstadt nähert sich der Berchta unserer Voreltern weit mehr als diejenige der Plassenburg. Sie wird namentlich mit einem Schatze des Schlosses in Verbindung gebracht, und der als Adept bekannte Landgraf Ernst Ludwig soll es gewesen sein, dem sie das Vorhandensein des Schatzes verkündigte. Einst erschien sie seiner Gemahlin nächtlicherweile, erzählt die Sage, winkte ihr und sprach: „Komm und hebe den Schatz," und als die Landgräfin zögerte, verschwand der Geist mit den Worten: „Jetzt muß ich wieder so lange herumgehen, bis Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt."

Ein andermal hat Ernst Ludwig den Schatz heben wollen, aber da erschien die weiße Frau und sprach: „Du kannst das nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten, aber einst werden schwere Zeiten kommen und großes Unglück, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden." (Wolf, Hessische Sagen, Göttingen 1853.)

Noch viele Varianten und Zusätze sind über die Sage von der weißen Frau im Schlosse zu Darmstadt vorhanden. Es sind die letzten Züge des verlöschenden, einst hell strahlenden Bildes, welches sich die Phantasie unseres Volkes von seinen nationalen Gottheiten geschaffen hatte. Heute findet man es kaum der Mühe werth von der Ahnfrau zu reden. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts fanden diese Erzählungen von der gespenstischen weißen Frau zahlreiche Gläubige. Unseren Voreltern dagegen erschien sie nicht spuckhaft und Furcht erweckend, sondern als ein guter Genius, als eine Schützerin, als segnende Erdenmutter, als Hüterin der Seelen und Schutzgeist der Fürsten und Heldengeschlechter.

Die Altstadt.

Die Altstadt, der alte Sitz des Darmstädter Gewerbfleißes, wird heutzutage oft mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet, welche sie in keiner Weise verdient. Es wohnt in ihr eine wackere, rührige Bevölkerung, welcher man Unrecht thun würde, wenn man aus ihrem oft rauhen Wesen, ihrer derben Ausdrucksweise auf eine gänzlich materialistische Denkweise schließen wollte. Auch in der Altstadt werden ideale Interessen gehegt und gepflegt, und bei allen den mannigfachen Ereignissen, welche seit 1848 unser deutsches Volk bewegten, ebenso wie bei einzelnen Vorgängen, welche mehr das Leben unserer Stadt berührten, zeichnete sich die Altstadt durch eine lebendige Antheilnahme aus. Das mittelrheinische Musikfest, das Schillerfest, die siegreichen Schlachten der letzten Jahre, der Einzug der Truppen und andere Ereignisse sahen ihre Häuser versteckt unter einer Schmuckhülle von Fahnen und Guirlanden, so daß die Altstadt an reichem und geschmackvollem Zierrath manchen Theil der Neustadt überbot.

Bei einem Gang durch unsere älteren Stadttheile fällt uns ein Unterschied auf, der unser altes Darmstadt von anderen deutschen Städten unterscheidet. Wir finden keine Baudenkmale weder aus der Blüthezeit der Gothik, noch aus der Epoche ihres Verfalls, weder aus der Periode der Renaissance, noch des Rococco. Nichts von jenen gothischen Bauten, an denen Nürnberg, Frankfurt, Straßburg und beinahe alle Rheinstädte so reich sind, auch nicht jene ächt deutsche Behäbigkeit, wie sie sich an den Häusern der Domstraße Würzburgs, in den älteren Stadttheilen Bambergs kund giebt, keines jener originellen Wohnhäuser aus der Periode der späteren Renaissance, an denen namentlich die alte Mainzergasse Frankfurts so reich ist, sondern man begegnet überall da, wo nicht der moderne Geschmack die alten Formen umgestaltet hat, einer ermüdenden Styllosigkeit. Man findet, daß bei der Erbauung dieser Häuser wohl die Bedürfnisse, aber nicht der Geschmack der Periode, aus welcher sie stammen, des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, maßgebend waren. Offenbar stand unser Darmstadt jenen reichen, prachtliebenden Städten an den Ufern des Rheines und Maines bei weitem nach und man beschränkte sich daher auf das Allernothwendigste.

In dem Hause Nr. 7 der Caplaneigasse wohnte z. B. noch Anfang des vorigen Jahrhunderts ein General, ein anderer in dem noch unansehnlicheren Hause Nr. 1 der Schloßgasse. Es waren ähnliche Verhältnisse, wie sie heute noch in ungarischen Landstädten bestehen, wo die höheren österreichischen Offiziere, die dort in Garnison sind, oft mit einigen niedrigen, ärmlichen Zimmern vorlieb nehmen müssen; nur mit dem Unterschiede, daß es hier die Uncultur des Landes ist, welche die Beschränkungen auferlegt, die bei uns einem Mangel an Wohlstand entsprangen. Offenbar bewahrte Darmstadt, welches völlig außerhalb des großen Verkehrs lag, noch lange den Charakter eines Provinzialstädtchens, auf das die reichen Frankfurter hochmüthig herabsahen und es als „Armstadt" bezeichneten. Auch durch die Anekdote: „Darmstadt habe früher Armstadt geheißen und Umstadt Dumstadt, und der Landgraf, von beiden Städten um eine Namensveränderung angegangen, habe den Armstädtern das „D" der Dumstädter, die dadurch zu Umstädtern geworden seien, vorangesetzt und so sei beiden geholfen gewesen", ist eine Anspielung des Volkshumors auf die frühere geringe Bedeutung unserer Stadt.

Leider liefern auch in sonstiger Beziehung die Privatgebäude Darmstadts, auch abgesehen vom Baustyle, nur geringe Beiträge zur Kenntniß seiner Geschichte. Wahrscheinlich ist die Mehrzahl der älteren Häuser, sobald der Wohlstand des Besitzers zunahm, oder die Zeit andere Anforderungen stellte, ein- oder mehrere Male umgebaut worden. Das „grüne Laub" steht z. B. an dem Platze des früheren Rathhauses, an dessen Stelle, wie aus einem Steine innerhalb des Gebäudes ersichtlich, und wahrscheinlich mit Benutzung der verwendbaren Mauertheile, Johann Peter Kleber 1737 eine Brauerei errichtete. Einen weiteren Umbau erfuhr das Haus, wie aus einem anderen Steine hervorgeht, im Jahr 1773. Von dem Gasthaus „zum Schwanen", dem ältesten Wirthshaus Darmstadts, welches am Thorbogen eine Inschrift mit der Jahreszahl 1633 führt, ist es gleichfalls nachzuweisen, daß es mehrfache bauliche Veränderungen erlitten hat. Die Jahreszahlen, welche sich an verschiedenen Häusern der Altstadt vorfinden, stammen sämmtlich aus einer ziemlich späten Epoche. Von der Hand eines

Mitgliedes des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen, Herrn Hofgerichtsadvokat Wörner, besitzen wir eine Zusammenstellung der noch vorhandenen Jahreszahlen, welche wir hier mittheilen.

Kleine Caplaneigasse No. 4 — 1559, Schloßgasse No. 9 — 1595, Magdalenenstraße No. 16 — 1613, Langgasse No. 23 — 1673, Alexanderstraße No. 12 (Ensling's Brauerei) — 1684, Alexanderstraße 17 (Leydhecker'sches Haus) — 1607 (?).

Die älteren Häuser Darmstadts bieten, wie oben bemerkt, im großen Ganzen wenig von äußerem Schmuck. Eine Ausnahme macht nur ein aus einer sehr frühen Periode stammendes Haus, Ecke der Langgasse (No. 23) und kleinen Ochsengasse (ohne Jahreszahl), das durch seine äußere Form und seine zierlichen Erker bereits an die älteren Theile Frankfurts und Nürnbergs erinnert; ebenso vortheilhaft zeichnet sich ein anderes früheres herrschaftliches Haus aus, welches an der Stelle steht, wo Schloßgasse und Geistberg sich scheiden. An dem Hause No. 7 der Caplaneigasse macht sich eine Hausthüre im Renaissancegeschmack in vortheilhafter Weise geltend.

Ein größeres Interesse als die Privatgebäude beanspruchen die öffentlichen Bauten, zunächst die Stadtkirche. Ihr Chor führt die Jahreszahl 1512, und in diese Periode fällt auch wahrscheinlich ihre Errichtung. Der Chor ist das Einzige, was an der Kirche im Laufe der Zeit seine Gestalt nicht verändert hat.* Schon 1685 ließ die Landgräfin Elisabeth Dorothea die Kirche umbauen und erweitern und sie so bedeutend umgestalten, daß die Formen der früheren Kirche aus der gegenwärtigen nicht mehr zu errathen sind. Damals wurde auch der Kirchthurm mit jenem Aufsatz versehen, in welchem sich die Thürmerwohnung befindet, und verlor sein früheres schlankes spitzes Dach. In der Stadtkirche wurde Landgraf Georg I. beigesetzt, und bis zum Tode Ludwig I., dessen irdische Reste gleichfalls dort ruhen, diente ihr Chor als Familiengruft. Das kunstreiche, mit seinem, seiner Gemahlin und seines Sohnes Bildniß gezierte Grabmal Georg I. nimmt die ganze östliche Seite des Chores der Kirche ein. Die große Glocke, die Sophienglocke, ist von der Landgräfin Sophie Eleonore, der Gemahlin Georg II., gestiftet. Im Jahre 1844 wurde die Kirche renovirt.

Das Rathhaus wurde im Jahr 1580 unter Georg I. aufgeführt. Es ist eines der schönsten Denkmäler aus der Zeit der Renaissance, welche das Großherzogthum darbietet, und Lübke gedenkt seiner ehrend in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance". Mit seinem vorspringenden Treppenthurm, seinen stattlichen Giebeln und seinen anmuthigen und doch gedrungenen Portalen hat es sich in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten.

Das Pädagog, „Bio", wie es von den Darmstädtern genannt wird, wurde von Georg II. erbaut, und am 12. April 1629 fand dessen feierliche Einweihung statt, in Gegenwart des Landgrafen, der Landgräfin, des Landgrafen Johann, des Adels, der Geistlichkeit, der Mitglieder der Collegien, 5 Lehrern der Anstalt und ihren zwölf Schülern. Hofprediger Leisring verrichtete ein Gebet, dann trat Georgs gelehrter Kanzler, der in jener Zeit vielgenannte Wolf von Todtenwart, hervor und hielt eine deutsche Rede, worauf der Rector eine lateinische Rede hielt, welche von dem Kanzler ebenfalls in lateinischer Sprache erwiedert wurde. Die Lehrer reichten hierauf ein Glaubensbekenntniß ein, beschworen die Schulgesetze, und die ganze Versammlung wohnte dann dem Gottesdienst in der Kirche bei, wo der Superintendent Plaustrarius eine der Feier angemessene Rede hielt. (Walther, Darmstadt.)

Den öffentlichen Gebäuden kann auch das Schwab'sche Haus, das frühere Amtshaus, beigezählt werden, welches Georg II. 1629 von dem Oberamtmann von Hertingshausen ankaufte. Bei dem am 15. Mai 1715 stattgehabten großen Schloßbrande wurde die Kanzlei, welche sich im Schlosse befand, in das Haus verlegt, und es hieß seitdem noch bis in die neueste Zeit hinein die alte Kanzlei.

Ein anderes hervorragendes älteres Gebäude ist das Gräff'sche Haus auf dem Markt, welches

---

* Nach Walther (Darmstadt) ist es sogar gewiß, daß der Chor der bereits früher vorhandenen Pfarrkirche angehörte und bei Erbauung der Stadtkirche benutzt wurde. Derselbe sagt: Als die Grafen von Katzenelnbogen sich ein Schloß in Darmstadt erbaut hatten, hier wenigstens zeitweise residirten, erbauten sie auch eine Kirche und von der Zeit an wurde Bessungen Filial von Darmstadt. Diese Kirche stand da, wo die jetzige Stadtkirche steht, ja die Untersuchungen, welche beim Umbau der jetzigen Stadtkirche 1844 angestellt worden, haben unzweifelhaft dargethan, daß ein Theil der Kirche, namentlich der Chor noch von jener ersten Kirche herrühren.

schon aus der Zeit Georgs I. herrührt und stets zu den herrschaftlichen Gebäuden gehörte. Unter Ernst Ludwig war es im Besitz von dessen Minister Kametzky von Elstibor und behielt von da an bis in die Gegenwart den Namen Kametzky'sches Haus.

Zwischen dem Kametzky'schen Haus und der alten Kanzlei, da wo sich jetzt die Läden von Homberger und Gaydoul befinden, befand sich das alte Palais, welches Ludwig VIII. von dem Herrn von Utterodt an sich gebracht hatte. Es war sein Absteigequartier, wenn er in seinem von Hirschen gezogenen Wagen von Kranichstein nach Darmstadt fuhr. Im Jahr 1822 erhielt das Haus den dritten Stock. Der nebenan befindliche Bau, in welchem sich die Hirsch-Apotheke befindet, ist neueren Ursprungs, er wurde unter Ludwig IX. im Jahr 1772 durch den Ingenieurhauptmann Müller aufgeführt.

Das Eck der Langgasse und Schulzengasse befindliche alte Waisenhaus wurde 1695 durch Landgraf Ernst Ludwig gegründet. Ludwig VIII. errichtete das neue Waisenhaus, das jetzige Gymnasium, welches am 14. August 1750 feierlich eingeweiht wurde.

Das Jagdhaus wurde 1701 von Ernst Ludwig erbaut und erschien damals unter dem Namen „neuer Fürstenhof".

Unter Ludwig IX. wurde das frühere Jagdhaus am Jägerthor in ein Garnisonslazareth umgewandelt, die Infanteriecaserne in der alten Vorstadt wurde umgebaut, das jetzt noch stehende Collegiengebäude (eingeweiht am 1. Juni 1777) errichtet, und vor Allem gelangte eine der Merkwürdigkeiten Darmstadts, das Exercierhaus, jetzt als Artilleriedepot dienend, zur Ausführung. Ludwig IX. wendete bekanntlich dem Militärwesen sein Hauptaugenmerk zu und galt namentlich, was Exercierübungen anlangt, als die erste Autorität seiner Zeit. Offiziere aus allen Theilen Europas besuchten Darmstadt und seine Soldatencolonie Pirmasens und wohnten den Uebungen bei, die er von seinen Soldaten vornehmen ließ. Damit die Soldaten auch bei unfreundlicher Witterung ihre Uebungen halten konnten, faßte er die Idee der Erbauung von Exercierhäusern. Im Jahr 1769 wurde zu diesem Zweck ein vom Baudirektor Mann entworfener Plan für Darmstadt ausgeführt. Dieser Bau mißfiel aber dem Landgrafen so sehr, daß er ihn bereits 1771 wieder abbrechen und an dessen Stelle das jetzige Gebäude errichten ließ. Sein Erbauer ist der berühmte Schuknecht. Ein von diesem errichtetes Privatgebäude, das heute noch als mustergiltig erscheint, ist das Eckhaus der großen und kleinen Ochsengasse (No. 2 der letzteren), in welchem sich im Erdgeschoß die Metzgerei von Fr. Dintelmann befindet. Der Bau des Exercierhauses, an welchem Tag und Nacht gearbeitet wurde, ward so rasch vollendet, daß das ganze Gebäude innerhalb des Zeitraums vom 6. April bis zum 1. Nov. 1771 aufgeführt wurde. Am 8. November hielt man die erste Wachtparade darin ab und am 15. Dec., dem Geburtstage des Landgrafen, stand das Regiment darin zum ersten Male unter Gewehr. Die Länge des Exercierhauses beträgt 79,77, seine Breite 37,75 Meter. Die Höhe beträgt 22,75 Mtr., wovon 14,25 auf das Dach entfallen. Durch eine geschickte Täuschung, dadurch, daß er das seiner Form nach deutsche Dach gleich einer Mansarde gebrochen darstellte, sowie durch den colossalen, mit dem Wappen gezierten Fronotn, hat es der Baumeister verstanden, diese ungewöhnliche Dachlänge geringer erscheinen zu lassen. Ebenso geschickt sind die sechzehn Schornsteine des Hauses, von deren Vorhandensein selbst nur wenigen Darmstädtern etwas bekannt ist, versteckt. Sie sind in den dicken Mauern bis unter das Dach geführt und alsdann so angelegt, daß sie den Rauch durch die Dachfenster wegbringen. Das Dach selbst ist ein merkwürdiges, von keiner Säule getragenes Hängewerk, so daß das ganze Innere einen einzigen Saal bildet, welcher den erforderlichen Raum zum Exercieren für ein ganzes Regiment darbietet.

Das sind ungefähr, wenn wir noch den 1704 erbauten weißen Thurm hinzuzählen, die wichtigsten Gebäude, welche aus dem alten Darmstadt noch übrig sind. Andere sind entweder verschwunden, oder sie haben so gänzlich ihr Aeußeres gewechselt, daß von ihrer früheren Gestalt nichts mehr zu erkennen ist.

Die Grenzen, welche Ernst Ludwig der Stadt gab, erhielten sich der Hauptsache nach bis zu dem Anfang dieses Jahrhunderts. Den westlichen Ausgang bildete das an der Stelle des heutigen Ludwig-Monuments errichtete neue Thor, hinter welchem sich die neue Vorstadt, die jetzige Louisenstraße, ausbreitete. Der Birngarten und die alte Vorstadt schlossen die Stadt nach Norden, an der ganzen südlichen und östlichen Seite wurde sie aber noch von der Stadtmauer umgrenzt. An der Stelle der

heutigen Ritsert'schen Brauerei befand sich der Schießplatz der Schützen-Gesellschaft. Da wo jetzt die katholische Kirche steht, lag das große Gut der Herren von Riedesel, und ebenso wie vom Bessunger Thore führte von hier aus ein Weg über das Feld hinweg nach Bessungen. Diesen bescheidenen Grenzen entsprachen die Verkehrs- und Geschäftsverhältnisse der Stadt. Nur die nothwendigsten Handwerker trieben hier ihr Geschäft, und eine Menge Geschäftszweige, die heutzutage unentbehrlich sind, haben wir noch unter unseren Augen entstehen sehen. Die Stadt war halb Schreibstube, halb Exercierplatz, für mehr schien die unfruchtbare Umgegend, aus der jeder heftige Windstoß Wolken von Sand in die Straßen trieb, kaum Nahrung zu bieten.

Der Fremdenverkehr der Stadt war kaum nennenswerth, und die wesentlichste Nahrungsquelle der Wirthe scheinen ihre einheimischen Gäste gewesen zu sein. Von den ältesten Wirthshäusern, dem „Engel", dem „Schwan" und dem „Adler", wurde der erstere (jetziges Fuld'sches Haus in der Kirchstraße) schon 1601 etablirt, der Schwan 1633. 1644 kam zu diesen dreien noch der „rothe Löwe" und 1681 die „goldene Krone". Um dieselbe Zeit wurde auch in dem außerhalb der Stadt an der Landstraße gelegenen „Scheuerhof", einem landgräflichen Gut, welches Elisabeth Dorothea 1680 verpachtete, eine Wirthschaft errichtet. Im Jahr 1680 erscheint der Scheuerhof, durch Neubauten verändert, als Gasthof „Zur Traube". In letzterem Gasthaus war es, wo der ehrsame Darmstädter Bürger noch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Kutscherstube des Hinterhauses seinen Schoppen trank, während das Gastzimmer des Vorderhauses ausschließlich den Honorationen vorbehalten war.

Wie es in den Darmstädter Gasthäusern der vorigen Jahrhunderte zugegangen sein mag, darüber fehlt es uns leider an Nachrichten: allein wir glauben annehmen zu dürfen, daß sie vor denen anderwärts nichts voraus hatten. Eine anschauliche Darstellung eines Gasthauses des 16. Jahrhunderts hat uns der berühmte Humanist Erasmus geliefert und wiederholen wir diese Schilderung um so lieber, als manche Züge des Bildes sich heute noch auf gewisse Wirthshäuser vererbt haben.

„Bei der Ankunft grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach den Gästen fragten, denn dieses halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem Du lange geschrieen hast, steckt irgend endlich Jemand den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie zusammen bis zur Sommer-Sonnenwende. Diesen Hinausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst Du daraus, daß Du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst Du nach Deinem Belieben Dein Pferd in Deiner Weise behandeln, und kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmtes Gasthaus, so zeigt Dir ein Knecht den Stall und den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adlige, aufgehoben. Wenn Du etwas tadelst, oder irgend eine Ausstellung hast, hörst Du gleich die Rede: „Ist Dir's nicht recht, so suche Dir ein anderes Gasthaus!" Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und fast eben so theuer wie der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begibst Du Dich, wie Du bist in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man, wie bei den Franzosen, eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen und Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst Du die Stiefeln aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst Du am Ofen auf und gehst, Dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist unsauber, daß Du Dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst Du um vier Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle zusammen sind, damit auch Allen dieselbe Bedienung werde. So kommen in demselben geheizten Raum häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fußreisende Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der Eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, ein Anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, Jenem stößt der Knoblauch auf, kurz es ist ein Wirrwarr von Sprachen und Personen, wie bei dem Thurmbau zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige

Haltung auszeichnet, so sind aller Augen dergestalt auf ihn gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Gethiers, und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling, mit nach dem Rücken zugekehrten Antlitz und das Essen vergessend, beständig mit unverrückten Augen an. Es muß stark in der Stube geheizt werden, denn es bildet bei den Deutschen einen vorzüglichen Punkt guter Bewirthung, wenn Alle vor Schweiß triefen. Oeffnet nun Einer, ungewohnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!" Antwortest Du „Ich kann's vor Hitze nicht aushalten", so heißt's: „Such Dir ein anderes Gasthaus." —

Aus dieser Schilderung des witzigen Erasmus können wir ungefähr errathen, wie es in den Wirthshäusern unserer Vaterstadt ehedem wohl zugegangen sein mag, wenn dieselben auch nicht ein Bild solch großartigen Fremdenverkehrs boten, wie es Erasmus vor Augen hatte. Auch scheint uns das, was Erasmus von der Ungefälligkeit der deutschen Wirthe sagt, auf unsere Vaterstadt nicht allgemein anwendbar zu sein. Alles, was uns die Tradition von jenen alten Darmstädter Wirthshäusern erzählt, deutet eher darauf hin, daß zwischen dem Wirth und den Gästen ein gewisses patriarchalisches Verhältniß bestand. Der „Schwanen" und die „Bockshaut", das Haus des Vaters des großen Geschichtsforschers Gervinus, des Gerbers und Weinwirths Gervinus, dessen Bild sich bis heute durch Tradition erhalten hat, sind gegenwärtig noch vorhandene Beispiele, aus welchen sich auf die früheren Wirthshäuser Darmstadts schließen läßt.

Der Einfluß des Hofes weckte allmählich neben dem Wirthshausbesuch auch den Sinn für feinere Vergnügungen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts finden in der „Traube" des Winters bereits zahlreich besuchte Concerte statt, und im Frühling und Sommer ahmt die bessere Gesellschaft dem Beispiele des Hofes nach, der in unsern herrlichen Wäldern Festlichkeiten veranstaltet, und ergötzt sich an den Schönheiten der Natur, welche unser Darmstadt in so mannigfacher Weise darbietet.

Um jene Zeit war es, wo Minister Moser über den damaligen Redacteur der „Darmstädter Zeitung", Matthias Claudius, klagte, daß er anstatt am Schreibtisch zu sitzen, lieber in den Wald laufe und die Vöglein pfeifen höre, wo (1771) Göthe inmitten einer fröhlichen Gesellschaft am Herrgottsberg seinen „Felsweihegesang" dichtete, und wo Herder an jener prächtigen Eiche der Fasanerie Caroline Flachsland erröthend zum ersten Male seine Liebe gestand.

Diese Bewunderung unserer romantischen Waldberge mit ihren kühlen Laubgängen war ein Ausfluß des wieder erwachenden Sinnes für das Schöne und jener Regsamkeit auf den Gebieten der Kunst und Literatur, welche damals die klassische Periode vorbereitete. Auch Darmstadt war zu einem jener zahlreichen Sammelpunkte künstlerischen Lebens geworden, welche kunstsinnige Fürsten in Deutschland so zahlreich schufen. Berühmte Maler wie Johann Christian Fiedler (starb 1765) und Christian Ludwig von Löwenstern schufen hier ihre künstlerischen Gebilde, und unter dem Schutze der großen Landgräfin Caroline, mit welcher Männer wie Merck und der Historiker Wenck in ständigem persönlichen Verkehr waren, wurde Darmstadt der Sitz eines regen geistigen Lebens. Dasselbe beschränkte sich jedoch ausschließlich auf die höheren Stände. Die Bürgerschaft war noch kleinstädtisch in ihrem Denken, und zahlreiche Züge, welche aus jener Zeit uns noch bekannt sind, bezeugen, wie gering der Impuls war, den jener von oben ausgehende geistige Antrieb auf die große Masse geäußert. Es bedurfte erst jenes genialen Regenten, der den Wohlstand der Stadt begründete und mit diesem Wohlstande auch den Grund zu ihrer heutigen Bildung legte, unter dessen segensreichen Regierung eine Reihe neuer Bildungsmittel geschaffen wurde und der künstlerisch und wissenschaftlich nach allen Richtungen hin die mannigfachste Anregung ausübte.

Das Zunftwesen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Vergangenheit unserer Stadt Darmstadt eine sehr bescheidene ist, und wir betonen dieses wiederholt und um so lieber, als es uns nur zur Ehre

gereichen kann, daß der Aufschwung, dessen sich die Stadt erfreut, zunächst das Verdienst der gegenwärtigen und vorangegangenen Generation ist. Wie wir oben erwähnt, bewegten sich Gewerbe und Handel noch zu Anfang dieses Jahrhunderts innerhalb sehr bescheidener Grenzen; es kann uns daher nicht wundern, wenn die frühere Vergangenheit Darmstadt's kaum Anhaltspunkte bietet, aus welchen sich auf irgendwelche industrielle Bedeutung der Stadt schließen läßt.

Als der deutsche König Heinrich I. die ersten deutschen Städte gründete, als er ein deutsches Bürgerthum schuf (819), waren wohl kaum Anfänge unserer Stadt vorhanden. Erst im fünfzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, wo Deutschland unter den Ländern Europas obenan steht durch die Mannigfaltigkeit seines Gewerbefleißes, wo die Metalltechnik auf einer Höhe stand, welche sie erst in neuester Zeit durch Zuhülfenahme mannigfacher Erfindungen wieder erreicht hat, wo man der Scharlachfärberei bereits kundig war, in Sachsen die Tuch- und in den Niederlanden die Leinwandindustrie blühte, wo die Augsburger Goldschmiede für die Besten in der Welt galten, in Nürnberg schon lange die Papierfabrikation im Gange war, wo die Taschenuhr, der Compaß, die Oelmalerei bereits bekannt waren und Gutenberg (1440) die Buchdruckerkunst erfand, werden in Darmstadt erst die Anfänge der Verhältnisse geregelt, ein Stadtregiment wird eingesetzt, ein Märkergericht (1440) errichtet und 1456 eine Taxordnung für Bäcker und Metzger und andere Gewerbetreibende erlassen. Erst unter Ludwig V. wurden die Zünfte errichtet.*

Die allgemeinen Bestimmungen der Zunftordnungen sind für alle Zünfte dieselben. Um Meister zu werden wird zum Beispiel allerwärts verlangt, daß der Betreffende „ehrlich geboren sei“, doch will sich der Landgraf die Dispensation vorbehalten, „nach eines Jeden Geschicklichkeit, Wesen und Wandel“. Es wird ferner verlangt, daß er zwei oder drei Jahre ausgelernt und mit seinem Meister sich gütlich vertragen, daß er zwei Jahre nach seinen Lehrjahren in der Stadt in seinem Handwerke gearbeitet, und daß er im Stande war, die vorgeschriebenen Meisterstücke zu machen. Kein Meister durfte einen Kunden annehmen, ehe er sich vergewissert hatte, daß sein College Meister, der bisher für den Kunden gearbeitet hatte, bezahlt worden sei.

Den Gesellen wird auferlegt, daß sie „einen ehrbaren Wandel führen, an Sonn- und Feiertagen fleißig zur Kirche gehen, Gottes Wort hören und nicht Macht haben über gewöhnliche Feiertage zu machen“.

Diese letztere Bestimmung (Zunftbrief der Bender von 1756) scheint mit Rücksicht auf die Entartung der Sitten getroffen worden zu sein, welcher wir am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts allerwärts begegnen. Diejenigen Classen der Gesellschaft, von denen das geistige Leben ausgehen sollte, die gelehrten Berufsarten, die Studirenden, sehen wir damals in einer äußersten Verwilderung begriffen. Mit einem wüthenden Hasse verfolgten sich um jene Zeit die Theologen der protestantischen Secten, auf den Universitäten war Engherzigkeit und kleinlicher Brodneid heimisch, während sich der Student jener Epoche durch eine Händelsucht und Rohheit auszeichnete, von welcher wir heute keinen Begriff haben. Von dieser sittlichen Verwilderung waren alle Stände ergriffen, und es darf uns daher nicht wundern, wenn auch das noch vor hundert Jahren hoch dastehende deutsche Handwerk von ihr ergriffen wurde. Namentlich unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege macht sich allerwärts eine Neigung zu Gewaltthätigkeiten geltend, welche sich durch das bei den Handwerkern aufkommende Tragen von Waffen äußert. In den Städten kommen furchtbare Krawalle zum Ausbruch, bei denen die „Rumorknechte“, wie man die Polizeisoldaten jener Zeit nannte, vollauf zu thun hatten.

Auch unser Darmstadt bot derartige Schauspiele. Unter der vormundschaftlichen Regierung der Landgräfin Elisabeth Dorothea hatte sich hier ebenfalls die Unsitte eingeschlichen, daß Handwerksgesellen

* Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß bereits auch in einer früheren Epoche organisirte Zünfte bestanden haben. Zunftbriefe sind nicht immer Anhaltspunkte für das Alter einer Zunft, ebensowenig, wie sich aus den Lehenbriefen auf das Alter eines Lehens schließen läßt. Der älteste Zunftbrief der Bender datirt zum Beispiel von 1627 während gewiß ist, daß diese Zunft bereits weit früher hier vorhanden war.

Degen trugen und in Folge dessen häufige blutige Streitigkeiten mit der hiesigen Garnison, „sonderlich wann etwa ein oder der andere Theil sich mit Wein überladen", vorkamen. (Walther).

Damals tauchen hier auch die ersten, in jener Zeit aber allgemeinen Klagen über den Luxus auf und die Landgräfin, welcher bereits 1681 eine Beschwerde über den Luxus der Darmstädter Raths-, Bürger- und Beisitzers-Weiber durch den Pfarrer Lotichius und die Beamten Rayß und Palustrarius übergeben worden war, erließ eine Verordnung wider den Kleiderluxus, weil „dannenhero zu besorgen, da diesen ungebührlichen Dingen nicht mit einem sonderbaren Ernst begegnet würde, daß über die allbereit vor Augen schwebende Türkengefahr auch andere sorgsame Kriegs- und Sterbensläufte die Unterthanen noch in äußerste Armuth allerdings durch eigenen Muthwillen nothwendig gerathen, und endlich noch größeres Landverderben und Ruin aus Gottes gerechtem, durch dergleichen Ueppigkeit und übelständige Unordnungen weiter verursachten Zorn und Strafe erfolgen möchte". (Walther.)

Man kann aus diesen Klagen über Luxus auf günstigere Erwerbsverhältnisse schließen, welche damals nach den Calamitäten des dreißigjährigen Krieges wieder eingetreten waren. Auch die zahlreichen Neubauten, welche, wie dieses aus den oben angeführten Jahreszahlen und anderen Inschriften ersichtlich, sich aus dem Ende des siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an vielen Häusern vorfinden, lassen dieses vermuthen. Unter Ernst Ludwig und durch dessen Schloßbau scheint insbesondere das Maurer-Handwerk hier einen außergewöhnlichen Aufschwung genommen zu haben. Aus der Zeit kurz nach dem Beginn des Schloßbau's aus dem Jahr 1719, datirt der Zunftbrief der Maurer, und das noch vorhandene Zunftbuch verzeichnet zahlreiche Meister. Kurz nach der Begründung der Zunft (1721) gab es auf der Zunftstube ein bedeutendes Aergerniß, denn ein von Nieder-ramstadt hierher übergezogener Maurermeister hatte seine Darmstädter Collegen bei „offener Lade" (erschwerend!) „Brobdiebe" genannt. Er wurde darauf in eine Geldstrafe von 2 fl. und 10 Albus verurtheilt, welche Strafe man aber auf inständiges „Lamentiren" in ein Viertel (4 Maaß) Wein umänderte, welcher Wein auch sofort getrunken wurde.

Die Zünfte bestanden in Darmstadt bis zum Herbst 1866, wo den Zunftmeistern deren Auflösung verkündet wurde. Mehrere Zünfte erhielten sich noch als freie Vereinigungen, so die Maurer-Zunft, welche sich erst Anfang November 1874 auflöste. Die Zunftbriefe und Zunftbücher sind noch vorhanden und in den Händen von ehemaligen Zunftgenossen. Die Zunftbriefe und Bücher der Küfer- und Bierbrauer-Zunft sind z. B. im Besitze des Herrn Rentner Nutz (früheren Zunftmeisters), und diejenigen der Maurer-Zunft hat Herr Hofmaurermeister Mersheimer in Verwahr genommen.

Darmstädter Volkssagen.

Auch darin verleugnet sich der moderne Ursprung unserer Stadt nicht, daß jene Schöpfungen der Volksphantasie, die sich in unseren alten Reichsstädten einem Epheu gleich an jedes Haus heften und, wie dieser den äußeren Zerfall des Hauses verdeckt, das verödete oder verwahrloste Innere belebter und behaglicher erscheinen lassen, kaum hier aufzufinden sind. Darmstadt besitzt keine Vergangenheit; es fehlen die großen welthistorischen Ereignisse, deren Schauplatz Mainz und Worms nicht allein, sondern beinahe der gesammte Rheinstrom war, von Constanz und Basel an, dem Sitz der Concilien, bis hinab nach Wesel, wo der corsische Eroberer eine seiner letzten Gewaltthaten auf deutschem Boden verübte.

Die einzige bedeutungsvolle Sage heftet sich in der Umgegend unserer Stadt an jenes älteste, vermuthlich aus den Anfängen menschlicher Cultur herrührende Denkmal, die „Teufelsklaue", deren Schriftzüge uns in diesem Felsen einen Markstein errathen lassen.

Die Sage erzählt:

„Vor alter Zeit sollte auf dem jetzigen Herrgottsberge eine Kirche gebaut werden, in Folge eines

Gelübdes, welches die Gemeinde Bessungen zur Zeit einer allgemeinen Noth gethan. Der Bau wollte nicht voranschreiten, und was am Tage mühsam gebaut worden, zerstörten boshafte Hände zur Nachtzeit. Da versteckten sich Nachts der Baumeister und einige Gesellen auf dem Berge und hielten Wache. Die Glocke verkündete in Bessungen die Mitternacht, als eine schwarze Gestalt sich sehen ließ und Mauern, Balken und Bretter, als ob es Kieselsteine wären, den Berg hinab warf. Der Baumeister sah wohl sofort, daß es der Teufel war, der diese Arbeit verrichtete, hatte aber dennoch den Muth den Beelzebub zu fragen, „wie er sich herausnehmen könne, des Herrn Haus freventlich zu zerstören." „Eben darum", sagte der Böse, „wolltest du mir ein Haus bauen, ehe der Tag kömmt, wäre es fertig". Der Baumeister, ein kluger Mann, besann sich schnell und versprach dem Satan: „Wohlan, es soll dein sein, wenn du es bis Morgen früh fertig bringst", stellte aber die Bedingung, daß es Satan nach dem bereits fertigen Plane bauen müsse. Der Schwarze ging den Vorschlag ein und der Baumeister zog seines Wegs nach Bessungen, wo er den Herrn Pfarrer zu Rathe zog. Als Morgens die Sonne hoch am Himmel stand, und schon längst die dritte heilige Messe gelesen worden, läuteten die Glocken und riefen die Gemeinde zur Kirche, und es dauerte nicht lange und die ganze Dorfbevölkerung zog in feierlicher Prozession, das Kreuz an der Spitze, nach dem Herrgottsberg, wo der dumme Teufel unter der Thür der Kapelle saß und sich recht schadenfroh die Hände rieb. Als er aber die frommen Gesänge hörte, den Weihrauch verspürte und das Kreuz ihm entgegenblitzte, da sah er mit einem Male, daß er auch von dem Bessunger Baumeister, wie ihm dieses schon so oft durch fromme Christen geschehen, hintergangen und schmählich belogen und betrogen worden war. Er beschloß sich zu rächen und floh von dannen, und die Prozession nahm von der Kapelle feierlich Besitz. Der Teufel war nach dem benachbarten Steinberg geflogen, wo er einen jener gewaltigen Felsblöcke, welche noch heute massenhaft dort umherliegen, aufhob und ihn nach den Andächtigen in der Kapelle schleuderte. Allein der liebe Gott, der bei dieser Teufelei nicht ruhig zusehen mochte, schützte die fromme Gemeinde, und ohne Unheil anzurichten prallte der Felsblock ab und fiel unweit des Gotteshauses nieder. Da liegt er heute noch zum Wahrzeichen, und sichtbar für alle Zeiten sind des Schwarzen Krallen darin eingegraben."

Eine andere Sage, welche heute hie und da geglaubt wird, beschäftigt sich mit dem Gange auf dem Herrgottsberge. Derselbe soll angeblich bis zum Hauser'schen Hause am Geistberg, nach anderen bis in jenes unterirdische Gewölbe im Residenzschlosse führen, in welchem der Schatz des Schlosses vergraben sein soll. Auch auf dem heiligen Kreuzberg soll sich ein unterirdisches Gewölbe befinden; Arbeiter, welche dort gruben, seien hineingestürzt und standen plötzlich vor einem großen steinernen Tisch, auf dem lag ein Handschuh und neben dem Handschuh lag eine große Schlange. (Wolf, hessische Sagen.)

Eine unheimliche Erzählung knüpft der Volksmund an den großen Woog. Am großen Woog habe ehedem nicht wie jetzt eine kleine Mühle, sondern eine große Mühle mit sieben Gängen, die den Müller und seine Familie ernährte, gestanden. Als man aber den großen Woog angelegt habe, sei dem Manne das Wasser abgegraben worden, er sei mehr und mehr zurückgekommen und endlich völlig verarmt. Alt und hülflos, habe er sich verzweifelnd in den Teich gestürzt, durch dessen Anlage man sein Glück zerstört, und habe einen schrecklichen Fluch gethan und für jedes Jahr von dem Himmel ein Opfer verlangt, bis der Teich vertrocknet sei. Löffelkraut sei dann in dem Teiche emporgediehen, und im Sommer verwirrten die unvorsichtigen Schwimmer ihre Beine in dem Geäste und Gezweige des Gewächses, der ruhelose Müller erfasse sie und ziehe sie hinab in die Fluth.

Der verstorbene Gr. Kammersecretär Carl Merk, ein reichbegabtes dichterisches Talent, hat diese Volkssage zu einer Ballade benutzt, die würdig ist in diesem vaterländischen Werke eine Stelle zu finden.

Der Geist im großen Woog.

Fern draußen vor den Mauern
Da liegt ein stiller See,
Der Wandrer flieht mit Schauern
Des Nachts der Fluthen Näh'.

Tief unter kalten Wogen
Da haust ein Geist so bleich,
Hat manchen schon gezogen
Hinunter in sein Reich.

Und geht man um die Stunde
Der Mitternacht vorbei,
Da tönet aus dem Grunde
Ein grauser Todesschrei.

Und wenn der Ton erklungen,
Da braust das Wasser auf,
Des Bächleins Fluth, bezwungen,
Stockt d'rob in seinem Lauf.

Da rauscht das Rohr so schaurig,
Da flüstern auf dem Damm
Die Blätter all so traurig
Am hohlen Pappelstamm.

Da flattern aus den Weiden
Die Eulen scheu empor,
Und ihre Seufzer schneiden
Wie Todtenruf in's Ohr.

Und wer den Laut vernommen,
Der weiß zur selben Stund.
Daß einer um wird kommen
Im dunklen Wogengrund. —

Das Bächlein, das ihm fröhnet,
Dem See Jahr aus und ein,
War einst den Lauf gewöhnet
Hinunter bis zum Rhein.

Und da, wo jetzt die Weiden
Den Uferrand umstehn,
Da war vor alten Zeiten
Ein Müllerhaus zu sehn.

Das Bächlein war der Acker
Des Müllers und sein Pflug
Es trieb das Mühlrad wacker
Und gab ihm Brod genug.

Da ward die Stadt gegründet.
Die nach dem Bächlein heißt,
Das wie ein Darm sich windet
Hinab zum Woogengeist.

Und als die Stadt mit Mauern
Und starken Thürmen gar,
Die noch bis heute dauern,
Ringsum befestigt war:

Da ward, um Hilf zu haben
In grimmer Feuersnoth,
Dem Müller abgegraben
Das Wasser und das Brod. —

Das Bächlein ward alldorten
Umdämmt mit Ufern hoch,
Und damals ist er worden
Der finstre große Woog.

Der Müller aber schaute
Starr und verzweiflungsmatt
Vom Damm ins nachtumgraute
Geheg der jungen Stadt,

Und raunte todtbeklommen,
Kaum von sich selbst gehört:
„Und hast du mir genommen
Die Fluth die mich ernährt;

Und kann ich nicht mehr mahlen
Und nicht mehr Müller sein,
So sollst du mir bezahlen,
So lang an dir ein Stein;

So sollst du mir entrichten
Alljährlichen Tribut,
Ich aber will verzichten
Auf Christi Gnadenblut;

Und will ein Todtenrufer
Dir aus der Tiefe sein!"
Er sprachs und sprang vom Ufer
Zur dunklen Fluth hinein.

Die Fluth empfing mit Grausen
Des Schreckens Unterpfand,
Und schlug mit dumpfem Brausen
Hoch auf am Uferrand.

Jahrhunderte bedecken,
Des Müllers Frevelthat,
Doch sinnt er noch zum Schrecken
Auf Unheil und Verrath;

Noch tönt zur Geisterstunde
Sein Ruf aus stillem Grab,
Und zieht zum tiefen Grunde
Manch junges Blut hinab.

Eine Reihe unheimlicher Spuckgeschichten knüpft sich an das von Ludwig VIII. erbaute, an einer einsamen Stelle der Griesheimer Tanne gelegene, ehemals zu Jagdzwecken dienende, bereits in den 1770er Jahren wieder niedergerissene Griesheimer Haus. Die Spuckerei gab sich ehedem dadurch zu erkennen, daß sich zur Nachtzeit in der Nähe des Hauses Winde erhoben, die in wahre Orkane ausarteten, Bäume knickten, Dachschiefer herabschleuderten und das ganze Gebäude erzittern machten. Die Stürme begannen mit Eintritt der Nacht und dauerten bis Mitternacht. (Bei der Rodensteinsage werden wir diese eigenthümliche Erscheinung näher berühren und nachweisen, daß es an ganz handgreifliche physikalischen Gründen für die Erklärung derartiger Phänomen nicht fehlt.) Zuweilen erblickt man das Haus ganz erleuchtet, und die näher Kommenden fanden Niemand darin und alle

Thüren verschlossen; wer aber durch seinen Beruf dorthin geführt wurde, der kam gewiß nicht ohne ein Abenteuer davon.

Auch die Oppermannswiesenschneise ist der Schauplatz eines übrigens ungefährlichen Spuckes. Der graue Jäger bereitet Abends gegen Sonnenuntergang die Schneise. Der verstorbene Cantor Anton will ihn noch gesehen haben. Nach seiner Erzählung vernimmt der Wanderer hinter sich Pferdegetrapp, und wenn er rückwärts schaut, sieht er einen grau gekleideten Reiter rasch sich nähern. Beim Näherkommen löst sich die Erscheinung in Nebel auf, und erst wenn der gespenstige Reiter an dem Betreffenden vorbeipassirt ist, sieht man ihn rasch die Schneise entlang traben.

Auch ein Darmstädter Stadtgespenst ist vorhanden. Der alte Rath Wunderlich glaubte noch felsenfest an seine Existenz und bezeichnete den großen, am Ende der Holzstraße und Langgasse gelegenen Granitblock als dessen nächtlichen Ruheplatz, an welchem es sich niederlege, nachdem es die Straßen der Stadt durchwandert und verspätete Nachzügler aus den Wirthshäusern und hülflose alte und gebrechliche Menschen geschreckt habe.

Mönche und Nonnen, deren Immoralität der Volkshumor von jeher in der mannigfachsten Weise gegeißelt hat, werden auch mit der Sage vom Muhkalb in Verbindung gebracht. Das Muhkalb ist keineswegs ein Darmstädter Lokalgespenst, es findet sich diese Sage vielmehr auch in Rheinhessen und in der Pfalz verbreitet, wo man sie überall, z. B. in Alzey, auf eine oder die andere Weise mit einem Kloster, welches sich ehedem in dem betreffenden Orte befand, in Zusammenhang brachte. In Darmstadt heftet sich die Sage an ein Nonnenkloster, welches ehedem hier gestanden haben soll; in Heidelberg ist es ein Mönchskloster, an welches die Sage geknüpft erscheint. Nur im Namen sind das Darmstädter und das Heidelberger Gespenst etwas verschieden. Während es hier als „Muhkalb“ bekannt ist, benennt es der Volksmund in Heidelberg das „Kettenkalb“. Zwei witzige Dichter, der eine unser Landsmann Carl Merck, der andere der treffliche Heidelberger Volksdichter Nadler, haben die Sage dichterisch behandelt. Wir lassen die Dichtung des ersteren hier folgen.

Das Muhkalb.

Ich will euch die Sage vom Muhkalb erzählen,
Ihr Leutchen gebt acht,
Vom Muhkalb, das Frevler zu schrecken und quälen
Herumgeht bei Nacht.

Das Muhkalb ist ein entsetzliches Wesen,
Ein Ungethüm schier:
So schrecklich wie dort in der Fabel zu lesen
Vom Kretischen Stier.

Ist schwarz wie der Teufel, und wenn ihr es nächtlich
Von weitem erblickt,
So meint ihr, der Mantel der Nacht sei beträchtlich
Mit Bahrtuch geflickt.

Gleicht halb einem Kalbe und halb einem Weibe
Von Riesengestalt;
Hat Augen so groß wie die glühende Scheibe
Des Mondes am Wald.

Sein Rachen ist greulich und hat auf dem Kopfe
Ein seltsam Gehörn.
Sein Brüllen — und ob man die Ohren verstopfe —
Man hört es von fern.

Drum heißt es das Muhkalb. Wenn nächtlich die Stunde
Der Geister erschallt.
Dann steigt es am Brückchen herauf aus dem Grunde
Und brüllt mit Gewalt.

Weh, wer sich zu heimlichem Frevel vermessen
Und schreitet einher,
Dem brüllt es entgegen, als wollt es ihn fressen
Und ängstigt ihn sehr.

Und schläft nicht um Mitternacht Mägdlein und Bube
In heiliger Ruh,
So guckt es durch's Fenster herein in die Stube
Und brüllet sein Muh.

Gar macher, der ob der gespenstigen Sage
Des Muhkalbes lacht,
Der hat es gesehen, und traut sich sein Tage
Nicht aus mehr bei Nacht.

Es stand einst ein Kloster dem Brückchen genüber
Ein stattlicher Bau;
Drinn schmachtet ein Nönnlein, das wäre viel lieber
Geworden zur Frau.

Wer aber sich einmal dem züchtigen Orden
Ergeben wohl eh',
Muß drinnen verharren. Das Nönnlein ist worden
Zur Mutter, o weh!

Wohl war ihr verborgen in heimlicher Zelle
Die Stunde genaht;
Doch wehe, wenn morgen die kommende Helle
Erweckt den Verrath!

Was schleicht dort vom Brunnen zur Mitternachtsstunde?
Horch, hast du's gehört,
Wie Sterbegewinsel von kindlichem Munde
Die Rache beschwört?

Und jener vernahm es, der Böses zu rächen
Hoch über uns wacht;
Bald ward das entsetzliche Doppelverbrechen
Zu Tage gebracht.

Und als es heraus war, was ängstlich die Arge
Zu bergen gesucht,
Da mußte sie sterben im steinernen Sarge
Zur Hölle verflucht. —

Das Kloster am Brückchen ist lange verfallen:
Zur Ruh' sind gebracht
Der Nonnen Gebeine; sie aber muß wallen
In jeglicher Nacht.

Als Muhkalb verwandelt, zu warnen vor Sünden,
Ein nächtig Gesicht —
So schaut es der Frevler, ihm laut zu verkünden
Das Gottes-Gericht.

Drum halte vom Bösen sich Mägdlein und Bube
Und schlaf fein in Ruh,
Sonst luget das Muhkalb herein in die Stube
Und brüllet sein Muh.

Das Darmstadt Ludewig I.

Noch kein Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hat sich in einer dem gegenwärtigen ähnlichen stürmischen Weise inaugurirt, und fast hatte es den Anschein, als sollte es die Befürchtungen verwirklichen, mit welchen man ehedem dem Jahr Eintausend in Deutschland, in welchem der Weltuntergang eintreten sollte, entgegenging. Wissenschaft und Kunst hatten neue Bahnen eingeschlagen, bei welchen die in den alten Traditionen aufgewachsenen Meister besorgt den Kopf schüttelten, die Sitten, die Umgangsformen, die Etiquette waren andere geworden, ja die ganze alte Gesellschaft mit ihren Standesunterschieden war total zertrümmert; Königreiche und Fürstenthümer waren umgestürzt und die Friedensschlüsse von Basel (1795), Campo Formio (1797) und Luneville (1801) rissen nach und nach die Fetzen aus dem morschen Staatskleide des heiligen römischen Reiches bis mit der Niederlegung der deutschen Krone durch Franz II. Deutschland der Herrschaft des Mannes anheimfiel, der seinen eigenen Worten gemäß „die Vernichtung der deutschen Nationalität als eine Hauptaufgabe seiner Politik betrachtete".

Beschimpft von den französischen Soldaten, niedergedrückt durch Polizeiwillkür, mag mancher deutscher Mann, der aus dieser Verwirrung keinen rettenden Ausgang fand, lieber das Ende aller Dinge, lieber des allmächtigen Gottes entsetzliches Weltgericht herbeigesehnt haben, als die Fortdauer dieses die Nation entehrenden Zustandes.

Der Rheinbund entstand, Preußen war darniedergetreten und ausgesogen und der einzige deutsch fühlende Staatsmann, den in dieser schrecklichsten Periode unserer Geschichte unser Vaterland besaß, der Freiherr von Stein, zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Deutsche Truppen folgten den Befehlen des corsischen Despoten — Palm haucht in Braunau sein Leben aus, und ein frommes deutsches Gemüth, der Predigersohn Friedrich Staps, greift verzweiflungsvoll zu dem Messer, welches das Vaterland aus der Macht des Tyrannen erlösen sollte.

In diese drangvolle Zeit fällt der Regierungsantritt Landgraf Ludwig X. (6. April 1790), des späteren Großherzoges Ludewig I. Wir sehen in ihm einen Regenten, dessen Bestreben vor Allem darauf abzielt, inmitten dieser Stürme die Leistungsfähigkeit des erschöpften Landes zu heben, seinen Wohlstand zu mehren, eine geordnete Verwaltung ins Leben zu rufen und durch Hebung des Unterrichts und Vermehrung der Bildungsmittel sein Land, auch was die geistige Kraft seiner Bewohner anlangt, in den Stand zu setzen, den mannigfachen Anforderungen zu genügen, welche die herangebrochene neue Zeit stellte. Der Ruhe, mit welcher der Großherzog, auf eine damals völlig resultatlose äußere Politik verzichtend, mitten in der allgemeinen Verwirrung und dem Umsturze aller bestehenden Einrichtungen das materielle und geistige Wohl seiner Unterthanen förderte, haben wir es zu danken, daß unser

hessischer Staat am Ende seiner vierzigjährigen Regierung, sich einer Ordnung der Verwaltung und einer Blüthe erfreute, welche in der damaligen Zeit beispiellos dastand.

Wenn wir die allgemeine Geschichte des Großherzogthums behandeln, werden wir Gelegenheit haben auf die mannigfachen Umgestaltungen und Neuerungen, welche die Regierung seines ersten Großherzogs kennzeichnen, näher zurückzukommen, dieses Mal beschäftigt uns nur die Fülle von Wohlthaten, welche ihm seine Residenz zu danken hat.

Wir sehen unter Ludewig I. die heutige Neustadt entstehen, jene regelmäßigen Quadrate, deren Umfassung die Promenade bezeichnet. Unentgeldlich werden die Bauplätze, sowie das Holz aus den Großherzoglichen Waldungen zur Errichtung der Gebäude abgegeben, zwanzigjährige Steuerfreiheit bewilligt, ja sogar werden unter der Benennung „Façadengeld" den Erbauern neuer Gebäude Zuschüsse bis zu 2000 Gulden gewährt. Diese Aufmunterung der Bauspeculation verfehlte nicht ihre anregende Wirkung, neue Gebäude entstehen an den projektirten Straßen, Unternehmungslustige wählen Darmstadt zum Wohnsitz, und seine Bevölkerung, welche beim Regierungsantritt des Fürsten kaum mehr als 6000 Seelen zählte, erhob sich 1801 auf 9833, 1804 auf 11,219, 1812 auf 13,177, 1815 auf 15,183 und hatte bei seinem Tode die Zahl von 21,000 Bewohnern erreicht.

Abgesehen von der Vollendung des Schloßbaues Ernst-Ludwigs ist die Regierung Ludewig I. durch die Entstehung einer Reihe namhafter öffentlicher und Privatgebäude bezeichnet. Wir erwähnen folgende:

Das Großherzogliche Palais auf dem Louisenplatz (1802—1804), das Hofoperntheater (1819 bis 1820) die katholische Kirche (1827) das Gebäude der vereinigten Gesellschaft (1816), das Palais des Landgrafen Christian (Ständehaus), die Infanteriekaserne (1829—1830), die Dragonerkaserne (1827), der Marstall am Mathildenplatz (1810—1812), das städtische Hospital (1806), das Correctionshaus (1808), die Freimaurerloge (1816), das Militairlazareth (1827) und das neue Collegiengebäude (1827).

Eine Reihe von Straßen entstanden neben diesen größeren Bauwerken. Die Rheinstraße, Waldstraße, Elisabethstraße, Schulstraße, Hügelstraße, Sandstraße, Neckarstraße, Magazinstraße, Weinbergstraße, Zimmerstraße, Grafenstraße (benannt nach dem Bauunternehmer Graf, welcher die Straße erbaute) und die Wilhelminenstraße. Zur Verbindung dieser neuen Stadttheile mit dem alten Darmstadt erbaute man die Ludwigsstraße (anfangs „Neue Marktstraße" genannt) und die Schulstraße. Um die Verbindung Darmstadts mit Bessungen herzustellen, wurde die Carlsstraße angelegt.

Diese Vollendung und Verschönerung der Stadt erfolgte beinahe unbehindert durch die schrecklichen Drangsale, welche die französische Revolution und dann die Kriege des Kaiserreichs für Darmstadt im Gefolge hatten. 1796 sah unsere Stadt die bald wieder von den Oesterreichern vertriebenen Truppen Bernadotte's in ihren Mauern, 1806 hatten hier die französischen Marschälle Lefebre und Augereau ihr Hauptquartier, 1813 hielten die Kosaken ihren Einzug, und Schaaren französischer Kriegsgefangener, welche den Typhus in die Stadt schleppten, zogen, von bayerischer Landwehr geleitet, nach der Schlacht von Hanau zerlumpt und elend durch Darmstadt. Ein Zeitgenosse schildert diesen ewig denkwürdigen Durchzug der Gefangenen von Hanau in folgender ergreifenden Weise:

„Alle ohne Ordnung und Rücksicht auf Waffengattung zogen in der buntesten Mannigfaltigkeit an uns vorüber. Die meisten waren vom furchtbarsten Hunger gefoltert. Am Schloßgraben stand zufällig ein Haufen mit weißen Rüben. Mit der Gierde der Harpyen stürzten sich die Armen auf den Wagen hin und konnten selbst durch die empfindlichsten Kolbenstöße der Eskorte nicht zurückgehalten werden. Noch jetzt klingen die Worte mir in die Ohren: „Pour l'amour de Dieu donnez, donnez mois un morceau de pain!" Doch die Gefühle des Mitleids und der Theilnahme mischten sich bald mit denen des Ekels und des Abscheues, da man Scenen erblickte, die man bei Menschen, nach Gottes Bilde geschaffen, nimmer für möglich gehalten hätte. Gleich einer Heerde trieb man die unzählbare Schaar in das Zeughaus. Alsbald brachten die Bewohner bereit gehaltene Speisen, meist Kartoffelsuppe mit Fleisch. Aber es war fast unmöglich in das Innere des ungeheuren Raumes zu bringen. Am Thore entbrannte im wahren Sinne des Wortes ein Kampf um die in Menge dargebotenen Nahrungsmittel. Die Hungernden im Inneren drängten nach Außen, erstiegen

die Fensteröffnungen und reichten von da in die mit siedendheißer Suppe gefüllten Zuber auf den Köpfen der Mägde, um die festen Brocken herauszufischen. Manche lagen gleichgiltig gegen ihre Umgebung auf dem Boden; andere entblößten ihre verwundeten Glieder, um sich von den vielbeschäftigten Aerzten und Wundärzten, die auf dem Paradeplatz Ambulancen aufgeschlagen hatten, verbinden zu lassen; hier hörte man Fluchende, da sah man Weinende, ja Sterbende, nach welchen die zunächst liegenden Leidensgenossen nicht einmal hinschauten."

„Am folgenden Morgen versuchte man im dichtesten Novembernebel die Gefangenen in Reihe und Glied zu stellen. Vergebliches Bemühen. Die Eskorte war dazu viel zu schwach. Die Aerzte hatten noch vollauf zu thun, die Verwundeten zu verbinden, und reichten bei weitem nicht aus, allen Anforderungen zu entsprechen. Nach allen Seiten hin versuchten Einzelne sich von dem Haufen zu entfernen und in die Stadt zu schleichen. Hie und da nahm man sie in die Wohnungen auf und wurde nicht müde sie Wochen lang zu pflegen. Auf diese Weise wurde der verderbliche Typhus in die Häuser gebracht. Eine nicht unbedeutende Schaar blieb krank im Zeughause zurück, für welche man ein Bretterhaus auf dem Exercierplatze erbaute, in welchem wir Knaben täglich die Gefangenen besuchten. Die große Masse zog die Bergstraße hinauf. Wie manche mögen unterwegs erlegen sein! Allein vom Paradeplatz bis zum Neckarthor waren fünf todt niedergesunken."

Die Segnungen des dauernden Friedens, welcher auf die Niederlage Napoleons bei Waterloo folgte, wurden Darmstadt in reichem Maße zu Theil und Ludewig I. nützte die Ruhe, welche auf die verflossenen fünfundzwanzig stürmischen Jahre seiner Regierung folgte, zur Förderung aller derjenigen von ihm begonnenen Unternehmungen, deren Gedeihen die unsicheren Zustände, welche bisher bestanden, hinderlich waren. Das Schulwesen wurde verbessert, eine höhere Bürgerschule (1821) und eine höhere Töchterschule (1829) gegründet, das Museum, welches bereits 1816 die Bewunderung Göthe's auf sich zog, und die herrlichen Sammlungen, welche der Stolz unserer Stadt sind, erfuhren werthvolle Bereicherungen, und das am 7. November 1819 eröffnete Hoftheater wurde zu einem der ersten in Deutschland und rivalisirte, was Opern-Vorstellungen anlangt, sogar mit Wien und Berlin. Der Wohlstand der Stadt wuchs zusehends, und als am 6. April 1830 Ludewig I. zu seinen Vätern versammelt wurde, da trauerte um ihn eine dankbare Bevölkerung, die in ihm ihren Beschützer und Wohlthäter verlor.

Er hatte, wie selten ein Fürst, die Erwartungen erfüllt, die sein Volk von ihm hegte, und verwirklicht, was 1815 nach dem Friedensschlusse ein Dichter von ihm sang:

Ein Herold sei dem Land von alten Tagen,
Es hoffet, sie durch Dich verjüngt zu schauen,
Schon jetzt verwandelst segnend Du die Klagen
Der bangen Furcht in kindliches Vertrauen.
Du wirst, o guter Fürst, Dein schönes Land beglücken,
Als Titus Deiner Völker Wohl geweiht,
Dann strahlt in später Enkel Aug' Entzücken
Beim Namen Ludewig und gold'ner Zeit!

Unter dem durch seine Herzensgüte und seine trefflichen Charaktereigenschaften in unvergeßlichem Andenken stehenden Großherzog Ludwig II. wurde das Werk Ludewig I. vervollständigt und die Stadt erfuhr namhafte Verschönerungen. Der Saalbau des Gr. Palais auf dem Louisenplatz wurde angebaut (1832), das Palais des Landgrafen Christian zum Ständehaus umgestaltet und 1831—32 das Münzgebäude nach den Plänen Hegers erbaut. Der berühmte Moller erbaute 1836 das Palais des Prinzen Carl, und nach den Plänen des Ingenieurs Fr. Lichthammer wurde der heute noch durch seine zweckmäßige Einrichtung hervorragende Main-Neckar-Bahnhof aufgeführt (1846). In demselben Jahr entstand das Gebäude der damaligen höheren Gewerb- und Realschule, jetziges Polytechnikum. Auch die Stadtkirche erfuhr eine Renovation, und endlich ist unter den öffentlichen Gebäuden noch das Arresthaus zu erwähnen, welches 1832—34 nach dem Plane Lerch's erbaut wurde.

Auch die Privatbauspeculation blieb fortdauernd rege, die Bessunger Carlsstraße und die Wilhelminenstraße wurden ausgebaut, die Bleichstraße und die Georgenstraße entstanden.

Fremde erwählten das damals bereits freundliche und behagliche Darmstadt zum dauernden Wohnort, zum Ruheplatz nach einem Leben voll Arbeit, oder zur Wiederherstellung und Kräftigung der angegriffenen Gesundheit; namhafte Versammlungen tagten in seinen Mauern: vom 28. Sept. bis 3. Oktober 1845 die deutsche Philologenversammlung und vom 21. bis 23. September 1847 die Hauptversammlung des Gustav-Adolphs-Vereins. Alle Festlichkeiten überbot aber das herrliche Fest, durch welches das gesammte Großherzogthum das Andenken des großen Fürsten feierte, in welchem Darmstadt seinen zweiten Begründer, seinen unvergeßlichen Wohlthäter ehrt.

Der 25. August 1844 sah aus allen Theilen des Landes Schwärme von Menschen zur Residenz ziehen, um der Enthüllung des Ludewigsmonumentes beizuwohnen. Durch öffentliche Sammlungen waren die Mittel zur Erbauung des Denkmals, dessen Grundstein am 14. Juni 1841, am Geburtstage Ludewig I. durch Ludwig II. feierlich gelegt ward, zusammengebracht worden. Den Plan zu dem Monument hatte Ober-Bau-Direktor Dr. Moller entworfen. Den Bau leitete der Hofbaumeister Arnold. Das Modell zur Statue entwarf Professor Schwanthaler in München, welche, geformt von seiner Meisterhand, in der Erzgießerei von Stiglmayer, daselbst ausgeführt wurde. Auf der westlichen Seite des Postaments liest man die Inschrift:

L U D E W I G
DEM ERSTEN
SEIN DANKBARES VOLK.

Die Feierlichkeit der Enthüllung bewies, daß diese dem hessischen Volke aus dem Herzen sprach. Mehr als 80,000 Menschen drängten sich an jenem festlichen Tage in den Straßen der Residenz zusammen. In dem Festzuge waren, neben den Beamten, der Geistlichkeit, den Aerzten und Anwälten des Landes, sowie den Lehrern der öffentlichen und Privat-Lehranstalten, sämmtliche Zünfte und Gewerbsleute und Deputationen des Bauernstandes aus allen Theilen des Landes, in ihre malerischen Nationaltrachten gekleidet, vertreten. Sämmtliche hiesigen, sowie die Gesangvereine aus Mainz, Gießen und Offenbach wirkten bei der Festfeier, welche einen echt volksthümlichen Charakter trug, mit. Zehn große Standarten, deren Inschriften die hervorragendsten Verdienste Ludewigs um die Landwirthschaft verkündeten, wurden von verschiedenen Bauerngruppen getragen.

Diese Aufschriften lauteten:

Aufhebung der Leibeigenschaft 1811, 1827.
Frohnfreiheit 1811, 1819, 1824, 1827.
Aufhebung des Novalzehnts 1816, 1820, 1821.
Verwandlung der Zehnten 1816, 1824.
Ablösung der Grundrenten 1821.
Vergütung des Wildschadens 1810.
Gemeinheitstheilungen 1814, 1827.
Aufhebung des Mühlbanns 1818.
Beförderung der Wiesencultur 1829.
Freier Absatz der Produkte — Zollverein — 1828.

In beredten Worten verkündeten Prälat Dr. Köhler, welcher das Denkmal weihte, und Geheime Staatsrath Schenck, während mehrerer Landtage Präsident der zweiten Kammer, die Segnungen, welche die Regierung Ludewig I. dem Lande gebracht hatte. „Lebendig ist heute", rief der Letztere, „die Erinnerung, wie er mit hoher Gerechtigkeit allen Gleichheit vor dem Gesetz gewährte; wie er die öffentlichen Abgaben auf alle Schultern gleich vertheilte und die Allgemeinheit der Militärpflicht verkündigte, wie er endlich, was er seinem Volke aus freier Bewegung seines großen edelen Herzens gewährte, befestigte durch das kostbare Gut der Verfassungsurkunde".

Die Hülle fiel, Kanonen und Geläute aller Glocken verkündeten weithin den festlichen Augenblick,

und ein unbeschreiblicher Jubel entrang sich der Brust der Tausende, die mit Hurrahruf, Vivats und Schwenken der Fahnen und Hüte das eherne Bildniß Ludewigs, des Vaters des Vaterlandes, grüßten.

Wir schließen die Erinnerung an diese Feier mit den Worten eines Dichters, den wir mit Stolz den unseren nennen, mit einigen Strophen Otto Müllers:

Durch Nacht zum Licht, o herrlich Fürstenwort!
Prophetisch klang es einst aus Seinem Munde;
Durch Nacht zum Licht! hallt's durch die Zeiten fort,
Und wird zum Hymnus jeder großen Stunde.
Er sprach's, und seines Volkes treuer Hort,
Erfüllt Er ihm der Freiheit goldne Kunde,
Die Frohnde sinkt, dem Recht muß Willkür weichen,
Nur Seines Volkes Herz bleibt ihm leibeigen.

Er ruft die Besten an den Fürstenthron,
Sein hohes Werk soll die Verfassung schützen
Und fortan in der königlichen Kron'
Der Demant Wahrheit unvergänglich blitzen.
Er fürchtet nicht des freien Wortes Ton,
Mit seinem Volk will Er zu Rathe sitzen;
Ein leuchtend Bild für alles große Streben
Soll Hessen sein dem deutschen Völkerleben.

Wer so bewährt den königlichen Sinn,
Dem reicht das Leben seine schönsten Blüthen;
Ihm naht die Kunst, des Ruhms Begleiterin,
Und stets wird ihn die Himmlische behüten.
Sie lohnt ihm mit dem köstlichsten Gewinn,
Erquickt den Greis mit ihren holden Mythen;
Er darf entzückt ihr reines Antlitz schauen
Und einen Tempel ihrem Dienste bauen.

Wo blühte nicht, was Er gesät, empor?
Schon ernten wir die Frucht auf allen Wegen;
Und wenn sein Lorbeer längst sich auch verlor
Im Morgenroth des Ruhms, — uns bleibt sein Segen,
Den Dank, den sich sein großes Herz erkor,
Wir wollen treu in warmer Brust ihn pflegen;
Und was uns auch des Guten noch beschieden,
Sein war der Kampf und unser ist der Frieden.

Heil darum Dir, ehrwürdig Fürstenbild,
Daß Du sollst leuchten uns für alle Zeiten,
Es sind die theuren Züge ernst und mild,
So gleich in Lust, wie in des Lebens Leiden.
Uns aber ist ein schöner Wunsch gestillt
Und eine heil'ge Schuld darf von uns scheiden;
Das Leben, das so herrlich sich bethätigt,
Geschichte hat's aus uns'rem Mund bestätigt.

Die Großherzogliche Hofbibliothek und die Sammlungen des Großherzoglichen Residenzschlosses.

Ein unvergängliches Denkmal seiner segensreichen Regentenlaufbahn hat sich Ludewig I. selbst errichtet durch die herrlichen wissenschaftlichen Sammlungen, zu welchen er den Grund gelegt, unserer Hofbibliothek, einer der ersten Büchersammlungen Deutschlands, unserem Naturaliencabinet, dessen Sammlung vorsündfluthlicher Thiere unbestritten als die erste des Continents anerkannt ist und welche in dieser Hinsicht nur mit dem British Museum rivalisirt, unser Museum, dessen Sammlungen von Elfenbeinschnitzereien und Emaillen gleichfalls nur von wenigen übertroffen werden, und unserer Gemäldegallerie, deren Reichthum an Werken niederländischer Maler ihr gleichfalls eine gewisse Bedeutung verleiht.

Bei der Begründung aller dieser wissenschaftlichen Institute stand dem Fürsten sein berühmter Cabinetssecretair Schleiermacher zur Seite, ein Freund Göthe's, Merck's und anderer hervorragender Männer seiner Zeit. Keine Gelegenheit zur Vermehrung der Schätze dieser Sammlung blieb unbenutzt, und aus den Cabinetsrechnungen ist ersichtlich, welche bedeutende Summen Ludewig I. für die Bereicherung der von ihm gegründeten Institute opferte.

Das wichtigste und bedeutsamste unter diesen ist unstreitig die Großherzogliche Hofbibliothek. Wir lehnen uns, soweit wir die Entwickelung dieses Institutes berühren, an die Geschichte der Großherzoglichen Hofbibliothek an, welche ihr dermaliger Direktor, Geheimerath Dr. Ph. A. F. Walther in dem Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde (11. Band 1867) und in einem 1867 erschienenen Werkchen „Beiträge zur näheren Kenntniß der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt" veröffentlicht hat.

Die Anfänge der Bibliothek datiren nach Walther bereits aus der Zeit Georg I. und Georg II., allein eine eigentliche Schloßbibliothek, wie sie in damaliger Zeit an vielen Höfen bestanden, war noch nicht vorhanden. Ihr Begründer war Ludwig V., ein hoch gelehrter Herr, der die Psalmen metrisch übersetzte und diese Uebersetzung im Drucke erscheinen ließ. Er ließ die in den Schlössern und sonstigen öffentlichen Gebäuden vorhandenen Bücher nach Darmstadt bringen und wollte sie zu einer Bibliothek ordnen lassen. Allein erst unter Ernst Ludwig kam es zur völligen Aufstellung, und erst im Jahr 1692 wurde der erste Hofbibliothekar in der Person des Sprachmeisters Johann Balthasar Moscherosch bestellt.

Auf Moscherosch, welcher als Nebenstelle auch diejenige eines Hofpoeten bekleidete, folgte in diesen Aemtern 1710 der 1684 zu Liegnitz geborene Magister und nachmalige Rath Lehms, der um eines Curiosums Willen, nämlich seiner von ihm selbst verfertigten Grabschrift, eine Erwähnung verdient. Sie lautet:

> Liegnitz, das geliebte Liegnitz, hat mich auf die Welt gebracht;
> Görlitz und sein Grosser einen Menschen aus mir gemacht;
> Leipzig und sein Musensitz hat mir ein vernünftig Leben,
> Darmstadt und sein großer Fürst Ehr' und Würde drauf gegeben.
> Frankfurt und zugleich der Himmel hat mir ein Gemahl geschenkt.
> Nun fehlt mir nichts mehr als das Plätzchen, wo man in's Grab mich versenkt.

Die Bibliothek erfreute sich unter den verschiedenen Landgrafen eines fortdauernden Zuwachses und, wie es scheint, in mancher Beziehung mehr als es gut war, denn der berühmte Minister Moser meinte, „daß sich in der Bibliothek eine solche Menge abgestandener Gelehrsamkeit finde, sowie absolut unbrauchbar gewordenen gelehrten Hausraths, resp. gelehrten Wusts, daß in diesem Saeculo gewiß keiner mehr diese Bücher anrühren würde, im künftigen aber das vom Mottenfraß übrig bleibende nicht einmal mehr, als der Schlamm aus dem Schloßgraben zu gebrauchen sein würde."

Moser ordnete an, daß in Gegenwart eines Mitgliedes des Ministeriums der unbrauchbare Unrath ausgeschieden werden sollte, und der unermüdlich thätige Mann erbot sich, in seinen Nebenstunden des Abends die Ausmusterung vornehmen zu wollen. Es sollte hierbei nach folgenden Prinzipien verfahren werden.

1. Alle Bibel=Sammlungen, welche nicht von einer Edition zwei=, dreifach vorhanden sind, bleiben.

2. Ingleichen alle wichtigen Streitschriften, Acta publica zur Staats= und Reformationsgeschichte Deutschlands, Confessiones fidei, Scripta polemica der Städte untereinander, die s. g. Autographa Lutheri und sehr seltener Schriften von den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst, item alle dergl. so in eine eigentliche Staats= und publique Bibliothek gehört, vor schwer Geld, wann es gesucht würde, kaum zu haben ist und in dem Glückskauf einer Auction wohlfeil hinweggehen würden, bleiben insgesammt.

3. Ferner bleiben die schönen Pariser und Elzevier'schen Prachtausgaben der Auctorum Classicorum u. Patrum, ohngeachtet viele gedoppelt da sind, hingegen die, obgleich zu ihrer Zeit schätzbaren Editiones der Manutiorum u. Wecheliorum, werden wegen ihres unangenehmen und unbrauchbaren Cursiv-Drucks und da sie durch weit schönere Editiones ersetzt seyen, ausgemustert.

4. Als Chaussee-Waare und Gelehrten=Mist ist ausgemustert: Alte Zank= und Schmähschriften der Theologen beider vorigen Jahrhundert, um zu den Neuen Platz zu schaffen, alle Postillen bis auf einige wenige Kern=Theologen, der Ballast von Juristischen Consiliis, Responsis, Decisionibus etc., die nicht mehr als Classici gelten, die Logici, Metaphysici, Chiruici, Chiromantici, Philosophi und andere Narren voriger Zeiten, weil ihre Kappen auf unsere Köpfe nicht mehr passen, die Schmäh=

schriften gegen die Jesuiten, weil uns Gott von dieser Pestilenz befreit hat, und aller übrige ähnliche Vorrath, so nur den Motten und Würmern zur Speise würden, ohne von jemand, außer den hohen Samt-Hospitalien, mehr gelesen zu werden. Salvo ubique meliori und wann etwa eines oder das andere noch am Leben erhalten werden wollte."

Man weiß nicht, inwieweit das Radicalmittel Mosers, der von der Culturgeschichte und ihren Interessen nichts wußte und unbrauchbare Bücher weggefegt haben wollte, wie er die Unfähigkeiten im Staatsdienste rücksichtslos beseitigte, ausgeführt wurde; nur eine Ausscheidung von Büchern zum Zwecke der Gründung einer Cameral-Bibliothek ist festgestellt. Sicher ist es, daß es ihm nicht gelang, wesentliche Verbesserungen zu bewerkstelligen. Erst durch die im Jahr 1777 erfolgte Ernennung Helfrich Bernhard Wenck's, des berühmten Verfassers der hessischen Landes-Geschichte, zum Bibliothekar wurde eine dauernde Ordnung der Bibliothek, ihre Erweiterung und Nutzbarmachung für die Zwecke des Forschers bewerkstelligt. Auf die Vermehrung der Bibliothek war Wenck wohl bedacht, und nicht leicht fand eine bedeutendere Auction in Deutschland statt, ohne daß er sie ungenutzt vorübergehen ließ, wenn ihm die nöthigen Zugeständnisse gemacht wurden.

Wenck, der bald darauf starb, erlebte noch den Regierungsantritt Ludwig X. und hatte die Freude, die von ihm verfochtenen Prinzipien der Verwaltung einer öffentlichen Bibliothek durch ein Rescript vom 7. November 1791 anerkannt zu sehen. In diesem Rescripte, welches die Genehmigung zum Ankauf der „Philosophical transactions" enthält, heißt es wörtlich: „Wir fügen Euch zur Nachahmung zugleich bei, daß hinführo bei der Auswahl durchaus mehr auf größere, seltenere, ausländische und vorzügliche Handwerke, als auf neuere, besonders Handbücher, deren jeder vom metier doch ihm selbst haben und sich anschaffen muß, Rücksicht zu nehmen ist; indem doch die Absicht öffentlicher Bibliotheken nicht eigentlich ist die Anschaffung von privat Büchersammlungen entbehrlich zu machen, sondern diesen nur durch ihre reicheren und selteneren Schätze zu Hülfe zu kommen und privat Gelehrte in ihren Bemühungen zu erleichtern."

Auch seine eigene Cabinetsbibliothek, deren Aufsicht sein Cabinetssecretär Ernst Schleiermacher führte, wurde von dem Landgrafen und späteren Großherzoge fortdauernd durch Einzelkäufe und Ankäufe ganzer Privatbibliotheken, wie diejenige des Kriegsrath Merck, des Professors Fischer und des Kunsthändlers Podozzi fortdauernd vermehrt, namentlich erhielt dieselbe durch die Einverleibung der 4000 Druckwerke und circa 800 Handschriften zählenden Bibliothek des Baron Hübsch einen Zuwachs von ungeheurem Werthe. „Diese Bibliothek enthielt Seltenheiten ersten Ranges. Unter den Handschriften befanden sich 29 orientalische (hebräische, arabische, persische, armenische, chinesische) und eine große Zahl mit Miniaturen und Initialen geschmückter." Zu den der Hübsch'schen Sammlung entstammenden Seltenheiten der hiesigen Bibliothek gehört z. B. das kleine niederdeutsche Gebetbuch mit Miniaturen aus der altkölnischen Schule des Meisters Stephan, sowie ein anderes mit Malereien aus der Hemelink'schen (Hemling) Schule, eine Handschrift des Petrarcha de viris illustribus in italienischer Uebersetzung mit figürlichen Darstellungen am unteren Rande aus der Schule Giotto's, eine von der Hand des Thomas von Kempis geschriebene Bibel in 5 großen Bänden, die ars militaris des Markgrafen Georg Friedrich von Baden und eine große Anzahl Incunabeln, unter anderen eine Biblia pauperum in Holztafeldruck."

Mit der Hofbibliothek wurden im Anfange dieses Jahrhunderts, abgesehen von den neuen Ankäufen, die Klosterbibliotheken von Seligenstadt, Hirschheim, Bensheim, Wimpfen und Dieburg vereinigt, außerdem wurden mehrere wichtige Privatbibliotheken erworben, und als Ludewig I. von dem Herzogthum Westfalen Besitz genommen, ließ er die nach dem Kloster Weddinghausen bei Arnsberg geflüchteten Manuscripte der Cölner Dombibliothek der Hofbibliothek einverleiben. In Folge des Friedensschlusses vom Jahr 1866 mußten diese Manuscripte wieder an die Domkirche in Cöln zurückgegeben werden. Angesichts der fortdauernden günstigen Weiterentwickelung der beiden Bibliotheken entschloß sich Ludewig, die bisher unabhängig von einander, die eine aus den Privatmitteln des Großherzogs, die andere aus den dafür verwilligten, seit 1790 auf 1100 fl. fixirten Geldern jährlich sich erhaltenden beiden Bibliotheken, von welchen die Cabinetsbibliothek bereits 16,000 Bände zählte, mit einander in einem besonderen Locale zu vereinigen. An die Spitze der Anstalt wurde Dr. Andreas Schleiermacher gestellt.

„Dieser entwarf für die neue Aufstellung das bibliographische System, nach welchem die Hofbibliothek jetzt geordnet erscheint, und welches er im Jahre 1845, mit einigen im Laufe des Jahres als zweckmäßig erkannten Modificationen, im Druck veröffentlicht hat, und ordnete die Herstellung des ihm überwiesenen Lokals für die Aufstellung der Bücher in einer auch den kleinsten Zweckmäßigkeitsrücksichten entsprechenden, wahrhaft bewundernswürdigen Weise an. Herstellung des Lokals, wie Aufstellung der Bücher führte er durch mit der ihm eigenen Energie und seinem practischen Blick, dem ein eminentes Wissen und ein bewundernswürdiges Gedächtniß eine seltene Stütze bot", urtheilt Dr. Ph. A. F. Walther über seinen Vorgänger im Amte.

Die Hofbibliothek wurde nach der Vereinigung beider Bibliotheken der öffentlichen Benutzung zugänglich gemacht, Bücher wurden ausgeliehen und eine Geschäftsordnung festgesetzt, die in ihren Hauptbestimmungen heute noch gültig ist. Im Jahr 1820 verfügte Ludewig, daß die im Großherzoglichen Residenzschloß aufbewahrten Sammlungen, zu denen auch die Kunstsachen, Musikalien und Bücher in seinen Wohnzimmern zu rechnen seien, in Kraft eines beständigen untheilbaren Fideikommisses bei dem Großherzoglichen Hause verbleiben, und als Staatseigenthum betrachtet und behandelt werden und auch in Zukunft wie bisher zur Unterhaltung und Belehrung des Publikums offen stehen sollten.*

Die Dotation der Anstalt hat nach dem Tode des Fürsten der Staat übernommen und hat sie sich seitdem fortdauernd gemehrt, 1865 zählte sie 125,495 gedruckte Werke (376,485 Bände), 74,000 Dissertationen und 3000 Handschriften. Jetzt ist sie derart angewachsen, daß sie einen Bestand von über 500,000 Bänden erreicht hat, daß die Säle für die Aufstellung der Bücher kaum noch Raum bieten und in nicht allzulanger Zeit die Frage der Beschaffung eines neuen Locals an die Großherzogliche Regierung herantreten wird.

Die Benutzung der Bibliothek ist seit ihrer Eröffnung im Jahr 1817 in stetem Zunehmen begriffen. Nach einer Durchschnittszählung (1855) wurden innerhalb eines Jahres 28,500 Bände in Benutzung des Publikums gegeben und zwar circa 10,000 Bände außerhalb des Locals.

Die Hofbibliothek hat sich seit ihrem Bestehen nicht allein für Staatsmänner, Beamte, Anwälte und andere gelehrte Berufsarten von dem größten Nutzen erwiesen, auch zahlreiche Künstler und Gewerbtreibende unserer Stadt wissen ihre Schätze zu verwerthen. Von höchster Wichtigkeit aber ist sie für den Schriftsteller und gewiß ist es, daß die Ausübung irgend welcher literarischen Thätigkeit in Darmstadt ohne diese von einem hochherzigen Fürsten angelegte großartige Büchersammlung geradezu zur Unmöglichkeit gemacht wäre.

Den Beamten der Anstalt können wir nachrühmen, daß sie das Institut im Geiste des großen Stifters desselben fortführen, und als die Großherzogliche Hofbibliothek am 16. Sept. 1867 die Feier ihres 50jährigen Jubiläums beging, hat es an Beweisen der Anerkennung nicht gefehlt und jeder, der die Anstalt zu wissenschaftlichen Zwecken benützt, kann sich davon überzeugen, daß die Direction und die Bibliothekare nicht allein ihre Pflicht erfüllen, sondern auch bereit sind, ernste wissenschaftliche Unternehmungen durch ihr reiches bibliothekarisches Wissen und ihre mannichfache praktische Erfahrung zu fördern.

Neben der Bibliothek theilten das Museum und die Gemäldegallerie die Gunst des Fürsten. Bereits als Erbprinz legte derselbe den Grund zu diesen Instituten, welche durch seine Unterthanen, Corporationen und Private, welche dem Museum Seltenheiten jeder Art zur Einverleibung übergaben, mannichfachen Zuwachs erhielten, namentlich aber im Jahr 1807 durch die dem Großherzog durch Erbschaft zugefallene Kunst- und Wunderkammer des verstorbenen Baron Hübsch eine wesentliche Bereicherung erfuhren, so daß der bisher zur Aufbewahrung der Schätze dienende Wallpavillon nicht mehr ausreichte und die Sammlungen in dem neuen Schlosse untergebracht werden mußten.

„Baron Hübsch", erfahren wir durch Dr. Ph. A. Walther, „sonst auch Freiherr von Hörlezabeen, auch von Loerzen und Krickelshausen genannt (er wechselte öfter seine Namen), war aus dem Lim-

* Aus den Cabinetsrechnungen ist ersichtlich, daß Ludewig I. für die Bibliothek und die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen jährlich große Summen verausgabte; wir verzeichnen im Ganzen einen Aufwand zu wissenschaftlichen Zwecken aus der Privatkasse des Fürsten von nahezu 1,200,000 Mark.

burgischen gebürtig. Er studirte in Köln besonders Natur- und Alterthumskunde, sowie die damit verwandten Wissenschaften, machte hierauf einige Reisen und ließ sich zuletzt in Köln nieder, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten und mit Sammeln von Büchern und Manuscripten, Kunst- und Naturproducten beschäftigte. Auch schriftstellerisch war er thätig in selbständigen Werken, wie in Journal-Aufsätzen über Gegenstände der Alterthumskunde, Naturgeschichte, der Oeconomie und Medicin, (vgl. Meusels gelehrtes Deutschland III.). Das Sammeln für sein Museum und seine Bibliothek trieb er mit rastlosem Eifer und mit namhaften pekuniären Opfern, so daß seine Sammlungen in dem an ähnlichen Schätzen reichen Köln zu den hervorragenden gehörten, die nicht leicht Jemand unbesucht ließ, der sich für Wissenschaft und Kunst interessirte. Baron Hübsch starb am 1. Januar 1805. Durch §. 3 seines Testaments hatte er „zum Merkmal seiner unbegrenzten Verehrung, auch damit sein mit erstaunlicher Mühe und außerordentlich schweren Kosten von mehr als 171,000 Mark zusammengebrachtes und dermalen auf mehr als eine halbe Million zu schätzendes Kunst- und Alterthumscabinet, Gemälde, Manuscripte und Bibliothek xc. nicht zersplittert werden möchten", den damaligen Landgrafen Ludwig X. „zu seinem einzigen Erben" ernannt. Falls die Schenkung nicht angenommen würde, trat als Erbe Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dann der Churfürst von Salzburg, Großherzog von Toscana ein. Zur Uebernahme der Sammlung ging bald eine höchsten Orts abgeordnete Commission nach Köln ab. Ansprüche aber der verschiedensten Art, welche ebenso von Corporationen, wie von Privaten erhoben wurden, erschwerten das Geschäft in solchem Maße, daß mehrere Jahre darüber hingingen, ehe man zum Ziele gelangen konnte. Der Großherzog war gerne geneigt, allen jenen seinen Beamten gemachten Schwierigkeiten einen rein patriotischen Grund unterzulegen und hatte sogar die Gnade, als Ihm ein nicht sehr bescheiden abgefaßtes Verzeichniß von Gegenständen der Hübsch'schen Sammlung, deren Zurückbleiben für Köln wünschenswerth wäre, überreicht wurde, eine große Zahl dieser Gegenstände der Stadt sowohl als einzelnen Privaten zu schenken. Es waren dieses fast sämmtlich Alterthümer, die in Bezug auf die politische und Sittengeschichte von Köln von Interesse waren. In der Cabinetsrechnung vom Jahr 1805 werden 15,348 fl. aufgeführt, die für das Hübsch'sche Cabinet bezahlt wurden, vermuthlich zur Befriedigung von Gläubigern, bei denen der hohe Erbe in die Verbindlichkeiten des Erblassers eintrat, sowie für Erbschaftsabgaben u. s. w.

Das Museum schließt in sich eine große Anzahl griechischer, römischer und mittelalterlicher Alterthümer, Rüstungen, Waffen, Münzen und der mannigfachsten Gegenstände der Kunstindustrie. Die seltensten und werthvollsten unter allen diesen Schätzen sind aber die Elfenbeinschnitzereien, welche dasselbe besitzt. Ein Kenner ersten Ranges, Hofrath Professor Dr. G. Schäfer, sagt über dieselben: „Dieser Reichthum ist es nicht zum mindesten, welche dem Museum unter den vaterländischen wie fremdländischen Kunstsammlungen einen hohen Rang sichert, und es ist nicht zu viel gesagt, daß der Louvre und das Hôtel Cluny, das British Museum und das Berliner neue Museum, das Wiener Museum für Kunstindustrie und das Münchener National-Museum Grund haben, das Großherzogliche Museum um seine glänzenden Werke der älteren Elfenbeinplastik zu beneiden. Selbst die öffentlichen Sammlungen zu Florenz, Rom und Neapel haben, wenigstens was die frühromanische Kunstepoche betrifft, nur verhältnißmäßig wenig aufzuweisen, was sich der Fülle und Bedeutung der Darmstädter Elfenbeinwerke dieses Zeitraums an die Seite setzen ließe. Einzelne Kunstobjekte sind wahre Perlen und ihr Ruf kann sich durch zunehmende wissenschaftliche Vergleichung innerhalb der Gelehrtenwelt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine nur steigern." Wir empfehlen jedem, der dazu Gelegenheit hat, das Studium der Elfenbeinschnitzwerke des Darmstädter Museums an der Hand des Werks von Prof. Dr. G. Schäfer: „Die Denkmäler der Elfenbeinplastik des Großh. Museums zu Darmstadt in kunstgeschichtlicher Darstellung. Festschrift zur Feier der vom 16. bis 20. Sept. 1872 in Darmstadt abgehaltenen Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Darmstadt 1872."

Eine andere Zierde der Sammlung sind die Arbeiten in Email, hinsichtlich welcher unser Museum gleichfalls eine hervorragende Stellung einnimmt.

Auch zu der Gemäldegallerie wurde durch den Erwerb der Hübsch'schen Sammlung der Grund gelegt, im Jahr 1809 wurde dann die Sammlung des Baseler Kaufmanns Nicolaus Reber und im Jahr 1812 diejenige des Grafen Joseph von Truchseß um den Preis von 63 428,57 Mk. käuflich

erworben. Leider hat die Gallerie, für welche seit 1837 die Summe von 72,744 Mk. verausgabt und neunzig neue Gemälde angekauft wurden, nicht mehr in dem Maße zugenommen, wie damals, als ein kunstsinniger Fürst sich ihrer annahm. Das vom Staate ausgeworfene Budget der Anstalt ist ein sehr geringes und steht in keinem Verhältniß zu den Summen, welche ihr erhabener Gründer für sie aufwandte.

Unter den Kunstschätzen der Gallerie erwähnen wir vor Allem ihr Prunkstück, das große Bild des P. P. Rubens, der „Jagdzug der Diana", welches früher der Schleißheimer und ursprünglich der Düsseldorfer Gallerie angehörte und 1820 von dem König Max Joseph von Bayern Ludewig I. zum Geschenk gemacht wurde.

Ein anderes berühmtes Bild, welches der Reber'schen Sammlung angehörte, ist das Rembrandt'sche Bild „Christus an der Staubsäule".

Ein weiteres bedeutendes, der Reber'schen Sammlung entstammendes Werk ist der „Christus im Garten von Gethsemane" von Philipp de Champaigne (geboren zu Brüssel 1602, gestorben zu Paris 1674).

Andere zur niederländischen Schule gehörige Prachtstücke sind das „Portrait einer Frau" von van der Helst (geb. zu Amsterdam 1613, gestorben ebendaselbst 1670), zwei Portraits Anton van Dyks* und Rembrandt's Bildniß seiner Frau Saskia.

Von den französischen Malern ist als Curiosum ein Bild des Pierre Mignard (geb. zu Troyes 1610, gest. zu Paris 1695), Ludwig XIV. mit seinen Maitressen vorstellend, zu erwähnen. Der König wird von dem Maler als Endymion, Madame Lavalière als Diana, in deren Gefolge beinahe alle anderen bekannten Courtisanen des Königs zu erblicken sind, dargestellt.

Unter den Italienischen Malern erwähnen wir ein Portrait von Titian und mehrere Werke von Guido Reni.

Reich ist die Gallerie an Werken altdeutscher Maler, worunter sich mehrere aus der altkölnischen Schule befinden.

Von neueren deutschen Malern erwähnen wir zunächst die Werke des Darmstädter Malers Fiedler (geb. zu Pirna 1697, gest. zu Darmstadt 1768), dessen von ihm selbst gemaltes, trefflich ausgeführtes Portrait eine Zierde des ersten Saales bildet.

Unter den neueren Meistern ragen die Landschaften der Darmstädter Maler August Lucas, Carl Ludwig Seeger und Julius Lange hervor. Auch ein anderes bedeutendes Bild eines Darmstädter Künstlers, „die Gefangennahme Christi" von Johann Michael Heinrich Hofmann, hat die Gallerie aufzuweisen. Endlich erwähnen wir die Landschaften von Andreas Achenbach und Carl Friedrich Lessing, die „Genoveva" von Eduard Steinbrück und Karl von Enhuber's Genrebild „der Gerichtstag an einem bayerischen Landgericht". Erfreulich ist es, daß in neuester Zeit ächter Bürgersinn den Sammlungen des großherzoglichen Residenzschlosses seine Aufmerksamkeit zuwendet und dieselben, wie dieses in Frankfurt a/M., Leipzig, Hamburg, Köln und Bremen geschieht, in patriotischer Gesinnung durch Geschenke bedenkt. Ein rühmliches Beispiel dieser Art gab einer unserer besten Bürger, der Stadtverordnete Carl Gaulé, dadurch, daß er das treffliche Historiengemälde des Professors Otto zu Wien, „die Huldigung des französischen Hofs vor Marie Antoinette" der großherzoglichen Gemäldegallerie als bleibende Stiftung übermachte.

Endlich soll noch des in wissenschaftlicher Hinsicht seltensten Schatzes, durch den Darmstadt auf dem Continent einzig dasteht, des paläontologischen Cabinets, Erwähnung geschehen. Er hat namentlich durch die Funde von Eppelsheim, das Dynotherium, Megatherium und andere vorsündfluthliche Thiere besonders aber durch die zahlreichen Entdeckungen Kaups, seines gelehrten Dirigenten, große Berühmtheit erlangt. Eine Reihe Merkwürdigkeiten hat es durch den Tauschverkehr, welchen Kaup mit dem British Museum unterhielt, erhalten. Gelehrte aller Länder haben sich bereits in Darmstadt aufgehalten, um diese Sammlung zu benützen; namentlich verweilte der große Cuvier mehrere Monate lang hier und

* Die Copie von dessen berühmtem Bilde „Das Kind mit dem Apfel", in Stahl gestochen von dem trefflichen Künstler E. Wagner, ist jetzt Eigenthum des Verlegers unseres Werkes.

führte hier mehrere größere Untersuchungen aus. Die hervorragendsten und seltensten Stücke der Sammlung sind das in Eppelsheim gefundene Dinotherium giganteum, das in Flonheim gefundene Halitherium Schinzi, ein in Eppelsheim gefundener fossiler Affenoberschenkel von Dryopithecus Fontani, ein prachtvolles Scelett von Mastodon giganteus, ein schönes Scelett von Cervus islandicus (Isländischer Torfhirsch), ein Scelett eines fossilen Vogels, des Dinorois giganteus, und endlich der Schädel von Elephas primigenius, des sogenannten Mammuth.

Das Großherzogliche Hoftheater.

Das, was Ludwig für Bibliotheken und wissenschaftliche Sammlungen geopfert, wird beinahe noch überboten durch seine Förderung der dramatischen und der musikalischen Kunst. Durch die unablässige Sorgfalt, welche er während seiner langen Regentenlaufbahn nach dieser Richtung hin entfaltete, hat er Darmstadt zu einem der hervorragendsten Sitze der musikalischen Kunst in Deutschland emporgehoben und die hiesige Bühne sehen wir heute noch unter den deutschen Theatern eine hervorragende Stelle einnehmen.

Schon längst hatte die theatralische Kunst in Darmstadt eine zwar stille, aber liebevolle Pflege gefunden. Die Musik hatte, seit die Oper im März 1627 ihren Flug über die Alpen nahm, seitdem bei der Hochzeit des Landgrafen Georg II. in Torgau Peri's von dem Kapellmeister Schütz für die deutsche Bühne bearbeitete Oper „Daphne", zu welcher Opitz den Text geschrieben hatte, zum ersten Male zur Aufführung kam, auch in Darmstadt eine Stätte gefunden. Eine Kapelle und ein Sängerchor waren bereits zur Zeit Ludwig V. vorhanden; auch unter den späteren Landgrafen wurde die Musik eifrig betrieben; unter Ernst Ludwig besonders war der Ruf der Darmstädter Hofkapelle ein weit verbreiteter. Ernst Ludwig, selbst ein tüchtiger Musiker, hatte im Jahr 1709 den berühmten Kapellmeister Graupner von Hamburg hierher berufen, der auch unter Ludwig VIII. bis zu seinem 1760 im 77. Lebensjahre erfolgten Tode der Kapelle vorstand. Ludwig VIII. selbst starb, wie Walthers „Antiquarius" berichtet, acht Jahre später, am 17. October 1768, bei einer Aufführung des Stückes von Lillo: „Barnwell, der Londoner Kaufmann". Die Vorstellungen fanden damals in dem jetzigen Interimstheater, dem „alten Hoftheater" statt und noch lange Zeit zeigte man die Loge, in welcher der plötzliche Tod des Landgrafen erfolgte.

Ludwig IX. cultivirte mit Vorliebe die Militärmusik. Von ihm sind noch zahlreiche Märsche und andere Compositionen in diesem Genre vorhanden; auch ist er der Erfinder einer Verbesserung der Blasinstrumente, welche allgemeinen Eingang fand, er führte nämlich die messingenen Schalltrichter bei den Oboen und Fagotts ein, welche heute noch im Gebrauche sind.

Am Hofe in Darmstadt waren die musikalische Kunst und der Sinn für theatralische Darstellungen, an denen sich Cavaliere und Damen des Hofes, an der Spitze die Mitglieder der landgräflichen Familie, betheiligten, heimisch. Der Boden war im Anfang dieses Jahrhunderts vorhanden, auf welchem ein Institut für theatralische Kunst einer warmen Pflege gewiß war. Es bedurfte nur der Initiative eines für die Kunst begeisterten Regenten.

Diese Initiative ergriff Ludewig I. zu einer Zeit, wo in dem Aeußeren und in dem ganzen geselligen Leben der Stadt nichts darauf hindeutete, daß sie zur Pflege eines theatralischen Kunstinstituts bestimmt sei.

Ludewig, der auch als Musiker zu den bedeutenderen seiner Zeit zählte — er spielte Clavier, Violine, Flöte und Waldhorn, so daß er seinen Kapellmitgliedern, wenn er die Probe leitete, selbst ihren Part vorzuspielen und einzuüben vermochte, auch hatte er einen gründlichen Unterricht in der Compositionslehre erhalten — ließ bereits im Anfange seiner Regierung Operetten und Comödien, deren Auditorium, obwohl auch damals schon den Bewohnern Darmstadts die Erlaubniß ertheilt wurde, den Vorstellungen beizuwohnen, sich auf die engeren Kreise des Hofes beschränkte, im alten Theatergebäude aufführen.

Im Jahre 1807 erhielt Xavier Krebs aus Worms die Concession, mit seiner Familie hier eine Reihe von Vorstellungen geben zu dürfen. Zwar hatte schon im Jahre 1806 eine Dillettanten-Gesellschaft, ähnlich derjenigen, wie sie uns Shakespeare in seinem Sommernachtstraum vorführt, sich im Brauhaus „zum goldenen Löwen“ mit Vorstellungen versucht, doch währte das Unternehmen nicht lange. Die Wirsamkeit dieser Gesellschaft endigte mit einer projektirten Vorstellung von Schillers Räubern, die abgesagt werden mußte, weil die „Amalia“ ein hiesiger Bäckergeselle, der nachmalige bekannte Kunstmäcen, Particulier Bandel in Worms (starb 1852), die Backnacht hatte. Einer der Betheiligten, der jetzt noch lebende pensionirte Hofmusikus Pfeil, hat dieses Ereigniß in kurzweiligen Versen geschildert.

Krebs fand bei seinem Unternehmen die rege Unterstützung des Großherzogs, und rasch schwang sich die Bühne bereits im Jahre 1810 durch Aufführung von Schillers „Macbeth“, von Mozarts Opern: „Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“ und „Entführung aus dem Serail“ zu Leistungen auf, die ihr die Bewunderung der hier anwesenden Fremden abrangen. Doch alle diese künstlerischen Erfolge vermochten den Verfall der Finanzen nicht aufzuhalten, dem das Krebs'sche Theater immer mehr entgegenging. Krebs hatte bereits die Absicht gefaßt, da die Einahmen ihn nicht in den Stand setzten, die Kosten, welche die Vorstellungen verursachten, zu bestreiten, seine Unternehmung wieder aufzugeben, als sich der Großherzog ins Mittel legte und das Theater mit allen Passiven übernahm. Das Theater wurde am 23. Mai 1810 zum Großherzoglichen Theater der Residenz erhoben und der Generallieutenant von Weihers demselben als Intendant vorgesetzt. Am 26. Juni desselben Jahres wurde das Institut zum Range eines Großherzoglichen Hoftheaters erhoben.

Die Zukunft des Kunstinstituts war nunmehr durch die Großmuth des Großherzogs sichergestellt und für die Stadt damit eine Existenzfrage in günstiger Weise gelöst, denn das Theater, durch das damals bereits eine Summe von 100,000 fl. in Umlauf gebracht wurde, begründete zum großen Theil den modernen Wohlstand unserer Stadt.

Von da an wuchs und gedieh die neue Bühne kräftig empor. Künstler wie Iffland gastirten, dramatische Meisterwerke unserer Classiker kamen im Schauspiel zur Aufführung, während in der Oper vorzugsweise die Werke von Mozart, Gluck, Mehul, Cherubini und Spontini das Repertoir bildeten. Darmstadt, in dem der Freund Ludewig I., der Meister des Contrapunkts, Abbé Vogler, seinen Wohnsitz genommen, wurde eine Quelle alles künstlerisch Schönen, wo der Begründer der modernen Prachtoper, der kosmopolitische Meyerbeer, ebenso wie der Schöpfer der lieblichen deutschen Volksoper, Carl Maria von Weber, gemeinsam das jugendliche Gemüth erfrischten.

Schon längst empfand Ludewig I. die Unzulänglichkeit der Räumlichkeiten des Hoftheaters. Als solches wurde das sogenannte „alte Theater“ benutzt, nachdem bereits im Jahre 1810 die mit Logen und Gallerien versehene Scheuer des Gasthauses zum „Erbprinzen“, das jetzige Eckhaus der Grafen- und Rheinstraße, in welcher die Schauspielvorstellungen der Krebs'schen Truppe stattfanden, aufgegeben worden war. Die Theuerung und die Noth, welche die vorhergegangenen Kriege und die Mißernte des Jahres 1817 hervorriefen, veranlaßte den Großherzog, seinen Plan, in Darmstadt ein Opernhaus zu erbauen, in dem die Aufführung des Großartigsten und Schönsten, was die theatralische Kunst zu bieten vermag, möglich war, zu beschleunigen. Gab er hierdurch doch einer Menge armer Leute Beschäftigung und Gelegenheit zum Verdienst.

Am 22. April 1818 legte Ludewig zwischen 5 und 6 Uhr Abends feierlich den Grundstein zu dem Theatergebäude, das nach den Entwürfen des berühmten Ober-Bau-Direktor Moller erbaut wurde. In wahrhaft großartiger Weise wurde die neue Bühne mit allem Erforderlichen, mit kunstvollen Maschinerien und prächtigen Dekorationen ausgestattet, so daß sie bis in die neueste Zeit allen Anforderungen, die an die Kunst des Dekorationsmalers und des Maschinisten gestellt wurden, zu entsprechen im Stande war. Die Aufführungen aller der großen Tonwerke, welche während der verflossenen Jahrzehnte auf derselben stattfanden, waren der beste Beweis für die Tüchtigkeit des Baues, welcher am 7. November 1819 dem Gebrauch übergeben wurde.

Die Muse Spontini's, dessen „Vestalin“ bereits im Jahre 1812 in Darmstadt die erste gastliche Stelle in Deutschland fand, war bestimmt, dem neuen Hause durch „Ferdinand Cortez“ die Weihe zu

geben. Die ersten Künstler, die Ludewig nach Darmstadt gezogen, hatten die einzelnen Partien übernommen, der berühmte Tenorist Wild sang den „Telasko", Neukäufler die Titelrolle und Delger, einer der besten Bässe seiner Zeit, den „Montezuma". Von den Mitwirkenden aus jener Epoche lebten 1874 noch einige in Darmstadt, die längst der Bühne Lebewohl gesagt, die aber noch gern sich an die Zeit des Glanzes, welche mit jener Vorstellung für unsere Bühne begann, erinnerten. Wir erwähnen die Großherzoglichen Hofkapellmeister Wilhelm Mangold (damals Kammermusikus) und Louis Schlösser (damals Hofkapellaccessist), Hofmusikus Harbor und endlich Hofmusikus Pfeil. Frau Marianne Schönberger-Marconi, welche 1810 bereits bei der Eröffnungsvorstellung des Großherzoglichen Theaters der Residenz mitwirkte, starb 97 Jahr alt am 10. Oktober 1882. Hofkapellmeister Schlösser ist heute (1882) der letzte aus jener großen Zeit!

Andere Zeiten und andere Menschen sind gekommen. Neue Sterne gingen an dem Himmel der Kunst auf; die Weisen des graciösen Rossini drangen wie ein warmer Hauch aus den Blüthengärten Italiens herüber über die Alpen in die Gauen unseres Vaterlandes, der fröhliche Adam und sein in Tonwerken unerschöpflicher Landsmann Auber, der deutsch innige Weber, der phantastische, wunderliche Meyerbeer, der träumerische, melodische Mendelssohn, Gounod mit seinen frischen Melodien und vollen, ergreifenden Accorden, und endlich der Mann der Zukunftsoper, Richard Wagner, sie gingen nach und nach alle über unsere Bühne.

Ludwig II. und Ludwig III. haben mit gleicher Liebe die Kunst an unserer Bühne gehegt und gepflegt und in vielem ist Darmstadt noch in der letzten Epoche den anderen deutschen Bühnen ein Vorbild gewesen.

Am 7. November 1869 beging die Großherzogliche Hofbühne ihre fünfzigjährige Jubelfeier. Die Künstler, welche bei der Festvorstellung mitwirkten, und die Verehrer der theatralischen Kunst, welche sich in dem festlich erleuchteten Hause zusammendrängten, verliehen den Gefühlen des Dankes Ausdruck, welche sie gegenüber einem erhabenen Regentenhause beseelten, das mit nie ermattender Opferfreudigkeit seit der Gründung die dramatische Kunst hegte und pflegte. Hierin bestand auch die Aufgabe des von Herrn Ernst Pasqué gedichteten Festspiels. Die erhabene Gestalt der Kunst selbst war es, welche auf der Bühne erschien, um der Dolmetscher der Gefühle zu sein, welche diejenigen, die die Leistungen der Bühne täglich vor Augen sahen, gegenüber deren Begründer und ihrem gegenwärtigen Protector empfanden. Den Schluß des Festspiels bildete die Bekränzung der Büste Ludewig I. begleitet von dem Absingen des Volksliedes. Zum Beschlusse der Feier erhoben sich die Anwesenden von ihren Sitzen und brachten dem Enkel des Begründers unserer Bühne, ihrem großmüthigen gegenwärtigen Beschützer, durch stürmische Lebehochrufe ihre Huldigung dar.

Als Festoper fand eine vom Hofcapellmeister Neswadba einstudirte glänzende Aufführung von „Ferdinand Cortez" statt. Herr Mayr (Cortez), Fräulein Mahlknecht (Amazily), Herr Greger (Montezuma), Herr Dr. Pockh (Oberpriester) und Herr Pecz (Alvaro) sangen die Hauptrollen.

Das Schauspiel führte am folgenden Tag als Festvorstellung unter der Leitung des damaligen Regisseurs Herrn Fallenbach in trefflicher Weise die Laube'sche Bearbeitung des Demetrius-Fragments vor.

Das Großherzogliche Hoftheater schien durch das Jubiläum einen Antrieb zu fernerem Gedeihen empfangen zu haben, als plötzlich die Katastrophe kam, welcher das Werk Ludewig I. zum Opfer fallen sollte.

Am 23. October 1871 fühlte die Leitung unserer Bühne die Pflicht, den Besuchern des Hoftheaters die erste größere Oper Mozarts, „Idomenäus", vorzuführen, jenes Werk, welches noch an sich die Einwirkung der Zeit des Menuetts und der Sarabande erkennen läßt, in dem sich aber auch der Genius des nach Erreichung der künstlerisch edelsten Form strebenden Meisters auf das Glänzendste offenbart. Einzelne Arien, wie diejenigen der Ilia entzückten durch den unvergleichlichen Adel des Ausdrucks, das Quartett, ein Meisterwerk der Melodie und des harmonischen Bau's, berauschte wahrhaft durch seinen Wohllaut und erschütternd wirkten die Stürme und die Chöre des geängsteten Volks. Niemand ahnte, daß diese Vorstellung, eine der schönsten, welcher wir jemals in dem neuen Hoftheater anwohnten, der Schwanengesang sein sollte, welche unsere Oper in dem Hause Ludewig I. vernehmen ließ.

Es war am 25. October Abends 5 Uhr, als sich über der Stadt eine kleine dunkle Rauchsäule erhob, die sich in wenigen Augenblicken in so Furcht erregender Weise vergrößerte, daß kein Zweifel darüber sein konnte, daß sie einer Feuersbrunst ihren Ursprung verdankte. Nach oben hin breitete sie sich schirmartig über der Stadt aus; unwillkürlich wurde man an das Bild des Plinius erinnert, der die Rauchwolke des Vesuvs mit einer Pinie verglich. Die Rauchsäule wurde breiter und breiter. Ein Ostwind erhob sich und hüllte bis zum Rheinthore hinab die Straßen der Neustadt in dunklen Rauch ein, so daß man kaum auf 20 Schritt weit die nächsten Gegenstände erkennen konnte.

Kraterartig erfolgte der Ausbruch des Brandes im Hoftheater, der sich mit solcher Raschheit weiter verbreitete, daß an eine Bezwingung des fürchterlichen Elements nicht zu denken war.

Man war gerade mit der Vorbereitung zu der Posse Pohl's: „Pechschulze" beschäftigt. Mit Mühe retteten sich noch einige Theatermitglieder, darunter die verstorbene erste Solotänzerin Frl. Lamolière, welche vom Brand überrascht wurden, aus den Ankleidezimmern. Immer rascher griffen die Flammen um sich. Wenige Minuten nach 5 Uhr standen nicht allein Bühne und Speicher, sondern auch der ganze Zuschauerraum in Flammen. Die Eisentheile des Dachs und die Blitzableiter leuchteten gleich schmelzendem Metall. Es war die Temperatur, welche der Techniker mit dem Ausdruck: „Weißglühhitze" bezeichnet. Die in dem Feuer rasch oxydirten Metalle, Eisen, Kupfer und Zink, färbten die Flammen mit so prachtvollen Farben, wie sie die Kunst eines Feuerwerkers noch nie hervorzubringen vermochte, hellrothe, smaragdgrüne, weiße und bläulich-weiße Flammen stiegen aus den Wirbeln der Feuersäule racketenartig in die Höhe, oder richteten sich seitwärts. Das Gebälke des Daches stürzte hinab mit dem Altan und den Blitzableitern. Bald darauf stürzte ein Theil der Zwischenwand, welche Bühne und Zuschauerraum schied, in die Tiefe.

Um 6 Uhr tauchte plötzlich eine neue Gefahr auf. Die vom Winde westwärts getriebenen Funken hatten das Feuer in das Zeughaus getragen. Viermal mußte dort gelöscht werden. Die gesammte Garnison wurde aufgeboten, um das Zeughaus zu räumen. Den Anstrengungen unserer trefflichen Feuerwehr gelang es, das Werk Schuhknechts zu retten.

Die Feuerwehr legte eine bewunderswürdige Ausdauer an den Tag. Um 7 Uhr, als schon die Logen brannten, sah man noch vier Feuerwehrleute in dem unter dem Porticus über dem Foyer befindlichen weißen Saale. Der Saal war bereits allerwärts von den Flammen ergriffen, als sie noch zu retten suchten. Angstvoll folgten ihnen die Zuschauer mit den Blicken. Erst als Alles verloren war, suchten sie ihr Heil in der Flucht.

Um 9 Uhr standen die Feuerwehrleute auf den nackten Umfassungsmauern und bemühten sich mit dem Schlauche die erlöschenden Flammen völlig zu ersticken. Das Werk Ludewig I. aber lag in Trümmern. Die musikalischen Instrumente, mehrere werthvolle Decorationen und beinahe alle Costüme waren verbrannt und auch ein Menschenleben, ein Beleuchter, war dem Brande zum Opfer gefallen. Die Leiche fand man in verkohltem Zustande auf dem steinernen Tritte vor einer Thür des Speichers, die er vergeblich zu öffnen versuchte, um auf die rettende nach unten führende steinerne Treppe zu gelangen. Die Uhr, welche sich in seiner Tasche vorfand, war auf 5½ Uhr stehen geblieben.

Diese Uhr ist ein Document für die Geschichtschreibung. Um die Zeit, wo sie stille stand, hatte ein menschliches Herz aufgehört zu schlagen, und in dem Hause, in dem verführerische Weisen einst die Sinne der Hörer berauschten, entrang sich ein entsetzlicher, jammernder Hülferuf der geängsteten Brust, ungehört verhallend in dem Getöse des Brandes.

Mit Thränen in den Augen sahen die Künstler den Untergang des Gebäudes, in dem sie gewirkt; bei vielen knüpfte sich die Erinnerung an die schönsten Tage ihres Lebens an die öden, schwarz gebrannten Mauern, und die Freunde der Kunst blickten mit Schmerz, der aber beinahe noch übertroffen wurde, durch die Empfindung des Staunens und der Bewunderung, von den steinernen Treppengängen die im Innern aufwärts führten, hinab in die Riesenruine, deren ungeheurer Raum sich jetzt in seiner ganzen Ausdehnung den Blicken des Beschauers darbot. Besorgnisse für den Fortbestand des Kunstinstituts wurden da und dort laut, und eine schwere Beunruhigung der Gemüther würde Platz gegriffen haben, wenn nicht die großmüthigen Entschließungen S. K. Hoh. des Großherzogs die Befürchtungen, welche auftauchten, zerstreut hätten. Alsbald wurde die Wiederherstellung des alten Hof-

theaters in Betracht gezogen und dasselbe als Interimstheater in Aussicht genommen. Die Arbeiten begannen sofort nach dem Brande.

Dieser Bau war schon seit Jahrhunderten ein Wohnsitz der Musen. Der älteste südliche Theil ist das sogenannte Reithaus, welches Landgraf Ludwig V. im Jahr 1606 erbauen ließ. Damals waren die sogenannten Inventionen, ein buntes Gemisch von Aufzügen, Tänzen und scherzhaften Kämpfen, die beliebten Spiele der Vornehmen, und zu ihnen gesellten sich als Lieblingsbeschäftigung die Ringelrennen und Caroussels. Die Turniere der früheren Jahrhunderte hatten bei einem ruhigeren Geschlecht sich in diese harmlosen Spiele umgewandelt. Ludwig V. liebte solche Vergnügungen und ließ zu ihrer Pflege das Reithaus errichten. Die Einweihungsfeier des Hauses fand, wie Dr. Walther in seinem „Darmstadt" erzählt, am 27. Juli 1607 zu Ehren der Taufe der Prinzessin Amalie statt. Die beiden Landgrafen Ludwig V. und Philipp veranstalteten dazu ein Caroussel mit einer Invention, bei welcher die Theilnehmer als Indier und Mohren erschienen.

Unter den Landgrafen Ludwig VI. und Ernst Ludwig, welche große Freunde von theatralischen Vorstellungen waren, entwickelte sich das Comödienhaus, der nördliche Theil des heutigen Interimstheaters. Die Einrichtung eines Theaters an dieser Stelle fand unter Ludwig VI. statt. Mit Zuziehung von Hofmusikern wurden deutsche Opern und französische Comödien aufgeführt, auf welche unter Ernst Ludwig glänzende Aufführungen der Werke Lully's und Graupner's folgten. Das alte Hoftheater wurde nach dem Tode Ludwigs VIII. außer Gebrauch gesetzt und scheint seitdem bis es unter Ludewig I. wieder hergestellt wurde, kaum mehr zu Theaterzwecken gedient zu haben. Seine Wiedereröffnung fand am 26. Oktober 1810 mit der Oper „Titus" statt.

Hofbaurath Dr. Weyland fiel die Aufgabe zu, dieses unzweckmäßige alte Gebäude den modernen Bedürfnissen entsprechend umzugestalten. Es gereicht ihm zu großem Verdienst, daß er, obwohl gebunden an eine beengende Raumeintheilung, welche in ihren wesentlichen Theilen festgehalten werden mußte, doch ein Gebäude herstellte, das allen Anforderungen, welche man heute an ein Theater stellt, entspricht und zugleich im Innern mit einem gewissen Luxus ausgestattet ist, welchen sein bescheidenes Aeußere nicht errathen läßt.

Am 7. März 1872 wurde die neue Bühne mit der Oper „Titus" feierlich eröffnet und der gütige Fürst, dessen Opferwilligkeit Darmstadt die Wiederherstellung seiner Bühne verdankte, bei seinem Erscheinen mit lautem Jubelruf begrüßt. Diesen Dankesgefühlen wurde durch einen trefflichen Prolog Dräxler-Manfreds der geeignete Ausdruck verliehen.

Die Darmstädter Gesellschaft der dreißiger und vierziger Jahre.

Wir sehen unser deutsches Vaterland seit Ende des vorigen Jahrhunderts einen merkwürdigen Entwickelungsgang durchmachen. Wir sehen unser Volk in den Künsten, vor allem durch seine Musiker und Dichter allen anderen Völkern voranleuchten, wir sehen seine Gelehrten die Wissenschaft reinigen, umgestalten, und die Regierungsgrundsätze seiner Fürsten und Staatsmänner, Joseph II. und Friedrich II., huldigen den Ideen von politischer Freiheit und religiöser Toleranz, Gedanken, die in den gebildeten Kreisen des vorigen Jahrhunderts schon allgemein herrschende waren. Die französische Revolution schien diese Ideen zu verwirklichen. Sympathisch wurde sie von vielen begrüßt, selbst der Zusammensturz des deutschen Reiches war ein willkommenes Ereigniß, und ohne Ahnung von der trüben Periode, welche nun folgen sollte, sahen die Exaltirten sogar mit Lachen diesen Vorgängen zu. Die Blutherrschaft Robespierres, mehr aber noch die eiserne Ruthe Napoleons vereitelten die Hoffnungen, welche diejenigen hegen mochten, die von unseren französischen Nachbarn ihr Heil erwarteten, bis im Jahr 1813 der große Kampf mit dem Schwerte und in Wort und Schrift gegen den französischen Dränger begann.

Aber auch diesesmal kam die deutsche Nation um die Resultate des Kampfes, in welchem sie ihr bestes Blut zum Opfer gebracht. Zwar lösten einzelne Fürsten bald nach dem Frieden ihr Versprechen und verliehen ihren Völkern die ersehnten, durch eine Verfassung verbürgten politischen Rechte, und es begann für diese, wie für unser Hessen eine Periode gedeihlicher, innerer Entwickelung, allein es fehlte gerade das, was die Besten unseres Volkes hofften und erwarteten und was Friedrich Wilhelm III. in seiner berühmten Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813 verheißen hatte: „die Wiederherstellung deutscher Freiheit und Unabhängigkeit und eines ehrwürdigen Reiches aus dem ureigenen Geist des deutschen Volks, damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Einheit gehalten unter Europas Völkern dastehe".

Statt eines wiederhergestellten, einheitlichen Deutschlands sehen wir die Beschlüsse von Karlsbad zur Ausführung gebracht und Metternich'sche Polizeiwillkür, welche auch in Hessen zur Herrschaft kam, Platz greifen. Dieser von Metternich organisirten Verfolgung aller nach Wiederherstellung des deutschen Reiches strebenden Männer fiel im Arresthaus zu Darmstadt der unglückliche Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig, der, um den Martern, welche ein infamer, im Säuferwahnsinn rasender Peiniger über ihn verhängte, zu entgehen, den Tod suchte, am 23. Febr. 1835 zum Opfer. Der Metternich'schen Herrschaft gelang es auch in der großen Masse des Volkes jedes Streben nach einer freiheitlichen Wiedergeburt Deutschlands zu erdrücken. Die Besseren fügten sich mit stummer Resignation, laute Kundgebungen vermeidend und suchten durch stille Lectüre sich an den Idealen zu erfreuen, welchen im öffentlichen Leben nachzustreben ihnen versagt war. Nur die Universitäten waren die einzigen Stätten, wo der Einfluß nationaldenkender Lehrer eine neue Generation großzog, die beschlossen hatte, aus eigener Kraft ein neues Deutschland zu schaffen und das Werk zu beenden, das seit dem großen Freiheitskriege unvollendet geblieben. Damals, während die heilige Allianz Kirchhofsruhe über Europa verbreitete, kam auf den Universitäten in der Abgeschlossenheit studentischer Zusammenkünfte, ein politisches Leben zur Entwickelung, von dessen Regsamkeit der „Philister" draußen kaum eine Ahnung hatte. Damals war es, wo inmitten der bereits am 12. Juni 1815 zu Jena gegründeten Burschenschaft der Plan zu einer politischen Umgestaltung Deutschlands gefaßt wurde, und einen Hessen finden wir als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Verbindung. Karl Follen (geboren am 3. September 1795 zu Gießen), der mit den Carbonari's in Verbindung trat, versuchte es damals Gesammt-Deutschland mit einer großen geheimen revolutionären Verbindung zu überziehen. Er ist der Dichter des sogenannten „großen Liedes", dessen Hauptkraftverse also lauten:

Brüder, so kann's nicht gehen,
Laßt uns zusammenstehen.
Duldet's nicht mehr!
Freiheit, dein Baum fault ab,
Jeder am Bettelstab
Beißt bald in's Hungergrab —
Volk, in's Gewehr!

Brüder in Gold und Seid',
Brüder im Bauernkleid,
Reicht Euch die Hand!
Allen ruft Deutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot,
Schlagt Eure Plager todt,
Rettet das Land!

Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn du an Gut und Blut;
Wagst Gut und Blut:
Wenn du Gewehr und Axt,
Schlagbeil und Sense packst,
Zwingherrn den Kopf abhackst —
Brenn alter Muth!

Auch in der Residenz kräuselten die Stürme, die unter der academischen Jugend tobten, die Spiegelglätte des täglichen Lebens.

Zahlreiche politische Untersuchungen, in welche junge Leute aus den angesehensten Familien verwickelt waren, wurden im Anfang der dreißiger Jahre eingeleitet, und noch in das Jahr 1840 fällt eine solche criminelle Verfolgung, welche den Charakter der damaligen Criminaljustiz hinlänglich kennzeichnet. Es hatte sich eine Gesellschaft Darmstädter Bürgersöhne gebildet, welche in einem kleinen,



von der Stadt zu jener Zeit entfernt liegenden Gartenhäuschen der Dieburger Straße, dem gegenüber sich gegenwärtig das Haus Nr. 84 befindet und welches nun bald der Bauspeculation zum Opfer fallen wird, ihre Versammlungen abhielt. Herr Wilhelm Wetzel und Herr Bäckermeister Hermann Koch gehörten zu dieser Gesellschaft, deren Hauptzweck Biertrinken war und in welcher man nebenbei die politischen Ereignisse, wenn Stoff dazu vorhanden, besprach, da und dort wohl auch Zeitungen und Broschüren mitbrachte. 1840 wurden diese harmlosen Versammlungen zur Anzeige gebracht, und jahrelang befanden sich einzelne ihrer Theilnehmer in Untersuchungshaft. Adam Koch, Bruder des jetzt noch lebenden Bäckermeisters, wurde vier Jahre in Untersuchungshaft gehalten und zog sich in dem Arresthaus einen Typhus zu, welchem der junge kräftige Mann erlag.

Als der liberale Drang innerhalb des deutschen Vaterlandes keine Nahrung fand, entstand jener harmlosere kosmopolitische Liberalismus, durch welchen wir uns vor den Augen der Welt oft genug lächerlich und verächtlich gemacht haben. Wir sehen unser Volk nach einander sich in Philhellenismus und Polenfreundschaft berauschen, und ein letztes Aufflackern dieses Allerweltsliberalismus sahen wir in den fünfziger Jahren in den Sympathien, mit welchen man damals die Westmächte begrüßte. Auch unser Darmstadt hat diese Wandlungen mehr oder minder mit durchgemacht. Insbesondere that sich Ende der zwanziger Jahre der verdiente Ernst Emil Hoffmann als Griechenfreund hervor. Alle diese Vorgänge bewirkten jedoch keine Erregung der großen Masse der Bevölkerung. Erst als im Jahre 1844 Johannes Ronge gegen den Fetischmus des Bischofs Arnoldi zu Trier auftrat, als man in ihm einen neuen Luther gefunden zu haben glaubte, der auf die These baute: „Die Menschheit ist die Kirche Gottes, und in ihr waltet der Geist, dieser Kirche habe ich geschworen, nicht diesem oder jenem römischen Bischof", machten sich alle die Regungen, die bis dahin unbewußt in unserer Bevölkerung schlummerten, in stürmischer Weise Luft. Man muß es selber erlebt haben, um die Begeisterung ahnen zu können, welche damals alle Kreise erfaßte, man muß den Einzug Ronge's in Darmstadt am 6. Octb. 1845 mit angesehen haben, um heute den richtigen Maßstab für diese Vorgänge zu besitzen.

Ronge, der von Worms kam, wurde bereits in Gernsheim von einer großen Schaar Darmstädter, Ernst Emil Hoffmann an der Spitze, empfangen. Ronge und Kerbler kamen auf einem Kölner Dampfboot, geleitet von ungefähr 120 Wormsern unter Führung des Dr. von Löhr. Als das Boot anlegte, bildeten die Darmstädter Spalier und Ernst Emil Hoffmann empfing den Prediger mit einem Kusse. Die Gattin des Besitzers des Gasthauses zum „Löwen" in Darmstadt und ihre Töchter streuten Blumen, und unter Hurrahrufen und Tücherschwenken setzte sich der Zug, Ronge an der Spitze, zum Gasthaus „zum Karpfen" in Bewegung. Das Haus war zu klein, um alle zu fassen, Tische und Stühle wurden in den Hof geschafft, und der Rothwein, den man trank, Rongewein getauft. Löb Isaak Pfungst, ein Israelit aus Worms sprach folgendes: „Wer kennt nicht Alexander den Großen? Wer weiß nicht, wie er den gordischen Knoten gelöst hat? Er nahm sein Schwert, hieb ihn entzwei und so war er gelöst. Und so haben auch Ronge und Kerbler, diese Sterne (auf beide zeigend), den Knoten entzwei gehauen."

Der Tabaksfabrikant Haas aus Worms holte einen großen Humpen, aus dem Ronge und Kerbler getrunken, und nahm ihn fort, damit nie wieder ein anderer Mund ein Gefäß berühren möchte, aus dem geweihte Lippen getrunken.

Je mehr man sich Darmstadt näherte, desto mehr wuchs die Begeisterung; auf der Chaussee bei Eberstadt schwoll die Zahl der Neugierigen schon zu einem dichten Haufen und die Wagen mußten im Schritt fahren. Abends als die Dämmerung begann, fuhr der von acht Wagen und einer endlosen Schaar Fußgänger gebildete Zug in Darmstadt ein, Ronge wurden die Pferde ausgespannt, das Volk spannte sich an das Fuhrwerk und zog den Gefeierten nach dem „Darmstädter Hof", wo er noch vom Balkone aus eine Ansprache hielt. Eine deutschkatholische Gemeinde war schon früher begründet, zahlreiche angesehene Bürger waren ihr beigetreten, und namentlich Kerbler, bei seiner früheren Anwesenheit beinahe nicht minder glänzend wie Ronge gefeiert worden. Ein musikalisches Lebewohl wurde ihm bei seinem Abschied von Darmstadts Sängern gebracht, und geben wir die erste Strophe des Gedichts (componirt von C. Mangold) hier wieder, weil es vollständig den Erwartungen entsprach, welche man damals von den deutschkatholischen Reformatoren hegte:

Leb wohl, Du Glaubensheld! im Jubeltone
Begrüßten wir Dich in der Vaterstadt,
Dir, den das Schicksal uns gesendet hat,
Weih'n wir zum Abschied unseres Dankes Krone.
Verkündiger von Christi heil'gen Lehren
Und von des Evangeliums ew'gem Wort,
Dies sei der Deinen Demantschild und Hort
Und kräftig wird die junge Saat sich mehren.

Demonstrationen, wie diejenigen, zu welchen die Anwesenheit der Apostel des Deutschkatholicismus in Darmstadt Veranlassung gab, sind selbstverständlich, wenn man die politische Ebbe berücksichtigt, durch welche die dreißiger und der Anfang der vierziger Jahre bezeichnet sind. Man suchte wahrhaft nach einem Gegenstand für die Begeisterung, die förmlich zu den persönlichen Bedürfnissen zählte, und wie in der Rheinstraße beim Einzug Ronge's Enthusiasten seinem Fuhrwerk die Pferde ausspannten, so wiederholte sich dasselbe Schauspiel bald darauf bei dem Triumphzug, welchen die Sängerin Jenny Lind durch Deutschland hielt, wo Theaterenthusiasten die Stelle der Zugpferde übernahmen. Die Demonstrationen der politischen Enthusiasten waren im Grunde genommen ebenso harmlos wie diese. Die Sprache der Zeitungen und selbst die verbotenen Schriften war nach unseren heutigen Begriffen eine sehr zahme. Man that im Ganzen wenig, aber was man that, geschah mit einem theatralischen Pathos, das heute den Humor herausfordern würde. Der Redacteur eines Blättchens schickte einen neuen Jahrgang mit einem „Fahnenschwur", wie er sein politisches Programm nannte, in die Welt, und er konnte das, ohne daß man lachte. Ein Redacteur und wäre es auch derjenige eines Scandalblattes gewesen, stand zu jener Zeit in dem Geruche einer gewissen Heiligkeit, und man glaubte an solche Fahnenschwüre. Ein Toast war damals eine That. Der betreffende Redner wurde auf das ausgiebigste gefeiert und war gleich dem Classen-Kappelmann unserer Tage einige Wochen lang ein berühmter Mann. Es war die Zeit der Zweck-Essen und Denkmals-Enthüllungen in ihrer Naivität, welche Nadler in seinem „fröhlich Pfalz" so unvergeßlich geschildert hat, jene Zeit, wo kein besonderes Martyrium mehr zu befürchten war, nachdem Metternich und sein System altersschwach geworden und selbst mit klingenden Gütern reich gesegnete Bürger in Liberalismus machten und hie und da, wenn sie, wie ein damals vielgenannter Heidelberger Professor, der bei Ronges Anwesenheit in Mannheim schrie: „Herunter müssen die Kerle von ihren Thronen und jetzt gleich, wir können jetzt alles mit dem Volk ausrichten", ein Glas zu viel getrunken hatten, entsetzlich staatsgefährliche Reden hielten.

Diese Erregungen, wie sie der Rongeanismus verursachte, waren jedoch wie alle diese größeren und kleineren Agitationen, welche in die dreißiger und vierziger Jahre fallen, nur von kurzem Bestand und namentlich in Darmstadt kehrte alles in der Regel rasch in sein gewöhnliches Geleise zurück. Keiner dieser Vorgänge vermochte es, das gesellige Leben zu stören, das gerade während dieser Periode einen so gemüthlichen und behaglichen Charakter annahm, wie wir ihm weder früher noch später wieder begegnen. In jene Epoche fällt der Höhepunkt des Darmstädter Musik- und Theater-Enthusiasmus. Die Oper und das Schauspiel zählten damals Kräfte, wie sie später nie mehr in ähnlicher Weise sich zusammenfanden, unsere bedeutendsten Gesangvereine entstanden in dieser Periode und erfreuten sich einer Theilnahme, wie sie die Zeit nach 1848 nicht mehr aufweist. Unsere herrlichen Waldanlagen, welche Se. Königl. Hoh. der Erbgroßherzog schuf, waren das Ziel zahlreicher öffentlicher Ausflüge. Kein Sonntag der schönen Jahreszeit verging, wo nicht ein oder die andere Schaar nach dem Mathildentempel, Lindenberg, dem Georgenbrunnen oder dem Jägermeistersteich eine Sängerfahrt unternahm und selbst die „vereinigte Gesellschaft" veranstaltete damals Ausflüge nach dem Frankenstein und anderen Punkten der Bergstraße, eine Sitte, die bei ihr schon längst in Abnahme gekommen ist; endlich aber erwähnen wir noch jener harmlosen, von Beamtenkreisen ausgehenden Festlichkeiten, welche sich unter dem Namen der Traisaer Herbstblumenlese vom Ende der dreißiger Jahre bis zum Jahr 1848 alljährlich wiederholten, bescheidene Diners, deren Theilnehmer, Herren und Damen, zu mittelmäßigem Wein selbstgefertigte Lieder absangen, dann tanzten und scherzten und sich für wenig Geld in einer Weise vergnügten, von welcher die anspruchsvolle verwöhnte Gegenwart keine Ahnung hat. Es war

eine Periode der Idylle und Beschaulichkeit, wie sie uns so bald nicht mehr wiederkehren wird. In jene Epoche fällt auch die Blüthezeit eines Darmstädter Dichters, Carl Baur, der damals sein herrliches Gedicht über den Tod des Herzogs von Orleans veröffentlichte. Mit einem Gedichte Baur's über den Darmfluß, dessen anmuthige Umgebung damals häufiger als jetzt aufgesucht wurde, und welches unverkennbar in dieser beschaulichen Periode seinen Ursprung fand, glauben wir dieses Kapitel abschließen zu dürfen.

Will denn Keiner dich singen, du ärmster unter den Flüssen:
Wird der Gedank' selbst arm, wenn er sich lenket zu dir?
Und doch führst du Gold, der Wahrheit Gold du im Munde;
Wo du im Sande verstummst ruffst du noch Weisheit uns zu —
Dort aus dem Schooße des Bergs, in schattiger Buchen Umhüllung
Springt dein reinlicher Quell munter in's Leben hinein.
Wie der geschmeidige Aal durch Gras und Blumen dahinschlüpft,
So durch die blühende Aue schlängelst du sanft dich dahin.
Birk' und Erle beschau'n dich gerne im Glanz deiner Wellen,
Holdes Vergißmeinnicht lächelt dem Flüchtigen zu,
Nachtigall flötet dein Lob, dich grüßet der Fink und die Meise,
Labenden Necktartrank beut'st du dem jubelnden Chor,
Glückliches Kind der Natur, o möchtest du sie nimmer verlassen
Aber es treibt dich weit und weiter verderbliche Neugier.
Ach, aus der Stille des Hain's lockt dich die lärmende Stadt!
Frei war früher dein Lauf, doch kaum den Menschen genahet,
Fesseln dich Ufer und Damm, dienst du dem Müller als Knecht.
Keuchend drehst du nun um und um das klappernde Mühlwerk,
Peitschest die Räder im Zorn, stürzest erschrocken hinab.
Siehe, da hemmen auf's Neu Fesseln den eilenden Strom.
Zwar zum Teiche geschwellt erhebst du dich breiter und stolzer,
Stets doch fühlst du den Zwang, sehnst dich zur Freiheit zurück.
Denn schon naht sich der Schwarm muthwilliger Knaben zum Bad dir,
Und der ruß'ge Gesell trübt dir die Woge zur Lust.
Kaum durch enges Gegitter vermagst du dem Lärm zu entrinnen,
Schleichst zu den Mauern der Stadt still und beschämt dich hinab.
Nun dich die Stadt empfängt wirst du zum widrigen Schlamm,
Unflath drängt sich zu dir, umsonst dein Sträuben und Murren,
Unter die Gassen gezwängt tritt man mit Füßen dich gar,
Trauriger Wechsel! O sprich, was kann der Ruhm dir nun frommen.
Daß ihren Namen von dir trägt eine prangende Stadt?
Seufzend rufest du aus: O hätt ich nimmer verlassen
Dich ambrosisches Thal, nicht mit der Stadt dich vertauscht!
Immer trüber und trüber umwölkt der Gram deine Stirne,
Und kein heitrer Strahl lacht aus dem Auge dir mehr.
Lebensmüd und betrübt, so stiehlst du dich weg aus dem Leben,
Bis mitleidig der Sand birgt deine Täuschung und dich.

Darmstädter Volkshumor in den dreißiger und vierziger Jahren.

Der Hang zur Satyre ist ein hervorragender Zug des Darmstädter Volkscharakters. Der berühmteste deutsche Satyriker, Ludwig Christian Lichtenberg, gehört durch seine Geburt und Jugend Darmstadt an, Merck, der sarkastische Freund Göthe's, das Urbild seines Mephisto's, zählen wir zu den unseren und eine der besten politischen Satyren, welche unsere Literatur besitzt, die „wahrhaftige Geschichte vom deutschen Michel und seinen Schwestern", Zürich und Winterthur 1843, hat einen Darmstädter, Wilhelm Schulz, den späteren Abgeordneten des Frankfurter Parlaments, zum Verfasser.

Eine Reihe Persönlichkeiten, welche heute noch leben, sind durch ihre bon mots bekannt, und einzelne davon sind schon bei Lebzeiten so zu sagen sprüchwörtlich geworden. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß sich gerade bei Einzelnen diese humoristische Begabung in so hohem Grade entwickelte, es ist eine Folge der Einwirkung, welche der Volkscharakter auf die Entwickelung jedes Einzelnen äußert. Mit einer seltenen Pietät hat die Tradition eine Reihe von geistreichen Wortspielen des verstorbenen Leibarztes Dr. v. Wedekind fortgepflanzt. „Welches sind die kostbarsten Steine der hessischen Krone?“ lautet ein von ihm aufgegebenes Räthsel. „Die Wittgensteine!“ gibt er zur Antwort.* Ein anderes Räthsel von ihm lautet:

„Vorne zwei Schimmel,
Hinten ein Lümmel,
In der Mitte der Herr von Perglas,
Sage mir, mein Kind, was ist das?“

Um jenen Hofmarschall v. Perglas, aus dem sich der Volkswitz eine possirliche Figur geschaffen, hat sich ein wahrer Sagenkreis gebildet, und der schmutzige Jude Benedict und der krummbeinige Candidat Kirchhöffer erscheinen als eine Doppel-Prachtausgabe Sancho Pansas im Gefolge des langen Don Quixote Hofmarschalls, der als ein Verächter von Complimentirbüchern hinlänglich bekannt war. Mitunter hat dieser Darmstädter Humor auch etwas Pfahlbürgerliches, Kleinstädtisches. Neue Unternehmungen, welche der noch fortdauernd vielfach an kleinen Verhältnissen klebende Alt-Darmstädter nicht begreift, macht er zum Gegenstand seines oft beißenden Spottes. Wir brauchen nur an die vielen Witze zu erinnern, zu welchen noch in neuester Zeit die Bank, das Blumenthalviertel, der Saalbau und die Einführung der Hôtel-Omnibusse Veranlassung gaben. Der Altstädter sieht auch mit einem gewissen Verdruß, wenn Einer oder der Andere, den er zu den Seinen zählt, durch feine Tournüre und gewählte Toilette durch ein gewisses weltmännisches Auftreten sich auszeichnet, welches ihm selbst abgeht. Er macht seinem Aerger in solchen Fällen durch Titel und Würden, welche er den Betreffenden beilegt, Luft, und bedient sich zu diesem Zwecke mit sichtlicher Vorliebe eines Ehrentitels der englischen Pairie. Einzelne Personen hat der boshafte Darmstädter Volkswitz geradezu vernichtet, so den um viele öffentliche Angelegenheiten verdienten Ludwig Speyer, den Gründer der Gewerbehalle, der aber dem Spotte allzuviele Angriffspunkte bot, um sich in bürgerlichen Kreisen den Einfluß zu verschaffen, den er zu seinen Unternehmungen bedurfte. Die dreißiger und vierziger Jahre, eine Periode harmlosen Humors, in welcher auch in unserer Nachbarstadt Frankfurt eine Reihe Schöpfungen des Volkshumors, vor allem „der Gräff, wie er leibt und lebt“, die „Hampelmanniaden“ und der „Bürgercapitän“ entstanden, haben auch mehrere merkwürdige Schöpfungen des Darmstädter Witzes zu verzeichnen. Wir erwähnen: „das Laternenmännchen oder der blinde Führer durch Darmstadt“ eine Merkstibi, frei nach dem Originale bearbeitet von ??? Darmstadt 1836. Das Original des Laternenmännchens war der als possirliche Figur bekannte Literat Dr. Ferdinand Linz, welcher diesen Spitznamen auch bis zu seinem 1869 erfolgten Tode behielt. Ein weiteres Gedicht in diesem Genre ist der Halbportionenstreit (1837), ein Gedicht, zu dessen Entstehung eine durch die Erhöhung des Preises der halben Portion Braten von 6 auf 8 Kreuzer hervorgerufene harmlose Revolution der Darmstädter Wirthshausstammgäste Veranlassung gab. Herzinger's übrigens höchst frivole Dichtungen circuliren heute noch in Abschriften. — Ein trefflicher Witz machte 1844 in Darmstadt die Runde. Das Gemeinderathsmitglied Oberbaurath Lerch machte damals den hyperloyalen Vorschlag, Darmstadt in Zukunft Ludwigsstadt zu benennen. Dieser Einfall fand Anfangs Anklang und es liegt uns z. B. ein Gedicht vor, welches mit den Worten beginnt:

Jubel erfüllt die Ludwigsstadt
Fragt Ihr, welche Bedeutung es hat u. s. w.

bis ein launiger Kopf dieser sonderbaren Blase, welche ein loyales Gehirn getrieben, durch den Vorschlag, die Ochsengasse in Zukunft Lerchengasse zu taufen, den Garaus machte.

* Anspielung auf den früheren Minister, Fürsten Wittgenstein.

Zwei Meisterwerke des Humors aber, welche Autoritäten zu dem Besten zählen, was auf dem Gebiete der Dialektdichtung bis jetzt geleistet wurde, sind „des Burschen Heimkehr, oder der tolle Hund“ und die unsterbliche Darmstädter Localposse „Datterich“. Ihr Verfasser war der Candidat der Theologie Ernst Elias Niebergall, Sohn des Kammermusikus Georg Niebergall zu Darmstadt, welcher am 19. April 1843, kaum 28. Jahre alt, einem Typhus erlag. Das Urbild des Datterich und sämmtliche Persönlichkeiten, welche dem Verfasser zu seinen kleinen heiteren Porträts gesessen, sind nicht mehr unter den Lebenden, dennoch hat die Dichtung, welche nunmehr nur noch als ein Bild des Darmstädter Volkslebens zu betrachten ist, nicht allein nichts von dem Reize verloren, welchen sie ursprünglich für alle, welche mit Darmstadt bekannt waren, besaß, sondern im Gegentheil das Interesse an ihr hat bisher fast mit jedem Jahr zugenommen. Aehnlich dem „Pfingstmontag“ der Straßburger, weckt der „Datterich“ in dem Darmstädter die heitersten Erinnerungen und für alle Zeiten wird er ein Denkmal jenes possirlichen Kleinbürgerthums bleiben, welches die alles umgestaltende Gegenwart mehr und mehr aus seinen Sitzen verdrängt.

Die Märztage des Jahres 1848.

Es war am 23. Februar 1848, einem Sonntage. Ein zeitiges Frühjahr stand bevor, die Flieder der Promenade hatten die ersten Blättchen getrieben und die Westwinde fegten dem herannahenden Frühling die Straßen rein. Der Westwind brauste an jenem Sonntag etwas stärker als gewöhnlich, doch Niemand kehrte sich daran, um drei und vier Uhr Nachmittags waren bereits die Spaziergänge mit Bewohnern der Residenz erfüllt, welche die leichte Brise nicht beachteten und sich an dem ersten jungen Grün erfreuten. Gegen vier Uhr aber wuchs die Gewalt des Windes so zu sagen von Minute zu Minute, bis er so heftig wurde, daß man sich im Freien kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte und in den Hôtels und Restaurationen eine Unterkunft suchte. Immer toller raste der Sturm, Schornsteine flogen zu Dutzenden von den Dächern, und in der neu gebauten Georgenstraße fegte er ein ganzes Zinkdach weg, das mit entsetzlichem Getöse, vom Sturm gekrümmt und verbogen und zu einem Knäuel zusammengeballt, hinab in die Straße stürzte und den Passanten am andern Tage den Weg versperrte.

Fast war man verführt, der Meinung der Alten Gehör zu schenken, nach welcher die todte Natur ihre Stimme vernehmen ließ, um gewaltige Vorgänge des menschlichen Lebens zu verkünden. In ähnlich unbegreiflicher Weise sollte die Gewalt des politischen Sturmes wachsen, der um jene Zeit zu Paris sich noch in der ersten Entstehung befand.

Abends brachten die neuesten Zeitungen bereits bedenkliche Nachrichten aus Frankreich. Das „Frankfurter Journal“ enthielt sogar ein Telegramm, demzufolge Unruhen in Paris im Gange waren, das Militär auf das Volk geschossen habe und ein Aufruhr befürchtet werde.

Ehe man sichs versah, war der Julithron gestürzt. Ungläubig und starr sah man in Deutschland auf das Ereigniß, wie der Wanderer auf den Blitz, der in die Erde schlägt. Das Staunen war zu groß, als daß man gleich daran gedacht hätte, die praktischen Folgerungen zu ziehen.

Aber schon in den ersten Tagen des März überschritt die Bewegung mit der Geschwindigkeit des electrischen Funkens den Rhein. Mit einer wunderbaren Einstimmigkeit forderte man in allen Städten und Dörfern des südwestlichen Deutschlands dieselben Reformen: Deutsches Parlament, Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Schwurgerichte.

Der Bundestag und Metternich waren altersschwach geworden und dieser Bewegung nicht mehr gewachsen, und ersterer erließ eine liebreiche Ansprache an die „deutsche Nation“, worin er ihrer „reifen Einsicht“ vertraute und die Bundesgesetze über die Censur zurücknahm.

Am 2. März schlugen die Wellen der großen Bewegnng auch in dem Sitzungssaale der zweiten Kammer zu Darmstadt an. Der Abgeordnete Reh hatte den Antrag gestellt, durch eine Adresse auf

eine Aenderung des bestehenden Regierungssystems zu bringen. Dieser Forderung war noch durch eine besondere Adresse der Residenz Darmstadt Ausdruck verliehen worden, welche nach mehrstündigen lebhaften Debatten im großen Saale des Gasthauses zur Traube beschlossen worden war und sich alsbald mit Massen von Unterschriften bedeckte.

Es hieß in derselben:

„In den großen Augenblicken, welche jetzt über Deutschland und über unser Vaterland gehen, verschmilzt jede frühere politische Neigung und Abneigung; Jede, Alle sind von dem Gefühl durchdrungen, daß, wenn es jemals eine Zeit in Deutschland gab, welche Vaterlandsliebe und Liebe zur Freiheit in schönem Vereine, zum Schutz unserer Grenzen, zur Ausbildung unserer Institutionen ruft, dieses die jetzige ist.

Sie wissen um den hundert- und tausendfältigen Ruf, welcher nach einem deutschen, die Volksrechte gehörig schützenden Parlamente, nach vollständiger Preßfreiheit, nach Schwurgerichten, in Verbindung mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, und nach Bürgerbewaffnung geht. Die Anträge sind Ihnen bekannt, welche um diese, sowie um verwandte hochwichtige Angelegenheiten in der Kammer, welcher Sie als Mitglieder angehören, gestellt sind. Noch andere begleitende Gegenstände sind zu nennen. Es ist das Versammlungs und Petitionsrecht hinsichtlich allgemeiner politischer Interessen, daß ein constitutioneller Staat kein Militär haben sollte, welches nicht auf die Verfassung beeidigt ist, daß jeder religiöse Glaube, der gegen die Zwecke der Verfassung nicht verstößt, durchaus freigegeben und von keinerlei politischen Nachtheilen begleitet sein sollte, daß man endlich einsehe, wie privilegirte Gerichtsstände den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze auf das Auffallendste verletzen.

Wenn diese dringenden Forderungen der Zeit, wie wir nicht zweifeln, Anerkennung finden, und wie wir nicht minder hoffen, für die Dauer unser Staatsleben durchdringen sollen, dann wird aber auch eine Aenderung des dermaligen Regierungssystems nothwendig; es ist dies eine bereits in der zweiten Kammer ausgesprochene Ansicht, welche wir vollständig zu der unserigen gemacht haben."

Eingangs der Sitzung vom 4. März verlas der Präsident ein Schreiben des Großh. Staatsministers du Thil, wonach Se. Königliche Hoheit der Großherzog auf der Grundlage des badischen Gesetzes Bürgergarden in den Städten, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Geschworenengerichte 2c. zu bewilligen geruhten. Das seien die Entschließungen Sr. Königlichen Hoheit „über die Punkte, von welchen der Kammerpräsident mit dem Minister gesprochen habe".

Die Kammer und die dicht gefüllten Gallerien brachten lang andauernde Lebehochs auf Se. Königl. Hoheit den Großherzog aus.

Der Abgeordnete Reh beantragte eine Dankadresse, welchem Antrag sofort beigestimmt wurde.

Man war im Begriff zu vergessen, daß die Erfüllung der wichtigsten aller Forderungen, welche man gestellt hatte, noch fehlte. Da erhob sich der Abgeordnete Brunck und bemerkte, wie es sich denn mit der achten Forderung, der Stadt Darmstadt „Aenderung des politischen Regierungssystems in Hessen" verhalte.

Der Abgeordnete Reh verlas hierauf seine Dankadresse.

Zitz protestirte gegen jede Dankadresse.

„Bravo!" schrieen die Gallerien, welche die Bemerkungen Brunck's mit einem Male umgestimmt hatten.

Gagern unterstützte die Adresse, wollte aber in einem Amendement ausgesprochen wissen, daß alle Wünsche des Volkes nicht befriedigt seien. (Bravo! schreit es wieder.) „Aber der Dank der Kammer", ruft er mit Pathos, „den werden wir, denke ich, nicht zurücknehmen wollen. Denn einmal ausgesprochen ist er; die Adresse ist zum Theil der Ausdruck dessen, was in der Kammer vorgegangen ist, das ist keine Lüge, das ist eine Wahrheit!"

Zitz verlangte eine Zurückweisung der Adresse, an den Ausschuß. Nachmittags 4 Uhr sollte eine neue Sitzung stattfinden. Auf den Gallerien standen die Zuhörer dicht gedrängt und empfingen Zitz mit lautem „Bravo". Zitz forderte die Berathung der Tagesordnung und überlegte nicht, daß er dem Präsidenten das Mittel an die Hand gab, die Berathung eines neuen Antrags, welchen er verlesen wollte, abzulehnen. Gelächter, Murren und Bravo auf den Gallerien.

Unterdessen hatte sich die Nachricht verbreitet, der Erbgroßherzog, welcher sich in München auf Besuch befunden hatte, kehre zurück. In Schaaren strömten die Bewohner Darmstadts nach dem Bahnhofe der Main-Neckar-Bahn. Eine Deputation empfing den Prinzen und unter Lebehochrufen geleitete das Volk ihn nach dem Großherzoglichen Palais. Dort wurden dem Erbgroßherzog alsbald die Forderungen der Bürgerschaft durch eine Deputation vorgetragen und er versprach, dieselben seinem Herrn Vater zu empfehlen.

Durch eine Bürgerversammlung wurden im Gasthofe zur Traube noch die allgemeinen Wünsche formulirt, um sie dem Erbgroßherzog zu überbringen.

Die beschlossene Adresse lautete:

Durchlauchtigster Erbgroßherzog!

Bei großen Gefahren erlauben sich die Glieder des Stadtvorstandes, sich an des geliebten Erbgroßherzogs Königliche Hoheit ehrerbietigst zu wenden, auf welchem große Hoffnungen beruhen.

Wir thun dies, weil wir die Stimmung der ganzen Stadt kennen, und weil diejenigen Bürger und Einwohner, welche eine Zuschrift an die städtischen Landtagsabgeordneten erlassen haben und Eurer Königlichen Hoheit vorlegten, sich dadurch beruhigt haben, daß wir ihnen zusagten, den Inhalt dieser Zuschrift auch bei höchst Denenselben bevorworten zu wollen.

Nichts ist nothwendiger als kräftige Eintracht aller deutscher Regierungen und Völker, um alle deutschen Throne und Hütten zu schützen, wenn der Feind von Westen einbricht, was trotz des besten Willens der jetzigen Machthaber dennoch leicht möglich ist. Daß also Volksbewaffnung unumgänglich nothwendig sei, — nicht blos Bürgerwehr in den Städten, eine verderbliche halbe Maßregel, — davon sind wir aufs vollständigste überzeugt, und Mißtrauen hierin gegen das hessische Volk würde schwer sich rächen.

Aber die Wahrheit, die wir dem Fürsten schuldig sind, gebietet uns beizufügen, daß auf Eintracht der deutschen Regierungen und Völker nicht zu rechnen ist, wenn nicht diejenigen gerechten Wünsche erfüllt werden, welche den deutschen Völkerstämmen seit mehr als dreißig Jahren zugesagt und von den Ministern hartnäckig verweigert wurden. Ohne solche Gewährung würden ganz gewiß Viele, sehr Viele am guten Willen ihrer Fürsten verzweifeln, würden beim ersten Zusammenstoß mit Frankreich sehnsuchtsvoll nach französischer Freiheit greifen und die unglücklichsten Trübsale veranlassen.

Darum ist nach unserer redlichen Ueberzeugung nothwendig, daß, was unsere Mitbürger unter 1, 2 und 4 aufgeführt haben, wirklich und vollständig in konstitutionellem Sinne gegeben werde, daß namentlich Versammlungsrecht und Bittrecht unserem verehrten Fürsten endlich einmal die Wahrheit zeigen könne, welche die Minister bisher verhüllt haben.

Nr. 5. Beeidigung des Militärs auf die Verfassung würden wir nicht vorzugsweise hervorheben, wenn nicht die höchst unkluge und ebenso gefährliche Verfügung am Mittwoch die höchste Aufregung unter allen ruhigen Bürgern und Einwohnern erzeugt hätte, welche bei einer Wiederkehr Alles befürchten läßt.

Nr. 6. Freiheit des Gewissens, Freiheit und politische Gleichstellung der Religion und des Cultus, bedarf keiner Empfehlung bei einem Fürsten, dessen Großvater der erste Großherzog von Hessen war, der zum Ahnherrn Philipp den Hochherzigen hat.

Nr. 7. Abschaffung der privilegirten Gerichtsstände, wird bei Berücksichtigung der Nr. 2. von selbst sich erledigen.

Nr. 8. Aenderung des politischen Systems im Großherzogthum Hessen, — die Grundsätze, nach welchen die Minister in den meisten Staaten bisher handelten, haben für die Fürsten im Verhältniß zum Bunde den Nachtheil gehabt, daß die Souveränetät der einzelnen Fürsten immerhin beschränkt und der Majorität der von Oesterreich und Preußen geleiteten Bundesversammlung untergeordnet wurde. Jene Grundsätze passen im Innern nicht zu den neu aufgestellten und unabweisbaren Ansichten.

Der Umstand namentlich, daß man alle Bitten und Warnungen der Stände um endliche Erfüllung längst ertheilter Zusagen ganz unberücksichtigt gelassen, hat in natürlicher Consequenz zu immer größerer

Strenge, Abgeschlossenheit, Inhumanität in der Staatsverwlatung geführt und hat eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt, welche Jedermann bekannt war, nur nicht den Fürsten, welche nur eines Funkens bedarf, um ganz Revolution zu werden; welche alles Vertrauen zu jenen Ministern unbedingt erschüttert hat, dazu kommt bei uns die geduldete Pascha-Regierung mancher Kreisräthe; das Mißtrauen in die Ehrlichkeit mancher Staatsdiener, die unerschwingliche Höhe der Communalsteuern; die drückende, rücksichtslose, mitunter ganz willkürliche Verwaltung der Oberforstdirektion; wen kann es wundern, daß jährlich Tausende braver und fleißiger Hessen bei solchen unglückseligen Zuständen es vorziehen, eine ungewisse Zukunft in Amerika zu suchen?

Nr. 9. Umgestaltung des deutschen Bundes und

Nr. 10. Revision der Verfassungs-Urkunde sind Gegenstände, welche unsere lebhafte Sympathie hervorrufen und welche wir der weisen und kräftigen Verwendung Eurer Königlichen Hoheit empfehlen.

Wir verharren in tiefster Erfurcht

Eurer Königlichen Hoheit

allerunterthänigste, treugehorsamste Bürger der Residenz.

Darmstadt, den 4. März 1848.

(Folgen die Unterschriften.)

Nach der Versammlung zog die Menge vor die Wohnungen der liberalen Deputirten und feierte sie. Vor allem Brunck, dann Gagern, Wernher und Reh. „Brüder reicht die Hand zum Bunde“ und „Hinaus mit frischem, frohem Klang“, tönten abwechselnd mit der „Wacht am Rhein“, welche damals nicht nach der Wilhelm'schen Melodie, sondern nach einer von J. Mendel, Organisten in Bern, einem Darmstädter, componirten Melodie gesungen wurde, bis in die Nacht hinein durch die Straßen der Residenz.

Am Morgen des 5. März, einem Sonntag, befand sich Alles in gespanntester Erwartung; man wußte, daß Deputationen des Stadtvorstandes und der Bürgerschaft die Wünsche der Bewohner der Residenz, welche in der Mitregentschaft des Erbgroßherzogs gipfelten, dem Erbgroßherzog vortragen sollten. Man wußte, daß die Großherzogliche Familie hierüber berieth und hoffte die Erfüllung dieses Wunsches. Endlich um Mittag verkündete das Gerücht die von allen ersehnte Nachricht, vielfach wurde noch hinzugesetzt, daß ein Ministerum Gagern vom Großherzog versprochen sei.

Am Nachmittag fand eine Bürgerversammlung im Gebäude der höheren Gewerbeschule statt. Advokat Stahl berichtete über den Erfolg der Deputation. „Der Erbgroßherzog ist Mitregent mit alleiniger Unterschrift und Gagern wird Minister!“ verkündete er.

Brausender Jubel hallte durch den Hof des Gebäudes und unter Jubelrufen und Vivats zog die Menge vor das Großherzogliche Palais am Louisenplatz und brachte dem Fürst den Ausdruck ihrer ungeheuchelten Sympathien.

Wegen der Dringlichkeit der Sache hatte die zweite Kammer noch am Sonntag Nachmittag, während im Gewerbeschulgebäude die Volksversammlung abgehalten wurde, eine Sitzung abgehalten. Den Vorsitz führte Präsident Hesse. Vierunddreißig Mitglieder der zweiten Kammer waren gegenwärtig. Der dirigirende Staatsminister Freiherr du Thil trat ein und machte folgendes Edict bekannt:

Edict,

die Mitregentschaft Seiner Königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs betreffend.

LUDWIG II. von Gottes Gnaden Großherzog von Hessen und bei Rhein &c. &c.

Wir haben, um Uns bei Unserem vorgerückten Alter eine Erleichterung in den Regierungsgeschäften zu gewähren, beschlossen, unsern vielgeliebten Sohn, des Erbgroßherzogs Königliche Hoheit und Liebden, zum Mitregenten des Großherzogthums und zwar in der Weise anzunehmen, daß von

jetzt an alle, die Staatsregierung betreffenden, landesherrlichen Entschließungen von demselben ausgehen, auch deren Ausfertigungen von ihm allein unterzeichnet werden soll.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedrückten Staatssiegels.

So gegeben in unserer Residenz Darmstadt, den 5. März 1848.

(L. S.) **LUDWIG.**

du Thil.

Die Kammer erwiederte diese Verkündigung mit einem dreimaligen Lebehoch auf Se. Königliche Hoheit den Großherzog und Se. Königl. Hoheit den Erbgroßherzog Mitregenten.

Der Minister verlas hierauf einen weiteren Erlaß.

Hochgeehrte Herren!

Seine Königliche Hoheit der Großherzog und Seine Königliche Hoheit der Erbgroßherzog-Mitregent haben Kenntniß erhalten, daß bei der zweiten Kammer der Stände mehrere die öffentliche Verhältnisse des Großherzogthums betreffende Anträge eingereicht worden sind.

Ich habe den Allerhöchsten Auftrag erhalten, die Versicherung zu ertheilen, daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog und Se. Königl. Hoheit der Erbgroßherzog-Mitregent im Allgemeinen sehr geneigt sind, Ständischen Wünschen über jene Anträge zu entsprechen.

Wegen mehrerer jener Desiderien sind bereits, wie der hochverehrlichen zweiten Kammer bekannt ist, Einleitungen zur Erledigung getroffen; dies gilt namentlich von dem Gesetz über die Presse, worüber eine Vorlage schon in diesen Tagen an die Stände gelangen wird.

Es ist ferner die Ansicht, das Petitionsrecht in Versammlungen zu gestatten und unter Abänderung des Art. 81. der Verfassungsurkunde in der Kürze den Ständen einen Gesetzentwurf hierüber vorlegen zu lassen; desgleichen werden Befehle zur Beeidigung des Militärs auf die Verfassung ertheilt werden.

Uebrigens wird die hochverehrliche Kammer wohl selbst ermessen, daß, da wegen mehrerer der in den Motionen zur Sprache gebrachten Gegenstände zeitraubende Vorarbeitungen erforderlich sind, es nicht möglich sein wird, solche augenblicklich zu erledigen.

Dagegen wird die größte Beschleunigung in Vorarbeitung und Erledigung der zu erlassenden Gesetze und zu treffenden Anordnungen Statt finden.

Am Schlusse seines Vortrags bemerkte der Minister, daß er die von der Kammer kundgegebenen Gefühle zur Kenntniß Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und des Erbgroßherzogs bringen werde und daß es ihn freuen würde, wenn die von ihm gemachten Eröffnungen der Kammer zur Befriedigung gereichen würden.

Unterdessen war es fünf Uhr Nachmittags geworden. Die Nachricht hatte sich verbreitet, Gagern werde um diese Zeit von Heidelberg hier eintreffen, wo er der Versammlung der 51 Deputirten beigewohnt hatte. Dichte Schaaren Volks wälzten sich durch die Rheinstraße nach der Eisenbahn. Unermeßlicher Jubel empfing ihn, als er den Perron betrat. Es war ein großartiger, erhebender Moment. Immer toller wurde der Jubel, als er durch den Wartesaal in die Vorhalle des Bahnhofs trat, wo die Menge auf den Treppen Kopf an Kopf stand.

Als er endlich einen Wagen bestiegen hatte, wollte man ihm die Pferde ausspannen; Gagern sprang aus der Droschke und bahnte sich zu Fuß mühsam durch die tolle Menge einen Weg, durch die heutige Casernenstraße floh er zu seinem Freunde Eigenbrodt. Die Menge aber folgte ihm auf dem Fuße und zerstreute sich nicht eher, als bis sie ihn noch einmal gesehen und gehört hatte.

Bald nach seiner Ankunft wurde Gagern zu Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog befohlen. Er sollte in das Ministerium eintreten, ein Anerbieten, welches er entschieden zurückwies. Er erklärte: „Wenn ich einem Ministerium angehören soll, so muß ich es selbst bilden.“ Dadurch erschien wieder Alles in Frage gestellt, allein noch am späten Abend erhielt Gagern seine Ernennung und den Auftrag ein neues Ministerium zu bilden.

Gagern arbeitete mit dem Mitregenten die Nacht durch, und der folgende Tag, der 6. März, sollte zu einem der denkwürdigsten Tage der hessischen Geschichte werden.

Es war ein herrlicher, sonniger, warmer Märztag, so schön wie noch keiner eine neue Aera inaugurirt hatte. In dichten Schaaren war das Landvolk in die Stadt gewandert, Meister und Geselle hatten ihre Werkstatt verlassen, die Bureaus standen leer, der Hammer, die Nadel, die Feder, und der Pflug waren weggeworfen und jede Alltagsrücksicht geschwunden, ein neuer Tag, eine neue Freiheit brach an und jeder wollte sich in dieser neuen Freiheit sonnen. Schwarz-roth-goldene Kokarden prangten allerwärts auf Mützen und Hüten, schwarz-roth-goldene Fahnen führten einzelne Schaaren Landvolks, welche in die Stadt kamen, mit sich und „Guten Tag, Bürger“ lautete der demokratische Gruß jener Tage. An einzelnen Häusern balgte man sich förmlich um einzelne Nummern der letzten Regierungsblätter und immer größer wurde die Schaar, die sich ansammelte. Vor dem Ministerium des Innern auf dem Louisenplatze, stand die Menge Kopf an Kopf auf dem Basaltsteinhaufen. Man wollte den Louisenplatz neu pflastern und in hohen Haufen waren die Steine zusammengeschichtet, auf welchen nun das Volk Stellung nahm. Gegen 10 Uhr ertönten vereinzelte Vivats. Jeder sah auf, um die Ursache des Jubels zu erforschen. Einzelne weiße Blätter flogen unter die Menge, mehr wurden ausgetheilt, sie flogen aus den Fenstern, man haschte darnach und von Trupp zu Trupp pflanzte sich das Freudengeschrei fort, bis es in ein einziges ungeheures Vivat überging.

Es war die in der hessischen Geschichte berühmte Proclamation vom 6. März, welche lautet:

LUDWIG von Gottes Gnaden Erbgroßherzog von Hessen und bei Rhein.

Nachdem Unser Herr Vater, des Großherzogs Königliche Hoheit, beschlossen haben, durch das Edict vom gestrigen Uns zum Mitregenten zu ernennen — eine Anordnung, der Wir Uns in Betracht der durch das vorgerückte Alter Unseres Herrn Vaters gegebenen Veranlassung mit Schmerz unterzogen haben, — ist es Uns ein Bedürfniß, Unserm Volke den Dank für die treue Liebe, welche es bisher Unserem Hause bewährt hat, zu verkünden, und die Zuversicht auszusprechen, daß Uns diese Liebe und das Vertrauen in Unsere wohlwollenden Absichten werde bewahrt bleiben.

Was zur Gewähr politischer und bürgerlicher Freiheit gehört, soll Unserm Volk nicht vorenthalten bleiben.

Wir zählen auf die verfassungsmäßige Mitwirkung und Unterstützung Unserer Stände bei Leitung der Landesangelegenheiten, und Wir finden darin eine Gewähr des Vertrauens des Volkes.

Die Presse ist frei, die Censur hiermit aufgehoben.

Wir werden den Ständen eine allgemeine Volksbewaffnung in Vorschlag bringen lassen.

Das Militär wird auf die Verfassung sofort beeidigt werden.

Wir werden den Ständen unverzüglich einen Gesetzentwurf auf Aufhebung des Art. 81 der Verfassungsurkunde vorlegen lassen, damit das Petitionsrecht und das Recht der Volksversammlungen frei ausgeübt werden können.

Die freie Ausübung aller religiösen Culten ist gestattet.

Die Bundesverfassung hat die gerechten Forderungen des deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt; dabei haben Wir die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Nationalvertretung zur Vervollständigung der Organisation und zur Erstarkung Deutschlands wesentlich beitragen wird. Wir werden Uns nach Kräften bemühen, bei den verbündeten deutschen Fürsten dieser Ueberzeugung Eingang zu verschaffen.

Der Wunsch des Volks, daß für ganz Deutschland ein Civil- und Strafgesetz und dieselben Formen des Verfahrens gelten möchten, theilen Wir ganz und gar und werden in diesem Sinne wirken. Einstweilen werden wir in Anerkennnug des dringenden Bedürfnisses in den beiden diesseitigen Provinzen den Ständen alsbald Gesetzesentwürfe über ein neues auf Mündlichkeit und Oeffentlichkeit gegründetes Civil- und Strafverfahren, verbunden mit Schwurgerichten und Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände vorlegen lassen.

Der Provinz Rheinhessen sind bis zur Einführung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung ihre Institutionen und Gesetze garantirt.

Den Ständen wird ein Gesetzentwurf auf Zurücknahme des Polizeistrafgesetzes unverzüglich vorgelegt werden.

Wir haben durch diese Zusagen die Bitten bereitwillig gewährt, die in der gegenwärtigen kritischen Lage zu Unserer Kenntniß gekommen sind, und stellen mit Vertrauen die öffentliche Ordnung unter den Schutz der Freiheit und der Bürger, welche sie lieben.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und des beigedruckten Staatssiegels.

Darmstadt, den 6. März 1848.

(L. S.) **Ludwig.**

Der Minister des Innern:
H. v. Gagern.

Man zog alsbald vor die Wohnung des Erbgroßherzogs-Mitregenten, um ihm den feurigen Ausdruck des Dankes darzubringen, dem Erbgroßherzog, der den Willen des Volkes rasch erhörte und von dem man wußte, daß er ihn mit einstimmendem Herzen vollzogen hatte. Nie hat man eine solche allgemeine Harmonie, eine solche Freude gesehen. Man sah sich wieder wie nach langer Trennung, Freunde suchten sich auf, um sich im neuen Leben zu umarmen. In allen Blicken lag das Geständniß eines unendlich hohen Genusses. Den ganzen Tag über wurden die Straßen nicht leer von der jauchzenden, schwelgenden Menge. Mit jedem Bahnzug kamen neue Schaaren, und immer zogen sie alsbald vor die Wohnung des Erbgroßherzogs-Mitregenten, um ihn jubelnd zu begrüßen. Des Nachmittags sah man die Sicherheitswache der Bürgergarden mit ihren weißen Schärpen in den Straßen erscheinen, Abends waren alle Häuser der Stadt illuminirt.

Am 7. März fand wieder eine Sitzung der 2. Kammer statt. Gagern erschien zum ersten Male als Minister. Er sprach mit tiefer Bewegung und mit einem alles ergreifenden Ernst, das, was zur Erläuterung der Proclamation vom 6. März erforderlich war, worauf der neue Ministerialrath Eigenbrodt drei Gesetzentwürfe vorlas, durch welche die Presse entfesselt, das Vereinigungs- und Versammlungsrecht gewährt und das Polizeistrafgesetzbuch abgeschafft wurde. Die Kammer nahm fast ohne Debatte diese Gesetzentwürfe einstimmig an.

Am Donnerstag den 8. März leistete der Erbgroßherzog-Mitregent den Eid auf die Verfassung. Minister von Gagern machte den Kammern hiervon Mittheilung. Damit war der Bund zwischen Fürst und Volk besiegelt. Die hessische Regierung war auch unter dem Ministerium Gagern und dem Ministerium Jaup, welches auf dieses folgte, eifrig bemüht, ihre Zusagen vom 6. März zur Wahrheit zu machen. Daß jedoch die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland durch die Excentricitäten der Demokratie einerseits und den Doktrinarismus eines großen Theils der Männer der Paulskirche andererseits in eine unheilvolle abschüssige Bahn, in ein politisches Labyrinth getrieben wurde, aus welchem der rettende Faden schwer zu finden war, ist nunmehr durch die Geschichte der Periode, welche seitdem hinter uns liegt, hinreichend dargethan. Die jüngsten Ereignisse haben gezeigt, daß es nicht allein parlamentarischer Beschlüsse, sondern auch der freien Entschließung seiner Fürsten zu einer gedeihlichen Umgestaltung des deutschen Staatenbundes bedurfte. Eine Reaction, welche allerwärts die Herrschaft errang, war d e natürliche Folge der Ausschreitungen der Demokratie und halber, unzweckmäßiger parlamentarischer Beschlüsse, welche man auszuführen keine Macht besaß. Hessen trat nun in eine neue Periode seiner Geschichte ein, welche wir, wenn wir die allgemeine Geschichte des Großherzogthums besprechen einer näheren Beleuchtung unterziehen werden; eine Periode in welcher es in politischer Hinsicht zunächst keine Fortschritte machen konnte nach den Wünschen der Liberalen, welcher man aber das Zeugniß nicht versagen kann, daß sie zur Förderung der materiellen Wohlfahrt des Landes ein Bedeutendes beigetragen. In diese Periode fällt auch eine Reihe von Maßregeln, welche von Gewicht für die Entwickelung der Residenz Darmstadt sind, und dieses Darmstadt, wie es sich nach dem Jahre 1850 gestaltete, das Darmstadt unserer Tage, wollen wir jetzt in's Auge fassen.

Das Darmstadt Ludwig III.

In die Regierung des Enkels Ludewig I. fällt eine Reihe neuer nicht minder gewichtiger Umgestaltungen, die zunächst eine Wirkung der mannigfachen socialen Umwandlungen und der vielseitigen Entwickelung des industriellen Lebens sind, welche die verflossenen Jahrzehnte in Deutschland bewirkten.

Während die politischen Zustände Anfangs der Fünfziger Jahre in Deutschland hoffnungsloser wie je erscheinen, beginnt sich der materielle Wohlstand allerwärts zu heben und zu kräftigen, und wir sehen, wenn wir so sagen dürfen, unser Volk die geistige und physische Kraft sammeln, durch welche es ihm möglich wird, die Katastrophe zu ertragen und die Kämpfe zu bestehen, welche es zu der ersehnten Wiederaufrichtung des deutschen Reiches führen sollten. Wir sehen die allgemeine Bildung, und was wir noch höher schätzen, positives Wissen und kräftige Fachbildung gleichzeitig mit der Entwickelung der modernen Technik zunehmen, die Chemie und ihre mannigfachen Entdeckungen werden verwerthet, die Maschinenindustrie gelangt durch die Anwendung des Dampfes zu einer ungeahnten Ausdehnung und die Association vereinigt das Kapital zu früher nie geahnten Leistungen. Durch die Schöpfung neuer Verkehrsmittel sehen wir der Industrie neue Absatzgebiete eröffnet, die Creditinstitute fördern die Unternehmungslust, und proportional mit den Arbeitslöhnen sehen wir den allgemeinen Wohlstand im Zunehmen.

Der Verbesserung und Vermehrung der Unterrichtsanstalten, der Schöpfung neuer Verkehrsmittel und der Gründung der Creditinstitute haben die modernen Staaten ihre dermalige Blüthe zu danken.

Städte wie Darmstadt sind hierfür Beispiele, deren Beweiskraft kaum anzutasten sein wird, und wie eine kleine Haushaltung sich besser übersehen läßt, wie eine große, so sehen wir aus den Ergebnissen ihres wirthschaftlichen Betriebs, wodurch das große Ganze gefördert wird.

Ein Ereigniß von weit tragender Bedeutung für die Entwickelung der hessischen Industrie war die 1824 erfolgte Berufung des damals einundzwanzigjährigen Liebig als Professor an die Landesuniversität Gießen. Liebig und seine nach allen Richtungen hin anregende Thätigkeit ist während der fünfundzwanzig Jahre, während welcher er in Gießen wirkte, zunächst seinem engeren Vaterlande und auch namentlich seiner Vaterstadt zu Gute gekommen. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß man, ehe Liebig erschien, selbst in den gebildeten Kreisen nicht einmal ein Verständniß für den Begriff des Wortes Chemie vorfand; erzählen doch Altersgenossen, daß einer seiner hiesigen Lehrer, der Subrector Storck, als er noch das Gymnasium besuchte und zu diesem sagte, er wollte Chemiker werden, erwiedert haben soll: „Dummer Junge, was ist denn das?“ Liebig ebnete den Boden für die zahlreichen in Hessen blühenden industriellen Unternehmungen, von denen beinahe keine größere später ins Leben trat, ohne von dem befruchtenden Einflusse seines Geistes, von seinen genialen Rathschlägen Vortheil zu ziehen. Seine imponirende Erscheinung ließ vor Allem die Bedeutung des naturwissenschaftlichen Unterrichts erkennen. Man fühlte die Nothwendigkeit einer Popularisirung desselben. Realschulen entstanden 1832 zu Darmstadt, 1834 zu Mainz und 1835 zu Gießen, und 1838 wurde in Darmstadt die höhere Gewerbeschule errichtet, die erste Anstalt des Großherzogthums dieser Art und eine der ersten in Deutschland, die Denjenigen, welche sich der Technik widmen wollten, Gelegenheit bot, sich im Maschinenbau, Architektur und technischer Chemie auszubilden. Unter der Regierung Ludwig III. erfuhr diese Anstalt mehrere namhafte Erweiterungen und im Herbst 1869 trat sie, mit einem ausreichenden Budget dotirt, als polytechnische Schule mit dem Range einer Hochschule ins Leben. Gleichwie diese Anstalt als eine wesentliche Förderung des materiellen Wohlstandes der Stadt Darmstadt angesehen werden muß, so ist sie auch als Bildungsinstitut, auf welchem ein großer Theil unserer Bau-Unternehmer und größeren Industriellen sich seine Kenntnisse gesammelt, gleich der 1833 errichteten Centralstelle für die Gewerbe, zu einem großen Theile der Residenz zu Gute gekommen.





Ludwig III.

Großherzog von Hessen und bei Rhein.

In die letzten Decennien fällt die mannigfache in unserer Stadt fortdauernd steigende Verwendung der Dampfmaschinen und namentlich ihre vielfältigere Benutzung für die Zwecke des Verkehrs. Wir sehen 1858 die Main-Rhein-Bahn, 1867 die Riedbahn und 1872 die Odenwaldbahn eröffnet und Darmstadt mit einem Male als Mittelpunkt eines großen Eisenbahnnetzes, an welchem fünf verschiedene Straßen sich kreuzen. 1855 werden gleichzeitig die Bank für Handel und Industrie und die Bank für Süddeutschland gegründet, neue industrielle Etablissements treten in's Leben, bestehende steigern ihre Production.

Unternehmungslustige Capitalisten sehen wir, aufgemuntert durch den zunehmenden Flor der Stadt in den letzten Jahren vom Lande nach Darmstadt übersiedeln, neben der Industrie und den vorhandenen Zweigen des Großhandels blüht auch der Kleinhandel auf, die Zahl der Detailgeschäfte nimmt zusehends zu, die Läden verschönern sich und unser Darmstadt wird zu einer behaglichen, wohnlichen modernen Stadt, welche zahlreiche Fremde zum dauernden Aufenthalt wählen. Durch dieses Wachsthum der Bevölkerung erhält die Bauspeculation einen neuen Antrieb, neue behagliche Wohnungen entstehen, welche abermals Auswärtige anlocken Darmstadt zum Aufenthalt zu wählen, und wir sehen die Stadt, die beim Regierungsantritt Ludwig III. 29,000 Einwohner zählte, heute auf 41,199 Einwohner angewachsen; das mit der Stadt vereinigte Bessungen aber, nach welchem der stärkste Zubrang stattfand, von 2000 auf 7,570 steigen. Prächtige Villen werden von 1865 an in den neu angelegten Quadraten, deren Mittellinie die Heinrichstraße bildet, zwischen Darmstadt und Bessungen angelegt, und mit Vorliebe wählt die Aristokratie diese verlockenden Wohnungen. 1871 beginnt das Arbeit suchende Capital eine der bedeutendsten Unternehmungen, welche Darmstadt seit den Schöpfungen Ludewig I. zu verzeichnen hat, und Blumenthal u. Co. und später die deutsche Immobiliengesellschaft unternahmen die Gründung des neuen Stadtviertels, dessen Mittelpunkt durch den prächtigen Victoriaplatz, nächst dem Louisenplatz der schönste Platz der Stadt, gebildet wird. Doch die Unternehmungslust ist damit noch nicht befriedigt, selbst im Soderweg, fern am großen Woog entstehen neue Quartiere. Auch die Altstadt wird verschönert und Luft und Licht finden hier nunmehr von allen Seiten Zutritt durch den Neubau der Lindenhof-, Blumen- und Stiftsstraße. Im Mittelpunkt der gegenwärtigen Stadt aber sehen wir als eigentliche Verkehrsstraße die Ernst-Ludwigs-Straße entstehen. Bessungen wird nach seiner südlichen und seiner östlichen Seite ausgedehnt, und nach dem neuesten Stadtplan sehen wir für Bessungen und Darmstadt ein einzig großes gemeinsames Straßennetz vereinbart, welches den ganzen innerhalb der Main-Neckar- und Odenwald-Bahn liegenden Raum nach allen Richtungen hin durchschneidet. Von dem modernen Darmstadt bildet die Altstadt ungefähr den achtzehnten, die Stadt Ludewig I. ungefähr den sechsten Theil.

Die Bedeutung vieles dessen, was in letzten Jahrzehnten in Darmstadt geschah, sind wir heute nicht in der Lage zu beurtheilen. Aber durch Vergleichung mit anderen Städten gewinnen wir den richtigen Anhaltspunkt und den Maßstab, dessen wir bedürfen, um das schätzen und würdigen zu lernen, was in der letzten Zeit in der Hauptstadt des Großherzogthums ausgeführt wurde.

Eine Reihe von Wünschen, welche in anderen Städten noch unerfüllt geblieben sind, die Vereingung von Eisenbahnen und eine den Zwecken des Verkehrs entsprechende Stadtanlage sind hier bereits verwirklicht. Großindustrie und Großhandel finden für ihre Bedürfnisse den Boden geebnet, während ebenso dem Kleinhandel und der Kleinindustrie ein bedeutendes Absatzgebiet gesichert ist. Alle die Einichtungen, welche man anderwärts noch erstrebt, sind hier bereits in reichem Maße vorhanden und seit dem durch die am 1. December 1880 erfolgte in Betriebsetzung der vorzüglichen städtischen Wasserleitung auch die Wasserfrage in zweckensprechender Weise gelöst wurde, sehen wir nichts, was dazu geeignet wäre, über das künftige Gedeihen unserer Stadt Zweifel zu erwecken.

Auch die Erbauung zahlreicher neuer öffentlicher Gebäude, vor allem des neuen Palais (1862) und mehrerer städtischer Gebäude, wie die höhere Töchterschule, das Spritzenhaus und die großartig angelegten Lagerhäuser (1874), haben die letzten Jahre zu verzeichnen. Die Bank für Süddeutschland hat sich gegenüber dem neuen Ludwigsbahnhof einen prächtigen Sitz erbaut und, wie sich hier zu gewerblichen Unternehmungen das Kapital vereinigt hat, so tritt es auch zum Zwecke des öffentlichen Vergnügens und des geselligen Lebens zusammen, 1873 öffneten sich die Hallen des durch eine

Actiengesellschaft gegründeten Saalbaus. Auch Private haben zur Verschönerung der Stadt beigetragen und es regt sich bereits vielfach der Lokalpatriotismus. In dieser Beziehung gedenken wir namentlich der 1882 aus von dem verstorbenen geh. Commerzienrath Wendelstadt gestifteten Mitteln erfolgten Erbauung eines Aussichtsthurms auf der Ludwigshöhe. Derselbe wurde am 25. September 1882 eingeweiht und auf Wunsch des Stifters folgende Strophe über dem Eingange angebracht:

„Hoch rag' der Thurm ob Berg und Wald
Und werd' viel hundert Jahre alt,
Dem Fürsten und der Stadt zur Ehr',
Zur Freud' des Volkes rings umher!
So lang die Stürme ihn umweh'n
Mög' er auf Glück und Freuden seh'n!"

Fragen wir nun erst nach dem Antheil, welcher Seiner Königlichen Hoheit dem höchstseligen Großherzog Ludwig III. an dem Wachsthum und Gedeihen des modernen Darmstadt zukommt, so finden wir, daß derselbe nicht geringer ist, als derjenige seines erhabenen Ahnherrn. Nicht allein, daß das Verdienst des Entgegenkommens bei der Gründung und der Förderung der erwähnten gemeinnützigen Institute der Regierung des gegenwärtigen Großherzogs zugesprochen werden muß, wir sehen Ludwig III. auch selbst aus eigener Initiative zur Verschönerung seiner Residenz beitragen. Mit einem empfänglichen Sinn für die Schönheit der Natur begabt wurden von ihm als Erbgroßherzog auf seinen Antrieb die herrlichen Waldanlagen, durch welche Darmstadt unter den Städten Deutschlands einzig dasteht, und die Waldungen von Langen bis hinauf an die badische Grenze in einen einzigen großen Lustgarten umgewandelt. Auf der Versammlung süddeutscher Land- und Forstwirthe in Darmstadt im Jahr 1848 erregten diese Anlagen allgemeine Bewunderung, und Darmstadt, ehedem als Sandwüste verspottet, ist jetzt der Zielpunkt der Naturfreunde der Nachbarstädte, und Frankfurt und Mainz stellen in der schönen Jahreszeit ihr ständiges Contingent zu den fröhlichen Schaaren, welche unsere Wälder bevölkern.

Dieser Freude an den Schönheiten der Natur haben wir noch eine andere Schöpfung Ludwig III. zu danken, welche zu dem Seltensten und Kostbarsten gehört, was die Stadt Darmstadt in sich schließt. Im Jahre 1862 wurde das große Gewächshaus der ehemals Rinz'schen Kunst- und Handelsgärtnerei für Seine Königliche Hoheit den Großherzog angekauft und in einen Wintergarten im hiesigen Schloßgarten eingerichtet. Die Pflanzensammlungen in den Großherzoglichen Hofgärten, namentlich durch eine reiche Sendung Orginal-Exemplare aus Mexiko von unserem nunmehr verstorbenen Landsmann Sartorius aus Mirador vermehrt, lieferten das erste Material zu seiner Ausschmückung, welche seitdem durch eine Reihe neuer Anschaffungen bedeutend bereichert wurde. Viele der weiteren werthvollen neuen Erwerbungen sind der Umsicht und dem praktischen Geschick des früheren Hofgarten-Direktors Geiger zu danken. Die Pflanzensammlung des Wintergartens liefert dem Botaniker ein Material zur Bereicherung seiner Kenntnisse, wie es ihm in den größten Sammlungen dieser Art nicht mannigfaltiger und großartiger geboten werden kann. Der Laie aber steht mit stummem Erstaunen diese Pflanzenriesen. Er weidet sein Auge an den Wedeln der gewaltigen, theilweise der Steinkohlenformation angehörenden Baum-Farn, jener mächtigen Cycadeen, von denen z. B. Encephallartos Altensteinii in einem 20 Fuß hohen Exemplar vertrten ist. Ceratozamia Küsteriana und longifolia, die ganz neu entdeckte Corallipes und mehrere bis jetzt noch unbestimmte Arten, welche unzugänglich für die große Mehrzahl der Forscher in der feuchten Gluthwärme Süd-Afrika's, an den in unburchdringlichen Wäldern versteckten Sümpfen und Seen seines Inneren gedeihen. Zu diesen Seltenheiten, um welche den Großherzoglichen Wintergarten selbst bedeutende Sammlungen beneiden, gehört auch die berühmte von Barth an den Ufern des Tsadsees entdeckte Musa vidatta.

Um nur einen annähernden Begriff von der Bedeutung des Großherzoglichen Wintergartens zu geben, sei bemerkt, daß ungefähr 140 verschiedene Palmen — darunter allein zwölf Arten Cocos, die Betel-, Wachs- und Dattel-Palme, sowie ein circa vierzig Fuß hohes Exemplar der Süd-Amerika ent-

stammenden Caryota Caminghii, sowie an dreißig verschiedene Cycadeen, darunter die noch ebenso neue als seltene Strangeria cycadifolia in der Sammlung vertreten sind.

Unter den tropischen Bäumen sind noch der Firniß-Baum von Moluccen, Aleurites Mollucana, die prachtvolle Theophrasta imperialis und eine werthvolle Sammlung aus der Familie der Aroideen zu erwähnen, darunter namentlich das prächtige Anthurium Scherzerianum.

Endlich gedenken wir einer tropischen Pflanzenart, deren Namen der Nachwelt das Andenken einer hessischen Prinzessin erhalten hat, deren wissenschaftliches Streben ihr seiner Zeit die Verehrung der Größen der botanischen Wissenschaft darunter des berühmten Linné erwarb. Wir meinen die Carolinea princeps, so genannt nach der Gemahlin des Markgrafen Carl Friedrich von Baden, Karoline Louise, geborene Prinzessin von Darmstadt.

Der Werth des Wintergartens, durch welchen die von Ludewig I. geschaffenen wissenschaftlichen Sammlungen durch die Municicenz des verstorbenen Großherzogs eine würdige Vervollständigung erfahren haben, läßt sich durch einen Vergleich mit dem Frankfurter Palmgarten, welcher sich bei dem großen Publikum eines lebhaften Zuspruchs erfreut, am leichtesten ermessen. Von allen den oben erwähnten Seltenheiten besitzt diese Sammlung nur den geringsten Theil. In ganz Süddeutschland ist nichts ähnliches geboten, ebenso wenig wie weit und breit keine Stadt zu finden ist, in welcher Sammlungen der verschiedensten Art in solchem Umfange vereinigt sind. Durch diese Sammlungen, wissenschaftlichen Institute und Seltenheiten der Kunst sind die Fundamente gegeben, um aus Darmstadt, wenn der geeignete Zeitpunkt herantritt, ein Emporium der Wissenschaft und Künste für Süddeutschland zu schaffen.

Von Seltenheiten, welche im Privatbesitze sind, ist die Holbein'sche Madonna, die Zierde des Palais Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Carl, einer der köstlichsten Schätze, welche unsere Stadt in sich birgt, schon seit Jahren ein Gegenstand der Bewunderung aller Kunstkenner, welche unsere Stadt berühren.

Eine kleine, aber werthvolle Piecen in sich schließende Sammlung bietet das Kunstcabinet des Herrn Hofrath Professor Dr. G. Schäfer.

Kaum bekannt ist aber eine andere Sammlung, die Schmetterlingsammlung des verstorbenen Finanzministers Freiherrn von Schenk zu Schweinsberg, eine Sammlung einzig in ihrer Art, welche von Kennern als die größte Schmetterlingssammlung der Welt bezeichnet wird.

In wahrhaft musterhaftem Stand befinden sich die dem Publikum zugänglichen Großherzoglichen Gärten. Durch diese Gärten, Squares und öffentlichen Plätze, welche zusammen über ein Drittel des Flächenraumes der Stadt bilden, hat Darmstadt eine Wohnlichkeit und Behaglichkeit erlangt, wie sie kaum eine andere Stadt darbietet.

Wie Darmstadt die äußeren Annehmlichkeiten beinahe ausschließlich der Municicenz eines gütigen Regenten zu danken hat, so dankt es ihm auch die wesentlichste Förderung seines geselligen Lebens. Durch das großherzogliche Hoftheater, welches der Großherzog in uneigennützigster Weise unterstützte, und für welches er Opfer bringt, wie sie von keinem anderen Fürsten im Verhältniß zu seinen Mitteln gebracht werden, sind den Bewohnern Darmstadts Genüsse geboten, um welche sie manche Stadt, die größer ist durch die Zahl ihrer Bewohner und ihren Reichthum, beneiden kann; und selbst unter der Zahl der Hofheater behauptet die hiesige Bühne trotz der zunehmenden Concurrenz neu gegründeter Theater, wenn wir von einzelnen vorübergehenden ungünstigen Verhältnissen absehen, immer noch im Ganzen die alte angesehene Stellung.

Auch andere Künste fanden in Ludwig III. einen bereitwilligen Förderer und keine künstlerische Production, kein Concert fand statt, welches der Großherzog und die Prinzen des Großherzoglichen Hauses nicht durch eine wahrhaft großmüthige Betheiligung unterstützen. Großherzog Ludwig IV. ist ebenso, wie sein erhabener Vorgänger dem schönen, von Ludewig I. geschaffenen Kunstinstitute, ein großmüthiger Protektor und läßt es an Opfer nicht fehlen, um das Gedeihen der Kunst zu befördern. Unsere Stadt gehört hierdurch zu den Städten, welche die wandernden Virtuosen mit Vorliebe berühren, und keiner der großen Schaar, deren Ruhm die Zeitungen verkündeten, vom Größten bis zu dem Geringsten, ist bis jetzt an unserem Darmstadt vorüber gegangen. Auch eine große Zahl einheimischer

Talente, Maler, Bildhauer, Virtuosen, Sänger und Sängerinnen, welche hier und auswärts ihre Bildung empfangen, wurden alljährlich reichlich aus der großherzoglichen Cabinetskasse unterstützt und verehren in Ludwig III. den Begründer ihres Glückes.

Es würde sich nicht geziemen, sich hier über zahlreiche stille Werke der Wohlthätigkeit, welche von dem verstorbenen Großherzog ausgegangen sind, zu verbreiten, doch können wir diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne seiner langjährigen, seit Jahren in Gott ruhenden Lebensgefährtin, der Großherzogin Mathilde* zu gedenken, die, wie sie in ihrer äußeren Erscheinung als ein Bild weiblicher Anmuth, gepaart mit fürstlicher Hoheit, erschien, durch ihre Wohlthätigkeitsliebe und den Adel des Herzens sich mit Recht die Zuneigung aller erwarb, so daß Alt und Jung mit wahrhaft kindlicher Verehrung zu ihr hinaufsahen. In vollstem Sinne des Wortes konnte der Redner, der ihrer am Grabe gedachte**, die Worte der heiligen Schrift auf sie anwenden: „Die ganze Herrlichkeit der Königstochter kommt von Innen“, und wie ihr Privatleben ein Bild tadelloser Reinheit bot, so war sie als Landesfürstin im edelsten Sinne des Wortes Landesmutter. „Sie war tief durchdrungen“, sagt Lennig, „von der großen Wahrheit, daß die Beherrscher der Menschen, indem sie von ihren Untergebenen die Ehre empfangen, welche ihnen gebührt, diesen dafür die Liebe schulden. Sie sind die Träger einer in Gott wurzelnden Gewalt, sie sind seine Stellvertreter unter den Menschen; Gott aber, den sie unter den Menschen vorstellen, ist wie die heilige Schrift sagt, die Liebe. Diesem Beruf aber entsprach mit bewundernswürdiger Vollkommenheit die dahingeschiedene Landesfürstin. Wie die Sonne, sobald sie erscheint am hohen Himmel, sogleich Klarheit und Heiterkeit bekundet; wie die Blumen des Frühlings ohne Unterlaß ihre milden Wohlgerüche verbreiten, so hat sich auch die Großherzogin Mathilde nie anders gezeigt, als voll Liebe. Aus der Fülle ihres Herzens redete ihr Mund, und er redete Wohlwollen. Aus der Fülle ihres Herzens leuchtete ihr Auge, und es strahlte Wohlwollen. Ja, wo immer sie erschien, die erhabene Fürstin, da umgab sie eine Strahlenkrone — die Strahlenkrone des Wohlwollens und der Güte.“

Die Kleinkinderschule zu Darmstadt verdankt der erhabenen Fürstin ihre Entstehung, das Mathilden-Landkrankenhaus, die Knabenarbeits-Anstalt, das Elisabethen-Stift***, das Haus der barmherzigen Schwestern zu Darmstadt und das Elisabethen-Institut zu Niederramstadt erfreuten sich ihres hohen Schutzes und ihrer kein Opfer scheuenden werkthätigen Unterstützung. Zahlreich sind die Acte privater Wohlthätigkeit, welche sogar auf Reisen und selbst in ihrer letzten schweren Krankheit keine Unterbrechung erlitten. Auch nicht der leiseste Makel haftet auf ihrem Andenken, an deren Handeln sich selbst bei Lebzeiten niemals eine spitze Zunge heranwagen durfte; zahlreiche Arme aber, denen sie geholfen, von denen sie in den Tagen der Krankheit die Sorge genommen und deren Schmerzen sie linderte, segnen heute noch das Andenken der guten Landesmutter.

Auf sie finden die Worte des Dichters Anwendung, mit welchen die Muse den Kranz begleitet, den sie einer trefflichen Fürstin auf den Sarg legt.

Sie sprichts — und aufwärts deutet sie, da weichen
Der Halle Bogen, die Gewölke fliehen,
Ein Blick ist offen nach des Himmels Reichen
Und droben siehet man die Fürstin knien,
Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchster Quelle.

Nimm hin, Verklärte, die Du früh entschwunden,
Nicht Gold nicht Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden,
In rauher Zeit hast Du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab ich ihn gewunden,
Wie Du in Hungertagen sie gespendet.
Ja gleich der Ceres Kranze, flocht ich diesen,
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen.

* Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, älteste Tochter des Königs Ludwig von Bayern und seiner Gemahlin Therese, geborenen Prinzessin von Sachsen-Altenburg, war am 30. August 1813 zu Augsburg geboren, am 26. December 1833 vermählt mit Erbgroßherzog Ludwig und starb am 25. Mai 1862 nach vierwöchentlicher schwerer Krankheit.

** Adam Franz Lennig, Generalvicar und Domdecan zu Mainz.

*** Von Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Carl aus eigenen Mitteln erbaut.

Darmstadt 1870 und 1871.

Die Märztage waren lange vergessen und ihr Enthusiasmus verraucht, und fast schien es, als ob der gegenwärtigen Generation, die bald darauf den badischen Aufstand und mit noch viel widerwilligerem Blick den Krieg des Jahres 1866 geschaut, kein erhebendes Schauspiel mehr geboten, als ob die Ideen, welche auch unsere Stadt in den Märztagen des Jahrs 1848 in Bewegung gesetzt, Schaffung einer mächtigen Centralgewalt und Herstellung eines nach Außen hin starken Deutschlands, für immer eine Chimäre bleiben sollten.

Der Krieg des Jahres 1866 hatte nicht allein Deutschland durch eine Mainlinie gespalten, er hatte, was noch schlimmer war, vieles im Unklaren gelassen und patriotische Männer in allen Gauen unseres Vaterlandes einander entfremdet. Schroffer als je standen sich die Parteien gegenüber und Niemand vermochte den rettenden Faden zu finden, der aus diesem Labyrinthe herausführte.

Sieben Monate, reich an Thränen, aber reicher noch an alles Leid überdauernden Ruhmesthaten, sollten unerwartet das Ende einer politischen Lage herbeiführen, die von Tag zu Tag unerträglicher wurde; eine Prüfungszeit, die man mit Zittern und Zagen anbrechen sah, deren Ereignisse aber, ohne Vorbild und Beispiel in der Geschichte, Deutschland zu einer Höhe der Macht und des Glanzes emporheben sollten, die weit das Maß dessen, was die kühnsten Patrioten ehedem zu träumen wagten, überschreitet.

Auch unserer Stadt Darmstadt fällt an diesem Kriege ein ruhmvoller Antheil zu. Nicht allein, daß ihre Besten ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, nicht allein, daß auf Darmstadt ein unverhältnißmäßiger Antheil an den Opfern, welche dieser Krieg gefordert, entfällt, auch Darmstadts Bewohner haben sich in jenen großen Tagen würdig des Preises gezeigt, den ihre Söhne für sie errangen, als würdige Bürger jenes neuen deutschen Reiches, das draußen im Donner der Schlacht seine Erstehung feierte.

Niemand hatte einen so glänzenden Siegeszug vorausgesehen. Unter banger Erwartung verflossen daher die ersten Wochen nach der Kriegserklärung.

Freudige Hoffnungen wurden aber mit einem Male rege, als die Siegesbotschaft von Weißenburg hier eintraf und gleichzeitig als authentische, unanfechtbare Bestätigung der Nachricht die ersten Kriegsgefangenen, Afrikaner von Mac Mahons Armee, Chasseurs d'Afrique, Zuaven und braune Turkos und Spahis, hier mit der Eisenbahn durchpassirten.

Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft folgte, immer gewaltiger und ergreifender, bis zuletzt bei der Kunde von der Capitulation von Sedan man vergeblich nach dem Ausdrucke für die Gefühle suchte, welche sich der Brust unaufhaltsam entrangen. Unbeschreiblicher Jubel durchbrauste die festlich geschmückte, am Abend glänzend erleuchtete Stadt. Patriotische Gesänge erklangen, man umarmte sich, man beglückwünschte sich, Freudenschüsse ertönten und Darmstadt feierte einen Freudentag, wie es, seitdem die Stadt besteht, niemals einen ähnlichen beging.

Bald darauf trafen die ersten Kriegsgefangenen ein. Französische Offiziere flancirten in den Straßen der Stadt, und draußen vor den Thoren sah man französische Soldaten mit Feldarbeiten beschäftigt. Es war ein Schauspiel so fremd und sonderbar, daß man manchmal den eigenen Augen nicht traute und einer phantastischen Täuschung sich hingegeben glaubte.

Ein stilles Friedenswerk bereitete sich unterdessen, als fern vor den Mauern der Stadt der Krieg tobte, in den anmuthigen Alleen des Bessunger Orangeriegartens. Dort hatte der Hülfsverein seine Zeltbaracken aufschlagen lassen, und Aerzte und opferbereite Pflegerinnen, unter welchen sich namentlich die barmherzigen Schwestern hervorthaten, linderten die Leiden der Verwundeten. Die Zeltbaracken waren an den Seiten mit beweglichen Wänden versehen, die man bei schöner Witterung zu öffnen vermochte. Sonnenschein und die milde Herbstluft, das Plätschern der Springbrunnen und die Vöglein,

die zutraulich sich ihren Lagerstätten näherten, erfreuten dann die armen Verwundeten, und der fröhliche Vogelsang ließ sie ihre Schmerzen vergessen, und die Phantasie gaukelte den Unglücklichen wohl die ferne Heimath, die zarten Bilder ihrer Jugend, ihrer Kindheit vor.

Ein ähnliches größeres Hospital war in dem Akaziengarten von dem unter der Protektion Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Ludwig stehenden englischen Hülfsverein „Society for the sick and wounted in the war" errichtet worden. Auch in dem Garten des Elisabethenstifts waren Zeltbaracken erbaut worden und nicht minder bekundete sich die Opferwilligkeit Einzelner durch Herstellung solcher Bauten.

Auch draußen auf dem Schlachtfelde zeigte sich dieser Wetteifer, den man allerwärts in der freiwilligen Krankenpflege an den Tag legte, und zwei junge hoffnungsvolle Männer aus Darmstadt, F. Schwab und A. Gerold, erlagen im Laufe des Krieges Krankheiten, die sie in den in Frankreich errichteten Hospitälern sich zuzogen.

Mehr und mehr begann man, je mehr man die Leiden des Krieges vor Augen hatte, auch seine ganze Furchtbarkeit zu empfinden. Schon die Nachricht von der Schlacht bei Gravelotte, in welcher zum ersten Male hessisches Blut geflossen, hatte den ersten bitteren Wermuthstropfen der bis dahin ungetrübten Siegesfreude beigemischt. Mehr noch geschah dieses als sich der Krieg verlängerte. Die Besorgniß, einem jahrelangen Krieg entgegenzugehen, tauchte daher nach den ersten kurzen Erfolgen der Loire-Armee einige Zeit auf. Doch nur wenige Wochen sollten diese Befürchtungen, welche durch die Erstürmung von Orleans durch den Prinzen Friedrich Carl rasch zerstreut wurden, anhalten, und bald darauf traf die Nachricht von der denkwürdigen Erstürmung des Schlosses Chambord durch Hauptmann Kattrein und seine siebzig Mann ein, welche wieder jenen ungetrübten Enthusiasmus wach rief, mit welchem man im Anfange des Krieges die ersten Ruhmesthaten der siegreichen Armee begrüßte.

Am 23. Januar 1871 trafen die von Lieutenant Neßling und 10 Mann der Compagnie Kattrein zu Chambord mit stürmender Hand genommenen fünf Kanonen hier ein, wurden von den Truppen der Garnison eingeholt und nach dem Zeughause verbracht. Im festlichen Flaggenschmuck prangten die Straßen und mit Jubel und stürmischem Hurrahruf wurden die Sieger vom Volke begrüßt. Mit stummer Bewunderung sahen die kriegsgefangenen Franzosen diese Scenen; auch sie, die bis dahin noch auf einen glücklichen Ausgang gehofft, begannen bei dieser demonstratio ad oculos einzusehen, daß ein weiterer Widerstand gegen die deutsche Kraft doch nur ein fruchtloser sei.

Die begeisterte Siegesfreude des Anfangs lebte in dieser letzten Periode des Krieges neu auf. Kurz nach einander folgten die Nachrichten von der Annahme der deutschen Kaiserwürde durch den Führer des siegreichen Heeres (17. Januar), der Capitulation von Paris (28. Januar) und von der Internirung der Armee des gefürchteten Bourbaki auf Schweizer Gebiet (28. Jan. bis 1. Febr.). Am 2. März schloß endlich der Friede die inhaltschweren, für die deutsche Geschichte ewig denkwürdigen sieben Monate ab, in welchen das deutsche Heer 17 Schlachten schlug, 126 Gefechte bestand, 26 Festungen nahm, 6000 Geschütze und an 400,000 Gefangene erbeutete.

Ein ruhmreicher Antheil an diesen ungeheuren Erfolgen gebührt der hessischen Division, welche am 21. Juni ihren festlichen Einzug in die Residenz hielt. Die Stadt prangte daher in einem Festschmucke, wie man ihn bisher in Darmstadt nie gesehen.

Der Weg, den die siegreichen Truppen vom Neckarthor bis zum Paradeplatz zu durchschreiten hatten, waren mit venetianischen Masten, deren schwarz-weiß-rothe Flaggen munter im Winde sich kräuselten, und stattlichen untereinander verbundenen Fichtenbäumen geschmückt. Goldfarbige Schilde an den Masten erinnerten an die Thaten der Truppen und ihre siegreichen Führer. Die Ludwigssäule mußte als Mittelsäule eines colossalen Siegestempels dienen, wie ihn wohl keine andere Stadt im deutschen Reiche großartiger aufführen konnte. Rings um die Säule war ein Kreis aus venetianischen Masten und eroberten Geschützen gebildet, welche durch riesige Guirlanden mit der Gallerie der Säule zu einem großen grünen Dache verbunden waren.

Am Neckar-, Rhein-, Mainthor und an dem Bahnhof der Hessischen Ludwigsbahn waren prächtige Triumphbogen errichtet, von welchen derjenige am Rheinthor folgende von dem nunmehr verstorbenen talentvollen Artilleriehauptmann O. Sartorius verfaßte Inschriften trug:

Auf der Vorderseite rechts:

Das deutsche Reich, es sollte werden,
Das deutsche Reich es ward!
Gott hat's gewollt,
Es that's auf Erden
Der Wilhelm treu und hart.

Auf der Vorderseite links:

Der Friede kam,
Und Friede sei auch Euch,
Euch, deren einzig ganzes Glück
In fremder Erde blieb zurück.
Ja Friede Allen
Und dem deutscheu Reich!

Auf der Rückseite rechts:

Seid gegrüßt, Ihr Heldensöhne,
Seid willkommen in dem Heimathland,
Nehmet hin, was wir gewidmet
Euch zum Dank mit liebevoller Hand.

Auf der Rückseite links:

Hurrah, die Hessen sind's,
Nun ist es gut,
Nun fechten wir doch nicht allein,
Der Hesse wechselt Stahl mit Blut,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Auch eine Inschrift auf der Ehrenpforte der Schustergasse soll um ihres originell-naiven Schlusses Willen hier noch Erwähnung finden:

Germania, Dein flammend Schwert
Beschützte unsern heimischen Herd,
Du hieltest treu die Wacht am Rhein,
Umstrahlt von deutscher Treue Schein.
Gezückten Schwertes schobest fest und stramm
Die Grenzmark du auf den Vogesenkamm.
Mit Stolz und Kraft stehn wir zu dir,
Weht Sturm auf's Neu, schwingst du das Kriegspanier,
Dann kommen Tausend-Tausend Streiter rasch herbei;
Vertraue nur, dann sind die Schustergässer auch dabei.

Darmstadt hatte sich herrlich vorbereitet zu dem Ehrentage und einen Schmuck angelegt, wie ihn zuvor noch Niemand gesehen hatte. Schon die Siegesstraße, durch welche die Truppen zogen, war einzig in ihrer Art. Alle Straßen waren von einem Wald von grünen Bäumen umsäumt, dazwischen flatterten Wimpel und Fahnen und dahinter ragten die auf's Festlichste geschmückten Häuser — alles dieses gab der Stadt ein außerordentlich frisches und lebendiges Ansehen. An den meisten Straßenkreuzungen waren schöne Ehrenpforten und Pavillons errichtet, überall mit passenden Inschriften und Emblemen verziert. Dazu kamen die Triumphpforten an den Thoren, der auf's Großartigste geschmückte Louisenplatz und viele andere Details, deren Aufzählung uns hier unmöglich ist. Alles das zusammen bot ein Gesammtbild, wie es anmuthiger und mannigfaltiger nicht gedacht werden kann. Leider verhinderte ein ungünstiger Himmel, daß es in vollem Maße wirken konnte. Während des Einzugs der ersten Truppenkörper erhielt sich das Wetter zwar noch leidlich gut, später aber öffneten die Wolken ihre Schleusen und überschütteten die Letzten des Zuges mit strömenden Güssen. Die Festfreude vermochte dieses jedoch nicht zu trüben. Viele Tausende von Landleuten waren mit den Eisenbahnzügen hierher geeilt, und eine dichte Menschenmenge bildete in der Rheinstraße ein beinahe undurchdringliches Spalier. An der Ehrenpforte am Neckarthor bewillkommnete der Gr. Bürgermeister Fuchs den Führer der Division, und die Damen Fräulein Reinhardt und Ritsert überreichten dem Prinzen einen silbernen Lorbeerkranz. Prinz Ludwig erwiderte: „Die hessische Division hat nur ihre Pflicht gethan, aber ich bin stolz darauf, daß ihr und unserer Generation die Ehre zu Theil ward, wider den Erbfeind Deutsch-

lands ins Feld ziehen zu dürfen. Ich nehme den Lorbeerkranz für die von mir geführte Division in Empfang und spreche in ihrem Namen meinen Dank aus."

Reiche Blumenspenden, Tücherschwenken und nicht endenwollender Zuruf begrüßten die tapferen Truppen, welche nach langer Abwesenheit wieder die Landeshauptstadt betraten. Den einzelnen Brigade- und Regimentscommandeuren wurden von den dazu bestimmten Ehrendamen Lorbeerkränze überreicht. Der Divisionscommandeur, Se. Großh. Hoheit Prinz Ludwig, wurde auf dem ganzen Wege von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt. Auch die anderen Commandeure und viele einzelne Officiere, unter letzteren besonders der Erstürmer von Chambord, welchem mit sammt seiner Compagnie außerordentliche Ovationen zu Theil wurden, zeichnete man in schmeichelhafter Weise aus.

An die glänzenden Thaten der hessischen Division in Frankreich erinnert heute das von August Herzig in Dresden modellirte, in der Lanz'schen Gießerei in Nürnberg ausgeführte, am 18. August 1879 enthüllte, vor dem Zeughaus errichtete Kriegerdenkmal; eines der schönsten Gebilde, welche die Kunst zur Verherrlichung der Thaten der siegreichen deutschen Armeen geschaffen hat. Die Composition zeigt eine edelgeformte Victoria, welche in beiden Händen Kränze haltend, zwischen einem gefallenen und einem in voller Lebenskraft mit Fahne und gezogenem Schwert einherschreitenden Krieger niederschwebt. Diese Gruppe spricht den Grundgedanken des Denkmals aus, welches zur Erinnerung an die für das Vaterland ruhmreich Gefallenen sowohl, wie an die siegreich Heimgekehrten errichtet wurde. August Herzig, am 3. August 1846 zu Hamburg geboren, ein Schüler des Professor J. Schilling, gehört heute zu den angesehensten Dresdener Künstlern.

Seit jenem Ehrentage hatte unsere Stadt keine weitere Veranlassung das Festgewand anzulegen. Sie genießt der Segnungen des Friedens und geht, so hoffen wir, einer neuen Periode des Wachsthums und der Blüthe entgegen. Umfangreiche politische Reformen und Verbesserungen der Gemeinde-Verwaltung sind 1872 und 1873 erfolgt, und, wie Bürgermeister Ohly am 1. Januar 1875 bei dem Neujahrsbankett in der Traube mit Genugthuung aussprach, gedenkt unsere Stadt „mit aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit des erhabenen Fürsten unseres engeren Vaterlandes, der in vollem Maße erfüllt, was er bei seinem Regierungsantritt verheißen. Dem hessischen Volk fehlt dermalen nichts mehr, was zur Gewähr bürgerlicher und religiöser Freiheit gehört. Eingereiht in den großen Organismus des Reiches und ein aufrichtig treues Glied an dessen Körper, erfreut sich das Großherzogthum Hessen unter der Regierung Ludwig III. eines Maßes von Freiheit und Selbstverwaltung, welches unter den jetzigen Verhältnissen und Bedürfnissen nichts mehr zu wünschen übrig läßt." Möge sich Darmstadt dieser Segnungen der Freiheit und Selbstverwaltung immer ungetrübt erfreuen und wachsen und gedeihen unter dem mächtigen Schirme des deutschen Reiches.

Möge die Stadt den nationalen Sinn, den sie von jeher bethätigte, sich immer wach erhalten und für alle Zeiten den Ehrenplatz behaupten, den sie durch ihren Patriotismus unter den Städten des großen deutschen Vaterlandes einnimmt, und möge sie wachsen an Glück und Reichthum, Ehre und Ruhm.

Wir können, indem wir bei Bearbeitung der zweiten Auflage den Inhalt unseres Werkes ergänzen, nicht weiterschreiten, ohne zweier Todesfälle zu gedenken, welche das hessische Land in tiefe Trauer versetzten. Am 13. Juni 1877 starb Großherzog Ludwig III., dessen mannigfacher Verdienste um die Verschönerung und das materielle Wohlergehen der Stadt Darmstadt in dem Vorhergehenden bereits wiederholt gedacht wurde. Mit so großem Schmerz man auch den Heimgang des wahrhaft volksthümlichen Fürsten vernahm, so war doch dieser Ausgang des Einundsiebzigjährigen ein natürlicher. Allein bei Ludwig III., dem viele warme Dankesthränen nachfolgten, hinterließ der am Ende eines

langen, segensreichen Wirkens der Natur entrichtete Zoll doch nicht jenen tiefen erschütternden Eindruck, welchen er hervorbringt, wenn er in jugendlichen Jahren an den Menschen herantritt. Es war vielmehr der normale Abschluß eines langen Lebens. Tief tragisch erscheint dagegen der am 14. Dezember 1878 erfolgte Hintritt der Großherzogin Alice Maud Mary (geboren am 25. April 1843, Tochter der Königin Victoria von Großbrittanien und Irland, Kaiserin von Indien und des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg und Gotha), seit 1. Juli 1862 mit Großherzog Ludwig IV. vermählt. Regen, unternehmenden Geistes, mit ungewöhnlichen Verstandesgaben ausgerüstet, stand sie am Anfang einer großen Laufbahn; durchdrungen von der Absicht, in dem Lande, welches ihr zur zweiten Heimath geworden war, ihrem Namen eine bleibende Stätte zu gründen, hatte sie bereits die Grundlagen zu einem großen, umfassenden Wirken gelegt, als eine der entsetzlichsten Krankheiten unserer Tage, die Diphteritis, auf verborgen gebliebenen Pfaden in das Großherzogliche Palais ihren Weg fand. Der Krankheit, von welcher mit Ausnahme des Erbprinzen, nacheinander die gesammte großherzogliche Familie, auch der Großherzog, befallen wurde, und welcher die dreijährige Prinzessin Marie am 8. Dezember 1878 erlag, streckte auch die Großherzogin, die Pflegerin ihres Gatten und ihrer Kinder, auf das Krankenlager, von welchem sie sich nicht mehr erhob. Ihr Tod hat in ganz Deutschland und im fernen England allerwärts die wärmste Theilnahme hervorgerufen.

Großherzogin Alice, auf deren Wirken wir später noch zurückkommen werden und welche durch die Gründung des „Alice-Frauen-Vereins für Kranken- und Waisenpflege im Großherzogthum Hessen", sowie des Alice-Frauen-Vereins für Frauenbildung und Erwerb" und durch Gründung der „Idioten-anstalt" bleibende Spuren ihres Wirkens hinterlassen, reiht sich würdig unter die Zahl großer fürstlicher Frauen, welche, Ihre Majestät die Kaiserin Augusta an der Spitze, in einer wichtigen Epoche der Geschichte unseres Vaterlandes, das Ziel ihres Wirkens darin fanden, die von dem Kriege geschlagenen Wunden zu heilen, das Loos der Armen und Elenden zu lindern und durch Schöpfungen im Sinne der Humanität, mit beizutragen zu dem großen Ziele, welches die Reichspolitik nach Innen verfolgt, jenes Ziel, welches der Reichskanzler seiner Zeit treffend als das „praktische Christenthum" bezeichnet hat. — Friede ihrer Asche, Ehre ihrem Andenken!

Bensheim
und die hessischen Antheile der ehemaligen Kurpfalz.

Eine krankhafte Empfindelei ließ ehedem den Deutschen das Loos jener sogenannten unterdrückten Nationalitäten betrauern, die, wie noch vor wenig Jahren Italien, gleich unserem Vaterlande der Einheit und nationaler politischer Institutionen entbehrten oder, wie Griechenland, unter der Herrschaft des Islams standen, oder die gar, wie Polen, durch eigene Erbärmlichkeit sich ihrer Selbständigkeit unwürdig zeigten.

Und doch, bot nicht das eigne Vaterland weit mehr Stoff vergangene Größe, entschwundenen Glanz zu betrauern? Liegt nicht unmittelbar hinter uns die Auflösung der herrlichen Kurpfalz, eines Landes, dessen Geschichte mit allen erhebenden Ereignissen in der ruhmvollen Vergangenheit unseres großen deutschen Vaterlandes auf das innigste verwachsen ist? Jenes Landes, dessen Emporblühen in die größte Epoche der deutschen Geschichte, in die Zeit der Herrschaft Friedrich des Rothbarts fällt, unter dessen Bruder, Pfalzgraf Conrad, wir zum ersten Mal ein eigentlich pfälzisches Territorium entstehen sehen, einen Staat, der verwaltet wird im Geiste des großen Herrschers, der damals über Deutschland das Szepter führte.

Es bildete sich nach und nach jene hohe pfalzgräfliche Würde aus, welche zunächst aus der richterlichen Stellung der Pfalzgrafen entsprang. Die Pfalzgrafen erscheinen als Träger der königlichen Rechtspflege, als Verweser des königlichen Fiscus, und es gelangt sogar die Idee zur Geltung, in den Pfalzgrafen, deren Würde eine erbliche wird, die Stellvertreter des deutschen Königs zu erblicken. Bei Erledigung des Thrones sind der Pfalzgraf bei Rhein und der Herzog von Sachsen des Königs Stellvertreter; in Lehnsachen vertrat ihn der Pfalzgraf allein, der im Falle einer Erledigung des Thrones mit Ausnahme der Fürstenwürde alle Lehen zu übertragen hatte und dem man als Vicarius des Reiches den Eid leistete.

Die Pfalzgrafschaft bildet sich zur deutschen Kurwürde aus. Der Pfalzgraf versieht eines der Erzämter in der Umgebung des Königs, dasjenige des Erztruchsessen, und wir sehen Kurpfalz zur Zeit, wo das alte deutsche Reich auf der Höhe seiner Macht steht, auch auf der Höhe seines Glanzes, jener Periode, von welcher uns der Dichter singt:

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Auf jenen durch seine Treue gegen das Reichsoberhaupt und seine Verdienste um die Erhaltung des inneren Friedens gefeierten Pfalzgraf Ludwig II., welcher bei der Kaiserkrönung Rudolphs zu Aachen das Erzamt versah, folgte eine Reihe trefflicher Regenten, unter denen wir die Pfalz am Rhein nicht allein zu einem mächtigen politischen Staate, sondern auch die Pfalzgrafenburg zu einem Sitze der Wissenschaft und Künste werden sehen. So der humane und aufgeklärte Pfalzgraf Ruprecht I. der 1348, als in Deutschland die furchtbare Pest wüthete, die allerorten als Brunnenvergifter verfolgten und gemarterten Juden in Heidelberg vor dem Grimm des Pöbels schützte, und der sich durch die von ihm gestiftete, am 18. Oktober 1386 eröffnete Universität Heidelberg für alle Zeiten ein Denkmal des Ruhmes gesetzt hat. Der Kurfürst und nachmalige deutsche König Ruprecht III., der Erbauer des Ruprechtsbaues des Heidelberger Schlosses (1398—1410), Friedrich der Siegreiche (1449—1476) und vor Allem jener ruhmreiche Otto Heinrich, von den Geschichtsschreibern der Großmüthige genannt (1556—1559), welcher die evangelische Lehre in die Pfalz einführte, der, den großen Ideen des Humanismus huldigend, die Universität aus den Fesseln des Scholasticismus befreite und Gelehrte wie Micyllus und den von unserem vaterländischen Dichter Otto Müller gefeierten Arzt und Dichter Lotichius an die Universität Heidelberg berief. Eine Reihe von Wohlthaten für das Land hat die kurze Regentenlaufbahn Otto Heinrichs zu verzeichnen. Er selbst, dem Müssiggang des Hoflebens abhold, suchte seine Freude in geistigen Genüssen, wählte mit Vorliebe gelehrten Umgang, und, wie er den Ideen der Renaissanceperiode auf wissenschaftlichem Gebiete zugethan war, sehen wir ihn auch ihrer künstlerischen Richtung huldigen, und in dem Otto-Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses hat er uns ein Denkmal hinterlassen, das an Reinheit des Styls und Adel der Formen den schönsten Bauwerken in der herrlichen Heimath der modernen Richtung der plastischen Künste, dem gelobten Italien, nicht nachsteht.

Mit Otto Heinrich, dem letzten des Wittelsbacher Zweiges, welcher von 1214 an die rheinische Pfalzgrafenwürde inne gehabt hatte, schließt die ruhmreiche Periode der Pfälzischen Geschichte und eine neue, die Simmerische Linie, hat hundertzwanzig Jahre lang die Pfalzgrafenwürde inne. Auch sie weist eine Reihe hervorragender Regenten, vor Allem begeisterte Kämpfer, für religiöse Freiheit, auf, wie Friedrich III., Ludwig IV. und Friedrich IV.; das reich gesegnete Land blüht unter ihnen nicht minder, wie unter der früheren Dynastie, das Pfalzgrafenschloß bleibt wie früher ein Sammelpunkt geistigen Lebens

und ein Sitz der das Leben veredelnden Künste, aber es zeigen sich auch, im Gegensatz zu der für die frühere Linie charakteristischen Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, die Anfänge jener Politik, welche für das Reich und für die Einzelstaaten eine verderbliche wurde. Wir sehen die Regenten dieser Linie von einer Politik geleitet, welche nach einer Machtstellung ringt, die zu der Größe und den Mitteln des Staates in keinem Verhältnisse steht, wir sehen sie Habsburg die Herrschaft in Deutschland streitig machen und Kurpfalz eine Stellung einnehmen, welche derjenigen einer europäischen Großmacht fast gleichkommt, und sehen endlich Friedrich V. die böhmische Krone erlangen, als die Schlacht am weißen Berge (5. Nov. 1620) mit einem Male allen kühnen Träumen ein Ende machte und der ehedem mächtige und reiche Kurfürst und Böhmenkönig als ein Heimathloser durch die Länder irrt, bis er am 29. November 1632, von einem Fieber ergriffen, zu Mainz seinen Tod fand.

Noch schlimmer wie die Lage des Königs und seiner unglücklichen flüchtigen Familie gestaltete sich damals diejenige des Landes. Auf dem linken Rheinufer hausten die Spanier, des rechten hatten sich die Bayern bemächtigt, und jesuitischer Fanatismus stachelte die Soldatesca zu den schändlichsten Gewaltthaten an. In dem dreißigjährigen Kriege, welchen jene Schlacht am weißen Berge eröffnete, leerte die Pfalz den Becher der Leiden bis zum Grunde. Verheerende Krankheiten und Hunger verwüsteten zugleich das Land; Menschen, Hunde und Raben sah man zugleich sich von Leichnamen und gefallenen Thieren sättigen, und die Schilderungen aus jenen Tagen erfüllen uns mit einem Gefühle unbeschreiblichen Ekels und Entsetzens.

Mit dem dreißigjährigen Kriege beginnt die Periode schwerer Prüfungen, welche Kurpfalz zu erdulden hatte. Wir sehen es zwar schon innerhalb derselben unter Karl Ludwig, dem Sohne Friedrichs V., einem weisen in der Schule des Unglücks groß gewordenen Fürsten (1632—1680), sich wieder erholen, aber kein dauerndes Glück blüht mehr in dem unglücklichen Lande. Nicht allein die französischen Raubzüge sind es, welche von nun an das Land zu wiederholten Malen auf das furchtbarste verwüsten; wir sehen noch mehr jenen Geist, der von dem Hofe des Franzosenkönigs ausging, verderbend und vergiftend, namentlich unter den Pfalzgrafen der Sulzbachischen Linien, auf die Entwickelung des Landes einwirken. Die Pfalz, einst der Hort des Protestantismus, wird zu einer Domäne der Jesuiten. Gleich den französischen Königen sehen wir die Pfälzer Kurfürsten von servilen Dichtern, Künstlern und Gelehrten beräuchert; glänzende Hoffeste wechseln mit Hetzjagden und Prunk-Opern, und während die Höflinge und Pfaffen jubeln, verarmt das Land, massenweise wandern die Landleute aus, das von der Natur reich gesegnete Land wird durch die Pfaffen- und Maitraissenherrschaft fast zur Einöde umgewandelt, und der Name „Pfälzer" war, wie Häusser sich ausdrückt, lange mit einem Auswanderer oder Heimathlosen identisch.

Die thörichte Politik seiner Regenten hat dem herrlichen Staate, der Zierde der Rheinlande, den Untergang bereitet, und erst heute, wo die ehemalige Kurpfalz zwischen Bayern, Baden und dem Großherzogthum Hessen getheilt ist, sehen wir es, nachdem es sich von den Schlägen der französischen Revolution und des Kaiserreiches erholt, neu aufblühen und gedeihen. Die hessischen Antheile der ehemaligen Kurpfalz wetteifern mit den benachbarten badischen und bayerischen Territorien in Gewerbe und Landwirthschaft und das ehemalige Kurland erfreut sich einer Blüthe, wie es sie zu Zeiten seiner Selbständigkeit nie gekannt hat.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das ehemalige kurpfälzische Gebiet, so hat sich dasselbe im Wesentlichen in folgender Ausdehnung bis zur Auflösung von Kurpfalz im Laufe der Jahrhunderte erhalten.

Nach Osten südlich des Neckars ist die gesammte fruchtbare Ebene bis nach Eppingen, Sternenfels und Maulbronn, Stetten, Groß und Klein-Gartach, Heilbronn und Lauffen pfälzisches Besitzthum. Von Bretten, dem äußersten südöstlichen Grenzort, erstreckte sich das pfälzische Gebiet in westlicher Richtung längs der alten Grenze des Kraichgaues bis an den Rhein; jenseits desselben waren Lauterburg und Weißenburg und der ganze fruchtbare Theil der heutigen bayerischen Rheinpfalz bis zu den Höhen des Westrich pfälzisches Gebiet. Weiter nördlich gehörten zur Kurpfalz Alzey, Oppenheim, Lautern

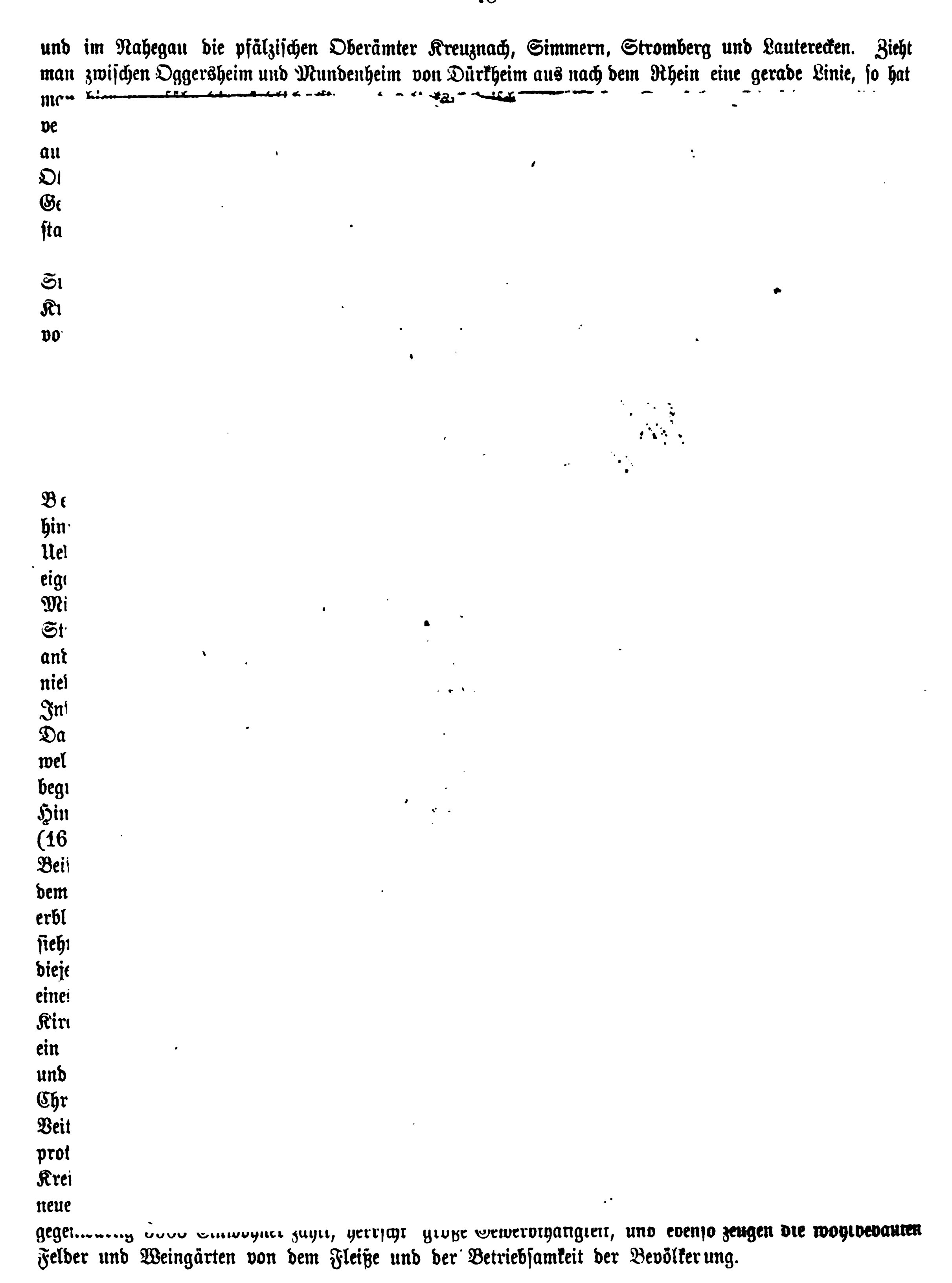
und im Nahegau die pfälzischen Oberämter Kreuznach, Simmern, Stromberg und Lauterecken. Zieht man zwischen Oggersheim und Mundenheim von Dürkheim aus nach dem Rhein eine gerade Linie, so hat man hier ungefähr die nördliche Grenze des linksrheinischen Theils der Kurpfalz. Diesseits des Rheines verlängert sich diese Linie bis nach Viernheim, Weinheim Bensheim, Birkenau und Lindenfels. Neckaraufwärts gehören die Orte am Neckar bis Neckargemünd zu Kurpfalz. Im Odenwald stehen die Aemter Otzberg und Umstadt unter pfälzischer Hoheit. Endlich bildete noch eine Anzahl von dem eigentlichen Pfälzer Gebiete weit entfernt liegender Orte, Caub, Bacherach, Mannebach und Diebach, schon seit Conrad dem Hohenstaufen pfälzisches Besitzthum.

Von diesem Gebiet kam das Amt Bensheim mit Viernheim, das Amt Neuenhayn und der Fauthey Sulzbach in Folge des Hauptrecesses vom Jahr 1650 an Kurmainz, wogegen Kurpfalz damals die Kurmainzischen Aemter Schauenburg, Handschuhsheim und Seckenheim erhielt. In Folge des Friedens von Lüneville wurde Bensheim 1802 dem Hessen-Darmstädtischen Gebiet einverleibt.

Mitten in fruchtbaren Gefilden, überragt von rebbewachsenen Höhen, liegt das freundliche Bensheim, dessen Aeußeres bereits auf die mannigfachen Wandlungen des Schicksals der Stadt hinweist. Sind auch die Thore entfernt und die Stadtmauern allerwärts durchbrochen und nur wenige Ueberbleibsel der Vergangenheit innerhalb der zahlreichen modernen Bauten sichtbar, so hat doch die eigentliche Altstadt jenes eigenthümliche Aeußere sich erhalten, welches die deutschen Städte des späteren Mittelalters und der beginnenden Renaissanceperiode auszeichnet. Hohen, mit der Giebelfront nach der Straße gerichteten, je nach dem Reichthum des Besitzers in den einzelnen Städten mit ein oder dem anderen Zierrath der Holzbildhauerei, oder mit Inschriften versehenen, meist dreistöckigen Häusern mit niedrigen aufeinandersitzenden Stockwerken und hohem Giebel begegnen wir vielfach, und Wappen und Inschriften, die sich da und dort finden, deuten darauf hin, daß Bensheim, — wo die Wambolts, die Dalbergs, die Rodenstein, die Schönborn, die Hoheneck und andere Familien, namentlich aber solche, welche früher in einem Lehensverhältniß zum Kloster Lorsch standen, hausten, ein Hauptsitz des begüterten Pfälzer Adels war. Aeltere Jahreszahlen finden sich an dem Veigelschen Haus in der Hintergasse (1533), einem Haus in der Hauptstraße (1594), einem Haus mit Erker am Marktplatz (1615) und anderen. Die Roccocoperiode weist in der Brücke über die Lauterbach gleichfalls ein Beispiel auf. Einen malerischen, ächt mittelalterlichen Anblick gewährt die Stadt, wenn man sie von dem ehemaligen Auerbacher Thore aus betritt, wo man im Vordergrunde den alten Stadtmauerthurm erblickt und dahinter der alte Oberhof, der einer Citadelle gleich das Ganze überragt. Zur Linken sieht man die 1830 erbaute neue Kirche, welche wahrscheinlich an der Stelle steht, wo sich ehedem diejenige befand, welche Giselhelm 818 dem Kloster Lorsch schenkte. Moller hat durch diesen Neubau eines der schönsten Denkmale seiner Kunst hinterlassen. Mit weit mehr Glück als bei der katholischen Kirche in Darmstadt sind hier antike Vorbilder — das Schiff ruht auf 14 korinthischen Säulen und ein prächtiges Cassetengewölbe überdacht das Ganze — für die Zwecke des christlichen Cultus verwandt und das Ganze gewährt einen überaus würdevollen Eindruck. Den Chor schmücken Glasgemälde, Christus und die vier Evangelisten darstellend, die Seitenaltäre eine Madonna Schraudolphs und ein Veith'scher St. Georg, der Schutzpatron der Kirche. In neuester Zeit sind zu diesen Bauwerken die protestantische Kirche (erbaut von Kreisbaumeister Mittermayr), das von Kreisbaumeister Horst erbaute Kreisamtsgebäude, sowie zahlreiche andere Neubauten hinzugekommen, und Bensheim gewährt in den neueren Stadttheilen einen ungemein lichten und freundlichen Anblick. In dem Städtchen, welches gegenwärtig 5966 Einwohner zählt, herrscht große Gewerbthätigkeit, und ebenso zeugen die wohlbebauten Felder und Weingärten von dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Bevölkerung.

---

und im Nahegau die pfälzischen Oberämter Kreuznach, Simmern, Stromberg und Lauterecken. Zieht man zwischen Oggersheim und Mundenheim von Dürkheim aus nach dem Rhein eine gerade Linie, so hat



gegen… 6000 Einwohner zählt, herrscht große Gewerbthätigkeit, und ebenso zeugen die wohlbebauten Felder und Weingärten von dem Fleiße und der Betriebsamkeit der Bevölkerung.

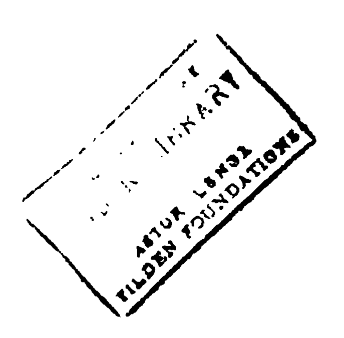


Ludwig Lange — Stahlst. v. Joh. Poppel

BENSHEIM



Der Oberhof in Bensheim.



Deuten schon die geschichtlichen Urkunden auf einen Aufenthalt der Römer in der Umgebung von Darmstadt hin, so kann hierüber in Bensheim und an der gesammten heutigen Bergstraße kaum ein Zweifel bestehen. Nachdem ihre Schaaren unter Drusus und Tiberius siegreich vorgedrungen, siedelten sie sich an dem sonnigen Höhenzug an und die Bergstraße bildete einen Theil des sogenannten Zehentlandes (agros decumatos), das sich hinauf bis zu den Vorhöhen des Schwarzwaldes erstreckte. Gallischen Ansiedelern, zurückgekommenen Leuten, gab man diese Lande zu bebauen, und römische Beamte und einzelne reiche Römer, wie jener sagenhafte Heppius, nach welchem Heppenheim genannt sein soll, schufen sich inmitten dieser verdächtigen Ansiedeler größere Besitzthümer. „Levissimus quisque Gallorum, et in opia audax, dubiae possessionis solum occupavere. Mox limite acto, promotisque praesidiis, sinus Imperii et pars provinciae habentur," lautet die betreffende Stelle des Tacitus, welche wie folgt zu übersetzen ist: „das loseste, aus Armuth unternehmende Gesindel der Gallier besetzte es, da zweifelhaft der Grundbesitz. Nachher zog man den Grenzwall und ließ die Posten dahin weiter rücken, so daß es nun als Vorland des Reiches und Theil der Provinz betrachtet wird."

Die Zeit der Errichtung des Zehentlands fällt in das letzte Viertel des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Je mehr die Sicherheit in dem neu erworbenen Lande wuchs, je unerschütterlicher die römische Herrschaft erschien, um so mehr genoß auch das neu errungene Land die Segnungen der Cultur, und wahrscheinlich ist es, daß es den schönsten Strichen des östlichen Galliens nicht nachstand; allein die Angriffe der Germanen kehrten wieder und das zerfallende römische Reich macht die äußersten Anstrengungen, um den in Germanien erworbenen Besitz zu schützen. In jene Periode fällt wohl die Erbauung einer Anzahl von Castellen in der Provinz Starkenburg; damals war es, wo nicht weit von dem heutigen Mannheim Valentinian nach dem Siege von Solicinium; (368 n. Chr.) eine starke Befestigung, das munimentum Valentiani und eine andere auf einem Berge des Odenwaldes, auf dem Mons Piri, wie ihn Ammian nennt, errichtete.

In dieser Epoche beginnen die Germanen sich des Zehntlandes zu bemächtigen, und der Geschichtschreiber nennt uns bereits einen alemannischen König Suomar, der über das Territorium herrschte, welches ungefähr die heutige Provinz Starkenburg bildet. Ungefähr bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts dauerte diese alemannische Periode, bis durch die Schlacht von Zülpich (496) es dem von Chatten Chamaven, Sigambrern und andern gebildeten fränkischen Völkerbunde gelang, auch in der Gegend zwischen Neckar und Main die Herrschaft zu erringen.

In die spätere Epoche dieser fränkischen Periode, in die letzten Jahre der Regierung des Majordomus Pipin des Kleinen (starb 24. Sept. 768) fällt auch die Entstehung von Bensheim, einer der ältesten Städte Süddeutschlands, welches bereits in einer Urkunde vom Jahr 765 unter dem Namen Basinesheim* erwähnt wird. Unter der Regierung Pipin des Kurzen, unter welcher die Bekehrung der deutschen Stämme begonnen wurde, ward auch hier an der Bergstraße dem Christenthum durch die Errichtung des angeblich schon vor dem Jahr 764, welches gewöhnlich als das Stiftungsjahr genannt wird, vielleicht gleichfalls an der Stelle einer römischen Niederlassung gegründeten Klosters Lorsch ein Stützpunkt geschaffen. Schenkungsurkunden deuten auf eine bis auf die Anfänge der Stadt zurückgehende Abhängigkeit von dem Kloster hin und wahrscheinlich war sie schon in früherer Zeit sein völliges Eigenthum. Schon im Jahr 772, erwähnt Walther, schenkte nach einer Lorscher Urkunde der Priester Altramnus die Michaelskirche Basinesheim dem Kloster Lorsch. Sechsundvierzig Jahre später wird ein Gieselhelm genannt, der die zweite Kirche dem Kloster Lorsch schenkte. Im Jahre 956 erhielt der Abt Gerbod von Lorsch von Kaiser Otto dem Großen für Bensheim, welches in der Urkunde als Villa Basinsheim bezeichnet wird, das Recht zur Abhaltung eines Markts, des heute noch bestehenden Georgienmarkts, verliehen. Bensheim, welches um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an das

---

* Walther spricht die Vermuthung aus, daß der Ort dem Frankenkönig Chlodwig seiner Mutter Basina zu Ehren so genannt worden sei, und müßte daher, da Chlodwig 511 starb, die Entstehung des Orts, der wohl gleichfalls an der Stelle einer römischen Niederlassung errichtet wurde, in das Ende des fünften, oder den Anfang des sechsten Jahrhunderts fallen.

Erzstift Mainz überging, wuchs und gedieh und wird bereits in einer Urkunde von 1318 als Oppidum genannt, worunter man einen die Stadtgerechtigkeit besitzenden Ort verstand. Die Stadt genoß alle Vorrechte einer Reichsstadt. Die Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz bestätigten später wiederholt diese Urkunden.

Wie Bensheim pfälzisch wurde.

Ein wichtiger Abschnitt der Geschichte der Stadt fällt in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, jener für Deutschland ereignißreichen Periode, welche mit der Gegenwart so manche Aehnlichkeit darbietet. Aufs neue regte sich damals die in der Geschichte unseres Vaterlandes traditionelle Opposition gegen den römischen Stuhl. Das Bedürfniß nach einer Reform der Kirche, dem die Edelsten und Besten unserer Nation, ein Johann von Goch, ein Johann Wessel, ein Gailer von Kaisersberg Ausdruck verliehen, hatte bereits die Concilien hervorgerufen und in seinen Ausschreitungen zu den Hussitenkriegen den Anstoß gegeben. Der hohe Adel Deutschlands, seine Kurfürsten, Fürsten und Bischöfe, stehen zum großen Theil auf Seite der reformatorischen Bewegung, während nach der andern Seite hin der römische Stuhl, der auch im Angesicht der liberalen Bewegung von heute die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündete, das Werk jenes kühnen Georg VII. zu vervollständigen sucht und dadurch, daß er sich von den Beschlüssen der Concilien, der einzigen Instanz, welche bisher noch über dem Papste, dem sonst despotischen Herrscher über die Christenheit, stand, frei macht, dem Papst eine Macht errang, wie er sie weder früher noch später, d. h. nach der Reformation, jemals wieder besaß. Damals war es ein Pfälzer Kurfürst, Friedrich der Siegreiche, der es wagte dem päpstlichen Gebot zu widerstehen und der zum Schutze eines deutschen Kirchenfürsten unbedenklich einen der kühnsten Kämpfe gegen Rom und seinen Anhang unternahm und bestand.

Unter dem schwachen Kaiser Friedrich III. war Ende 1460 die Wahl Diethers von Isenburg zum Kurfürsten von Mainz streitig. Pius II. beanstandete die Wahl des Mainzer Bischofs. Der Grund dieser Beanstandung war wohl der, daß der Papst befürchtete, der neue Erzbischof und Kurfürst möge sich auf die Seite der oppositionellen Reichsfürsten stellen (so vermuthet Häusser wenigstens, dessen Darstellung wir hier folgen, auf Grund der von ihm benutzten Quellen) und war es ihm darum zu thun, einen ihm ergebenen Kirchenfürsten im Besitze dieses so wichtigen Bischofsitzes zu wissen. Später stellte er die Bestätigung des Bischofs, dessen Wahl kanonisch nicht zu beanstanden war, unter der Bedingung in Aussicht, daß Diether sich binnen Jahresfrist in Rom einfinden und seine Verhaltungsregeln empfangen solle. Es stand aber damals ein Kurfürstentag in Aussicht und man erblickte in dieser Bedingung, und, wie sich später erwies, auch mit Recht, einen Versuch auf die Beschlüsse des Kurfürstentags einzuwirken, denn die päpstliche Partei sah dieser Versammlung mit großer Befürchtung entgegen. Es war vorauszusehen, daß durch ihre Berathungen und Beschlüsse der Versuch gemacht würde, den letzten Rest von kirchlicher Freiheit, das Recht Synoden zu berufen und an das Concil zu appelliren, welchen die deutsche Nation noch besaß, zu retten und den auf Erweiterung der päpstlichen Gewalt abzielenden Bestrebungen einen Widerstand entgegen zu setzen. Während Jedermann dem Zusammentritt des Kurfürstentages mit Spannung entgegensah, verbreitete sich die Nachricht, daß der Kurfürst und der Erzbischof im Banne seien. Auf dem Nürnberger Reichstag bestätigte der Erzbischof selbst diese Kunde und erklärte, man habe ihn darum in Bann gethan, weil er auf des Papstes Forderungen nicht eingegangen sei. Der Papst habe ihn bereden wollen, den zehnten, zwanzigsten und dreißigsten Pfennig als Abgabe an ihn zu bewilligen, keinen Kurverein und keine Synode zu berufen, an kein Concilium zu appelliren und noch dazu habe er zehntausend Gulden Annaten, mehr als das Doppelte wie früher, entrichten müssen. So erzählt Lehmann in der Speyerer Chronik (1612). Ob diese von Diether gegen Pius II. erhobenen Beschuldigungen alle begründet waren, läßt sich heute nicht mehr ermitteln, aber Häusser (Geschichte der rheinischen Pfalz)

ist der Ansicht, daß die Angaben Diethers, welche von den Kurfürsten geglaubt wurden und auf dem Reichstage großen Eingang fanden, durch das monströse Dekret von Mantua, welches dieser Papst im Januar 1460 erlassen hatte, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangten. Durch dieses Decret, welches jede Appellation an das Concil als ein Verbrechen erklärte, wurde die ganze Errungenschaft des Costnitzer und des Baseler Concils vernichtet und die deutsche Nation um den letzten Rest ihrer kirchlichen Freiheit betrogen. Die deutschen Bischöfe, die sich damals als die Vertreter einer großen Nation fühlten, beschlossen, den ihnen vom Papst hingeworfenen Handschuh aufzuheben und sich gegen den Versuch, ihnen einen von den Concilien unabhängigen, also einen unfehlbaren Papst aufzudringen, zu vertheidigen. Dietrich erklärte auf dem Reichstag, in seiner Angelegenheit an ein Concil appelliren zu wollen, und die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg traten (28. Febr.) dieser Erklärung bei. Sie verfaßten eine Erklärung an den Papst, durch welche sie fernere Auflagen von Deutschland ablehnten, das Decret von Mantua aufhoben, die Palliengelder auf das gesetzmäßige Maß zurückführten und die Berufung eines Conciliums auf Grund der bestehenden Verträge forderten. Die Kurfürsten erneuerten den Kurverein (1446), in welchen Kurpfalz aufgenommen wurde, und schlossen dem Papste gegenüber ein Schutz- und Trutzbündniß. Durch die Jämmerlichkeit des Kaisers, der sich mit dem Papste verband, siegten die Ränke des römischen Hofes über die Versuche der Kurfürsten, dem deutschen Volke das zu retten, was ihm von kirchlicher Unabhängigkeit geblieben war.

Der Pfalzgraf, der sich an die Spitze der Gegner Roms gestellt hatte, rüstete sofort Truppen aus und war im Begriff den Kurfürsten zu Hülfe zu kommen, während der in den Künsten der Intrigue erfahrene römische Hof durch einen kühnen Schachzug die ihm Gefahr drohende deutsche Bewegung sofort im Entstehen zu unterdrücken suchte. Am 21. August wurde Diether vom Papste abgesetzt und kurz darauf Graf Adolf von Nassau, ein Mainzer Domherr, jenem berühmten in der damaligen Zeit auf der Höhe seines Glanzes stehenden Grafengeschlechte entstammend, zu seinem Nachfolger ernannt. Es war einer der Fälle, wie wir auch in der neuesten Zeit bei der Besetzung des Mainzer Bischofstuhles erlebten, wo eine nach allen Vorschriften des kanonischen Rechts stattgehabte Wahl ungiltig erklärt und ein den Plänen der römischen Curie willfähriger Priester an die Stelle des erwählten Bischofs gesetzt wurde. Auch damals gelang es, zu dieser Ernennung die Zustimmung des Domcapitels zu erlangen, und vor Allem boten die Gegner des Pfalzgrafen bereitwillig die Hand zur Einsetzung des neuen Bischofs.

Dietrich von Isenburg, ein Mann, dem es offenbar an jener Energie mangelte, durch welche sich so häufig die deutschen Kirchenfürsten des Mittelalters in den Kämpfen mit dem Papste hervorthaten, ließ sich durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Rom gegen ihn vorging, verblüffen und einschüchtern. Dazu kam, daß er sich sagen mußte, daß von dem deutschen Kaiser, der vermöge der geschichtlichen Ueberlieferung in dem Papst seinen natürlichen Gegner, den Erbfeind der nationalen Macht Deutschlands erblicken mußte, kein Schutz erwartet werden durfte. Er versuchte daher nicht den Handschuh aufzuheben, den ihm sein Gegener hingeworfen hatte. Anstatt auf Grund des am 1. März abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses die Hülfe seiner Verbündeten sofort anzurufen, suchte er sich durch einen Vergleich mit seinem Gegner abzufinden, und als Kurfürst Friedrich herbeieilte, um seine Vermittlung anzubieten, hatte Diether bereits einen Vertrag abgeschlossen, durch welchen er sich seiner wichtigsten Vortheile begeben hatte. Als er nun unter dem moralischen Einfluß eines energischen muthigen Freundes sich befand, erwachte in ihm der Wunsch, sich der eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen. Er zog sein Wort zurück und auf dem Congreß von Weinheim am 19. November 1461 ging er einen Vergleich mit dem Pfalzgrafen ein, durch welchen er für die Summe von 100000 fl. die ganze Mainzische Bergstraße, nämlich Bensheim, Modenbach, Heppenheim und Schloß Starkenburg, an Kurpfalz verpfändete, was unter den damaligen Verhältnissen so gut wie abgetreten war. Die Gegner, welche durch diese kluge Ausnutzung des Streites durch den Pfälzer Kurfürsten in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wurden, machten dem abgesetzten Bischof neue Vorschläge, aber dieser wußte, daß von seinen Gegnern keine größeren Vortheile, als diejenigen, welche ihm aus dem Abkommen mit dem Pfalzgraf entsprangen, zu erwarten war. Der wankelmüthige Dietrich war wenigstens so klug, die ihm von Kurpfalz gebotenen 100000 Gulden anzunehmen, und Kurfürst Friedrich ließ sich sofort in den neuen Landestheilen huldigen.

Kurfürst Friedrich versuchte nunmehr den Erzbischof wieder in sein Bisthum einzusetzen, rückte vereint mit der Armee Diethers in das Mainzische Gebiet und beide drangen bald bis Walluf vor.

Durch den Bannstrahl, welchen der Papst gegen Friedrich schleuderte, suchte er dessen Macht zu brechen. Es schien auch Anfangs, daß dieser Kunstgriff Roms, der früher immer zum Ziele führte, auch diesesmal die erwünschte Wirkung thun werde. Eine Reihe kleiner Lehnsherren suchten in Folge der Bannbulle ihrer Lehnspflicht gegen Kurpfalz ledig zu werden, andere benachbarte Reichsfürsten benutzten den Bann, um raubend und plündernd über das reiche Pfälzer Land herzufallen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Herzog Ulrich von Württemberg und Markgraf Karl von Baden, des Kaisers Schwager und ein Freund Adolfs von Nassau, verbündeten sich gegen Kurpfalz und fanden, nachdem sie den Krieg eröffnet, in den Bischöfen von Trier und Metz, beides badische Prinzen, mächtige Alliirte. Wie Räuber und Mordbrenner fiel diese Schaar im Namen des Papstes und der Kirche über das wehrlose Land her und verwandelte es in eine Einöde. Dörfer wurden zerstört, die Reben in den Weinbergen aus dem Boden herausgerissen, die Kornfelder verbrannt, und von Bretten an, dem ersten württembergischen Grenzort, wo die Truppen Ulrichs eindrangen, bis zum Neckar war das ganze herrliche Land eine Wüste. Ulrich prahlte laut mit diesen Großthaten, und um die Verwüstungen noch zu vergrößern, ließ er die Aeste der Obstbäume an die Schwänze der Pferde seiner Reiter binden. Verwüstete Fluren und brennende Dörfer bezeichneten den Weg, welchen das Heer der Verbündeten eingeschlagen hatte.

Aber Kurfürst Friedrich bereitete sich vor über die Mordbrenner Gericht zu halten. Heimlich schickte er Boten an seinen Verbündeten Diether von Isenburg, der jenseits des Rheines stand, und bot zu Heidelsheim, wo er sich befand, Bürger und Bauern auf. Aus der ganzen Umgegend wurde in der Nacht Alles, was Waffen tragen konnte, herangezogen, und die Rheinchronik singt:

> Da ward in der neht uff der Stund
> Als ferr als man dann gereichen kund
> Uffgeboten mit eyner schar
> Burger, geburen allen gar
> Daß sie von Stund an beyten
> sich rusten und bereiten.

Auch in Leimen zog er auf dem Wege nach Heidelberg alle waffenfähige Mannschaft an sich und suchte nun seine Feinde auf, die, „wie die Schafe in einem Pferch versperrt", an dem Fronwald zwischen Seckingen und Heidelberg aufgestellt waren. Zu seiner Hülfe waren der Erzbischof Diether, der Graf von Katzenelnbogen und Emicho von Leiningen herbeigekommen und verstärkten mit 300 Reitern das bereits 2000 Mann Fußvolk und 800 Reiter zählende pfälzische Heer. Auch Friedrichs Lehnsleute, der Rheingraf Johann, der Graf von Eberstein, die Sickingen, Gemmingen, Berlichingen, Walbrunn, Erbach, Sturmfeder, Wambold, Adelsheim, Helmstädt, Venningen, Schauenburg, Falkenstein und Seldeneck, waren mit zusammen 500 Reitern herbeigeeilt. Man nahm, als man sich in der Nähe des Feindes befand, einen feierlichen Ritterschlag vor, und der Kurfürst ritt vor sein Fußvolk hin und ermahnte es, treu zu ihm zu stehen. „Wehrt Euch als fromme Leute", rief er, worauf sie antworteten: „Lieber Herr, wir wollen allesammt Leib und Leben mit Euch wagen, wir wollen mit Euch sterben und genesen."*

Die Feinde befanden sich in einer ähnlichen ungünstigen Lage, wie später die Armee Tilly's auf dem Lechfeld. Sie waren auf der einen Seite von Rhein und Neckar abgeschlossen und in das pfälzische Gebiet eingeklammert, auf der andern schnitt ihnen das Heer Friedrichs den Weg und die Verbindung mit ihrem bei St. Leon stehenden Fußvolk ab. Sie wehrten sich verzweifelt, Kurfürst Friedrich, dem ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, kam persönlich ins Gedränge, aber der Sieg blieb den Pfälzern. Der Markgraf Karl von Baden, Bischof Georg von Metz, Graf Ulrich von Württemberg und an 400 Reiter, darunter eine Menge badischer, württembergischer und metzischer Edelleute, wurden von den Siegern zu Gefangenen gemacht.

---

* Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.

In der heiligen Geist-Kirche in Heidelberg feierten die Pfälzer den Sieg durch ein Tedeum. Herzog Ulrich wurde als Gefangener auf das Heidelberger Schloß geführt, und wie Lehmann und nach ihm Häusser in seiner Chronik erzählt, wurde ihm und seinen Mitgefangenen bei dem fürstlichen Mahle, an dem sie theilnehmen durften, kein Brod gereicht, um hierdurch symbolisch auf die durch sie verbrannten Saaten und die verwüstete, einst fruchtbare Ebene, hinzuweisen.

Zum Andenken an die Schlacht ließ der Kurfürst Friedrich, später der Siegreiche genannt, auf der Wahlstatt ein schlichtes Kreuz errichten; zweihundert und zwanzig Jahre später erbauten französische Calvinisten an dieser Stelle ein Dorf und nannten es zum Gedächtniß an die Waffenthat des siegreichen Kurfürsten: Friedrichsfeld.

Die mächtigen Pfälzer Schwertstreiche hatten mehr gefruchtet, als alle päpstlichen Bannstrahlen. Gebietsabtretungen und ungeheuere Lösegelder lohnten den glänzenden Sieg. Der Bischof von Metz mußte 60,000, der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden jeder 100,000 Gulden bezahlen.

Leider begab sich der einfältige Diether von Isenburg des Vortheils, den ihm der Sieg verschafft hatte. Durch eine List gelang es Adolf von Nassau, der ihm bei seiner Zusammenkunft zu Nürnberg einen gefälschten Brief vorzeigte, ihm glauben zu machen, daß Friedrich die Absicht habe die Sache Diethers aufzugeben. Diether schloß einen Separatvertrag mit Adolf von Nassau, der nun im Besitze des Mainzer Bischofsitzes verblieb. Der Alliirte des abgesetzten Bischofs blieb aber von nun an unangefochten. Adolf schloß einen Vertrag mit ihm, durch welchen er den erworbenen Besitz Bensheims und der Bergstraße anerkannte, und der siegreiche Kurfürst wurde dann am 12. März 1464 zu Worms in Gegenwart der Gesandten der betheiligten Fürsten im Namen des Papstes feierlich absolvirt. Der Wille Gottes war ein anderer als derjenige seines Stellvertreters auf Erden. Friedrichs Regierung war eine der segensreichsten und vom Glücke am meisten begünstigte und vom Segen Gottes sichtlich begnadigte. Unter ihm hat das pfälzische Gebiet nahezu seine größte Ausdehnung erlangt, die Hochschule zu Heidelberg blühte, und nach seinem am 12. December 1476 erfolgten Tode verglichen ihn die Dichter mit jenen großen antiken Helden, mit Aeneas, Alexander und Hannibal, und lange hat das Volk das Gedächtniß an jenen trefflichen Fürsten bewahrt.

Die Belagerung Bensheims durch Landgraf Wilhelm II. von Hessen.*

So erhebend die Veranlassung ist, welche Bensheim in pfälzischen Besitz brachte, der siegreiche Widerstand Kurfürst Friedrichs gegen den päpstlichen Anhang und dessen Triumph über die Bannbulle, so wenig erfreulich sind die nächsten Schicksale der Stadt unter pfälzischer Herrschaft. Hatte sich durch die der Vereinigung der Stadt mit der Pfalz vorausgegangene Epoche der Spruch bewährt: „unter dem Krummstab ist gut wohnen", so zeigten sich jetzt, nachdem Bensheim von dem seinen Nachbarn wenig gefährlichen Mainz an das fortdauernd nach Vergrößerung strebende Kurpfalz übergegangen war, die Folgen der Zusammengehörigkeit mit einem Staate, der eine politische Stellung zu erringen sucht, die zur Größe seines Gebiets und seiner Bevölkerungszahl in keinem Verhältnisse steht. Beinahe unmittelbar nach der Vereinigung mit der Pfalz stand der Stadt eine harte Prüfung bevor.

Auf Friedrich I., den Siegreichen, war dessen Neffe, Philipp der Aufrichtige (1476 bis 1508) gefolgt. Ein Zufall wollte es, daß zu jener Zeit der größte Theil des heutigen Großherzogthums Hessen nicht unter pfälzische Herrschaft kam. Denn damals regierte in Darmstadt der letzte der Grafen von Katzenelnbogen, Philipp, der ohne Söhne war, und die Blicke der benachbarten Fürsten richteten

* Landgraf Wilhelm II., der Vater Philipps des Großmüthigen,

sich auf die reiche Katzenelnbogener Erbschaft. Friedrich wollte der Pfalz dieses bedeutende Besitzthum, zu welcher außer der Grafschaft Katzenelnbogen noch reiche Güter am Rhein, Main und der Lahn gehörten, nicht entgehen lassen und hatte seinem Neffen die Gräfin Ottilie von Katzenelnbogen, die Erbin dieser Besitzungen, zur Gemahlin bestimmt. Der Plan Friedrichs scheiterte nur an dem Widerstand des neunzehnjährigen Prinzen. Philipp blieb noch eine Reihe von Jahren unvermählt, bis er sich im Februar 1479 mit Margaretha von Bayern, der Tochter des zu Landshut residirenden Herzogs Ludwigs des Reichen, vermählte. Aus dieser Ehe erwuchsen ihm neun Söhne und sechs Töchter.

Die Pfalzgrafen waren gleich den Herzögen in Bayern ein Zweig des Hauses Wittelsbach, dessen Landshuter Zweig, mit welchen beinahe der ganze Besitz der Ingolstädter Linie vereinigt war, damals sich dem Aussterben nahte.

Wir finden es daher verständlich, daß Georg, der Nachfolger Ludwig des Reichen, auf Erhaltung des Wittelsbachischen Familienbesitzes bedacht war und einen Wittelsbacher, Ruprecht, den dritten Sohn Philipp des Aufrichtigen, seiner Tochter Elisabeth als Gemahl bestimmte. Aber aus dieser Heirath sollte sich die Fehde entspinnen, welche die ganze Kläglichkeit des zerfallenen römischen Reiches offenbarte, in welcher Kaiser und Reichsfürsten in niedrigen Mitteln wetteifern, um ihre Zwecke zu erlangen, und von welcher die armen hülflosen Unterthanen den Schaden zu tragen hatten; eine Fehde, welche zunächst einen Flecken auf den Charakter des von vielen Geschichtschreibern gefeierten Kaisers Maximilian wirft, der hier eine ächt habsburgische Zweideutigkeit offenbart und welche uns den, die französische Hülfe erhoffenden Pfalzgrafen in einem gleich üblen Lichte erscheinen läßt. Noch weniger erhebend ist das Gebahren des schwäbischen Bundes, der Herzöge von Württemberg, Brandenburg, Braunschweig, Mecklenburg und des Landgrafen von Hessen, die den ersten Anlaß benutzen, um brennend und verwüstend über das reiche, lachende Kurpfalz, von dem man wußte, daß es dort etwas zu holen gab, herzufallen und auf Jahre hinaus das herrliche Land zu verwüsten, brennend und würgend einherzuziehen und so arg darin zu hausen, daß selbst der berüchtigte Melac und seine Franzosen es später nicht ärger heimzusuchen vermochten.

Man begreift wie diese inneren Fehden, die Bündnisse der Fürsten, des Adels und der Städte, die einander bei jedem geringfügigen Anlaß gegenüberstanden, Fehden, bei welchen sich die Gegner jedesmal blutig zerfleischten, mehr und mehr die Macht des Reiches brachen und es außer Stand setzten, seine bereits von Westen her durch Karl den Kühnen und nach ihm durch Frankreich gefährdeten Grenzen zu vertheidigen. Man begreift, wie ein wackerer deutscher Mann, ein Elsässer Prediger, der berühmte Geiler, damals ausrief: „Es waren wyße Lüt, die Römer, als sie das Rych der Juden erobert und es in Stücke theilten, uff daß sie nit kunden strußen, denn das haltet auch Land und Lüt und das Kunigrych in Frankrych, deßhalben, daß es getheilt und gespalten ist, also daß kein größerer Herr, weder Herzog noch Graue darinnen, der allein mächtig ist zu strußen gegen den Kuning. Hielten wir Tütschen allein das eine Stück, so stünd es wohl um uns."

Am 10. Februar 1499 wurde in Heidelberg feierlich die Hochzeit Ruprechts mit Elisabeth gefeiert, welcher bereits durch ein drei Jahr zuvor errichtetes Testament von Herzog Georg zu seinem Erben eingesetzt worden war.

Durch dieses Testament war die Münchener Linie des Hauses Wittelsbach schwer benachtheiligt und Herzog Albrecht erhob daher Einsprache bei seinem Schwager, dem römischen Kaiser. Ist es bereits wahrscheinlich, daß Kaiser Friedrich seiner Zeit in der Angelegenheit Diethers von Isenburg durch das für die kaiserliche Macht allzu bedrohliche Anwachsen der pfälzischen Besitzungen bestimmt wurde, mit den Anhängern des Papstes gegen Kurpfalz gemeine Sachen zu machen, so ist es von Maximilian gewiß, daß dieser Grund ihn vorzugsweise bestimmte, gegen Herzog Georg und seinen Schwiegersohn Ruprecht Partei zu ergreifen. Der Kaiser garantirte die Ansprüche der Münchener Linie und Albrecht sicherte sich außerdem durch Bündnisse mit dem schwäbischen Bunde, Württemberg, Hessen, Brandenburg u. a. Reichsständen. Die Sache blieb jedoch im Schweben bis zu dem am 1. December 1503 erfolgten Ableben des Herzog Georgs.

Am 9. December erhielt die Münchener Linie vom Kaiser die Belehnung, als aber von pfälzischer Seite ernste, von Rüstungen unterstützte Ansprüche erhoben wurden, lud der Kaiser beide Parteien

auf Antrag der bayerischen Landstände auf den 5. Februar 1504 vor sich nach Augsburg, und hier sehen wir den Kaiser mit der kaiserlichen Würde gewiß nicht vereinbare Unterhandlungen mit beiden streitigen Parteien führen, bei welchen er mit Albrecht und mit Ruprecht geheime Abmachungen trifft und sich von jedem ein ansehnliches Theil des streitigen Erben versichern läßt. Die Frucht dieser Unterhandlungen war die durch Habsburg bewirkte Zerstückelung des niederbayerischen Besitzthums, in welches, nachdem sich Maximilian für Albrecht erklärt, die bayerischen Stände wenige Monate später willigen mußten.

Ruprecht machte, als er die Sache erfuhr, in jugendlichem Eifer den Fehler, mit Waffengewalt über Landshut herzufallen und sich huldigen zu lassen, anstatt eine diplomatische Ausgleichung der Angelegenheit nochmals zu versuchen. Er eroberte dann Dingelfingen, Moosburg und andere Orte. Am 4. Mai wurde er und seine Gemahlin mit der Reichsacht belegt.

Eine Achtserklärung war damals genügend, um alle beutegierigen Landesherren zur Vollstreckung der Acht anzulocken, und leider mußte sich das Wetter, das sich über Ruprecht zusammenzog, auch über Kurpfalz entladen. Kurfürst Philipp, der auf die Hülfe Frankreichs hoffte, beging den Fehler, die Sache seines Sohnes zu der Seinigen zn machen, als er, von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen, mit einem Male alle alten Feinde der Kurpfalz, die ehedem die wuchtige Faust Friedrich des Siegreichen empfunden hatten, gegen sich vereinigt fand. Nur Würzburg, Böhmen und der Herzog von Leuchtenberg waren seine Verbündeten. Im Süden griff ihn dagegen der Kaiser und Württemberg an. In Bayern standen den Pfälzern die Münchener Herzöge und der schwäbische Bund gegenüber; von Norden griffen Hessen, Braunschweig, Mecklenburg, Hohenlohe, Zweibrücken, Leiningen die unglückliche Pfalz an.

In keckem Selbstvertrauen trotzten Philipp und Ruprecht. Letzterem schereibt man einen aus jener Zeit stammenden Trutz-Reim zu.

Bund hab stark und brich nit.
Römischer König du haist es nit.
Albrecht hat's in der Tasche nit.
Landgraf von Hessen schadt mir nit.
Württemberg fleucht vor mir nit.
Nürnberg übergibt uns nit.
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf vom Rhein
Und widerstehen allen Feinden mein.
Landgaf von Hessen du kannst es nit.
Alexander*, der gefleht es nit.
Böheim nehm zum Gehülfen ich.
Henneberg verlaß nit mich.
Leuchtenberg das lobe ich.
Eine neue Münz vermag ich.
Der ganze Bund steht wider mich.
Darwider streit ich ritterlich.

Der Krieg war anfänglich für die pfälzische Sache kein ungünstiger, allein bald vermochten die Truppen des Kurfürsten und seines Sohnes gegen die von allen Seiten andringende Uebermacht das unglückliche Land nicht mehr zu schützen. Zwar hatten sie in Bayern einige kurze Erfolge und Herzog Ulrich von Württemberg und seine Schwaben, denen der Volkswitz die Verse in den Mund legte:

Auh way, auh way
Noch Bretta glaubt's nau
Komm ich jo nimmi may.

erlitten bei Bretten schimpfliche Niederlagen, aber das pfälzische Gebiet ward dafür anderwärts auf das furchtbarste bedrängt. Die Truppen des Kaisers verwüsteten die Ortenau und den pfälzischen Theil des Elsasses. In den rheinischen Besitzungen, welche heute zu Rheinbayern, Rheinhessen und

* Der Pfalzgraf von Pfalz-Veldenz.

Preußen gehören, wüthete Alexander, der Pfalzgraf von Veldenz, den einst Friedrich besiegte. Von rheinhessischen Orten wurde damals Büdesheim von den Veldenzern, die allerwärts furchtbare Gräuel verübten, in Brand gesteckt. Die Sieger ließen, wo sie hinauszogen, buchstäblich nicht einmal die Nägel an der Wand, rissen das Fensterblei ab, zertrümmerten alles, was nur etwa dem Hausrath glich, und stießen in den Kellern die Fässer ein. Die Heerden wurden fortgeführt und Dörfer und Felder verbrannt und verwüstet.

Obernheim, in welchem sich die vor dem heranziehenden pfälzischen Heer bald darauf wieder Schutz suchenden Veldenzer vertheidigten, belagerten und stürmten die Pfälzer (28. Juli 1504). Der Ort wurde geplündert. Ehrend verdient hier eines Zuges des Pfälzer Führers Johann Landschaden von Steinach erwähnt zu werden, der, als die Einwohner ihre besten Sachen in die Kirche geflüchtet hatten, nicht duldete, daß die Heiligkeit des Altars verletzt wurde, und welcher die geängsteten Einwohner vor der Wuth der Soldaten schützte.

Die fürchterlichste Schaar unter diesen allen, welche über die Pfalz herfielen, war diejenige, welche unter Führung des Landgrafen Wilhelm von Hessen sich gesammelt hatte. Die Herzöge von Braunschweig, Waldeck, Solms-Königstein und ein zahlreicher Schwarm besitzlosen Adels, Abkömmlinge von Stegreifrittern, hatte sich beutegierig bei dem Heere Wilhelms eingefunden.

Mit Bewilligung der freien Stadt Frankfurt, die von jeher ihren Nachbarn gerne einen Stein in den Garten warf, zog der Haufen nach dem Odenwald und nahm Umstadt und Otzberg, und von da wandte sich das Heer nach Bensheim. Allein die Pfälzer hatten sich hier gut vorgesehen, hatten Bensheim stark besetzt, und es fehlte ihnen nicht an Waffen und Geschütz. Elf Tage dauerte die Belagerung, welche für die Hessen ganz erfolglos war, und, wie es scheint, hatte das hessische Heer, das mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurde, große Verluste. Noch heute nennt man die Weinberge, nahe am Auerbacher Thor, welche zum Rodenstein'schen Besitzthum gehören, den „Hessenkirchhof". Man darf hieraus schließen, daß die Hessen von diesem Punkt aus einen oder mehrere erfolglose Stürme unternahmen. Noch lange nachher zeigte man in der Stadtmauer steckende Pfeilspitzen als Andenken an die Belagerung, und diese Wahrzeichen erhielten sich bis zu der in den dreißiger Jahren erfolgten Abtragung dieses Theils der ehemaligen Stadtbefestigung. An dem Thurme, welcher sich da befindet, wo die Straße zum Oberhof hinaufzieht, ist eine bald nach dem Ereigniß abgefaßte Inschrift eingemauert, welche sich früher über dem nun abgetragenen Auerbacher Thor befand.

„Nach Christi Geburt tausend fünfhundert ein Jahr
„Uff Dienstag den eylfften Juli führwahr
„Belagert Langraf Wilhelm von Hessen diese Statt und Porten
„Mit Gewalt, schoß sie ab von allen Orten.
„Und drei Herzoge waren ihm verwandt.
„Von Braunschweig und Mecklenburg sein sie genannt;
„Thäten bald vor der Gegenwehr fliehen,
„Darnach am eylfften Tag aus dem Feldt ziehen."

Aus Rache für den Mißerfolg wurde die ganze Umgebung, das wehrlose offene Land verwüstet und geplündert, Kloster Lorsch, Neuschloß, Lampertheim, Stein und zahlreiche Dörfer gingen in Flammen auf. Von Heidelberg, wo die Schaar, welche gegen das trefflich vertheidigte Schloß und die Stadt nichts ausrichten konnte, schnell abzog, nahm das Heer seinen Weg nach den pfälzischen Aemtern Oppenheim und Alzey. Schonungslos wurde alles ausgeraubt, reiche Beute nach Hessen geschleppt und zuletzt die Brandfackel in die ausgeraubten Städte und Dörfer geschleudert. Landgraf Wilhelm zog von Alzey nach der Nahe zu, und auf dem Wege dahin gingen Armsheim, Wonsheim, Lonsheim, Bosenheim und Heidesheim in Flammen auf. Münster am Stein steckten sie in Brand und vergnügt schauten, nach den Zeugnisse von Zeitgenossen, die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg dem Brande zu.

Doch ging die Sache wie bereits das Beispiel Bensheim bewies, nicht überall glimpflich ab und auch vor Ingelheim bekamen die Hessen eine nicht übele Lektion. Ingelheim war mit heute noch sichtbaren starken Befestigungen umgeben. Die Bauern benutzten diese Befestigungen, um den Angreifern einen

Hinterhalt zu legen. Sie ließen eines der Thore offen stehen, und die Hessen stürzten ohne Arg in die anscheinend unvertheidigte Stadt, allein eine furchtbare Salve empfing sie. Viele Hessen wurden von den Bauern erschlagen, und einzelnen, die sich plündernd in den Häusern zerstreuten, zündeten die Weiber die Häuser über den Köpfen an und viele fanden in den Flammen ihren Tod. Auch Caub wurde sechs Wochen lang erfolglos belagert, und zerlumpt, verwundet und krank nahm am 15. September 1504 das hessische Heer seinen Weg nach der Heimath. Folgender Vers entstand in jener Zeit:

Die Jahr von Christi Geburt · man zahlt
Fünfzehnhundert und vier alt
Am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt
Ward Caub sechshalb Wochen belagert
Mit ganzer Macht und Heereskraft
Durch Hessen die Landgrafschaft.
Neunhundert Stein gehauen
Als ihr die gros hie wohl schauen
Und Neunhundert (An dreihundert dreißig acht gegossen)
Seynd funden worden von ihm verschossen.
Zu die gebrochen und verloren seyn,
Auch viel versunken in den Rhein.
Und wieviel das Schloß nit war erbawen,
Als es seit der Zeit hie von nauen
Von Pfalzgraf Ludwig worden befest,
Und dennoch mußten die frembde gäst,
Caub bei der pfalz lassen bleiben,
Das wir Gottes Gnaden zuschreiben
Und auch der verhafften Hand
Dies behält all Vaterland.

Damals war es auch, wo die berühmte Abtei Limburg unter furchtbaren Gräueln durch den zum hessischen Heer gehörigen Emicho von Leiningen in eine Ruine verwandelt wurde. An dreihundert pfälzische Städte und Dörfer hatte das Heer des Landgrafen verwüstet, und man hatte Mühe, in dem Winter, der auf diesen Kriegszug folgte, die Bewohner des reichen Pfälzer Landes vor Hungersnoth zu schützen. Damals erhielten die Hessen den Namen „Brandmeister," und die Chronik bewahrt uns noch folgenden Vers auf:

„Der Hessen Brandstich
Klagt's Rheinland billig."*

Fragt man nun nach den militärischen Resultaten dieses Krieges, so waren dieselben, wie bei der Mehrzahl derartiger Fehden, äußerst geringe. Vor allem kam die beabsichtigte Vereinigung der drei Armeen nicht zu Stande. Zwar wurde die böhmische Hülfsarmee am 12. September 1504 unweit Regensburg durch Herzog Albrecht und seine Bundesgenossen, den Markgrafen von Brandenburg, Herzog Erich von Braunschweig und die Stadt Nürnberg, auf's Haupt geschlagen, so daß über die Hälfte der 3000 Mann starken Schaar das Schlachtfeld deckten, aber im Ganzen hielten sich die Pfälzer aufrecht und der Krieg zersplitterte sich in eine Reihe kleiner Streifzüge. Der Vermittelung des Markgrafen Georg von Baden gelang es, den Kaiser im Januar 1505 zu einem Waffenstillstand zu bestimmen, zu welchem, wiewohl widerstrebend, auch Herzog Albrecht im April seine Zustimmung ertheilte. Durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen söhnte sich der Kaiser mit dem Pfalzgraf auf dem Reichstag zu Köln im Juli 1505 wieder aus und ein Schiedsgericht gab in der Sache Ruprechts unter des Kaisers Vorsitz am 30. Juli 1505 sein Urtheil ab. Das Erbe Georgs von Bayern ging, durch Abtretungen an den Kaiser wesentlich verkleinert, zum größten Theil an den Bayernherzog Albrecht über, nur ein Gebiet bei Neuburg, welches ungefähr 24,000 Gulden abwarf, blieb den Kindern Ruprechts. Das Geld und die Kleinodien aus dem Erbe Georgs erhielten die Enkel Albrechts. Geschütz und Proviant wurden getheilt. Auf dem Reichstage zu Costnitz (1507) kam auch die pfälzische Angelegenheit zum Austrag. Damals machten die Verbündeten des Herzogs

* Aus Oberhessen und den Niederhessischen Landen zogen die Bauern in ihren weißen Kitteln mit der Armee. Man nannte das Heer Wilhelms daher auch die Kittelhessen. Dieser Feldzug, in welchem die Hessen, von denen ein großer Theil ständig trunken dem Heere folgte, plünderten, stahlen und nach Herzenslust wirthschaften konnten, blieb bei dem hessischen Landvolk lange in einem dankbaren Andenken. Wie heutzutage noch die Kirchweihe, bildete die bayerische Fehde lange Zeit einen Anhaltungspunkt für die Zeitrechnung. „Ich bin 20 Jahre vor der bayerischen Fehde geboren," oder „es war 5 Jahr nach der bayerischen Fehde" u. s. w. sagten z. B. Zeugen bei gerichtlichen Vernehmungen aus, wie namentlich aus verschiedenen freiherrlich Schenk zu Schweinsbergischen Familien-Urkunden hervorgeht.

Albrecht, namentlich Württemberg und Hessen, reiche Erwerbungen. Hessen erhielt Umstadt zur Hälfte, Otzberg, Rheinberg, Stein, Schönberg, Bickenbach, Homburg vor der Höhe und selbst Caub zugesagt, doch wurden diese Veränderungen vom pfälzischen Hause nicht anerkannt. Mit Württemberg wurde erst 1512, mit Hessen erst 1521 Friede geschlossen und Hessen vermochte die Herausgabe der ihm vom Costnitzer Reichstag zugesprochenen Stadt Caub und des Schlosses Rheinberg nicht zu erlangen, behielt jedoch die übrigen ihm zugesprochenen Besitzungen.

Philipp, ein vortrefflicher Fürst, ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten, dem die Pfalz eine Reihe Wohlthaten zu verdanken hat, mußte, als er am 28. Februar 1508 zu Germersheim starb, mit dem Bewußtsein aus der Welt scheiden, daß er ein auf das Tiefste erschöpftes Land zurück-ließ, und es dauerte lange, bis sich die Pfalz von den furchtbaren Schlägen dieses Krieges erholt hatte. Eine Reihe von Besitzungen mußte der unglückliche Kurfürst verpfänden oder veräußern, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Staates und seiner Hofhaltung zu bestreiten. Die ganze Errungenschaft Friedrich des Siegreichen war verloren, und auf Jahrhunderte hinaus lebte das Schreckbild dieses Krieges in dem Andenken des Volkes.

Die Pfalz im dreißigjährigen Krieg.

Die nächste Zeit, welche dem furchtbaren bayerischen Erbfolgekrieg folgte, war für die Pfalz eine äußerst segenbringende. Unter einer Reihe trefflicher Regenten — Ludwig V., Friedrich II. und Otto Heinrich dem Großmüthigen, dem letzten Wittelsbacher — und im Genusse des Friedens, erholte sich das auf das tiefste erschöpfte Land. Zwar fällt in jene Epoche die Sickingen'sche Fehde und der Bauernkrieg (1508—1523), namentlich im Süden und Westen des Pfälzer Landes tobten die wüthenden Schaaren der Bauern, — von den jetzt hessischen Orten wurden Bensheim, Bechtheim, Ost- und Westhofen, ihres herrlichen Weines wegen ein lockendes Ziel für die Bauern, von den wilden Horden geplündert und zerstört, — aber die systemlosen Unruhen waren nur vorübergehend und ergriffen niemals das Pfälzische Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung. Fortwährend sehen wir den Wohlstand im Zunehmen, die Universität blüht auf und unter dem Einfluß der von Otto Heinrich eingeführten evangelischen Lehre und durch die von ihm und seinem Vorgänger Friedrich II. vorgenommenen Verbesserungen des Schulwesens sehen wir Bildung und praktisches Wissen in immer weitere Kreise dringen und das fernere Wohlergehen des glücklichen Landes verbürgen.

Mit Friedrich III. bestieg die Simmerische Linie den Pfalzgrafenthron (1559—1576). Wiewohl unter ihm und unter seinen Nachfolgern vor Allem die Zänkereien zwischen Lutheranern und Calvinisten ein unerfreuliches Schauspiel darbieten — unter ihm wurde der Calvinismus (1560), unter seinem Nachfolger Ludwig VI. (1567—1583) die Concordienformel, und unter Johann Casimir (1583—1593) der Calvinismus von neuem eingeführt — sehen wir doch, daß unter diesen sämmtlichen Regenten die Pfalz die Früchte der durch den Humanismus angebahnten modernen Bildung mehr und mehr zu genießen beginnt. Die Pfalz stand in jener Periode auf der höchsten Höhe ihres Reichthums, ihres Glanzes und ihrer Macht.

Damals sehen wir unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege das Land im Vollgefühl seiner Kraft; ein üppiges, glänzendes Hofleben mit Festlichkeiten, Schmausereien und Zechgelagen, von denen unsere Zeit keine Ahnung hat (unter Johann Casimir wurde das Heidelberger Faß erbaut), ein reiches, ergiebiges, nahezu übervölkertes Land, in welchem der Preis des Grundbesitzes eine solche Höhe erreicht hat, daß als Friedrich IV. 1606 Mannheim gründete — damals Friedrichsburg genannt, — um seinem Lande eine neue Schutzwehr zu erbauen, es kaum möglich war, die Bewohner zur Abtretung ihres Besitzes für die neuen Bauten zu vermögen. Wir sehen dieses Pfälzer Land über reiche Mittel

verfügen, nach Außen eine einflußreiche Stellung behaupten, wir sehen es mächtige Alliancen schließen und in der Vermählung Friedrich V. mit Elisabeth Stuart (14. Febr. 1613) sahen die Zeitgenossen den Beginn einer neuen Periode seiner Größe und seines Glanzes. Die unglückliche Schlacht am weißen Berge sollte alle die Weissagungen von zukünftiger Größe mit einem Schlage vernichten.

Im Frühling des Jahres 1620 stritten sich die Heere Mansfeld's und Tilly's um den Besitz der Oberpfalz, in der Unterpfalz standen Pfälzer Truppen den Spaniern Spinola's gegenüber. Der spanische General Don Corduba verheerte die Bergstraße, und jenseits des Rheins hausten die Pfälzer in dem eigenen Lande wie Barbaren. Die Weinberge wurden zerstört, Kühe und Schweine niedergeschossen und wohlhabende Orte von den Pfälzern, die den Namen „Pfalz-Verheerer" erhielten, geplündert und verwüstet.

Durch die Schlacht von Wimpfen am 26. April 1622 gerieth das ganze Neckarthal und der Odenwald in den Besitz Tilly's. Bald darauf (im Mai) erschien Mansfeld, dessen Waffen im Elsaß glücklich gewesen waren, und unternahm mit seinen und mit badischen und pfälzischen Truppen einen Verheerungszug in's Darmstädtische Gebiet. Heerdenweise wurde den Bauern das Vieh weggetrieben und bis in die Gegend von Frankfurt dehnte Mansfeld seine Erpressungen aus. Damals war es, wo der aus Darmstadt geflüchtete Landgraf Ludwig V. mit seinem Sohne Johann in die Gefangenschaft des Markgrafen Georg Friedrich von Baden gerieth. Bei Büttelborn fiel er badischen Vorposten in die Hände, welche ihn nach Wolfskehlen, dem Hauptquartier des Markgrafen, ablieferten. Von hier wurde der Landgraf nach Mannheim geführt und daselbst längere Zeit gefangen gehalten. Die ganze Gegend war aber durch diesen Kriegszug in eine Wüstenei verwandelt worden. Die Heerden waren weggetrieben, die Bewohner von Griesheim, Eberstadt, Pfungstadt, Dornheim, Eschollbrücken, Schnepfenhausen, Sensfeld, Weiterstadt und anderen Dörfern irrten im Walde umher, der Pfarrer von Kelsterbach (S. Walther Darmstadt) wurde ermordet, und wo die Bewohner aus Mangel die geforderten Summen nicht zahlen konnten, wurden ihre Dörfer von den Flammen verzehrt.

Durch die blutige Schlacht von Höchst, in welcher Tilly's und Corduba's Heer über den Herzog von Braunschweig siegte, erlitt die pfälzische Sache abermals einen Stoß und noch gefährlicher wurde die Lage der Pfalz als Friedrich V. im Juli 1622 einen Zug nach dem Elsaß unternahm und dann, durch österreichische Vorspiegelungen bethört, sich zur Niederlegung der Waffen bewegen ließ. Am 13. Juli entließ er seine zahlreiche Armee, und schutzlos war nun das pfälzische Land den Liguisten und Spaniern preisgegeben.

Tilly, der am Main stand, schon im Januar Otzberg genommen und, wie der Mansfelder das fruchtbare Ried, die reiche Mainebene verwüstet hatte, zog nach der Pfalz, nahm Ladenburg und langte am 1. Juli vor Heidelberg an. Er belagerte die Stadt, plünderte und verbrannte die umliegenden Dörfer, und am 15. September gelang es ihm, sich der Stadt mit stürmender Hand zu bemächtigen. Furchtbar hausten die Tilly'schen Schaaren in der Pfalz, noch vor Kurzem der Sitz alles Glanzes, Reichthums und alles Schönen und seit Jahrhunderten eine Pflegstätte der Bildung und Gesittung.

Man plünderte nicht allein, man mordete und quälte ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, man durchbohrte Hände und Füße mit Nägeln, oder brannte die Fußsohlen mit glühendem Eisen, schändete Jungfrauen und Weiber, ein furchtbarer Brand verzehrte das Predigerkloster und an vierzig Häuser. Ein Obristlieutenant rühmte sich damals, eigenhändig mit seinem Streitkolben zehn Menschen getödtet zu haben. Bald war die ganze Pfalz in bayerischen Händen. Jesuiten und Mönche folgten dem Heere, und wie in Böhmen und Oesterreich bekehrte man die ausgehungerten, geplünderten und geängsteten Einwohner nunmehr gewaltsam zum Katholicismus. Die Pfalz erduldete in den nächsten Jahren unbeschreibliche Drangsale. Man jagte die Protestanten aus ihren Aemtern, verbot ihnen den Ankauf von Gütern, und wo Zureden nicht half, mußten Gewaltmittel das Bekehrungswerk vollenden helfen. Erst die Landung und Siege des ritterlichen Schwedenkönigs sollten diesem Willkürregiment ein Ziel setzen. Ein Jesuit schrieb voll Selbstgefühl aus Heidelberg an Maximilian den Bayernherzog, an den unterdessen die Kurwürde übergegangen war: „Es sind in der Stadt 400, außerhalb über 1200 von der Ketzerei befreit worden. An den Festtagen haben wir in der h. Geistkirche über 700 Communicanten gezählt." Viele wanderten aus dem ehedem gesegneten, jetzt von einem Fluche

beladenen Lande aus, indessen die Franziskaner bekehrend umherzogen. Damals errang der Katholicismus in Wolfstern, Stromberg, Monzingen, Lautern, Hoheneck, Rockenhausen und anderen Orten das Uebergewicht.

Am 4. Juli 1621 landete Gustav Adolf bei Wolgast in Pommern. In einem Siegeslauf, der in der Geschichte bis zu den Siegen der deutschen Truppen im Jahr 1870 ohne Beispiel war, zog er durch Deutschland, vernichtete die liguistische Armee bei Breitenfeld, und in den ersten Decembertagen 1631 vernahmen schon die Bewohner der Pfälzischen Aemter Oppenheim und Alzey die Kanonen ihres Befreiers. Die Schweden kamen von Frankfurt und Darmstadt die Bergstraße herauf, und mit Ausnahme der starkbesetzten Städte Heidelberg und Mannheim traten längs der ganzen Bergstraße schwedische Garnisonen an die Stelle der bayerischen. Allerwärts wichen die Bayern und Spanier einem entscheidenden Schlage aus, bis sie am 7. December 1631 durch eine der kühnsten militärischen Unternehmungen des Schwedenkönigs eine Niederlage erfahren sollten, durch welche die Pfalz von dieser Geißel befreit wurde.

Der Rheinübergang Gustav Adolf's bei Erfelden und die Befreiung der Pfalz.

Gustav Adolf hatte, als er sich nach Süddeutschland wandte, als eine seiner ersten Aufgaben die Besitznahme des wichtigsten Uebergangspunktes über den Rheinstrom, der Festung Mainz, die ihm bei allen weiteren Operationen als Stützpunkt dienen konnte, in's Auge gefaßt. Schon bei Castel hatte er hierzu Versuche gemacht, aber, die Unmöglichkeit einsehend, unter dem unmittelbaren Schutz der Festung dieses Ziel zu erreichen, suchte er weiter oberhalb den Uebergang zu bewerkstelligen. Er trieb die spanischen Truppen, welche sich auf das linke Rheinufer zurückzogen und sich zu Oppenheim zu einem entscheidenden Schlage vereinigten, vor sich her und versuchte an den jenseits Oppenheim gelegenen Punkten den Uebergang. Der Fluß war hier schmäler, und die bedeutenden Krümmungen, durch welche das rechte Ufer weit vorspringende Halbinseln bildete, auf welchen sich Truppen aufstellen und unerwartet, je nachdem die Umstände es wünschenswerth machten, von diesem oder jenem Punkte eine Annäherung versuchen konnten, erleichterten den Uebergang. Die mit dichtem Weidengebüsch bewachsenen Ufer konnten dazu dienen, dem Feinde die Vorbereitungen zu verbergen.

Die Spanier thaten ihr möglichstes, um den Flußübergang zu hindern. Alle Kähne und Fahrzeuge, welche sie in den Nachbarorten erlangen konnten, hatten sie zerschlagen, verbrannt oder versenkt. Das jenseitige Ufer war stark besetzt, Vorposten waren in dem Weidengebüsche versteckt, und auf dem Oppenheim gegenüber liegenden rechten Rheinufer hütete noch eine mit drei Geschützen armirte Befestigung, die Sternschanze, den Uebergang.

Am 6. December versuchte Gustav Adolf mit vier Begleitern eine Recognoscirung. Unter dem Schutze des Dunkels des frühen Morgens gelang es ihm, einen Theil des jenseitigen Ufers zu besichtigen, aber bald erspähte die spanische Reiterei die Feinde und nöthigte den König zur Umkehr.

Ein Niersteiner Schiffer, den der König zu Rath zog, schlug ihm vor, zwei große Rheinkähne, welche er gebracht hatte, durch Scheunenthore, die man auf den Kähnen aufnagelte, mit einander zu verbinden. So wurden am andern Morgen 500 Mann bei Erfelden, an der Stelle, wo die Schwedensäule zum Gedächtniß an das Ereigniß errichtet ist, auf das jenseitige Ufer gebracht. Die kleine Schaar hielt sich wacker, bis Verstärkung nachfolgte. Die Spanier wichen und ihr Rückzug artete zuletzt in eine unregelmäßige Flucht aus; auch die Sternschanze am rechten Ufer fiel den Schweden in die Hände, und Gustav Adolf ließ, als seine Armee den Rheinübergang bewerkstelligt hatte, den Choral anstimmen: „Aus meines Herzens Grunde“.

Oppenheim, die erste pfälzische Stadt, fiel dem König ohne Mühe in die Hände, denn als die Schweden anstürmten, machten die Bürger mit ihnen gemeinsame Sache gegen die spanischen Dränger



beladenen Lande aus, indessen die Franziskaner bekehrend umherzogen. Damals errang der Katholicismus in Wolfstern, Stromberg, Monzingen, Lautern, Hoheneck, Rockenhausen und anderen Orten das Uebergewicht.

Am 4. Juli 1621 landete Gustav Adolf bei Wolgast in Pommern. In einem Siegeslauf, der in der Geschichte bis zu den Siegen der deutschen Truppen im Jahr 1870 ohne Beispiel war, zog er durch Deutschland, vernichtete die liguistische Armee bei Breitenfeld, und in den ersten Decembertagen 1631 vernahmen schon die Bewohner der Pfälzischen Aemter Oppenheim und Alzey die Kanonen ihres Befreiers. Die Schweden kamen von Frankfurt und Darmstadt die Bergstraße herauf, und mit Ausnahme der starkbesetzten Städte Heidelberg und Mannheim traten längs der ganzen Bergstraße schwedische Garniso
scheident
nehmun
Geißel

Der

G
Besitznal
allen we
er hierzu
Festung
die span
einem e
legenen
durch w
und une
eine An
wachsene
D
zeuge, n
Das je
Oppenh
festigun
A
Schutze [illegible] gelang es ihm, einen Theil des jenseitigen Ufers zu besichtigen, aber bald erspähte die spanische Reiterei die Feinde und nöthigte den König zur Umkehr.

Ein Niersteiner Schiffer, den der König zu Rath zog, schlug ihm vor, zwei große Rheinkähne, welche er gebracht hatte, durch Scheunenthore, die man auf den Kähnen aufnagelte, mit einander zu verbinden. So wurden am andern Morgen 500 Mann bei Erfelden, an der Stelle, wo die Schwedensäule zum Gedächtniß an das Ereigniß errichtet ist, auf das jenseitige Ufer gebracht. Die kleine Schaar hielt sich wacker, bis Verstärkung nachfolgte. Die Spanier wichen und ihr Rückzug artete zuletzt in eine unregelmäßige Flucht aus; auch die Sternschanze am rechten Ufer fiel den Schweden in die Hände, und Gustav Adolf ließ, als seine Armee den Rheinübergang bewerkstelligt hatte, den Choral anstimmen: „Aus meines Herzens Grunde".

Oppenheim, die erste pfälzische Stadt, fiel dem König ohne Mühe in die Hände, denn als die Schweden anstürmten, machten die Bürger mit ihnen gemeinsame Sache gegen die spanischen Dränger



DIE SCHWEDENSÄULE BEI ERFELDEN AM RHEIN



Viele Spanier wurden in den Straßen niedergemacht und in der alten Burg Landskron wurden allein einige Hundert erschlagen.

Die Flüchtigen hausten furchtbar in der Umgebung, aber die Pfalz war durch den schwedischen Sieg doch von dieser Plage befreit. Am Niederrhein, in Simmern, Bacharach und Caub, wurden sie von dem Rheingraf vertrieben. Oberhalb Oppenheim fielen Speyer, Germersheim, Neustadt, Landau und Weißenburg rasch in schwedische Gewalt und am 29. December (a. St.) wurde Mannheim vom Herzog Bernhard von Weimar überrumpelt. Durch den Sieg des schwedischen Feldmarschalls Horn im Mai folgenden Jahres bei Wiesloch wurde ein erneuerter Versuch der Kaiserlichen, die Pfalz in ihre Hände zu bringen, blutig zurückgewiesen. Nur wenige spanische Besatzungen hatten sich hie und dort gehalten, so in Frankenthal, in dem festen Dilsberg und in dem stark verschanzten Heidelberg. Frankenthal ergab sich Ende 1632, Dilsberg wurde am 22. Januar des folgenden Jahres mit stürmender Hand genommen. Die kaiserlichen Garnisonen waren unterdessen durch Entsendungen nach dem Elsaß, wo die Kaiserlichen stark im Gedränge waren, bedeutend geschwächt worden. Man war daher genöthigt, die Vertheidigung der Stadt Heidelberg aufzugeben und begnügte sich damit zu versuchen, den Besitz des Schlosses zu erhalten. Am 5. Mai waren die Schweden Herren der Stadt Heidelberg und am 24. Mai übergaben die Kaiserlichen nach kurzer Belagerung das Schloß.

In die Pfalz kehrte nun wieder Ruhe ein, der materielle Wohlstand hob sich wieder, denn selbst die furchtbaren Verheerungen der letzten Jahre hatten den unerschöpflichen Reichthum des Landes nicht zu erschüttern vermocht, und der Pfälzer, dessen froher Lebensmuth sprichwörtlich geworden ist, ging wieder mit der alten Arbeitslust an die Bebauung der verwüsteten und von Rosseshufen zertretenen Fluren. Die ungewöhnlich reiche Ernte des Jahres 1634 lohnte seine Anstrengungen, der Wein gerieth — es war ein Kometenjahr — da wo die Spanier die Reben nicht herausgerissen und verbrannt hatten, lieferten die Weinberge einen reichlichen Ertrag und die Leiden des Krieges waren in dem gesegneten Lande schon in den Hintergrund gedrängt. Viele hofften sogar sie bereits überwunden zu haben.

Die Frau von Bensheim.

Episode aus der letzten Periode des dreißigjährigen Krieges.

Die Nördlinger Schlacht gab den Dingen in Süddeutschland mit einem Male eine unerwartete Wendung. Durch diese schwedische Niederlage wurde mit einem Male die Herrschaft der Schweden in Süddeutschland gebrochen und nach allen Richtungen hin ergossen sich die Kaiserlichen in das nun frei vor ihnen liegende Gebiet. Nun war auch der Zeitpunkt gekommen, wo den unglücklichen Rheinlanden eine neue Plage bevorstand, als sich Frankreich, das schon lange auf diesen Augenblick lauerte, anschickte, die Früchte der schwedischen Siege zu ernten, um sich zu dem bereits eroberten Lothringen noch des Elsaßes zu bemächtigen. Die kaiserlichen und bayerischen Truppen waren tief in die Pfalz vorgedrungen, eine kaiserlich-bayerische Armee unter Abel Moda belagerte Heidelberg, und um sich aus ihrer verzweifelten Lage zu erlösen, schickten, nachdem bereits früher der schwedische Kanzler Oxenstierna Philippsburg und andere Plätze an Frankreich abgetreten, die oberdeutschen Stände eine Gesandtschaft an Richelieu ab und stellten die Festung Breisach und alle Städte am Oberrhein unter französischen Schutz. Frankreich, dem sich nun die Aussicht eröffnete, das Elsaß erlangen zu können, machte als Gegenleistung in Deutschland eine Diversion zu Gunsten der protestantischen Sache. Ein schwerer Bruch des Völkerrechts durch die Spanier, welche von den Niederlanden aus die Stadt Trier überfielen, die französische Besatzung niederhieben und den unter französischem Schutz stehenden Kurfürsten gefangen wegführten, gab ihnen hierzu eine willkommene Veranlassung. Frankreich kündigte dem Kaiser den Krieg an, und drei französische Armeen, die eine in Flandern, die andere im Veltlin, die dritte

im Mailändischen, eröffneten die Feindseligkeiten. Eine vierte unter La Valette operirte gemeinsam mit dem am Rhein stehenden schwedischen Heer unter Bernhard von Weimar.

Der Vortrab dieser Armee unter Puysegur, welche bestimmt war das bedrängte Heidelberg zu entsetzen, ging bei Oppenheim über den Rhein, langte am 23. December 1634 in der Bergstraße an und es gelang ihr, mit den Truppen Bernhards auch die Kaiserlichen, welche ein panischer Schrecken überfiel, zu verjagen. Für die Bewohner des armen gequälten Landes war aber das zuchtlose französische Gesindel nur eine neue Plage und mit einer gewissen Freude vernahm die Bevölkerung daher den Wechsel des Kriegsglücks, die Erfolge des kühnen Johann von Werth, eines der größten Reiterführer aller Zeiten, der wie ein Wettersturm hereinbrach, die Franzosen vor sich her trieb und bis tief nach Frankreich hinein, bis vor die Thore von Paris seinen Streifzug ausdehnte. Auch in Bensheim hatten sich die Franzosen eingenistet, als v. Werth und Mercy mit einigen Regimentern herangezogen kamen, um die Stadt zu belagern. Die Belagerer schossen eine Bresche, benutzten diese aber nicht, sondern erstiegen die Stadt an einer Stelle, wo man den Angriff nicht erwartete, mit Leitern. Die Hauptmacht der Bayern soll vom Schönberger Thale aus, in der unmittelbaren Nähe der Kirche, wo die Lauterbach in die Stadt tritt, eingedrungen sein und ein großes Blutbad unter den Franzosen angerichtet haben. Eine Frau aus Bensheim soll den bayerischen Truppen, welche so unerwartet die Franzosen von hinten überfielen, als Führerin gedient haben. Das Sprichwort: Er (oder sie) kommt von hinten, wie die Frau von Bensheim, hat ihre That im Gedächtniß des Volkes erhalten. Bensheim hatte übrigens keinen Nutzen von dem Waffenerfolg. In dem Getümmel des nächtlichen Kampfes, bei welchem die Bayern, als sie die Häuser durchsuchten, mit Strohfackeln leuchteten, entstand eine Feuersbrunst, welche an zwanzig Gebäude verzehrte. Todte und Verwundete lagen am andern Morgen zahlreich zwischen den brennenden Häusern in den Gassen der Stadt. Unter den ersteren der bayerische Oberst Wolf, welcher auf dem Hessenkirchhofe begraben wurde.

Die Pfalz bis zum Westphälischen Frieden und Abtretung der Bergstraße an Mainz.

Nach der Vertreibung der Franzosen blieb die Pfalz dauernd in der Gewalt der Kaiserlichen, welche unter Gallas Worms, Oppenheim, Bingen, Bacharach und Caub besetzten und allerwärts siegreich vordrangen. Nur vorübergehend wurden sie in diesem Besitz noch gestört, so Ende Juli 1639, wo kurz nach dem Tode Herzog Bernhards eine Abtheilung seines Heeres sich in den Besitz von Neustadt, Germersheim, Alzey und Oppenheim setzte, wieder aus diesen Städten verjagt wurde, bald darauf aber nochmals mit Erfolg vordrang, so daß Neustadt, Alzey und Oppenheim binnen vier Monaten vier Mal die Besitzer wechselten. Erst im Anfang des Jahres 1640 sahen die Bewohner diese zuchtlose Horde, welche sich hier der Pfalz als Befreier aufgedrungen hatte, wieder scheiden. Die Unmöglichkeit in dem ausgesogenen Lande noch ferner irgend etwas zu erlangen, nicht etwa die kaiserlichen Waffen, waren die Ursache ihres Rückzuges.

Noch einmal im Jahr 1644, als der Herzog von Enghien aus dem Unterelsaß nach dem Mittelrhein vordrang, sahen Worms, Oppenheim und Mannheim französische Besitzer, allein auch vor den Einfällen dieser Feinde behielt das Land fortan Ruhe, als ihnen eine kaiserliche Erklärung vom 14. April 1646 ihre wichtigsten Forderungen zugestand.

Im April 1646 kam ein Friedensentwurf zu Stande, in Folge dessen bei dem endgültigen Frieden 1648 die Bergstraße an Mainz verloren ging. Die alte rheinische Kurwürde, sowie die Oberpfalz gingen an Bayern über. Auch Caub und Bacharach waren verloren gegangen, nur die rheinpfälzischen Besitzungen fielen mit Ausnahme der Aemter an der Bergstraße, wie sie 1618 waren, an den Pfalzgrafen Karl Ludwig, für welchen die achte Kur geschaffen wurde, zurück. So unheilvoll dieser Friede, der, dadurch daß durch ihn die ersten ansehnlichen Concessionen an Frankreich gemacht

wurden, das dem Sprichworte zu Folge: „Der Appetit kömmt im Essen", fortan jede Gelegenheit benutzte, gierig seine Arme nach deutschen Landen auszustrecken, das Todesurtheil des deutschen Reiches enthielt, für das gesammte Vaterland war, so unheilvoll er sich für die einzelnen Reichsstände, namentlich aber für Kurpfalz erwies, so begrüßte man doch freudig die Botschaft, denn er brachte die ersehnte Gleichheit aller christlichen Confessionen, die allgemeine Amnestie.

Erlöste doch der Friede die Pfalz von der entsetzlichen Geißel der österreichischen und spanischen Oberherrschaft, von der Bedrängung der Gewissensfreiheit, welche unter allen möglichen Gestalten versucht ward. Der Friede kam und versprach dem Landmann Lohn für seine Arbeit, und mit frischem Selbstvertrauen ging der Pfälzer wieder an die Bebauung des früher so blühenden, jetzt in eine Wüste verwandelten Landes. Aber schrecklich war der Zustand der zum Theil völlig zerstört und in Trümmerhaufen verwandelten, oft völlig menschenleeren Städte und Dörfer. Ein Chronist erzählt, daß zu Ende des dreißigjährigen Krieges mehr Wölfe als Menschen im Pfälzer Lande gewesen seien. Zu Worms heckten Wölfe in einen Keller (1637) erzählt uns das Theatrum europäum, in ganz Süddeutschland herrschte Hungersnoth, im Elsaß und in der Pfalz so furchtbar, daß man die Kirchhöfe und Galgen vor den Hungernden, welche die Leichen zu verzehren versuchten, bewachen mußte. Vier Mägdlein, erzält unsere Quelle, tödten ein elfjähriges Mädchen, theilen es in Stücke und verzehren es. Räuber durchziehen das Land, und was die Feuersbrünste überstanden, was Räuber und Wölfe geschont, verdarben die Croaten, „welche an der Bergstraße 1637 (Theat. europ.) insbesondere zu Bensheim, dergestalt gehauset, daß nicht ein Ofen, Faß oder Zuber ganz geblieben". Das Volk in der Pfalz und im Wormsischen stillte seinen Hunger mit Wurzeln, Gras und Baumblättern, selbst nach dem Fleisch des gefallenen Viehes griff man mit gierigen Händen. Das Land war so leer, daß 1636 kaum 200 Bauern in der Pfalz gewesen sein sollen und daß 1642 wegen dieser Menschenleerheit des Landes eine ungewöhnliche Wohlfeilheit der Lebensmittel eintrat, wie uns die Chronisten berichten. Die Pfalz und unsere Rheinlande, der Garten Deutschlands, hatten in diesem furchtbaren Kampfe, wie nie zuvor ein Land in ähnlichem Maß, die Drangsale des Krieges gekostet, und Kaiserliche, Bayern, Spanier, pfälzische, schwedische und französische Truppen hatten nacheinander und um die Wette ihr bestes gethan, dieses herrliche Land, wenn möglich, für ewige Zeiten von der Erde verschwinden zu machen.

Die weitere Geschichte Bensheims und der Bergstraße, welche seit 1650 mit der Pfalz in keinem Zusammenhang mehr steht, werden wir, bei Mainz angelangt, behandeln. Nur noch einmal, im Orleans'schen Erbfolgekriege, wurde es bei den Schicksalen der Pfalz in Mitleidenschaft gezogen. Als der Mordbrenner Melac 1689 auf das Geheiß des allerchristlichen Königs sengend und verheerend durch die Bergstraße zog, entging Bensheim seiner Brandfackel. Die Barmherzigkeit, welche die Kapuziner gegenüber einem erkrankten französischen General an den Tag gelegt hatten, bewog Melac, an dem Städtchen vorüberzuziehen.

Im französischen Revolutionskriege wurde die Stadt 1799 durch heranrückende Franzosen bedroht, welche sich damals über Süddeutschland ergossen, allein die drohende Haltung des wackeren Odenwälder Landsturms hielt auch diese Feinde von den Mauern des Städtchens zurück.

Durch den Frieden von Luneville kam die Stadt 1802 an Hessen. Auch sie gedieh nun unter der segensreichen Regierung des ersten Ludwig und nahm Theil an der ferneren erfreulichen Entwickelung unseres Großherzogthums.

Freilich hatte die Stadt auch noch einzelne harte Prüfungen zu bestehen. 1822 wüthete eine neue furchtbare Feuersbrunst, welche fünfzehn Gebäude in Asche legte. Seitdem hat die Chronik der Stadt noch mehrere, wenn auch minder bedeutende Feuersbrünste zu verzeichnen, bis im Jahr 1872 abermals eine furchtbare Feuersbrunst, welche an dreißig Gebäude verzehrte, die Bevölkerung des Städtchens in Angst und Schrecken versetzte.

Von den Wirkungen dieses Brandes hat sich Bensheim, welches heute 5966 Einwohner zählt, seitdem erholt. Neue prächtige Gebäude sind an der Stelle der unansehnlichen alten errichtet worden, und wie uns das Beispiel Hamburgs im Großen zeigt, sind auch hier die Stadttheile, in welchen das furchtbare Element wüthete, schöner und prächtiger aus der Asche entstanden.

Die Bergstraße.

Wenn die Strahlen der Sonne Kraft gewinnen, wenn der warme Südwest die letzten Spuren Schnees hinweg gefegt, die ihm da und dort noch in einer Waldschlucht Widerstand geleistet, dann erwacht mit einem Male ein wunderbares Leben längs der ganzen Bergkette, deren erste Vorhöhe die Ludwigshöhe bei Darmstadt und deren letzte Erhöhung und Abschluß der Heiligenberg bei Heidelberg bildet.

Der keuchende häßliche alte Winter ist gewichen, und singend und jubelnd hält der junge, liebliche Frühling seinen Einzug.

Ein lichtes, zartes, duftiges Grün, das gleich einem durchsichtigen feinen Schleier die Hügelreihe bedeckt und wie die fröhliche Jugend neben dem ernsten Alter einen überraschenden Gegensatz zu dem dunkeln Schwarz der Kiefern- und Fichtengruppen bildet, die da und dort den Buchenwald unterbrechen, ist das erste Anzeichen seines warmen belebenden Hauches. Warme Lüfte fächeln den noch halb vom Frost erstarrten Wald. Die Sonnenstrahlen spielen mit den jungen Blattspitzen und ihr Schmeicheln erweckt neues und frisches Leben in der Buche, und wenige Wochen noch und auch die alte Eiche regt sich, allerwärts treiben frische Blätter empor, ermuntert und belebt von dem Auge Odins.

Die Natur bereitet sich, ihr Festgewand anzulegen, um wie er es würdig ist, den Freudenbringer zu bewillkommnen. Der Fink jubelt ihm im Wald entgegen, draußen im Felde, hoch in den Lüften preist ihn die Lerche, Maiblümchen und Anemone strecken unter der würzigen Moosdecke die Aeuglein empor, die Wiesen grünen und gleich einem goldenen Teppich überdeckt der blühende Reps in breiten Streifen die Felder.

Die Mandeln und Pfirsiche hüllen die an Waldrand liegenden Dörfer in ein weißes Blüthengewand, der Schmetterling tummelt sich in den Strahlen der Sonne, Schaaren von Maikäfern schwirren aus, die Bienen arbeiten, und auch der vom langen Winter ermüdete Mensch rüstet sich theilzunehmen an dem allgemeinen Wiegenfeste der Natur, mit einzustimmen in das Freudenjauchzen und mitzufeiern den großen Einzug des Freudenbringers, dessen Fest nirgends schöner und erhebender zu schauen ist, als in den Buchenalleen der Bergstraße, da wo man an den Krümmungen des Herrenwegs hinabschaut über grüne Waldhöhen hinweg in die weite lachende Ebene.

Schaaren von Menschen, lachend, scherzend, Sträuße und Kränze windend, einzeln, oder in hellen Haufen daherziehend, folgen dem Kiespfade des Ludwigswegs, die einen nach dem Moosberg, Herrgottsberg, Donnerberg oder Lindenberg und die Ludwigshöhe als Rastort wählend, andere ziehen weiter nach dem Mathildentempel, das malerische Mühlthal überschreitend, nach dem auf steiler Bergeshöhe gelegenen

Frankenstein.

In langen Serpentinen führt der Weg den Berg hinan, um dem Wanderer das steile Aufsteigen zu ersparen. Die Jugend überspringt sie, gerade aus sich an den Bäumen und Sträuchern auf dem

Von den Wirkungen dieses Brandes hat sich Bensheim, welches heute 5966 Einwohner zählt, seitdem erholt. Neue prächtige Gebäude sind an der Stelle der unansehnlichen alten errichtet worden, und wie [illegible] in welchen das furchtbar

W
Schnees
erwacht
Ludwigs
bildet.

T
liche Fr

E
bedeckt
dunkeln
ist das
Frost e
erweckt
sich, al

L
bewillk
preist i
empor,
Streife

S
gewank
aus, d
an den
den gr
als in
über g

G
Haufen
gottsbe
weiter
höhe g

In langen Serpentinen führt der Weg den Berg hinan, um dem Wanderer das steile Aufsteigen zu ersparen. Die Jugend überspringt sie, gerade aus sich an den Bäumen und Sträuchern auf dem



Gez. v. L. Rohbock — Stahlst. v. J. Rohbock

DAS MÜHLTHAL BEI DARMSTADT



glatten Waldboden haltend, will sie die erste sein, die oben von der luftigen Höhe aus zu dem in der Ferne, einem breiten Silberbande gleich, in der grünen Ebene liegenden Rheinstrom ihre Grüße sendet. Die ehrwürdige Burglinde dient als Rastort, und ihr Lachen und Jubeln bewillkommt von dort die bedächtigeren älteren Nachzügler.

Uralt ist sie, diese Frankensteiner Linde, die schon in Urkunden von 1545 unter dem Namen der „schönen Linde" erwähnt wird. Niemand weiß, welche fromme Hand den ersten Baum dieser Art hier einst pflanzte. Die jetzige steht ungefähr zwei Jahrhunderte und wurde an der Stelle einer früheren gepflanzt, welche seit unvordenklichen Zeiten hier gestanden haben soll.

Auch die Entstehung des Schlosses Frankenstein fällt in die früheste Vergangenheit. Wie Bensheim ist es eine der ältesten menschlichen Niederlassung im Großherzogthum, und die Erbauung der Burg fällt gleich diesem wahrscheinlich in die Zeit, wo die fränkische Herrschaft gegen die Angriffe der heidnischen deutschen Stämme theils Schutzwehren errichtete, theils Sendlinge ausschickte, um die alemannischen Heiden zu bekehren, jene Zeit, wo Scheffel König Chlodwig zu Sanct Fridolinus sprechen läßt:

„Schutz drum geb' ich, wo Ihr hinzieht,
Und empfehl' hauptsächlich Euch am
Oberrhein die Alemannen,
Diese haben schwere Schädel,
Diese sind noch trotz'ge Heiden,
Macht mir diese fromm und artig."

Zum ersten Male wird der Burg im Jahre 1252 gedacht wo Conrad Reis von Bräuberg hier („suber castro Frangenstein") eine Verleihungsurkunde über Güter zu Weiterstadt ausstellt. Die Burg scheint ursprünglich (Baur, hess. Urk. und Scriba, Geschichte der Burg F.) Bräuberg'sche Besitzung gewesen und durch Heirath in den Besitz der Familie Frankenstein gekommen zu sein, welche erst seit 1290 als Besitzer auftreten. Die Familie der Freiherren von Frankenstein, deren erster, Dibodo von Frankenstein, 1193 vorkömmt, besteht heute noch. Wir finden zahlreiche Angehörige dieses begüterten, aber auch an Sprößlingen reichen Geschlechtes in angesehenen Stellungen: einen Johannes 1327 als Abt zu Weißenburg, einen anderen Johannes 1410 als Deutsch-Ordens-Comthur und dessen Bruder als Canonicus zu Worms. Die zahlreiche Nachkommenschaft der Frankensteiner mag die Erbtheile etwas geschmälert haben, und es darf uns daher nicht wundern, wenn wir einen Neffen des Vorigen in der bescheidenen Stellung eines Domsängers zu Worms finden. 1560 begegnen wir einem Rudolph von Frankenstein als Bischof zu Speyer und im siebzehnten Jahrhundert finden wir mehrere als Bischöfe zu Worms und zu Bamberg, als Deutsch-Ordens-Comthure und Dombechanten, den Stammsitz der Familie selbst aber sehen wir 1662 den Besitz wechseln.

Johann Friedrich und Johann Peter von Frankenstein verkauften damals die Burg und ihr Gebiet für 88,000 Gulden und dasjenige durch Heirath von ihren Vettern den Grafen Schönberg überkommene für 21,000 Gulden an Hessen-Darmstadt. Das von Darmstadt neu erworbene Territorium bestand aus der Burg und den Dörfern Niederbeerbach, Eberstadt, Allertshofen, der Hälfte von Oberbeerbach mit Schmalbeerbach und Stettbach und einem Theil des Ortes Hahn; außerdem übten die Herren von Frankenstein die Oberlehnsherrlichkeit über Horhohl und mehrere nicht mehr vorhandene Dörfer aus und besaßen noch mancherlei Renten und Gefälle. Die Veranlassung zu dieser Besitzesentäußerung der beiden Frankensteiner, welchen jenseits des Rheins und in der Wetterau noch zahlreiche Güter verblieben, gaben die vielen Streitigkeiten und Prozesse, welche sie mit den Landgrafen von Hessen, seitdem diese die Katzenelnbogische Erbschaft angetreten hatten, führen mußten. Der Ursprung dieser Differenzen war in der Oberhoheit zu suchen, welche Hessen über die reichsfreie Ritterschaft in den Katzenelnbogischen Landen beanspruchte; es glaubte dieser gegenüber dieselbe Stellung einnehmen zu dürfen, wie es sie bisher gegenüber dem hessischen Lehnsadel in Oberhessen behauptete. Auch die Herren von Frankenstein, die zur Zeit der Katzenelnbogischen Herrschaft kaum in ihrem Besitze und in der Ausübung ihrer Rechte gestört wurden, lernten erkennen, wie gefährlich es ist, einen mächtigeren Nachbar in unmittelbarer Nähe zu haben, und zogen es vor, seinen Ansprüchen zu weichen. Es war damals wie es immer war und sein wird:

Die großen Fische fressen die kleinen,
So war es allezeit,
Und so wird es sein und bleiben
Bis in alle Ewigkeit.

Nachdem die Burg in hessischen Besitz übergegangen war, wurde sie als Invalidenhaus und zugleich als Militärstrafanstalt benützt. Zeitweise, während der Kriegsunruhen der vorigen Jahrhunderte war sie der Zufluchtsort hülfsbedürftiger und geängsteter Flüchtlinge. So suchte auch, während die Franzosen die Bergstraße verwüsteten, ein Prediger aus Nieder-Ramstadt auf ihr Schutz, dem am 10. August 1672 ein Sohn, der berühmte und berüchtigte Johann Conrad Dippel, Alchemist und Erfinder des Berlinerblau's und zugleich einer der größten theologischen Zänker seiner Zeit, auf der Burg geboren wurde. Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erhielten pensionirte Offiziere freies Logis auf Burg Frankenstein, auch allerlei Gesindel wußte sich auf der Burg, deren zahlreiche Bewohner in ständigem Hader lebten, einzunisten, bis der Zahn der Zeit und die Letzteren ihr möglichstes gethan hatten, die Burg nach und nach in einen unbewohnbaren Zustand zu verwandeln. Eine 1741 gemachte Inventaraufnahme ergab, daß nur noch einige verbrochene Oefen, zwei alte Flinten ohne Hahn, vier eiserne Ringe, ein Uhrgestell, eine Glocke, ein Crucifix und eine eiserne Gefängnißthür das Mobiliar der einstigen Ritterburg bildeten.

Wieder ein Beispiel der Vergänglichkeit irdischer Größe.

Der große Cäsar, Staub und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch dem rauhen Norden!*

Seit jener Zeit bewohnt nur noch ein Förster das Bergschloß, aber in der schönen Jahreszeit pilgert Jung und Alt hinauf auf die luftige, im Glanze der Sonnenstrahlen weit in die Ebene leuchtende Feste. Gleich funkelnden Rubinen glänzen die von der Abendsonne beleuchteten Fenster des Försterhauses hinab in das Thal, und mit unwiderstehlicher Gewalt will es uns hinauf ziehen zu jener aus dem Waldesdunkel licht und sonnig uns entgegen schimmernden Burg. Manche fröhliche Gesellschaft sah schon das alte Bergschloß in seinen Mauern, das heute als ein Zeuge der großen Vergangenheit unseres Vaterlandes emporragt, und in diesen Mauern sah es auch, ehe es von der Erde verschwindet, noch den Mann, der die Traditionen dieser großen Vergangenheit wieder erweckte, der das deutsche Reich wieder aufrichtete, und der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Stempel seines Genies aufgedrückt hat.

Es war zur Zeit des entschlummerten Bundestags. Fürst Bismarck war damals noch ein einfacher „Herr von“ und preußischer Bundestagsgesandter zu Frankfurt, was im Anfang der fünfziger Jahre, wo Oesterreich ein beinah erdrückendes Uebergewicht ausübte, gleichfalls nicht viel sagen wollte. Herr von Dalwigk, der mit den Frankfurter Diplomaten gute Nachbarschaft hielt, lud damals die Frankfurter Bundestagsgesandten und die haute volée, d. h. Bethmann, die Rothschild und andere, zu einem Besuch nach Darmstadt ein. Nach dem Dejeuner machte die Gesellschaft einen Ausflug nach Burg Frankenstein, wo das Diner eingenommen werden sollte. In ungefähr zwanzig Chaisen fuhr man durch die schattigen Laubgänge des Ludwigswegs und des Herrenwegs dorthin; allen voran jagte ein Vierspänner, in welchem ein stattlicher, kräftiger Mann, unser jetziger Reichskanzler, jedem der an dem Wagen vorbeieilte, auffiel. Auf des Major von Bismarcks Betreiben hatte das Viergespann beschafft werden müssen, der Baron wollte als preußischer Bundestagsgesandter repräsentiren, und mit großer Mühe gelang es, zu dem Fuhrwerk noch einen alten Postillon zu finden, der noch des ganz außer Uebung gekommenen Fahrens mit Vieren kundig war. Herr von Bismarck und Herr von Dalwigk wetteiferten an jenem Tage an froher Laune und persönlicher Liebenswürdigkeit, und Niemand hätte in Beiden spätere Antagonisten vermuthet; auf dem Rückweg aber gab Herr von Bismarck eine Probe jener Kühnheit und jenes Selbstvertrauens, das ihn später zu den gewaltigsten Unternehmungen aneiferte.

* Denjenigen, welche sich näher für die Geschichte der Burg interessiren, empfehlen wir die treffliche „Geschichte der Burg und ehemaligen Herrschaft Frankenstein“, von Dr. Heinrich Eduard Scriba (Darmstadt 1853. Jonghaus.)

Mit seinem Begleiter, dem preußischen Gesandten am Hofe zu Darmstadt, Graf Perponcher, fuhr er, ohne Hemmschuh einzulegen den steilen Berg hinab, und legte in kaum zwanzig Minuten den anderthalb Stunden langen Weg nach Darmstadt zurück. Sechszehn Jahre später warf er aus der schwerfälligen deutschen Reichskutsche die Hemmschuhe heraus und baute sie zeitgemäß um, so daß sie nun alle anderen europäischen Staatsfuhrwerke überholt hat und unbeirrt durch die kleinen Köter, die sie anbellen, munter voranläuft.

Einen herrlichen Ausblick genießt man von der Burg in die lachende Rheinebene. Nördlich begrenzen die edlen Berglinien des Taunus den Blick, im Nordwesten schweift das Auge bis zu den in duchsichtigen Duft gehüllten Höhen des Niederwaldes, und fern in Südwesten erreicht es die letzten Ausläufer der Vogesen, nach Süden liegt die Bergkette der Bergstraße vor uns, und nach Osten und Nordost verweilen wir auf den Bergthälern des Odenwalds: herüber winken Felsberg, Otzberg, Lichtenberg, und dicht vor uns liegen zwischen grünen Waldungen Nieder-Ramstadt, Niederbeerbach und Traisa mit ihren freundlichen Gehöften und Mühlen. Mit Behagen genießen wir das Bild in der Einsamkeit des Burghofes und gerne verweilen wir auf dem kühlen Ruhesitz unter den Bäumen, Hollundern und Haselstauden. Der Abend sinkt nieder; noch fesselt uns der freundliche Aufenthalt, die frische Bergluft und der duftige Waldesodem, die wir in vollen Zügen genießen. Wir bleiben und vergessen Umgebung und Zeit, und vor uns steht die Burg von ehedem und ihr gesammtes ritterliches Leben. Und ein altes Mütterlein am Stabe naht sich uns und führt uns zurück in die Vergangenheit bis in die früheste Zeit unserer Burg. Sie erzählt uns von den Schätzen, die in dem alten Burgkopf, jenem Berge, der sich in der Mitte des Thales zwischen Ober- und Niederbeerbach erhebt, von den großen ausgemauerten Gewölben, welche sich in seinem Schooße befinden, in welchen ein ungeheurer Schatz von Gold und Silber aufgehäuft liegt, von den tiefen Kellern, in denen, da die Fässer verfault sind, trefflicher Wein ruht, dessen Duft den einsamen Wanderer oft unerwartet in der Johannisnacht umhüllt. Sie erzählt von den tapfern Rittern, die hier oben gehaust, und im Plaudern verjüngern sich ihre Züge die altfränkischen Gewänder verschwinden, eine liebliche, Blume spendende Mädchengestalt steht vor uns, Blume auf Blume reicht sie uns mit lächendem Antlitz und freundlich blickt sie zu uns auf. Wir glauben es zu kennen, dieses freundliche Gesichtchen, jenes lichte, heitere Auge, dem wir schon oft dort oben in den Weißtannbewachsenen Bergen des Schwarzwaldes, in den Vogesen und an den Rebhügeln des Rheines begegnet sind, — ja, ja, sie ist es, es ist das reine, unentweihte Antlitz der Volkspoesie, das uns aus den Trümmern des alten Bergschlosses entgegenblickt.

Und eine kräftige Rittergestalt zeigt sich uns mit einem Male, Georg von Frankenstein von oben bis unten gepanzert, mit Schwert und Streithammer bewaffnet, steht vor uns; Georg von Frankenstein (starb 1531), an dessen Denkmal in der Kirche zu Niederbeerbach das Volk die Sage von dem gräulichen Lindwurm knüpft der einst in dem friedlichen Thale Schrecken und Entsetzen verbreitete. Furchtbar wüthete der Wurm unter den Bewohner des Thals, und erst wenn sie das Schönste und Liebste, den Stolz und die Freude des Ortes, Mariechen, die schöne Förstertochter, die Braut des Junker Georg von Frankenstein, geopfert haben würden, verkündete der Ausspruch einer alten Hexe, würde sich sein Heißhunger legen. Inbrünstige Gebete sendet die dem Tode Geweihte empor zu dem Gekreuzigten, da am dritten Adventsonntage naht Junker Georg, gepanzert und bewaffnet, und am Katzenborn bekämpft er das gräuliche Unthier. Mit gewaltigen Schlägen erlegt er den Drachen, doch als er sich auf den Rücken des Ungeheuers stellt, um den letzten Hieb zu thun, rafft das Scheusal alle Lebenskraft auf und durchbohrt, schreckliches Gift in seinen Körper spritzend, unter der Knieschiene das Bein. Laut jubelt das Volk über den Sieg, aber unter der Linde des Försterhauses sinkt schön Mariechen, die Rose des Thales, entblättert in den Staub. Der Ritter und schön Mariechen ruhen schon längst im Grabe, aber, wenn der heilige Adventsonntag herannaht, erglänzen drei Lichter hinter den Fenstern des einsamen Forsthauses im Thale und wir sehen Mariechens bleiches Antlitz, wie es bittend und flehend hinaufschaut zum Frankenstein*.

* Diese Sage in dieser Gestalt, weit schöner als in der von Grimm mitgetheilten Form, erzählt Dr. Heinrich Scriba nach einer Jugenderinnerung.

Die Schätze in dem alten Burgkopf waren noch im vorigen Jahrhundert ein stehender Glaubensartikel in dem Munde des Volks. Zufolge einem von dem Pfarrer Moritz Scriba im Kirchenbuche gemachten Eintrage erschienen in der Woche nach Pfingsten des Jahres 1763 Schatzgräber im Dorfe, welche angeblich im Auftrage Landgraf Ludwig VIII. den Schatz heben sollten. Ihr Anführer und, wie er sagte, bevollmächtigter Commissarius des Landgrafen, war der Oberförster Meister von Frankenstein. Durch ihre „Gottlosigkeiten und Teufelsbräuereien gelang es ihnen vier Kerls, die allerärgsten und unchristlichsten aus der ganzen Gemeinde", auf ihre Seite zu ziehen, sie durchgruben beide Berge kreuzweise und der Länge nach, bis einer von ihnen, Johann Henrich Drott, Beisaße von Niederbeerbach, durch einen herabstürzenden Erdklumpen todt geschlagen wurde. „Ich hatte viel Ungemach," sagt der Pfarrer von den Schatzgräbern „indem die Hauptpersonen die Hofpartei auf ihre Seite zogen, von daher mir unter dem Namen Serenissimi, meines lieben Herrn, viel unangenehme Dinge mußte sagen und sogar mit Absetzung drohen lassen."

Diese Schatzgräberarbeiten ruhten, bis sie Anfang 1770 bis Pfingsten 1771 wieder aufgenommen wurden, um welche Zeit sie ein Leinweber Götz aus Hofen an der Bergstraße angeblich mit Erlaubniß des Landgrafen Ludwig IX. fortführte. Diese Zeit über haben täglich 20 — 30 Mann, worunter Bergleute, gearbeit und mußten 3 — 6 Mann Landbataillon-Soldaten die Wache dabei halten. „Spiegelseher und Besprecher der Geister waren genug dabei und wurden immer mehr so viel thörichte Geschwätzer dabei getrieben, als das erste Mal," erzählt wieder unser oben erwähnter Gewährsmann.

Am südlichen Abhang des Frankensteins in einem reizenden Waldthale liegt das durch seine Wiesen ausgezeichnete liebliche, kaum 70 Einwohner zählende Dörfchen Malchen, das von den Schenken von Erbach durch Kauf 1717 an Hessen kam. Berühmt ist seine uralte Linde, und sein patriarchalisches Kirchweihfest erinnert an jene Kirchweihfreuden, wie sie Göthes dichterischer Genius verherrlicht hat.

Der Schäfer putze sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll
Und alles tanzte schon wie toll,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa, heisa! He!
So ging der Fidelbogen.

Die Linde ist uralt, sie ist der Stolz des Dorfes. Wie sie der heutigen Generation in heißen Sommertagen Schatten spendet, so haben schon Vater und Urgroßvater plaudernd unter ihr die Stunden verbracht, und als Ludwig der III. im Jahre 1850 die kleine Dorfkirche, eine Filiale der Niederbeerbacher Pfarrei, besichtigte, bewirtheten die Bewohner des Dorfes den gütigen Fürsten, aus dessen Mitteln die kleine Kirche wiederhergestellt wurde, mit einem einfach ländlichen Mahle; frisches Brod, Butter, Honig in Rosen, und Wein in Malchen gezogen, standen auf dem sauber gedeckten Tische und unter dem Schatten der Linde spendete die Quelle das aus den Tiefen des Berges sprudelnde Tafelwasser. Nie hatte es wohl ein Wirth redlicher mit seinem Gaste gemeint, als die Bewohner von Malchen mit ihrem Fürsten; nie ist wohl ein einfaches Mahl mit so viel Genuß und Freude verzehrt worden.

Unter schattigem Laubdach führt der Herrenweg auf der Berghöhe weiter, und kaum eine halbe Stunde von Frankenstein aus genießen wir den Ausblick nach

Seeheim.

Man leitet den Ursprung des Namens von dem großen Rheinsee ab, an dessen Ufern an dieser Stelle menschliche Niederlassungen sich befanden, oder doch zu einer Zeit enstanden, wo noch deutliche Spuren jener Ueberschwemmung zu erkennen waren. Der Dünensand, den wir hier finden, die wie durch Abwaschungen abgerundeten sanften Hügelformen, in welchen das Terrain bis zu dem, da wo der Wald beginnt, mit einem Male steiler und erhebenden Uferrand emporsteigt, verleihen dieser Ableitung eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Auch in den geschichtlichen Urkunden finden wir das Dorf bereits wie früher erwähnt. König Ludwig schenkte unterm 4. Mai 874 (Lorscher Urkundenbuch) Seeheim und Bickenbach dem Kloster Lorsch. Später gehörte es mit Malchen, Beedenkirchen, und Niederstettbach den Besitzern des Schosses Tannenberg und ging dann an die Schenke v. Erbach über. Der bereits erwähnte Landraf Wilhelm von Hessen, der Verwüster der Pfalz, mußte den bayerischen Erbfolgekrieg auch gegen das Erbachische Haus, pfälzische Vasallen, auszunutzen. Diese entgingen jedoch seinen Ansprüchen durch einen im Jahre 1510 geschlossenen Vergleich, durch welchen die Erbtöchter des Schenken Erasmus von Erbach auch Seeheim mit Vorbehalt der Zentgerichtsbarkeit und Lehnsherrlichkeit erhielten. Nach der Zerstörung des Schlosses Tannenberg war der seitherige Erbach'sche Amtssitz nach Seeheim verlegt worden und führte das Amt seitdem den Titel „Amt Seeheim und Dannenberg." 1622 wurde das Dorf durch die Bayern zerstört. Landgraf Ernst Ludwig erwarb dieses ganze Amt 1717 von dem Grafen Georg Albrecht von Erbach um 221,750 Gulden.

Großherzog Ludwig II. legte Anfangs der dreißiger Jahre eine freundliche Sommerresidenz in Seeheim an, welche in der heißen Jahreszeit auch von Ludwig III. bewohnt wurde, der hier am 13. Juni 1877 nach kurzer Krankheit starb. In dem ausgedehnten Park sind den vaterländischen Geschichtsforschern Wenck und Höpfner Denkmale errichtet.

Ein schattiger Waldweg führt von Seeheim nach Schloß

Tannenberg.

Tannenberg oder Dannenberg wird bereits als Danberg 1261 erwähnt. Die ursprünglichen Besitzer starben aus und in Folge Verkaufs, Vererbung und Verpfändung kam dasselbe in den Besitz vieler adligen Familien; es wurde ein sogenanntes Ganerbenhaus, das heißt ein Refugium besitzloser adeliger Familien. Im Jahre 1382 werden 18 Theilhaber des unbedeutenden Schlosses aufgeführt, später waren sogar noch eine größere Anzahl Ganerben vorhanden.*

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts befand sich auch unter den Ganerben von Tannenberg allerlei Lumpengesindel, namentlich die Söhne des Johann von Cronberg, welche die nach Frankfurt zur Messe ziehenden Kaufleute beraubten und plünderten und andere Missethaten verübten. Um diesem Unfug ein Ende zu machen, schlossen die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz am 9. April 1399 ein Bündniß zur Zerstörung des Schlosses, dem auch die Stadt Frankfurt beitrat. Dieses Bündniß erhielt den Namen der rheinische Landfriedensbund. Am 27. Juni begann man bereits unter Führung des Pfalzgrafen Ruprecht das Schloß zu belagern, welches auch am 27. Juli genommen und zerstört wurde. 1849 wurden die Mauerreste der damals gerade vor 450 Jahren zerstörten Burg blosgelegt und eine Reihe kostbarer Funde gemacht, welche heute zum Theil im Großherzoglichen Cabinetsmuseum aufbewahrt sind. Dahin gehören ein ungemein seltener Helm, die älteste Form des Helms, ein sogenannter Topfhelm, und die älteste vorhandene Hand-Feuerwaffe, welche letztere von dem höchstseligen Großherzog Ludwig III. dem germanischen Museum zum Geschenke gemacht wurde und eines der Prachtstücke dieser Sammlung bildet.

* Ueber die ursprünglichen Besitzer des Schlosses Dannenberg hat Dr. G. Schenk zu Schweinsberg in Nr. 301 der Darmstädter Zeitung vom Jahr 1874 eine umfassende Arbeit veröffentlicht, in welcher verschiedene Irrthümer widerlegt sind.

Auf einer neben dem Tannenberg liegenden Anhöhe hatten die Herrn von Jazza oder Jossa Dachsberg erbaut, dessen Gebiet, nachdem Schloß Dachsberg sammt allem Zugehör 1377 durch Kauf an die Schenke von Erbach kam, das Erbach'sche „Aemtlein Jazza" bildete. Es blieb von da an unbewohnt und zerfiel; heute sind nur noch wenige Spuren von dem Schlosse übrig.

Der Mund des Volkes liebt es, düstere Ruinen zu verschönern, und so nennt er uns auch einen Conrad von Tannenberg als den Erbauer der Burg, der auf einem Zuge in's heilige Land in die Sklaverei der Ungläubigen gefallen sei, und er verbindet mit der Erzählung von diesem sagenhaften Erbauer der Burg einen rührenden Zug ehelicher Treue und Aufopferung. Die Volkssage erzählt uns von Conrads Gemahlin Anna, die mit Pilgerkleidern mit der Harfe in die Welt zog und im fernen Morgenlande ihren Ehegatten erkundete, der einem reichen Türken als Sklave diente.* Und sie spielte dem Türken so wunderbare Weisen, daß dieser entzückt zu ihr sprach, sie möge fordern, was sie verlange, er werde es ihr gewähren. Da bat sie ihn um einen seiner Sklaven und er schenkte ihr ihren Mann. Ohne sie zu erkennen, folgte der Ritter ihr in die Heimath, aber wenige Tagereisen von dem Schlosse eilte sie ihm heimlich voraus und empfing ihn bei seiner Ankunft auf dem Dannenberge als seine Gattin mit Freuden. Allein Neider und Ohrenbläser hetzten Conrad gegen die Gattin auf und sagten ihm, seine Frau sei während seiner Abwesenheit in der Welt umhergestreift und habe ihm die Treue nicht gehalten. Sein Zorn entflammte und er war im Begriffe blutige Rache an ihr zu nehmen; da entfloh sie in ihre Kammer und schloß sich ein. Zurückkehrte sie in Pilgerkleidern und mit der Harfe; sie sang die Weise, welche sie, als er in der Gefangenschaft weilte, in dem fernen Morgenlande vor den Schlössern der Großen ertönen ließ, und reuig stürzte Conrad seiner Gattin, seiner Retterin, zu Füßen.

Jugenheim.

Jugenheim hat im Juni 1870 seine erste Kurliste ausgegeben und ist seitdem in aller Form Rechtens zum Kurort geworden. Die Kurbevölkerung wächst seitdem mit jedem Sommer. Alljährlich entstehen neue Hôtel garni und auch in den benachbarten Dörfern Seeheim (Hôtel Hufnagel) und Alsbach finden diejenigen, welche hier die Sommerfrische genießen wollen, ein Unterkommen.

Außer der Kurliste ist eigentlich noch wenig von dem, was zu einem Kurort gehört, vorhanden, wenigstens fehlen die üblen Anhängsel eines solchen völlig und Jugenheim ist nach unserm Ermessen ein Kurort im besten Sinne des Wortes. Warm und lieblich scheint die Sonne in das freundliche Bergthal; jeder Windhauch treibt die frische Waldluft von den nahen Bergen herüber und die Quellen enthalten wunderbar reines, frisches Bergwasser, welches völlig frei ist von sogenannten „heilkräftigen" Verunreinigungen, und nie, auch nicht vor jenem Beschluß des deutschen Reichstags, hat hier das Spiel jemanden zu Grunde gerichtet. Der Kirchhof beherbergt noch keinen Kurgast unter seinem Rasen, und Jugenheim erscheint uns heute noch als ein einfacher, und vollständig jungfräulicher Kurort, der lebhaft an die erste Periode von Soden erinnert.

Wären nicht die beiden vortrefflichen Hôtels, welche mit den besten rheinischen zu wetteifern vermögen, das Hôtel „zur Krone" von Rindfuß und das Loos'sche Hôtel „zur Post" vorhanden, und zeugten nicht die am Eingange des Dorfs erbauten Villen von einem lebhafteren Verkehr, wir würden in dem lieblichen freundlichen Dörfchen kaum an das, was man alles mit dem anspruchsvoll klingenden Wort: „Kurort" verbindet erinnert werden. Keine Badeesel und ihre uns belästigenden Führer bilden Queue an den Straßen, keine Demimonde beleidigt unser sittliches Gefühl, kein zudringlicher Lohn-

* Die Sage wird von G. Simon in seiner Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach (Frankfurt 1858) erzählt.

Auf einer neben dem Tannenberg liegenden Anhöhe hatten die Herrn von Jazza oder Jossa Dachsberg erbaut, dessen Gebiet, nachdem Schloß Dachsberg sammt allem Zugehör 1377 durch Kauf a [illegible] Es blieb von da an u [illegible]

[illegible]

Queue an den Straßen, keine Demimonde beleidigt unser sittliches Gefühl, kein zudringlicher Lohn-

* Die Sage wird von G. Simon in seiner Geschichte der Dynasten und Grafen zu Erbach (Frankfurt 1858) erzählt.



EIN THEIL DER BERGSTRASSE

diener behelligt uns, und in allen den verschiedenen Manieren, mit welchen man anderwärts dem Kurfremden das Geld aus der Tasche zu locken versteht, sind die Jugenheimer noch völlig unerfahren.

Statt dessen befindet man sich in einem einfachen, freundlichen Dörfchen mit reinlichen Häusern und sorgfältig rein gehaltenem Straßenpflaster. Ein klarer Bach, in dem sich zahlreiche Schwimmetablissements von Gänsen und Enten befinden, fließt durch das Dorf, das von einem grünen, im Frühjahr sich festlich schmückenden Kranze durch die zahlreichen Obstbäume umrahmt wird.

Die Heilkraft von Jugenheim verleiht ihm seine Umgebung. Großartige Romantik wechselt hier mit friedlicher Idylle. Wälder, in deren ozonreicher Atmosphäre sich die Lungen weit öffnen, Waldwiesen, deren üppiges Grün die Augen des Städters eine ungekannte, wohlthätige Ruhe empfinden läßt, laden zum Verweilen ein. Ueber Wiese und Wald aber lagert jener stille und erhabene Gottesfriede, der die Umgebung der Städte längst geflohen hat, und rein und züchtig, wie am ersten Schöpfungstage, prangt die Natur in ihrem Farbenschmuck.

Das Stettbacher Thal mit seinen schroffen Abhängen, den klappernden Mühlen und dem klaren Bergwasser erinnert an jene Seitenthäler des Rheins, die, wie das Schweizerthal und das Brohlthal, durch ihre romantischen Formen bekannt sind. Das Balkhäuser Thal gibt, besonders in der Gegend des Thalhofes, jenen berühmten, weiten grünen Triften, die sich in dem Canton Appenzell ausbreiten, nicht viel nach. Reich an landschaftlichen Schönheiten ist die Partie zwischen dem Heiligenberg und dem Felsberg — der leider zu früh verstorbene Fohr hat an diesen Landschaften seine Kunst erprobt — und wenn man weiter gehen will, suche man den sogenannten vom Felsberg nach Auerbach führenden Neunkrimmerweg. Bild reiht sich hier an Bild, und Fels und Berg und Waldthal vereinigen sich zu den manigfachsten Gruppirungen.

Nichts kommt dem Vergnügen gleich, das man empfindet, wenn man, auf moosigem Waldboden gelagert, Stunden verträumt, oder den Goldschmied beobachtet, wie er auf kleine Insekten und Würmer Jagd macht, den Wendehals und Neuntödter, wie sie demselben Käfer nachstellen, und wenn man sich so an dem ganzen Kampfe um's Dasein ergötzt, der hier in der anscheinend so friedlichen Natur zwar lautloser, aber darum nicht minder erbittert wie in den Großstädten von ihren zahlreichen Bewohnern geführt wird.

Im Ruhen und im Beschauen dieses kleinen Krieges kehrt auch mehr und mehr bei uns Ruhe ein. Wiesen- und Waldluft stellen das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper wieder her und geben der Seele den Frieden wieder, der ihr selbst, als sie sich an diesem Kampfe ums Dasein betheiligen mußte, im Getriebe der Stadt geraubt wurde. Friede wohnt in und um Jugenheim, einst der Lieblingssitz der Kaiserin Maria von Rußland, wo auch der von der Last der Regierungsgeschäfte ermüdete Kaiser Alexander II. Erholung und Ruhe suchte.

In den Augusttagen des Jahres 1875 sah Jugenheim eine glänzende Versammlung von Fürstlichkeiten in seinen Mauern. Damals erfolgte auf Schloß Heiligenberg die formelle Bekräftigung des heute, wo wir dieses schreiben, (1882) die europäische Politik noch mehr oder minder beeinflußenden Dreikaiserbündnisses, beziehungsweise „Dreikaiserverhältnisses“, wie Fürst Bismark sich ausdrückt, durch eine Zusammenkunft von Kaiser Alexander II. mit Kaiser Wilhelm und Erzherzog Albrecht von Oesterreich, letzterer als Vertreter Kaiser Franz Josephs. Eine Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit Erzherzog Albrecht in Ems schloß sich später an die Entrevue in Jugenheim an. Die deutsche Kaiserin, sowie die gesammte fürstliche Verwandtschaft des russischen Kaiserhauses waren damals in Jugenheim anwesend.

Diese Anlagen des Heiligenbergs, welche ihr Besitzer, Prinz Alexander von Hessen, in liberalster Weise dem Publicum öffnen läßt, der Ruhm Jugenheims alljährlich eine kaiserliche Hofhaltung zu beherbergen, haben den Wohlstand begründet. Vor wenigen Jahrzehnten noch ein einsames Gebirgsdörfchen, besitzt es heute Hôtels, Villen und Pensionen. Fremde aller Nationen, Damen und Herren, kommen und gehen, und es ist gewiß, daß es den Cultminationspunkt seines Glanzes noch nicht erreicht hat.

Möge es sich in diesem ländlichen einfachen Charakter, den es gegenwärtig besitzt, möglichst lange

erhalten, städtischer Staub und Schwindel ihm ferne bleiben, der Lärm der Industrie seine Ruhe nicht stören und der Dunst der Fabriken nie seine Luft verpesten.

Ueber Jugenheim erhebt sich die alte Pfarrkirche des Dorfs und im Angesicht den düsteren Tannenberg, zwischen dessen dunkelen Föhren da und dort vorwitzig eine leichtgrüne Buche hervorschaut, führt der Weg, das Stettbacher Thal zu Füßen, aufwärts nach Schloß Heiligenberg, welches nach dem Berge, auf welchem es erbaut wurde, benannt ist. Der „heilige Berg" heißt die Höhe, weil ehedem ein Nonnenkloster hier stand, und noch heute sieht der Wanderer die Trümmer seiner Kapelle. Es war eines jener Frauenklöster, welches der Oberaufsicht des Lorscher Abtes unterstellt war. Es wird in Urkunden von 1264, 1304, 1353, 1427 und 1480 erwähnt und darin gewöhnlich „monasterium in monte sanctae Felicitatis" genannt.

Unweit der Klosterruine steht die Linde, unter der ehedem die Schöffen unter dem Vorsitz des Gaugrafen das Freigericht abhielten. Weit über tausend Jahre schätzt man das Alter des merkwürdigen Baumes. Jedes Jahr sich frisch begrünend, vernarben neue Auswüchse die Wunden, die Blitz und Sturmwind ihm beigebracht; fortgrünend in unerschöpflicher Jugendkraft, wird er wohl noch manchem Geschlechte kühlen Schatten zu spenden bestimmt sein.

Auf einem Vorsprung des Heiligenberges fesselt eines der einfachsten und der prächtigsten Denkmale unsere Aufmerksamkeit. Zur Erinnerung an ihre Mutter, die Großherzogin Wilhelmine, ließ die verstorbene Kaiserin von Rußland hier ein Monument errichten. Auf granitnem Untersatz, dem eine weiße Marmorplatte eingefügt ist, erhebt sich ein etwa zwanzig Fuß hohes gußeisernes Kreuz; vielfältige, reich vergoldete Verzierungen hat der Künstler daran angebracht, die, hell erglänzend im Sonnenstrahl, auf der Hauptform sich auszeichnen; ein Bild, zu welchem der lichte, freundliche Himmel einen ebenso einfachen als wirkungsvollen Hintergrund bildet.

Der Verschönerungsverein von Jugenheim, durch dessen unermüdliche Thätigkeit das Dörfchen mit freundlichen Anlagen umgeben wurde, hat auch die Höhen jenseits des Heiligenberges in das Bereich seiner Wirksamkeit gezogen und ein wohl unterhaltener, mit Bäumen bepflanzter Weg führt von dem Dorfe aufwärts in der Richtung nach dem Melibocus und nach dem Alsbacher Schloß und Zwingenberg.

Den Ausblick in die lachende Ebene gestattend, so daß das Auge unbehindert jenem Triebe in die Ferne zu schweifen folgen kann, führt uns der Weg, den mannigfachen Krümmungen des Gebirges folgend, bald durch Hochwald, bald durch lichten freundlichen Buchenschlag an den bewaldeten Bergrücken hin. Klare Bergwasser eilen in zierlichen Sprüngen da und dort vom Kamme des Gebirgs herab, tief im Waldesdunkel ladet eine aus einfachen Baumstämmen gezimmerte Bank zur Ruhe ein, zu unsern Häupten das muntere Volk der gefiederten Waldbewohner, zu unseren Füßen das murmelnde Bächlein, können wir uns kein lauschigeres, traulicheres Plätzchen als Rastort aussuchen.

Aufwärts führt der Weg nach dem

Melibocus,

richtiger Malchen genannt, in welchem frühere Gelehrten den von Ptolemäus' erwähnten Berg *Μηλιβοκον*, unter welchem Namen dieser jedoch, wie jetzt allgemein angenommen wird, den Brocken verstand, erblicken wollten. Diese fälschliche Benennung ist dem Berg geblieben, während der richtige

Name Malchen außer Gebrauch gekommen ist. Nur die Landbevölkung der umliegenden Orte hat mit der bekannten Zähigkeit, mit welcher der Landmann am Alten festhält, die alte Benennung beibehalten. Dieser mons malcus, Malchenberg, kömmt schon in einer Urkunde vom Jahr 1012 vor, wo Heinrich II. den nach diesem Berge genannten Bannforst dem Kloster Lorsch schenkt. Später heißt dieser Forst „Malchenwald" oder „Malschenwald", und so wird er auch in verschiedenen aus den Jahren 1424, 1525, 1718, und 1744 datirenden Urkunden genannt.

Auf dem 548,8 Meter hohen Berg befindet sich ein 21 Meter hoher Thurm, von welchem man eine der schönsten Aussichten genießt, welche weit und breit dem Auge sich darbieten.

Sein Erbauer ist Landgraf Ludwig IX., wie wir durch die über der Thür eingemauerte Platte mit Inschrift erfahren:

Diess Denkmal, Kattenberg, du Ursprung aller tapferen Hessen,
Hast du der Gegenwart des neunten Ludwig beizumessen,
Der wie sein treues Volk gedacht und denken wird,
Dass Ruhm und Tapferkeit des Helden grösste Zierd.

Bikenbach, den 10. Juli 1772, angefangen den 16. Oct. und geendigt den 12. Dec. 1772.

Als Aussichtspunkt beherrscht der Thurm das ganze Rheinthal von Straßburg, dessen Münster man durch das Fernrohr erblickt, bis zum Niederwald bei Bingen. Mainz, Worms, Speyer, der Donnersberg, Mannheim, die obere Bergstraße und eine weite grüne Fläche, durch welche sich der Rhein in mannigfaltigen Krümmungen hindurchwindet, liegen vor uns. Unmittelbar unter uns liegt der grüne Höhenzug mit den Ruinen von Alsbach und Auerbach.

Das Alsbacher Schloß.

Folgt man statt aufwärts nach dem Melibocus zu steigen, dem nach dem Alsbacher Schloß führenden Waldwege, dem Schlosse, dessen dicker runder Thurm und der bewaldete Bergvorsprung, auf welchem es erbaut ist, sich schon weithin sichtbar von dem lichten Hintergrunde der Riedebene und dem Rheinthale, aus welchem der vaterländische Strom zu uns emporleuchtet, in scharfen dunkelen Umrissen abzeichnet, so bieten sich uns eine Reihe der mannigfaltigsten landschaftlichen Genüsse. Im Vordergrunde niedriges, junges Gehölz und Gestrüpp, in welchem man in den Abendstunden bei ruhiger Annäherung leicht die sich ätzenden Thiere des Waldes, namentlich Rehe, überrascht, im Hintergrunde der stattliche, von dem Melibocus überragte Buchenwald, durch welchen unser Weg führt.

Die Burg muß eigentlich Burg Bickenbach genannt werden und wird etwa hundert Jahre später als das bereits in Urkunden vom Jahr 765 erwähnte, am Fuße des Burgberges liegende Alsbach genannt. Ihr erster Erbauer ist unbekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß auch sie gleich der Starkenburg von den Mönchen des mächtigen Klosters Lorsch als Schutzwehr errichtet und dann einem Ritter zum Lehen gegeben wurde. Solche Lorscher Lehensleute waren die Freiherren von Bickenbach, deren Stammsitz die Burg wurde. Zwei solcher Herren von Bickenbach — Friedrich und Johann — leisteten Heinrich I., dem Vogler, Heeresfolge bei seinem Feldzuge wider die Hunnen. Die Herren v. Bickenbach, reichstagsfähige Dynasten, erhielten sich bis an den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, die Burg aber wurde gleich Tannenberg durch Vererbungen und Heirathen zu einer jener verdächtigen Ganerbschaften, welche eine ständige Gefahr für die Sicherheit der Umgebung waren. Es ist zwar nichts, was die Bewohner der Burg besonders gravirt erscheinen ließe, bekannt, aber diese Bickenbacher Ganerben müssen doch den Nachbarstädten in einem hohen Grade zuwider gewesen sein, denn 1463

erhob die Stadt Frankfurt die Beschuldigung gegen sie, daß sie Feinden der Stadt eine Zuflucht gewährt hätten, schickten unter Haman Waldmann, einem erfahrenen Kriegshauptmann, ein Heer vor die Burg, welches sie auch am St. Lucastag erstürmte und darauf in Brand steckte. Die Ganerben bauten 1365 die Burg wieder auf, welche später an den Grafen von Mansfeld und dann durch Kauf an Schenk Erasmus von Erbach überging. In dem mehr erwähnten bayerischen Erbfolgekrieg übergab sich die Burg freiwillig dem Heere des Landgrafen Wilhelm von Hessen. Durch den im Jahr 1510 von diesem in Seeheim mit dem Hause Erbach abgeschlossenen Vergleich wurde dem Landgrafen Schloß Bickenbach, welches von nun an bei Hessen blieb, förmlich zugesprochen.

Philipp der Großmüthige ließ das halb zerfallene Schloß wieder in wohnlichen Stand setzen und beherbergte hier den vom schwäbischen Städtebund vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, bis er ihn im Jahr 1535 mit Waffengewalt wieder in sein Land einzusetzen vermochte. Später wohnte ein Amtmann auf der Burg, dessen Amtssitz jedoch schon vor dem dreißigjährigen Kriege nach Zwingenberg verlegt wurde. Das Schloß wurde nicht weiter in Stand gehalten und zerfiel nach und nach. Die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges und des Orleans'schen Erbfolgekrieges mögen wohl das ihrige zu dem Zerfalle der Burg beigetragen haben. Eines Vorfalls aus dem vorigen Jahrhundert erwähnt eine in der Ruine aufgestellte Gedenktafel. Auf einer seiner merkwürdigen Jagdzüge verfolgte Landgraf Ludwig VIII. einen Hirsch, der sich vor der ihm nachjagenden Meute bis herauf auf das Alsbacher Schloß geflüchtet hatte. Das Thier setzte über den Burggraben und gewann die Ringmauer wo sich ihm freilich kein weiteres Asyl mehr bot. Hoch auf der Ringmauer stehend, traf den Hirsch die Kugel des Landgrafen.

In den vierziger Jahren nahm sich der verstorbene Großherzog Ludwig III., damals Erbgroßherzog, der einem völligen Zerfall entgegengehenden Ruine an und gleich Frankenstein ist sie im Interesse der Touristen wieder einigermaßen hergestellt und mit englischen Anlagen umgeben worden.

Am Fuße des Burgbergs liegt Alsbach, ein freundliches Bauerndorf, welches auch neuerdings von Fremden als Landaufenthalt gewählt wird. Der hochverdiente Germanist Dr. Max Rieger und der Opern- und Romandichter Ernst Pasqué, gegenwärtig der beste Operntextverfasser und einer der fruchtbarsten Schriftsteller unserer Zeit, besitzen hier stattliche Villen.

Zwingenberg,

dessen alterthümliches Ansehen, sein von dickem Mauerwerk umgebener Kirchhof, die alte Kirche und seine ächt deutschen aus Fachwerk zusammengesetzten Häuser bereits auf ein hohes Alter schließen lassen, zählt gleichfalls zu den ältesten Orten an der Bergstraße. Bereits im Jahr 1273 erhielt Zwingenberg wegen seiner herrlichen Lage und seiner dem Grafen Diether II. von Katzenellenbogen geleisteten treuen Dienste die Stadgerechtigkeit, doch muß der Ort schon früher bedeutend gewesen sein, da er in dem Baubriefe, durch welchen 1258 das Mainzer Kapitel zu der von dem Grafen Diether I. beabsichtigten Erbauung einer Kirche seine Einwilligung ertheilt, als oppidum bezeichnet wird. Durch die Katzenellenbogener Erbschaft kam es an Hessen, bei welchem es auch seitdem verblieb. Zwingenberg, früher so weit die Geschichte zurückreicht, katzenellenbogisches Besitzthum, gehört somit zu den ältesten Hessischen Städten und hat an allen den Prüfungen, welche später über das Land kamen, Theil genommen. Im dreißigjährigen Kriege leert es wie die ganze Bergstraße den Becher der Leiden bis zum Grunde. Die furchtbare Hungersnoth des Jahrs 1635 wüthete auch in Zwingenberg und Seuchen entvölkerten das Städtchen. Am Ende des furchtbaren Krieges hausten hier die Franzosen und noch fürchterlicher im Orleans'schen Erbfolgekriege. Sie eroberten damals die Stadt mit Sturm, plünderten und brannten sie bis auf 12 Häuser nieder und schleppten alles was nur Werth hatte, selbst die vier Kirchenglocken, mit sich fort. Als Alterthum sehenswerth ist am Schlusse des vierzehnten, oder Anfang

des fünfzehnten Jahrhunderts erbaute Kirche, welche wahrscheinlich an der Stelle des vom Grafen Diether von Katzenellenbogen erbauten Gotteshauses steht. Von der oberhalb der Kirche gelegenen ehemaligen Burg Zwingenberg sind kaum noch Spuren vorhanden. Lohnend ist jedoch ein Hinansteigen bis zu jener Höhe, denn ein herrlicher Ueberblick über das Städtchen, und eine weite Fernsicht in die Rheinebene, welche auch von diesem Punkte ihre besonderen Reize bietet, eröffnet sich dem Auge. Auch Zwingenberg wird öfter von Fremden als Sommeraufenthalt gewählt, doch sind die Schönheiten und Vorzüge seiner Lage, wie es uns scheint, noch nicht hinreichend gewürdigt. Der Schutz, welchen der Melibocus mit seinen lang in die Ebene sich erstreckenden Vorsprüngen gegen die Nord- und die Ostwinde gewährt, empfiehlt es vorzugsweise als klimatischen Kurort. Sein „Hôtel zum Löwen" von Chr. Diefenbach ist ein Gasthaus von altbewährtem Rufe und hoffen wir, daß auch das in dem schönsten Theile der rebenreichen Bergstraße gelegene Städtchen sich eines immer lebhafteren Fremdenverkehrs erfreut.

Auerbach.

Mit Jugenheim wetteifert an Liebreiz und Zauber seiner Umgebung das freundliche Auerbach. An den beiden Abhängen des von Malchen und Auerberg hier eingeengten Hochstätter Thales sich erstreckend und längs des Auerberges sich verlängernd, liegt es geschützt gegen die Luftströmungen der rauhen Jahreszeit, gegen die verspäteten Nord- und Nordostwinde des Frühjahrs und die ersten Vorboten des Winters. Fern bleiben ihm die trockenen Ostwinde des Sommers. Ihre Kraft ist durch die Gebirgsthäler des Odenwaldes, welche sie bereits durchmessen haben, gebrochen, und der sonst gefürchtete Ost bringt den Bewohnern Auerbachs nur die würzige Waldluft und die Wohlgerüche der Bergwiesen des malerischen Hochstätter Thales, dasjenige aller Thäler der Bergstraße, welches dem Besucher die mannigfaltigste Abwechselung, die großartigste Romantik darbietet. Auf den Bergen wächst jener treffliche unter dem Namen Auerbacher Rott bekannte Wein, dessen Aroma und Feuer ehedem die Sprachforscher zu der Meinung verleitete, daß er es gewesen sei — das aurum bachi, Bachusgold der ersten römischen Ansiedler, — welcher bei der Taufe Auerbachs Pathe gestanden.

Wenn auch hier eine frühe römische Ansiedelung wahrscheinlich ist, so sprechen doch alle vorhandenen Urkunden gegen die für Auerbach schmeichelhafte Ableitung. In den ältesten aus den Jahren 773 und 775 herrührenden Documenten wird nur die Bezeichnung Urbach gebraucht. Die Entstehung aus einem Worte deutschen Namens, aus dem alten „Ur", der Bezeichnung des ehedem im Odenwald heimischen Auerochsen, der wohl an dieser Stelle häufiger das erfrischende Bergwasser aufsuchte, liegt daher weit näher und diese Ableitung erhöht nach unserem Ermessen nur die Romantik des schönen Ortes.

Auerbach und sein Schloßberg gehörten ursprünglich gleich Bensheim und dem Frankenstein zu dem Eigenthume der fränkischen Könige an der Bergstraße. Es wurde mit ersterem dem Kloster Lorsch geschenkt, kam von diesem an Mainz, endlich an die Grafen von Katzenellenbogen und fiel nach deren Aussterben mit ihren übrigen Besitzungen Hessen anheim.

Die Anlagen, welches es heute umgeben, verdanken Ludwig I., welcher sie 1780 anzupflanzen befahl, ihre Entstehung. Unter Ludwig I. wurde es ein Lieblingsaufenthalt dieses Regenten und seiner Gemahlin. Noch jetzt dient es dem Großherzoglichen Hof als Sommeraufenthalt und zum Beherhergen von Gästen. Fremde namentlich Nervenleidende, suchen Ruhe und Erholung in dem stillen freundlichen Thale, und Genesung von der stahlhaltigen Quelle seines guten Brunnens, und, wie wenig andere, ist Auerbach ein Fleckchen Erde, auf welches die Natur in reichstem Maße das Füllhorn ihres Segens ausgoß. Auch für die Ansprüche der Fremden an den Comfort ist gesorgt. Das behagliche

Hôtel „zur Krone" von G. Diefenbach erfreut sich schon seit Jahrzehnten der Gunst der Touristen und wetteifert in Küche und Weinkeller mit den besten Hôtels, welche die Rheingegenden bieten.

Folgt man aufwärts dem Laufe des durch Auerbach fließenden Baches, so gelangt man in das Hochstätter Thälchen, das gleich grünen Wänden, eingeengt von den Abdachungen des Malchen und Auerberges, in malerischen Krümmungen ostwärts zieht. Eines der lieblichsten Naturschauspiele bietet sich uns dar.

Neben uns rauscht der Wiesenbach, und er flüstert und murmelt uns geheimnißvolle Worte zu, wir horchen, und lauschen und es will uns bedünken, als ob wir diese Worte verstehen müßten, die da wunderbar sinnbestrickend an unser Ohr klingen. Und wir hören sie wieder, diese Wunderstimme, die zu uns spricht, wir vernehmen sie im Säuseln des Windes, in dem Zwitschern des Finkes und der anderen Vögel in den Zweigen, und im dem Jubelliede der Lerche, die sich aufwärts schwingt. „Kehre zurück zu mir", ruft sie uns zu, „wenn du müde und beladen bist, erfrische dein Herz an der verjüngenden, sich immer neu begrünenden Natur". Und das Bächlein murmelt von den dunkelen, kühlen Waldthälern, den Jagdgründen Odin's, des alles verjüngenden und verschönenden Gottes. „Ziehe ein bei uns in unsere Berge, nur bei uns findest du Ruhe, nur bei uns findest du Frieden!" Und freundlich strecken die Anemonen die Köpfchen aus der grünen Decke des Wiesengrundes, ihre lichten Aeuglein nicken uns zu, wie wenn sie uns bestätigen wollten, was der murmelnde Waldbach zu uns spricht, und wir folgen ihm dahin, wo er uns hinweist! Aufwärts und immer thalaufwärts schreiten wir, die Frühlingsluft mit vollen Zügen einathmend, bis wir in die enge Thalschlucht unweit des Auerbacher Forsthauses gelangen. Und immer stiller und einsamer wird es um uns, immer mehr entfernen wir uns von den Wohnungen der Menschen, und immer lauter und zutraulicher murmelt zu uns der Bach, ihm weiter zu folgen auf dem betretenen Pfade.

Einsam wandle deine Bahnen,
Stilles Herz und unverzagt,
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst du, was dir keiner sagt.

Laß die breitgetretenen Plätze,
Steig nach Unten, klimm' nach Oben;
Reiche Nibelungenschätze
Liegen rings noch ungehoben.

Und du schau'st vom Grath der Berge
Fernes Meer vom Ufer dämmern,
Hörst tief unten der Gezwerge
Erdgewaltig dumpfes Hämmern.

Wie menschlicher Laut klingt die Stimme, welche also zu uns spricht; wir schauen um uns und ein kleines freundliches Männlein steht neben uns und ladet uns ein, ihm zu folgen. Eine Leuchte hält es in seiner Hand und bückend und kriechend schlüpfen wir durch einen langen Gang, der abwärts und immer abwärts führt.

Aber bald erschloß ein weiter
Höhlenraum am End' des Gang's sich,
Riesenhoch die Felsenwölbung;
Schlank gewundene Säulen senkten
Von der Decke sich zum Boden,
An den Wänden rankt in buntem
Formenspiel des grauen Tropfsteins
Geisterhaftes Steingeweb,
Bald wie Thränen, die der Fels weint,
Bald wie reich verschlungener Zierrath
Riesiger Korallenäste.
Bläulich fahler unterird'scher
Farbenschimmer füllt die Räume,
Grell dazwischen auf der Steine
Kanten glänzt das Kienspahnlicht,
Aus der Tiefe klang ein Rauschen
Wie von fernem Bergstrom auf.

Nahe bei dem Forsthause erstreckt sich eine Marmorader von ungefähr 50 Meter Mächtigkeit auf eine Länge von 1500 Meter von Osten nach Westen durch den Bergrücken. Die Ader wird auf bergmännische Weise ausgebeutet, und auf eine Strecke von ungefähr 500 Meter ist die Grube bereits angebaut. In die Tiefe führt ein 100 Meter langer Schleppschacht und in horizontaler Richtung geht ein ungefähr 250 Meter langer Stollen in den Berg. Wie ein Wunder aus Tausend und einer Nacht dünkt den Stadtbewohner das, was er hier erschaut. Nur mühsam gewöhnen wir uns an die spärliche Beleuchtung der Grubenlichter, in unbestimmten Umrissen erscheinen uns die Gegenstände, und je unsicherer das Auge ist, um so geheimnißvoller erscheint uns das helle Klopfen der Hämmer, das uns von da und von dort entgegenkommt. Mit Einemmale glänzt das blendende Licht einer bengalischen Flamme und es bietet sich uns eines der wunderbarsten und großartigsten Schauspiele, welche das menschliche Auge zu überraschen vermögen.

Eine ungeheure, auf Riesenpfeilern ruhende Grotte öffnet sich vor uns und wir staunen über die gewaltigen Quadern, die der Keil und der Hammer des Bergmanns bereits der Erde abrang. Auf den Bruchflächen glitzernd und in mannigfachen Farben schimmernd, strahlt der Marmor das in Ueberfülle gespendete Licht zurück, und einmal eingedrungen in die Eingeweide des Berges, sehen wir mit Staunen das mächtige Knochengerüste, das die gewaltige Last trägt, und winzig und bescheiden erscheinen uns unsere Werke neben der allgewaltigen Natur. Und wieder steht Scheffel's Erdmännlein bei uns und flüstert spöttisch:

> Traun, bei Bergcrystall und Feldspath!
> Vieles müßt ihr noch erlernen
> Bis das rechte Licht Euch aufgeht.

Das bengalische Licht verlöscht und wieder umhüllt uns die Finsterniß. Mit Einemmale ertönt ein gewaltiges Krachen, ein Brüllen und Donnern, wie von einer Batterie Geschütze, der Boden wankt unter uns, der ganze Berg scheint in Bewegung und auf uns einzustürzen, und eine durch die Sprenglöcher genau abgegrenzte Felswand stürzt statt dessen, ohne Schaden anzurichten, friedlich an der von dem Bergmann vorausbezeichneten Stelle in die Grotte.

Ungeheuere Massen Marmors sind bereits auf solche Weise zu Tag gefördert worden. Die größeren Blöcke verwendet man zu Tischplatten, Treppenstufen und Bildhauerarbeiten, und der Auerbacher Marmor, obwohl minder weiß, aber ebenso feinkörnig wie der carrarische, findet gegenwärtig in der Technik ausgedehntere Anwendung. Auf den Industrieausstellungen von Paris und Wien waren größere Gegenstände aus Auerbacher Marmor ausgestellt. Der bergmännische Betrieb der Grube wird von einem Darmstädter, Herrn Berg-Ingenieur Dr. Wilh. Hoffmann, geleitet; sehr liebenswürdig und zuvorkommend macht sich derselbe ein Vergnügen daraus, wißbegierigen Fremden den Besuch der Grotte zu gestatten und sie von Allem, was für sie von Interesse sein kann, zu unterrichten.

In einem in unmittelbarer Nähe des Ortes mit dem Hauptheile sich vereinigenden Seitenthale des Hochstätter Thales, welches rasch nach der Richtung des Schönberger Thales an Breite zunimmt und nur durch einen Höhenrücken von diesem getrennt wird, befinden sich die Anlagen des Fürstenlagers, eines Musters der Landschaftsgärtnerei, bei welchem die von der Natur mit einer so reichen Romantik ausgestattete Gegend durch die Kunst eine Verschönerung und Veredelung erfahren, wie sie nicht geschickter und geschmackvoller gedacht werden konnte. Keine barocken Einfälle eines wunderlichen Gärtners stehen im Mißklang zu den großartigen Naturschauspielen, welche sich innerhalb dieses englischen Gartens darbieten. Nur die Landschaft selbst ist vervollständigt. Auerbacher Schloß und Melibocus dienen dem Bilde als Hintergrund, ehrwürdige Baumriesen bilden den Vordergrund, und ein grünes

Wiesenthal, in welchem Springbrunnen plätschern, bildet den Mittelgrund des harmonischen Landschaftsbildes. Die schönsten Laubbäume, Platane, Ulme, Silberpappel und andere, wechseln miteinander und liefern den mannigfaltigsten Baumschlag, und exotische Gewächse in Blumenbeeten bieten dem an den Einzelheiten sich erfreuenden Beschauer farbenreiche Blüthen und imposante Dimensionen [illegible]

Das Auerbacher Schloß.

[illegible]

die [illegible] einer aus dem Auswurfe [illegible] zusammengelesenen Söldnerbande, unter welcher sich namentlich viele der heute noch durch ihre viehischen Ausschweifungen berüchtigten Irländer befanden, zu schützen, mit wenigen rasch zusammengelesenen Habseligkeiten in die festen Mauern des Bergschlosses. Dort beschlossen sie, ihr Leben so theuer



Gez. v. Ludwig Lange. — Stahlst. v. F. Foltz

DAS AUERBACHER SCHLOSS

Wiesenthal, in welchem Springbrunnen plätschern, bildet den Mittelgrund des harmonischen Landschaftsbildes. Die schönsten Laubbäume, Platane, Ulme, Silberpappel und andere, wechseln miteinander und liefern den mannigfaltigsten Baumschlag, und exotische Gewächse in Blumenbeeten bieten dem an den Einzelheiten sich erfreuenden Beschauer farbenreiche Blüthen und imposante Dimensionen zeigende Blattformen. Viele malerische Aussichtspunkte bietet der liebliche Park, in dem uns in ungewohnter Schnelle die Stunden verschwinden, so den Altarberg, von welchem aus wir die Starkenburg und den oberen Theil der Bergstraße mit dem Oelberg bei Schriesheim erblicken, vor allem aber der Champignon mit seinen neun Aussichten, zu welchem die Bäume der nach neun Richtungen hin ausgehauenen Waldschneisen eine Coulisse bilden, wie sie kein Theater der Welt jemals seinen Zuschauern zu bieten im Stande sein wird.

Das Auerbacher Schloß.

Hoch oben auf dem 1000 Fuß hohen Auerberg thront eines der malerischsten Bergschlösser mit Zinnen und gewaligen Thürmen, das zu den schönsten und wohlerhaltensten gehört, welches nicht allein die Bergstraße, sondern das gesammte burgenreiche Rheinthal vom Drachenfels bis hinauf zu den Kämmen der Vogesen darzubieten vermag.

Leider ist über die frühere Vergangenheit dieses bedeutenden Bergschlosses nur wenig bekannt. Schloß Urberg wird zum ersten Male 1257 in Urkunden genannt. Die Burg gehörte, wie die bereits früher erwähnten, zu den Festen, welche von der reichen Lorscher Abtei errichtet wurden, und auf welchen diese ihre Burgmannen hatte; es kann daher angenommen werden, daß die Erbauung des Auerbacher Schlosses in eine weit frühere Periode fällt, als es diejenige ist, in welcher zum ersten Male des Schosses gedacht wird. Später war die Burg Katzenelnbogische Landesfeste und bildete als solche einen Theil der reichen Katzenelnbogener Erbschaft, welche Hessen anheimfiel.

Keine einzige historische Erinnerung, auch nicht die unbedeutendste, knüpft sich an die frühere Vergangenheit des Schlosses. Seine tiefen Gräben und gewaltigen Ringmauern waren im Mittelalter stark genug, auch dem mächtigsten Feind Widerstand zu leisten, und nie hat wohl ein Eroberer die Kühnheit besessen, an den Werken dieser Feste seine Kraft zu erproben.

Nur einmal, als es armen verzweifelten Bauern, die vor den raubend und plündernd, brennend und mordend 1674 durch die Pfalz und die Bergstraße sich wälzenden Schaaren Turennes die Flucht ergriffen hatten, als Unterkunft diente, war es der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Wir folgen in der Darstellung dieser Vorgänge den Ausführungen eines vaterländischen Geschichtsforschers, Herrn Ernst Wörner, welcher das Verdienst hat, über die Ereignisse, deren Schauplatz damals die Bergstraße war, Klarheit verbreitet zu haben.

Obwohl der Landgraf von Hessen in dem Kriege, welcher zwischen Frankreich und der Pfalz sich entsponnen hatte, neutral geblieben war, so eröffnete die Avantgarde der Franzosen ohne Rücksicht auf das Völkerrecht, sobald sie Herren des oberen Rheines und des Neckars waren, die Feindseligkeiten sofort auch auf dem hessischen Gebiet. Aus den Dörfern der gesammten Umgebung flüchteten die Bauern, um sich und ihre Angehörigen vor der Wuth einer aus dem Auswurfe der Menschen zusammengelesenen Söldnerbande, unter welcher sich namentlich viele der heute noch durch ihre viehischen Ausschweifungen berüchtigten Irländer befanden, zu schützen, mit wenigen rasch zusammengelesenen Habseligkeiten in die festen Mauern des Bergschlosses. Dort beschlossen sie, ihr Leben so theuer



Wiesenthal, in welchem Springbrunnen plätschern, bildet den Mittelgrund des harmonischen Landschaftsbildes. Die schönsten Laubbäume, Platane, Ulme, Silberpappel und andere, wechseln miteinander und liefern den mannigfaltigsten Baumschlag, und exotische Gewächse in Blumenbeeten bieten dem an den Einzelheiten sich erfreuenden Beschauer [illegible]

[illegible]

[illegible] aus dem Auswurfe der Menschen zusammengelesenen Söldnerbande, unter welcher sich namentlich viele der heute noch durch ihre viehischen Ausschweifungen berüchtigten Irländer befanden, zu schützen, mit wenigen rasch zusammengelesenen Habseligkeiten in die festen Mauern des Bergschlosses. Dort beschlossen sie, ihr Leben so theuer



Gez. v. Ludw. Lange. Stahlst. v. F. Foltz.

DAS AUERBACHER SCHLOSS

als möglich zu verkaufen, vertheidigten sich und bekämpften die Feinde durch mehrere siegreiche Ausfälle. Durch einen geheimen Weg gelang es jedoch den Franzosen die Veste zu überrumpeln. Nach einem wilden Handgemenge, in welchem zahlreiche Bauern fielen, wurden sie Herren des Schlosses. Französische höhere Officire thaten dem Gemetzel Einhalt, aber Schändlichkeiten und Mißhandlungen aller Art, bei welchen die entmenschte Rotte selbst Weibern und Kindern gegenüber keine Schonung übte, und die brennenden Gebäude des Bergschlosses bildeten das Nachspiel des Kampfes.

Der mit 15,000 Mann heranziehende kaiserliche General Bournonville hinderte die Franzosen ihren Verheerungszug weiter fortzusetzen. Um den Seinigen zu Hülfe zu kommen, brach Turenne mit 9000 Mann und 6000 Pferden aus dem Lager von Lachen bei Neustadt an der Haardt auf und überschritt am 3. Juli den Rhein. Bournonville wich sofort zurück, als er die Annäherung des gefürchteten Feindes erfuhr, dessen Stärke er wohl überschätzte, und bereits am folgenden Tage finden wir den energischen Turenne auf der Verfolgung der Kaiserlichen begriffen.

Der Graf von Roye wurde mit 1400 Cürassiren und 600 Dragonern zur Verfolgung der Kaiserlichen abgesandt. Bei Zwingenberg stieß die Avantgarde dieser Macht auf etwa sechzig hinter einer Terrainerhöhung aufgestellte deutsche Reiter; ihr Führer, du Repaire, reitet an sie heran, geräth aber an eine verdeckt aufgestellte überlegene 400 Mann starke Reiterschaar, muß Kehrt machen und in wilder Flucht, verfolgt von den deutschen Reitern, zu seinem Hauptcorps zurückkehren. Das Gefecht, bei welchem auf beiden Seiten 12—15 Todte blieben, sicherte den Rückzug der kaiserlichen Armee, de Roye wagte die Verfolgung nicht mehr weiter fortzusetzen, und als am folgenden Tag Turenne in Zwingenberg ankam, hatte man bereits die Fühlung mit dem Feinde verloren.

Die französischen „Helden", welche einen unvorbereiteten Staat mitten im tiefsten Frieden überfallen, übten nun, nachdem sie keines Feindes mehr habhaft werden konnten, ihre Kraft am armen Landvolke. Furien gleich, die Brandfackel in der Hand, durcheilten sie die Städte und Dörfer, beinahe alle Orte, welche sie durchzogen, gingen in Flammen auf, und als Turenne sein Hauptquartier nach Großsachsen verlegte, leuchtete das an allen Ecken in Brand gesteckte Dorf zu seinem Einzug.

Turenne, welchen französische Geschichtsschreiber so gerne als einen ritterlichen Feldherrn darstellen, aber in Wahrheit einer der entsetzlichsten Mordbrenner, welcher jemals die Bestialität unserer Nachbarn jenseits der Vogesen heraufbeschwor, um die Werke deutscher Cultur zu vernichten, ist am 11. September 1611 zu Sedan geboren. Es ist bezeichnend und wir nehmen es als ein Glück bringendes Omen für die Zukunft, daß diejenige Stadt, in welcher einer der größten Dränger Deutschlands das Licht der Welt erblickte, auch Zeuge sein mußte der größten militärischen Schmach, welche wohl je einem Volke bereitet worden ist.

Seit ihrer Zerstörung durch Turenne war die Burg verlassen, Unkraut wucherte im Hof, Schlinggewächse umrankten die zerbröckelnden Mauern, die Zinnen stürzten da und dort herab und in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1820 stürzte sogar der kleinere der beiden Wartthürme mit Gepolter in's Thal. Die Burg wäre der gänzlichen Verwüstung entgegengegangen, wenn nicht die Initiative Ludwig III. die Instandhaltung und den Wiederaufbau des eingestürzten Thurmes angeregt hätte. Seitdem ist es wieder ganz behaglich, beinahe wohnlich in den kahlen Mauern geworden, größere und kleinere Trupps alter und junger Touristen lassen sich des Sommers in dem weiten Burghofe nieder, oder schwärmen, die Aussicht genießend, auf dem Zinnengange umher. Im Jahr 1853 sah der Burghof eine der seltensten Festlichkeiten, veranstaltet von einem Kreise, in welchem Witz und frohe Laune vorzugsweise heimisch sind. Wir meinen das von Frankfurter Künstlern angeregte Künstler-Maifest, welches mehrere Hunderte Frankfurter und Darmstädter Künstler in den Mauern des Schlosses zusammensah.

Richard Wagner entrollt uns in seinem „Lohengrin“ und „Tannenhäuser“ Bilder mittelalterlichen Prunkes, bei welchen sich jedes deutsche Herz unwillkürlich hebt und freudig erregt wird durch den romantischen Pomp, den hier die Phantasie des Dichters entfaltet. Nur an einem, an der decorativen Ausstattung, versagt da und dort die Wirkung des Bildes. Es ist die Leinwand und die Theatercoulisse, dem wir allerwärts statt des gewaltigen Mauerwerks der mittelalterlichen Schlösser begegenen und das Brautbett, das wir, während das Brautlied beim Fackeltanz ertönt, im Hintergrunde des Schlafgemaches aufgestellt sehen, ist ein ärmliches Ding im Vergleich zu dem mächtigen, von einem hohen Himmel überwölbten Quadratgestell des ehelichen Lagers. Noch weniger entspricht der mühsam zusammengestellte Burghof mit dem Thorthurm, von dem der Morgengruß der Wächter herabtönt, jenen gewaltigen Werken der mittelalterlichen Burgen, es ist ein Nothbehelf, der zur Wirklichkeit in einem Verhältnisse steht wie der Pappdeckel zu den riesigen Quadern, wie das dünne Blech zu den gewaltigen Stahlharnischen und riesigen Beinschienen. Ganz anders, lebensvoller und wahrhaftiger erscheint uns ritterliches Leben bei einem Gange durch die mittelalterliche Burg, die in allen ihren Einzelheiten selten so wohl erhalten und so deutlich erkennbar vorhanden ist, wie die Ruine des Auerbacher Schlosses.

Man würde irren, wenn man in dem Ritterthume eine eigentlich deutsche Einrichtung erblicken wollte. Sehen wir es auch schon zur Zeit der Hohenstaufen in voller Blüthe, so kannte doch das frühe Mittelalter diese Einrichtung nicht. Alte, seit Langem angesessene Geschlechter behaupteten allerdings einen ähnlichen Vorrang, wie ihn heute noch in der Schweiz angesehene Patrizierfamilien genießen, deren Stellung von jeher eine dem Adel völlig ebenbürtige war, ohne daß sie eigentlich jemals den sogenannten Adelsfamilien zugezählt worden wären. Ein eigentliches Ritterthum kannte man jedoch nicht. Die Auffassung hielt sich in Deutschland, wo man noch bis zum zwölften Jahrhundert häufig davon absah, die Ritterbürtigkeit, das heißt die direkte Abstammung von einem Ritter, als Grundbedingung für die Aufnahme in den Ritterstand anzusehen. Erst nach und nach wurde das Ritterthum, das sich wohl durch Einwirkung des Maurenthums auf die romantischen Südländer, Spanier und Provençalen allmählig entwickelte, auch in Deutschland zu einer förmlichen gesellschaftlichen Institution ausgebildet; Waffenwache und feierlicher Ritterschlag kamen in Aufnahme, Knappen wurden für den Ritterdienst an den Höfen unter dem Namen „Pagen“ für den höfisch ritterlichen Dienst ausgebildet. Die Burgen und Schlösser der Großen wurden zugleich der Sitz eines gewissen Cultus des Schönen, und das Lied des Minestrels und seine Harfe erklangen zur Verehrung und zum Lobe der Frauen. „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich“, war der Wahlspruch des mittelalterlichen Ritters.

Die mittelalterliche Burg war eben so wehrhaft, wie sie ein Sammelpunkt behaglichen Lebensgenusses war. Jenseits des Grabens befand sich eine, an dem Auerbacher Schloß noch sichtbare Ummauererung, welche den ersten Anprall der Feinde abhielt, die sogenannten Zingeln. Von dem Brückenthor aus tritt man in den Vorhof, den Zwingelhof, auch Viehhof genannt, weil sich in ihm die Wirthschafts- oder Stallgebäude befanden. Durch ein zweites, ehedem mit einem Fallgatter versehenes Thor mit stattlichen Zinnenmauern gelangt man durch das innerste Thor in den eigentlichen Schloßhof. In wohlerhaltenem Zustand ist hier noch die Pechnase vorhanden, aus welcher dem kecken Eindringling, der etwa dieses Thor zu erzwingen versuchen wollte, brennendes Pech, siedendes Oel, Steine, Unrath und andere derartige Projectile zum Willkommen auf den Kopf flogen. Den gerne gesehenen Gast aber führte man feierlich in den inneren Burghof, den Ehrenhof, in welchem sich in der schönen Jahreszeit unter der stattlichen im Mittelpunkte ihren Schatten spendenden mächtigen Linde, dem Lieblingsbaum ritterlicher Romantik, die Burgbewohner versammelten. In diesem inneren Burghof erhoben sich zwei stattliche, heute noch an dem Auerbacher Schloß deutlich sichtbare Bauten des Palas (von palatium, Pfalz, Pallast, französisch le palais) und der Bergfried (berfredus französisch beffroi). Letzterer war die Citadelle, der letzte Zufluchtsort der Burgbewohner, welcher auch an keinem mittelalterlichen Schlosse fehlen durfte. Er diente als Wart- und Ausschauthurm, und von ihm aus kündete das Horn des Wächters mit fröhlichem Rufe die nahenden Gäste, oder warnte die Insassen der Burg zeitig vor Feindesgefahr. Bei dem Auerbacher Schlosse ist der runde, ungewöhnlich, starke Bergfried von der

eigentlichen, durch zwei einfache Rundthürme vertheidigten Angriffsfront abgewandt und tritt stark aus der Umfassungsmauer hervor. Gleich ihm ist der Palas an dem Schlosse in besonderer Schönheit vorhanden. In dem letzteren wohnte der Burgherr, seine Familie und Burgmannen. Hier befand sich der große Empfangssalon, wo man sich der Freuden der Tafel ergab und der Humpen die Runde machte, die Gemächer „Kemenaten" der Burgherrn und der Frauen, „der frouwen heimliche". An der Ostseite des Palas finden sich noch die Ueberreste der Kapelle, aus welcher ein Mauergang in den Zwinger hinabführt.

Nichts zeugt mehr von der einstigen Pracht des Ritterthums, nur die herrlichen Berge, die frische Waldluft, die wir einathmen, und die Reben an den Halden, auf deren Blattwerk ein wärmender Sonnenstrahl glitzert, zeugen noch von der einstigen Behaglichkeit des Aufenthalts. Hollunder blüht jetzt in seinen Mauern, und wenn der Abend hereinbricht, wird's öde und leer in den Räumen der Burg.

Uns aber winkt das Heldenmal
Entgegen uns zum Gruße;
Noch grünt das holde Zauberthal
Wie einst an seinem Fuße.
Und wenn im Wald der Kukuk ruft,
Maiglöckchen hauchen Blüthenduft,
Dann rauscht wie Geisterklage
Um Burg und Berg die Sage.

Und die alte Frau Holle, die Hüterin der Schätze ist es, die uns hier als Burgfräulein entgegentritt, und die ihren Befreier, der ihr den Schlüsselbund abnimmt, das Schloß und seine Schätze schenkt. Frau Holle ist aber auch die Beschützerin ehelicher Treue und so läßt sie der Volksmund auch in den Ruinen des Schlosses als verführerische Schönheit umherwandeln, die erst erlöst wird, wenn sich ein Ritter findet, der ihren Verführungskünsten widersteht und seiner Dame die Treue hält. So wandelte einst Graf Max von Hochstätt, der für des Grafen Gronau Tochter in Liebe erglühte, abendlich durch die Mauern des Schlosses:

Da sieht er auf der Rasenbank
Ein Wesen hingegossen,
Von einem Schleier silberblank
Wie Nebelduft umflossen,
Und Formen quollen durch's Gewand,
Schön, wie von eines Meisters Hand,
An reizenden Statuen,
Sie uns entgegenblühen.

Und als er schon in seinem Sinn
Beschloß hinweg zu gehen,
Da fing es an die Schläferin
Lebendig zu durchwehen.
Sie hob vom Rasen sich empor
Und hob des Schleiers Silberflor,
Wie Nebel leicht und lichte
Von ihrem Angesichte.

Und dünkte schon der Formen Pracht
Ein Wunder seinen Blicken,
Wie fühlt er nun die Zaubermacht
Der Lust sein Herz umstricken,
Als sie des Silberflors beraubt,
Das jugendliche Lockenhaupt
Begann in Lichtesblenden
Entgegen ihm zu wenden.

Und flehend nahm sie ihn am Arm
Und zog ihn zu sich nieder
Und preßte sanft und liebewarm
Ihn an die zarten Glieder.
Er fühlte ihres Athems Wehn
Und konnt nicht länger widerstehn
Im glühenden Entzücken
Sie fest an's Herz zu drücken.

Und als sie durstig Kuß um Kuß
Ihm von den Lippen fangte,
Und zu dem süßesten Genuß
Die Gluth in's Herz ihm hauchte —
Da fiel ihm die Geliebte ein,
Wie sie so jungfräulich und rein
Sich jemals so vermessen
Vermöchte zu vergessen.

Und schnell fuhr er von ihr zurück
Und rief in bitt'rer Reue:
Wie konnt ich einen Augenblick
Entschlagen mich der Treue!
Nein, reizende Verführerin,
Treu, wie ich hergekommen bin,
Will ich von hinnen scheiden
Und jede Lockung meiden.

Und unaufhaltsam trieb's ihn fort
Aus des Geheges Mitte,
Da hemmt ein mächtig Zauberwort
Noch einmal seine Schritte.
Er wendet sich nach ihr zurück
Und sieht die noch im Augenblick
Erglüht im Lustverlangen,
Von Himmelslicht umfangen.

„Dank, Jüngling dir, spricht sie, du hast
Den Himmel mir gewonnen!
Die lange Zeit der Erdenrast
Ist endlich nun zerronnen!
Ja, edler Jüngling deine Flucht,
Als ich dein treues Herz versucht,
Hat endlich mir den Frieden
Der Seligen beschieden.

Von einem schändlichen Verrath
Ward meinem Eh'herrn Kunde.
Einst traf er mich auf böser That
In unbewachter Stunde:
Ha, Bube du, ha, Buhlerin!
Zur Hölle fahret beide hin,
Das schimpfliche Verbrechen
Soll meine Klinge rächen.

Er rief's in wutherſticktem Ton
Und stieß uns beide nieder. —
Erst vor des Weltenrichters Thron
Fand sich die Seele wieder.
Nicht schauen durft ich im Gewicht
Der Schuld des Höchsten Angesicht,
Nur strafend, nicht im Grimme
Vernahm ich seine Stimme:

Groß ist die Sünde deiner That,
Nur Strafe kann sie sühnen,
Vernimm, auf welchem Büßerpfad
Du Gnade magst verdienen;
Fortan sei ein Versuchergeist,
Und wie du deinen Buhlen dreist
Gemacht, dich zu verführen,
So sollst du jeden rühren.

Am Tag dann, wo des Bösen Macht
Ergriffen deine Seele,
Da steigest du in Jugendpracht
Aus deiner Grabeshöhle
Und wandle in des Schlosses Bann
Und trachte ob dir wohl ein Mann
In's Netz der Liebe gehe,
Und doch dir widerstehe.

An jenem Prüfungstage sei
Ganz Weib mit jedem Triebe,
Von aller Himmelshoffnung frei,
Dein Wunsch nur Sinnenliebe,
Und wenn von deinem Reiz bethört,
Ein Mann dir gänzlich angehört,
Und doch bewahrt die Treue,
Dann enden Qual und Reue.

Und als der Tag der Prüfung kam,
Ward ich dem Grab entrücket,
Verjüngt und schön in holder Scham
Sah ich mich froh beglücket,
Den Busen schwelgte süße Lust,
Nur Liebe war ich mir bewußt,
Und zärtliches Verlangen
Hielt meinen Sinn gefangen.

Und bald im stillen Burgrevier
Vernahm ich Liebesklagen,
Der Augen glühende Begier
Ließ einen Ritter wagen,
Was jeder nur zu gerne wagt
Wenn ihm die Gluth der Augen sagt,
Es blühe dem Begehren
Das wonnigste Gewähren.

Doch wenn er dreist der Liebe Gunst
Gedachte zu erringen,
Da fing ein kalter Moderdunst
Entgegen ihm zu dringen,
Und statt der blühenden Gestalt
Umfaßt er leichenstarr und kalt,
Wie eine Marmorklippe
Ein gräßliches Gerippe.

Zu Boden schlug wie Wetterstrahl
Den Buhlen dieses Wunder.
Ich aber stieg zu neuer Qual
In meine Gruft hinunter.
Und wieder hatte seinen Lauf
Ein Jahr vollbracht; ich stieg herauf,
Und abermal auf's Neue
Vergaß ein Mann die Treue.

Bald galt ich als ein böser Geist
Bei allen, die mich sahen,
Kein Mann war ferner mehr so dreist
Mich lebend zu umfahen.
Die Jahre schwanden ohne Zahl,
Ich aber mußte meine Qual
Für heimliches Verschulden
Nur lang und länger dulden.

Da fing mich die Verzweifelung
Gewaltig an zu fassen;
Es hatte zur Entsündigung
Die Hoffnung mich verlassen;
Ich lästerte den Herrn der Welt
Der solch ein Urtheil mir gefällt,
Das nimmermehr auf Erden
Erfüllet sollte werden.

Doch gnädig hat durch seine Macht
Sich mein Geschick gewendet,
Da ich es nimmermehr gedacht,
Hat er dich hergesendet,
Und Heil, getreuer Jüngling, dir!
Geöffnet hast du standhaft mir,
Nach seinem Richterworte,
Des Himmels Gnadenpforte.*

Das Balkhauser Thal und der Felsberg.

Jugenheim ist der gewöhnliche Absteigeort derjenigen, welche einen Ausflug nach dem Felsberg unternehmen. Zwei Wege führen von Jugenheim dorthin, der eine über das sogenannte Staffeler Kreuz, der andere durch das Balkhauser Thal. Der Letztere hat verschiedene Vorzüge vor dem Ersteren, denn die Steigung ist während seiner ganzen Länge eine allmählige und die Wanderung wird auf seiner letzten Hälfte durch schattigen Laubwald erleichtert, während umgekehrt, wenn man den Weg über das Staffeler Kreuz wählt, man gerade von der steilsten Seite des Berges anlangt und dieselbe ohne den geringsten Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu ersteigen genöthigt ist. Gewiß wählt man dann lieber den Weg durch das Balkhauser Thal, umsomehr, wenn man weiß, daß die Natur dieses Thälchen mit vielfältigen Reizen geschmückt hat. Buchen, Kiefern und Lärchen in mannigfaltigen Gruppen vereinigt, üppiger Wiesengrund, von klaren Bergwassern durchrauscht, wechseln mit dem mit Obstbäumen bepflanzten Ackerfeld. Den mitten in einer großen, grünen Fläche liegenden Thalhof links lassend, wandern wir durch Balkhausen; eine Zeit lang führt der Weg dem Waldsaume entlang, rechts die Aussicht nach dem Melibocus darbietend; dann aber überschreiten wir den vom Guattelbach durchrieselten Wiesengrund nud treten jenseits in den schattigen Laubwald, der uns von da bis an die Spitze des Berges Schatten und Kühlung spendet.

Hohe, kerzengerade Buchen, an denen vielfältig Epheu sich an der Nordseite emporrankt, vereinigen sich zu einem dichten Schatten spendenden Laubdach, unter dessen Schutze wir die Freuden des Waldes in vollen Zügen genießen. Ueppiger Pflanzenwuchs deckt den Waldboden. Waldmeister und Maiglöckchen und die prächtige großblumige Maiblume (convallaria grandiflora) findet man neben dem anspruchslosen Veilchen. Auf den höheren Theilen des Berges kömmt eine reiche Cryptogamenflora zur Geltung. Von den phantastischen Farnkräutern, bis herab zu den unscheinbaren Moosen, welche die im Walde zerstreuten Syenitblöcke mit einem günen Teppiche bedecken, fehlt es nicht an mancherlei dem Auge sich darbietenden Abwechselungen, und nicht minder wie die Pflanzenwelt, trägt auch die Thierwelt des Waldes zu unserer Zerstreuung bei. Die Amsel, verschiedene Finkenarten, Kukuk, Häher und Specht lassen sich vernehmen, Käfer mit schillernden Flügeldecken krabbeln auf dem Moosgrund, Eidechsen rascheln durch's Laubwerk und neugierig schaut vom Aste eines Buchenbaumes ein Eichhörnchen nach dem die Ruhe des Waldes störenden Fremdling. Auf dem kühlen Moosgrund gelagert, überschauen wir behaglich das Treiben der Thiere des Waldes, die im Bewußtsein ihrer Sicherheit immer ungenirter ihren Trieben folgen. Meister Reinecke schleicht sich, Beute suchend, sogar heran, gefolgt von der vorsichtigen Gattin. Keck wandelt er an den unbewaffneten Touristen vorüber, und als er unserm Auge entschwunden, nehmen wir die Wanderung wieder auf. Epheukränze schmücken die Hüte, und Waldblumen, zu malerischen Sträußen vereinigt, dienen als Andenken an das gastliche Waldesdach. Auf dem in sanft ansteigenden Zickzacklinien angelegten Wege sind wir unterdessen auf die Höhe des Berges gelangt und vor uns liegt das als Ruhepunkt auf unserer Bergfahrt dienende

---

* Aus einem Gedicht von Carl Merck, enthalten in der von Dräxler-Manfred redigirten Muse.

Forsthaus.

Hier auf der Höhe des Berges, erfreut uns eine wundervolle malerische Rundschau, welche Bergstraße und der Odenwald uns darbieten. Westlich begrenzt der in lichten Grün vor uns liegende mit Buchen bedeckte Melibocus die Aussicht, an diesen reiht sich der schon mit einem dunklen, violetten Farbentone umhüllte Frankenstein; im Nord und Nordosten schließen die Bergketten des Taunus und Spessart die Fernsicht; östlich liegt der Odenwald mit Lichtenberg und Otzberg und anderen hervorragenden Punkten; im Südosten bildet der Katzenbuckel die entlegenste Erhöhung am Horizonte.

Ein prachtvoller Hochwald bedeckt den nördlichen und den südlichen Abhang des Berges. Der letzere bietet ein Schauspiel dar, welches schon längst zu den großen Räthseln zählt, an deren Lösung sich schon seit Jahrhunderten vergeblich die menschliche Wissenschaft abmüht. Schon wenn man den Laubwald am Fuße des Berges betritt, bemerkt man vielfach einzelne zerstreute, nach der Höhe hin zahlreicher werdende Syenitblöcke. Ueber den ganzen südwestlichen Bergabhang sind vom Fuße bis zum Gipfel, auf eine Länge von wenigstens einer halben Stunde, Syenitblöcke der verschiedensten Größe, oft zwanzig Fuß lang, ausgestreut und im bunten Durcheinander aus- und übereinander geworfen. Sie liegen so dicht, daß sie vielfach auf breite Strecken die Erdoberfläche vollständig bedecken, viele quer über einander, andere, auf ihrer schmalsten Fläche ruhend, senkrecht in die Höhe stehend, wie wenn sie in dem allgemeinen Gedränge und Geschiebe der abwärts stürzenden Massen unterst zu oberst gekehrt worden seien. Die Lagerung dieser in vier verschiedenen, sogenannten Felsenmeeren von Norden nach Süden förmlich sich abwärts ergießenden Massen läßt vermuthen, daß die Kraft, welche diese ungeheueren Massen in Bewegung versetzte, in der Richtung von Norden nach Süden ihre Wirkung äußerte. Auch die mannigfachen anderwärts an den südlichen Bergabhängen der Bergstraße zerstreuten Felsblöcke bestätigen diese Vermuthung. Nur über die Natur dieser Kraft vermögen wir keine Gewißheit zu erlangen, doch spricht ein großer Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß es vulkanische Kräfte waren, welche hier einst ihre Wirkung äußerten.

Wir haben hier die merkwürdige Erscheinung, daß diese ungeheuere Syenitmasse in einem Gestein von ganz verschiedenartiger Bildung zu Täge tritt. Sie erhebt sich mitten aus dem großen Gneißlager, aus welchem der gesammte südliche Odenwald besteht. Wir dürfen daher annehmen, daß an dieser merkwürdigen Stelle eine vulkanische Kraft gewaltsam ein Syenitlager emporgehoben habe, so daß es nun zerborsten in Tausenden unter und über einander gerollten Trümmern den Bergabhang bedeckt. Die theilweise ungemein stark abgeschliffenen Formen, welche neben scharfkantigen Flächen auftreten, lassen sich ebensowohl durch die heftige Reibung, welche eine gegenseitige Abschleifung bewirkte, wie durch die Einwirkung der späteren Eisperiode, wenn man an diese glauben will, in welcher weitere Verschiebungen vorgekommen sein können, erklären.

Die ganze Beschaffenheit des Gebirges, welchem der Felsberg angehört, spricht für die Annahme vulkanischer Vorgänge. Vier Stunden von diesem merkwürdigen Punkte befindet sich die Basaltkuppe Otzberg. Ungefähr ebensoweit ist es zu dem vulkanischen Roßberg und etwa sechs Stunden entfernt ragt bei Eberbach am Neckar abermals eine Basaltkuppe empor. Deutliche Spuren vulkanischer Einwirkungen zeigen sich ebenso in dem unteren Mümlingthal. Das Alluvium, welches hier das „Urgebirge“ berührt, um uns statt eines modernen, eines dem großen Publikum geläufigeren Ausdrucks der älteren Geologen zu bedienen, legt in merkwürdiger Weise Zeugniß ab von noch nach seiner Entstehung stattgehabten vulkanischen Hebungen. Wirr sind in der Gegend von Rimhorn die zum Theil kegelförmig emporgehobenen Höhen zerklüftet. Die Sandsteinplatten des rothen Sandsteins sind an vielen Stellen zerborsten, oder vereinzelt findet man ungeheure Sandsteinblöcke auf den Bergabhängen zerstreut; ein Syenitlager, das vielfach über tausend Fuß breit den Sandstein bei Dusenbach durchbricht, sowie Gneißlager, die nach dem Main hin in ähnlicher Weise zu Tage treten, lassen keinen Zweifel

darüber, daß noch in einer späteren Epoche der Erdbildung im Odenwaldgebiete vulkanische Kräfte thätig waren.

Auch die innerhalb der historischen Zeit nachweisbare vulkanische Thätigkeit, welche sich durch wiederholte Erdbeben im Odenwald, namentlich in der Umgebung des Feldbergs kundgibt, deutet darauf hin, daß wir uns in einem Gebiete befinden, in welchem sich vulkanische Kraftäußerungen vorzugsweise bemerklich machen.

In den Jahren 1870, 71 und 72 waren das unten am südlichen Fuße des Berges liegende Reichenbach und Groß-Gerau der hauptsächlichste Sitz jener Erdstöße, welche damals unsere Bevölkerung erschreckten, und wurde sogar, nachdem die Erscheinungen in Groß-Gerau nachgelassen, zu dem eigentlichen Mittelpunkt der Erdbeben in Starkenburg.

Von höchstem Interesse sind hinsichtlich der Groß-Gerauer Erdbeben die seiner Zeit von Herrn Pfarrer Gustav Schlosser in der „Kreuz-Zeitung" gemachten Mittheilungen, welche mir in so hohem Grade merkwürdig erschienen, daß ich mich veranlaßt sah, ihn persönlich aufzusuchen und die Mittheilungen, welche mir durch ihn geworden sind, zu verwerthen.

Die Schilderung jener Erdstöße wiederhole ich ganz in derselben Weise, wie dieses von Herrn Schlosser in der Kreuz-Zeitung geschehen ist. „Regelmäßig wurden die Stöße durch aus der Ferne heranrollenden Donner angekündigt. Da stockte der Athem, dann fuhr die Bewegung unter dem Hause her, daß man fast den Eindruck einer pfeilschnell sich windenden Riesenschlange erhielt." — Die Empfindung, welche die einzelnen Personen wahrnahmen, wird weiter unten in sehr treffender Weise von ihm charakterisirt. — „Einige erzählten, es sei ihnen gewesen, wie wenn man sanft auf einem Kahn in einer stillen Wasserfläche gleitet und der Kahn plötzlich an einem unter der Oberfläche verborgenen Pfahl oder Fels anstößt, und wieder einmal bezeichneten es alle Personen, die ich sprach, mit der Empfindung, welche man hat, wenn zwei Eisenbahnwagen, die rasch und glatt dahinfahren, plötzlich gehemmt, mit den Puffern aufeinanderstoßen.

Sehr häufig waren die Erschütterungen so heftige, daß der betreffende Stoß förmlich als von unten kommend erschien. Der Erdbebenschall war so stark, daß er das Geräusch der Mühlen sogar übertönte, und Wanderer, welche auf der Straße gingen, vernahmen ihn deutlich in den Bergen zur Rechten und Linken. Die Erschütterungen ließen allerwärts ihre deutlichen Spuren zurück und wurden in den Häusern und im Freien empfunden. Merkwürdiger Weise wurde einer der Erdstöße, derjenige vom 15. Februar Vormittags 10 Uhr, von Arbeitern beobachtet, welche in dem das Felsenmeer umgebenden Wald auf hohen Buchenbäumen sitzend, mit dem Abhauen von Aesten beschäftigt waren. Namenlose Angst erfüllte sie, als sich die Baumkronen senkten, aneinanderschlugen und der Erdstoß sie mitten zwischen die Felsen in die Tiefe zu schleudern drohte. Noch heute erinnern sich die Bewohner dieser Theile des Odenwalds mit Schrecken an jene angstvollen Tage.*

Unter den am Felsberg umhergestreuten Blöcken trägt eine große Zahl die unverkennbaren Spuren menschlichen Fleißes. Bereits früher ist die Vermuthung laut geworden, daß diese römischen Ursprungs seien, aber erst in neuester Zeit ist es durch eine von dem Conservator des Wiesbadener Museums, Oberst von Cohausen, dem berühmten Kenner des römischen Alterthums, durch seine im Frühjahr 1873 an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen mit beinahe unumstößlicher Gewißheit dargethan worden, daß sich auf dem Felsberg ein großartiger römischer Steinbruch befand, der mit allen Mitteln der damals hochstehenden Technik betrieben wurde und seine Produkte über die gesammten Rheinlande hin versendete.**

* Ausführliches über die Odenwald-Erdbeben findet sich in dem bei G. Jonghaus in Darmstadt erschienenen Werke: Plutonismus und Vulkanismus in der Periode von 1868—1872 und ihre Beziehungen zu den Erdbeben im Rheingebiet. Auf Grund der neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und mit Berücksichtigung von mehr als tausend Erdbeben und Vulkanausbrüchen dargestellt von Ferdinand Dieffenbach.

** Siehe das „Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine". Desgleichen den Aufsatz von Ernst Wörner, der an den v. Cohausenschen Untersuchungen Theil genommen, in Nr. 211 der „Darmstädter Zeitung" Jahrgang 1873. Münzfunde in den Auerbacher Kalksteinbrüchen machen es wahrscheinlich, daß auch der Auerbacher Marmorbruch bereits von den Römern ausgebeutet wurde. Diese Thatsache verleiht den von Cohausen-Wörner'schen Ausführungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Einer der interessantesten Steine liegt in Reichenbach am Brunnen, gegenüber dem Pfarrhause. Trotz mannigfacher Beschädigungen erkennt man in ihm ein Säulencapitäl nebst Schaftstück. Dasselbe ist dadurch, daß man an ihm die Entwicklung des Würfelcapitäls aus dem Dorischen oder Toskanischen erkennen kann, von einer gewissen kunsthistorischen Bedeutung. Der Stein, den einst die Phantasie eines römischen Künstlers durch künstlerische Veredelung zu beleben im Begriffe stand, mußte später als Podium des Prangers dienen. Ein Jude, der Letzte, der auf diesem Steine stand, starb als alter Mann aus Schreck bei einem der Erdstöße des Jahres 1869.

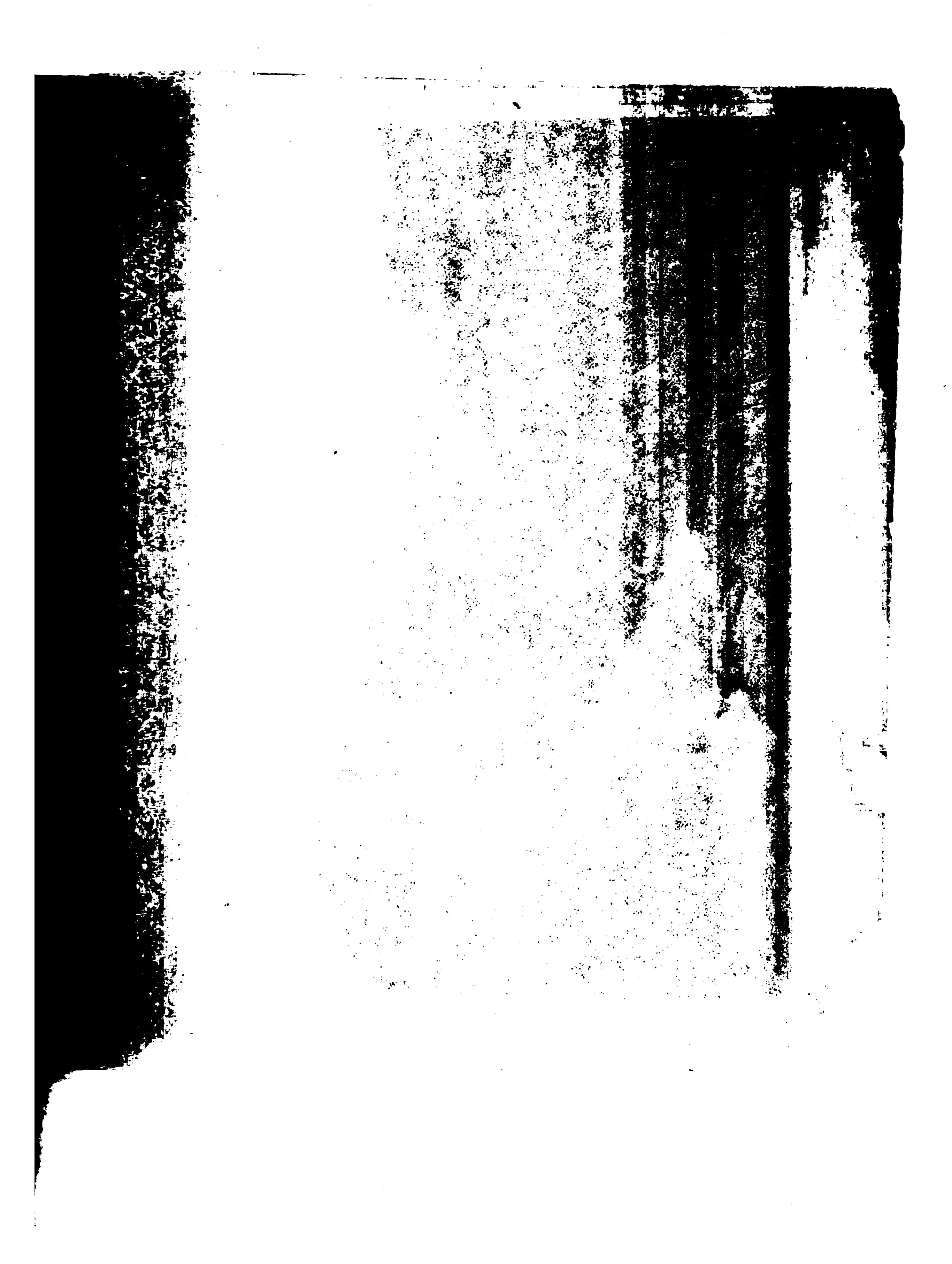
Im Walde beginnt die Reihe bearbeiteter Felsen mit einer Wand, in welche, verkehrten Regenbogen vergleichbar, concentrische Halbkreise eingehauen sind, wie sie sich bei der Bearbeitung durch eine Spitzhaue ergeben. Vor dieser Wand liegen noch andere Blöcke, welche eine lange grade Falze und andere Spuren der Bearbeitung zeigen. Ein breiter Aufraum vor denselben läßt auf einen Arbeits- oder Ladeplatz schließen.

Ein gewaltiger 10 Meter langer Felsbalken, der halb bearbeitet liegen blieb, war wohl zu einer Säule bestimmt; der Zweck eines anderen, vom Volke das Schiff genannten, bearbeiteten Steins ist noch nicht aufgeklärt, ebenso nicht der eines weiteren, einer Pyramide vergleichbaren Steins, welcher zwei wagerechte Reihen von Keillöchern zeigt. Mehr vollendet und nur, wie es scheint, der Abfuhr harrend, ist die sogenannte Kiste — ein Steinbalken von 2 Meter Länge und das Capitäl.

In technischer Beziehung erscheint der Altarstein Herrn von Cohausen am merkwürdigsten. Es ist ein viereckiger, ziemlich flach daliegender Block von 3—4 Meter Ausdehnung und 1,80 M. Höhe und zeigt im Beginn und Erfolg eine Bearbeitung, durch welche man ihn in quadratische Balken von 5,52, 53 und 62 Centimeter Dicke und 3,75 bis 4,10 Meter Länge zerlegen wollte. Diese Arbeit ist theils durch Falzen und Keile, theils durch Sägeschnitte ausgeführt, und gehört namentlich eine spiegelebene Schnittfläche in diesem harten Material, welche 4 Meter Länge und 31 bis 39 Centimeter Breite mißt, auch für unsere Zeit zu den technischen Merkwürdigkeiten, darum besonders merkwürdig, weil sie nicht durch die heute übliche Rotationssäge, sondern durch ein Sägeblatt ausgeführt worden ist, welches mindestens 4½ Meter Länge gehabt haben muß und, wie auch an den anderen vorhandenen Schnitten sichtbar ist, einen Schnitt von nur 4 Millimeter Weite gemacht hat. Nachdem der senkrechte Schnitt gemacht war, wurden Keile in denselben gesetzt, und durch deren Antreiben der Balken oder die Säule auch von ihrem hinteren Grunde gesprengt. Die Bruchschale nahm durch dieses Verfahren von selbst eine schalige, rundliche Form an, durch welche der Rundung des Säulenschafts vorgearbeitet wurde.

Die berühmte Riesensäule gibt dem Forscher Veranlassung zu einer Vergleichung mit den übrigen Syenitsäulen der Rheinlande. Cohausen kennt etwa 30 Säulen und Säulenstücke, die in Aachen, Trier, St. Mattheis, Metlach, Romersdorf, Reichenberg, Wiesbaden, Mainz, Oppenheim, Mannheim und Heidelberg zerstreut sind und untereinander sowohl, wie mit den Säulen des Felsbergs große Aehnlichkeit haben; eine Aehnlichkeit, welche sogar bis auf die einzelnen Abmessungen zutrifft. Geht man einen Schritt weiter und stellt Vergleichungen zwischen diesen Syenitsäulen und denjenigen an, welche aus den ägyptischen Syenitbrüchen hervorgingen, so findet man, daß hier auf dem Felsberg das gleiche, im dem ganzen Alterthume übliche Verfahren angewandt wurde. Auch in Aegypten wird dieselbe Werkweise der eingehauenen Falzen und Keillöcher, des Sägens aber, wie es scheint nur selten, einmal unter Umständen, welche auf ein Sägeblatt von Kupfer schließen lassen, angetroffen.

Ein reges Treiben herrschte in diesen römischen Steinbrüchen, welche das unternehmendste Volk des Alterthums in den entlegensten Theilen des Reiches angelegt hatte. Der Zufall hat uns mehrere Schilderungen derselben, unter anderen eine alte Märtyrergeschichte erhalten, welche einfach und wahrhaft das Schicksal von vier christlichen Steinmetzen (den vier Gekrönten) erzählt, welche in den panonischen Steinbrüchen arbeiteten und unter Kaiser Diocletian hingerichtet wurden. Aus dieser Schilderung vermögen wir uns ein Bild der Vorgänge am Felsberg zu entwerfen. Blondlockige, hochstämmige Germanen, schmächtige, aber sehnige Scythen und andere Kriegsgefangene seufzten hier, Haß und Ingrimm gegen ihre Unterdrücker im Herzen, gemeinsam unter der Last der Arbeit, bewegten mit gewaltigen Hebebäumen die Felsblöcke, oder führten Hammer, Keil oder Säge. Weithin schallte das Getöse der Arbeitenden durch den Wald. Das herrische Wort der römischen Aufseher befahl den Kriegsgefangenen,



Einer der interessantesten Steine liegt in Reichenbach am Brunnen, gegenüber dem Pfarrhause. Trotz mannigfacher Beschädigungen erkennt man in ihm ein Säulencapitäl nebst Schaftstück. Dasselbe ist dadurch, daß man an ihm die Entwicklung des Würfelcapitäls aus dem Dorischen oder Toskanischen erkennen kann, von einer gewissen kunsthistorischen Bedeutung. Der Stein ...

de.
Sc,
das
Stein
mögen

Germanen, schmächtige, aber sehnige Scythen und andere Kriegsgefangene seufzten hier, Haß und Ingrimm gegen ihre Unterdrücker im Herzen, gemeinsam unter der Last der Arbeit, bewegten mit gewaltigen Hebebäumen die Felsblöcke, oder führten Hammer, Keil oder Säge. Weithin schallte das Getöse der Arbeitenden durch den Wald. Das herrische Wort der römischen Aufseher befahl den Kriegsgefangenen,



SCHONBERG

und manch' kräftige, zwischen den Zähnen gemurmelte Verwünschung war wohl das Echo des Befehles der Fremdlinge. Manchmal mögen unsere Voreltern hier gebetet haben zu den heimischen Göttern und herbeigefleht haben die Stunde der Befreiung, der Rache! — Und sie kam. — Wie mögen sie gejubelt haben, als die tapferen Alemannen die römischen Verschanzungen des Odenwalds, vor allem die mächtigste von Valentian auf dem Mons Piri angelegte Schanze erstürmten, und als sich ihre Schaaren, wie der entfesselte Strom, der seine Dämme durchbricht, über die römischen Ansiedelungen ergossen. Da erhoben sich die Sclaven, und mancher Römer mag, ehe noch die Alemannischen Schaaren in sein Besitzthum eindrangen, den Beilen und Hammerschlägen germanischer Kriegsgefangenen erlegen sein. In aller Eile mußten die Schanzen geräumt und die Besitzungen der Willkür des Siegers anheimgegeben werden. Manches Erzeugniß römischer Kunst, das nicht rasch genug geflüchtet werden konnte, wurde zurückgelassen, darunter auch Ergebnisse jahrelangen Fleißes, welche, weil das Material dem Ingrimm und der Zerstörungswuth der germanischen Sieger widerstand, uns hier auf dem Felsberge erhalten wurden. Die Riesensäulen am Felsberg und zu Beedenkirchen, der Altarstein, das Capitäl und anderes wurden ihrem Schicksal überlassen und legen nun Zeugniß ab von der römischen Herrschaft und ihrem eiligen Sturze.

Der Naturfreund wird niemals einen Streifzug bereuen, den er vom Felsberg aus durch die Waldungen im Umkreis unternimmt. Eine reiche Flora bietet sich dem Botaniker, der Künstler findet beinahe auf jedem Schritt durch die majestätischen Baum- und Felsengruppen sowohl, wie durch die Fernsichten, die sich ihm bieten, Material für sein Skizzenbuch. Wir wünschten nur alle die trefflichen Studien, welche hier Fohr, Schilbach, Lucas und neuerdings Paul Weber gesammelt und welche jetzt leider in den verschiedensten Sammlungen zerstreut sind, würden in einem Felsberg-Album vereinigt werden, oder ein gewandter Landschafter würde die malerischen Stellen des Felsbergs in fünfzig bis sechszig Albumblättern vereinigen.

Der von dem Felsberg nach Auerbach führende Neunkrimmerweg bietet dem Spaziergänger auf neun verschiedenen Krümmungspunkten die köstlichsten Aussichten nach dem Hohenstein, in das Reichenbacher Thal und nach der Starkenburg. Das Auerbacher Schloß bildet den romantischen Abschluß dieses Spazierganges, dessen wunderbare landschaftliche Reize auch den müdesten Wanderer auf's Neue beleben und erfreuen.

Ein anderer schattiger Waldweg führt unmittelbar nach Auerbach.

Steigen wir auf der südlichen Seite des Felsbergs herab, so gelangen wir nach Reichenbach. Freunden der Romantik empfehlen wir den Besuch des Dorfkirchhofs, wo sich ihnen eine wahrhaft großartige Landschaftspartie bieten wird.

In malerischer Abwechslung führt uns da die Landstraße durch die Dörfer Elmshausen und Wilmshausen (sonst Elmanshausen und Willmannshausen genannt) nach Schönberg, dessen Häuser und Gehöfte längs des Baches und des Fußes dieses Berges zerstreut liegen.

Malerisch auf einer Anhöhe gelegen, überragt das Schloß der Grafen von Erbach-Schönberg* das Dörfchen. Auf dem daneben liegenden Hügel ist die freundliche Kirche erbaut. Von Schönberg aus führt die Landstraße durch das Thal, welches von hier aus das Schönberger Thal heißt — in älteren Urkunden wird dasselbe mit dem Namen Schönthal (vallis speciosa) bezeichnet — nach Bensheim, dem Ausgangspunkte, von welchem aus wir zuerst die Bergstraße besuchten.

Hier nehmen wir vorläufig von ihr Abschied. Erst bei der Geschichte der Abtei Lorsch werden wir Veranlassung haben, wieder jenen herrlichen Landstrich aufzusuchen, der, wie er eine Zierde des Großherzogthums, auch sein Stolz ist durch die Fülle der vaterländischen Erinnerungen.

---

* Bei der Geschichte des Hauses Erbach werden wir auf den Schönbergischen Zweig näher zurückkommen.

Die historischen Erinnerungen der Dörfer in der Umgebung des Felsberges lassen sich, nachdem wir mit den wichtigsten geschichtlichen Ereignissen, auf welche sie Bezug haben, bereits bekannt sind, in wenig Worte zusammenfassen. Ursprünglich gehörte die ganze Gegend zum Besitzthum des Kloster Lorsch. Gronau seit 1318, Gadernheim, Raidelbach, Reichenbach und Lautern seit 1561, Wilmshausen, Zell und Elmshausen seit 1391, kamen dann als pfälzisches Lehen an Erbach und 1806 an Hessen. Balkhausen kam 1717 durch Kauf von Erbach an Hessen. Oberbeerbach, Schmalbeerbach und Stettbach wurden als Frankenstein'sches Gebiet 1663 erworben; Rodau und Wattenheim gehörten früher zu Lorsch, kamen dann an Mainz und 1802 an Hessen.

Eine reiche Ausbeute gewährt die Umgebung des Felsberges dem Mineralogen und Geognosten. Die gewaltigen Quarzfelsen des Borstein ragen bei Reichenbach empor, jenseits des Thales erblickt man den Hohenstein mit seinen Kupfererzen. Die mächtigen Kalkbrüche des Auerbacher Thales sind merkwürdig durch die Thatsache, daß wir hier den kohlensauren Kalk in den drei verschiedenen Gestalten, in welchen er auftritt, als Urkalk, Kalkspath und Marmor nebeneinander in ungeheuren Massen zusammentreffen. Die Kalkspatkrystalle sind von ungemeiner Schönheit. In dem Urkalk und dem Marmor finden sich öfter kleine Granatkrystalle eingesprengt. In dem Schleppschacht, welcher zum Auerbacher Marmorbergwerk hinabführt, finden sich dieselben ungefähr auf der Mitte des Weges in großer Zahl vor. Außerdem findet man Arragonit, Kobaltblüthe und Apophyllit auf Wollastonit an der Grenze des Kalks und des Nebengesteines. Schöner derber Granat findet sich in den einzelnen Brüchen des Auerbacher Thales, namentlich in den höher nach dem Schönberger Thal zu gelegenen Kalkbrüchen finden sich außerdem Idokras und Vesuvian. Die Heidelberger Mineralogen, besonders Professor G. Leonhard, dessen Vater schon den Odenwald und die Bergstraße nach allen Richtungen hin durchforschte, machen das Auerbacher Thal beinahe alljährlich zum Zielpunkt ihrer Wanderungen. Im Jahre 1867 machte unser berühmter Landsmann Carl Vogt, als er in Darmstadt anwesend war, eine Excursion nach dem Felsberg und Auerbach und besuchte damals auch das Auerbacher Marmorbergwerk, welches sein höchstes Interesse erregte.

Der Odenwald.

Mein Odenwald!

Mein Odenwald, du Heimathland,
Wie hast du dich so schön gekleidet!
Vom Thal hinauf zum Felsenrand
Hat überall sein Lichtgewand
Der junge Frühling ausgebreitet.

Rings stehn umher im Sonnenglanz
Der Berge hochgewölbte Gipfel;
Der alten Eichen stolzer Kranz
Schmiegt blüthenduftig, voll und ganz
Darüber seine dichten Wipfel.

Mein Odenwald, wie bist du schön
Mit deinen grünen Buchenhallen!
Herab von waldbedeckten Höh'n
Hört man nur frohes Lenzgetön
In dufterfüllte Thäler schallen.

Der Gießbach muß im Wanderdrang
Durch Tannendunkel weiter ziehen.
Zu heller Morgenglocken Klang
Hallt Finkenschlag und Lerchensang
In wonnevollen Melodieen.

Doch mehr als diese Herrlichkeit
Muß ich dies brave Bergvolk lieben,
Ein kernhaft Volk, das jederzeit
Im Frieden treu, bewährt im Streit
Und immerdar urdeutsch geblieben!

Mag Andern auch die Gletscherwand,
Der Alpen Edelweiß gefallen —
Am schönsten ist mein Heimathland,
Wo meiner Kindheit Wiege stand,
Der Wald des Odin, doch von allen.

Karl Schäfer,
(aus dessen Gedichtsammlung „Heiderosen").

Erbach und das frühere Erbach'sche Territorium.

Erbach.

An der oberen Mümling, wo sich die Thalmulde in einer weiten grünen Wiesenfläche erweitert, liegt das 2907 Einwohner zählende Städtchen Erbach, das seinen Namen von dem kleinen Bache Erbach, die Erdbach (Ertpach), ableitet, welche sich unterhalb des Städtchens in die Mümling ergießt. Man nannte den Bach Erdbach, weil derselbe während seines Laufs auf einer längeren Strecke (in der Nähe von Stockheim) verschwindet, und dann erst wieder zu Tage tritt.

Zu beiden Seiten der Mümling, die als ächtes wildes Bergwasser innerhalb der Stadt über Wehre und Hindernisse sich den Weg bahnt, breitet sich, umrahmt von den bewaldeten Berghöhen, das Städtchen Erbach aus. Nach Osten zu sind die Häuser unmittelbar auf die Abdachung des äußersten jener von dem Süden sich erstreckenden Höhenzüge des Odenwaldes angebaut, und auch nach Westen hin erhebt sich das Terrain, auf welchem die Stadt erbaut ist. Die Privatgebäude sind theils der Neuzeit angehörig, theils sind es jene uralten alemannischen Holzbauten, darunter namentlich zahlreiche Häuser, deren äußere Seite mit Schindeln verkleidet ist, wie wir ihnen im Schwarzwalde und in den Vogesen begegnen. Die Stadtkirche ist im Roccocostyle erbaut, die in der Vorstadt gelegene katholische Kirche ist ganz modernen Ursprungs. Nur die alte Stadtmauer, von welcher ein Wartthurm noch erhalten ist, wenige aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Häuser, sowie das Schloß, erinnern an jene Epoche, wo es gewaltiger Mauern und Burgbauten bedurfte, um den Gewerbfleiß des Bürgers zu schützen.

Das Schloß, vor Allem der bis zum Dache 33 Meter hohe würdige Burgthurm mit seinem hohen, sich verjüngenden conischen Dach, um dessen Spitze Tauben und Mauerschwalben kreisen, ist das ächte Bild eines burglichen Baues. Der auf der Nordseite mit dichtem Epheu bewachsene Thurm ist

aus gewaltigen rustica Steinen erbaut, und eine dem oberen Theile eingefügte Inschrift nennt Erasmus Schenk von Erbach als denjenigen, welcher ihn 1207 vollendet hat. In der Nähe des Schlosses befindet sich auch der Rest eines alten Templerhauses; überhaupt stehen alle älteren Gebäude Erbachs in unmittelbarer Nähe der Burg, um welche sich vom zwölften Jahrhundert an bereits eine größere Zahl von Einwohnern angesiedelt zu haben scheint. Unter den Gebäuden Erbachs verdient auch das, durch zwei steinerne Wappen kenntliche Haus der Echter von Mespelbrunn, welches Peter Echter und Gertrude von Adelsheim 1545, ein Jahr nach der Geburt Julius Echters, des späteren Fürstbischofs von Würzburg, erbauten Erwähnung. Es ist höchst wahrscheinlich, hieß es in einem im „Erbacher Kreisblatt" erschienenen Artikel, daß Peter Echter der luth. Reformation zugethan gewesen — seinen Julius ließ er sogar in Wittenberg studiren. Der mütterliche Einfluß gewann ihn später für die päpstliche Sache. Seine Eltern schienen hier nicht domicilirt zu haben, doch hatte ein Oheim von ihm seinen ständigen Wohnsitz in Erbach bis zu seinem Tode. Fürstbischof Julius stand auch in naher Verwandtschaft zum gräfl. Erbachischen Haus. Sein Vater war Geschwisterkind mit dem Grafen Eberhard, welcher ca. 1542 die Reformation in Erbach eingeführt hat. Des Fürstbischofs Großmutter, Cordula v. Habern, (auch eine Erbacher Familie) war Halbschwester zu dem älteren Grafen Eberhard. — Im Jahr 1498 veranlaßte das Wachsthum der Stadt Erbach ihre Lostrennung von der Pfarrei Michelstadt und die Bildung einer eigenen Pfarrgemeinde, wozu der Papst die Genehmigung ertheilte.

Einen prächtigen Eindruck gewährt dem Beschauer der Schloßplatz. Zwei ungeheuere in Erz gegossene Hirsche lagern inmitten der Gartenanlage vor der Schloßfront, und auf dem großen freien Platze vor dem Schloß ist dem Gründer der Erbach'schen Sammlung, dem Grafen Franz Eberhard, 1874 eine von einem Erbacher Bildauer, Philipp Willmann*, modellirte Statue errichtet worden, deren Bronce weithin im Sonnenstrahl leuchtet. Unmittelbar nebenan befindet sich ein bescheidenes Denkmal, welches jenen Erbacher Bürgersöhnen errichtet wurde, welche in dem großen Heldenkampfe unseres Volkes in den Jahren 1870 und 1871 ihr Leben zum Opfer brachten.

Die Römer im Odenwald.

Schon längst ist der Odenwald eine Fundstätte römischer Alterthümer. Vieles von dem, worin man ehedem römische Spuren erblicken wollte, hat allerdings die Kritik einer späteren nüchteren Epoche nicht zu bestehen vermocht, und die Erfahrung mahnt hier den ernsten Geschichtschreiber zur Vorsicht, allein dennoch fehlt es nicht an Merkmalen dafür, daß sich auf diesem Territorium ehedem weittragende historische Vorgänge abspielten.

Da und dort hat man bei dem Bau einer Straße, oder wenn die Grundarbeiten zum einem Neubau vorgenommen wurden, eine römische Vase, einen Votivstein endeckt, oder die Pflugschar des Landmanns zerstieß einen Topf, und man fand Münzen mit den Bildnissen römischer Imperatoren, eines Domitian und Caracalla, ja selbst Probus, Constantin und Valens.

Alle mit solchen Funden verbundene Nebenumstände deuteten darauf hin, daß an solchen Orten, wo sie gemacht wurden, sich einst bürgerliche römische Niederlassungen befanden, meist wohl nur vereinzelte Häuser oder Häusercomplexe. Erwiesen ist die Anwesenheit römischer Ansiedler zu Neustadt im Odenwald, zu Habitzheim, Brensbach und Oberklingen, zu Groß-Bieberau, Dieburg und Roßdorf. An letzerem Ort fand man die Fundamente eines Wachthäuschens und eine Münze Marc Aurels.

* Das Modell wurde von dem Künstler, einen talentvollen Elfenbeinschnitzer, wie wir vernehmen nicht nach freier Wahl, sondern nach einer ihm vorgelegten Handzeichnung, deren Benützung aus Gründen der Pietät gewünscht wurde, gefertigt.



ERBACH

aus gewaltigen rustica Steinen erbaut, und eine dem oberen Theile eingefügte Inschrift nennt Eras- mus Schenk von Erbach als denjenigen, welcher ihn 1207 vollendet hat. In der Nähe des Schlosses [illegible]

[illegible]

man ehe[illegible]
nicht zu [illegible]
allein d[illegible]
historisch[illegible]

D[illegible]
Neubau [illegible]
Landw[illegible]
eines T[illegible]

M[illegible]
wo sie g[illegible]
einzelte H[illegible]
im Odenw[illegible]
An letzterem [illegible] und eine Münze Marc Aurels.

* Das Modell wurde von dem Künstler, einen talentvollen Elfenbeinschnitzer, wie wir vernehmen nicht nach freier Wahl, sondern nach einer ihm vorgelegten Handzeichnung, deren Benützung aus Gründen der Pietät gewünscht wurde, gefertigt.



ERBACH

Noch bedeutsamer ist das, was sich von militärischen Niederlassungen und Befestigungen bis in die Gegenwart erhalten hat. Bei Schloßau, Hesselbach, Eulbach, Vielbrunn und Würzberg findet man Trümmer von Kunstbauten, welche das Volk mit dem Namen Hainhäuser bezeichnet, es sind die Ueberreste römischer Kastelle, und bereits seit dem Mittelalter ist ihm das, was sich noch von römischen Verschanzungen erhalten hat, unter dem Namen „Landwehren" bekannt.

Wir haben es hier mit einer vorgeschobenen Befestigungslinie zu thun, welche zum Schutze der römischen Niederlassungen am rechten Rheinufer errichtet wurde, und aus einer Reihe von Inschriften namentlich sogenannten Legionssteinen ergibt es sich, daß es vorzugsweise die 22. Legion (Legio XXII. Dejotariana) war, die auf der unwirthlichen Höhe der Odenwaldberge ihren Sitz hatte.

Ein Blick auf die Schicksale dieser Legion zeigt, daß sie eine der geeignetsten war, welche man zur Bekämpfung der gefürchteten Germanen auswählen konnte. Sie bestand aus Galliern und gallischen Hülfstruppen* und wurde nach ihrem ersten Inhaber, dem Könige Dejotarus, der sie schon zu Cäsars Zeit aus gallischen Völkern errichtete, benannt. Diese leichtfüßigen Gallier Dejotars lassen sich am passendsten mit den Zuaven ihrer Nachkommen vergleichen. Sie fochten, einerlei, worum es galt, und einerlei, wo man sie zum Kampfe hinschickte. Die halbe damals bekannte Welt durchmaß diese Legion, jedes Klima mußte sie ertragen lernen und gegen die verschiedensten Völkerschaften erprobte sie ihre Waffen. In den bürgerlichen Kriegen zwischen Cäsar und Pompejus und in denjenigen zwischen Antonius und Augustus focht sie mit. Kaiser Augustus verlegte die Dejotarianer nach Aegypten, und unter Titus machten sie den jüdischen Krieg mit und nahmen an der Erstürmung und der Zerstörung von Jerusalem Theil. Später wurden sie nach Italien verlegt, aber wie es scheint, paßten diese wilden Kriegsmänner nicht unter die feine, verweichlichte italienische Bevölkerung, denn schon Domitian schickte sie nach den äußersten nordöstlichen Grenzen des Römerreichs und 87 nach Christus rückte die Legion in Mainz ein, wo sie beinahe dritthalb Jahrhunderte ihr Hauptquartier hatte. Unter Trajan wurden einzelne Abtheilungen der Legion nach dem Odenwalde verlegt, um diese rauhen Höhen, welche einen natürlichen Wall zum Schutze des Zehntlandes bildeten, gegen die immer bedrohlicher werdenden Einfälle germanischer Völker zu schützen.

Sicher waren diese Gallier, wie sie durch ihre Widerstandsfähigkeit gegen das germanische Klima sich am geeignetsten erwiesen zur Bebauung des Zehntlandes, auch durch ihre Vertrautheit mit der germanischen Kampfweise die geschicktesten zu seiner Vertheidigung.

Aus den Dimensionen der Odenwaldcastelle ergibt sich, daß hier bedeutende römische Truppenmassen kantonnirten. Die Castelle zu Schloßau und Eulbach faßten nach ihren Maßen etwa je eine Cohorte,** diejenigen zu Hesselbach, Ohrenbach und Haingrund jedes etwa 1/2 Cohorte, die zu Würzberg, Vielbrunn, Lützelbach und Hunnetroth jedes 2 Cohorten.***

Fragen wir nun nach den Veranlassungen, welche zur Erbauung dieser Castelle führten, so gibt uns die Geschichte hierfür einen Aufschluß, durch welchen ihr Vorhandensein in völlig ausreichender Weise erklärt wird.

Die bekannte Niederlage des Varus führte nicht zu einer völligen Befreiung Germaniens von der Herrschaft der Fremdlinge. Unterstützt durch die, die gesammte deutsche Geschichte wie ein rother Faden durchziehende Uneinigkeit der deutschen Stämme, gelang es ihnen, noch lange die Herrschaft über ein ausgedehntes Territorium zu behaupten, und nur in den Grundsätzen, welchen ihre Kampfweise

* Die tactische Einheit der römischen Infanterie war die Cohorte, welche zu Trajans Zeit 360 Mann zählte. Sie bestand aus 3 Manipeln zu 120 Mann oder 6 Centurien zu 60 Mann. Eine Legion bestand aus 10 Cohorten Legionsinfanterie nebst ebensoviel Cohorten Hülfstruppen aus den tributpflichtigen Ländern, sowie Reiterei und Kriegsmaschinen.

** Die Lagerstätte einer Cohorte sollte 180 Fuß tief und 120 Fuß breit sein, wonach sich die Aufnahmsfähigkeit eines römischen Castells ungefähr berechnen läßt.

*** Ueber die Spuren römischer Niederlassungen in der Provinz Starkenburg, ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang. Von Wilhelm Franck, Hofgerichtsadvocat in Darmstadt. Im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde. (Zwölfter Band, Darmstadt 1870.)

folgt, tritt eine Aenderung ein, welche allerdings aus einer erheblichen Schwächung der römischen Macht hervorgegangen ist.

Wir sehen unter der Herrschaft des Tiberius (18 n. Chr.) die Römer ihre mit dem Erscheinen Cäsars in Deutschland (55 v. Chr.) begonnenen kühnen Eroberungszüge einstellen und statt dessen versuchen, das Errungene zu erhalten, wir sehen sie unter Trajan und Hadrian (98—138) jenes allmählich colonisirte bedeutende Zehntland zum Reich ziehen „als dessen Vorland und einen Theil der Provinz".

Ein naheliegendes Gebot der Kriegskunst war es, den fruchtbaren Theil des Zehntlandes, welcher die heutige Bergstraße bildet, gegen Ueberfälle zu sichern und sich in den Besitz der östlichen Ausgänge der langgedehnten Bergschluchten zu setzen, welche den Odenwald durchziehen. Zwar hatte man den Grenzwall, den sogenannten Pfahl (vom altdeutschen pal, Grenze) oder Limes romanus gezogen, der sich von Neuwied bis an den Taunus, und von da bis Regensburg an der Donau erstreckte; aber dieser Grenzwall war niemals ein eigentlicher wehrhafter Bau, er war nichts weiter als eine Demarcations- und Allarm-Linie, von welcher aus man wohl einzelne Streifzüge unternahm, welche aber, schon in Folge ihrer ungeheuren Ausdehnung, nie zu einer ernstlichen Vertheidigung dienen konnte.

Innerhalb dieses Limes schützten eigentliche Befestigungen das im Besitze der Römer befindliche Culturland. Gegen die Einfälle der gefürchteten kriegerischen Chatten wurde schon unter Tiberius auf den Höhen des Taunus eine Reihe von Castellen errichtet, eine ausgedehnte, vier Meilen lange Befestigungslinie, welche wir nach den heutigen Oertlichkeiten die Position Obernburg-Mudau benennen, hütete dadurch, daß sie den Besitz der östlichen Zugänge des Odenwaldes sicherte, das auf dem rechten Rheinufer gewonnene Culturland. Diese, durch dauerhafte Werke, keineswegs, wie dieses anderwärts der Fall ist, den Charakter der Feldverschanzung tragende Bauten wehrhaft gemachte Position diente, wie Franck zweifellos darthut, als förmliche Operationsbasis bei den Feldzügen, welche zum Schutze des römischen Gebiets in jener Periode, wo die Römer unter Tiberius bis zu Alexander Severus und Maximin (18—235 n. Chr.) die eigentliche Offensive aufgegeben hatten, bisweilen nach dem Inneren Germaniens unternommen werden mußten. Es waren für die damalige Zeit durch ihre Wehrhaftigkeit ganz bedeutende vorgeschobene Werke, welche noch lange nach dem Verlust des großen Grenzwalls unter Diocletian den Römern den Besitz des Zehntlandes sicherten.

Nach Francks vollkommen zuverlässiger, den Thatsachen entsprechender Darstellung bestand diese Befestigungslinie in einer Reihe von Castellen und Wachthäusern, welche auf der östlichen Mümling-höhe, vom Ausfluß der Mümling in den Main bei Obernburg von Lützelbach an aufsteigend, in einer Ausdehnung von etwa acht Stunden einer vielfach noch erhaltenen römischen Kunststraße mit theilweise vorliegendem Wall und Graben von Norden nach Süden folgt und sich bei dem Castelle von Würzberg über den sogenannten Entergrund spaltet. Von da wendet sich ein kurzer, durch Wehre geschützter Straßenarm auf der Bullauer Höhe südwestlich nach dem Mümlingthale zurück, während der Haupt-straßenarm der Castelllinie folgt, nach Südosten vorbiegend, über Hasselbach und Schloßau in's Mudauthal hinabsteigt. Diese Straße ist längs des ganzen Plateaus rückwärts, in Entfernungen von 10—15 Minuten von einander, mit viereckigen Wachthäusern (von 3 — 4 m. im Durchmesser und 75 cm. Mauerdicke) besetzt, und außerdem schützten sie die Castelle bei Lützelbach, Haingrund, Vielbrunn, Ohrenbach, Eulbach, Würzberg, Hesselbach und Schloßau, welche ebenfalls in ziemlich gleichen Entfernungen (ungefähr eine bis anderthalb Stunden) theils dicht hinter, theils vor der Straße liegen. Die Entstehung dieser Castelle dürfte ungefähr, aus Gründen der dort gemachten Funde, in das Jahr 122 nach Christus zu verlegen sein.

Es ist in einem hohen Grade wahrscheinlich, daß innerhalb dieser Befestigungslinie und Mainz der bedeutendsten römischen Niederlassung am Mittelrhein, noch Straßenverbindungen und einzelne Befestigungen bestanden, welche Truppenkörpern, die sich innerhalb der Odenwaldlinie bewegten, den Verkehr erleichtern und Aufnahme gewähren konnten. Waren sie vorhanden, so hat jedoch die Cultur-arbeit vieler auf die Römer folgenden Jahrhunderte ihre Spuren verwischt, vor Allem kann, dieses ist jedenfalls durch Franck erwiesen, das Vorhandensein einer römischen Kunststraße, außer derjenigen, welche die Odenwaldcastelle verbindet, nirgends mit Bestimmtheit behauptet werden. Dagegen mag der Verkehr

innerhalb des von uns bezeichneten Terrains durch die alten, schon längst vor der römischen Zeit vorhandenen Hochstraßen und Rennwege vermittelt worden sein. Auf diesen, für die Römer völlig tauglichen Straßen mögen auch die alten kriegserfahrenen Veteranen Dejotars auf den Odenwaldbergen vorgedrungen sein und sich die Verbindung mit dem großen Mainzer Hauptquartier gesichert haben.

Hier hielten sich die Römer bis zur letzten Periode ihrer Herrschaft in Deutschland. Unter Valentinian, etwa 370 n. Chr., sehen wir auch diese Linie und damit die gesammte Bergstraße in germanische Hände fallen und zwar in den Besitz der alemannischen Stämme. Die Alemannen gehörten damals zu den Bundesgenossen der Römer und durch förmliche Abtretung scheinen sie den Besitz des reichen Landes erlangt zu haben. Nur nothdürftig behaupteten die Römer in dieser letzten Periode mit Hülfe ihrer Bundesgenossen die Herrschaft. Zuletzt auf ein kleines Territorium, auf die Gegend von Heidelberg und Mannheim, eingeschränkt, müssen sie auch hier den immer anspruchsvolleren Forderungen derselben weichen. Mit Gewalt vertreiben sie die Alemannen sogar aus einer Befestignng, welche sie zu ihrem Schutze auf dem Mons Piri errichtet hatten.

Die römische Herrschaft brach zusammen, wie jede Fremdherrschaft, sobald das unterjochte Volk geistig und physisch die Kraft erlangt, um Herr seiner Geschicke sein zu können. Uns aber bleiben jene Befestigungen auf den Odenwaldhöhen als Andenken an eine Epoche unserer Geschichte, welche, so frühe sie zurückliegt, doch schon eine große Lehre für uns enthält. Die Römer erhielten sich selbst nach der Niederlage des Varus noch Jahrhunderte lang durch die Schwäche und Uneinigkeit der deutschen Stämme. Wir sehen sogar in dieser frühesten Epoche einen deutschen Stamm als Bundesgenossen des Fremblings, und die Herrschaft über uns erlangt ein Volk, das gerade durch die Eigenschaften groß war, welche wir leider beinahe in allen Perioden unserer Geschichte entbehrten; ein Volk, das vor allem groß war durch sein Selbstbewußtsein und bei dem es als der höchste Schimpf galt, gegen das eigene Vaterland die Waffen zu führen; ein Volk, das eine schwache Empfindelei weder für fremde Nationalitäten noch für die Interessen einzelner Classen der Gesellschaft kannte, sondern rücksichtslos seine eigenen großen politischen Ziele verfolgte.

Die Alemannen und Franken.

Nach den Römern ergriffen die Alemannen von dem Odenwalde Besitz. Zwar machten die Römer noch mehrfache Versuche, sich wieder in den Besitz des rechten Rheinufers zu setzen — Kaiser Probus schlug im Jahre 277 die Alemannen und trieb sie aus den Gegenden diesseits des Rheins über den Neckar zurück — allein die römische Herrschaft hielt nicht Stand und am Ende des dritten Jahrhunderts hatten die Alemannen das ganze Gebiet zwischen der Donau und dem Rheinstrom inne. Noch einmal, über ein halbes Jahrhundert später, versuchten die fremden Eroberer, sich auf dem deutschen Boden festzusetzen. Der Alemannenkönig Suomar hatte im Jahr 357 mit anderen Bundesgenossen die Römer in ihrem Territorium jenseits des Rheins bei Straßburg, einem der mächtigsten Sitze der römischen Herrschaft, aufgesucht, um die linksrheinischen Alemannen von ihren fremden Herrn zu befreien. Das Treffen, das stattfand, ging für Suomar und die Seinigen verloren, und Kaiser Julian, der die Römer führte, machte sich den Sieg zu Nutzen, ging bald darauf bei Mainz über den Rhein, jagte die Alemannen bis jenseits des Rheins, drang in das Waldgebirge (wahrscheinlich den Odenwald) ein und stellte die Trajansfestung (munimentum Trajani) wieder her. Allein die Erfolge Julians sowie auch die Valentinians 366 n. Chr. waren nur vorübergehend, und vom Jahr 374 an blieb das rechte Rheinufer in ungestörtem Besitz der Alemannen.

Dieser Wechsel der Herrschaft bedeutet für uns in kulturgeschichtlicher Hinsicht keinen Rückschritt, denn die Alemannen erscheinen schon bei ihrem ersten Auftreten als ein Culturvolk. Nicht nur, daß von ihnen berichtet wird, daß sie Ackerbau und Viehzucht trieben — Ammian spricht von Dörfern, welche reich an Vieh und Früchten (opulentas pecore villas et frugibus) gewesen — wir sehen auch,

daß sie mit Bauhandwerken vertraut sind, und daß sie Häuser besitzen, welche geordenet und geregelt erbaut sind, so daß der Geschichtsschreiber des Feldzugs Julians hierin eine gewisse Uebereinstimmung mit den römischen Bauten erkennt und sogar ausdrücklich erklärt, die Dörfer seien von ihnen „nach der römischen Art erbaut“ worden (Domicilia cuncta curatius rita romana constructa).

Wir haben Grund zu vermuthen, daß diese alemannischen Dörfer von damals nicht viel anders aussahen, als diejenigen, welchen wir heute noch im Schwarzwald und im Elsaß begegnen. Der Alemanne hält bekanntlich mit einer großen Zähigkeit am Alten fest, und so weit wir an der Hand von Zeichnungen hierzu in der Lage sind, ist mit Ausnahme weniger Aenderungen — Dachziegel sind an die Stelle des Strohes und viereckige Scheiben an diejenige runder getreten — seit Jahrhunderten kaum eine Umwandlung in dem Aeußeren dieser Dörfer nachweisbar. Wenn die letzen Jahrhunderte, die alles reformirten, dem alemannischen Bauer nichts anzuhaben vermochten, wie sollten die früheren ihn dazu vermocht haben, von seinen Gewohnheiten abzuweichen. Ein Elsäßisches Dorf von heute (ein Odenwalddorf kann uns in Folge der neuesten Zeit durch Aufhebung von Hubengüter erfolgten Zersplitterung des Grundbesitzes nicht als Beispiel dienen) gibt uns daher wohl ein Bild eines alten alemannischen Dorfes, und wie hier, lagen auch dort die großen eingefriedigten Gehöfte auf beiden Seiten der Dorfstraße, welcher das Haus mit seinen soliden Balkenconstruktionen die Giebelseite zukehrte. Wo aber zahlreiche Bewohner in einem Hause zusammenwohnen, da ist eine geordnete Häuslichkeit die nothwendige Folge, und wo Menschen ihre Wohnungen in größeren Gruppen vereinigen, da sind auch gemeinsame Interessen vorhanden, welche gebieterisch eine gemeinsame Ordnung für die Einzelnen erheischen.

Wir finden sogar bei den Alemannen, soweit es die Bildungsstufe dieses Volkes erheischte, völlig geordnete Gemeinde- und Staatseinrichtungen, welche, wie uns die Zahl Zehn, die die Grundlage der alemannischen Heerordnung bildet, vermuthen läßt, der römischen nachgebildet und den deutschen Verhältnissen angepaßt war.

Die Alemannen hatten ihre Führer über Zehn, Hundert, Tausend und Zehntausend, ihren Dorfgraf, Centgraf, Gaugraf und Herzog. Das ganze Land war eingetheilt in Zehentschaften, Centen, (Hundertschaften) und Gauen. Dieser Eintheilung entsprach wieder die Gerichtsorganisation, und über dem Dorfgraf, in späteren Zeiten Schultheiß genannt, stand wieder das Centgericht und über diesem das Obergericht. Der Dorfschultheiß übte die niedere Gerichtsbarkeit, sowie diejenige über die unfreien Leute aus, das Centgericht und das Obergericht richteten über schwere Vergehen und über die Freien, das Obergericht insbesondere über den Adel; dem Herzog aber stand die peinliche Gerichtsbarkeit, das Recht über Leben und Tod zu.

Eine Reihe Benennungen von Orts- und Familiennamen des Odenwaldes stammt noch aus der alemannischen Zeit. Wir erwähnen die Bezeichnungen Michelstädter Cent, Höchster Cent u. s. w. den Familiennamen Zentgraf, das Wort Hart, welches vielfach zur Bezeichnung einer waldigen Berganhöhe gebraucht wird, z. B. die Hart bei Hiltersklingen.

Die alemannischen Staatseinrichtungen bestanden fort, bis Süddeutschland durch die blutige Schlacht von Tolbiacum (Zülpich wie neuerdings Arnold wieder nachweist*) 496 dem großen fränkischen Völkerbunde anheimfiel. Auch gegen die Thüringer war der Frankenkönig Chlodwig siegreich, uud so wurde das ganze Land zwischen Neckar, Lahn, Rhein und Saale dem fränkischen Scepter unterworfen. Die Alemannen sehen wir nun als Leibeigene der Franken, der waffenfähige Franke aber war frei, versah die Staatsämter, zog in den Krieg und lag den Freuden der Jagd ob, während die Alemannen die Stellung eines dienstbaren Bauernstandes einnahmen. Einer solchen fränkischen Familie gehörte auch wohl jener Einhard an, welchen man als Stammvater der Erbachischen Grafenfamilie, die bald darauf den Schauplatz betritt, vermuthet, Einhard, der von Karlmann dem Frankenkönig 742 n. Chr. die Mark Michelstadt zum Geschenke erhielt.**

---

* Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, Marburg 1875.

** Die Abstammung des Erbach'schen Grafenhauses von Einhard ist eine fromme Sage; auch die Annahme, es hätten die Erbach'schen Dynasten einem freien fränkischen Geschlechte angehört, läßt sich wohl nur schwer constatiren.

Die Dynasten und Grafen zu Erbach.

Wir finden die Grafen von Erbach, deren Gebiet zur Zeit ihrer größten Machtausdehnung die heutigen Landgerichtsbezirke Michelstadt, Beerfelden, Höchst und erhebliche Antheile der Landgerichtsbezirke Waldmichelbach, Fürth, Hirschhorn, Zwingenberg und Reinheim umfaßte und sich beinahe bis in die unmittelbare Nachbarschaft von Darmstadt ausdehnte (Traisa wurde erst 1510 durch Kauf von Erbach erworben) bereits früher alle als mächtige Lehensleute von Kurpfalz. Im Anfange des 13. Jahrhunderts hatte ein Gerhard von Erbach angeblich sogar das Reichsschenkenamt inne; später von 1223 an finden wir die Erbacher als pfälzische Schenken und wir sehen sie in den wichtigsten Perioden der pfälzischen Geschichte eine einflußreiche Rolle spielen. Diese Dynasten von Erbach üben in der Cent Michelstadt die hohe Gerichtsbarkeit aus, sie sind Stände des Reichs, die Reichsmatrikel führt sie unter denjenigen, welche ihr Contingent gegen die Hussiten zu stellen hatten auf, als Reichsstände hatten die alten Dynasten ihren Platz auf der Grafenbank, und auf dem Reichstage zu Regensburg am 15. August 1532 erhalten sie die Reichsgrafenwürde förmlich verliehen. Wir finden die Dynasten und Grafen im Besitz der höchsten Würden des Reichs und der Kirche, als Bischöfe und Aebte und einen Jörg von Erbach 1535 sogar im Besitz der wichtigen Würde eines kaiserlichen Landvogts im Elsaß.

Ihre Stellung als pfälzische Lehnsleute that, wenn wir mit dem vielfältigen Organismus des römischen Reiches bekannt sind, ihrer äußeren Stellung keinen Abtrag. Die Belehnung bedeutete nur die Einräumung gewisser Befugnisse, wohingegen der Belehnte wiederum gewisse Verpflichtungen übernahm. Als oberste Quelle der Einräumung dieser Befugnisse erscheint allerdings die Gnade des Herrn, vielfach beruht die Belehnung aber auch auf Herkommen, auf freier vertragsmäßiger Uebereinkunft; die persönliche oder Standesfreiheit wurde durch die Lehnspflicht gar nicht aufgehoben oder auch nur beschränkt.*

Auch durch die Uebernahme erblicher höherer Hofämter, zu welchen namentlich das Marschall-, Schenken-, Kämmerer- und Truchsessenamt gezählt wurde, erachtete man die persönliche oder Standesfreiheit nicht für beschränkt, und diese höheren Ministerialen, wie man sie zum Unterschied von den niederen Ministerialen, dem Hofadel, nannte, waren den Reichsministerialen, den Inhabern von Reichsämtern, beinahe gleichgeachtet, und Reichsfürsten verschmähten es nicht, bei anderen weltlichen oder geistlichen Reichsfürsten diese hohen Hofämter zu übernehmen.

Die Landgrafen von Thüringen und nach ihnen die Landgrafen von Hessen waren Marschälle des Erzstifts Mainz, die Hohenstaufen und nach ihnen die Pfalzgrafen Truchsesse beim Bisthum Würzburg. Die Grafen von Henneberg, eines der bedeutendsten deutschen Grafengeschlechter, bekleideten das Marschallamt, die

---

wenigstens erscheint in dieser Beziehung vieles dunkel. So trat am 13. Mai 1223 König Heinrich VII. dem Herzog von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein, den unmündigen Sohn und die ältere Tochter seines Schenken Gerhard von Erbach ab, was bei einem freien Geschlechte auch in der damaligen Zeit nicht möglich war. Von da an erscheinen die Erbacher als pfälzische Schenken.

Die Behauptung Simons (Erbachische Geschichte), die Erbacher seien früher Reichsschenken gewesen, können wir im Interesse der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit unseres Buches nicht ohne ausdrückliche Clausel erwähnen. Wiewohl wir zugeben, daß die Reichenbergischen Besitzungen länger als die übrigen Territorien unter der unmittelbaren Oberhoheit des Königs gestanden haben mögen, so folgt daraus doch nicht, daß sie die Erbacher für die Ausübung ihres Schenkenamtes vom Reiche zum Lehen hatten, wohl aber ist es möglich, daß sie königliche Schenken waren und diese Besitzungen vom Könige zum Lehen hatten. Draudt hat in seiner Abhandlung über das Kloster Michelstadt, Steinbach im Odenwald (Archiv für Hessische Geschichte 13. Band) auf Grund von Fickers Aufzählung der Reichshofbeamten der staufischen Periode auf die Irrthümer Simons bereits aufmerksam gemacht, und Ficker vermuthet in dem Gerhard de Erbach, welchen König Heinrich VII. 1223 seinen Schenken (pincerna noster) nennt, sogar einen Hofbeamten in untergeordneter Stellung. Irrthümlich ist wohl Draudts Annahme darin, dieser Gerhard sei, da König Heinrich von seinem Vater Friedrich II auch Herzog von Schwaben, dux Sueviae, genannt wird, Schenk des Herzogthums Schwaben gewesen, sondern das pincerna noster ist wohl nur so zu verstehen, daß König Heinrich VII. den Gerhard von Erbach in seiner Eigenschaft als König seinen Schenken nennt.

* Zöpfl, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.

Grafen von Rieneck das Truchsessenamt beim Erzstift Würzburg. Die Rheingrafen waren Erbmarschälle von Kurpfalz, die Dynasten von Alzey Erbtruchsesse am pfälzischen Hof.*

Der erste, durch Urkunden mit Sicherheit festgestellte Erbacher ist der im Jahr 1148 verstorbene Eberhard I. Dessen Enkelsohn Eberhard (1223—1251) besitzt fünf Söhne, deren ältester Conrad I. (1251—1290) Stifter der älteren Linie Erbach geworden ist. Der zweite, Johannes I., (1277—1296) wurde der Stifter der mitteleren Linie zu Fürstenau und der vierte dieser Söhne, Eberhard III. ward der Stifter der jüngeren Linie zu Michelstadt.

Die ältere Erbachische Linie der Schenken erlosch im Jahr 1503 mit dem Tod des Schenken Erasmus im Mannesstamm. Die jüngere oder Michelstädter Linie starb 1531 mit Valentin I. aus und nur die mittelere Linie zu Fürstenau wurde durch Eberhard XIV. (1511—1564) fortgepflanzt. Die Urenkel des Sohnes Eberhard sind: Georg IV. (1548—1605) Philipp Karl (1677—1736) der Stifter der älteren Linie Fürstenau, (Georg Wilhelm 1686—1757), der Stifter der mittleren Linie zu Erbach und Georg August (1691—1756), der Stifter der jüngeren Linie zu Schönberg.

Auffallend ist der Kindersegen, dessen sich die verschiedenen Linien des Hauses Erbach erfreuen. Eberhard XIII. zu Fürstenau (starb 1539) besaß mit seiner Gattin, einer Gräfin Marie von Wertheim, 7 Söhne und 9 Töchter. Georg IV. ist viermal vermählt und seine Gattinen erfreuten ihn mit zusammen fünf und zwanzig Kindern. Georg Ludwig zu Erbach (1643—1693) besitzt mit seiner Gemahlin Katharina, Gräfin zu Waldeck, acht Söhne und acht Töchter, und bis auf die neueste Zeit fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen für die Fruchtbarkeit des Erbach'schen Hauses.

Eines der sichersten Anzeichen der angesehenen Stellung der Dynasten und späteren Grafen von Erbach ist darin zu erblicken, daß wir die jüngeren Söhne, wie bereits angedeutet, im Besitz von hohen Kirchen- und Staatsämtern erblicken, die Töchter mit angesehenen Reichsfürsten vermählt finden und die Grafen von Erbach ihre Gemahlinnen sich aus dem hohen Reichsadel auswählen sehen.

Ein Gerlach von Erbach starb 1332 als Fürstbischof von Worms. Philipp II. (1467) ist Abt zu Weißenburg, Maria (1540) ist Aebtissin zu Schmerlebach, ein Dietrich von Erbach stirbt 1459 als Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Erbacherinnen finden wir als Gemahlinnen der Grafen von Katzenelnbogen, Hohenlohe, Henneberg, Wertheim u. a. Die zweite Frau des berühmten schwedischen Feldmarschall Banner ist eine Erbacherin, und die gesammte Geschichte des Hauses weist eine Reihe von hochangesehenen Familienverbindungen auf.

Von Erbacher Grafen, welche in hervorragende geschichtliche Vorgänge verwickelt sind, erwähnen wir namentlich Georg I. zu Fürstenau, der mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz an der Schlacht von Seckenheim Antheil nahm. Er gehörte zu den Räthen des großen Kurfürsten und wohnte dessen feierlicher Beerdigung bei. Sein Denkmal in Lebensgröße befindet sich in der Kirche zu Michelstadt.

Dessen Sohn Eberhard XIII., welcher das Aussterben der beiden anderen Linien, der Schenke zu Erbach und der jüngeren Linie zu Michelstadt, erlebte und alleiniger Herr der Grafschaft wurde, war in die von uns mehr erwähnte bayerische Fehde verwickelt und verlor bald darauf die Feste Bickenbach und die damit verbundenen Besitzungen an Hessen. Die Schlösser Habitzheim und Schönberg erlangte er als Hessisches Lehen zurück. Furchtbare Verwüstungen und Brandschatzungen, welche man auf die für die damalige Zeit hohe Summe von 154,000 Gulden veranschlagte, hatte dieser Krieg außerdem für Erbach im Gefolge. In der Sickingen'schen Fehde sehen wir diesen Eberhard als kurpfälzischen Feldhauptmann. Im Bauernkriege hatte der erprobte Kriegsmann sogar den Oberbefehl über das kurpfälzische Heer und führte siegreich den Feldzug gegen die Aufständischen.

Graf Georg III., ein Sohn Eberhards XIII., focht im kaiserlichen Heere in der Schlacht von Pavia mit und war mit seinem Bruder Eberhard ein eifriger Anhänger der evangelischen Lehre. Beide Brüder waren auf den Reichstagen zu Nürnberg 1542, Speyer 1544 und zu Worms 1545, wo sie die evangelische Sache verfochten.** Beide führten endlich förmlich die evangelische Lehre in ihrem

---

* Simon, Erbachische Geschichte.

** Simon, Erbachische Geschichte.

Lande ein. Unter dem Titel: Patrocinium Christiani schrieb Graf Georg seine evangelischen Ueberzeugungen in einer eigenen Abhandlung nieder. Im Schmalkaldischen Kriege mußten die Grafen und ihre Unterthanen jedoch schwer für diese ihre evangelische Ueberzeugungstreue büßen. Der Graf Büren, der damals Darmstadt, Frankfurt und alle protestantischen Territorien zwischen Rhein und Main verwüstete, plünderte und verheerte drei Tage lang die Grafschaft und legte den Grafen außerdem eine Brandschatzung von 12,000 Reichsthalern auf. Graf Georg übte, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, nach den verschiedenen Richtungen einen wohlthätigen und reformatorischen Einfluß auf die Entwicklung der Grafschaft, noch in seinem Todesjahre erschien eine neue Redaction der Erbachischen Landesordnung, welche zur Grundlage des heute noch gültigen Erbachischen Landesrechts geworden ist. Zeitgenossen sprechen mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung von diesem, durch mannigfache Tugenden ausgezeichneten und durch eine aus einer ächten christlichen Gesinnung hervorgegangene Humanität hervorragenden Fürsten.

Ein Erbacher, Georg Friedrich, ein Sohn Ludwig des Ritters, starb bei Nürnberg für die evangelische Sache unter den Augen Gustav Adolphs am 7. September 1632 den Heldentod. Ein anderer Erbacher, Georg Albrecht, der auf der Reise nach Neapel am Cap Passaro am 16. Mai 1617 in die Hände türkischer Seeräuber fiel und mit neun anderen Leidensgenossen sieben Monate in der Gefangenschaft schmachtete, bis er durch ein hohes Lösegeld die Befreiung erlangte, war durch diese seine Schicksale ein Gegenstand der Theilnahme des gesammten Deutschlands.

Von Georg VI. erzählt Simon, dessen Darstellung wir hier folgen, daß er vor Candia, wo er zu Ende des siebenten Jahrzehntes des (siebenzehnten Jahrhunderts im Dienste der Republik Venedig von einer türkischen Kugel verwundet wurde, eine Operation auszuhalten hatte, welche in der Geschichte der Medizin ohne Beispiel dasteht Die Aerzte trepanirten ihn daselbst mit einem Meißel, den sie mit Schmiedehämmern in die Hirnschale eintrieben.

Durch seine Widerstandsfähigkeit gegen die Unwissenheit der Aerzte, die sein ganzes Leben lang bemüht waren, den Grafen einen tapferen Kriegsmann, der sich den Dank der Republik Venedig verdiente und 1673 in Niederländischen Diensten mit Auszeichnung gegen die Franzosen focht, durch ihre Kuren zu Grunde zu richten, ist Georg VI. überhaupt eine phänomenale Erscheinung. Im Jahr 1674 empfing er von einer Musketenkugel eine Quetschung an der linken Hüfte und dem Beine, welche ihm sein ganzes Leben zu schaffen machte. Er ging 1675 zu seiner Heilung zu einem renommirten Arzte, der abermals eine entsetzliche Eisenbartskur an ihm vornahm. Vier starke Männer mußten den Grafen an Tüchern in die Höhe ziehen, welche um das kranke Bein gewickelt waren, währenddem der Chirurg mit den Knieen daran arbeitete, welches dann, nachdem diese Manipulation mehrere Tage nach einander wiederholt worden war, mehrere Wochen lang an den Bettpfosten festgebunden ward. Später mußte der Graf ein eisernes Instrument an dem Leibe tragen, welches mit der Zeit länger auseinander geschraubt werden konnte. 1677 stand der Graf schon wieder im Felde, trotz seiner Beschwerden bis endlich am 18. Juni 1678 im vierunddreißigsten Lebensjahre seines Alters die Kunst der Aerzte ihre Wirkung that. Auf einer Jacht auf der Waal bekam er plötzlich heftiges Erbrechen und Krämpfe und starb noch auf dem Schiffe bevor er seine Garnison Mecheln, nach der er zu reisen im Begriffe stand, erreicht hatte.

In den Jahren 1672 bis zum Ryswicker Frieden 1697 sehen wir das Erbach'sche Land, das sich von den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges noch nicht erholt hatte, derart verwüstet und durch die Mordbrennerbanden Ludwig XIV. zum Schauplatz der mannigfachsten Gräuel gemacht, daß Graf Georg Albrecht die Grafschaft verläßt und nach Waldenburg, dem väterlichen Schlosse seiner Gemahlin, übersiedelt. Er ging hierauf in kaiserliche Dienste und wir finden ihn unter anderen 1683 bei dem Entsatze in Wien, später sehen wir ihn Dienste bei einem fränkischen Kreisregimente suchen. Um Streitigkeiten mit Hessen-Darmstadt zu entgehen, verkaufte dieser Graf, der 1717 am Podagra starb, den Rest des Amts Seeheim, welchen Erbach noch besaß, an Darmstadt.

Noch manchen tapferen Degen und wackeren Herrn kann das Erbachische Haus bis zu seiner durch die Rheinbundsacte vom 12. bez. 19. Juli 1806 erfolgten Mediatisirung den Seinigen nennen, vor allem aber ist es der letzte souveräne Graf des Hauses Erbach, der uns durch seinen Kunstsinn und

seinen wissenschaftlichen Eifer unsere Ehrerbietung abnöthigt und dessen Wirksamkeit die Veranlassung ist, daß wir den kleinen Erbachischen Staat nicht ohne eine gewisse Theilnahme von der Karte Deutschlands verschwinden sehen.

Graf Franz I. als Repräsentant der klassischen Periode.

Kaum hatte sich ein Jahrhundert in ähnlicher großartiger Weise in die Weltgeschichte eingeführt wie das neunzehnte, und nur in dem Zeitalter der Reformation besitzt es einen ebenbürtigen Vorgänger. Wie wir hier mit Einemmale ein reges Interesse an kirchlichen Fragen erwachen und nicht allein Gelehrte, sondern selbst Fürsten und Herren eifrig mit dem Schwert und mit der Feder für die Reformation in die Schranken treten sehen, und selbst in der einsamen Grafenburg zu Erbach Graf Georg sein Patrocinium Christiani niederschreibt, gleichzeitig mit diesem regen kirchlichen Treiben aber auch ein neues Leben für Wissenschaften und Künste beginnt, so tritt auch das neunzehnte Jahrhundert stürmend und brausend in die Welt ein, aber mitten in den politischen Stürmen zeigt sich ein lebhaftes wissenschaftliches und künstlerisches Schaffen. Wie zur Zeit der Reformation die höchsten Würdenträger des Reiches die geistige Bewegung fördern und thatkräftig unterstützen, so sehen wir auch in Deutschland, wo einestheils das Andenken eines Kaiser Joseph, eines König Friedrich noch in frischem Gedächtnisse ist, anderntheils der in der Förderung der Wissenschaft und Künste in seiner ganzen Großartigkeit sich zeigende französische Imperialismus zur Nachahmung aufmuntert, unerwartet den Musen da und dort neue herrliche Stätten erblühen. Karl August sammelt in Weimar die Größen unserer Literatur um sich, bewundernd sprechen die Zeitgenossen von seinem Ilm-Athen, wir sehen Residenzen wie München und Stuttgart im Aufblühen, das öde Darmstadt tritt unter Ludewig I. in eine vorher kaum erhoffte Periode des Glücks und des Wohlstandes und wird zu einem Sitze regen künstlerischen Lebens, und in dem kleinen Erbach sehen wir den erleuchteten Grafen Franz eine Sammlung begründen, die durch ihren Reichthum an seltenen Kunstschätzen zu einer der bedeutendsten in Deutschland geworden ist und in ihrer Art vielleicht einzig in der Welt dasteht.

Gleich jenen um die deutsche Literatur hochverdienten Männern schuf sich der Graf in dem einsamen Erbach einen Kreis von Männern, in deren Umgang er geistige Nahrung fand — wir erwähnen nur den trefflichen Archivrath Kehrer, der 1869 fünfundneunzig Jahre alt verstarb, Johann Friedrich Knapp, den Verfasser der römischen Denkmale des Odenwaldes, und jenen Forstmeister Louis zu Eulbach, dessen Andenken durch seinen naturwüchsigen Humor heute im Munde des Volkes noch nicht erloschen ist. Er tritt mit den hervorragenden Männern seiner Zeit in Correspondenz, die Anregung des Grafen wirkt aufmunternd auf die Gelehrten, und in jener Periode wird der archäologischen Wissenschaft im Odenwalde eine neue Fundgrube erschlossen und die mannigfachen Resultate dieser Forschungen werden zum Erstenmale gründlich verwerthet.

Graf Franz I. zu Erbach-Erbach, geboren am 19. Oktober 1754 im Schlosse zu Erbach, war der einzige Sohn des Grafen Georg Wilhelm und zwar aus zweiter Ehe mit der Wild- und Rheingräfin Leopoldine Wilhelmine Sophie zu Dhaun und Kyrburg. Er verlor seinen Vater bereits im vierten Lebensjahre und ward fortan unter der Vormundschaft seiner Mutter erzogen. Kurz nach seiner Confirmation bezog er die Academie in Lausanne und bald darauf die Universität Straßburg. In den Jahren 1772—1775 finden wir ihn im Auslande, nach einander in Frankreich, England, Holland und Italien.

Mit besonderem Vergnügen hält er sich am französischen Hofe auf, und während seines ganzen Lebens ein ächter Repräsentant des ancien regime, findet der Graf ein besonderes Gefallen an dem eleganten höfischen Leben der französischen Königsstadt, an der verfeinerten Etikette des königlichen Hofes,

an jenen minutiösen Aufmerksamkeiten im Verkehre, welche der Gegenwart, in unserem Deutschland wenigstens, völlig verloren gegangen sind, durch deren sorgfältigste Beobachtung der Graf aber sich sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. Er erwirbt sich in Paris mannigfache und angesehene Verbindungen, die ihm namentlich zwanzig Jahre später, als in den Revolutionskriegen die französischen Truppen Herren der Rheingegenden waren, zu statten kommen und die es ihm ermöglichten, eine Schonung seiner Grafschaft zu erwirken und 1801 einen Neutralitätsvertrag mit den Feinden abzuschließen.

Vor allem aber fand in Versailles sein Sinn für die Künste reichliche Nahrung. Das Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war eine Periode, wo man die Herrschaft des durch seine Ausartungen unmöglich gewordenen Rococcogeschmackes abstreifte und in den bildenden Künsten wie in der Musik und in der dramatischen Kunst der Sinn für antike Formenschönheit und antike Stoffe wieder erwachte. Mit einem wahren Enthusiasmus suchte damals die deutsche Jugend, durch den mächtigen Impuls eines Winkelmann bewegt, ermüdet von dem ewigen Einerlei des Zopfstils, Erfrischung und Erquickung an den Vorbildern des klassischen Alterthums. Auch in dem jungen Grafen erwachte jene warme Begeisterung für die Schönheit der Antike, welche das auffallendste Kennzeichen jener merkwürdigen Periode des deutschen Geisteslebens ist, und sie fand in den Museen zu Paris und in Versailles, wo man damals italienische Kunstmodelle zu sammeln begann, reichliche Nahrung.

Von dort trieb es den Jüngling nach Italien, wo er 1775 zum Erstenmale die geweihten Hallen der antiken Kunst betrat, und in die Heimath zurückgekehrt und zum Manne gereift, erwacht in ihm auf's Neue der Wissenschaftsdurst, er beginnt nach und nach die Schätze der Kunst zu sammeln und in der Absicht, einestheils seine Kenntnisse zu vermehren, anderntheils sein kleines Museum zu bereichern, unternimmt er 1791 eine zweite Reise nach Italien. Der feine verbindliche Aristokrat weiß sich mit Leichtigkeit allerwärts Freunde zu erwerben, und unter der Aegide Reiffensteins und des Abbé Viscontis, des Directors der vaticanischen Museen, schritt er zur Erwerbung antiker Schätze. Bedeutende Summen verausgabte er zu diesem Zweck und wir sehen ihn die mannigfaltigsten Gegenstände sammeln. Vorzüglich waren es Statuen, Büsten und Hermen, welche sein Augenmerk in Anspruch nahmen, aber auch Mosaiken, Waffen, Bronze, Münzen und namentlich hellenische Vasen wurden von ihm erworben, und er wußte Italien Schätze zu entführen, wie sie später Andere sich oft mit immensen Mitteln nicht zu verschaffen vermochten.

Nicht nur Rom, auch Neapel, Tivoli, Herculanum und Pompeji sucht er auf, und manch' kostbare Bronze, manch' seltne Marmorsculptur findet von hier den Weg in sein immer größere Dimensionen annehmendes Erbacher Museum. Unter jenen Meisterwerken erwähnen wir namentlich die von ihm gesammelten Orginal-Hermen, eine Büste Alexanders, hervorragend durch den idealen Ausdruck, welchen ihr der Künstler verlieh, Copien griechischer Sculpturwerke durch römische Bildhauer der Kaiserzeit geschaffen, und römische Büsten, namentlich solche römischer Imperatoren, meist aus carrarischem hie und da aus parischem Marmor.*

An den Kreis werthvoller Original-Sculptur-Werke reiht sich eine kleine Gruppe von Gypsabgüssen klassischer Reliefs aus den clementinischen Museen. Die Zimmer, in welchen diese Werke aufgestellt sind, sind getreue Nachbildungen eines römischen Pseudo-Porticus und eines Souterrāns aus dem Theater Marcells und der Villa Hadriani in Tivoli. Das Mobiliar derselben entspricht den griechischen Curialstühlen, Pulvinarien und Hemicyclen aus der Villa Nero's und des Palazzo Maffei, sowie denjenigen aus dem Theater von Herculanum. Die Candelaber sind denen in Bronze von Portici, Herculanum, Pompeji und Florenz nachgebildet.

Zu der römischen Sammlung gehören außerdem eine große Zahl von Angriffs- und Vertheidigungswaffen, ferner Utensilien in Bronze und Eisen, sowie Münzen, welche vielfach eine Bestätigung für die Aehnlichkeit der Kaiserbüsten sind. Unter den zahlreichen Gefäßen nehmen die bemalten hellenischen Vasen sowohl durch die Kunstfertigkeit und Dauerhaftigkeit der Gemälde, als auch wegen der mythologischen Bedeutung der Darstellungen eine hervorragende Stellung ein. Die Mysterien der Demeter und der Dionysos zu Eleusis bilden hier, wie gewöhnlich, die herrschenden Motive.

---

* Unter diesen sind namentlich ein Trajan und ein Hadrian von Werth.

Aber nicht allein Italien hat das Material für das Erbacher Museum geliefert, auch das eigene Vaterland und es ist zu einer der werthvollsten Quellen geworden für die Erforschung der römischen Herrschaft in Deutschland. Von allen Ausgrabungen, welche weit und breit bis zu dem Pfahlgraben hin gemacht wurden, erwarb Graf Franz ein oder den andern merkwürdigen Gegenstand, vor Allem aber waren es das Erbacher Land und die Ueberbleibsel von Niederlassungen der XXII. Legion, welche gründlich durchforscht wurden. Unter der technischen Leitung des als Kenner des römischen Alterthums hervorragenden damaligen Erbachischen Regierungsrathes, späteren hessischen Geheimen Staats-Raths Knapp und des durch seine Localkenntnisse ungemein nützlichen Forstmeisters Louis wurden die Odenwälder Befestigungslinien dieser durch ihre Schicksale merkwürdigen Legion festgestellt, die verschiedenen Schlußsteine und Inschriften erhoben, die Wachtthürme untersucht und Castelle, theilweise mit Badeeinrichtungen, an das Tageslicht gefördert und keine Mühe und keine Kosten wurden bei diesen Unternehmungen gescheut. Knapp sammelte hier das Material zu seinem trefflichen Werke und er hat sich das Verdienst erworben, die Geschichte dieser hochberühmten, mit den Beiworten primogenia pia fidelis ausgezeichneten Legion verfolgt zu haben.

Allein auch auf dem Gebiete des germanischen Alterthums und des Mittelalters war der unermüdliche Forscher- und Sammelgeist des Grafen thätig und aus der zu Anfang seiner Regierung unbedeutenden Rüstkammer des Erbacher Schlosses schuf er jene bedeutende, unter dem Namen des Erbacher Rittersaales berühmt gewordene Waffensammlung. Allein 38 Rüstungen, darunter viele, welche in der Geschichte berühmten Träger angehörten, zieren den im altdeutschen Style gehaltenen Rittersaal.

Graf Franz hatte diese Sammlung in einer äußerst originellen Weise geordnet. Die Thürwache hielten z. B. die beiden Raubritter Schott von Schottenstein und Eppelin von Gailingen, die Schwerter mit denen sie hingerichtet wurden, in der Hand haltend. Erst neuerdings ist diese Anordnung einer mehr systematischen gewichen, welche der gegenwärtige regierende Graf Eberhard im Interesse der Wissenschaft veranstaltet hat.

Unter den Rüstungen erwähnen wir diejenigen von Konrad von Künzberg und Erasmus Schenk, Herr zu Erbach (1450) und eines Grafen von Leiningen, alle drei zu Pferde. Drei weitere Rüstungen mit Pferd sind diejenigen von Johann Ernst von Sachsen, des deutschen Kaisers Friedrich III. und eines Grafen Eckel von Hohenzollern.

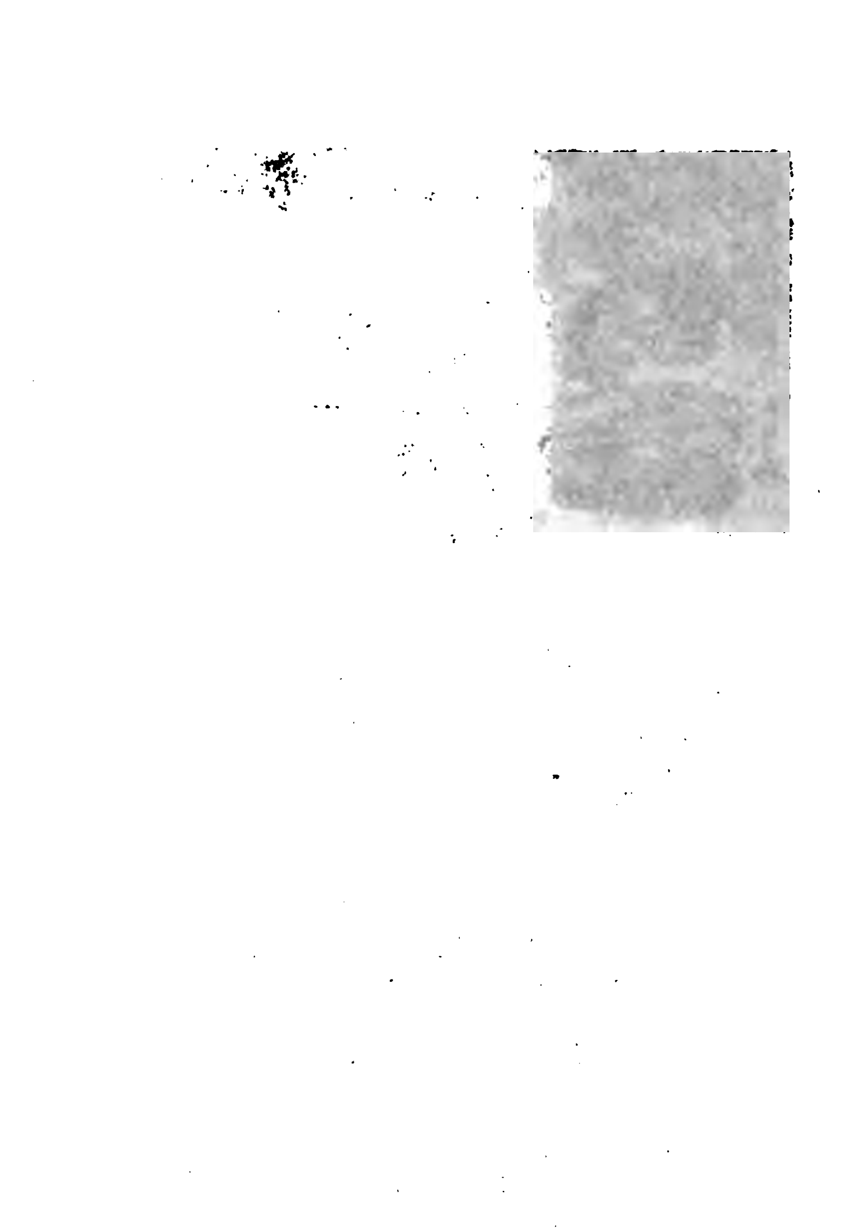
Von den Rüstungen erwähnen wir außerdem noch einige, welche als Erzeugnisse italienischer Waffenschmiedkunst, oder durch die historische Bedeutung der Personen, welchen sie gehörten, von Werth sind. Wir nennen den Harnisch Cosmus II. von Medici, des Peter Strozzi, Marschalls von Frankreich, des Joh. Jac. Medicis (starb 1555), Philipp des Guten, Herzogs von Burgund, sowie diejenigen Kaiser Maximilians I. Beide entstammen dem Nürnberger Zeughause.

Ebendaselbst befanden sich früher die Rüstungen Gustav Adolphs und Wallensteins. Merkwürdig sind ferner diejenigen des Markgrafen Albrecht, des deutschen Alcibiades, Franz von Sickingens und Götz von Berlichingens.

Eine ungefähr 75 Centimeter hohe geharnischte Figur, angeblich die Rüstung des Zwerges Thomele, der bei der Vermählung des Herzogs Wilhelm von Bayern mit Renata von Lothringen in einer Pastete versteckt auf den Tisch gebracht worden sein soll, ist jedenfalls eine Spielerei, da in den Augen der heutigen Wissenschaft dieser Zwerg, wenn er in dieser Kleinheit existirte, als eine Fabel betrachtet werden muß.

Der Graf erwarb Rüstungen und Waffen aus allen Gauen Deutschlands, und gefällige Freunde, die er sich durch seine liebenswürdige Persönlichkeit allerwärts erwarb, beschenkten ihn mit den werthvollsten Familienrüstungen und Waffenstücken. Der Zeit nach ist unter dieser seiner Sammlung das sechszehnte Jahrhundert besonders reichlich vertreten; aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthält der Rittersaal außer einem Schwerte aus den Kreuzzügen, einem Platten- und Schuppenhemde und einem altdeutschen getriebenen Kunstschlosse nur wenige Rüstungen und Armaturstücke.

Wesentliche Verdienste hat sich der rastlose Kunstfreund um die Kenntniß der in jener Periode noch sehr vernachlässigten Glasmalerei erworben; es gelang ihm, auch auf diesem Gebiete eine Reihe von Kunstschätzen zu sammeln, und auch hier waren es wieder seine Freunde, die den Grafen zuvor-



Aber nicht allein Italien hat das Material für das Erbacher Museum geliefert, auch das eigene

sechszehnte Jahrhundert besonders reichlich vertreten; aus dem fünfzehnten Jahrhundert enthält der Rittersaal außer einem Schwerte aus den Kreuzzügen, einem Platten- und Schuppenhemde und einem altdeutschen getriebenen Kunstschlosse nur wenige Rüstungen und Armaturstücke.

Wesentliche Verdienste hat sich der rastlose Kunstfreund um die Kenntniß der in jener Periode noch sehr vernachlässigten Glasmalerei erworben; es gelang ihm, auch auf diesem Gebiete eine Reihe von Kunstschätzen zu sammeln, und auch hier waren es wieder seine Freunde, die den Grafen zuvor-



DER RITTERSAAL ZU ERBACH

kommend unterstützten. Der weiland regierende Fürst zu Solms-Braunfels schenkte dem Erbacher Mäcen dasjenige Fenster, welches Kaiser Adolph vor der Kehlheimer Schlacht, also im 13. Jahrhundert, mit seiner Gemahlin Imagina dem Kloster Altenberg bei Wetzlar gestiftet hatte. Die Dominikanerkirche in Wimpfen vertauschte gegen neue Scheiben ihre großen Chorfenster, welche mit ihren mandelförmigen Scheiben und ihren ascetischen Gestalten die Leidensgeschichte des Heilands darstellen und die wohl zu den ersten bedeutenderen Versuchen auf dem Gebiete der Glasmalerei zählen. Der weiland regierende Graf von Ortenburg machte dem Erbacher Rittersaale dasjenige Wappenfenster zum Geschenk, welches sein Ahnherr, Ritter Joachim Graf von Ortenburg, der auch in der Geschichte eine Rolle spielt, hatte fertigen lassen; es zählt die Wappenschilde von zwölf Grafen dieses uralten Geschlechtes in aufsteigender Linie, sowie diejenigen ihrer Gemahlinnen. Aus den verschiedensten Stylepochen ist diese aus mehreren hundert einzelnen Glasgemälden bestehende Erbacher Sammlung zusammengetragen.

Mit Einemmale erweckte dieselbe das regste Interesse und die Bewunderung der Kunstfreunde, und man kann wohl sagen, wie ein Schilderer der Erbacher Sammlung, dessen Angaben wir hier gefolgt sind in den Nummern 84—86 der Darmstädter Zeitung vom Jahre 1866 mit Recht behauptet, daß, nachdem das Sonnenlicht seinen Schimmer durch die Erbacher bunten Fenster geworfen hatte, der Drang nach dieser erhabenen Kunst auf's Neue in Deutschland lebendig wurde, und man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, daß Graf Franz zu Erbach durch seine Vorliebe für die ältere Glasmalerei anregend und befruchtend wirkte und durch die von ihm ergriffene Initiative gewissermaßen die Rehabilitirung dieses Kunstzweiges veranlaßte, und unmittelbar in Erbach selbst sehen wir den alten Freund des Grafen, den Geh. Archivrath Kehrer, und später dessen Sohn treffliche Erzeugnisse dieser Kunst zu Tage fördern.

Nicht minder wie der Graf, ein eifriger Jäger, italienische Kunstschätze und mittelalterliche Glasmalereien, Rüstungen und Kriegswaffen sammelte, brachte er aber auch eine der merkwürdigsten Sammlungen von Jagdwaffen und Jagdtrophäen in den Räumen seines Schlosses zusammen. Die Stufenleiter der Jagdschußwaffen bildet zwar kein chronologisch vollständiges Ganzes, allein es sind unter den gegen 600 Stück betragenden Gewehren eine Menge der kunstfertigsten Arbeiten. Das XVI. und XVII. Jahrhundert sind auf das reichste repräsentirt. Das deutsche Feuerschloß mit seinem Rade ist das Zündmittel vieler der prächtigen Büchsen und Pistolen, welche durch ihre kostbaren Einlagearbeiten besonders werthvolle Piecen der Sammlung bilden. In ähnlicher Weise reiht sich ein Cyclus von Armbrüsten sowie ein ausgedehnter Kreis von alten Jagdgeräthschaften, Hirschfängern, Waidmessern, Pulver- und Hilfthörnern an diese Sammlung an, unter welchen viele wieder durch ihre kunstvolle Arbeit hervorragen.

Unter diesen, in das Gebiet des edlen Waidwerks gehörigen Sammlungen ist die Collection von Hirschgeweihen unter den Jägern am berühmtesten geworden. Unter den 72 Geweihen capitaler Hirsche, welche die Seitenwände der boisirten Hirschgallerie* in der Bel-Etage des Schlosses einnehmen, befindet sich eine bedeutende Anzahl von Gestängen ersten Ranges. Die Erbacher Sammlung übertrifft, was die Masse stärkerer Geweihe anbelangt, selbst diejenige des ehrwürdigen Königs- und Kurfürstenschlosses Moritzburg mit seinen Hirschgeweihen aus den Zeiten Georg Friedrichs und August des Starken.

Nicht minder merkwürdig ist eine im Treppenhaus des Schlosses befindliche Sammlung starker und abnormer Rehbocksgeweihe.

Durch diese Sammlungen erlangte das kleine Erbach schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine wahrhafte Berühmtheit in Deutschland und Kunstfreunde aus allen Theilen des Reiches wanderten nach den Räumen des Erbach'schen Schlosses. Durch die trefflichen Vorbilder, welche einzelne Gewerbe für ihre Zwecke in den Räumen des Schlosses vorfanden, wurde Erbach sogar der Sitz einer regen Kunstindustrie, und die herrlichen Elfenbeinschnitzwerke, welche zu Erbach gefertigt werden, finden weit und breit in Deutschland, Amerika, England und Frankreich ihren Absatz.

* Der jetzige regierende Graf Eberhard hat diese merkwürdige Sammlung in der Hirschgallerie zu einem der colossalsten Prunksalons, welche nur irgend ein Fürsten- oder Grafenschloß aufzuweisen vermag, vereinigt. Der Plafond des Saales entstammt dem Kloster Roth, die geschnitzten Schränke zur Seite sind aus Nürnberg.

Die Freude an diesen Sammlungen, ihr stetiges Wachsthum und der Ruhm, ihr Schöpfer zu sein, verschönerte das Greisenalter des Grafen, doch mögen ihn auch manchmal die ersten heiteren Jugendeindrücke umgaukelt haben, die üppige Luft an dem sonnigen feinen Hof zu Versailles, wo mitten in den Freuden des Hoflebens in ihm der Sinn für antike Schönheit erwachte, bei ihm rege geworden sein, und bei Gelegenheit der Königskrönung Ludwig XVIII. sehen wir den alten Legitimisten nach Rheims wallfahrten und dort das Erbach'sche Haus mit all dem Glanze vertreten, der den deutschen Reichsgrafen umgab.

Graf Franz I. starb nach längerem Leiden am 8. März 1823. Durch sein Wirken hat er sich unvergeßlich gemacht, und noch heute lebt sein Andenken im Munde des Volkes.

Das Erbach'sche Territorium bis zur Einverleibung der Grafschaft in das Großherzogthum Hessen.

Ueber die näheren Umstände, unter welchen das Haus Erbach im Odenwald Besitzungen und mit diesen das Hoheitsrecht erworben, herrscht noch vielseitiges Dunkel, und selbst hinsichtlich einzelner Theile der Grafschaft, deren Erwerbung nicht in die früheste Epoche der Geschichte des Hauses fällt, bestehen noch einige Zweifel, eine Erscheinung, welche durch die Unvollständigkeit der Nachrichten, an welchen in dieser Beziehung auch die Geschichte anderer Territorien leidet, eine hinlängliche Erklärung findet. Wir machen nur auf die bekannte Thatsache aufmerksam, daß man über das Alter und die Herkunft einer Reihe von Lehen noch völlig im Unklaren ist. Es ist schon längst festgestellt, daß die Lehensbriefe, die erst in einer ziemlich späten Periode in Aufnahme kamen, hierfür keine Anhaltspunkte bieten, weil in den alleraltesten Zeiten die Lehen nur mit einem einfachen Handschlag gegeben und empfangen wurden. Die deutsche Rechtsgeschichte weist eine Menge Beispiele auf, wo größere Landesherren, Herzoge und Grafen, gar keine Lehensbriefe besaßen. Es ist daher keineswegs eine auffallende Erscheinung, wenn wir hier mannigfachen geschichtlichen Lücken begegnen.

Der Hauptsache nach ist über die Grafschaft ungefähr Folgendes festgestellt.

Der erste große Grundbesitz an der Bergstraße und im Odenwald gehörte, wie schon öfter erwähnt, dem reichen und mächtigen Kloster Lorsch, welches schon 773 von Karl dem Großen die Mark Heppenheim mit den Aemtern Fürth, Lindenfels und Schönberg, sowie den Centen Waldmichelbach, Hirschhorn und Beerfelden verliehen erhielt. Aber immer noch mehr sehen wir den Besitz der fürstlichen Abtei wachsen. Einhard erhielt von Ludwig dem Frommen 814 die Mark Michelstadt zum Geschenk und vergab sie fünf Jahre später an das Kloster Lorsch, behielt sich aber für den Fall, daß er Nachkommen behalten sollte, die Wiederbelehnung vor, so daß wir zur karolingischen Zeit mit Ausnahme der Cent Oberramstadt, welche unter katzenellenbogischer Herrschaft stand, sowie der Cent Reichenberg den ganzen Odenwald unter geistlicher Herrschaft sehen. Wem diese Cent Reichenberg oder Reichelsheim gehörte, ist nicht genau festgestellt, man weiß nur, daß sie nicht der Kirche gehörte, denn weder das Stift Worms noch die Abteien Fuld und Lorsch, noch das Kloster Amorbach hatten hier Besitzungen.

Man schließt daher, daß hier, nachdem die Kirche in den Besitz des größten Theils des Odenwaldes gekommen war, noch die ersten und ursprünglichen Verhältnisse vorhanden gewesen sein müssen, wie sie sich nach der Besitznahme der Gegend durch die Franken gestalteten, d. h. der Kaiser, in seiner Eigenschaft als deutscher König, war hier noch oberster Gerichtsherr und Mitbesitzer der vorhandenen Güter und neben königlichen und anderen Gütern gab es noch andere Freie, welche Theil an dem vorhandenen Grund und Boden hatten. Mit anderen Worten: die Cent Reichelsheim war im

[illegible] genommen war, noch die ersten und ursprünglichen Verhältnisse vorhanden gewesen sein müssen, wie sie sich nach der Besitznahme der Gegend durch die Franken gestalteten, d. h. der Kaiser, in seiner Eigenschaft als deutscher König, war hier noch oberster Gerichtsherr und Mitbesitzer der vorhandenen Güter und neben königlichen und anderen Gütern gab es noch andere Freie, welche Theil an dem vorhandenen Grund und Boden hatten. Mit anderen Worten: die Cent Reichelsheim war im



FÜRSTENAU

9. Jahrhundert und wahrscheinlich noch längere Zeit ihren Hauptbestandtheilen nach königlicher Besitz. Eine Bestätigung für diese Vermuthung glaubt man in Böhmer's Cod. dipl. Moen. zu finden, inhaltlich dessen im Jahr 880 König Ludwig der Jüngere der königlichen Salvatorkapelle in Frankfurt a. M. unter anderm auch die Güter zu Osternaha in der Cent Reichelsheim schenkte.

Es ist nun erwiesen, daß die Erbacher in dieser Cent bereits im 13. Jahrhundert bedeutende Allodialgüter besaßen, da aber die Cent Reichelsheim zur Zeit der Karolinger königliches Gut war, darf angenommen werden, daß sich der König in diesem entlegenen Bezirk durch einen darin Angesessenen vertreten ließ. Da aber neben den Erbachern kein anderes bedeutendes Geschlecht in der ganzen Gegend vorkommt, so kann auch wohl angenommen werden, daß die Centgerichtsbarkeit den Erbachern übertragen wurde, und es ist wahrscheinlich, daß sie bald nach den Karolingern in den Besitz dieser Gerechtsame gekommen sind. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als die Erbacher vor dem Jahr 1223 wie wir gesehen, königliche Schenken waren. Also mußten sie ihre Besitzungen, oder einen Theil derselben vom Könige zum Lehen tragen. Dieses Lehen war wohl die Cent Reichelsheim, und muthmaßlich ist dieses der älteste Theil des Besitzthums des Erbachischen Grafengeschlechts.

Die Mark Michelstadt, zu welcher auch die Cent Erbach gehörte, sehen wir erst später unter Erbachischer Oberhoheit, denn Einhard schenkt sie 819 dem Kloster Lorsch, was allerdings mit obiger Annahme im Widerspruch zu stehen scheint, nach welcher die Cent Reichelsheim das erste größere Besitzthum der Erbach'schen Dynasten gewesen sein müßte, welche wir ja schon in frühester Zeit in Erbach angesiedelt wissen, und welche sich nach diesem Stammsitze schon 1148 von Ertpach benennen.

Dieser Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer. Es handelt sich bei solchen Schenkungsurkunden nur um die Unfreien. Die in dem verschenkten Bezirke angesessenen Freien konnten dabei nicht in Betracht kommen, ebensowenig als deren eigene Leute und Besitzungen. Denn solche Schenkungen wurden im ganzen Mittelalter nur unbeschadet der Rechte Anderer gemacht. Als solche Freie waren denn die Erbacher Dynasten in der Mark Michelstadt angesessen, während der ganzen Periode, während welcher die Abtei Lorsch in der Mark Michelstadt die Oberhoheit ausübte, d. h. vom Jahr 819 bis 1232, wo mit der Aufhebung der fürstlichen Abtei Lorsch durch Friedrich II. die Probstei Michelstadt mit allen ihren Rechten an Kurmainz überging.

Es scheint nun, daß die Abtei Lorsch sich die alte Schenkung nicht mit allen ihren Rechten zu erhalten gewußt hat, sondern daß sie, wie dieses bei derartigen Fällen häufig vorkam, die Ausübung einzelner Rechte, zum Beispiel der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, an besondere Vögte übertrug und diesen dagegen Güter und Gefälle als Beneficien anwies. Es verlautet nichts mehr um diese Zeit von einem größeren Besitzthum, welches Kurmainz durch die Probstei Michelstadt erwarb, das Kloster wird bald darauf aufgehoben, Weltgeistliche versehen den Gottesdienst und seit Ende des 14. Jahrhunderts kömmt Michelstadt nur noch als einfache Pfarrei vor.

In dem Maße aber, als die Bedeutung der früheren Probstei schwindet, sehen wir das Ansehen der Dynasten von Erbach wachsen, welche schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Gerichts- und Landesherren erscheinen. Aus dem Jahr 1398 ist bereits ein Kurpfälzischer Lehnbrief über die Herrschaft Erbach vorhanden.

Diese Herrschaft Erbach mit Michelstadt, Fürstenau und der Cent Reichelsheim waren wohl der älteste größere Territorial-Besitz des Erbach'schen Hauses, und ebenso scheint sein Oberhoheitsrecht in der Cent Beerfelden aus einer gleich frühen Periode zu entstammen. Die Cent Beerfelden war seit Mitte des zwölften Jahrhunderts Eigenthum des Hauses Erbach, jedenfalls war aber Erbach schon seit den Zeiten der Reichsabtei Lorsch in unbestrittenem Besitze der Centgerichtsbarkeit.

Nächst diesen Gebietstheilen scheint das Amt Schönberg erworben worden zu sein, welches wir bereits im 13. Jahrhundert in Erbach'schem Besitz finden.

Zu diesem ältesten Familienbesitz kam die Cent Oberkainsbach durch Kauf von den Johannitern in Mossau im Jahr 1333 an die Schenke von Erbach.

Das Kirchspiel Brensbach finden wir im Anfang des 13. Jahrhunderts zur Hälfte in Erbach'schem Besitz, die andere Hälfte wird 1335 durch Kauf von den Freiherren von Reichenbach erworben.

König ist seit 1355 zur Hälfte und seit 1477 ganz, einschließlich der Centgerichtsbarkeit, in Erbach'schem Besitz.

Durch Erbschaft wurde im 14. Jahrhundert das Amt Dannenberg und das „Aemtlein Jazza" (Jossa) erworben.

Durch Heirath und durch Kauf kam ferner im fünfzehnten Jahrhundert das Amt Habitzheim in Erbach'schen Besitz mit den Dörfern Habitzheim, Großzimmern, Spachbrücken, Zeilhard und Georgenhausen.

Auch die alte Cent Höchst wurde im sechszehnten Jahrhundert diesem bereits ansehnlichen Territorium einverleibt. Sie bildete die Herrschaft Breuberg, den alten Stammsitz der Dynasten von Breuberg, welche damals in die Hände der Grafen von Wertheim übergegangen war. Am 14. März 1556 starb der junge Graf Michael III. von Wertheim, mit ihm starb das Wertheim'sche Haus aus und Erbach erbte gemeinschaftlich mit Graf Ludwig von Stolberg-Königstein die Herrschaft Breuberg. Der Stolberg-Königstein'sche Antheil ging später an das Löwenstein'sche Haus über, und seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war Schloß und Herrschaft Breuberg in gemeinsamem Besitz der Grafen von Erbach und der Fürsten von Löwenstein.

Da und dort sehen wir außerdem die Erbacher einzelne kleinere Dörfer, Gehöfte, Zehnten und Gefälle besitzen. Durch Erbschaft erwerben sie außerdem 1449 das Amt Wildenstein im Spessart, 1797 erlangen sie durch Kauf die kleine Herrschaft Rothenberg und 1804 erwerben sie durch Erbschaft, beziehungsweise Abtretung derselben die Grafschaft Wartemberg-Roth im Oberamt Leuchtkirch am Bodensee.

Mit großer Zähigkeit sehen wir die Dynasten und Grafen aus den verschiedenen Linien im Laufe der Jahrhunderte über der Erhaltung dieses Familienbesitzes wachen, und es gelingt ihnen dieses auch mit Ausnahme ihrer Besitzungen an der Bergstraße und einiger Orte des vorderen Odenwaldes, welche sie durch den Landgrafen Wilhelm I. von Hessen verlieren, und des Amtes Habitzheim, wo Löwenstein durch Kauf die früher Erbachischen Berechtigungen erwirbt.

Das alte Erbach'sche Territorium aber blieb im Lauf der Jahrhunderte gänzlich intact und kam als völlig arrondirtes Gebiet im Jahr 1806 unter hessische Oberhoheit.

Es sind die alten Centen Michelstadt, Erbach und Beerfelden, der vormalige Kreis Erbach, wie er bis zu der neuen Kreiseintheilung von dem Jahr 1874 bestand, mit den Orten Erbach, Airlenbach, Asselbrunn, Beerfelden, Bullau, Ebersberg, Elsbach, Dorf Erbach, Erbuch, Erlenbach, Ernsbach, Etzean, Eulbach, Falkengesäß, Fürstenau, Gammelsbach, Güterfurt, Hainbrunn, Haisterbach, Hebstahl, Hetzbach, Hiltersklingen, Hinterbach, Hohlberg, Hüttenthal, Kailbach, Kortelshütte, Langenbrombach, Lauerbach, Michelstadt, Momart, Oberfinkenbach, Obermossau, Oberhemsbach, Olfen, Rambach, Rehbach, Roßbach, Rothenberg, Schöllenbach, Schönau, Steinbach, Steinbuch, Stockheim, Unterfinkenbach, Untermossau, Unterhemsbach, Weitengesäß, Würzberg und Zell.

Ferner eine Reihe Orte des Kreises Lindenfels, die frühere Cent Reichelsheim und zwar: Igelsbach, Kirchbeerfurt, Kleingumpen, (zum Theil den Herrn von Gemmingen) Laudenau, (zum Theil Gemmingisch) Oberkainsbach, Oberostern, Rimbach, Unterostern, Winterkasten, (zum Theil Gemmingisch) Zotzenbach und Reichelsheim und außerdem der frühere Kreis Neustadt, welcher die ganze frühere mit Löwenstein gemeinschaftliche Herrschaft Breuberg umfaßte. Es sind die Orte:

Affhöllerbach, Annelsbach, Birkert, Böllstein, Breitenbrunn, Dusenbach, Fürstengrund, (nur Erbach gehörig) Gumpertsberg, Haingrund, Hembach, Hetschbach, Höchst, (beide nur Erbachisch), Hollerbach, Humetroth, Kimbach, Kirchbrombach, König (nur Erbachisch). Langenbrombach, Lützelwiebelsbach, Mümlinggrumbach, Niederkinzig, Oberkinzig, Pfiersbach, Raibraitenbach, Rimhorn, Sandbach, Seckmauern, Villbrunn, Waldamorbach, Wallbach und Wiebelsbach.

Ferner der Erbach'sche Theil von Brensbach (Kreis Dieburg), und endlich kommen noch die bereits früher erwähnten, inmitten alter katzenellenbogischen Landestheile oder in pfälzischem oder Mainzer Gebiete gelegenen Schönberg'schen Orte an der Bergstraße hinzu.

Dieses frühere Erbachische Gebiet ist es, welches wir nun einer näheren Betrachtung unterwerfen

wollen. Schon aus der allmähligen Entwickelung dieses Territoriums können wir schließen, daß es reich sein muß an geschichtlichen Erinnerungen, und in der That fehlt es nicht an mannigfachen Spuren, welche die großen Perioden unserer deutschen Geschichte auf ihm hinterlassen.

Der Odenwald und die Ueberreste altgermanischen Wesens im Volksleben.

Der deutsche Bauer hat sich bisher allerwärts als der treueste Hüter deutschen Wesens und deutscher Sitte erwiesen. Wie wir in Schweden den Dalekarlen den volksthümlichen König schützen und vertheidigen sehen, so lebte im deutschen Bauern, wenn ihm auch dieser Gedanke nicht überall völlig zum Bewußtsein gekommen ist, zu allen Zeiten der Sinn und die Begeisterung für die Größe und Macht des deutschen Reiches, und in den Barbarossasagen Thüringens, in den Erzählungen, die sich in allen deutschen Gauen vom Untersberg bei Salzburg bis hinüber zum Kaisersberg bei Kaiserslautern, ja bis zu den Vogesenbergen und dem alten Schlosse zu Hagenau an Berge und Burgen knüpfen, von denen die Sage behauptet, daß in ihnen der große Kaiser schlafen soll und einst aufwachen wird, um mit seinen Feinden den letzten Kampf zu kämpfen, lebt dem Volke nur die Ueberzeugung von der dereinstigen Wiederaufrichtung eines großen und mächtigen deutschen Reiches.

Mit jener zähen Festigkeit, die nur ihm eigen ist, sehen wir den Bauer allerwärts an altgermanischem Wesen festhalten und besonders da, wo es bedrängt ist, wird es ihm doppelt lieb und theuer. Von der Landbevölkerung Schleswigs, bis zu den Sachsen Siebenbürgens und den Schwäbischen Kolonien in Südrußland sehen wir ihn selbst in den schlimmsten Perioden der deutschen Geschichte allen anderen Ständen voranleuchten durch die Beharrlichkeit, mit welcher er festhält am Vaterland. In dem gewaltsam losgerissenen Elsaße ist es sogar diese seine zähe Festigkeit, die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch alle Versuche zur Französirung siegreich bekämpfte, und der wir es zu danken haben, daß in dem Reichslande uns das Deutschthum unter dem Landvolke in einer Reinheit erhalten ist, für welche das Mutterland wenig Beispiele aufzuweisen vermag.

Wir sehen dagegen dort, wo der Bauer an der allgemeinen Entwickelung des Vaterlandes ungehindert theilzunehmen vermag, ihn vielfach seine Eigenthümlichkeiten abstreifen; seine Nationaltracht verschwindet, seine Dörfer bequemen sich der modernen Bauart an, er schließt sich nicht mehr mißtrauisch gegen andere Stände ab und nur noch in einzelnen kleinen Zügen, besonders in kirchlichen Dingen, offenbart sich jener conservative Sinn, für welchen die Streitigkeiten über die Einführung neuer Gesangbücher, über die Abschaffung des Exorcismus und andere, mannigfache Beispiele aufweisen.

Nur die Bewohner der Berge halten mit größerer Beharrlichkeit am Alten fest; in Süddeutschland besonders die alemannischen Stämme; die Schwarzwälder sind uns noch bis auf diesen Tag ein Muster alemannischer Art. Auch der Odenwälder ist, wie wir gesehen haben, alemannischer Abkunft, und es darf uns daher nicht wundern, wenn er inmitten der mannigfachen Prüfungen, welche er im Laufe der Jahrhunderte zu bestehen hatte, an manchen Zügen altgermanischen Wesens festhielt, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Dieses alte Germanenthum finden wir in den Benennungen der Berge, Flüsse und Dörfer, in seiner Sprache, in seinen Gebräuchen. Die ausschließlich dem Odenwald angehörende Mümling leitet gleich dem Mummelsee ihren Namen von den Minnen, den Wassergeistern der alten Germanen, ab. Michelstadt, einst die erste große Ansiedelung der Gegend, ist so benannt nach dem altdeutschen Worte Michel, soviel wie groß, kräftig, stark. Die Stadt hat mit dem deutschen Michel denselben Ursprung gemein, denn unter dem deutschen Michel ist allemal das gesammte große, kräftige deutsche Volk zu verstehen, das im Lauf der Jahrhunderte mit seinen gewaltigen Fäusten manchmal den Gang der Welt-

geschichte bestimmte. Eine Reihe anderer Orte, Vielbrunn, das alte Fulbronnen, Seckmauern, Seckmuren, Schönen, früher Schonauwe, die schöne Aue, sind altdeutschen Ursprung, ja fast kein Ortsname, kein Walddistrikt ist zu finden, dessen Benennung nicht altgermanischer Herkunft wäre; vor allem aber ist es der Odenwald selbst, der von dem alten Odin, dessen Hauch mächtiger als anderwärts in seinen Bergen und Schluchten uns entgegenweht, seinen Namen ableitet.

Ihm, dem Wodan, der sich in der späteren christlichen Zeit in den heiligen Martin verwandelte, gilt noch die Martinsminne, die Trankopfer, die einst Wodan geweiht waren, und in Martinsgänse und Metzelsuppen haben sich die Herbstopfer gewandelt, die einst dem Gotte unserer Altvordern gebracht wurden. Die Stürme des Herbstes, in denen unsere Voreltern einst Wodan, den Gott der Wünsche dahinbrausen hörten, erscheinen dem Volke da und dort noch als Vorboten künftiger Ereignisse. In den Winternächten, wo ehedem Berchta die Hausfrau segnend einherwandelte, rührt sich die Spindel, und um Martini drängt sich das Volk in die Spinnstube zusammen, wo dem „Herchen" (dem Großvater) der nächste Platz am Ofen eingeräumt wird, und wenn die Gesellschaft erst gestimmt ist, vernimmt sie aus seinem Munde manche im Lichte der heutigen Zeit so sonderbar erscheinende Ueberlieferung.

Der Odenwälder selbst ist noch der Bauer nach ächtem deutschen Zuschnitt. Zwar ist schon ein Menschenalter dahingegangen, seit er die alte Nationaltracht abgelegt hat, Dreimaster, rothe Weste mit gelben Knöpfen, schwarzer Rock und schwarze Hosen. Die alten Reichsfarben schwarz-roth-gold, die wir in der Tracht des alemannischen Bauern wiederfinden; auch vieles andere noch hat die Zeit hinweggefegt, aber dennoch hat sich noch mancher Zug im Enkel erhalten, aus welchem wir das Bild des Großvaters und Urgroßvaters erkennen. Sein ganzes Wesen, sein Thun und Treiben aber stimmt mit jener Schilderung überein, welche wir von dem Gotte Thor besitzen, dem Urbild des deutschen Bauers mit allen seinen guten und bösen Eigenschaften, Thor, der Bringer der Cultur, der Förderer der Arbeit, des Landbaues, des Hausstandes! Gleich diesem ist er arbeitsam, unverdrossen und gutmüthig und wiederum pfiffig und verschlagen. Die Kirchweihen und die Prügel, die es manchmal auf ihnen regnet, zeigen, daß er auch an Ungeschlachtheit und Tölpelhaftigkeit seinem Urbild nichts nachgibt. Und hinwiederum sehen wir die Armuth ihr Weniges mit den Armen theilen, gleich Thor, der einst bei armen Leuten seine Böcke schlachtete, und wie Thor, der einst die gewaltigsten Ochsen verzehrte und das Trinkhorn leerte, das mit dem Weltmeer in Verbindung stand, so daß alle Küsten von Wasser blos wurden, sehen wir ihn auch bei Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen, jenen ächt germanischen Durst entwickeln, der bereits vor 1400 Jahren die Gothen in Welschland in einen übelen Geruch gebracht, und welchen auch in der neuesten Zeit zwischen Mosel und Loire unsere Bayern, Württemberger und Pommern bewährten.

Klein und untersetzt gleich dem deutschen Gotte, sehen wir ihn mit ehernem Fleiß mühselig auf den Bergeshängen das Feld bebauen und die Felsen hinwegräumen und begraben, allein er räumt sie hinweg, diese Hindernisse, durch seine Kraft und seine Arbeit gleich dem deutschen Gotte, der mit seinen Stahlhandschuhen, mit der ehrnen deutschen Faust die Felsen zerschlägt und zerstört.

Aber auch die Erinnerung an Wodan, die alles erhaltende und erschaffende Naturkraft, tritt uns in einzelnen Zügen aus dem Leben des Volkes entgegen. Lauter rollt der Donner in den Odenwälder Bergen, hell erglänzt die Waldlandschaft von Wodans Speer, die Erde erdröhnt von Thors Hammerwurf und mächtiger als anderwärts rauscht sein Athem dort durch die Wälder. Es ist Odin, dessen Gestalt sich im Laufe der Jahrhunderte in den Rodensteiner umgewandelt hat, der als wilde Jagd, Gefahr dem Vaterland kündend, unter Halloh und Waffenklirren von Schnellerts nach Rodenstein zieht und den Weg durch eine Scheuer bei Ober-Kainsbach nimmt, wo ihm ein Schmied sein Pferd beschlagen muß. Ritter Rodenstein ist Wodan in anderer Gestalt, wie er als Siegesvater hoch zu Roß über die Länder dahin zieht, die Erde zittert, die Bäume krachen und bersten, und weithin tönt der Lärm der gerüsteten Männer in seinem Gefolge, Rodenstein der hier von dem Schmied zu Ober-Kainsbach sein Pferd beschlagen läßt, gleicht auch in diesem Zug dem nordischen Gotte, wie er auf Helgoland seinem Rosse den



Paul Wallot.

Huf beschlagen läßt und beim Davonreiten sein Sinne verwirrendes Sturmlied ertönen läßt, jenen Zaubergesang, den das Volk am Rhein auch der Loreley in den Mund legt:

Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland,
Stand noch vor dem Ambos um Mitternacht.
Laut heulte der Wind am Meeresstrand,
Da klopft es an seine Thür mit Macht.

Mach' auf, mach' auf, beschlag mir mein Roß!
Ich muß noch weit und der Tag ist nah.
Meister Oluf öffnet der Thüre Schloß,
Ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.

Schwarz ist sein Panzer, sein Helm, und Schild,
An der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert;
Sein Rappe schüttelt die Mähne gar wild
Und stampft mit Ungeduld die Erd.

„Woher so spät? Wohin so schnell!" —
„Auf Norderney kehrt' ich gestern ein —
Mein Pferd ist rasch und die Nacht ist hell. —
Vor der Sonne muß ich in Norwegen sein.

„Hättet ihr Flügel, so glaubt' ich es gern."—
„Mein Rappe läuft wohl mit dem Wind.
Doch bleicht schon da und dort ein Stern.
Drum her mit dem Eisen und mach' geschwind."

Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand.
Es ist zu klein, doch es dehnt sich aus,
Und wie es wächst um des Hufes Rand,
Da faßt den Meister Angst und Graus.

Der Reiter sitzt auf; es klirrt sein Schwert.
„Nun Meister Oluf, gute Nacht,
Wohl hast Du beschlagen Odin's Pferd;
Ich eile hinüber zur blutigen Schlacht."

Der Rappe schießt fort über Land und Meer,
Um Odin's Haupt erglänzt ein Licht.
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen schnell und erreichen ihn nicht.

Der Reiter singt eine Melodei,
Wie Zauberspruch vom Strom der Zeit,
Vom Geiste, der da schaffet frei,
Sein und Vergehen in Ewigkeit.

Der Sturmwind rast, laut braust das Meer
Wie Harfenklingen zum Liede schallt;
Und wer es vernimmt, der Wiederkehr
Zur Heimath er vergißt alsbald.

Und wer es hört auf schäumender See
Und im Thalesgrund, im schattigen Hain,
Der fühlt ein Bangen von Lust und Weh,
Beim Odin am liebsten möcht er sein.

Michelstadt und die Einführung des Christenthums im Odenwalde.

Wie lange Wodan und Thor in den Odenwälder Waldbergen herrschten, um welche Zeit das Christenthum allerwärts siegreich seine Fahne erhob, dürfte schwer zu bestimmen sein, aber wahrscheinlich ist es, daß zu Michelstadt, der ersten größeren Ansiedlung in den Odenwälder Bergen, das Christenthum auch seine erste Niederlassung besaß. Der heilige Bonifacius, durch dessen Glaubenseifer Hessen und die ganze Maingegend bekehrt wurde, war es wohl, der von seinem Bischofssitze Mainz aus hierher den Weg fand und zum erstenmale das Zeichen des Kreuzes aufpflanzte. Schon von Karlmann, dem Majordomus des König Chilperich, erfahren wir, daß er Michelstadt 741 dem heiligen Burkhard, dem Bischof von Würzburg, einem Schüler und Zeitgenossen des heiligen Bonifacius, zum Geschenke machte. Der hochbetagte Greis beschloß, den Abend seines Lebens hier zuzubringen, starb aber auf der Reise nach Michelstadt im Jahr 791 auf seinem Schlosse Homburg am Main.

Auf eine bis jetzt nicht aufgeklärte Weise kam der Ort wieder in den Besitz der fränkischen Könige, und wir erfahren von Michelstadt, daß Ludwig der Fromme, der Sohn Karl des Großen 814 die Stadt und ihre Mark seinem Freunde Einhard und seiner Gemahlin Imma, welche die Sage als eine Tochter des großen Kaisers bezeichnet, zum Geschenk machte.

Einhard, ein Freund und Biograph des Kaisers, der bei dessen Lebzeiten am Hofe die höchsten Ehrenstellen bekleidete, hatte, seiner mächtigsten Stütze beraubt, den Staatsgeschäften entsagt und

Michelstadt als Ruhesitz erkoren. Hier machte er wohl Wälder urbar, führte nach den welschen und fränkischen Vorbildern einen geordneten Ackerbaubetrieb ein, wir wissen, daß er zu Michelstadt Wohngebäude errichtete, und förderte die großen Ziele der fränkischen Cultur, welche damals identisch waren mit denjenigen des Christenthums. Er erbaute in Michelstadt statt der kleinen hölzernen Kirche, welche vorhanden war, eine neue, größere von Stein, welche im Jahr 821 vollendet und der Jungfrau Maria zu Ehren geweiht wurde.

Der neuesten Forschung ist es gelungen, diese erste christliche Stätte, diese an der Stelle der kleinen hölzernen Kapelle errichtete Kirche Einhards, von welcher uns die annales fuldenses berichten, zu ermitteln.

Wenig Minuten von Michelstadt liegen das Schloß Fürstenau und das Dorf Steinbach, welche einen gemeinsamen Häusercomplex bilden. Unmittelbar hinter dem Schlosse liegt eine einsame grüne Wiese, und diese Wiese war wohl die Stätte, wo noch zu Anfang des achten Jahrhunderts ein heidnischer Opferaltar oder eine, Thor dem Donnerer, geweihte Eiche stand, welche die Axt des heiligen Bonifacius fällte und an deren Stelle sich das erste christliche Kreuz erhob. Wie allerwärts die ersten christlichen Gotteshäuser an von Alters her geweihten Oertlichkeiten, welche das Volk aufzusuchen gewohnt war, errichtet wurden, befand sich auch hier die erste christliche Kirche, und hier errichtete auch Einhard sein neues steinernes Gotteshaus, welches sich durch ein günstiges Geschick bis auf unsere Tage erhalten hat.

Hofrath Dr. Georg Schaefer, Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule zu Darmstadt, gebührt das Verdienst, zuerst auf den karolingischen Ursprung dieses denkwürdigen Bauwerks aufmerksam gemacht, dasselbe als die von Einhard gegründete Basilika erkannt und durch seine in der „Zeitschrift für bildende Kunst 1874“ erschienene Abhandlung in die Kunstgeschichte eingeführt zu haben. Eignen wir uns die Schlußworte dieser Beweisführung an; sie lauten: „So wäre denn der mysteriöse Schleier hinweggezogen, der so lange die zerstört und bis auf die letzte Spur weggetilgt geglaubte Einhardgründung bei Michelstadt den Blicken entzog. Die ältere Einhardbasilika im Odenwald, wie vor wenigen Jahren ihre jüngere Schwester zu Seligenstadt am Main, ist wieder befreit vom Dunkel, das diese altehrwürdigen Baudenkmale dem Bewußtsein der Neuzeit entfrembet hatte. Das Karolingerwerk, das auf dem stillen Wiesenplan bei Michelstadt in trümmerhaftem Zustand trauert und über dessen Ruine der Geist Einhard's und Imma's schwebt, sei nach seinem Hervortreten aus Jahrhunderte langer Verschollenheit und Vergessenheit hiermit in die Kunstgeschichte eingeführt und nehme an der Spitze der Sacralmonumente am Mittelrhein den ihm gebührenden Rang ein; denn die Einhard-Basilika bei Michelstadt im Odenwald ist in der That das älteste in ansehnlichen Ueberresten erhaltene Denkmal christlich-germanischer Kunst in mittelrheinischen Landen.“

Eine zweite Abhandlung über den Gegenstand, wurde hierauf von Ober-Appellations-Rath Dr. Draudt in dem „Archiv für Hessische Geschichts- und Alterthumskunde“ veröffentlicht. Dieselbe enthält weitere geschichtliche Nachweise, aus welchen hervorgeht, daß die Basilika zu Steinbach das Werk Einhards ist; ebenso wie durch eine Arbeit von Friedrich Schneider, Domprädendat zu Mainz (Annalen des nassauischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 1874) bestätigt wird, daß wir in der nur wenige Schritte vom Schlosse Fürstenau entfernten, auf einer kleinen Bodenerhöhung erbauten Basilika, jene Einhardskirche vor uns haben.

Das merkwürdige Baudenkmal auf der einsamen grünen Wiese bei Steinbach steht heute in der That an der Spitze der Karolingerwerke in Deutschland. Am vollständigsten hat es das Gesammtbild seines ersten Bestandes erhalten, und die Freunde der Kunstgeschichte pilgern, seitdem die Person seines Erbauers festgestellt ist, nach Michelstadt, um sich an den ersten Anfängen der christlichen Kirchenbaukunst zu erfreuen.

Nach Vollendung dieses Gotteshauses, welches über sechs Jahrhunderte den Gläubigen zu Michelstadt zur Erbauung diente, und nachdem er die Gebeine des heiligen Tiburtius und des heiligen Marcellinus, welche sein Diener Rathleich auf seinen Befehl in Rom geholt hatte, darin niedergelegt, wurde Einhard durch Träume und schlimme Vorbedeutungen geängstigt, und er beschloß Michelstadt mit seinen Heiligthümern zu verlassen. Laut wehklagend geleiteten die Einwohner von Michelstadt den Wohlthäter



Michelstadt als Ruhesitz erkoren. Hier machte er wohl Wälder urbar, führte nach den welschen und fränkischen Vorbildern einen geordneten Ackerbaubetrieb ein, wir wissen, daß er zu Michelstadt Woh-

Nach Vollendung dieses Gotteshauses, welches über sechs Jahrhunderte den Gläubigen zu Michelstadt zur Erbauung diente, und nachdem er die Gebeine des heiligen Tiburtius und des heiligen Marcellinus, welche sein Diener Rathleich auf seinen Befehl in Rom geholt hatte, darin niedergelegt, wurde Einhard durch Träume und schlimme Vorbedeutungen geängstigt, und er beschloß Michelstadt mit seinen Heiligthümern zu verlassen. Laut wehklagend geleiteten die Einwohner von Michelstadt den Wohlthäter



DER MARKTPLATZ IN MICHELSTADT

der Gegend, und Einhard wanderte nach Mühlenheim, dem späteren Seligenstadt, wo er sein berühmt gewordenes Kloster errichtete. Mit seiner treuen Imma, die damals allerdings schon 77 Jahr zählte, beschloß er nur noch als Bruder und Schwester leben zu wollen, und als erster Abt des Seligenstädter Klosters segnete er dort das Zeitliche.

Einhards Bauwerk zu Steinbach ist heute nichts mehr, als eine Ruine, auch der stolze Klosterbau zu Seligenstadt dient heute anderen Zwecken als denen, für welche ihn sein frommer Stifter bestimmt hatte. Das Christenthum selbst, dessen Kreuzesfahnen einst siegreich ihren Weg durch die Welt nahmen, das in seinen Ausschreitungen einst sogar selbst der freien Wissenschaft ihren Weg vorzeichnete, ist heute mannigfachen Angriffen ausgesetzt, aber dankbar gedenken wir immer noch jener, die uns zuerst seine Botschaft brachten, als der ersten Bringer einer verfeinerten Cultur sittlicher und wahrhaft humaner Staatseinrichtungen. Und ist unsere Zeit auch nicht mehr hervorragend durch ihre Gläubigkeit, so bleibt doch unserem ganzen Staatsleben nach wie vor sein christlicher Charakter aufgeprägt, und es wird diesen behalten, so lange uns die Gegner des Christenthums nichts besseres zu bieten vermögen.

Aus dem Kloster zu Michelstadt, anfänglich nur eine Celle, bildete sich eine Probstei, deren Obereigenthumsrecht, wie bemerkt, bereits durch die Schenkung Einhards an das Kloster Lorsch überging. Auch die Bevölkerung der Stadt selbst wuchs rasch; im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts besaß sie bereits Mauern und Thürme und eine Burgfeste, und die Urkunden erwähnen die von Erbach, die Rosenberg, die Schelme von Bergen und die Herren von Rodenstein als Burgmannen.

Von seinen Gebäuden erwähnen wir die Kirche, von welcher man weiß, daß ihr Hauptbau durch die Schenke Philipp, Georg und Johann zu Erbach 1457 erneuert wurde, und zwar scheint aus dieser Periode das gesammte jetzige Langhaus der Kirche zu stammen. 1461 erbaute Adolar, der Sohn des Schenken Georg, den Chor und im Jahr 1507 wurde der Thurm erbaut. Im Jahr 1624 wurde aus den Erträgnissen einer allgemeinen Sammlung eine abermalige Restauration des Inneren veranstaltet.

Außer der Kirche weist Michelstadt zahlreiche Holzbauten auf, welche einen ächt alemannischen Charakter besitzen. Unter diesen steht das Rathhaus mit seinen merkwürdigen Erkerthürmen oben an. Unvermittelt befinden sich neben den alten Holzbauten der bürgerlichen Wohnhäuser die modernen, großentheils aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts stammenden Privatwohngebäude. Hervorragend unter diesen ist ein von dem berühmten Architekten Ludwig Lange erbautes Haus, das Erstlingswerk dieses Künstlers. Es befindet sich an dem äußersten nach Fürstenau zu gelegenen Ende der Stadt.

Nicht weit von da, seitwärts unter Baumanlagen versteckt, liegt die Kaltwasserheilanstalt, eine nach den neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen erbaute Heilanstalt, welche alljährlich zahlreichen Kranken Heilung oder Linderung ihrer Leiden gewährt.

Die Industrie des 3296 Einwohner zählenden Städtchens ist sehr bedeutend, bekannt sind sein Eisenhammer und seine Tuchfabrikation, namentlich aber ist Michelstadt durch seine Elfenbeinschnitzwerke, welche zu dem Besten zählen, was auf diesem Gebiete der Kunstindustrie gefertigt wird, hervorragend.

Auf der Ostseite von Michelstadt erhebt sich ein bewaldeter, 345 m über der Meeresfläche messender Berg, auf dessen Gipfel sich das Gräflich Erbach'sche Jagdschloß Eulbach befindet. Es steht an der Stelle eines nach dem dreißigjährigen Krieg verschwundenen Dorfes Ulenbuch, später Eulenbuch und Eulenbach genannt, von welchem es den Namen ableitet. Graf Franz hat hier die von ihm in der Grafschaft Erbach angesammelten römischen Alterthümer aufstellen lassen und befindet sich unter den-

selben das Thor des bei Würzberg aufgefundenen römischen Castells, das Thor des Eulbacher Castells, ein römisches Grab und andere Seltenheiten, die verbunden mit den herrlichen Spaziergängen, welche der Park enthält, den Ausflug zu einem der lohnendsten machen, welche die Umgegend von Erbach und Michelstadt darbietet.

Kaum zehn Minuten von Michelstadt liegt das malerische Schloß Fürstenau mit seinem herrlichen Park. Zwei der colossalen Eckthürme standen schon im Jahr 1376. Von Innen gewährt das Schloß mit seinen beiden durch einen ungeheuren Rundbogen verbundenen vorspringenden Flügeln den ganzen prunkvollen Eindruck des Renaissancestyls, in welchem der gesammte Schloßbau gehalten ist. Hervorragend durch ihren feinen Geschmack sind das Portal des Treppenbaues und die Deckenverzierungen der Wendeltreppe, welche durch den 1874 verstorbenen kunstsinnigen Grafen Albrecht wieder zu Tage gefördert worden. Ein Prunksaal, ein Gemach und ein Thurmgelaß, welches angeblich früher als Münze diente, sind gleichfalls im Renaissancestyle gehalten.

Beerfelden und Ober-Mossau.

Auf einer der rauhesten Höhen des Odenwaldes, beinahe unmittelbar auf der Wasserscheide zwischen Neckar und Main liegt Beerfelden, eine der ältesten Ansiedelungen im Odenwalde. In Urkunden wird der Ort Burrifelden, Buerfelden, auch Bauer- und Baierfelden genannt. Es gehörte bereits zu dem Besitzthum des Kloster Lorsch und ging von diesem an Erbach über, zu dessen ältesten Besitzungen es gehört. Der Ort bietet kaum eine Merkwürdigkeit, es sei denn das bemalte Glasfenster der Kirche, welches Anfangs dieses Jahrhunderts von dem Grafen Franz von Erbach in seinem Rittersaale aufgestellt wurde, aber im Jahr 1848, nachdem langwierige und kostspielige Processe darum geführt, seiner rechtmäßigen Eigenthümerin, der Gemeinde Beerfelden, wieder zurückgegeben werden mußte. Durch seine Entführung nach Erbach war übrigens das Kunstwerk der Zerstörung durch einen furchtbaren Brand entgangen, welcher am 29. April 1810 das ganze Dorf bis auf 10 Häuser einäscherte und ihm unfehlbar den Untergang gebracht hätte. Unweit Beerfelden, auf dem rechten Ufer der Mümling bei Hetzbach, erhebt sich das von dem Grafen Albert von Erbach-Fürstenau erbaute Jagdschloß Krähberg, benannt nach dem Berge, auf welchem es erbaut ist, der schon in der Heppenheimer Markbeschreibung von 793 als „Crawinberk" erwähnt wird. Der Krähberg bietet einen der schönsten Aussichtspunkte der Gegend. Nördlich gestattet er bis zum Otzberg, ja bis zum fernen Taunus und südlich bis zum Katzenbuckel über die waldigen Höhen des Odenwaldes hinweg den Ausblick.

Unterhalb Hetzbach liegt Mossau, das alte „Mosaha". Der Ort Mossau wird zum Erstenmale 819 als westlichster Grenzpunkt der Mark Michelstadt historisch genannt und ist merkwürdig durch ein Johanniterhaus, welches bereits 1253 erwähnt wird. Von diesen Johannitern wurde der Ort, wie bereits bemerkt, durch die Grafen von Erbach erworben.

Wir erwähnen Mossau aber hauptsächlich darum, weil hier die zu Beerfelden entspringende Mümling durch Hinzutritt der Mossau ihre Bedeutung erlangt und zu einem ansehlichen Flusse wird, welcher einem der schönsten Thäler des Odenwaldes den Namen leiht.

Das Mümlingthal und Schloß Breuberg.

Das nur an wenigen Stellen mehr als eine halbe Stunde breite Mümlingthal erstreckt sich von Erbach abwärts in nördlicher Richtung nach Höchst und wendet sich dann ostwärts, bis sich die Mümling bei dem bayerischen Städtchen Obernburg in den Main ergießt. Ein breiter herrlicher grüner Wiesengrund bildet von Erbach bis nach Hainstadt und Mümlingen hin beinahe durchgehends die Thalsohle, und nur in der unmittelbaren Umgebung der Dörfer und Städtchen, welche im Thale liegen, bei Stockheim, Michelstadt, Steinbach, Zell, König, Mümlinggrumbach Höchst, Sandbach und Neustadt wird diese grüne Fläche durch fruchtbares Ackerland und Obstgärten unterbrochen. Sanft ansteigende, meist bis zur halben Höhe bebaute, auf dem Gipfel aber bewaldete Hügel und Berge umrahmen das liebliche und fruchtbare Thal, dessen Fruchtbarkeit ihm schon zur Zeit der alten Gaueintheilung den Namen Blumgau, oder die Blumenaue, ja selbst die Rosenaue erworben hat.

Bei dem freundlichen Höchst, ehedem der Sitz eines Klosters der Augustinerinnen, einer Filiale von Fulda, dessen 1244 zum Erstenmale Erwähnung geschieht, welches im Anfang des 16. Jahrhunderts mit Benedictinerinnen besetzt und hierauf aufgehoben wurde, als der Graf Michael III. von Wertheim die Reformation in seinem Lande einführte, bei Höchst erlangt das Mümlingthal seine größte Breite, und auf einer Anhöhe nördlich des Orts, welche der Verschönerungsverein daselbst den „Odenwälder Rigi" benannt hat, bietet sich einer der schönsten Aussichtspunkte, welche der Odenwald aufweist. Im Vordergrunde liegen die Häuser und Gehöfte des freundlichen Fleckens an dem Gebirge; dahinter die lichtgrünen Mümlingwiesen und dunkler Föhrenwald an den jenseitigen Höhen. Zur Linken erblickt man den Breuberg und gerade vor sich in südlicher Richtung eine lange Strecke des Mümlingthales mit seinen Dörfern und Höfen.

Ueber Sandbach, dessen malerisch auf einer Anhöhe gelegene Kirche weithin sichtbar ist, gelangt man nach Neustadt und dem Breuberg, der am vollständigsten erhaltenen und großartigsten Ritterburg des Großherzogthums, und nächst der hohen Königsburg im Elsaß die bedeutendste an Umfang, welche ganz Süddeutschland aufweist. Einzig aber steht der Breuberg da durch seine architectonischen Schönheiten, namentlich durch die Reinheit des Styles der Frührenaissance, in welchem ein großer Theil des Schlosses erbaut ist.

Es muß eine wunderbare Epoche gewesen sein, diejenige der Renaissance, als allerwärts, selbst in jenen von der großen Welt abgeschiedenen Odenwaldbergen der Trieb nach classischen Studien erwachte, zu Fürstenau und auf dem Breuberg Prachtpalläste entstanden, die heute uns noch als lebenswarme Bilder ritterlichen Prunkes erscheinen. Leider regierte das Wertheim'sche Grafenhaus nicht mehr lange, denn nach kaum achtjähriger Regierung starb 1556 der Nachfolger Michaels II., Graf Michael III. von Wertheim, nachdem er die Reformation in seinem Lande eingeführt hatte, aber die Prachtbauten des Breubergs zeugen dafür, daß es ein aufgeklärtes, hochstrebendes Geschlecht war, das hier oben seinen Herrschersitz behauptete.

Ursprünglich waren es die Dynasten von Breuberg, von welchen die beiden letzten in dem dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts ausstarben, deren Besitzthum die Burg und Herrschaft Breuberg bildete. Ein Viertel des Schlosses ging dann an Erbach-Fürstenau, die übrigen drei Viertel an Wertheim über, bis Graf Michael II. durch Kauf Herr des gesammten Schlosses und der Herrschaft wurde. Die älteren Theile der Burg deuten darauf hin, daß das Schloß der alten Breuberger Dynasten in bescheideneren Verhältnissen erbaut war. Erst mit der Erwerbung der gesammten Burg durch diesen Graf Michael II. sehen wir an die früheren Gebäude mit Einemmale eine Reihe von Prachtbauten sich anreihen, die von den hochfliegenden Plänen ihres Erbauers ein beredtes Zeugniß ablegen.

An der gewaltigen äußeren Ringmauer finden sich die Jahreszahlen 1512, 1513 und 1515. Die Erbauung des Zeughauses mit seinem Renaissanceportal mit den zierlichen corinthischen Säulen

fällt in das Jahr 1528. Ueber dem Eingang sieht man in einer Nische die Gestalt eines Schützen, der die Armbrust im Anschlage hält, mit der Inschrift darunter: „Hans Stainmieler macht mich". Die Erbauung der Rentschreiberei fällt in das Jahr 1543. Der gleichfalls im Renaissancegeschmack gehaltene Marstall ist noch völlig erhalten. Um ein Jahrhundert jünger sind die darüber liegenden Stockwerke, welche 1620 von dem Grafen Johann Casimir von Erbach erbaut wurden. Beachtung verdient namentlich ein vor Kurzem auf Kosten des Grafen von Erbach-Schönberg restaurirter Saal. Decke und Wände sind mit reichen Stuckarbeiten erfüllt. Im mittleren Felde treten die Wappen der Ahnen des Erbauers in zwei langen Reihen hervor, während die übrigen Bildwerke mythologische Darstellungen, einen förmlichen Corso olympischer Götter enthalten.

Ueber den mit Gras bewachsenen äußeren Hof gelangt man nach den älteren Theilen des Schosses, welche den inneren Hof, den Ehrenhof, umgeben, in dessen Mitte sich der gewaltige viereckige, aus rustica Steinen erbaute Bergfried erhebt. Ein merkwürdiges in einem graciösen Rundbogen gewölbtes romanisches Portal bildet den Eingang zu dem Ehrenhof. Die Fläche über dem Portal ist mit kleinen in Consolen endigenden Bogen dekorirt, an denen sich die mittelalterliche Steinmetzphantasie durch allerlei menschliche Angesichter verewigt hat. Auch einige gothische Giebel sind zu den älteren Theilen zu rechnen, vor allem aber machen wir auf den uralten, theilweise in Holzbau ausgeführten Pallas aufmerksam, der aller Wahrscheinlichkeit nach noch aus dem elften Jahrhundert stammt.

Ein Eingang um die äußere Ringmauer verstattet einen Blick auf die Wartthürme, in den Graben und auf die vier gewaltigen, in dem italienischen Befestigungsstyle des sechszehnten Jahrhunderts erbauten Rundthürme, welche als Grabenvertheidigung dienten.

Es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn man auf den Rasen des Hofes gelagert diese gewaltigen Sandsteinbauten, deren zum Theil bemooste dunkele rothe Steinquadern mit dem Blau des Himmels und dem Grün der Bäume überraschend contrastiren, überblickt und kein Zeichen des Lebens in diesen weiten Gehöften und Gallerien wahrnimmt. Bald denkt man an jene verzauberten Schlösser der Märchenwelt, deren Bewohner in tiefem Schlafe ruhen, und erwachen, wenn einst der Bann gelöst wird, bald will es uns bedünken, als habe der fürstliche Eigenthümer soeben erst auf kurze Zeit das Schloß verlassen und könne jeden Augenblick wiederkehren mit seinem bunten Gefolge und seinem Dienertroß.

Jenseits des Grabens steht die Burglinde. Von ihr aus bietet sich der schönste Ausblick auf die Fronten und Erker des Schlosses und die gewaltigen Rundthürme des Grabens. Zugleich bietet sich hier dem Auge eines der schönsten Panoramen: die Maingebirge in der Ferne, im Vordergrund das Hainstädter Thal, weches durch die Abwechselung von Laub- und Nadelholz die mannigfaltigsten Färbungen darbietet.

Dazwischen üppige Saatfelder und grüner Wiesengrund. Mitten durch die Landschaft aber rauscht die Mümling, welche gerade unterhalb sich brausend über einen Wörth stürzt, so daß das Getöse des Wassers bis hinauf zu der einsamen Burg dringt.

Von dem westlichen Rundthurm der Burg genießt man den Blick Mümling aufwärts nach Sandbach und Höchst. Im Sonnenglanze ist auch hier der Reiz des friedlichen Waldthals kein geringer nnd mit Wohlbehagen athmet die Brust die würzige Bergluft ein, während der Blick über ein lachendes Panorama von Waldbergen und Wiesenfluren, von freundlichen Dörfern und fruchtbaren Feldern schweift.

Die großen historischen Vorgänge der deutschen Geschichte haben den abseits der großen Völkerstraßen gelegenen Breuberg wenig berührt. Nur der dreißigjährige Krieg und später der Orleans'sche Erbfolgekrieg gefährdeten die Ruhe seiner Bewohner. Seit dem siebzehnten Jahrhundert ist der Breuberg (s. O.) gemeinsames Besitzthum der Häuser Erbach und Löwenstein. Im dreißigjährigen Kriege

stand das katholische Löwenstein'sche Haus auf kaiserlicher Seite, Erbach auf Seite der Schweden. In Folge dieser verschiedenen Parteistellung kam es zu öfteren Streitigkeiten zwischen den Besitzern, welchen Tilly dadurch, daß er 1631 den Breuberg besetzte, vorläufig ein Ende machte. Nach der Schlacht von Nürnberg besetzte Graf Gottfried von Erbach im Auftrag Gustav Adolphs das Schloß und behielt die Burg als ihr Commandant bis zu seinem am 25. Juli 1638 daselbst erfolgten Tode. Nunmehr erneuerten sich wieder die Streitigkeiten auf dem Breuberg, namentlich verübten die Löwensteiner schändliche Gewaltthaten und erst der Westphälische Friede stellte die Ordnung wieder her.

Im Orleans'schen Erbfolgekriege zerstörte Turenne die treffliche Wasserleitung des Schlosses.

Unten am Fuße des Breubergs liegt das Städtchen Neustadt, welche zuerst 1113 als „Neuenstadt," 1409 als „Nuwenstat," 1454 als „Newstatt" und 1602 als „Newenstat" erwähnt wird. Dasselbe war früher Centort und noch heute zeugt unweit des Marktplatzes ein rothes hölzernes Kreuz, an dessen einem Arme ein eisernes Schwert herabhängt, an dessen anderem eine Hand mit drei Schwörfingern zum Himmel emporragt, von dem einstigen Sitze der Centgerichtsbarkeit. Häuser mit mittelalterlichen Erkern, mehrere Thüren im Renaissancegeschmack aus dem sechzehnten Jahrhundert deuten noch heute auf den einstigen Glanz des Städtchens hin.

Lindbrunnen und Siegfriedsbrunnen.

Beinahe um dieselbe Zeit, wo in unserem Volke das Interesse an unserem großen vaterländischen Heldengedichte, dem Nibelungenlied, wieder erwachte, forschte man auch allerwärts nach den Oertlichkeiten, an welche sich der Schauplatz jener Vorgänge verlegen ließ, die den Gegenstand des vaterländischen Gedichtes bildeten. Man fand die Stelle vor dem Wormser Dome, wo der Streit zwischen Kriemhild und Brunhild entbrannte, und man wollte nun auch die Oertlichkeit ausfindig machen, wo sich die Katastrophe abspielte, welche jener Zank im Gefolge hatte. Alle Angaben des Gedichtes lassen keinen Zweifel darüber, daß es nur der Odenwald gewesen sein kann, wo die Oertlichkeit zu suchen ist, an welcher Siegfried ermordet wurde, und in auffallender Weise stimmen mit diesen Angaben die Ortsbenennungen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte erhalten haben, überein. Nur über den Brunnen selbst, an welchem die Ermordung des Recken stattfand, bestehen noch Zweifel, und zwei Oertlichkeiten, der Lindbrunnen bei Hüttenthal und der Siegfriedsbrunnen bei Grasellenbach, streiten sich um die Ehre der Schauplatz der grausigen That Hagens von Tronje gewesen zu sein. Gewiß ist aber, daß die Jagd auf dem das Grasellenbacher und das Güttersbacher Thal (in welchem Hüttenthal liegt) scheidenden hohen waldigen Bergrücken stattfand, welcher seit uralten Zeiten der „Speßhart", im Nibelungenliede „Spechteshart" heißt. Unter diesem Namen wird er auch in allen pfälzischen Lehenbriefen erwähnt. Der höher liegende Theil des Dorfes Hiltersklingen, welches gleichfalls im Güttersbacher Thal liegt, wird die Hart und in einer Urkunde vom Jahr 773 „Burgunthart," die Burgundenhard, nach den alten zu Worms herrschenden Burgundenkönigen genannt. Der „schöne Anger", auf welchem die Jagdgesellen ihre Mahlzeit einnahmen, wäre das Hiltersklinger Wiesenthal zwischen dem Speßhart und der Burgundhart gewesen, an deren Fuße der Lindbrunnen der Brunnen wäre, auf welchen Hagens Worte Anwendung finden sollen:

— — — „ir edellen ritter balt,
„ich weiz hie vil nahen einen brunnen kalt,
— — — „da sul wir hine gan."

Der Umstand, daß dieser Brunnen bereits im achten Jahrhundert den Namen des Lindbrunnens führte (Siegfried legte seine Waffen an einer starken Linde, welche an dem Brunnen stand, ab), daß also ehedem eine Linde hier gestanden haben muß, erhöht die Wahrscheinlichkeit der Behauptung, nach welcher wir hier die Oertlichkeit vor uns haben, deren das Nibelungenlied erwähnt.

Für das Siegfriedsbrünnchen macht dagegen Knapp eine Sage geltend, welche sich angeblich unter den Ortsbewohnern erhalten haben soll. Nach dieser Ueberlieferung wäre einst ein mächtiger Ritter an dem Brunnen erschlagen worden. Uns scheint die Beschreibung der Oertlichkeit weit mehr auf den Hüttenthaler Brunnen hinzudeuten, da wir aber nicht einmal wissen, inwieweit wir es bei der Siegfriedssage überhaupt mit einer Erzählung zu thun haben, welche auf einem geschichtlichen Vorgange beruht, überlassen wir es denen, die sich dazu berufen fühlen, solche subtile Fragen zu ergründen, in dem Streite: „hie Lindbrunnen, hie Siegfriedsbunnen!" Partei zu ergreifen.

Reichenberg.

Auf einer mäßigen Anhöhe eines Seitenthales der Gersprenz erhebt sich anmuthig gelegen bei Reichelsheim der Reichenberg mit dem Schlosse gleichen Namens. Das Schloß wird bereits 795 als „Richgisesbura," später als „Richenburg" und Rychenburg und Richinburg erwähnt. Es gehört, wie erwähnt zu den ältesten Besitzungen des Hauses Erbach, dessen Residenz es war, bis die Grafen ihren Wohnsitz nach Erbach verlegten. Reichenberg erhielt sich als befestigtes Schloß bis zum dreißigjährigen Kriege. Damals gewährte es den von Croaten, Franzosen und sonstigem zusammengelaufenen Gesindel, welches die Vorstadt von Erbach bereits geplündert und den Odenwald verheert hatte, bedrängten Bewohnern Erbachs eine Zuflucht. Vergeblich versuchten die Marodeure in den Ort einzudringen und zogen wieder ab, nachdem sie das offene Reichelsheim in Brand gesteckt hatten.

Vom Reichenberg aus genießt man eine herrliche Aussicht auf Reichelsheim und sein üppiges Wiesenthal, auf das Gersprenzthal, nach der Maingegend, nach dem Otzberg und in entgegengesetzter Richtung nach Lindenfels, der „Perle des Odenwaldes," bis zu den Höhen des Wachenberges bei Weinheim.

Mit Reichenberg nehmen wir von dem früheren Erbachischen Territorium Abschied und wenden uns wieder zu den pfälzischen Besitzungen.

Das kurpfälzische Territorium im vorderen Odenwald.

Lichtenberg und Otzberg.

Nähern wir uns dem Odenwald durch das Gersprenzthal, so betreten wir bei Lichtenberg und am Otzberg wieder altes pfälzisches Gebiet. Lichtenberg, angeblich das in der Heppenheimer Markbeschreibung erwähnte Gelicheberga, war gleich den meisten Burgen und Schlössern, welche wir bis jetzt



LICHTENBERG.



erwähnten, ursprünglich dem Kloster Lorsch eigen und wurde von ihm zu Lehen gegeben. Unmittelbar nach der Aufhebung der Abtei scheint Lichtenberg an Kurpfalz übergegangen zu sein. Als Zeitpunkt hierfür kann daher bereits der Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angenommen werden. Im April 1232 hatte Kaiser Friedrich II. zu Aquileja ein Decret erlassen, das den Erzbischof Siegfried III. von Mainz mit dem völlig verwahrlosten Kloster Lorsch beschenkte. Der Erzbischof stieß jedoch Seitens des Pfalzgrafen, der ein Vogteirecht, welches er angeblich von seinen Vorfahren übernommen, über das Kloster Lorsch in Anspruch nahm, auf energischen Widerstand, und der Pfalzgraf Otto der Erlauchte verlangte eine Theilung der Güter. Erzbischof Siegfried berief sich auf die Schenkungsurkunde, welche ihm das Besitzthum des Kloster Lorsch unbedingt überlassen hatte. Pfalzgraf Otto griff hierauf den Erzbischof mit Waffengewalt an, erlangte aber die Theilung des Besitzthums der Abtei nicht, dagegen ward ihm sein Vogteirecht gesichert und gingen damals einzelne, dem pfälzischen Gebiet zunächst gelegene Territorien, Lichtenberg, Otzberg und Lindenfels, an Kurpfalz über. Gewiß ist, daß seit jener Periode die Besitzer von Lichtenberg als pfälzische Lehensleute erscheinen, und mehrmals verschrieben die Grafen von Katzenellenbogen die Burg mit Bewilligung der Pfalz ihren Gemahlinnen als Witthum. In einem späteren Vertrag zwischen der Pfalz und Mainz vom Jahr 1308 wurden die gegenseitigen Rechte geordnet und die Pfalz erhielt außerdem ihren Antheil von Mörlenbach, Weinheim, Birnheim und Fürth. Das Lehensverhältniß zu Kurpfalz dauerte auch unter den Landgrafen von Hessen-Darmstadt fort, bis es im Jahr 1802 durch die Auflösung des ehemaligen Kurstaats ein Ende nahm.

Wiederholt sehen wir die hessischen Landgrafen die Burg aufsuchen. Das jetzige Schloß, das in Styl und Anlage an das Darmstädter Rathhaus und den unter Ernst Ludwig abgebrannten alten Schloßbau Georg II. erinnert, wurde von Landgraf Georg I. erbaut. Ludwig V. machte hier sein Testament* (1625) und Georg II. floh wegen der in Darmstadt wüthenden Pest 1629 mit seinem ganzen Hofstaat und der Kanzlei hierher.

Im Jahr 1634, nach der Schlacht von Nördlingen, war die ganze Gegend der Schauplatz furchtbarer Grausamkeiten, welche die siegenden kaiserlichen Heere verübten. Leider hatten wir bei der Darstellung der Geschichte unseres Landes nur allzuoft Veranlassung auf jene gräßliche Periode aus der deutschen Geschichte zurückzukommen, und wir würden daher diesesmal gerne darauf verzichten, abermals die Aufzählung der Gräuelthaten zu wiederholen, welche in allen Ortschroniken jener Zeit die gleichen sind, wenn nicht eine Aufzeichnung des Pfarrers Mink zu Groß-Bieberau, welche Retter in seinen „Hessischen Nachrichten" benutzt hat, über den Ursprung der Benennung einer in jener Zeit gebräuchlichen Tortur, welche man den schwedischen Trunk nannte, Aufschluß gäbe. Die betreffende Stelle lautet: „Dadurch wurde denn das ganze Land zwischen Rhein und Main gar sehr erschöpft, und es durfte sich kein Mensch auf dem Lande blicken lassen, sonst wurde ihm nachgejagt wie einem Wild und da er ergriffen, unbarmherzig geschlagen und um Verrathung, Geld, Vieh oder Pferd mehr als auf türkische Art geknebelt, nackend an heiße Oefen angebunden, aufgehenkt, mit Wasser und Pfuhl, so sie den Leuten mit Zübern in den Hals geschüttet, und mit den Füßen auf die dicken Bäuche gesprungen, welche barbarische Tränkung der schwedische Trunk genannt worden (nicht daß ihn Schweden allein gebraucht, sondern vielmehr, weil die Kaiserlichen den gefangenen Schweden oder sonst den Schweden zugethanen Personen also einzuschenken pflegten)." Weiter erzählt die Chronik, daß um dieser Tyrannei willen alle Dörfer verlassen waren, nur Lichtenberg, Otzberg und Rüsselsheim blieben verschont. Dorthin hatte sich alles geflüchtet, sodaß alle Gassen, Höfe und Winkel voll Menschen lagen, „besonders zu Lichtenberg, welches ein klein Behelf und derselben auch viel in Regen, Schnee und Kälte, theils in Fässern und Bütten lagen. Die Stuben waren in Winterszeit so voll, daß wegen der Menge keiner sitzen, sondern dicht ineinander stehen mußten. War ein großer Jammer und Elend anzusehen, zu geschweigen selbst darin begriffen zu sein."

Erst als Graf Gallas 1637 seinen Truppen befahl, das Darmstädtische Gebiet zu schonen, kehrten die Landleute zur Feldarbeit zurück, aber es dauerte mehrere Jahre bis die allgemeine Noth ein wenig überwunden war.

* Walther, das Großherzogthum Hessen.

Eine gewisse Romantik verleiht dem Ort der Umstand, daß ehedem ein Vehmgericht hier seinen Sitz hate. In einer Urkunde vom Jahr 1482 wird noch des Lichtenberger „freien Stuhls westphälischer Gerichte“ erwähnt.

Zu den Merkwürdigkeiten Lichtenbergs zählt die in der Nähe gelegene Hainenburg, ein alter germanischer Ringwall.

Das Schloß, welches 1693 und 1735 reparirt wurde, ist heute noch völlig bewohnbar und blieb fortdauernd Amtssitz, bis das Amt, welches nach der neuen hessischen Verwaltungsorganisation als Landgericht weiter bestand, nach Reinheim verlegt wurde. Der letzte Landrichter, der zu Lichtenberg seinen Sitz hatte, Kleinschmidt, und dessen Landgerichtsdiener leben heute noch durch mehrere Anecdoten im Munde des Volkes fort.

Oestlich von Reinheim, 330 Meter über der Meeresfläche, liegt die Basaltkuppe Otzberg, deren noch wohlerhaltenes befestigtes Schloß mit seinem dicken weißen Thurm, im Volksmunde die „weiße Rübe“ genannt, weithin sichtbar und zu einem Wahrzeichen der Gegend geworden ist. Ein Dörfchen dessen alterthümliche Holzbauten, Häuser mit hohen Giebeln und vorspringenden Erkern, einen orginellen Anblick gewährten, lehnt sich an die östliche Seite des Berggipfels an, und aus seinem Namen Hering (Höhering) schließt man auf germanische Ringwälle, welche einst die dem Odin geweihte Höhe umgaben. Die Nachbarschaft der Hainenburg, die Ortsbezeichnung Otzberg selbst, welche man von Odin ableiten kann, der Odenwald welchem der Otzberg angehört, und die zahlreichen Spuren germanischer Mythen, welche uns die Tradition, innerhalb dieses Gebietes erhalten hat, verleihen dieser Annahme eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit. Mit Sicherheit läßt sich jedoch kaum etwas über diesen Gegenstand feststellen. Der Otzberg tritt erst spät in der Geschichte auf und gehörte ursprünglich mit dem benachbarten Umstadt zu den Stiftsgütern der Abtei Fulda. Der Pfalzgraf erwarb sich später das Vogteirecht über diese weit vom Sitze der Abtei entlegenen Güter, und Pfalzgraf Conrad besaß in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Herrschaft Otzberg-Umstadt als Lehen. Unter Pfalzgraf Ruprecht I. wurde dasselbe durch Kauf von der Abtei Fulda als unbeschränktes Eigenthum erworben.

Eine längere Unterbrechung erlitt die pfälzische Herrschaft durch die Bedrängung der Pfalz durch den mehrerwähnten Landgrafen Wilhelm. Derselbe bemächtigte sich 1604 des Oberamts Otzberg und erst unter dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen und Ludwig V. von der Pfalz wurde ein Vergleich geschlossen, inhaltlich dessen Umstadt sammt aller Herrlichkeit und Zugehörung in ungetheilter Gemeinschaft „genutzet, genossen, gebraucht und besessen werden“ solle. Der Besitz der Festung schwankte von nun an fortwährend zwischen Pfalz und Hessen. Während der ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges gehörte sie dem Kurfürsten und Böhmenkönig Friedrich V. Noch im Jahr 1622 hatte sie eine kleine pfälzische Besatzung, welche ein muthiger Obrist, Julius von Tann, befehligte. Als bayerische Truppen und ein Würzburger Regiment gegen die Festung heranzogen, bot derselbe den sechzig tüchtige Schützen zählenden Centausschuß auf und errang solche Erfolge, daß der Feind ihm und seinen halbverhungerten Soldaten, welche zahlreiche Stürme siegreich abgeschlagen hatten, freien Abzug mit Wehr und Waffen und klingendem Spiele gewährte. Die Bayern räumten nach den schwedischen Siegen die Festung, der Otzberg nahm eine schwedische Besatzung auf und diente noch nach der Schlacht von Nördlingen einem Theil des fliehenden schwedischen Heeres als Rastort.

In der letzten Periode des dreißigjährigen Krieges, nachdem die Schweden vertrieben und dem Landgraf durch den kaiserlichen Commandeur Graf Clam-Gallas Schonung zugesichert worden war, hatte Hessen wieder von der Veste Besitz ergriffen, bis im Jahr 1647 ein Ereigniß eintreten sollte, welches den Otzberg, nach dessen Erwerb Hessen seit Landgraf Wilhelm mit großer Zähigkeit strebte, wieder unter pfälzische Hoheit brachte.

Im Anfang des Jahres 1647 war die französische Armee unter Turenne über den Rhein ge-

zogen, um den Kurfürsten von Mainz zur Neutralität zu zwingen. Vom Rhein marschirten die Franzosen in das Gebiet des Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt und verübten daselbst, obwohl sich der Landgraf nicht im Kriege mit Frankreich befand, ungescheut Akte der Feindseligkeit.

Die Nähe der Franzosen wirkte ermuthigend auf einen mit der hessischen Herrschaft unzufriedenen Theil der Bewohner des Amtes Otzberg. Insbesondere scheinen es Calvinisten gewesen zu sein, welche sich nach dem pfälzischen Regimente zurücksehnten, wenigstens wird einer der Anführer der Unzufriedenen ein gewisser Magsamen von Lengfeld, von dem gut hessisch gesinnten Chronisten: „ein verpichter, nassenweisser, grober, onbehobelter, bauerhafter Calvinist“ gescholten. Die Mißvergnügten schrieben Briefe an Curtius, den pfälzischen und englichen Residenten zu Frankfurt, und forderten ihn auf, Turenne dazu zu bestimmen, von Schloß und Amt Otzberg Besitz zu ergreifen. In der That erschienen die Franzosen am 6. Mai 1647 mit starker Macht vor der Bergfestung, und alle umliegenden Orte, namentlich Lengfeld, waren von starken Truppenmassen besetzt. Die Franzosen errangen einen wohlfeilen Erfolg. Der hessische Commandeur, Lieutenant Hessemer, war ein Feigling und übergab das Schloß, ohne einen Widerstand zu versuchen. In schamloser Weise hauste nun die französische Horde in der Burg und ihrer Umgebung. Das Städtchen Hering wurde vollständig ausgeraubt, und ringsum zeugten die brennenden Dörfer von der Geschäftigkeit der Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. In Lengfeld wurden 35 Häuser abgebrannt, und, wie der Chornist erzählt, „haben die Rädelsführer (so um Einnehmung dieses Orts und Errettung von des Landgrafen Dienstbarkeit so begierig sollicitiret und gerennet) trefflich mit eingebüsset, daß sie hernach nit das Brod mehr gehabt, und viel Otzberger das Brod betteln müssen.“ Otzberg wurde der Geschütze beraubt und von französischen Truppen besetzt. Es kam nicht wieder in den Besitz des Landgrafen, sondern wurde nach dem westphälischen Frieden an die Pfalz zurückgegeben.

Bei dem Einfall der französischen Truppen im Orleans'schen Erbfolgekriege blieb das Amt und die Gegend verschont, die Bewohner mußten jedoch erheblich zu den Lieferungen für die französische Armee beitragen. Der Otzberg, auf welchem bis zum Jahr 1765 noch der pfälzische Oberamtsverweser wohnte, sollte nunmehr nicht mehr zu Kriegszwecken dienen. Er wurde als Staatsgefängniß benutzt und ein kleines Häufchen Invaliden bildete die Besatzung. Der letzte Commandant der Burg in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb aus Schrecken, als ihm der Anmarsch des französischen Revolutionsheeres gemeldet wurde. Es soll sich wirklich eine französische Truppe der Veste genähert haben, und zur großen Belustigung der Franzosen zog die Besatzung, — wenige gebrechliche, alte, unkriegerisch aussehende Leute, denen eine Ziege mäckernd folgte — angesichts des feindlichen Corps ab, das die armen Teufel nicht weiter behelligte. Die Burg, die mit Lengfeld, Hering, Heubach und Umstadt an Hessen überging, ist seitdem eine Ruine, welche durch die Fürsorge des Großherzogs Ludwig III. vor dem gänzlichen Verfalle, der ihr drohte, bewahrt und genügend restaurirt wurde. Die stolze Burgfeste mit ihrem gewaltigen Bergfried und ihrer wehrhaften Ringmauer, von welcher aus die Gegend zwischen Rhein und Main in einem herrlichen Panorama sich vor uns ausbreitet, gehört zu den schönsten Ausflügen, welche die Umgebung von Darmstadt darbietet.

Zu den ehedem pfälzischen Besitzungen, welche Hessen in der Ebene zwischen Rhein und Main 1802 noch erwarb, gehören außerdem die pfälzischen Antheile von Brensbach (der Erbach'sche Theil folgte 1806), Groß-Zimmern, Raibach, Semd, Spachbrücken und Zeilhardt. Die gleichfalls 1802 erworbenen pfälzischen Orte Ober- und Nieder-Klingen am Fuße des Otzberges vertauschte Hessen 1805 an Löwenstein, erhielt sie aber ein Jahr später, als durch die Rheinbundacte Löwenstein mediatisirt wurde, wieder zurück. Aus diesem mannigfachen Besitzwechsel, an dieser Zersplitterung der Territorien in unansehliche Parcellen, welche erst durch die französische Revolution und den Rheinbund beseitigt zu werden vermochten, sieht man, welchen mühseligen Prozeß unser deutsches Vaterland durchmachen mußte, bis es endlich unter einen Hut gebracht wurde.

Neunkirchen und die Rodenstein'schen Besitzungen.

Eine der herrlichsten, an malerischen Schönheiten reichsten Partien des Odenwaldes bietet sich uns, wenn wir die Neunkircher Höhe aufsuchen und von hier unsere Wanderung nach der Ruine Rodenstein und dem nur 1½ Stunden entfernten Lindenfels fortsetzen. 589 Meter über dem Meere, genießen wir auf der Neunkircher Höhe einen herrlichen Ausblick über die Ebene zwischen Rhein und Main, bis in der Ferne Taunus und Spessart unseren Blicken ein Ziel setzen. Eine frische, reine Luft erquickt uns, und diese, vereint mit dem kühlen Quellwasser, welches der wasserreiche Born des Ortes spendet, veranlaßt öfter die Städter, auf der luftigen Höhe die Sommerfrische zu genießen. Schon seit Jahrhunderten wird die Quelle des Orts, welche man ehedem als eine Heilquelle ansah, von Kranken aufgesucht, welche durch sie Heilung von ihren Leiden erwarten. Wunderbare Kuren sollen mit diesem Wasser, welches die Quelle zu Neunkirchen spendet, einst vollbracht worden sein, und der Heilkraft der Quelle wegen weihte man die Kirche des Orts den beiden Heiligen Cosmas und Damian, von welchen die Legende erzählt, daß sie als Aerzte zahlreichen Leidenden durch ihre Wunderkraft Genesung spendeten.

Südöstlich von der höchsten Höhe des Berges befindet sich ein Bauernhof, welcher die „Freiheit" genannt wird, und unweit des Bauernhofs liegt ein gewaltiger Granitblock, den das Volk den „Wildweibchenstein" nennt. Die Sage hat sich an diesen Felsblock geheftet und erzählt uns von ihm, daß vor alten Zeiten hier ein wildes Weibchen gehaust habe, aber selten sich habe sehen lassen. Wenn der Bauer auf der Freiheit dringende Feldarbeiten zu besorgen hatte, aber nicht genug Arbeiter zusammenbringen konnte, sei das wilde Weibchen immer schnell dagewesen und habe Tage lang geholfen, und die Arbeit sei ihm dann stets wunderbar von Statten gegangen; oft sei auch eine dringende Arbeit schon ganz gethan gewesen, wenn der Bauer mit seinen Leuten hinausgegangen sei. Das wilde Weibchen habe das alles während der Nacht gethan.

Es ist abermals ein Stück altdeutschen Göttermythus, das sich uns hier in der Sage von dem wilden Weibchen erhalten hat; es ist Berchta, die Segen spendende, welcher wir hier begegnen, Berchta die gesegnende Erdenmutter, die Beschützerin des Hausstandes und des häuslichen Glückes, welche als fleißige Spinnerin am Perchtenabend (30. Dezember oder 6. Januar) in der Spinnstube erscheint, welche in hohlen Bergen wohnen soll, wo sie die Seelen früh verstorbener Kinder, welche als Heimchen mit ihr ziehen, pflegt und wartet. Sie lockert den Boden mit ihrem Pfluge, während die Heimchen die Bewässerung der Aecker besorgen. Wenn aber die Menschen ihrer nicht achten und sie beunruhigen, so verläßt sie mit ihrem Gefolge das Land und es entweicht der Segen von den Fluren.

Kaum eine halbe Stunde entfernt von diesem Aufenthalt der Göttin Berchta, auf der östlichen Vorhöhe der Neunkircher Höhe hat sich die Erinnerung an Odin den Göttervater in dem Munde des Volkes bewahrt. Unter hohem Buchwald und Gestrüpp verborgen liegen hier die wenigen noch erhaltenen Mauerreste der Burg Rodenstein, von wo der Ritter Rodenstein, Gefahr dem Vaterlande kündend, auszieht, gefolgt von seinem mächtigen Heereszuge.

Die Burg und die Herren von Rodenstein.

Die Burg Rodenstein ist der Sitz eines Dynastengeschlechts, welches wir öfter in einem Lehensverhältniß zu den Katzenellenbogener Grafen und ihren Erben, den Landgrafen von Hessen, sowie zu

den Grafen von Erbach erwähnt finden. Zum Erstenmale wird im Jahr 1080 eines Heinich von Rodenstein gedacht. Wir sehen dann spätere Rodensteiner angesehene Familienverbindungen eingehen, 1456 heirathet ein Engelhard von Rodenstein eine Erbacherin, 1480 heirathet ein anderer eine Knebelin von Katzenellenbogen und 1531 heirathet ein Rodensteiner eine Bayerin von Boppard, gleichfalls ein hochangesehenes rheinisches Adelsgeschlecht; die Rodensteiner sind im Besitze angesehener Kirchen- und Staatsämter — 1296 wird bereits eines Marschalls von Rodenstein erwähnt, ein Hermann zu Rodenstein wird 1398 von Kaiser Ruprecht zum Landvogt in der Wetterau bestellt, ein Georg zu Rodenstein ist 1531 Deutsch-Ordensritter-Commenthur zu Horneck, sie besitzen im 16. und 17. Jahrhundert bedeutende Güter und Gefälle, und Wenck kömmt zu dem Schlusse, „daß das Ansehen dieser Familie zuweilen so groß war, daß sie sich an den höheren Adel anschloß."

Die Besitzungen der Rodensteiner waren zur Zeit des Glanzes der Familie sehr umfassende. Außer der lange Zeit im Besitz der Familie befindlichen Herrschaft Ließberg besaßen sie Rodenstein die Burg, die Dörfer Neunkirchen, Lützelbach, Steinau, Brandau, Fränkisch-Crumbach, Bierbach, Eberbach, Erlau, Güttersbach, Michelbach, die Landenauer Freiheit, Rimhorn, Winterkasten, Kleingumpen, Pfaffenbeerfurt, welches sie dem Stift zum heiligen Geist in Heidelberg schenkten, Laudenbach am Main und Güter und Gefälle zu Umstadt, Habitzheim, Klingen, Leugfeld, Semd, Bensheim und Neustadt. Nach dem Absterben der Familie kamen diese Besitzungen theils an Erbach, theils an andere verwandte Familien. Brandau war bereits 1347 an Katzenellenbogen verpfändet und nicht wieder eingelöst worden, ebenso war Neunkirchen bereits 1413 an die Pfalz verpfändet worden. Die Güter zu Bensheim kamen, als mit Georg Friedrich von Rodenstein der Mannesstamm erlosch, 1671 an die Familie von Ueberbruck, welche sich seitdem Ueberbruck von Rodenstein nennt, andere Besitzungen an die Familie von Gemmingen, von Pretlack, von Fechenbach, von Harthausen und von Bobenhausen. Die Freiherren von Pretlack verkauften in den Jahren 1802 und 1803 ihren Antheil an die Herrschaft Fränkisch-Crumbach bis auf einige kleine Besitzungen um 98000 Gulden an die Freiherrliche Familie von Gemmingen, bis diese letzten der früheren Rodenstein'schen Besitzthümer 1806 unter hessische Hoheit kamen.

Fehlt es uns an umfassenderen geschichtlichen Nachrichten über die Familie der Herren von Rodenstein, so war die Sage um so emsiger bemüht, sie mit der vollen Romantik des Ritterthums zu umgeben. So befinden sich in der Kirche zu Fränkisch-Crumbach mehrere Familiengräber. Einer dieser Ritter hat auf jeder Seite eine Dame stehen. Die Sage knüpft an dieses Bildwerk die Erzählung, jener Ritter von Rodenstein habe sich auf dem Zuge nach dem heiligen Lande mit einer Griechin verheirathet, in der Meinung, daß seine kränkliche Frau, von welcher er seit Langem ohne Nachricht war, verstorben sei. Nach Hause zurückgekehrt, habe er seine Gemahlin aber lebend und völlig genesen gefunden. Er lebte nun mit seinen beiden Gemahlinnen, und beide vertrugen sich schwesterlich mit einander.

Unheimlicher erscheint das Grabdenkmal des Junkers Hans Heinrich von Rodenstein, welcher 1526 zu Rom, wie die Sage erzählt, an der Pest starb. Gespensterartig schaut er mit seinem abgezehrten Gesicht unter dem weiten Helme hervor, und dieses Grabdenkmal ist es wohl, welches zu der Entstehung der Sage von dem Ritter Rodenstein und seinem nächtlichen Heereszuge den ersten Anstoß gegeben und auf welchen der Volksmund die alte Wodansage übertragen hat.

Die Sage von dem sogenannten Landgeist auf Rodenstein ist in zwei verschiedenen Gestalten vorhanden. Die eine von A. L. Grimm mittgetheilt, offenbar die ältere und ursprüngliche Form,

steht mit der Sage vom getreuen Ekkehard, der noch nach seinem Tode als Warner umherzieht, in einem unleugbaren Zusammenhang. Nach dieser älteren Sage habe der Kaiser einst dem Ritter, dessen Burg verpfändet war, alte Schulden gezahlt und dadurch die Treue und Anhänglichkeit desselben in so hohem Grade gewonnen, daß dieser schwur, bis an den jüngsten Tag auch aus der Nacht des Grabes aufzusteigen und auszuziehen, wenn Kaiser und Reich von Gefahr bedroht werde. Aus dem Feldzuge nach Hause zurückgekehrt, stürzte er bei der Burg Schnellerts vom Roß und wurde daselbst begraben, und als nun Krieg ausgebrochen, sei der Geist des todten Ritters ausgezogen nach Rodenstein, von wo er wieder zurückkehrt nach seinem Grabe, wenn der Tag des Friedens bald anbricht.

Weit mehr hat die Phantasie des Volkes sich in der anderen späteren Sage ergangen. Sie erzählt uns, daß in den Fehdezeiten des Mittelalters auf der Burg Rodenstein ein Ritter lebte, den alle seine Nachbarn fürchteten. Nie kannte er den süßen Zauber der Liebe; nur die wilden Freuden der Jagd und Turnierlust beschäftigten ihn, wenn er nicht eine Fehde ausfocht. Da gab einst der Pfalzgraf bei Rhein ein Turnier und lud alle Ritter zwischen Main und Rhein nach seiner Hauptstadt. Auch Ritter Rodenstein erschien auf seinem muthigen Rosse mit gülbener Decke behangen, mit glänzendem Wappen und Helm mit wallendem Federbusche geschmückt. Tapfer und gewandt hob er alle seine Gegner aus dem Sattel und errang sich den Turnierdank aus der Hand der edelen Marie von Hochberg. Marie schlug ihn aber auch in die Fessel der Liebe und ward sein Weib. Glücklich lebten beide auf seiner Burg und der rauhe Kriegsmann mäßigte seine wilden Sitten im Umgange mit seiner lieblichen jungen Gemahlin. Da begab es sich, daß er mit einem seiner Nachbarn in Fehde gerieth. Von Neuem und mit Heftigkeit erwachte die alte Neigung zum Kampfe und Streit. Die Bitten und Thränen des Weibes, ihr Flehen, zu bleiben und nicht mitzukämpfen, sein Leben dem Kinde zu erhalten, das sie unter ihrem Herze trage — alles vergebens, und gewaltsam stieß der barsche Mann die auf ihren Knieen vor ihm flehende Gattin von sich und jagte auf seinem Streitroß davon. Bald darauf gebar sie einen todten Knaben — und starb.

Ritter Rodenstein lag indessen draußen im Walde und lauerte in der Nähe der Burg Schnellerts auf den Feind. Da sah er plötzlich vom Rodenstein her eine bleiche Gestallt sich ihm nähern. Und je näher sie kam um so krauser sträubte sich das Haar auf dem Haupte des sonst so furchtlosen Ritters — denn es war sein Weib, seine Marie mit dem Knäblein auf dem Arm, die vor ihm schwebte und mit dumpfer Stimme sprach: „Du hast dein Weib gemordet dein Kind gewürgt, d'rum ziehe jetzt als gefürchteter Kriegsbote im Land umher und verkünde immerdar Krieg und Heereszug."

Der Geist verschwand. Ritter Rodenstein aber fiel bald darauf im Gefecht. Halb todt brachte man ihn auf die Burg Schnellerts, wo er verschied. Seitdem nun und bis auf den heutigen Tag muß der irrende Geist des Ritters, wozu er verdammt ist, Krieg und Fehde verkünden. Steht dem deutschen Reiche ein Krieg oder sonst eine Begebenheit bevor, so erhebt sich ein halbes Jahr zuvor der Geist der Burg Schnellerts mit seinem zahlreichen Troß und fährt mit Sausen und mit Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, mit Wagengerassel und Geprassel in furchtbarem grausigem Wirrwarr, der die ganze Umgegend erfüllt und die Anwohner erzittern macht, herab vom Schnellerts durch die Wälder und Thäler hinauf nach Burg Rodenstein. Hier verweilt er so lange bis der Krieg sich zu Ende neigt, und dann zieht er, wieder sechs Monate vor dem Frieden, mit gleichem Geprassel, Spuck und Getöse auf dem nämlichen Wege nach der Schnellertsburg zurück, doch immer ohne Jemanden Nachtheil zuzufügen, noch dem Auge sichtbar zu werden.

Die Sage von dem Landgeiste auf Rodenstein wurde eine Zeitlang zum feststehenden Volksglauben, wiederholt hörte man während der Kriegsunruhen des achtzehnten Jahrhunderts den Auszug des nächtlichen Spuckgeistes, und diese Sage gestaltete sich dermaßen zur feststehenden Wahrheit, daß, als sich das frühere Justizamt Reichenberg veranlaßt sah, sich namentlich mit diesen Erzählungen, welche im Volksmunde cursirten und die Gemüther beunruhigten, zu befassen, in den Jahren 1742 bis 1764 eine Reihe eidlich erhärteter Zeugnisse über diesen geheimnißvollen Vorgang abgelegt wurden. Namentlich war es ein Bauer, Simon Daum genannt, damals (1748) 46 Jahre alt, zu Ober-Kainsbach wohn-

haft, durch dessen Hofraithe das Geisterheer seinen jedesmaligen Ab- und Rückzug nahm, welcher wiederholt vorgeladen und vernommen wurde und aussagte, daß nicht allein er, sondern auch sein verstorbener Vater Jeremias Daum den gespenstischen Zug wiederholt wahrgenommen habe.

Ueber die Art der Erscheinung sagt er einmal unter Anderm aus, „dieselbe bestände allezeit aus einem großen Getöse und Geräusch gleich einem Fuhrwerk und Pferden," ein andermal: „es sei durch seinen Hof mit einem Getöse von Pferden und Kutschen gezogen". 1759 zeigt Daums Wittwe an, „daß es am Palmsonntag 8. April an dem Schnellertsberg sehr gekracht, als wenn man Aeste von den Bäumen abhaue". Johannes Hübners Ehefrau nimmt Anfang April einen starken Tumult in ihrer Küche wahr und es kommt ihr so vor, „als ob man in aller Eil Häfen und Schüsseln und Brunnenzuber in einander stelle," andere melden „Trappen mit Räderknarren". Endlich wird durch diese Aussagen festgestellt, daß der Weg des gespenstischen Zuges jederzeit durch die sogenannte Haal in Ober-Kainsbach nach Brensbach, von da nach Crumbach und weiter nach Rodenstein geht.

Vergleicht man die Aussagen, von welchen wir die Vermuthungen und Combinationen, welche die Zeugen daran knüpfen, abgestreift haben und nur das, was sie wirklich beobachtet, das heißt Sausen und Lärmen, Wagengerassel und Geprassel und Erzittern des Bodens, übrig gelassen haben, so ergibt sich uns, daß dieses ganz dieselben Erscheinungen sind, welche man bei den zahlreichen Erdbeben von 1867—72 in dem Odenwalde und dem Gerauer Lande beobachtete. Es scheint uns kaum zweifelhaft, daß es die verschiedenen Nebenerscheinungen, welche nicht blos die stärkeren, sondern auch die schwächeren Erdbeben begleiten, sind, welche die Bewohner von Ober-Kainsbach beobachteten. Es ist jene eigenthümliche sausende Luftbewegung und der in den mannigfachsten Modulationen auftretende Erdbebenschall, welcher in der Haal von Ober-Kainsbach, offenbar begünstigt durch eine eigenthümliche Bodenformation, zeitweise vernommen wird.

Es ist keineswegs nothwendig, daß diese Erscheinungen auch anderwärts im Odenwalde, wo die innere Structur der Erde der Fortpflanzung des Phänomens eine weniger günstige ist, gleichfalls wahrgenommen werden. Haben doch die Beobachtungen der letzten Jahre ergeben, daß die Erschütterungen, deren Schauplatz die Provinz Starkenburg war, keineswegs allgemeine waren, und daß ihr jeweiliger Focus zwischen Groß-Gerau und Reichenbach fortwährend wechselte. Ober-Kainsbach gehörte gleichfalls zu den Orten, wo die Erscheinung in besonders starkem Grade wahrgenommen wurde. Endlich aber datiren eine Reihe der Zeugenaussagen, diejenigen aus den Jahren 1748, 1756, 1758, 1759, 1760, den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts und 1804, sämmtlich aus Perioden, in welchen man in den Rheinlanden die mannigfaltigsten vulkanischen Phänomene beobachtete. Die Enkel des Simon Daum haben 1869 wieder die Erscheinung beobachtet, der Zufall wollte es, daß bald darauf wieder ein gewaltiger Krieg die Ruhe und Sicherheit des deutschen Volkes bedrohte, allein Niemand betrachtete das Getöse in der Haal diesesmal als einen Kriegsherold; ein ganzes Jahrhundert, während welchem die Wissenschaft Triumphe feierte, hatte Licht in den Köpfen verbreitet, die Thätigkeit der Volksschulen den Gespensterspuck verjagt und auch in dem einsamen Odenwaldthale war eine nüchterne Naturbeobachtung ermöglicht. Ungestört schläft der Ritter Rodenstein nunmehr in seinem Grabe, und auch das deutsche Reich, mächtig und stark, bedarf seiner nicht mehr als Warner!

Lindenfels und kurpfälzisches Territorium.

Von Rodenstein führt der Weg durch das langgedehnte Winterkasten nach Lindenfels, und hier, unmittelbar vor Lindenfels, wenn man den Weg nach der Kolmbacher Höhe* einschlägt, überrascht uns ein Anblick, der selbst in dem Odenwalde und in der Bergstraße seines Gleichen sucht. Trifft man in den Abendstunden ein, so erblickt man die Landschaft im Festschmuck. Auf einem Bergvorsprunge gelagert und gleichsam aus dem Walde auftauchend, liegt das Städtchen; daneben auf steilem Abhang an einen alten Thurm gelehnt die Kirche, das Ganze überragt die alte Schloßruine, deren Mauerwerk im Lichte der untergehenden Sonne von dunkelm feurigem Roth übergossen erscheint. — Mit dem rothen Licht, das die Gebäude des Städtchens beleuchet, contrastiren die den Mittelgrund des Bildes darstellende grüne Ludwigshöhe und die violetten Tinten, in welche die fernen Bergzüge getaucht erscheinen, ein Landschaftsbild das an Mannigfaltigkeit lieblicher und romantischer Motive jenem bei den Malern so berühmten Olevano im Sabinergebirge kaum in Etwas nachsteht und das Lindenfels mit Recht den Namen die „Perle des Odenwaldes" verschafft hat.

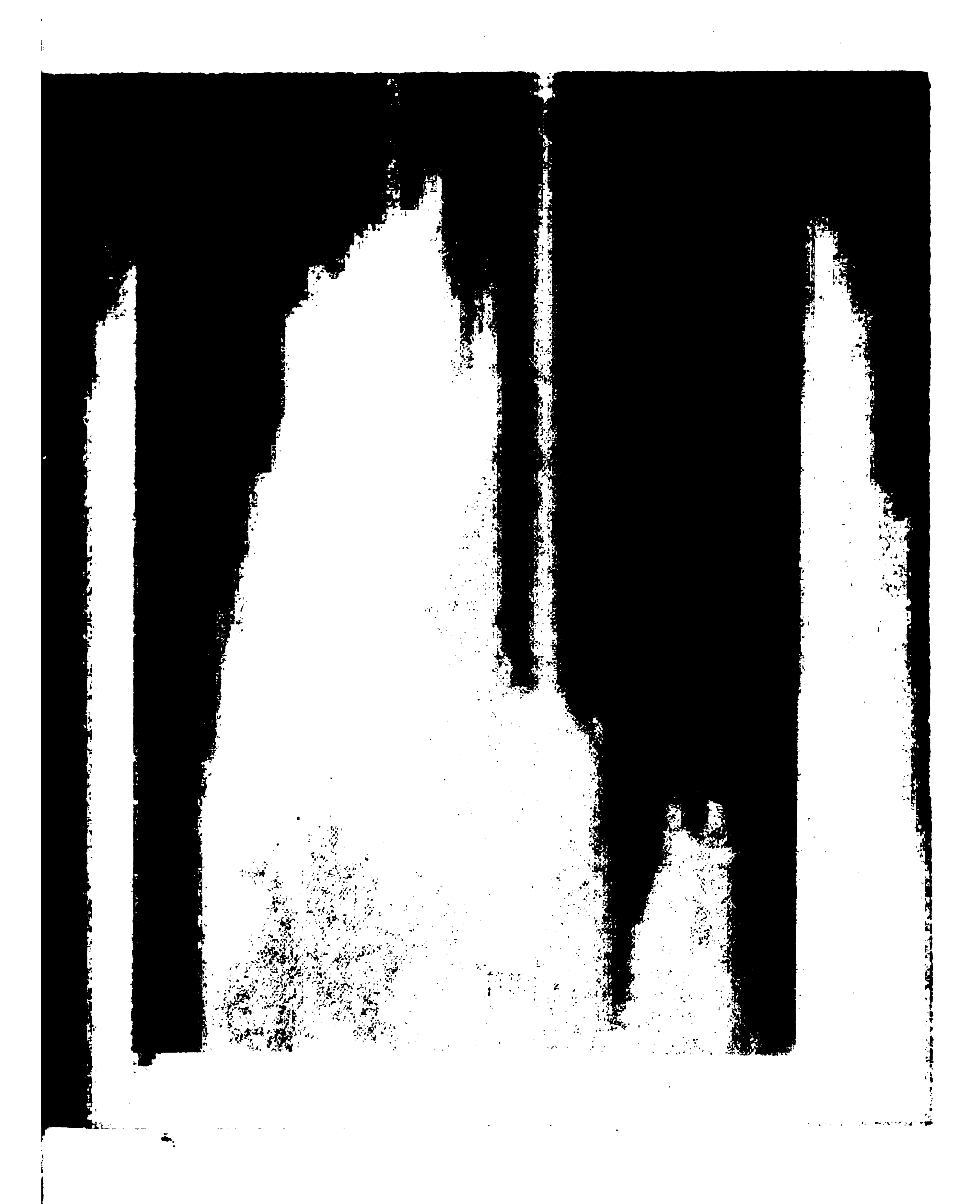
Gleich dem größten Theile der Bergstraße und des Odenwaldes kam Lindenfels unter den fränkischen Königen in den Besitz des Klosters Lorsch, in dessen Namen ein in Lindenfels ansässiges Adelsgeschlecht bereits im zehnten Jahrhundert das Vogteirecht ausübte. Urkunden erwähnen im Jahre 1123 einen Grafen Bertolf von Lindenfels. Dieser Graf Bertolf starb ohne Erben zu hinterlassen und Lindenfels kam an die Nachkommen seiner älteren Schwester und durch diese in der Folge an den Pfalzgrafen Konrad von Hohenstaufen, später wieder an Herzog Heinrich von Sachsen. Die Tochter Heinrichs brachte es ihrem Gemahl, dem Markgrafen von Baden, zu und von dessen Söhnen wurde es 1277 an den Pfalzgrafen Ludwig verkauft. Abgesehen von einer nur kurze Zeit von 1314—1329 dauernden Verpfändung an Kurmainz blieb es bis zum Jahr 1802, wo es in Folge des Friedens von Lüneville an Hessen kam, ununterbrochen in pfälzischem Besitz.

Die wichtigsten Schicksale der Stadt unter pfälzischer Herrschaft bis nach dem dreißigjährigen Kriege haben wir bereits kennen gelernt. Zu erwähnen bleibt uns nur noch, daß König Ludwig dem Ort Lindenfels 1336 Stadtgerechtigkeit und die Erlaubniß einen Wochenmarkt zu halten verlieh. Ruprecht I. verschrieb Burg und Stadt Lindenfels seiner Gemahlin Elisabeth als Wittwensitz. Die nachfolgenden Kurfürsten bestätigten die Freiheiten der Stadt und fügten noch neue hinzu.

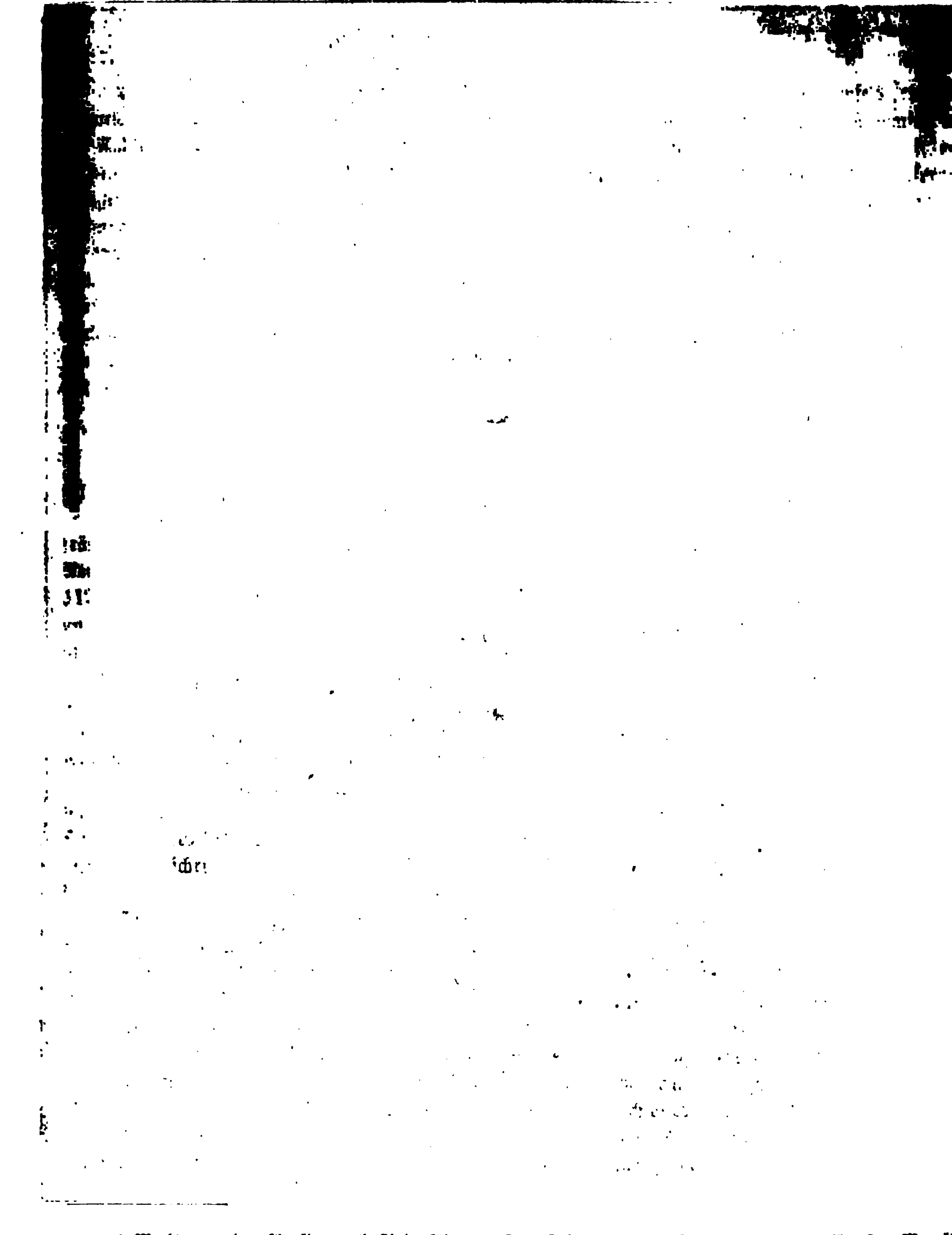
Die Burg Lindenfels, welche stets in wehrhaftem Stande erhalten wurde und bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Besatzung hatte, war ein wohlbefestigtes Schloß und besaß, wie dieses üblich war, ihre Burgmannen. Als solche werden unter anderem genannt Ulrich von Bickenbach, Landschade von Steinach, Graf Wilhelm von Katzenellenbogen, die Moßbache und die Kreise von Lindenfels, Knebel von Katzenellenbogen, Ulner von Dieburg und die Rodensteiner. Die drei letztgenannten Familien waren hier begütert. Abgesehen von den Kriegsdrangsalen, welche Lindenfels während der bayerischen Fehde und dem dreißigjährigen Kriege zu bestehen hatte, ist es namentlich durch einen Vorgang merkwürdig, welcher den Mauern des Lindenfelser Schlosses eine gewisse Romantik verleiht.

Lindenfels war längere Zeit der verborgene Wohnsitz einer Augsburgerin, die wie ihre Landsmännin Philippine Welser zu jenen Bevorzugten zählte, welche gleich der schönen Königin Berenice,

* Macht man den Ausflug nach Lindenfels von Darmstadt aus zu Fuß und wählt den kürzesten Weg über Niederramstadt, Neutsch, Waschenbach, Allertshofen und Gadernheim, so gelangt man unmittelbar auf die Kolmbacher Höhe.



Lindenfels und kurpfälzisches Territorium.



* Macht man den Ausflug nach Lindenfels von Darmstadt aus zu Fuß und wählt den kürzesten Weg über Niederramstadt, Neutsch, Waschenbach, Allertshofen und Gabernheim, so gelangt man unmittelbar auf die Kolmbacher Höhe.



LINDENFELS





PARTHIE AUS DEM NECKARTHAL

der Gemahlin jenes ägyptischen Königs, deren Haupthaar die Götter an den Himmel versetzten, um ihrer Schönheit und ihres Liebreizes willen die Unsterblichkeit errangen. Friedrich der Siegreiche, nicht minder glücklich bei schönen Frauen wie auf dem Schlachtfelde, lernte bei seiner Anwesenheit in München (1459) eine Augsburgerin Clara Dettin kennen, „eine Hofjungfer" wie sie von den Gerichtsschreibern genannt wird, deren äußere Schönheit, Liebenswürdigkeit und bezaubernder Gesang den Pfalzgrafen an sie fesselten. Er brachte sie zuerst, um seine Liebe vor den Augen der Welt zu verbergen, nach Lindenfels, und Clara Dettin gebar ihm einen Knaben. In Heidelberg, wohin er sie nun mit sich nahm und wo sie fortan bei ihm verblieb, gebar sie ihm 1462 einen zweiten Sohn. Der erste der beiden Söhne starb frühzeitig, der zweite wurde zum Stammvater des Löwenstein'schen Fürstenhauses, und Kurfürst Philipp der Aufrichtige schenkte 1488 ihm zu den von dem Vater vermachten Besitzthümern die Grafschaft Löwenstein. Mit Clara Dettin ging Friedrich später eine förmliche Ehe ein und der Pfalzgraf bestimmte der Mutter, „die sich getreulich und ehrbarlich zu uns und den Kindern gehalten hat," zweitausend Gulden Vermögen, ein Erbtheil, welches übrigens die Großmuth des siegreichen Friedrich in keinem besonderen Lichte erscheinen läßt.

Ritterschaftliche Besitzungen am Neckar.

Hirschhorn und Neckarsteinach.

Wählt man von Lindenfels die Straße südwärts nach dem Neckarthal, so bieten sich uns als Endpunkte zwei hessische Besitzungen, gleichfalls reich an malerischen Schönheiten, zunächst Hirschhorn, der Sitz Mainzischer Lehensleute, der Edelen von Hirschhorn, eine der ältesten Städte des Neckarthals, welcher König Wenzel 1391 Stadtprivilegien ertheilte und dann 1404 König Ruprecht das Recht zur Abhaltung eines Wochenmarktes verlieh. Ehedem war die Stadt der Sitz eines Karmeliterklosters, dessen heute noch vorhandene, im reinsten gothischen Style erbaute Klosterkirche zu den kunstgeschichtlich merkwürdigen Baudenkmalen des Großherzogthums zählt. Das Kloster, zeitweise während der Reformation aufgehoben, bestand bis zum Jahr 1805. Die Stadt kam, nachdem die Edelen von Hirschhorn ausgestorben, wieder in den Besitz des Lehnsherrn, des Kurfürsten von Mainz, und ging 1802 in Folge des Friedens von Lüneville an Hessen über.

Das Städtchen gewährt von dem badischen Ufer des Neckars aus mit seinen dicken Stadtmauern und Thürmen, überragt von dem Schloßberg, auf dessen Spitze sich die zum großen Theil erhaltene merkwürdige Burg erhebt, einen ungemein malerischen Anblick, welcher nur noch überboten wird durch die Mannigfaltigkeit, welche die Landschaft neckarabwärts bei Neckarsteinach darbietet.

Neckarsteinach führt seinen Namen nach der Steinach, welche hier in den Neckar einmündet. Die Stadt war ehedem der Sitz einer kleinen Dynastenfamilie, der Bligger von Steinach, Mainzischer Lehensleute, nach deren Aussterben die Stadt an Mainz zurückfiel und gleich Hirschhorn 1802 an Hessen kam. Schon frühe, schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts treten Bligger oder die Blicker von Neckarsteinach als Blicker Landschade, oder als Landschaden von Neckarsteinach auf. Folgende von A. L. Grimm mitgetheilte Sage knüpft sich an die Entstehung dieses schmähenden Beinamens.

Ein Blicker von Steinach, so lautet die Tradition, habe dem Lande großen Schaden gethan und Reisende und Schiffe überfallen und geplündert. Weil aber nach einer Verordnung des Kaisers Niemand eine Burg besitzen sollte, es sei denn „ohne des Landes Schaden," so habe man seine Burg, „aus welcher des Landes Schaden hervorging," die „Landschadenburg" und ihn den „Landschaden" genannt und er sei vom Kaiser mit Namen geächtet worden. Ueber die weiteren Schicksale dieses geächteten Landschadens bestehen nun zwei Versionen. Die eine Sage behauptet, sein Sohn Ulrich sei aus Sehnsucht nach mannhafter That und von dem Wunsche beseelt, die Schmach seiner Familie auszulöschen, mit Kreuzfahrern nach dem heiligen Lande gezogen und habe nicht nur bei der Belagerung von Smyrna und in dem Feldzug von 1345 Wunder der Tapferkeit gethan, sondern auch den Sarazenenführer erschlagen. Die andere erzählt, geächtet und flüchtig sei der erste Landschaden nach der Türkei gekommen, habe das Vertrauen des Sultans gewonnen und so einst die Gelegenheit eines einsamen Spaziergangs benützt und dem Feinde der Christenheit das Haupt abgeschlagen. Beide Sagen stimmen aber darin, daß Ulrich mit dem Haupte des Sarazenenführers oder Türkensultans nach Deutschland zurückgekehrt, worauf er vom Kaiser begnadigt worden sei und die Erlaubniß erhalten habe, den gekrönten Kopf im Wappen zu führen. Ein Grabstein in der Kirche zu Neckarsteinach wird als das Grabmal jenes siegreich heimgekehrten Landschaden bezeichnet. Er enthält die einfache Umschrift: 1369 in die Sancti Michaelis obiit Ulricus Landschad miles. Es genüge über diese Sage, daß wir in derselben einer jener Familientraditionen vor uns haben, wie sie in ähnlicher Weise von einer Reihe adeliger Familien zum Preise des Ahnherrn erzählt werden, und verweisen wir in dieser Beziehung nur auf das bekannte Uhland'sche Gedicht von den „Schwabenstreichen" und auf die Sage von jenem Egenolph von Rappoltstein, der vor Damascus einen Türken in der Mitte auseinanderhieb.

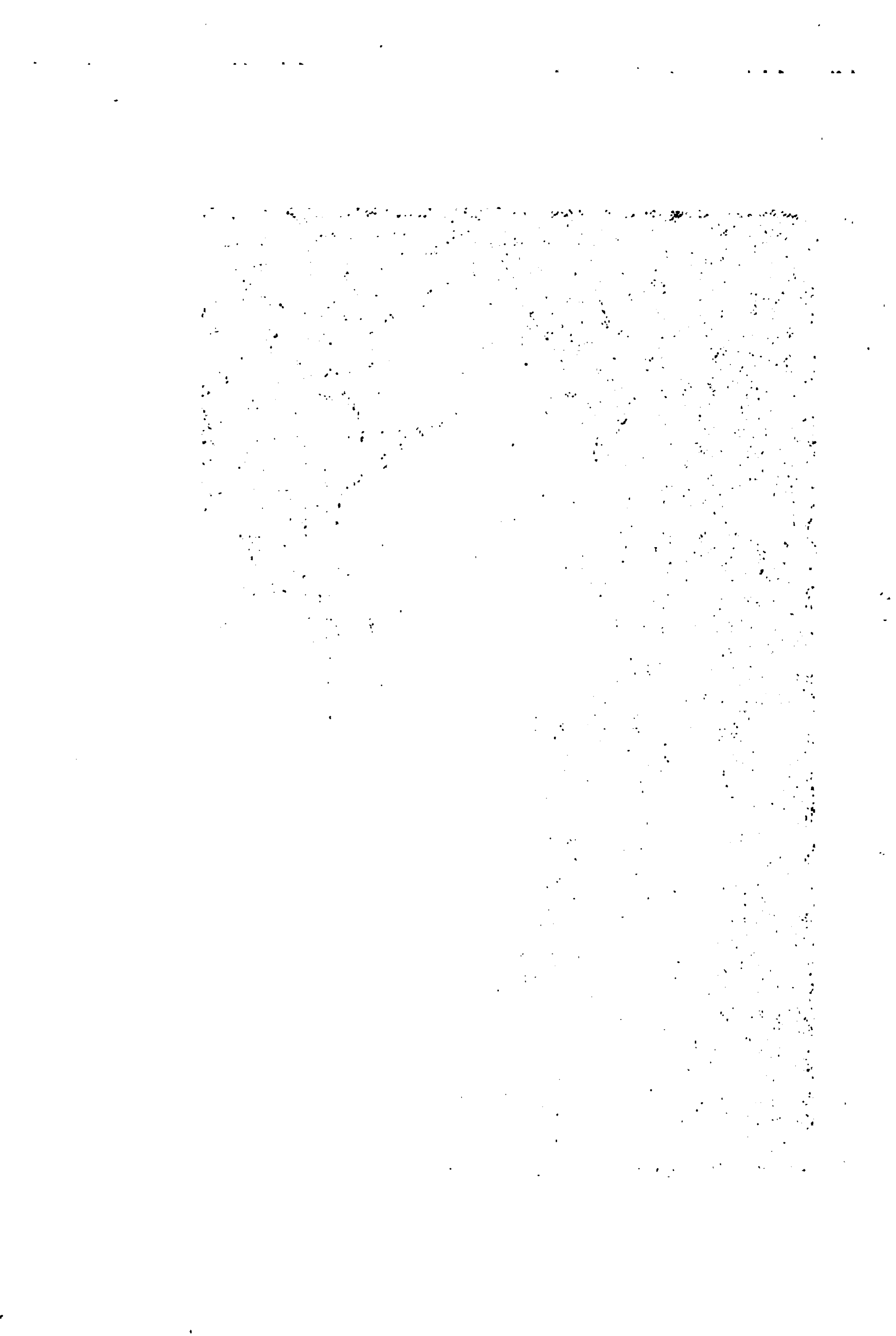
Einem anderen Landschaden, welcher mit seiner Gemahlin, einer von Fleckenstein, zuerst das lutherische Glaubensbekenntniß annahm, erwähnen wir um des originellen Epitaphiums willen, welches ihm in der Kirche zu Neckarsteinach errichtet ist. Die Inschrift sagt:

Wider der Welt und Papstgeschrei
Der erst in dieser Landart glich
Durch Gottes Geist und eiferig
Samt seiner Gemahlin von Fleckenstein
Solche Lehr für christlich und rein
Erkannt und alsobald mit Kraft
Allhier das Papstthum abgeschafft.

Berühmt ist Neckarsteinach durch seine Lage, seine vier Burgen, Schwalbennest, Mittelburg, Vorderburg und Hinterburg, welche die ehedem unüberwindliche Citadelle Dilsberg gegenüber in malerischem Halbkreis das Neckarufer umlagern. Maler und Naturfreunde suchen das Städtchen, in dessen Gasthof „zur Harfe" man ein treffliches Unterkommen findet, in der schönen Jahreszeit mit Vorliebe auf, und Fohr hat seine Kunst an ihm durch eine Reihe trefflicher Aquarelle verewigt.

Religionsbeschwerden der Bewohner von Neckarsteinach im vorigen Jahrhundert.

Vielfach herrscht die Vorstellung, es habe im vorigen Jahrhundert der Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, soweit er mit weltlichen Waffen gekämpft wurde, nachgelassen; es habe die katholische Kirche erheblich an jener zähen Energie verloren, welche sie noch ein Jahrhundert zuvor in



Ein Blicker von Steinach, so lautet die Tradition, habe dem Lande großen Schaden gethan und Reisende und Schiffe überfallen und geplündert. Weil aber nach einer Verordnung des Kaisers

Vielfach herrscht die Vorstellung, es habe im vorigen Jahrhundert der Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus, soweit er mit weltlichen Waffen gekämpft wurde, nachgelassen; es habe die katholische Kirche erheblich an jener zähen Energie verloren, welche sie noch ein Jahrhundert zuvor in



Gez. v. E. Willmann — Stahlst. v. E. Willmann

NECKARSTEINACH



geistlichen und weltlichen Dingen auszeichnete und welche sie heute durch die Begründung der ultramontanen Partei wieder erlangt hat. Diese Annahme ist jedoch nur theilweise richtig. Wenn auch die katholische Kirche im vorigen Jahrhundert nur zu sehr hervorragender, führender Geister entbehrt, der Clerus vielfach demoralisirt erscheint, einzelne unter den Kirchenfürsten sich sogar der Philosophie der Epoche der Aufklärung zuwandten, so blieb doch der Katholicismus als solcher in seiner Stellung zum Protestantismus derselbe wie in den vorhergehenden Jahrhunderten. Der Protestantismus wurde in Wort und Schrift in der gleichen Weise bekämpft und, wo man sich auf katholischer Seite der weltlichen Macht bedienen konnte, um den Protestantischen Tort und Dampf anzuthun, that man es ungescheut. Das Corpus evangelicorum am Reichstage zu Regensburg, dessen Vorsitz Chursachsen führte, hatte vollauf zu thun, um die Evangelischen gegen die katholischer Seits verübten Bedrückungen zu beschützen und namentlich das heutige Rheinhessen, wo eine Reihe kleiner, katholischer Herrn, meist Vasallen der Bischöfe, das Land aussaugten und die Unterthanen nach Lust und Liebe brandschatzten und kujonirten, wurde in schwerster Weise heimgesucht. Auf Grund von Akten, in deren Besitz der Verfasser in Dresden gelangte, werden wir an der gehörigen Stelle die Religionsbedrückungen, welche die heutigen rheinhessischen Orte erfuhren, schildern. Vorerst verweilen wir an den Ufern des Neckars, wo in Neckarsteinach Aehnliches sich zutrug.

Im Jahr 1657 segnete Herr Johann Friedrich Landschaden, der letzte Nachkomme des edlen Landschaden, der in Neckarsteinach „das Papstthum abgeschafft“, das Zeitliche. Das Lehn fiel dadurch dem Bisthum Worms wieder anheim und belehnte Hugo Eberhard Bischof von Speyer und von Worms den katholischen Freiherrn Wolf Heinrich von Metternich Burscheid mit Neckarsteinach, Langenthal, Grein und Darsperg. Diesem Metternich leisteten die Unterthanen den Eid der Treue.

Allein der Friede im Lande dauerte nur noch wenige Jahre. Sobald der neue Landesherr warm geworden, ließ er durch seinen Amtmann Guerdan das Verlangen stellen, es solle der evangelische Pfarrer das Pfarrhaus verlassen, um es dem katholischen Pfarrer einzuräumen. Religionshetzereien begannen, die Katholiken ließen gegen die Protestantischen Schmähreden vernehmen; die katholischen Knaben zogen am Charfreitag 1699 vor die protestantische Kirche, störten durch lautes Klappern mit den bei dem katholischen Gottesdienst üblichen Klappern die Rede des Geistlichen und es begannen eine Reihe immer ärger werdender Plackereien. Die katholische Landesherrschaft weigerte sich Schulden zu bezahlen, welche sie der protestantischen Gemeinde gegenüber zu tilgen hatte, sie entzog ihr sogar alte, von langher zum Besten der Ortsarmen gemachte Legate, vertrieb den protestantischen Schulmeister aus dem Schulhaus und setzte einen katholischen hinein. Der protestantische Gemeindevorstand wurde, wie aus einer, Neckarsteinach den 15. October 1723 datirten, Friedrich Heilmann und Friedrich Nollers unterzeichneten Erklärung ersichtlich, bedroht, geängstigt und genöthigt den protestantischen Altar aus der Kirche zu entfernen; dem Pfarrer und Schulmeister wurde das wenige Ackerland und ein Stück Wiese, das einen Theil ihrer Besoldung bildete, entzogen. Lothar Friedrich von Metternich, sein Nachfolger, sowie die Wittwe des letzteren, Maria Theresia von Metternich, hausten nicht besser in der protestantischen Gemeinde als Ludwig XIV. in dem benachbarten Frankreich.

Mit jed m Jahre wuchs die Ueberhebung der katholischen Geistlichen, welche wie aus einer Eingabe der evangelischen Unterthanen in Neckarsteinach vom 19. November 1744 ersichtlich, bald auch das Recht in Anspruch nahmen, bei gemischten Ehen zu copuliren, die Kinder zu taufen und diese zu confirmiren. Die Evangelischen wurden, obwohl nur wenige Katholiken in Neckarsteinach waren, zur feierlichen Begehung der katholischen Feiertage genöthigt und bei der geringsten vermeintlichen Uebertretung von dem katholischen Geistlichen um 2 oder 3 Pfund Wachs „anmaßlich gestraft“. Es wurde ihnen untersagt bei Betung des heiligen Vaterunsers läuten zu lassen und Aehnliches.

Jahre lang remonstrirte die Gemeinde vergeblich gegen diese schändlichen Bedrückungen bis sich dieselbe endlich, nachdem schon über ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, unter Berufung auf den westphälischen Frieden und seine Bestimmungen 1748 an das corpus evangelicorum, die evangelischen Stände des Reiches wandte. Am 4. Januar 1752 erging durch Chursachsen ein „Schreiben an Ihro römisch-kaiserlichen Majestät, vom corpore evangelicorum derer Neckarsteinacher Religionsbeschwerden halber abgelassen, nebst Inserat die zu Bechtolsheim betreffend.“ Auf dieses von einer

Eingabe der evangelischen Bürger Neckarsteinachs begleitete Schreiben erfolgte nun allerdings am 14. März desselben Jahrs eine kaiserliche Verfügung, in welcher dem Lothar Ferdinand von Metternich, „reichsconstitutionsmäßige schärfere Mittel ohnfehlbar angedroht wurden", allein dieser that nach wie vor, was ihm beliebte. Es wurde in der Folge eine Commission eingesetzt, welche die Angelegenheit gründlich untersuchte und welche von Neuem Beschwerde führend an den Kaiser sich wandte. (23. Sept. 1752). Es erfolgten dann weitere Eingaben an die evangelischen Stände und den Kaiser in den Jahren 1753 und 1754, ohne daß die Evangelischen dem übermüthigen katholischen Junker gegenüber zu ihrem Rechte gelangen konnten. In den uns vorliegenden Akten findet sich kein die Sache endgiltig regelnder Bescheid, immer neue Ausflüchte und Winkelzüge des Metternich bis zum Jahr 1765, wo sich die Bürger von Neckarsteinach von Neuem an die oberste Lehnsherrschaft, den Fürstbischof von Speyer und Worms wandten. Ob dieser den Protestanten zu ihrem Rechte verholfen, wissen wir nicht; jedenfalls hat die französische Revolution den Bürgern von Neckarsteinach wie so manchen anderen Geknechteten, Erlösung von ihren Drängern gebracht.

Großer religiöser Umtriebe machte sich die Regierung von Churpfalz, wo nach dem Aussterben der Simmern'schen Linie die katholische Linie Pfalz-Neuburg zur Herrschaft gelangt war, schuldig. An der einschlägigen Stelle ist das Erforderliche hierüber gesagt. Doch soll hier bei Gelegenheit der Neckarsteinacher Religionsbedrückungen bemerkt werden, daß sich 1730 der Reichstag, auf Betreiben der Hessen-Darmstädtischen Regierung, auch mit der Beschwerde eines Darmstädtischen Unterthanen, Georg Christoph Zentgraf, zu befassen hatte, dessen drei, noch nicht in den Pubertätsjahren befindlichen Kinder, gewaltsam in Neuburg zurückgehalten und widerrechtlich getauft und katholisch confirmirt wurden, worauf man die Kinder zum Schmerze des Vaters nach Bayern in ein Kloster mit eigener Jurisdiction verbrachte. Auch in diesem Falle war es dem in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Vater nur nach unsäglichen Schwierigkeiten möglich zu seinem Rechte zu gelangen.

Die ehemalige Reichsstadt Wimpfen.

Folgt man von Neckarsteinach und Hirschhorn dem Laufe des Neckars aufwärts, wo oberhalb Mosbach und Gundelsheim das Hügelland des früheren Kraichgau's beginnt, so betreten wir ein vom württembergischen und badischen Gebiet eingeschlossenes hessisches Territorium, das, was die historischen Erinnerungen anlangt, zu den interessantesten und merkwürdigsten zählt, welche der bunte zusammengefügte Ländercomplex des Großherzogthums aufweist. Hoch auf einer Bergwand, welche sich dem Laufe des Neckars, der kurz zuvor Kocher und Jagst aufgenommen, entgegenstellt, liegt hier die gegenwärtig 2281 Einwohner zählende frühere Reichsstadt Wimpfen. Die Spitzen ihrer Kirchthürme, vor Allem aber ihre ehrwürdigen Alterthümer, der rothe und blaue Thurm, letzterer einer jener mittelalterlichen, dem Hochwachdienst dienenden Signalthürme, welcher bei den Burgen gewöhnlich mit dem Namen der Bergfried bezeichnet wird, lassen schon von ferne den Ankömmling errathen, daß er hier ein ganz eigenartiges Gebiet betritt, dessen Entwickelung von derjenigen der anderen Gebietstheile, welche er bis jetzt kennen gelernt, eine völlig abweichende ist. Diese Mauern, diese stattlichen Kirchen und Thürme, die hier inmitten des Reblandes des Neckars emporragen, sind die letzten Zeugen eines jener ehedem in voller Lebenskraft hier blühenden Gemeindeorganismen des Mittelalters, in welchen das deutsche Bürgerthum gedieh und nach den verschiedensten Richtungen hin seine Eigenartigkeit entfaltete.

Gleich der Bergstraße gehörte das Land am Neckar zu jenem Theile Germaniens, welcher unter dem Namen des Zehentlandes bekannt ist, wo die Römer unter dem Schutze ihrer Befestigungen von Militärcolonisten und Leuten, die nicht viel zu verlieren hatten, ein bebautes Vorland des Reiches errichtet hatten. Inmitten dieses fortdauernd von den Einfällen germanischer Völker bedrohten Gebiets bestanden einige größere Niederlassungen, zu welchen auch das heutige Wimpfen gehörte, dessen Bewohner hier unter dem unmittelbaren Schutze einer römischen Vertheidigungslinie lebten, welche eine Fortsetzung der Linie der Odenwaldcastelle, von Michelsberg neckaraufwärts sich nach Obrigheim, Wimpfen und Jagstfeld und von da nach Böckingen, Laufen bis nach Tübingen und Rothenburg erstreckte.* Zahlreiche Münzfunde, theils aus den Zeiten des Germanicus, des Commodus und Alexander Severus, namentlich aber viele mit dem Bildniß des „Antonius pius", Waffen, Gebeine, Mauerwerk und Gräber zeugen für die Bedeutung dieser einstigen römischen Ansiedelung. Aus römischen Inschriften erfahren wir, daß sich hier ein Tempel der Diana und ein Altar des Mercurius befand, und wir dürfen zugleich aus der letzteren dieser Thatsachen auf den hauptsächlichsten Erwerb, aus der ersteren auf die Vergnügungen schließen, denen die ersten Bewohner Wimpfens oblagen. Die vielen Funde von Gegenständen des Hausraths und der häuslichen Bequemlichkeit, Messer geschmackvolle gläserne Gefäße, Lämpchen aus terra sigillata deuten auf die Behaglichkeit einer kleinen Provinzialstadt, welche dem einsamen Ansiedler in den Odenwaldbergen abhanden ging, und ebenso sind die zahlreichen Spuren römischer Wohnstätten** rings um die Stadt, welche sich als Gehöfte wohlhabender Römer charakterisiren, die Beweise eines lebendigeren Verkehrs.

Ueber die Schicksale der römischen Colonie, angeblich Cornelia genannt, die ehedem an der Stelle unseres heutigen Wimpfen sich befand, fehlen uns leider, wie überhaupt über die einzelnen Punkte des Zehntlandes, die genaueren Nachweise, aber außer allem Zweifel ist es, daß sie von der Periode an, wo das Andringen der Alemannen beginnt, allen den Wechselfällen des Schicksals, welche eine solche weit vom Bereich des Mutterlandes entfernte Stadt zu erdulden hatte, ausgesetzt war. Unter Alexander Severus und Maximinius Thrax (222 — 238) beginnen jene Kämpfe, in welchen die Alemannen nach dem Besitz des Zehntlandes ringen, Kaiser Probus drängt sie wieder bis hinab zur Alp über den Neckar zurück; aber die Kraft der Römer, die zugleich ihre Herrschaft im Orient sich zu erhalten bemühen, ermattet, — abermals drängen die Alemannen über den Grenzwall, und unter Julianus Apostata (259), Valentinian (368) und Gratian (383) haben die römischen Waffen nur noch vorübergehende Erfolge zu verzeichnen.

Gleich dem ganzen Land zwischen Main und Neckar machte auch hier die Schlacht von Zülpich der alemannischen Herrschaft ein Ende, und in diese fränkische Periode scheint auch die Entstehung des heutigen Wimpfen zu fallen. Eine nicht mehr vorhandene Urkunde des Königs Dagobert (638), welche die Könige Ludwig und Lothar 829 bestätigten, schenkte dem Bischof von Worms den königlichen Zoll, welchen Kaufleute, Künstler und friesische Handelsleute zu bezahlen hatten, wenn sie in das Wormser Gebiet und zu den Castellen Ladenburg und Wimpfen reisten. Diese Angabe ist nicht wegen der Schenkung Dagoberts an den Bischof von Worms, welche schwer zu beweisen ist, wohl aber, weil aus derselben das Vorhandensein Wimpfens, das bereits hier als Wimpfen erwähnt wird, dargethan ist (in castellis Lobedumburg et Vuinpina sagt die Urkunde), und hiermit jene Deutung des Namens, welche Wimpfen von „Weiberpein" und die Entstehung desselben aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts, wo die Hunnen Deutschland überflutheten und auch Wimpfen zerstörten, widerlegt sind, von einiger Wichtigkeit.

---

* Ausführliches enthält die gründlich gearbeitete Geschichte der Reichsstadt Wimpfen von Ludwig Frohnhäuser, Darmstadt 1870.

** Dr. Walther, Alterthümer der heidnischen Vorzeit.

Die Zerstörung Wimpfens durch die Hunnen fällt etwa in das Jahr 905. In den Jahren 900—917 drangen sie in alljährlich wiederkehrenden Verheerungszügen mitten in das Herz Deutschlands und 915 sogar bis nach Lothringen vor. Die Erinnerung an den Brand und die wilden Mord- und Gräuelscenen der wilden Horde mag Jahrhunderte lang in der Erinnerung des Volkes fortgelebt haben, dessen Phantasie sogar den Namen der Stadt mit jener Periode zu verweben suchte, und so entstand die Ableitung von Wimpfen aus Weiberpein, welcher auch der Dichter einer Inschrift gedenkt, die sich noch 1732 an dem Wimpfener Rathhaus vorfand:

Cornelia war diese Stadt
Vor Zeiten genannt, jetztund so hat
Sie den Namen verwandelt, heißt
Wimpfen, kommt daher, wie man weiß,
Daß zur Zeit des Königs Attila
Die Hungarn sie zerschleiften gar.
Alle Mannsbild tödteten sie behend,
Die Weibsbild erstlich all geschändt,
Hernach ihnen ihre Brust abgeschnitten,
Drum diese Stadt auf deutsch Sitten
„Weibpein", jetzt Wimpfen, sonst gar fein
Mulierum poena zu Latein.

Wimpfen mag nach dieser Zerstörung lange in Trümmern gelegen haben. Mönche waren es wohl, welche zuerst das Kloster wieder erbauten. Ein gewisser Crudolfus, angeblich ein Bischof von Worms, wird als dessen Erbauer genannt. Ein solcher Bischof existirt nicht, aber bereits von 965 an sehen wir die Bischöfe von Worms namhafte Freiheiten und sogar königliche Rechte (988 den Königsbann in den Wäldern) sich erwerben, und zu Anfang des elften Jahrhunderts steht Wimpfen völlig unter der territorialen Hoheit des Wormser Bischofs. Uns erscheint daher die Sage von Crudolfus als eine jener Mythen, erfunden von Geistlichen zum Zwecke der Rechtfertigung von Vorrechten, welche sie sich zu verschaffen gewußt, und, wie in dem vorliegenden Fall, zu einer förmlichen Oberhoheit über das von ihnen bewohnte Gebiet führten. Als Stadt (oppidum) wird Wimpfen zum ersten Male im Jahr 1142 erwähnt.

Deutsches Bürgerthum in Wimpfen.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, mitten in der Blüthezeit ritterlicher Romantik, sehen wir mit einem Male einen Gegensatz zu den aristokratischen Institutionen des Mittelalters auftreten und ein durchaus demokratischer Zug kommt unerwartet zur Geltung. Neben den Schlössern des Adels und der Bischöfe sehen wir ein aus freier Vereinigung der verschiedenen Glieder der Gesellschaft gebildetes Gemeinwesen sich entwickeln, dessen Angehörige, ursprünglich zum Theil Hörige, gleichmäßig an der Verwaltung dieses Gemeinwesens Theil nehmen. Der vielgliederige Organismus der Zünfte entwickelt sich innerhalb dieser Städte, auf ihm beruht die Gemeindeverwaltung, die Räthe der Dreißiger und der Zehner, und aus der allgemeinen Wahl, sei es durch die Gemeindevertretung, sei es durch eine

allgemeine Bürgerversammlung, geht das Oberhaupt der Stadt hervor. Diese Städte treten ihrem natürlichsten Gegner, dem wegelagernden Adel, entgegen, sie schützen sich gegenseitig gegen die Angriffe und Bündnisse der Fürsten, sie überbieten Adel und Fürsten an Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit, Handel und Wandel blüht auf unter dem Schutze der Waffe des Bürgers und die deutschen Städte sind der Gegenstand der Bewunderung fremder Nationen. Mainz, Worms, Straßburg, Basel und Frankfurt überbieten einander in ihrem Aeußeren an Schönheit, in ihrem Innern an Luxus und Behaglichkeit, und noch im 16. Jahrhundert gab der Franzose Montaigue Augsburg — der Stadt der Welser und der Fugger — den Vorzug vor Paris.

Auch in unserm Wimpfen entwickelt sich ein solcher mittelalterlicher Gemeindeorganismus und beginnend von 1182, wo wir Friedrich I., den Rothbart, hier weilen sehen, schwingt es sich anfänglich königlich, im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts zu einer mächtigen Stadt mit reichsstädtischer Freiheit auf. Zweimal, 1190 und 1193 sehen wir König Heinrich VI. hier weilen, noch öfter sehen wir hier Kaiser Friedrich II. und dessen Sohn Heinrich (VII.); von letzterem läßt sich sogar ein mehrjähriger Aufenthalt nachweisen. König Heinrich VII. erhält 1227 die Stadt Wimpfen und Schloß Eberbach von dem Bischof zum Lehen, bis sich dieses Lehensverhältniß allmählich löste und in Vergessenheit gerieth.

In dem Kampfe Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen um die deutsche Krone erlangte Wimpfen durch seine Parteinahme für Ludwig die reichsstädtische Freiheit. Wimpfen, das Ludwig 1315 und später wieder 1340 und 1346 in seinen Mauern sah, erhielt gleich anderen königlichen Städten, welche für Ludwig Partei ergriffen, als Belohnung für seine Treue die reichsstädtische Selbstständigkeit verliehen. Gleich Anfangs sehen wir unter dem Schutze Kaiser Ludwigs hier eine Bewegung entstehen, welche als ein Ausdruck des demokratischen Wesens erscheint, welcher dem ganzen Städtewesen des Mittelalters aufgedrückt ist. Der Geschicklichkeit der Aristokratie, welche schon so manche demokratischen Erfolge zu ihrem Vortheile auszubeuten wußte, gelang es auch in den Städten, sich einen schwer zu besiegenden Einfluß zu erringen. Vielfach waren die adeligen Stadtjunker, die „Glevener", so genannt von ihrer Hauptwaffe, der Gleve, d. i. Lanze, im Gegensatz zu den zinspflichtigen Schutzbürgern, den „Spießbürgern", welche nur einen Spieß führten, im Alleinbesitz der politischen Rechte, und unter Kaiser Ludwig dem Bayern war es wo die Zünfte in zahlreichen Städten in Folge des Beispiels, welches 1336 der Sieg der Züricher Zünfte, welche damals völlige Gleichberechtigung mit den ritterbürtigen Geschlechtern errangen, anderwärts gab, die Herrschaft des Adels zu brechen vermochten. Auch in Wimpfen wurde damals die städtische Verfassung geändert und es bedurfte 1342 eines kaiserlichen Befehls, um die Bewegung innerhalb der gesetzlichen Schranken zu halten.

Wimpfen sehen wir im 14. und 15. Jahrhundert zu einer mächtigen und volkreichen Stadt mit mehreren Vorstädten emporblühen, deren Bevölkerungszahl offenbar weit die jetzige überschritt. Die Freiheiten der Stadt werden wiederholt erneuert und erweitert, ein Stadtrecht bildet sich aus (die älteste Handschrift desselben datirt von 1404) und um dieselbe Zeit wird eines Oberhofs (Appellationsgerichts) erwähnt, welcher daselbst bestand „fast vil länger, denn in Menschlicher Gedächtniße gesin kan".

Die Bürger sind bewaffnet, theils mit ganzer Rüstung, Schlachtschwert und Spieß, theils mit Helm, Harnisch und Hellebarde, oder mit Sturmhüten und Spießen, Schlachtschwertern oder Streithämmern. Zahlreiche Stadtbeamte werden erwähnt, die Stadt besitzt Leibeigene, auch Schutzjuden sind in ihr ansäßig. Unter Karl V. wurde eine neue Regimentsordnung geschaffen und das Wahlrecht der Bürger, welches die Patrizierfamilien zu usurpiren suchten, auf's Neue gesichert. Es wurde festgesetzt, daß der aus zehn Personen bestehende Rath durch Wahl aus gemeiner Bürgerschaft ergänzt werden solle. Die zehn Rathsherren, im Verein mit den fünf Geheimeräthen, nämlich drei Bürgermeistern und zwei gewählten Geheimeräthen, sollen die Rathsgeschäfte und Appellationen annehmen. Das Gericht bestand aus 12 Gerichtsherren.* Der Rath, der geheime Rath und die zwölf Gerichtsherren bildeten zusammen

* Diese aus der Bürgerschaft erwählten Gerichtsherren traten an die Stelle der vom Kaiser ernannten, den adeligen Geschlechtern entnommenen Schöffen.

den großen Rath und an der Spitze des Gemeindewesens stehen drei auf Lebzeit gewählte Bürgermeister. Diese neue Stadtordnung trat 1552 ins Leben, wie in anderen Städten ist die Bevorzugung der adeligen Familien auch hier gebrochen, die Adeligen verschwinden aus den Gemeindeämtern, das Gewerbewesen blüht auf und Wimpfen nimmt Theil an der Mission der Bildung, welche nach Zerfall des Ritterthums den deutschen Städten anheimfiel. Nicht nur der Wohlstand der Stadt entwickelte sich, sondern, wie anderwärts, scheint sich auch Wimpfen eines Reichthums erfreut zu haben, auf den unser Geschlecht mit Verwunderung blickt. „Wo ist ein deutsches Gasthaus", ruft in jener Zeit der Italiener Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II., „wo man nicht aus Silber äße? Wo ist eine nicht adelige sondern bürgerliche Frau, die nicht von Golde schimmerte?" In der That heißt es von Wimpfen: es waren damals „meistens wohlvermögliche Bürger, deren verschiedene von 4000—8000 fl. versteuert waren, in der Stadt." Silbergeschirr, Gold, Kleinodien, Edelsteine werden bei Erbtheilungen sehr oft erwähnt. Der Rath hatte eine aus Silbergeschirr, namentlich Bechern, bestehende Schatzkammer auf dem Rathhause.

Der dreißigjährige Krieg, welcher in Deutschland während einer Blüthezeit ausbrach, die es selbst heute kaum wieder erreicht hat, vernichtete diesen Wohlstand mit einem Male. Das Silbergeschirr des Raths wurde theils geraubt, theils verkauft, um die Contributionen zu decken; der Rath hatte am Ende des Krieges 34,000 fl. Schulden. Pest und Brand hatten um die Wette mit der Furie des Krieges in der Stadt gewüthet, in deren 248 meist baufälligen Häusern 37 Bürger kümmerlich und elend lebten. Im Jahr 1590 besaß Wimpfen 925 Bürger ohne Kinder und Gesinde.

Geich anderen Reichsstädten ging auch Wimpfen nach diesem unglücklichen Kriege rasch seinem Verfalle entgegen. Die Kriege mit Frankreich und bürgerliche Unruhen zerrütteten die Finanzen und schädigten das Ansehen des Raths. Den Sturm der französischen Revolution vermochte die Reichsstadt Wimpfen nicht zu überstehen und gleich zahlreichen anderen Reichsterritorien mußte sie dazu herhalten, diejenigen weltlichen Reichsfürsten, welche Gebietstheile auf dem linken Rheinufer durch den Frieden von Luneville verloren hatten, zu entschädigen. Durch den Reichs-Deputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 hörte Wimpfen gleich den geistlichen Territorien, Churpfalz und der Mehrzahl der Reichsstädte auf ein selbständiger Staat zu sein, und Baden ergriff von Wimpfen Besitz. Hessen erhielt das Ritter-Stift St. Peter im Thal. Durch den Vertrag zwischen Hessen-Darmstadt und Baden vom 14. März 1802, welcher die Arrondirung der beiderseitigen Gebiete zum Gegenstand hatte, wurde ganz Wimpfen und sein Gebiet an Hessen abgetreten.

Die Reformation in Wimpfen.

Mannigfach sind die Schicksale der Stadt, manches freudige Ereigniß feierte sie in ihren Mauern, aber auch manche harte Prüfung hatte sie im Lauf der Jahrhunderte zu bestehen. Die Fehden des früheren Mittelalters brachten der wohlbewehrten Veste keine Gefahren, um so tiefer wurde sie aber in die Kämpfe verwickelt, welche die anbrechende neue Zeit herauf beschwor. Schon in dem Kriege, den Friedrich der Siegreiche zu Gunsten Diethers von Isenburg führte, sehen wir ihre Ruhe bedroht. Zwölftausend Pfälzer lagerten 1458 in Wimpfen und schlugen, nachdem sie das städtische Volk von Wimpfen und Heilbronn an sich gezogen, in Weinsberg die angreifenden Württemberger. Gleich dem Pfälzer Gebiet wurden auch damals die Fluren Wimpfens durch die Truppen Ulrichs von Württemberg verwüstet. Auch die bayerische Fehde, deren Schauplatz der mächtige Nachbarstaat

Churpfalz bildete, mag manchmal die Bürger der gewerbthätigen Stadt in Unruhe versetzt haben; vor allem aber ist es die Reformation, welche in Wimpfen die Gemüther auf das tiefste erregte.

Es muß eine wunderbare Zeit gewesen sein als das, was die ganze Nation fühlte und dachte, die Idee, die alles durchzuckte, für die aber Niemand den richtigen Ausdruck fand, in Luther einen Vertreter erhielt, als er mit einem Mal zu dem Volke in seiner Sprache und gegen alles, was demselben schon seit Jahrhunderten zuwider geworden war, Principat des Papstes, Heiligenverehrung und Cölibat, in gutem kernigen Deutsch zu Felde zog, als Hutten, der Journalist der Reformation, sich ihm zugesellte und seine fulminanten Philippiken unter das Volk schleuderte: „Latein ich zuvor beschrieben hab'," rief er, „jetzt aber schreib' ich an's Vaterland. Wohlauf, ihr frommen Deutschen, viel Harnisch' haben wir und Schwerter und Hallbarten, die wollen wir brauchen, wenn freundliche Mahnung nicht hilft." — Und Adel und Bürger und Bauern jubelten ihnen zu, die in dieser neuen und zündenden Sprache zu dem Volke redeten, und durch die ganze Nation lief es und zuckte es und jedermann fühlte es, daß die Zeit gekommen sei zu frischer mannhafter That. Auch in dem Kraichgau regte es sich frühe, schon 1520, noch ehe der Wittenberger Mönch zu Worms den Heldenkampf gekämpft.

„Um diese Zeit," schreibt der Chronist, „fingen die lutherischen Prediger an Weiber zu nehmen und die Mönche nach Lesung der Schriften Lutheri aus den Kutten herauszuspringen." Zwar gehört einer der bedeutensten Gegner der Reformation Conradus Wimpina, geboren 1459 oder 1466, dessen Familiennamen Koch ist, der Stadt Wimpfen an und das Verzeichniß der Klosterbrüder des dortigen Dominikaner-Klosters rühmt von ihm: daß er gegen Luther und andere Neuerer und Ketzerfürsten jener Zeit wie ein wachsamer und unerschrockener Löwe mit Wort und Schrift gekämpft" habe*, aber Wimpfen ist auch der Schauplatz der Wirksamkeit eines der hervorragendsten Streiter der Reformation, Erhard Schnepf, geboren am 1. November 1495 zu Heilbronn, der, nachdem er zuerst in Weinsberg als lutherischer Prediger aufgetreten, durch seinen jugendlichen Feuereifer alles zu sich hinzog. Die Klosterchronik ruft zu jener Zeit aus Anlaß des Austritts eines Mönches verzweifelt aus: „Im Jahr 1523 hat das verflucht Lutherthumb leider allen Geistlichen zum Abfall Thür und Thor aufgesperrt!" Auch aus dem hiesigen Kloster trat ein Mönch, „ohnerachtet er schon 28 Jahre professus ware", und brachte es, nachdem er vergeblich „seine eingebrachte Hereditāt" zurückverlangt hatte, worin er von dem Kammergericht unterstützt wurde, durch Beschwerden beim Papst so weit, daß das Kloster in den Bann gethan worde, von dem er es erst nach zwölf Jahren befreite.**

Hart scheinen die Geister in Wimpfen aufeinandergeplatzt zu sein, und wenn die Urkunden der Stadt Recht haben, woran wir nicht zweifeln, sind es die Dominikaner, welche zu Zänkereien und Streitigkeiten jedesmal den Anstoß gaben. Ein Bericht der Stadt sagt: „Weil nun uns Gott der Allmächtige, unser alleiniger Erlöser und Seligmacher, mit dem gnadenreichen und seligmachenden Wort Gottes gnädiglich und väterlich begabt und versehen und wir deshalb einen ehrbaren züchtigen, gelehrten Prediger zur Verkündung des klaren Wort Gottes und zur Reichung des Nachtmahls Christi angenommen, so unterstehen sich Prior und Convent, unsere Bürger in demselbigen zu stimpfieren und zu schmähen, sagen mit unverschämten Worten: „„Hörstu, bistu auch der Lutterisch bub, der das Morgenmahl gegessen hat,"" — dazu sie das Evangelium ein „butzen Evangelium" nennen, predigen öffentlich: „„wenn wir an allen Creaturen verzagen und mögen keine Gnad finden, so finden wir die bei Marien.""***

Es hat wohl nicht an hämischen Erwiderungen auf die groben Angriffe der Dominikaner gefehlt und manchmal mögen die Bürger den Mönchen ihre Keckheit vergolten haben. Ein Vorfall aus einer späteren Epoche, den Frohnhäuser erzählt, diene hierfür als Beispiel. Am 13. April 1568 sollen Bürger den katholischen Geistlichen, der die Hostie trug, auf der Straße gefragt haben: „Lieber

* Frohnhäuser.
** Der Obige.
*** Der Obige.

pfaff, meinstu unser Hergott lasse sich von Dir tragen?" worauf der launige Pfaffe mit echt scholastischer Spitzfindigkeit erwiderte: „Hat er sich ja doch von einer Eselin corporaliter tragen lassen, warum denn nicht von mir sacramentaliter?"

Als die Waffen der Evangelischen in dem Kriege, der um des Glaubens willen entbrannte, unterlagen und den Protestanten das verhaßte Interim aufgezwungen wurde, mußte auch Wimpfen um des Evangeliums willen dulden. Drei Fähnlein Spanier lagen vier Monate in der Stadt, „etliche Bürger haben sie jämmerlich erschossen, verwundet oder zu allerhand unmöglichen Dingen über Vermögen gedrungen." Die evangelischen Pfarrer mußten entlassen und die Pfarrkirche ganz dem katholischen Gottesdienst übergeben werden. Der einschüchternden Wirkung des Terrorismus, welchen die Spanier übten, mag es zuzuschreiben sein, daß auch später, nachdem Moritz von Sachsen durch seinen kühnen Zug nach Tyrol die Fesseln, welche man den Protestanten angelegt, gebrochen hatte, dennoch nicht so rasch eine eigentliche protestantische Gemeinde in Wimpfen sich bildete. Erst 1564 rafften sich die Protestanten wieder auf und wiederholt sehen wir sie in diesem Jahr die Einsetzung evangelischer Prediger und die Reichung des Nachtmahls verlangen.

In demselben Jahre traten mehrere Rathsmitglieder zur lutherischen Lehre über; ebenso Martin Vischer, bisher katholischer Pfarrer zu Wimpfen. Das Wormser Domcapitel setzte nun einen neuen Pfarrer Victor in die erledigte Pfarrei ein. Die Aufregung der Bürgerschaft war jedoch so allgemein und groß, daß der Domprediger nicht zu predigen wagte. Vischer aber predigte. Bald darauf trat er in die Ehe. Längere Streitigkeiten um den Besitz der Pfarrkirche, mit welchen sich auch der Reichstag zu Speyer zu befassen hatte, entstanden nun, bis Vischer zur großen Freude der Katholiken 1569 die Stadt verließ, die protestantische Mehrheit der Stadtbewohner aber gab ihm ein demonstratives Ehrengeleite und begleitete ihn bei seinem Weggang mit „10 Wägen mit Sackpfeifen und Schalmeien". Später erfolgte, als sich die Evangelischen wiederholt um die Erlangung ihrer Pfarrkirche bemühten, ein scharfes Pönalmandat des Kaisers, bis, nachdem man den Churfürsten von der Pfalz um seine Vermittelung ersucht hatte, ein Schritt, der jedoch nicht von sofortigem Erfolge begleitet war, die Protestanten vorläufig, ohne ihr Recht damit aufzugeben, auf die Pfarrkirche verzichteten und mit dem Spitalmeister des Hospitals des „Heiligen Geistordens" einen Vertrag über die Benutzung der Hospitalkirche abschlossen. Dieser Vertrag trat jedoch nicht in Kraft, dagegen wurde am 18. Februar 1571 der erste lutherische Gottesdienst in der Klosterkirche der Dominikaner gehalten. Die Evangelischen, denen der Kaiser zuvor selbst den Simultangebrauch der Pfarrkirche verweigert hatte, nöthigten ihre erbitterten Gegner, die Dominikaner, unter Berufung auf ein kaiserliches Mandat, ihre eigene Kirche einzuräumen, ein herrliches Beispiel der Rechtsconfusion jener Zeit.

Allein neue Streitigkeiten entstanden. Die Klosterkirche erwies sich als zu klein, auch fehlte es nicht an Chikanen und Vexationen der Evangelischen durch die Dominikaner und ihren Anhang. Am Trinitatissonntag 1588 wurde der evangelische Gottesdienst durch „ein grewlich Ungestimmes Bochen, boldern, saussen und dergleichen, so über dem Getäfel der Decke der Kirche entstanden, als wenn die bösen Geister aus der Hell erledigt vorhanden, so daß große Verwirrung und Schrecken unter der Gemeinde dadurch entstand," gestört „Brettlein mit durchgeschagenen Nägeln waren auf die Kniebank der Kanzel gelegt worden," Galgen und Teufel „und andere Unfläthereien" seien auf den Deckel des Taufsteins gemalt worden, „vergiftet Wasser" habe man auf den Schulmeister und seine Schüler gespritzt, von denen einer das Auge verlor, und der papistische Fanatismus jener Zeit zeigte sich in seinen ärgsten Ausartungen.

Bald darauf wurde ein Wimpfener Bürger auf offener Straße gröblich von einem Stiftskanoniker mißhandelt und unmöglich war es, dieses Treiben länger ungestraft zu erdulden. Als Anstifter aller dieser Bosheiten erkannte man den katholischen Pfarrer Victor, dem man seine hämische Bitterkeit gegen die evangelische Sache und „seinen Hochmuth und trotzige Verachtung des Raths" zum Vorwurfe machte. Schon am 22. Juni hatte die Bürgerschaft um die Entfernung des Pfarrers gebeten, dem man zugleich den Befehl ertheilte, sich der Kirche gänzlich zu enthalten. Kurz darauf erschien der Domdechant mit einem Domprediger — und am folgenden Tag celebrirte Victor in der Kirche. Dieser „Trutz und äußere Verachtung der Oberkeit" erbitterte die Bürger in hohem Grad,



WIMPFEN

sie baten, ihn vor den Rath zu laden, Abtheilungen von Bürgern, mit Seitengewehren bewaffnet, sammelten sich auf dem Kirchhof und besetzten die Kirchthüren. Der Pfarrer war in der Kirche. Zwei Rathsherren, gefolgt von zwei Stadtknechten, laden ihn vor den Rath, er solle sich verantworten warum er sein Versprechen, sich der Kirche zu enthalten, gebrochen. Der Pfarrer verweigerte das Erscheinen. Die Bürger hielten die Thüren besetzt, Tag und Nacht blieb der Pfarrer ohne Speise in der Kirche. Am anderen Tag bat der Procurator im Wormser Hof, sowie der noch anwesende Dombechant um Freilassung des Gefangenen. Ganz erstaunt war der Rath, als er von der Gefangenschaft hörte. „Da stehe er uff freiem Fuß, wölle aus der Kirche nit," war seine Antwort. Er möge nur kommen und vor dem Rathe sich verantworten. Die zweite Deputation forderte ihn nochmals zum Erscheinen auf, der Procurator und Dombechant schlossen sich an, und diesmal erschien der Pfarrer und entschuldigte sein Benehmen damit, daß der Dombechant ihm befohlen, in der Kirche zu celebriren. Man ließ ihn ruhig ziehen, aber auch jetzt erst verließen die bewehrten Bürger den Kirchhof.*

Ueber ein Jahrhundert lang dauerte der Streit um den Besitz der Pfarrkirche, den wir unmöglich hier in allen seinen Einzelheiten verfolgen können. Der Kaiser war wiederholt genöthigt sich damit zu befassen, Berge von Acten wurden geschrieben, bis der Westphälische Friede endgültig auch diesem Streit und Federkriege ein Ziel setzte. Wimpfen war durch das durch diesen Frieden festgesetzte Normaljahr 1624 im Besitze der geistlichen Güter, die es in der Reformation an sich gezogen, rechtlich gesichert. Die Acten wurden geschlossen und erst wieder geöffnet, als der von uns mehrerwähnte Ludwig Frohnhäuser, der treffliche Geschichtsschreiber der Reichsstadt, sie zu seiner ausführlichen Darlegung des Streites, auf welche wir alle, welche sich näher für unser Wimpfen interessiren, verweisen, verwerthete, und können wir nicht umhin ihm hier öffentlich für sein mühevolles Werk unsern Dank zu sagen.

Die Schlacht bei Wimpfen und der dreißigjährige Krieg.

Schon in den ersten Jahren des furchtbaren Völkerkampfes mußte die Stadt eine Reihe von Prüfungen erdulden, und eine der bedeutendsten und folgenreichsten Schlachten dieses Krieges sollte sich in ihrer unmittelbaren Nähe abspielen. Es war im Jahr 1622, Tilly nahte heran; seine dreifache Aufgabe war es die protestantischen Waffen am Rhein, den mit Bernhard von Weimar verbündeten Freund des Böhmenkönigs Markgrafen Friedrich von Baden zu bekämpfen, sich in den Besitz des Territoriums der mächtigsten der protestantischen Reichsstände, Churpfalz, zu setzen und endlich das Heer des furchtbaren Mansfelders, der am Oberrhein bald am rechten, bald am linken Ufer des Stromes erschien, zu verjagen. Am 15. April traf er mit den verbündeten Heeren des Markgrafen bei Mingolsheim zusammen und mußte erkennen, daß die Aufgabe, welche er sich gestellt, keine leichte war. Er wurde von beiden total geschlagen und verlor 2000 Mann, 4 Geschütze, 13 Standarten und 4 Fahnen in dem Gefechte. Die Verbündeten ihrerseits aber unterschätzten durch diesen Erfolg die Stärke des Gegners und Mansfeld und der Markgraf trennten sich nach dem Gefecht. Mansfeld suchte sich der festen Plätze am Neckar zu bemächtigen; der Markgraf wandte sich zur Verfolgung des geschlagenen Gegeners.

Am 26. April (6. Mai) kam es abermals zur Schlacht. Die Armee Tilly's, 20,000 Mann stark, lag geschützt in einem Walde, Dornett, in der Wimpfener Gemarkung gegen Obereisesheim;

---

* Frohnhäuser.

das Fußvolk des Markgrafen, dessen Armee 15,000 Mann zählte, stand in der Hiltersklinge an der Obereifesheimer Straße, die gegen Bieberach führt, seine Reiterei auf dem Bieberacher Wartberg. Anfänglich war das Kriegsglück den Waffen des alten Markgrafen günstig, trotzdem seine Truppen in vollständig ungedeckter Stellung gegen die vorsichtig aufgestellten und im Walde verborgenen Bayern kämpfen mußten. Die Badischen erringen entschiedene Vortheile, da bittet Tilly gegen Mittag um Waffenruhe und der bereits dem Siege nahe Markgraf läßt sich die Palme entwinden. Er gewährt die Waffenruhe und begeht noch einen zweiten Fehler, er verändert vollständig seine taktische Aufstellung, eine bei dem schwerfälligen Heergeräth jener Zeit mühevolle Operation, und, wie es scheint, war die neue Stellung keineswegs die günstigere. Das Schlimmste war, Tilly gewann Zeit, und um 1 Uhr nahte Corduba mit 2 Regimentern zu Fuß und 21 Cornet Reitern heran. Ermuthigt durch die erhaltene ansehnliche Verstärkung, greifen die Bayern, die ohnedies in der Mehrzahl sind, mit frischer Macht an und ein furchtbares Ringen entsteht, in welchem die Badischen wie Verzweifelte gegen die wüthende bayerische und spanische Soldateska ankämpfen.

Die Sonne brennt heiß, furchtbar ist das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden, Tausende entsetzlich verstümmelter Leichen decken bereits das Schlachtfeld, da erdröhnt ein furchtbarer Donner im Rücken der Markgräflichen, der das Kanonen- und Gewehrfeuer übertönt. Eine gewaltige Wolke hüllt die Kämpfenden ein und zerfetzte Leichen von Menschen und Pferden, untermischt mit Trümmern, fallen unter die Kämpfenden. Das Pulver des Markgrafen hatte Feuer gefangen und seine braven Truppen sind durch diesen Unglücksfall erschüttert. Die Bayern benutzten sofort die Ueberraschung, welche die schreckliche Explosion hervorruft, und sie erlangen, trotzdem die Badener, namentlich das in der Geschichte berühmt gewordene weiße Regiment* unter Oberst Helmstätt, Wunder der Tapferkeit thun, das Uebergewicht. Die Badener mußten allerwärts weichen und fliehen. Gegen vier Uhr war die Schlacht beendet.

Der Markgraf entgeht der Gefangenschaft mit Mühe durch die Flucht. An dem Heilbronner Landthurm hält der Ermüdete sein Pferd an und ruft dem Zöllner zu: „gebt mir einen Trunk, ich bin der alte Markgraf!"

Tillys Armee war so furchtbar geschwächt, daß er die Verfolgung nur bis nach Neckargartach und an den Neckar fortsetzen konnte. Von beiden Armeen deckten 5000 Todte das Schlachtfeld.

Unter den Todten befanden sich Herzog Magnus von Württemberg, Pfalzgraf Christoph von Birkenfeld, sowie eine große Zahl Obersten und höherer Offiziere. Noch heute zeigt die Stadtkirche zu Wimpfen eine Gedenktafel zum Gedächtniß an einen der in der Schlacht gefallenen bayerischen Offiziere, Veit Ulrich von Rotenhahn, und das Grabmal eines Philipp Jacob von Fleckenstein, Baron von Dachstuhl.

---

* Durch den heldenmüthigen Widerstand des weißen Regiments ist die Fabel von den vierhundert Pforzheimern entstanden, welche als des Markgrafen Leibwache den Rückzug gedeckt hätten und alle den Heldentod gestorben seien. Der Ruhm der Pforzheimer gebührt dem gesammten weißen Regiment, wozu Pforzheim 3 Compagnien stellte und zwar die Stadt eine und die Landbevölkerung zwei Compagnien. Dieses weiße Regiment hielt am längsten Stand und erlitt demnach auch wohl die stärksten Verluste. Der Bürgermeister, welcher die Pforzheimer geführt haben soll, wird von den Erzählern der Fabel Berchtold Deimling genannt. Allein dieser war damals nicht Bürgermeister, sondern Wolf Carle, welcher, wenn er die Schlacht überhaupt mitgemacht hat, jedoch nicht fiel, da er noch fünfmal nach derselben in den Taufbüchern von Pforzheim vorkommt. Alle neueren Geschichtschreiber widerlegen die Dichtung von den 400 Pforzheimern. Als besonders einleuchtend erwähnen wir einen Grund, den Frohnhäuser gegen dieselbe geltend macht. Der Umstand nämlich, daß die Geburten in Pforzheim in diesem und den folgenden Jahren durchaus keine Abnahme zeigen, beweist deutlich, daß die 400 Pforzheimer keineswegs alle in der Schlacht fielen, sondern daß im Gegentheil noch recht viele am Leben geblieben sein müssen.

Es widerstrebt uns, auf das entsetzliche Bild, das der dreißigjährige Krieg in seinem weiteren Verlaufe bietet, näher einzugehen. Die Bayern ziehen ab, die Schweden kommen, die Schweden räumen den Kaiserlichen das Feld, aber keines dieser Heere bringt der armen gepeinigten Stadt, die während des Krieges im Ganzen die ungeheuere Summe von 251,354 fl. an Kriegskosten und Contributionen aufbringen mußte, Erlösung von ihrer Noth, oder nur Linderung ihrer Leiden. Die Rathsprotokolle wimmeln von Berichten über Rohheiten und Uebergriffe der Soldaten, von Mißhandlungen der Bürger durch Spanier und Croaten, und als furchtbarste Geißel zieht den Heeren die Pest nach, welche die Bevölkerung der Stadt lichtet und kein Lebensalter verschont. Gegen Ende des Krieges bemächtigten sich die Franzosen unter dem Herzog von Enghien nach kurzer Belagerung der nur von einer schwachen bayerischen Besatzung vertheidigten Stadt und der Herzog, obwohl er den Bürgern versprochen, sie zu schützen, gab alles der Plünderung preis. „Wir sind aller Orten wie das unvernünftig Vieh und Gewild in den Wald gejagt," berichtet die Stadt, „dadurch die in diesem Krieg noch wenig übrig gebliebenen Bürger noch größtentheils mit Weib und Kind entweichen und die Stadt elendiglich verlassen, andere aber wegen eingenommener Schrecken und Angst, auch aus Mangel benöthigter Nahrungsmittel, ihr zeitlich Leben ganz erbärmlich schließen müssen; also gar, daß leider! Gott im Himmel erbarme es! die gemeine Bürgerschaft sich nur noch auf 37 (vor dem Kriege im ganzen Gebiet der Stadt 600) Männer erstreckt, davon noch täglich mehr sterben und hinwegziehen."

Eine französische Garnison blieb in der Stadt. Bald darauf erschien am 10. Oktober eine bayerische Armee, und eine neue Belagerung hatte sie zu erdulden. Sieben lange Tage dauerte das Geschützfeuer, bis die Franzosen am 17. accordirten und freien Abzug erlangten. Der bayerische Commandeur ließ Breschen in die Mauern legen, damit sich kein Feind mehr in der Stadt festsetzen könne.

Am Ende des Krieges war die Stadt wüste und menschenleer. Die Einwohner, vordem die stolzen Reichsstädter, waren zu armen, kleinen Leuten herabgesunken. „Säuerlich und kümmerlich," sagen die Rathsprotokolle „ernähren sich die Leutchen dieser armen, mit Disteln und Dornen in allen Gassen verwachsenen und nicht mehr erkennbaren Stadt". 1650 bat die Stadt den Kaiser um 20jährige Befreiung von allen Abgaben, „oder sie müßten in's bittere Exilium gehen," denn es sei ja nichts übrig geblieben, „als dieses offene, halb eingefallene und mit Gras verwachsene Städtlein; in solcher Armuth stehen die Bürger, daß sie insgesammt nicht so viel vermögen als vordem von diesen zwei allein vermocht haben".

Man hat den Bettelstab ergriffen und in die Welt ausgesandt, um die Almosen oder eine Beisteuer zu erwerben; denn dieses Brünnlein ganz ausgeschöpft und vertrocknet war! Von 1652 gingen Bettelcommissäre der Stadt bis Dänemark, Holland und der Schweiz. Mehrere Jahre durchzogen sie Deutschland.

„Die Landstraßen, sonst viel gebraucht, lagen öde, leer stand des Zöllners Kasten am Thor," sagt Frohnhäuser; die Goldschmiede und übrigen feinen Handwerker griffen nach Pflug und Hacke, denn Niemand begehrte Schmuck und Zierrath in dieser betrübten Zeit, da man Mühe hatte des Lebens unentbehrlichste Nothdurft zu beschaffen. „Alles ihr Volk seufzet und gehet nach Brod; sie geben ihre Kleinodien und Speise, daß sie die Seele laben. Ach Herr siehe doch und schaue, wie ich schnöde geworden bin."*

Wimpfen war Sitz eines blühenden Ritterstifts, welches bis zu dem erwähnten Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 bestand. Sein Gründer soll der bereits erwähnte Crudolfus gewesen sein, der es an der Stelle eines durch die Hunnen zerstörten Klosters erbaute. Im 13. Jahr-

* Klagelieder Jeremiä.

hundert nennt die Chronik Richard von Dietesheim als den Wiederhersteller des unterdessen in Verfall und Armuth gerathenen Stiftes. In das dreizehnte Jahrhundert fällt auch die Gründung des Dominikanerklosters, welches bis zum Jahr 1818 bestand. Seine Bibliothek, die beste und reichste Klosterbibliothek des Großherzogthums, wurde der Großherzoglichen Hofbibliothek einverleibt. Das Verhältniß des Stiftes und des Dominikanerklosters zur Stadt war keineswegs immer ein freundliches. Die Rathsprotokolle und sonstigen Urkunden weisen vielmehr eine Menge von Streitigkeiten auf, die sich wie eine ununterbrochene Kette durch die Jahrhunderte hindurchziehen. Massenhaft gerieth namentlich der Grundbesitz in manchen Perioden in geistliche Hände, so daß schon aus dem Jahr 1360 ein Befehl Kaiser Karl IV. vorhanden ist, welcher lautet:

„Wer durch Gründung von Seelenmessen oder Pfründen erlangt hat Aecker, Häuser, Weingärten, Wiesen, Heller-, Korn-, Weingült, oder welche Art Gült das sei, die in der Mark Wimpfen liegen, wenn diese Güter zu Seelengeräth gesetzt sind, er sei weltlich Pfaffe oder geistlich, der soll in Jahresfrist, nachdem es ihm gesetzt ist, diese Güter verkaufen, oder sie verfallen der Stadt zur Strafe. Kein Bürger soll einem Pfaffen oder geistlichen Manne Güter in der Mark Wimpfen zu kaufen geben bei einer Strafe im Betrage des Werths der Güter. Der Kauf ist aber ungültig."

Die Stiftskirche zu Wimpfen im Thal gehört zu den schönsten gothischen Baudenkmalen, welche das Großherzogthum aufweist. Von der früheren schon vor Richard von Dietesheim vorhandenen Kirche sind noch die zwei oben im Achteck übereinandergehenden Thürme erhalten, auch andere Theile des Gebäudes stammen aus der romanischen Periode. Die hohenstaufischen Palastreste, welche noch vorhanden sind, erweisen sich deutlich als die Reste eines burglichen Herrenbaues. Jener Theil der Stadt Wimpfen, welcher den Palast enthält, war erwiesenermaßen ursprünglich eine ziemlich kleine Burg, wie sie wirklich an diesem Palast und der dicht dabei stehenden Schloßkapelle hervortritt. Zahlreich sind die sonstigen Baudenkmale, und eine Fülle historischer Erinnerungen heftet sich an die kleine hessische Provinzialstadt. Mögen dieselben wie seither, auch ferner eine liebevolle Pflege finden und ihre Bürger mit Stolz sich der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt erinnern. Ist dieselbe doch auf das Innigste verknüpft mit den großen Epochen des Gesammtvaterlandes und war das alte Wimpfen doch vor allem groß als Stätte deutschen Bürgerthums.

Lorsch und die fürstliche Abtei Lorsch.*

Ungefähr eine Stunde westlich von Bensheim und ebenso weit von Heppenheim liegt der 3831 Einwohner zählende uralte Marktflecken Lorsch, der Sitz der einstigen berühmten Lorscher Abtei, von der nur noch wenige Ueberreste vorhanden sind. Um so bedeutungsvoller aber sind die mannigfachen historischen Erinnerungen, weche sich an diese wenigen Trümmer anknüpfen, und im Verlaufe dieses Werkes hatten wir bereits Gelegenheit auf die politische Macht und den bedeutenden Einfluß hinzuweisen, welchen die Lorscher Abtei vom achten bis zum zwölften Jahrhundert behauptete. Wir sehen die mit fürstlichem Range bekleidete Lorscher Abtei in den Tagen ihres Glanzes im Besitze eines für die damalige Zeit weit ausgedehnten Landesgebietes, wir sehen sie mächtige Burgen und Schlösser erbauen und finden die angesehensten Geschlechter des oberrheinischen Adels als ihre Lehensleute. Wir sehen

* Bei unserer Darstellung der Lorscher Geschichte ist das umfassende Werk von Konrad Dahl: „historisch-topographische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch" zu Grunde gelegt.

Lorsch im Besitze der weitläufigen Heppenheimer sowie der Michelstädter Mark, welche die gesammten heutigen Kreise Bensheim und Heppenheim und einen großen Theil des Kreises Erbach umfaßte. Zahlreiche diesseits und jenseits des Rheins zerstreute Enclaven und vereinzelte Besitzungen: Oppenheim, die Dörfer Langen, Biblis und Wattenheim, Giengen, die spätere schwäbische Reichsstadt Fürth, Wißloch und andere gehören zu dem Gebiete der Abtei selbst, weit entlegen von ihrem Sitz erwirbt sie durch Schenkungen mannigfache Güter. Wir erwähnen nur den von Karl dem Dicken 884 geschenkten königlichen Landdistrikt Brumath im Elsaß und die von König Lothar wenige Jahre zuvor (860) geschenkten Güter zu Gent in Flandern, welche das Kloster in den folgenden Jahren noch ansehnlich vermehrte. Zwölf Fahnenlehen hatte der mächtige Fürstabt von Lorsch zu vertheilen, und der Heerschild, dessen Anzahl im Laufe der Jahrhunderte allerdings mehrfach gewechselt haben mag, zählte, als 1066 Abt Ulrich dem König Heinrich auf den Reichstag zu Trebur entgegen zog, 1200 Reiter, „die alle wohlgeordnet, einen prächtigen Zug sowohl als tapferen Schutz dem Abte gewährten", wie die Chronik sich ausdrückt. Zu den Vasallen des Klosters zählten im elften und zwölften Jahrhundert die mächtigen Grafen von Calwe, Welf, Herzog in Bayern, der Stifter der Welfenpartei, die Henneberger und Katzenellenbogener Grafen, die Herren von Bickenbach und die Erbacher Schenken und eine endlose Reihe von Herren und Edelen, welche durch Zahl und Namen auf das hohe Ansehen, in welchem die Abtei stand, schließen lassen. Der Glanz und die Pracht der reichen Fürstabtei ist erloschen wie die gewaltigen Bauten zusammengesunken sind, die einst an der Stelle, wo sie stand, dem Wanderer ihre Macht und ihren Reichthum verkündeten. Nur eines, ein Werk mönchischen Fleißes und mönchischer Gelehrsamkeit, der berühmte Codex Traditionum Laureshamensium, ein Buch, das nicht allein über die Geschichte der Abtei, sondern auch über diejenige des gesammten deutschen Vaterlandes eine Reihe der mannigfaltigsten und merkwürdigsten Urkunden enthält, ist von dem allen auf die Gegenwart überkommen. Wenig und doch viel! Wenig im Vergleich zu der großen Bedeutung, welche die Abtei besaß, wenig im Vergleich zu den fünf Jahrhunderten ihres Bestandes, viel aber, wenn wir das mannigfache wissenschaftliche Material überblicken, welches diese Urkunden uns darbieten. Wohl den Staaten, die uns solche Andenken hinterlassen und Schätze sammeln, die nicht die Motten und der Rost fressen. Wohl den Fürsten, deren Regententhätigkeit nicht blos Höflinge und Schmeichler belohnt, sondern die Kunst, die wahre Kunst, fördert und unterstützt, welche die Gelehrsamkeit aufmuntern und durch geistige Schätze*, welche sie sammelten, der Nachwelt ein Denkmal hinterlassen, dauerhafter als Marmor und Erz!

Unsere auf gänzlich veränderten Grundlagen ruhende Gesellschaft, unsere noch ganz in von denjenigen des Mittelalters verschiedenen Grundsätzen erzogene Generation hat für die Bedeutung des Mönchswesens, für die Stellung, welche die Klöster im christlichen Staate einnahmen, keinen Maßstab, ja für die christliche Staatsidee selbst fehlt ihr das Verständniß. Als Karl der Große eine christliche Königsgewalt begründete und eine Staatsidee aufstellte, an welcher viele Jahrhunderte nach ihm noch festhielten, als seinen siegreichen Heeren christliche Prediger folgten, da galt es ihm nicht etwa darum, mittelst der Religion die Fessel enger zu ketten, die die Faust seiner Krieger den widerspenstigen deutschen Stämmen anlegte, sondern für ihn war das Christenthum die große civilisatorische Idee und die Priester und Mönche waren die Träger der Bildung und Gesittung. Die Monarchie Karls des Großen, die an die Stelle der altgermanischen Adelsrepubliken trat, war ein völlig neuer Staat, wie ihn die Vergangenheit niemals kannte. Im Gegensatz zu jenen Staatsorganismen des alten Germaniens, welche allerdings dem Einzelnen die größtmöglichste Freiheit gestatteten, die aber zu bedeuten=

---

* Die wissenschaftliche Thätigkeit der Mönche des Klosters Lorsch wurde neuerdings besonders von Pfarrer F. Falk in Mombach in seinem Buche „Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch an der Bergstraße" (Verlag von Pustet in Amberg) gewürdigt. Neuere Mittheilungen desselben Autors enthält Jahrgang 1874 des „Correspondenzblattes." Bemerkenswerth sind hier insbesondere, abgesehen von der Thätigkeit der Lorscher Mönche auf dem Gebiet der Geschichtschreibung, die Nachrichten über die grammatischen Studien derselben, von welchen die beiden in Rom befindlichen, ehedem pfälzisch=heidelbergischen Handschriften des 10. Jahrhunderts No. 1719 und 1754, welche nach Lorsch gehörten, Zeugniß ablegen.

deren Unternehmungen unfähig waren und denen ein eigentliches großes Staatsziel fehlte, sehen wir zum Erstenmale hier einen Staat auftauchen, der eine große politische Aufgabe verfolgt und der dieser Aufgabe sein ganzes politisches und kirchliches System unterordnet. Es ist ein Staat, der seine Kraft nicht sucht in der Stärke des Heerbanns, sondern in nationalem Wohlstand, in milderen Sitten und in der Regelung der Thätigkeit seiner verschiedenen Glieder zur Erreichung des gemeinsamen Staatszieles. Wir sehen Kaiser Karl den Ackerbau fördern und die Erträgnisse des Bodens vermehren und Deutschland zu einer finanziellen Leistungsfähigkeit emporheben, die ihm gestattet, feststehende jährliche Steuern einzuführen. Wir sehen ihn die Rechtspflege zu einem königlichen Institut umgestalten, und ein für alle gleiches Recht wird hierdurch herbeigeführt, und durch Uebertragung romanischer Bildung in die deutschen Gauen sucht er unser Volk für seine neue Staatsidee zugänglich zu machen. Er umgibt sich selbst mit einem zahlreichen Kreis unter ihren Zeitgenossen durch Geist und Wissen hervorragender Männer, Einhard, seinem Geheimschreiber, Alkuin, dem Angelsachsen, Abt Adelhard und Warnefried, und an seinem Hofe vereinigt sich alles, was die damalige Zeit in Wissenschaften und Künsten zu bieten vermochte. Der Inbegriff und Bringer aller damaligen Cultur aber war das Christenthum, und Kaiser Karl benutzte es als Hebel, um mittelst desselben die Segnungen der Cultur, auf denen sein Staat begründet ist, unter seinen Unterthanen zu verbreiten. Die Klosterschulen, die nacheinander zu Fulda, St. Gallen, Hirschau, Reichenau, Weißenburg und Korwey entstehen, eröffnen der jungen Generation die Schätze des classischen Alterthums, und vorzüglich der um die Cultur des Abendlandes hochverdiente Orden des heiligen Benedict ist es, der allerwärts die Samenkörner des Wissers in unserm Vaterlande ausstreute.

In diese große Epoche fällt auch das Aufblühen des bereits unter Pipin I., dem Vater Karls, gegründeten Klosters Lorsch. Der Sohn beschenkte es mit Heppenheim, damals königliche Villa und Hauptort des Oberrheingaues, und seiner weitläufigen Mark (773). Er ertheilte den Mönchen das Recht der freien Wahl des Abtes aus ihrer Mitte und verordnete, daß kein Bischof, oder Jemand von seinen Geistlichen das Kloster in seinen Rechten, Privilegien, Einkünften &c. hindern, beeinträchtigen oder kränken solle. Ueberdies ertheilte er auch 775 dem Kloster ein Immunitätsprivilegium von allem königlichen oder gräflichen Gerichtszwang.

Es war im Jahr 764 als Cancor, ein frommer Graf des Oberrheingaus, mit seiner Mutter der frommen Williswinda, einer Wittwe Graf Ruperts, das Kloster Lauresham stiftete. Er erbaute es auf einer Insel der Weschnitz, welche später gleich dem auf ihr befindlichen Kloster Altenmünster genannt wurde. Ein Anverwandter Cancors und Neffe König Pipins, Bischof Rutgang von Metz, schuf die klösterliche Verfassung und berief die nöthigen Geistlichen, Mönche von der Regel des heiligen Benedict, aus dem Kloster Gorze bei Metz. Rutgang selbst ward des Klosters erster Abt. Die Klosterkirche weihte er zu Ehren des heiligen Petrus, verwaltete sein Amt mit großer Klugheit und Heiligkeit und schenkte dem Kloster den Körper des heiligen Nazarius, den er von Papst Paul erhalten hatte.

Auf Rutgang, der später unter die Heiligen versetzt wurde, folgte 765 Abt Gundeland, dessen Regierung in die Periode Karls des Großen fällt. Er ist derjenige, welcher das Kloster vergrößerte und erweiterte und die Neubauten an der Stelle, an welcher die heute noch vorhandenen Trümmer sich befinden, errichtete. König Karl mit seiner Gemahlin Hildegard und seinen zwei Söhnen Karl und Pipin und zahlreichen Reichsfürsten kommen selbst nach Lorsch, um am 2. September 774 der feierlichen Einweihung der neuen Klosterkirche durch Erzbischof Lullus von Mainz beizuwohnen. Eine Reihe tüchtiger Aebte, von denen mehrere unter die Heiligen versetzt wurden, Richbodo 797 - 803, Salemann 963, welcher durch Lehre und Beispiel die sittliche Zucht seiner Untergebenen zu fördern suchte (er schrieb drei Bände Sittenlehren), und andere begründen die Macht des Klosters. Aber

auch eines lieberlichen, leichtsinnigen Abts gedenkt bereits die Chronik, Humbert, den die Rache Gottes erreichte und der 1037 eines elenden Todes starb. Unter Abt Arnold am 25. Oct. 1053 war Papst Leo IX., welcher damals der Kirchensynode in Mainz beiwohnte, persönlich in Lorsch anwesend und weihte die Begräbnißkirche des Klosters, welche Varia genannt wurde, selbst ein. So sehen wir Lorsch ruhig voranschreiten, bis in der seither friedlichen Geschichte des Klosters eine merkwürdige Wendung eintritt und dasselbe durch eine Katastrophe bedroht wird, welche es nur durch Aufbietung gewaltiger Mittel von sich abzuwenden vermag.

Die Starkenburg als Lorschische Landesveste.

Unter Abt Ulrich, dem Nachfolger des 1056 verstorbenen Abts Arnold, trat ein für die deutsche Geschichte folgenreiches Ereigniß ein. Beinahe gleichzeitig mit der Erwählung des Abtes starb König Heinrich III. und hinterließ als Nachfolger einen kaum sechsjährigen Prinzen, den nachmals zu so unglücklicher Berühmtheit gelangten Heinrich IV., unter dem unsere Nation die große Schmach erleben sollte, die ihr, mit Ausnahme der Gründung des Rheinbundes und des Parterres von Königen, vor dem Napoleon I. seinen Talma spielen ließ, bis auf den heutigen Tag noch angethan ward. Unter Heinrich, einem schwachen, wankelmüthigen Charakter, gelang es einem listigen und verschlagenen Höfling, dem Erzbischof Adalbert von Bremen, sich den Weg zu dem Herzen des verwöhnten Königskindes zu bahnen und Vormundschaft und Regentschaft an sich zu bringen. Der Erzbischof und sein Anhang fügten sich den Launen des Kindes und benutzten die ihnen verliehene Macht ihre eigensüchtigen Pläne zu fördern und ihren Privatbesitz zu mehren. Erzbischof Adalbert hatte unter Anderem auch sein Auge auf die reiche Lorscher Abtei gerichtet. Der König versprach die Abtei ihm zu schenken, und um einen gefährlichen Gegner, der Erzbischof Siffrid von Mainz, zu dessen Sprengel die Abtei gehörte, mundtodt zu machen, schenkte der König dem Mainzer Erzbischof die Abtei Seligenstadt, oder vielmehr er bestätigte ihm eine alte erdichtete Schenkungsurkunde. „Um seiner Sache gewiß zu sein," erzählt Konrad Dahl in seiner historisch-statistischen Beschreibung des Fürstenthums Lorsch, „und vor seinen Feinden, deren Zahl sich alle Tage vermehrte, sich sicher zu stellen, führte der Erzbischof Adalbert den König, als er in Worms das Osterfest feierte, so gleichsam wie von ohngefähr nach Lorsch, wo er feierlich empfangen und prächtig bewirthet wurde. Unter den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen und Versprechungen suchte der Erzbischof den Abt Ulrich für sich zu gewinnen, indessen er durch einen Juden die Mönche des Klosters in Betreff ihrer Gesinnungen gegen den Abt und über dessen Lebensart ausforschen ließ. Da er nun nichts als Gutes und Lobenswürdiges hörte, so mußte der Jude auf seinen Befehl den Mönchen geradezu die Eröffnung machen, daß die Abtei Lorsch bereits seinem Herrn mit allem Zubehör geschenkt worden sei. Mit größter Bestürzung hörten die Mönche diese unerwartete Neuigkeit. Sie eilten ihrem Abte Nachricht davon zu ertheilen, aber dieser war schlau genug, den Schmerz in seinem Innern zu verbergen und sich äußerlich ganz unwissend zu stellen. Der Erzbischof zog also unverrichteter Dinge mit dem König von Lorsch wieder ab".

„Bald darauf wurde Abt Ulrich nach Basel zu dem König gefordert. Er erschien daselbst mit seiner gewöhnlichen zahlreichen Begleitung und mit fürstlicher Pracht. Ein Soldat verrieth Ulrich beim Eingang in die Stadt den Plan, daß er sammt seiner Begleitung dem Erzbischof Adalbert geschenkt sei, um ihn und seine Ritter sämmtlich nach Sachsen abführen zu dürfen." Ulrich kehrte in Folge dieser Warnung sofort um und machte den schändlichen Plan des Königs und Erzbischofs abermals zu Nichte.

Der Erzbischof versuchte nun einen anderen Plan. Er beredete den König, ein gewisses Lehen für einen seiner Günstlinge vom Abt von Lorsch zu begehren, ein Lehen, welches für die Abtei von

großer Wichtigkeit war, so daß man erwarten durfte, der Abt werde dem Begehren des Königs nicht willfahren und sich dessen Ungnade zuziehen. Der Abt blieb lange unschlüssig, durchschaute aber nach reiflicher Ueberlegung die List und willfahrte dem König, welcher dem Kloster Lorsch die Versicherung ertheilte, es nie wieder auf ähnliche Art zu belästigen.

Allein der wankelmüthige König behielt diese Versicherung nicht lange im Gedächtniß. Auf's Neue bat ihn Erzbischof Adalbert um die Abtei Lorsch und abermals willfahrte er seinem Begehren und schenkte ihm von Neuem die Abtei. Den Abt Ulrich ließ der König auf den Reichstag nach Goslar citiren. Der Abt war gerade krank, als er die Aufforderung des Königs erhielt. Er ließ sich bei dem Könige entschuldigen, konnte aber nur mit Mühe um wenige Tage Aufschub erhalten. Als er, von seiner Krankheit noch nicht hergestellt, wiederholt einen Gesandten an den König schickte, wurde dieser nicht vorgelassen und unter schweren Drohungen nach Hause geschickt. In einem Schreiben an den Abt, welches man ihm mitgab, klagte man den Abt des Ungehorsams und der Empörungssucht an und setzte auf Allerheiligen einen weiteren Termin nach Goslar fest.

Abt Ulrich war durch dieses Schreiben dermaßen eingeschüchtert, daß er, so krank wie er war, trotz des Widerspruchs seiner Umgebung, beschloß, die Reise zu unternehmen. Allein unweit des Klosters stürzte er bereits kraftlos vom Pferde und wurde halbtodt nach der Abtei zurückgebracht, wo er erst nach längerer Zeit wieder hergestellt wurde.

Im Kloster und unter den Lehnsleuten desselben rief dieser Vorfall die höchste Erbitterung hervor. Einmüthig schwuren alle, ihren Abt mit Blut und Leben und bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Als Zufluchtsort erbauten sie auf dem Berge Burkhelden bei Lorsch eine Burg, deren Thürme und Mauern unter den Händen der eifrigen Mönche, Vasallen und Dienstleute des Klosters mit erstaunlicher Schnelligkeit emporstiegen. Dieses geschah im Jahre 1066. Als der König von diesen Rüstungen erfuhr, erließ er einen strengen Verweis an den Abt Ulrich und die Conventualen. Den letzten verbot er, dem Abt ferner Gehorsam zu leisten.

Abt Ulrich beschloß nun, sich vor dem König, der sich damals am Niederrhein befand, zu rechtfertigen und begab sich auf den Weg nach dem königlichen Hoflager. Aber seine treuen Conventualen, die neue Fallstricke Erzbischof Adalberts befürchteten, eilten ihm nach und übergaben ihn dem Schutze des Grafen Adalbert von Calwe.

Erzbischof Adalbert beschloß nun das Kloster Lorsch mit Gewalt zu unterwerfen. Als er mit den aufgebotenen Truppen herannahte, zogen sich die Mönche, sowie ihre Lehensmänner und Dienstleute auf die Starkenburg zurück und widerstanden hier mit großer Tapferkeit den Angriffen des Heeres Adalberts. Die Veste widerstand länger als er vermuthete. Der siegreiche Widerstand der Mönche ermuthigte die Gegner Adalberts, und die Wälle der Starkenburg, die er vergeblich zu bemeistern versuchte, führten den Sturz des allgewaltigen Rathgebers des Königs herbei.

Die deutschen Reichsfürsten, welche Adalbert sich beinahe sämmtlich entfremdet hatte, schrieben eigenmächtig einen Reichstag nach Tribur aus, und dieser Reichstag stellte König Heinrich das schimpflichste Ultimatum, entweder den Erzbischof zu entlassen, oder der Krone zu entsagen. Erzbischof Adalbert versuchte nun den König zur Flucht zu bewegen, allein die Reichsfürsten besetzten alle Ausgänge des Kaiserpalastes mit Bewaffneten, und diese energische Demonstration brach den Eigensinn des königlichen Knaben und den Einfluß des Erzbischofs. Der König entließ ihn. Das Reich war nun von dem bösen Einfluß dieses Mannes erlöst und das Lorscher Kloster von einem mächtigen Feinde befreit.

Auch dem Abt ward eine glänzende Genugthuung. König Heinrich heirathete noch im nämlichen Jahre die italienische Prinzessin Bertha und in Tribur wurde mit großer Pracht die Hochzeit gefeiert. Der Abt erschien bei derselben mit den Trägern der zwölf Fahnlehen des Klosters, deren jeder 100 glänzend bewaffnete Ritter bei sich hatte, so daß der Abt mit einem Gefolge von 1200 Personen ankam. Heinrich nahm ihn auf das huldreichste auf und kassirte auf der Stelle alle Edikte und Befehle, die er gegen ihn erlassen hatte. Er versicherte ihn seiner königlichen Gnade und seines Schutzes, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und bestätigte alle Freiheits- und Immunitätsprivilegien des Klosters. Im folgenden Jahre schenkte er der Abtei für den Flecken Lorsch das Privilegium eines Wochenmarktes

und bestätigte das Marktprivilegium zu Wiesloch. Abt Ulrich, ein trefflicher Abt, starb hochgeehrt im Jahr 1076, nachdem ihm kurz zuvor die königliche Abtei Murbach verliehen worden war.

Der große Klosterbrand und die Wiederherstellung des Klosters.

Unter der Regierung des Abtes Ulrich stand die Abtei auf dem Zenith ihres Glanzes. Von da an beginnen sich nicht allein schon die Spuren des inneren Zerfalls zu zeigen, sondern es treten auch äußere Unfälle hinzu, welche das Herabsinken des Klosters von seiner früheren Höhe beschleunigten. Ob durch Intriguen, oder durch unabsichtliche Täuschung des über die Person des Gewählten nicht hinlänglich unterrichteten Convents, dieses ist noch unentschieden, erfolgte eine der unglücklichsten Abtwahlen, welche die Geschichte des Klosters aufzuweisen hat, als der Convent nach dem Tode des Abt Ulrich den Grafen Winther von Saarbrücken zum Abt des Klosters erwählte. Winther, dem Luxus und Ausschweifungen ergeben, verschleuderte die besten Güter des Klosters, und als Abt Anselm, nachdem man den lüderlichen Winther zur Abdankung gezwungen hatte, den Fürstenstuhl bestieg, hatte er große Mühe die früheren Besitzungen des Klosters zurückzuerwerben. Unter Abt Anselm ereignete sich ein Unglücksfall, von dem sich das Kloster nur schwer erholte.

Es war am 21. März 1090 als man im Lorscher Kloster den Festtag des heiligen Benedict beging, der schon darum ein besonders volksthümlicher war, weil das Volk auf ihn die alten, von den germanischen Voreltern ererbten Spiele, mit welchem man den Frühlingsanfang feierte, übertrug. Soldaten, Dienstleute und Hörige des Klosters trieben sich in dem weiten Hof außerhalb der Clausur, welche in den Klöstern die Wirthschaftsgebäude und Stallungen zu umgeben pflegen, umher, Freudenfeuer brannten Abends und die Soldaten warfen eine eigene Art Racketen oder Feuerkugeln, welche durch die Wärme des von dem unteren Ende aus in Brand gesetzten Brennstoffes und der durch denselben erhitzte Luft von selbst in die Höhe stiegen. Man belustigte sich an dem Kunststück, das umsomehr die Zuschauer verblüfft haben muß, als die Ursache der Erscheinung in der damaligen Zeit eine völlig unaufgeklärte war. Die Kugeln stiegen hoch in die Höhe, als plötzlich das Staunen über das Gelingen des Experiments einem Rufe des Schreckens Platz machte. Eine der Feuerkugeln fiel auf die Kuppel der Kirche, wo sie zwischen den Ziegeln hängen blieb. Um dieselbe Zeit hatte sich ein Windstoß erhoben, und ehe man nur daran denken konnte, den brennenden Gegenstand zu entfernen und die entzündeten Schindeln zu löschen, stand die Kuppel der Kirche in lichten Flammen. Zum Unglück begann der Brand da, wo die Glockenseile hingen, die sofort von den Flammen verzehrt wurden. Unmöglich war es daher der Nachbarschaft durch einen Nothruf das Unglück zu verkünden, und erst die hochauflodernden Flammen sollten den Dorfbewohnern der Umgegend Kunde von dem Untergang der Klostergebäude bringen. Alle die seit Jahrhunderten angesammelten Schätze und Kostbarkeiten, welche die weiten Räume des Klosters in sich bargen, wurden in wenigen Stunden von den Flammen verzehrt. Nur eines, erzählen die Zeitgenossen, das Kostbarste was das Kloster besaß, der Leichnam des heiligen Nazarius, war gerettet. Aus der ganzen Gegend kamen Geistliche und Laien, Bischof Ebbo von Worms an der Spitze, herbeigeströmt, um sich von der wunderbaren Erhaltung der Reliquie zu überzeugen. Der Bischof Ebbo ließ den Leichnam hoch emporheben, so daß ihn jedermann sehen konnte und rief: „Sehet hier den Leichnam, sehet das Haupt Eures Herrn, Eures Vaters, Eures Patronen, des vor Gott ehrwürdigen und vielgeliebten heiligen Nazarius, an dessen Gegenwart Ihr zweifelt, an dessen Fürsprache ihr verzweifeln wollt". Ein lautes Jubelgeschrei der Gläubigen erfüllte die Luft, welches der Heilige sowohl aufnahm, daß er sofort ein Wunder ins Werk setzte. Viele

Menschen, erzählen die Urkunden, waren durch das erschreckliche Gedränge und die große Hitze des Tages (es war der 5. Junius) so abgeschwächt worden, daß sie auf dem Platze ihren Geist aufgaben. Als der heilige Nazarius emporgehoben wurde, entstand plötzlich ein angenehmer kühler Wind, so daß sich alle Anwesenden erquickt und gestärkt fühlten. Die Herzen der Gläubigen öffneten sich und sie spendeten, was sie besaßen, Geld, Gold, Silber, Edelsteine und Geschmeide in die Truhen des heiligen Schutzpatrons des Klosters, und das Geld floß so reichlich, daß das Kloster bald wieder aus seiner Asche emporstieg, Dank der wunderbaren Hülfe des Heiligen. Abt Anselm, ein musterhafter Prälat, der das Glück hatte, die Wiedererstehung seines Klosters zu erleben, starb 1113 auf dem Abrahamsberg, wo er ein neues Kloster errichtet hatte.

Verfall des Klosters und Uebergabe der Abtei und ihres Gebietes an Mainz.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts tauchten öfters Klagen über den Verfall der Sitten der Mönche auf und wiederholt wird eine Reformation des Klosters, zum zweiten Mal 1110 durch den zum Abt erwählten heiligen Ermenold, einen Hirschauer Mönch, versucht. Der heilige Ermenold sah aber die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen ein und resignirte freiwillig, ein Abt Benno kam an seine Stelle, gegen den die Mönche eine Verschwörung anzettelten und den sie endlich verjagten. Als Benno durch kaiserliche Gewalt wieder eingesetzt wurde, verschleuderte er selbst die Klostergüter, und mehrere andere Nachfolger handelten nicht besser. Nur vereinzelt tauchen noch Aebte auf, die den früheren an Einfachheit der Sitten, christlichem Wandel und Weisheit gleichstehen und die vorübergehend bessere Zeiten herbeiführen, unter den letzten Abt Heinrich, ein Mönch aus dem Sinsheimer Kloster, der 1153 zum Abt gewählt wurde. Dieser Abt war als Kirchenfürst und Staatsmann einer der weisesten, angesehensten Persönlichkeiten seiner Zeit. Er stand bei Kaiser Friedrich I. in großem Ansehen, nicht minder schätzte ihn Papst Victor II., und er war der intime Freund des Bruders Barbarossa's, des Pfalzgrafen Conrad. Er schickte Friedrich Hülfsvölker bei der Belagerung von Mailand und stand selbst an der Spitze eines Corps bei der Belagerung von Cremona. Papst Victor zeichnete ihn durch die Verleihung der Inful aus. In unserer deutschen Geschichte aber nimmt er namentlich durch die Vermittelung, die er übernahm, als Friedrich I. sich mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen entzweit hatte, eine ehrenvolle Stelle ein. Kurz vor seinem Tode begab er sich nochmals auf den Reichstag zu Speyer, um neue, zwischen dem Kaiser und seinem Bruder ausgebrochene Streitigkeiten beizulegen. Diesesmal ohne Erfolg. Die Aufregung und die Anstrengungen der Reise warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erhob. Er starb am 29. September 1167 und wurde mit großem Gepränge in Lorsch begraben. Mit der Seele dieses Abtes schien auch alles Leben aus Lorsch entflohen zu sein. Dieser Prälat hatte nämlich das Kloster durch sein großes Ansehen, seinen Reichthum und seine Weisheit noch etwas in der Höhe erhalten; als er nicht mehr war fiel das morsche Gebäude zusammen. Es war keine Rettung mehr möglich. A planta pedis usque ad verticem non fuit in eo sanitas, — sagte die Chronik.

Auf Heinrich folgte der wenig hervorragende Abt Sigehart und auf diesen 1216 der letzte Abt des Klosters, Abt Konrad, ein Verschwender und Wollüstling, der was nicht nied- und nagelfest war, selbst die Klostermöbel und Kirchenparamente, verkaufte und versetzte. „Wo der Abt die Würfel legt, da ist es den Mönchen erlaubt zu spielen," sagt ein altdeutsches Sprichwort, und man kann schon voraussetzen, daß die Mönche dem Beispiel ihres Abtes nachzuahmen nicht säumig waren. Alle Versuche, die Ordnung in dem Kloster herzustellen, erwiesen sich als nutzlos. Um den unerquicklichen Zuständen ein Ende zu machen, übergab der Papst durch eine Bulle vom 6. August 1231 dem Erzbischof

Siegfried III. die völlige Verwaltung des Kloster Lorsch. Kaiser Friedrich II. aber übergab dem Erzbischof im folgenden Jahre die fürstliche Abtei durch kaiserliche Schenkung. Durch diesen Akt wurde der Erzbischof rechtmäßig belehnt mit dem gesammten Lorsch'schen Territorium, mit allen Vasallen, Ministerialen, Festungen, Städten, Rechten und Gefällen. Es heißt in der Urkunde: „Eundem Principatum Ecclesiae Laurissensis cum omni honore, Vasallis, Ministerialibus, Castris, opidis, proventibus, juribus, et pertinentiis suis, sicut ad Nos et Imperium nostrum noscitur pertinere . . . dicto Maguntino Archiepiscopo et successoribus ejus Imperiali auctoritate in perpetuum donavimus . . . . et nominatum Principem nostrum ven. Magunti num Archiepiscopum solemniter investivimus.“

Das Kloster Lorsch ging zu Grunde wie viele der übrigen Mönchsstaaten, die in dem alten deutschen Reich in so großer Zahl vorhanden waren und von denen sich verschiedene bis zu seinem Sturze erhielten. Es ging zu Grunde wie jeder Staat, in welchem die Herrschaft einzelnen bevorrechteten Classen anheimfällt, wie die Adelsrepubliken, die Reichsstädte mit ihrer Herrschaft der Zünfte und die Staaten des Alterthums mit ihren Patriziern und Priestern. Solche Staatsorganismen, zu deren Schöpfung ursprünglich eine große Idee den Anstoß gab, waren nur für bestimmte gegebene sociale Verhältnisse, welche man irrthümlich für stabile ansah, angepaßt. Sobald die Gesellschaft sich fortentwickelte, die socialen Einrichtungen vollkommener wurden, paßten sie nicht mehr hinein und suchten in einem möglichst hermetrischen Abschluß nach Außen hin Schutz vor den Einwirkungen neuer socialer Ideen. Gleichzeitig mit diesem Stillstand beginnt der innere sittliche Zerfall, der bei den Mönchsstaaten um so eher eintreten mußte, als ihnen die einzige naturgemäße Basis eines jeden Staatssystems, die Familie, fehlte. Keine Tugendübung, keine Ordensregel kommt der heilsamen Wirkung gleich, welche die Pflichten gegen die uns auferlegen, die mit uns durch Bande des Blutes verknüpft sind. Keine noch so weisen Satzungen, durch einzelne Bevorrechtete gehandhabt, vermögen den Staat besser vor seinem Verfalle zu schützen, als die Theilnahme Aller an der Gesetzgebung und an der Verwaltung seines Besitzes. Das Mönchthum, das ursprünglich der Welt die größten Wohlthaten erwies, das eine große civilisatorische Mission erfüllte, welches namentlich von einem erhebenden Gedanken getragen war, den Gegensatz zwischen der Idee des Christenthums und der wirklichen christlichen Welt aufzuheben, und welches die in den ersten Anfängen der christlichen Kirche auftauchenden communistischen Ideen zu verwirklichen suchte, wurde aus einer Wohlthat eine Plage für die Gesellschaft. Begeisterte Jünglinge opferten ursprünglich Besitz und Freiheit jenen Idealen, die sich die Gründer der Mönchsorden erschufen. Die Klöster erwarben bald darauf Grundbesitz, ja ganze Länder und besaßen gefüllte Schatzkammern, und siehe da, sie, die ursprünglich dazu dienen sollten, den Gegensatz zwischen Reich und Arm aufzuheben und die socialen Unebenheiten zu beseitigen, hatte nur dazu gedient, diese zu mehren und zu vergrößern. Die Nachfolger derjenigen, welche sich ihres Besitzes entäußert und alle die Vorrechte, welche ihnen die Welt eingeräumt, aufgegeben, waren selbst zu Bevorrechteten geworden und genossen in den Klosterhallen mit Behaglichkeit die Vortheile, welche sie sich errungen. An die Stelle beschaulicher Askese tritt eine unverschämte Speculation mit dem Aberglauben des Volkes, und eine wüste Sinneslust feiert zuletzt ihre Orgien. Graf Cancor opfert 764 sein Vermögen zur Gründung des Klosters Lorsch, Abt Anselm läßt 1090 den Leichnam des heiligen Nazarius Wunder thun, um es wieder aufbauen zu können und füllt sich tüchtig den Säckel, und kaum zwei Jahrhunderte darauf haust Abt Conrad wie ein rechter Bruder Lüderlich und verpfändet und versetzt selbst Kirchenschmuck und Klostermöbel.

Letzte Schicksale des Klosters.

Der Besitz des Klosters war für den Mainzer Erzbischof nach langem Mühen errungen. Er sah wohl ein, daß wenn er die seitherigen Bewohner in demselben belassen würde, keine Besserung der Zustände erwartet werden könne. Er entließ dieselben daher aus Lorsch und veranlaßte den Abt von Eberbach, das Kloster mit Cisterniensern zu besetzen. Die Benedictiner aber setzten sich alsbald wieder mit bewaffneter Hand in den Besitz von Lorsch und verjagten ihre Nachfolger. Durch Intriguen wußten sie es sogar dahin zu bringen, daß der Papst den Erzbischof in den Bann that, von welchem er erst sechs Jahre später 1239 wieder losgesprochen wurde. Der Papst befahl nun dem Erzbischof, die wiederholt von den Benedictinern verjagten Cisternienser wieder einzusetzen, wozu diese jedoch nicht zu bewegen waren. Das Kloster stand mehrere Jahre lang leer, bis Papst Innocenz Erzbischof Sifrid 1244 die Vollmacht ertheilte, statt der Cisternienser, weil sie durchaus nicht mehr zurück wollten, Canonici Regulares oder auch Saeculares dahin zu versetzen. Der Erzbischof ließ nun Prämonstratenser Chorherren aus dem Kloster Allerheiligen in der Straßburger Diöcese nach Lorsch kommen, und der Papst bestätigte diese Einrichtung durch ein Breve vom 8. Januar 1248. Um sich für die Zukunft sicher zu stellen, ließ der Erzbischof die Prämonstratenser eine Verzichtsurkunde auf das Fürstenthum Lorsch und alle damit verknüpften Würden, Rechte, Güter, Nutzungen und Gefälle ausstellen, eine weise Voraussicht, welche durch die mannigfachen Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, welche je nach der Parteistellung jedesmal ausgebeutet wurden, und welche auch wohl die Prämonstratenser zu ihrem Vortheile benutzt haben würden, hinlänglich geboten war.

Noch einmal beunruhigten die verjagten Benedictiner das Mainzer Erzbisthum in seinem Besitz. Der Erzbischof Heinrich von Speyer und sein Bruder Graf Emicho von Leiningen überfielen, aufgehetzt von den Benedictinern, 1249 die keines feindlichen Angriffs gewärtige Starkenburg und behielten dieselbe ungeachtet aller päpstlichen Bullen, Mahnungen und des Kirchenbanns, mit dem sie bedroht wurden. Erst 1253 erhielt Erzbischof Gerhard durch List die Veste zurück.

Das Kloster Lorsch und die Umgebung genossen nun eine Ruhe, welche beinahe zwei Jahrhunderte dauerte, bis es durch die wegen Diether von Isenburg entstandene Fehde in die wechselvollen Schicksale der Pfalz verwickelt wurde. Wie wir bereits Seite 80 mitgetheilt, verpfändete Erzbischof Diether von Mainz auf dem Congreß von Weinheim am 19. November 1461 dem Pfalzgrafen und Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen für 100,000 fl. die ganze Mainzische Bergstraße, nämlich Bensheim, Mörlenbach, Heppenheim und Schloß und Amt Starkenburg, wozu auch das Kloster Lorsch und seine Feldmark gehörte. Bei der von uns vielerwähnten bayerischen Fehde wurde es von Landgraf Wilhelm von Hessen, der aufgebracht über die bei Bensheim erlittene Niederlage, an dem Kloster Lorsch seinen Zorn ausließ, geplündert und, so viel dieses in der Eile möglich war, zerstört. Im Jahr 1621 wurden die letzten Reste der einstigen prächtigen Abtei durch die Unvorsichtigkeit oder Bosheit der Spanier, welche damals Herren der Bergstraße waren, ein Raub der Flammen. Die Bergstraße und Lorsch kamen durch den Frieden von Münster und Osnabrück und dem in Folge desselben abgeschlossenen Bergsträßer Hauptreceß vom Jahr 1650 wieder an Mainz, und verblieben bei demselben bis 1802, wo sie in Folge des Luneviller Friedens an Hessen kamen. Die Stätte des Klosters aber blieb für alle Zeiten wüste und leer.

Das Grabdenkmal Ludwig des Deutschen in Lorsch.

An dem südwestlichen Ende von Lorsch erhebt sich eine Anhöhe, von welcher aus man nach der Ost-Seite hin einen herrlichen Ausblick auf die langgedehnte Kette der Bergstraße, nach der West-Seite aber auf die weite fruchtbare Rheinebene genießt. Hier stand ehedem das 765 von dem Abt Gundeland erbaute Kloster. Das alte Lauresham befand sich auf einer ungefähr eine Viertelstunde weiter abwärts gelegenen Insel der Weschnitz.* Wohl der ganze Hügel, welcher heute zum größten Theil fiskalisches Gelände ist, gehörte ehedem zu dem Territorium, auf welchem sich die Gebäude der Abtei erhoben, und die Spuren früherer Umfassungsmauern, welche man noch vielfach wahrnehmen kann, lassen ihren bedeutenden Umfang errathen.

Ungefähr auf dem Gipfel des Hügels sieht man die Reste der Klosterkirche, das Mittelschiff einer dreischiffigen, flachgedeckten, romanischen, Pfeilerbasilika, von welcher drei Arkaden auf jeder Seite noch aufrecht stehen. Es sind die Trümmer der zweiten von Abt Anselm nach dem großen Klosterbrande zwischen 1095 und 1100 erbauten Kirche.

Weit merkwürdiger ist jedoch ein anderes, ungefähr hundert Schritt weiter abwärts gelegenes Bauwerk, mit der Einhardtsbasilika zu Steinbach wohl das merkwürdigste Baudenkmal, welches das Großherzogthum überhaupt aufweist. G. Moller, welcher in diesem Baue ein Karolingerwerk erkannte, gebührt das Verdienst, in seinen „Denkmälern" zuerst auf dieses hochinteressante Monument aufmerksam gemacht zu haben. Moller wollte in dem Bau, welcher nachweisbar seit dem siebzehnten Jahrhundert zu Zwecken des Cultus dient und seitdem den Namen die „Michaelscapelle" führt, dessen Entstehung in der Epoche der Karolinger nunmehr aber auch von Niemand mehr bezweifelt wird, eine Durchgangshalle, durch welche man in das Kloster eintrat, erkannt haben. Das 36 Fuß lange, 26 Fuß breite und 32 Fuß hohe Gebäude stellt nämlich einen Hallenraum dar, dessen zweigeschossige nach Ost und nach West gerichtete Langseiten aus je drei hohen Arkaden bestehen, deren Pfeiler mit je vier antikisirenden römischen Halbsäulen und einem darüber hinziehenden Friese geschmückt sind, während

* Von Herrn Friedrich Kofler im Auftrag des „historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen" am 17. u. 18. October 1882 innerhalb des Bezirks der Klostergebäude des früheren Klosters vorgenommenen Ausgrabungen ergaben, nach einem Referat der „Darmstädter Zeitung," auch die Bloslegung der ehemaligen Kirche von Altenmünster. Die Kirche hatte eine Vorhalle und nach Osten einen viereckigen, nicht runden Abschluß. Spuren scheinen auf Thürme im Osten hinzudeuten. Die in der Tiefe gefundenen Brandschichten beweisen eine frühzeitliche Zerstörung der ersten Klosteranlage durch Brand. Dies würde mit der geschichtlichen Nachricht stimmen, daß unter dem Abt Ulrich von Lorsch (1056—1076) die Kirche in Altenmünster neu hergestellt worden sei. Die erste Anlage war 763; in die erste Zeit möchte ein unter der Vorhalle beigesetzter Steinsarg mit dem für die Merovingerzeit charakteristischen flachgewölbten Deckel und das ornamentirte und theilweise vergoldete Stück Kupferblech gehören. Von dem Baumaterial lassen sich die plattenähnlichen Ziegel ebenfalls n frühe Zeit setzen. Ein neben dem Steinsarg befindliches gemauertes Grab enthielt einen Schädel von großer Spannweite zwischen Nasenbein und unterem Ende des Hauptinterbeins (Lanaschädel), welches Maß in Verbindung mit anderen Kennzeichen den einstigen Inhaber recht wohl dem fränkischen Volkstypus zuzuweisen gestattet. Die Ausgrabungen führen uns eben theilweise in jene Zeit des 8. Jahrhunderts, von der so wenig bekannt ist, bei welcher wir genöthigt sind, aus verhältnißmäßig geringem Material und vereinzelnten Beweisen unsere Schlüsse zu ziehen, und welche uns doch so anzieht, da sie noch die Zeit der Jugend des deutschen Volkes und unseres hiesigen Stammes ist, denn es waren Chatten, welche als Theil des Frankenvolkes in der Rheinebene vor den Bergstraßhöhen wohnten. Das wenig luxuriöse Backsteinbauwerk in der Weschnitzniederung, als welches wir uns die erste Klosteranlage zu denken haben, welches als Zierrath einige Wandmalerei und bescheidene Tafeln von einheimischem Marmor besaß, es erscheint doch in der Geschichte als ein Markstein der Cultur, als ein Denkmal, welches mit seinem Licht eine dunkle Umgebung glücklich erhellt. In dem Ausgrabungsterrain wurde auch ein Bronce-Stilus (Instrument zum Schreiben in Wachstafeln und Auslöschen des Geschriebenen) von römischer Technik, eleganter Ornamentik und schöner, bräunlicher Patina gefunden. Ist es ein Erinnerungszeichen an die Herrschaft der Römer hier im Lande, welche nachmals das Frankenschwert in Trümmer schlug, haben die Mönche des Klosters das auf irgend eine Weise erhaltene Instrument für ihre Zwecke benutzt? Wer da Zeugen fände über den Zusammenhang der Zeiten!

die obere Abtheilung je zehn kleine ionisirende Pilaster mit Spitzgiebeln und einem starken Zahnschnitt-

daß wir in demselben die ecclesia varia des Lorscher Chronikons vor uns haben, in welcher der Begründer des deutschen Reichs einst seine Ruhestätte fand.

Das günstige Geschick, welches die Grabkirche König Ludwigs uns erhalten, hat auch über den alten Karolingersarkophagen gewaltet, von welchen drei heute noch vorhanden sind. Zwei davon sind gegenwärtig in der Kapelle aufgestellt, ein anderer befindet sich in dem zu der Amtswohnung des Großherzoglichen Forstmeisters befindlichen Garten, welcher die Kapelle und die Trümmer der einstigen



Die St. Michaels-Kapelle in Lorsch.

die obere Abtheilung je zehn kleine jonisirende Pilaster mit Spitzgiebeln und einem starken Zahnschnitt-Kranzgesimse aufweist. In seinen Formen und Verhältnissen erscheint das ganze Bauwerk als eine zierliche Schöpfung, deren Eindruck noch erhöht wird durch die Täfelung der Außenseiten mit drei-, vier- und sechseckigen Steinen aus dunkelrothem und hellrothem Sandstein.

Die Abwechselung der dunkel- und hellrothen Steine, welche dem Gebäude ein wahrhaft buntes Aeußere verleiht, war für eine neuere Autorität, Hofrath Dr. Schäfer, Professor am Polytechnikum zu Darmstadt, ein Fingerzeig, daß dieser für eine gewöhnliche Durchgangshalle für die karolingische Zeit viel zu prachtvoll ausgeführte Bau ehedem einem weit bedeutungsvolleren Zwecke gedient habe. In diesem bunt getäfelten Gebäude erkannte er die Kirche, eine Kapelle, welche nach dem Lorscher Chronikon König Ludwig, — der Sohn Karls des Großen, der Deutsche genannt, welcher nach der Theilung des Reiches Kaiser Karls (843) die Herrschaft über Deutschland übernahm und welcher, da unter ihm Deutschland als solches zum Erstenmale in der Geschichte auftritt, als der Stifter des deutschen Reiches angesehen werden kann, selbst erbauen ließ (oder vielmehr den später von seinem Sohne vollendeten Bau begann) und zu seinem Begräbniß bestimmt hatte.

Als König Ludwig 882 zu Frankfurt gestorben war, wurde er nach Lorsch gebracht und mit großem Gepränge in der bunten Kirche beigesetzt. Später fanden noch Ludwig IV., der Sohn Ludwig des Deutschen, ein Graf Werinher und die Königin Kunigunde, die Gemahlin Konrad I., in der ecclesia varia ihre Ruhestätte. Von weiteren als diesen vier Beisetzungen gibt das Lorscher Chronikon keine Kunde. Nur einmal noch, als Papst Leo IX., welcher damals einer Synode zu Mainz bei gewohnt hatte, am 25. Oktober 1053 die Kirche zum Gottesdienst und zwar zu Ehren der Jungfrau Maria, der Apostel und aller Heiligen einweihte, erwähnt es die „bunte Kirche".

Die Frage, welche sich dem Kunsthistoriker aufwirft, ist nun die: haben wir in der heutigen „Michaelskapelle", welche diesen Namen nachweislich erst seit dem 17. Jahrhundert führt, seit ein Mainzer Kurfürst das Gebäude nach der Zerstörung des Klosters durch Landgraf Wilhelm von Hessen und seiner völligen Verwüstung im dreißigjährigen Kriege für seine Privatandacht während der Herbstjagden im Lorscher Walde nothdürftig als gottesdienstliches Gebäude wieder einrichten ließ, haben wir in dieser Michaelskapelle die frühere ecclesia varia vor uns? Wir stehen nicht an, wenn auch nicht die Frage unbedingt zu bejahen, aber doch zu erklären, daß die Schäfer'sche Annahme mindestens doch einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Auf keinen Fall haben wir es hier mit einer gewöhnlichen „Durchgangshalle" zu thun.

Daß das Gebäude ehedem als Grabkirche diente, darauf weist namentlich eine Erscheinung hin: die auffallende Uebereinstimmung der Formen und Verhältnisse, welche zwischen dieser Kirche und einem Reliquienschrein aus der damaligen Zeit besteht, durch welche bei den Kapellen nicht gewöhnliche Form der Künstler bereits darauf hinweisen wollte, daß das Gebäude einen Gegenstand, die irdische Hülle eines Menschen, in sich berge, welcher würdig sei fortzuleben in dem Andenken künftiger Generationen; das Ganze erscheint als ein gewaltiger Sarcophag, wie er, um Herrn Schäfer zwei Beispiele zu entlehnen, in Kreuzesform in der ravennatischen Grabkirche der Galla Placidia und in Rundform in dem gleichfalls zu Ravenna befindlichen Grabmal des Theodorich in ähnlicher Weise vorhanden ist. Zur Aufnahme von vier Gräbern — von weiteren Beisetzungen als den obenerwähnten sagt, wie bereits bemerkt, das Lorscher Chronikon nichts — war die Räumlichkeit der Halle völlig ausreichend, da man damals nach allen Analogien die räumlich entwickelten Epitaphien noch nicht kannte. Deuten aber Gestalt und Ornamentik auf eine Grabkirche hin, so kann für uns, da die Michaelskapelle nachweislich aus der karolingischen Epoche stammt und das einzige Gebäude ist, welches wunderbarer Weise den großen Klosterbrand und die späteren Zerstörungen überstanden hat, kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir in demselben die ecclesia varia des Lorscher Chronikons vor uns haben, in welcher der Begründer des deutschen Reichs einst seine Ruhestätte fand.

Das günstige Geschick, welches die Grabkirche König Ludwigs uns erhalten, hat auch über den alten Karolingersarkophagen gewaltet, von welchen drei heute noch vorhanden sind. Zwei davon sind gegenwärtig in der Kapelle aufgestellt, ein anderer befindet sich in dem zu der Amtswohnung des Großherzoglichen Forstmeisters befindlichen Garten, welcher die Kapelle und die Trümmer der einstigen

Die St. Michaels-Kapelle in Lorsch.

die obere Abtheilung je zehn kleine ionisirende Pilaster mit Spitzgiebeln und einem starken Zahnschnitt-

[illegible]
daß wir in demselben die ecclesia varia des Lorscher Chronikons vor uns haben, in welcher der Begründer des deutschen Reichs einst seine Ruhestätte fand.

Das günstige Geschick, welches die Grabkirche König Ludwigs uns erhalten, hat auch über den alten Karolingersarkophagen gewaltet, von welchen drei heute noch vorhanden sind. Zwei davon sind gegenwärtig in der Kapelle aufgestellt, ein anderer befindet sich in dem zu der Amtswohnung des Großherzoglichen Forstmeisters befindlichen Garten, welcher die Kapelle und die Trümmer der einstigen



Die St. Michaels-Kapelle in Lorsch.

Klosterkirche umgibt. Wie zu Ravenna der Augenschein lehrt, diente in jenen frühen Epochen ein Steinsarg zur Bergung der Hülle auch königlicher Personen.

In höchstem Grade auffallend und ein Fingerzeig für die Forschung ist die Erscheinung, daß an einem der beiden in der Kapelle aufgestellten Sarkophage die auf den äußeren Seitenwänden angebrachten architektonischen Detailformen in ihren kannellirten Pilastern mit jonischen Kapitälen vollkommen mit den Pilastern an dem Obergeschoß der Kapelle übereinstimmen. Diese auffallende Uebereinstimmung der Stylmotive an dem erwähnten Sarkophag mit der Ornamentirung des Bauwerks selbst spricht aber Herrn Schäfer entschieden für die Gleichzeitigkeit der Entstehung der Kapelle und des Sarkophags, so daß die Frage wohl berechtigt ist, ob man in diesem Steinsarg der nach mancherlei Schicksalen seinen früheren Platz in dem Grabgewölbe wieder erhalten hat, nicht etwa den Sarkophag Ludwig des Deutschen erblicken darf. Diese Frage so nahe uns wohl die Antwort zu liegen scheint, wird wohl für alle Zeiten ungelöst bleiben, aber die Thatsache, daß wir in der Michaelscapelle, deren Altar sogar hinreichende stylistische Anhaltspunkte für seine Entstehung in der karolingischen Epoche ergibt, die frühere ecclesia varia vor uns haben, scheint uns durch die scharfsinnige Untersuchung des Herrn Hofrath Dr. Schäfer nahezu mit Gewißheit festgestellt.*

Im Anfange dieses Jahrhunderts drohte dem merkwürdigen Gebäude, welches die Catastrophen, die in früheren Jahrhunderten über die Abtei hereinbrachen, überdauerte, die Gefahr, durch eine moderne Barbarei, welcher schon so manches geschichtliche Baudenkmal erlag, zerstört zu werden. Dasselbe sollte abgebrochen werden, um dem Dorfe Hausen als Gemeindekirche zu dienen. Durch den kunstsinnigen Großherzog Ludewig I. wurde der Plan vereitelt, und so ist es uns bis auf die Gegenwart erhalten geblieben, „um in der ruhmvollen Zeit des wiedererstandenen deutschen Reiches als Ruhestätte Ludwig des Deutschen, somit in seiner wahren Bedeutung als Königsmausoleum allseitig anerkannt und als eine hochwichtige Ergänzung der Karolingerepoche gwürdigt zu werden“.

Heppenheim und die Starkenburg.

Niemand weiß, was die Frankenkönige dazu bestimmte, Heppenheim zu einer königlichen Villa zu erheben und hier einen Königshof zu errichten. Vielleicht war es das milde Klima, wie auch einst Kaiser Karl beschloß, auf dem Johannisberg Reben zu pflanzen, als er sah, daß von dessen Höhe

---

* Ausführliches findet der Leser in dem Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine redigirt von Ludwig Wörner. Jahrgang 1873. Nr. 3. Ein so hoch interssantes Bauwerk wie die St. Michaelskapelle regt selbstverständlich die Forschung auf das lebhafteste an. Es kann daher nicht überraschen, wenn die Meinungen über die ehemalige Bestimmung des Baues öfter wechseln. Im „Correspondenzblatt“, Jahrgang 1878, findet sich eine geistreiche Arbeit von Dompräbendat Friedrich Schneider in Mainz, in welcher bestritten wird, daß die Michaelscapelle als Grabkirche diente. Es wird geltend gemacht, es sei die Kapelle eine Durchgangshalle und zwar der vornehmste Zugang zum Kloster gewesen. „Der vornehmste Zugang zur Kirche, auf welchem die königlichen Stifter und Gäste sich nahten, war mit einer Ehrenpforte geschmückt. So aufgefaßt dürfte sich Stellung wie Anlage und Ausstattung des Gebäudes sachlich und ungezwungen erklären“. Doch so gewandt auch der erwähnte Gelehrte seine Idee durchführt, müssen wir an der von Schäfer gegebenen Interpretation der Hauptsache nach festhalten. Es schließt nicht aus daß die Durchgangshalle, welche wie wir oben bemerkt, keine Durchgangshalle gewöhnlicher Art war, als Ehrenpforte für die das Kloster besuchenden hohen Stifter diente, sowie daß in diesem Raum, dem dadurch, daß er nur bei außergewöhnlichen Veranlassungen betreten wurde, eine gewisse Heiligkeit innewohnte, die Sarkophage der Angehörigen des Kaiserhauses ihre Aufbewahrung fanden. Die Frage, ob wir in der St. Michaelscapelle die ecclesia varia vor uns haben, würde, wenn man der Arbeit Schneiders folgen will, eine offene bleiben.

zuerst der Schnee vor der Sonne hinwegschmolz. Dazu kam die lange Dauer der römischen Herrschaft, welche die Gegend wohnlicher gemacht, den Boden bebaut und südliche Gewächse, den Mandelbaum, die Reben, den Kirschbaum, hier gepflanzt hatte. Seit unvordenklichen Zeiten ist die Cultur dieser Gewächse ein Ruhm der Bergstraße, und so dürfen wir auch, da wir keine neueren Urkunden über den, welcher sie zuerst in unser Land brachte, besitzen, annehmen, daß es die betriebsamen Römer waren, welche diese südliche Trias vom italischen Boden in den germanischen Norden verpflanzten. Unter Obst- und Mandelbäumen versteckt, nach dem Rhein hin von bebauten Fluren umgeben und die schattigen Jagdgründe des Odenwaldes im Rücken, war diese königliche Villa wohl ein freundlicher Aufenthalt für Chlodwig, und glaublich erscheint es, daß er längere Zeit, vielleicht gemeinschaftlich mit seiner Mutter Basina, hier verweilte. Kaiser Karl, dessen vielgeschäftige Regententhätigkeit ihn bald nach diesem, bald nach jenem Ende des Reiches hinrief, hatte wohl weniger Interesse an diesem Besitze. Ihn fesselten mehr seine Schlösser und Güter im Rheingau, wo unter seiner Obhut die ersten Reben in dessen Thonschieferboden gepflanzt wurden und wo der Segen der Cultur zunächst seinem Antrieb die Entstehung verdankte. So sehen wir ihn Heppenheim mit seiner Mark 773 den Mönchen des Klosters Lorsch schenken. Um Besitzstreitigkeiten vorzubeugen, stellte wohl Kaiser Karl selbst damals die Grenzen fest, und in der That ist in der Kirche zu Heppenheim ein vor etwa dreißig Jahren aufgefundener Stein — eine der größten Merkwürdigkeiten der Gegend — eingemauert, welcher die Grenzbeschreibung der Mark enthält. Auf dem Stein sind eine Reihe von Orten, welche noch heute bestehen, erwähnt: Gadern, Seidenbuch, der Kesselberg, Lauterweschnitz, Mittelechtern und Alberbach. Die meisten aber haben im Laufe der Zeit ihre Namen bis zur Unkenntlichkeit verändert, oder sie sind ganz verschwunden. Am Schlusse sagt die Inschrift, daß diese Grenzbezeichnung im Jahr 805 unter der Regierung Kaiser Karls des Großen festgesetzt wurde. Hec terminatio facta est anno dominice incarnationis DCCCV. a Magno Karolo Romanorum imperatore.

Von Lorsch kam Heppenheim mit der Aufhebung des Klosters 1232 an das Erzstift Mainz, und in jene Zeit fällt auch wohl die Erhebung Heppenheims zur Stadt. Die Urkunden hierüber fehlen, allein auf ein bereits bestehendes Stadtrecht weist eine Urkunde von 1318 hin, worin der Erzbischof Peter dem Burggrafen auf der Starkenburg verbietet „von den Burgern"- Steuern zu erheben. Unter Bürgern aber verstand man zu jener Zeit nur die Bewohner der Städte. Auf dem Congreß zu Weinheim am 19. November 1464 wurde Heppenheim, wie bereits erwähnt, von Erzbischof Diether von Isenburg an Friedrich den Siegreichen abgetreten. Die Feierlichkeit der Huldigung wird in einer alten Urkunde wie folgt beschrieben.

„Indem reit der Bischof von Mainz, der von Ysenburg mit seinen Reitern, auch der Pfalzgraf mit seinen Reitern in die Bergstraß. Da zählte der Bischof von Mainz die vorgenannten Städte und Schlösser, auch die Dörfer alle ihrer Gelübte und Eide ledig, die sie ihm und dem Stifte zu Mainz gethan hätten und sollten vorbasser dem Pfalzgrafen hulden und schwören. Also sie auch thaten. Und hielt der Bischof von Mainz mit seinen Reitern auf einer Seiten, so hielt der Pfalzgraf mit seinen Reitern auf der anderen Seiten. Und also schwuren die vorgenannten Städte und Burger und Burgleute und auch das gemeine Bauernvolk in den Dörfern an der Bergstraße, dem Pfalzgrafen und seinen Nachkommen zu ewigen Tagen getreu und hold zu sein, auch für ihren rechtmäßigen Herren zu han und nimmer von ihm zu weichen und von der Pfalz, bis daß er oder seine Nachkommen oder die Pfalz sie ihrer Eide ledig zählten".

Heppenheim verblieb bei der Pfalz, bis es in Folge des Bergsträßer Recesses 1650 wieder an Kurmainz kam. Bei Kurmainz blieb es bis 1803, wo es in Folge des mehrerwähnten Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Febr. Hessen-Darmstadt einverleibt wurde.

Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt schwere Prüfungen zu erdulden. 1621 eroberten die Spanier unter Don Corduba die Starkenburg, diesen nahmen sie die Pfälzer wieder ab, bis die Siege Tillys das ganze rechte Rheinufer 1622 in die Gewalt der bayerischen Heere brachten. Aus jener Periode, wo Jesuiten und Mönche den wüthenden Horden Tilly folgten und die ausgehungerten Einwohner zum Katholicismus bekehrten, datirt die Wiedereinführung der katholischen Religon in der



zuerst der Schnee vor der Sonne hinwegschmolz. Dazu kam die lange Dauer der römischen Herrschaft, welche die Gegend wohnlicher gemacht, den Boden bebaut und südliche Gewächse, den Mandelbaum, die Reben, den Kirschbaum, hier gepflanzt hatte. Seit unvordenklichen Zeiten ist die Cultur dieser Gewächse ein Ruhm der Bergstraße, und so dürfen wir auch, da wir keine neueren Urkunden über den,
weld
weld
Obs
schat
Auf
seine
nach
fesse
Tho
steh
Lor
Gre
fun
schr
erw
mei
gan
der
inc

unt
fehl
Er
erh
Co
bis
dig

mit
un
M
U
sei
B
un
He
ob

K
de

di
S
je
Einwohner zum Katholicismus bekehrten, datirt die Wiedereinführung der katholischen Religon in der



Stahlst. v. E. Willmann

STARKENBURG

bis dahin dem reformirten Bekenntniß angehörigen Stadt. 1631 zogen die Schweden Gustav Adolphs die Bergstraße herauf und besetzten Heppenheim und seine Veste. 1643 wird die schutzlose Stadt von den Hessen-Kasselschen Truppen geplündert und 1645 wird die Starkenburg wiederholt von den Franzosen Turennes vergeblich belagert. Im Orleans'schen Erbfolgekriege widerstand sie ebenfalls siegreich den Mordbrennerbanden Melacs, und die Besatzung, die aus Soldaten und bewaffneten Bauern bestand, machte mehrere siegreiche Ausfälle.

Die Starkenburg blieb befestigt bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo im Mai 1765 die Besatzung abzog und die Werke geschleift wurden. Auch heute noch, obwohl nur Ruine, erscheint es als eines der gewaltigsten Bergschlösser, und man begreift, wie sie so manchem Gegner siegreich Trotz bot. Einen herrlichen Ausblick genießt man von ihrer Höhe auf die obere Bergstraße bis nach Schriesheim und dem Heiligenberg bei Heidelberg und westwärts nach dem Rheinstrom und der reichen, fruchtbaren Ebene, durch welche er seinen Lauf nimmt.

Ebenso merkwürdig ist Heppenheim selbst mit seinen alterthümlichen Bauten, dem Rathhaus und der Amtskellerei. Merkwürdig ist die Apotheke nicht nur wegen ihres Holzbaus, sondern auch weil der junge vierzehnjährige Liebig hier 1817 den mißglückten Versuch machte, sich mit der pharmacutischen Kunst zu befreunden. Oftmals suchte er von hier aus an seinen freien Tagen eine befreundete Familie in dem benachbarten Bensheim auf und klagte ihr sein Leid, bis er nach einem halben Jahr wieder in das väterliche Haus zurückkehrte und seine für ihn ruhmreiche wissenschaftliche Laufbahn begann.

Eine Zierde der Stadt ist die großartig angelegte 1865 vollendete Irrenheilanstalt. Schattige, von dem Verschönerungsvereine angelegte Spaziergänge verbinden Heppenheim mit der Starkenburg und mit den nahegelegenen lieblichen Thälern von Hambach und Kirschhausen, so daß wir die einstige Villa der Frankenkönige mit Jugenheim und Auerbach zu den Glanzpunkten zählen, welche die Bergstraße uns darbietet. Berühmt ist die Table d'hôte des Hôtels „zum halben Mond", sowie der feurige Wein, Steinköpfer genannt, den die Gluth der Sonne an den Halden der Starkenburg erzeugt, und Feinschmecker aus den verschiedensten Kreisen, fröhliche Künstlernaturen, Touristen mit schwer gefüllter Börse und leichtlebige, elegante Heidelberger Studenten, deren jugendliche Lebenslust das, was ihnen Fortuna noch spenden soll, einstweilen auf dem Wege des Pumps pränumerando einkassirt und davon die durstige Kehle erquickt, haben von jeher mit Vorliebe das gastliche Heppenheim als Aufenthaltsort gewählt.

Die Abtei Seligenstadt und der Bachgau.

Vermögen wir bei dem beinahe vollständig von der Erde verschwundenen Kloster Lorsch seine einstige Größe und Bedeutung nur zu errathen, so steht in der noch völlig erhaltenen Abtei Seligenstadt ein Bild mönchischen Prunkes vor uns, wie weder unser Großherzogthum noch die Nachbarländer ein großartigeres darbieten. Schon von Ferne staunt der Wanderer beim Anblick des gewaltigen Octogons, des sogenannten Engelthurms, welcher sich inmitten der Kreuzung von Lang- und Querschiff der Klosterkirche erhebt. In wohlerhaltenem Zustande sieht er noch alle Gebäude, und mit einer gewissen Ehrfurcht schreitet er durch die Wölbung des Thorbogens, über welchem das Wappen der Abtei, eingehauen in Sandstein, ihren Rang verkündet. Wehrhaft von Außen durch die gewaltigen,

nach der Mainseite noch völlig sichtbaren Mauern und Zinnenthürme mit ihrem sich verjüngenden Dache, welche Abtei und Stadt gegen feindliche Ueberfälle schützten, bietet sie von Innen ein Bild jener üppigen, reichen Klöster, wie sie heute nur Spanien noch aufweist, deren Luxus und Behaglichkeit unsere Phantasie sich mit den lebendigsten Farben auszumalen gewohnt ist.

Auch die Geschichte von Seligenstadt reicht gleich derjenigen von Lorsch bis in die frühe Karolingische Epoche zurück. Schon eine Sage erzählt uns, Karl der Große habe einst auf der Jagd sich verirrt in den weiten Waldungen, welche zu jener Zeit die Mainebene bedeckten, und bei einem Ehepaare, dessen Hütte in der Waldeinsamkeit stand, gastliche Unterkunft gefunden. Es war Einhard, sein Kanzler, und seine schon vor Jahren mit diesem entflohene Tochter Imma. Der Kaiser kannte die Tochter und Einhard nicht. Erst als sie ihm seine Lieblingsspeise bereitete, habe er an der Schmackhaftigkeit des Gerichts die Kochkunst seiner Tochter erkannt. Er schloß sie in die Arme und verzieh ihr mit dem Rufe: Selig ist die Stätte (altdeutsch: Statt), wo ich Dich gefunden habe.!* Einhard aber baute, von dem Kaiser reichlich unterstützt, an der Stelle, wo ihm sein Kaiser verzieh, das Kloster, dem er als erster Abt vorstand und nannte es Seligenstadt.

Eine andere Erzählung ist in Pertz, monum. Germ. hist. enthalten. Einhard hatte seine Kirche zu Michelstadt vollendet und durch seinen Notar und Diener Rathleich die Gebeine der heiligen Märtyrer Petrus und Marcellinus holen und nach Michelstadt bringen lassen, wo er die heiligen Gebeine im Chor der neuen Kirche aufstellte.

Allein Einhard überzeugte sich, daß er in Michelstadt nicht verweilen sollte. Gott habe ihm eine andere Stätte bestimmt, wo die Gebeine der heiligen Märtyrer ruhen und er selbst seine Lebenstage beschließen sollte. Träume und andere Zeichen ängstigten ihn und seine Begleiter, bis er mit den Reliquien aufbrach, um sie nach Mülenheim, dem späteren Seligenstadt, zu bringen, wo er nun ein Kloster erbaute.**

Am 14. Februar 827 bei Tagesanbruch war Einhard unter großem Wehklagen der Einwohner mit seinen Heiligthümern von Michelstadt aufgebrochen. In geordnetem Zuge, zwei Kreuzfahnen voran und unter Gesängen zogen sie das Mümlingthal hinab und übernachteten am ersten Tag zu Ostheim, wo sie die heiligen Gebeine die Nacht über in der Kirche des heiligen Martin niederlegten, und kamen des anderen Tags in Seligenstadt an. Einhard, welcher schon vorher mit seiner getreuen Imma verabredet hatte, nur noch als Bruder und Schwester zusammen leben zu wollen***, gründete nun das Kloster Seligenstadt, als dessen erster Abt er am 14. März 844 das Zeitliche segnete.

Wie wir bereits früher erwähnt, übertrug Ludwig der Fromme Einhard die königlichen Güter Michelstadt im Odenwald und Ober-Mülenheim (das spätere Seligenstadt) durch Schenkung als Eigenthum. Dieses Eigenthum zu Mülenheim bildete den ersten Grundbesitz des Klosters, aber seine weitere Entwickelung ist eine wesentlich verschiedene von der nicht viel über ein halbes Jahrhundert älteren Lorscher Abtei. Während Lorsch schon sechs Jahre nach seiner Gründung, 722, die freie Wahl des Abtes, völlige Freiheit des Klosters und aller seiner Besitzungen und die Immunität von allem fremden Gerichtszwang erlangt, gilt Seligenstadt schon in den ersten Anfängen des Klosters als Reichsgut, zufolge einer Rechtsanschauung des Mittelalters, nach welcher man alle nicht in Privathänden befindlichen Abteien als im Eigenthum des Reiches stehend betrachtete. Von diesem Recht über Abteien, welches auf Grund des Reichsrechts dem Inhaber der Reichsgewalt zustand†, machte

---

* Die Sage verlegt die Hütte Einhards an die Stelle des heutigen Gasthauses zum Frankfurter Hof.

** Der Name Seligenstadt, welcher später anstatt Ober-Mülenheim gebräuchlich wurde, knüpft sich nach Steiner bereits an die letzten Lebensjahre Einhards. Er sagt: „Ober Mülenheim wurde nun ein angesehener Ort, weithin berühmt durch seine schöne Abtei und Reliquien obengenannter Heiligen, zu welchem das gläubige Volk zahlreich wallfahrtete. Wer damals den anderen fragte, wohin er reise, erhielt die Antwort: „Zu der Stätte der Seligen!“ Diese Bezeichnung wurde so allgemein, daß hundert Jahre nachher der Name Ober-Mülenheim verschwunden und an dessen Stelle der Name „Seligenstätte,“ woraus das heutige „Sel'genstadt“ erwuchs, üblich war.

*** Die treue Imma war übrigens damals, sind anders die Nachrichten über ihr Geburtsjahr richtig, längst über die Rosenmonate hinaus und im 77 Jahre ihres Alters.

† S. Ficker, über das Eigenthum des Reiches an Reichskirchengut, Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der

schon Kaiser Otto II. Gebrauch, als er Seligenstadt laut einer vom 8. Oktober 980 ausgestellten Urkunde an die Salvatorcapelle zu Frankfurt am Main, die spätere Bartholomäuskirche, schenkte. Am 10. Juli 1002 übergibt König Heinrich II. Seligenstadt an Bischof Heinrich von Würzburg. Wir sehen nun allerdings eine kurze Epoche folgen, während welcher sich das Kloster, das im Anfang des 11. Jahrhunderts ein Immunitätsprivileg besitzt, sich eines größeren Maßes von Selbständigkeit erfreut, — die Urkunde König Heinrich III. vom 25. November 1045 eximirt das Kloster für alle Zeit von der Grafengewalt, räumt dem Abt Besitz und Verwaltung des Klosters ein und verstattet ihm das Recht einen Markt und sogar eine Münze, ein unzweifelhaftes Attribut souveräner Gewalt, in Seligenstadt zu haben, allein nur kurze Zeit dauerte die Periode, und bald sehen wir wieder dem Seligenstädter Kloster gegenüber den Kaiser sein altes Verfügungsrecht über die Abteien in Anspruch nehmen.

Wie unsere Leser bereits wissen, wußte Erzbischof Sifrid von Mainz die Intriguen des Erzbischofs Adalbert von Bremen gegen das Kloster Lorsch zu seinem Vortheile auszunutzen. Er brachte gefälschte Urkunden von den Kaiser Otto I., Heinrich II. und Konrad II. zum Vorschein, inhaltlich welcher sein Vorgänger Luitbald die Abtei, welche zur Mainzer Kirche gehörig sei, bis zu seinem Lebensende unangefochten besessen habe, und habe er geklagt, daß dieselbe dem Erzbisthume in ungerechter Weise entrissen worden sei. Der nach der Lorscher Abtei lüsterne Erzbischof Adalbert, dem es darum zu thun war, einen gefährlichen Gegner, der ihm entstehen konnte, mundtodt zu machen, gewann den König für die Vorspiegelungen Sifrids, und der König sprach aus, daß er Angesichts solcher Beweise der Mainzer Kirche das ihr ungerechter Weise Entrissene restituire. Die Urkunde ist ausgestellt am 14. Juni 1063. Seligenstadt gehörte durch dieselbe zum Bisthum Mainz und verblieb bei demselben nach allerlei Verwickelungen bis zur Säcularisation des Klosters.

Das Marktprivileg König Heinrich III. gab offenbar Veranlassung zur Bildung der Anfänge einer Stadt, welche sich von jener Zeit an neben der Abtei entwickelte. Urkundlich erscheint die Stadt zum Erstenmale im Jahr 1175. Diese Stadt Seligenstadt nahm Kaiser Friedrich I. von dem Erzbischof zum Lehen. Der greise Kaiser befand sich daselbst nach dem Reichstage zu Mainz am 7. April 1188 zu Seligenstadt und aus jener Periode stammen auch wohl die Anfänge des in seinen Trümmern heute noch sichtbaren Kaiserpalastes. An den Ufern des Maines erhebt sich die aus rothen Sandsteinquadern errichtete, im romanischen Styl gehaltene Façade des unteren Stockwerks mit einer Reihe von Fenstern und zwei Thüröffnungen. Auch Friedrich II. wußte sich im Besitz Seligenstadts zu erhalten, und die Stadt verblieb unter sämmtlichen Hohenstaufen königliches Besitzthum, bis sie nach dem Tode des letzten Hohenstaufischen Königs wieder an den Lehensherrn, den Mainzer Erzbischof, zurückfiel.

Nach dem Tode des Erzbischofs Werner von Eppstein 1284 gab der Besitz von Seligenstadt zu einem langwierigen Zwist zwischen den Mainzer Erzbischöfen und dem mit der Thronbesteigung König Rudolphs wieder kraftvoll auftretenden deutschen Königen Veranlassung. Während der Erledigung des Mainzer Bischofsstuhls nahm König Rudolph die Stadt Seligenstadt an sich, lud das Mainzer Kapitel vor seinen Thron, um sich wegen der Entziehung von Reichsgut zu verantworten, und forderte es auf, die Beweise für sein vorgeblich besseres Recht beizubringen. Rudolph, für welchen die Bürger von Seligenstadt Partei ergriffen, behielt auch die Stadt unbekümmert um die geistlichen Proteste. Mit der Stadt Seligenstadt nahm Rudolph auch die umliegende Grafschaft Bachgau in Besitz und übertrug diese dem Graf Ulrich von Hanau. Durch Adolph von Nassau, den Nachfolger Rudolphs, welcher Seligenstadt dem Erzbischof Gerhard von Mainz als Lohn für seine Erwählung zum römischen König versprochen hatte, ging Seligenstadt und der Bachgau wieder an Mainz verloren. Auch der Nachfolger Adolphs, König Albrecht, welcher gleichfalls des mächtigen Bischofs bedurfte, bestätigte die Gebietsabtretung seines Vorgängers, bis ein Ereigniß eintrat, durch welches Mainz

---

Wissenschaft zu Wien, Phil. historische Classe, LXXXI. Heft 1, 2 und 3. Desgl. Ernst Wörner im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1874 Nr. 9, „die deutschen Kaiser und Stadt und Abtei Seligenstadt“.

abermals sich in dem Besitz des kaum errungenen Gebietes bedroht sah. Gerhard von Mainz hatte die kaiserliche Gunstbezeugung so rasch vergessen, daß er sich dem von den rheinischen Kurfürsten, nämlich Dietrich von Trier, Wichbold von Köln und Rheinpfalzgraf Rudolph, am 14. October 1300 gegen Albrecht zu Heimburg errichteten Bündnisse angeschlossen. Als Albrecht von diesem Bund Kenntniß erhielt, beschloß er, denselben rasch zu zersprengen, ehe die Gegner eine Entscheidung wagen konnten. Er sammelte ein Heer, setzte sich mit den Städten am Rhein in's Einvernehmen und eröffnete bereits im Mai 1301 den Feldzug. In demselben Maße als er Fortschritte machte, wuchs der Muth und die Unternehmungslust der von den mächtigen Reichsfürsten niedergedrückten Städte, welche wir von jeher in der deutschen Geschichte, sobald eine Fehde zwischen dem Kaiser und einzelnen Reichsfürsten zum Ausbruche kommt, auf kaiserlicher Seite sehen. Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar gingen damals einen Bund ein. Jetzt war auch für Seligenstadt der Moment erschienen, wo es Gelegenheit finden konnte, die Mainzische Herrschaft von sich abzuschütteln. Am 25. September 1301 trieb ein neuer Waffenerfolg Vogt, Schöffen, Rathmannen und Bürgerschaft zu einem raschen und kühnen Entschlusse. Bingen war an diesem Tag in die Waffengewalt Albrechts gefallen. Diese Nachricht gelangte kaum nach Seligenstadt, als Bürger und Rath sich selbst als freie Reichsstadt proclamirten und als solche dem Bündniß der Städte beitraten.

„Da wir dem heiligen römischen Reich verbunden sind gleich wie Frankfurt", heißt es in dem betreffenden Beschlusse. Als freie Reichsstadt wurde Seligenstadt auch bei dem Friedensschlusse, welcher am 21. März 1302 zu Speyer erfolgte, anerkannt. Es heißt in der Urkunde:

„Dem König verbleibt Seligenstadt mit Zubehör so lange, bis der Erzbischof es ihm angewinnt mit Recht, zu welchem der König ihm stehen will". Seligenstadt war nun als freie Reichsstadt förmlich anerkannt und als solche schloß sie ein zweites Bündniß mit Frankfurt am Main am 20. Februar 1306.

Die Mainzer Bischöfe aber waren nicht säumig, sobald sich eine Gelegenheit bot, ihre alten Ansprüche auf Seligenstadt zur Geltung zu bringen. Heinrich Graf von Lützelburg bewarb sich um die deutsche Königskrone und versprach dem Erzbischof Peter von Mainz für seine Stimme die Stadt Seligenstadt und die Grafschaft Bachgau. Zum König erwählt erließ Heinrich am 15. Mai 1309 eine königliche Sentenz, durch welche die Stadt Seligenstadt und der Bachgau dem Mainzer Stuhle zugetheilt wurden. Heinrichs Nachfolger, Ludwig der Bayer, kaufte sich gleichfals die Mainzer Stimme durch das Versprechen, den Spruch Heinrichs zu bestätigen, was auch geschah. Nur neun Jahre dauerte die Unabhängigkeit Seligenstadts, und Mainz that in der Folge alles, diese kurze Epoche städtischer Freiheit als nicht vorhanden gewesen hinzustellen.*

Uns dient dieses durch drei Jahrhunderte fortgesetzte Ringen von Mainz nach dem Besitze von Seligenstadt als Beispiel, wie kläglich es um die Macht der deutschen Könige und römischen Kaiser

---

* Steiner, welcher die obigen, zuerst von Ernst Wörner (Correspondenzblatt von 1874 9. 10. u. 11.) mitgetheilten Vorgänge nicht kennt, gibt an, Seligenstadt sei seit 1292 in Mainzischen Besitz geblieben bis auf die heutigen Zeiten. Ueber die Erwerbung Seligenstadts durch das Mainzer Erzbisthum gibt Ernst Wörner in Nr. 9 des „Correspondenzblatts des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine", Jahrgang 1873 eine interessante Kritik der Urkunde, durch welche Seligenstadt an Erzbischof Siegfried von Mainz übertragen wurde. Siegfried war lange Zeit (1060—1084) einer der am meisten maßgebenden Räthe des jungen Königs Heinrich IV. Nach dieser Urkunde hätte der Erzbischof dem König Urkunden (charte) von dem Kaiser Otto I. Heinrich II. und Konrad II. vorgelegt, inhaltlich deren sein Vorgänger Luitbald die Abtei bis zu seinem Lebensende unangefochten besessen habe; er hätte geklagt, daß dieselbe dem Erzbisthum in ungerechter Weise entrissen worden sei. Der König spricht aus, daß er Angesichts solcher Beweise, das der Mainzer Kirche ungerechter Weise Entrissene derselben restituire. Nach Wörner erscheint es in hohem Grade zweifelhaft, daß Erzbischof Siegfried ächte Urkunden der bezeichneten Art besessen und weist derselbe darauf hin, daß die Bursfelder Congregation, als dieselbe im 18. Jahrhundert eifrig für die Patronatsrechte ihrer Klöster gegen den Bischof von Mainz stritt, sich ausführlich über die Urkunde von 1063 verbreitete und behauptete, der Erzbischof habe alle dem König vorgelegten Urkunden gefälscht! Bei dem intriganten Charakter des Erzbischofs und dem Leichtsinn des jungen Königs, der ein klägliches Werkzeug seiner Rathgeber war, erscheint diese Deutung in hohem Grade wahrscheinlich.

selbst in der Periode ihres höchsten Glanzes bestellt war, und noch manche merkwürdige Thatsache werden wir im Verlaufe unserer Darstellung hierfür aufführen. Um sich Stimmen zu erkaufen, sehen wir drei Könige nach einander Reichsgut verschleudern, und an dem Beispiele von Seligenstadt zeigt sich jene Politik in ihren Anfängen, durch welche später das deutsche Königthum zu einem Schattenkönigthum herabsank. Das Wachsthum und eine im Laufe der Jahrhunderte zunehmend unabhängigere Stellung der auf Kosten des Reiches mächtig gewordenen Einzelstaaten, das Fehlen einer starken Centralgewalt, welche die Städte und kleineren Staatsorganismen gegen die Vergrößerungssucht ihrer Nachbarn zu schirmen vermochte, hat das alte deutsche Reich zu Falle gebracht. Die Ueberhebung der Einzelstaaten über das Reichsoberhaupt hat in ihren Consequenzen nach Austerlitz, Auerstädt und Jena, ihre Unterordnung nach Wörth, Metz und Sedan geführt.

Diese mannigfachen Kämpfe um das Schicksal der Stadt und der Widerwille der nach einer reichsunmittelbaren Stellung ringenden Bürger gegen die Mainzische Herrschaft scheint auch den Grund zu den mannigfachen Zerwürfnissen zwischen Stadt und Abtei gelegt zu haben und zu dem fortwährenden Grolle, welchen die Bürger gegen die Mönche hegten. Namentlich über die Grenze des Gebiets der Abtei kam es wiederholt zu Streit und Gewaltthätigkeiten, so daß sogar im vierzehnten Jahrhundert einst der Burggraf von Friedberg als Missus des Kaisers in die Stadt einrückte und Ruhe und Frieden herstellen mußte. Noch aus dem dreißigjährigen Kriege ist ein Bericht des Priors Leonhard Walz vorhanden, welcher klagt, die Bürger, wenn sie dem Kloster einen Schabernack anthun könnten, seien schneller dazu bereit als der Floh im Sprunge!

Als 1467 Diether von Isenburg, für welchen die Einwohner von Seligenstadt in der Fehde mit seinem Gegner Adolf Partei ergriffen, nach dem Tode Adolfs von Nassau von neuem den bischöflichen Stuhl einnahm, sahen die Bürger nicht ohne Schadenfreude wie der Bischof, als unter Abt Reinhard Wohlleben und Lüderlichkeiten in dem Kloster herrschten, persönlich in der Abtei erschien und über die schuldigen Mönche ein Strafgericht hielt. Im Bauernkrieg plünderten die Bürger die Abtei, die Reformation findet rasch in der Stadt Eingang, und als der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der Klosterverheerer, „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind", (Siehe S. 28) mit seinen Truppen aus Franken nach dem Rhein vordrang, sehen wir die Bürger für den Markgrafen sich erklären. Der Abt mußte damals vor dem aufgeregten Volke die Flucht ergreifen.

Der dreißigjährige Krieg zeigt uns in Seligenstadt dasselbe Schauspiel, wie es uns Wimpfen, die Pfalz und die landgräflich hessischen Besitzungen darbieten. 1622 hatte Tilly sein Hauptquartier hier, und auf den furchtbaren Heerführer folgte eine noch weit schrecklichere Geißel, die Pest. Am 25. November 1631 hielt der Schwedenkönig Gustaph Adolph in Seligenstadt seinen Einzug. Er kam, „auf der damals noch befahrenen alten Straße, welche nahe am südlichen Mainufer bei dem nächst der Stadt stehenden steinernen Crucifixe hervorkam und nach dem Oberthor der Stadt führte; hier hielt an der Spitze seines Heeres der König Morgens 10 Uhr des gedachten Tages". Geistliche und Beamten hatten die Flucht ergriffen und die Bürger übergaben dem König die Schlüssel der Stadt und empfahlen sie seinem Schutze. Der König nahm die geängsteten Leute gnädig auf und begnügte sich damit, der Stadt eine Contribution von 1200 Thalern aufzuerlegen. Wir besitzen aus jener Zeit einen Bericht eines Augenzeugen, des oben erwähnten Priors Leonhard Walz, welcher sich lobend über den König ausspricht und sagt, er sei ein bewährter Soldat, über alles menschlich und enthaltsam gewesen, habe scharfe Kriegszucht gehandhabt und die Verbrecher strenge gestraft; „ihm habe um vollkommen zu sein nur eine rechtmäßige Ursache zum Krieg und der römisch-katholische Glaube gefehlt," gewiß eines der schmeichelhaftesten Zeugnisse, welche dem schwedischen königlichen Krieger bis jetzt von gegnerischer Seite ausgestellt wurden*. In der Schilderung, welche Walz dagegen von der Königin

* Der Bericht ist in Steiner's Geschichte von Seligenstadt in deutscher Uebersetzung enthalten.

entwirft, finden wir jene unglückseligen Charakterzüge, welche später auf die Tochter Gustav Adolphs, jene von der Geschichte gebrandmarkte Christine von Schweden, übergingen und sie zu ihren maßlosen Verirrungen führten. Mit Recht tadelt Walz das gänzlich unweibliche Auftreten der Königin, welche einige Monate später ihrem Gemahl folgte. Als sie durch Seligenstadt kam, hatte sie vor ihrem Wagen her ihren auf einem Pferde sitzenden Leibaffen, welcher eine Kapuzinerkleidung trug, den Rosenkranz in der Hand und die Platte kahl geschoren hatte, zur Bezeigung ihrer Verachtung gegen die Katholiken," — „eine eines lächerlichen Weibes würdige Belustigung," fügt Walz hinzu.

Trotz aller Kriegszucht wurde, als der König nach seinem Einzug in der Stadt sein Mahl einnahm, das Kloster von Bürgern und Soldaten gemeinsam geplündert. Der König stellte die Ordnung her, setzte eine Behörde ein, gab der Abtei eine Schutzwache und sorgte während der nächsten drei Jahre, während welcher er die Stadt in seinem Besitz behielt und während welcher er nochmals seinen Aufenthalt in Seligenstadt nahm, dermaßen für strenge Mannszucht, daß die Schweden den Bürgern nicht einmal Gemüse hinwegzunehmen wagten.

Später als der in schwedischen Diensten stehende Graf Philipp Wolfgang zu Hanau mit seinen Truppen auf dem Marsche nach Dieburg durch Seligenstadt kam, wurde die Abtei geplündert, und diese wäre sicherlich, als in Folge des wüsten Treibens der Plünderer Feuer ausbrach, niedergebrannt, wenn es nicht gelungen wäre, das Feuer, weil der Kälte wegen kein Wasser zu bekommen war, mit dem Wein aus dem Klosterkeller zu löschen. 1632 wurde die Abtei abermals durch die Schweden geplündert. Ebenso hausten die Schweden 1637 und 1646, wo Franzosen und Soldaten des Heeres Herzogs Bernhard von Weimar die Stadt verwüsteten und zum Theil niederbrannten. Der westphälische Friede fand die Einwohner als Bettler, die einst üppige Stadt in Ruinen und kaum noch bewohnt, der reiche Bachgau aber war zur Wüste geworden.

Durch den Fleiß niederländischer Wollweber, welche sich nach dem furchtbaren Kriege hier niederließen, erlangte die Stadt im Laufe des nächsten Jahrhunderts wieder einen großen Theil ihres früheren Wohlstandes, so daß die Feier des 900jährigen Bestehens der Abtei, welche man 1725 beging, sich der regen Antheilnahme einer glücklichen Bevölkerung erfreute. Auch während des siebenjährigen Krieges blühte der Handel und Gewerbfleiß der Stadt, bis die Kriege, welche in dem letzten Jahrzehnt des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts einander folgten, ihrem Wohlstand aufs Neue einen empfindlichen Stoß versetzten. In Folge des Lüneviller Friedens wurde die Abtei säkularisirt und Seligenstadt und der Bachgau kam 1802 an Hessen. Auf den 16. August 1803 wurden die Beamten, die Geistlichkeit, Schullehrer und Bürgermeister „aus den Mainzischen, Wormsischen, Pfälzischen und sonstigen Entschädigungslanden" nach Seligenstadt beschieden, wo Landgraf Ludwig X. in der Abtei persönlich die Huldigung entgegennahm.

Culturgeschichtlich ist es nicht ohne Interesse, daß über die Gegenwart der in den Städten des Mainufers in großer Zahl anwesenden Juden schon ziemlich frühe Urkunden vorhanden sind. Im vierzehnten Jahrhundert, wo Seligenstadt sich schon eines regen Gewerbefleißes rühmen konnte und mehrere Zünfte und Gilden bestanden, waren auch bereits Juden daselbst ansäßig. Es ist sogar von einer „Judengasse" die Rede, die jedoch auch Christen unter den Häuserbesitzern aufweist. Im Jahre 1423 scheint das Geld der Juden bereits eine große Rolle gespielt zu haben, denn die Polizei verbietet, bei Nacht und Nebel in die Judenhäuser zu gehen; wer Geld bei ihnen leihen oder zahlen wolle, möge „bei lichtem schönem Tage" dahin gehen. Mehrmals war die Stadt der Schauplatz grausamer Judenverfolgungen, und nicht minder forderte ein anderer Wahn einer späteren Zeit, der Hexenaberglaube, hier seine Opfer. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden in Seligenstadt, während 6 Jahren, 8 Personen als Hexen verbrannt.

Die inmitten einer herrlichen, fruchtbaren Ebene gelegene Stadt Seligenstadt, welche gegenwärtig 3628 Einwohner zählt, bietet eine Reihe von Sehenswürdigkeiten, welche den Kunstfreund auf das

Lebhafteste zu fesseln vermögen, vor allem die Abtei, nachweislich, mit Ausnahme der um wenige Jahre älteren Basilika zu Steinbach, die älteste aller Bauten zwischen Rhein und Main. Dem ursprünglichen Bau Einhard's gehören jedoch nur die Pfeiler des Langschiffes und Theile der Mauer des Querschiffes an. Der Chor nebst dem Vierungsthurm stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Inschrift der Engelsglocke, ein hervorragendes Werk der Gießkunst des Mittelalters, welches die Abtei beherbergt,* deutet darauf hin, daß die Erbauungszeit des Thurmes sich zwischen 1253 und 1296 festsetzen läßt. Die Glocke gehört, wie Friedrich Schneider nachweist, dem ersten Geläute an, welches den neuen Chorbau von Einhards Gründung zierte. Der neue Hochaltar in diesem Chor wurde 1253 geweiht, 1296 aber ist die Jahreszahl, welche die Inschrift der Glocke trägt, also muß die Vollendung des Thurmes zwischen diese beiden Jahreszahlen fallen. Die Glocke ist eine der ältesten, welche Deutschland besitzt, und sie nimmt dem Alter nach ungefähr die zehnte Stelle ein. Die zu St. Burkard in Würzburg, die älteste deutsche Glocke, trägt die Jahreszahl 1249, eine andere im Dome zu Minden 1251.

Ein marmorner Sarkophag im Chor der Kirche verwahrt die Ueberreste von Einhard und Imma. Der alte Steinsarg Einhard's, welchen die Kirche besaß, wurde 1607 auf Befehl des Kurfürsten Schweickard von Mainz geöffnet, 1722 wurden die Gebeine von Einhard und Imma und diejenigen ihrer Schwester Gisela in diesen prachtvollen Marmorsarkophag übertragen. Vor wenig Jahren noch wurden, bei einer förmlichen Erhebung, die Gebeine mit den umhüllenden Gewändern vorgefunden. Der alte, steinerne, einfache Sarkophag wurde 1810 von Großherzog Ludwig I. dem Grafen Franz von Erbach für seine Sammlung geschenkt, zu deren kostbarsten Bestandtheilen er gegenwärtig noch gehört.

Unter den dem Zeitalter des Barokstyls und des Rococo angehörigen Klostergebäuden tritt zunächst das Prälaturhaus, die Wohnung der Aebte, jetzt Dienstwohnung des Forstmeisters, hervor. Im oberen Stockwerke befanden sich die für hohe Gäste bestimmten sogenannten Kaiserzimmer, in welchen die deutschen Kaiser auf ihren Krönungsfahrten übernachteten. Karl VI. bewohnte sie 1714 und der letzte Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, Franz II., 1792.

Das alte Abteigebäude, welches in seinem oberen Stockwerk die Zellen der Conventualen, im unteren die Speisesäle und die Capitelstube enthält, ist jetzt der Sitz des Großherzoglichen Landgerichts. Die Aktenregale und Schreibtische nehmen sich fremdartig in den alten Klosterräumen aus, und wenn wir die Gänge und Treppenaufgänge durchschreiten und unser Blick da und dort auf einem der Stuckverzierungen und Gesimse haftet, beleben sich längst erloschene Bilder vor unserem Auge und es entrollt sich vor uns das Klosterleben früherer Jahrhunderte in seiner ganzen Behaglichkeit und Beschaulichkeit. Mancher fröhliche Zecher mag von den Schätzen, die das Kloster in seinem Keller barg, geschwelgt haben, aber auch mancher der Klosterbewohner labte sich an den Schätzen des Wissens, wie die reichen, oft benutzten Bände der Klosterbibliothek, eine der besten des Landes, jetzt einer der werthvollsten Bestandtheile der Großherzoglichen Hofbibliothek, beweisen.**

Unweit der Abtei befindet sich der Palast der Hohenstaufen, die rothe Burg, wie diese Ruine heute im Volksmunde heißt. Sein Baustyl, wiewohl weniger entwickelt, zeigt eine große Ueberein-

* Siehe Friedrich Schneider im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, Jahrgang 1874. Nr. 2.

** Einer der Bestandtheile der Bibliothek bildete eine treffliche Ausgabe der Werke des Elsässer Predigers Gailer von Kaisersberg, der seiner Zeit mit einem Aufsehen erregenden Ungestüm und wirksam unterstützt durch einen wahrhaft beißenden Humor gegen die in den Klöstern eingerissene Lüderlichkeit zu Felde zog. Ich habe die

stimmung mit den Ruinen des Palastes zu Gelnhausen, und seit Mollers Mittheilungen* erscheint es bereits außer Zweifel, daß gleich diesem, auch die Erbauung des Seligenstädter Palatiums in die Regierungsperiode Friedrich Barbarossa's fällt. Auch an dem Seligenstädter Palast sind deutliche Spuren eines zweiten Stockes erkennbar. Nach dem Main hin ist der langgestreckte Bau in zwei starke Mauerleisten eingefaßt, und darin sind zwei Fenstergruppen, welche von zwei dazwischen liegenden Thüren und Freitreppen unter sich geschieden sind, bemerklich. Die östlichen beiden Fenstergruppen mit einer Thür in ihrer Mitte sind in den Formen übereinstimmend und könnten zusammen einem größeren Raum angehört haben, die von der zweiten westlich gelegene Fenstergruppe ist mit je zwei Säulchen in den Fensteröffnungen geziert und hatte wohl in der zugehörigen Thüre einen besonderen Zugang.

Die neue evangelische Kirche von Karl Eickemeier in Offenbach 1846 als die erste Baute des Gustav-Adolph-Vereins vollendet, bildet mit ihrem zierlichen schlanken Thurm eine der schönsten Zierden der Stadt. Sie ist an der Stelle erbaut, wo Gustav Adolph am 25. November 1631 an der Spitze seiner Armee zu Pferde hielt und die Schlüssel der Stadt in Empfang nahm.

Noch manches Merkwürdige hat Seligenstadt aufzuweisen. Dahin gehört der originelle Erker in einem unweit des Rathhauses gelegenen Eckhause mit der Jahreszahl 1596 und einer prachtvollen Stuckdecke aus jener Zeit. Schmiedeeiserne im Renaissancestyle gehaltene Thürklopfer sieht man noch da und dort, und von den alten Festungsthürmen ist noch der Steinheimer Thorthurm erhalten, ein im Style des 17. Jahrhunderts, welches schon Pulver und Blei ernsthafteren Trotz bieten mußte, errichteter prachtvoller Bau, mit Steingallerie und hoch aufragendem gegliedertem Dache.

Viele Bauten, welche Seligenstadt einst zierten, sind niedergerissen worden, unter anderen nicht weniger als drei Thorthürme, welche der Historiker Steiner noch sah, darunter auch derjenige, durch welchen Gustav Adolph seinen Einzug hielt. Auch die Pfarrkirche und die Laurentiuskirche wurden in diesem Jahrhundert zerstört. Von einem dieser Gebäude stammen noch die zierlichen Säulchen her, welche in einem Tempel der Abteikirche gegenüber vermauert sind; hoffen wir, daß unsere heutige Generation, die in den Bauten früherer Jahrhunderte geschichtliche Denkmale ehrt, das was in Seligenstadt durch glückliche Zufälle aus der Epoche Einhard's und der Hohenstaufen sich noch erhalten hat, künftigen Generationen als Erbe des Ruhms der Väter ungeschmälert übergibt.

Die Abteikirche zu Seligenstadt.

Die glänzendste bauliche Zierde Seligenstadts bildet die Abteikirche, die, obwohl sie im Laufe der Zeit durch An- und Umbauten die mannigfachsten Veränderungen erlitten und daher die verschiedenartigsten Stylarten erkennen läßt, doch in ihrer Gesammtheit einen großartigen Eindruck hervorbringt und für Jahrhunderte hinaus als ein Denkmal mönchischer Pracht, eine Zierde der Ufer des Mains verbleiben wird. Architekt Et. Braden in Offenbach hat auf Grund der 1868 — 1878

---

früher der Seligenstädter Klosterbibliothek angehörige Originalausgabe der Werke Gailers seiner Zeit behufs einer größeren Arbeit über diesen Prediger benutzt und sah zu meiner Erheiterung, daß ein Seligenstädter Klosterbruder alle in der Postille, einem der Hauptwerke Gailers, enthaltenen boshaften Aeußerungen über das Mönchwesen unterstrichen und mit beifälligen Randglossen versehen hat. Oft äußerte er sein Wohlbehagen durch zwei und dreimaliges rothes und blaues Unterstreichen.

* Archiv für Hessische Geschichte Bd. II.

unter seiner und des Architekten Grimm Leitung stattgehabten Restauration der Kirche, in Band 13 des „Archiv für hessische Geschichte“ (1874) über die Hauptbauperioden der Kirche Folgendes festgestellt.

Die Abteikirche zu Seligenstadt wurde von Einhard im Jahr 827 oder 828 erbaut. In ihrer damaligen Anlage bildete dieselbe eine einfache Pfeilerbasilika; sämmtliche Räume mit flacher Decke. Von der alten Basilika existiren noch die Umfangswände der Seitenschiffe bis auf die Dachgesimshöhe. Die Pfeiler des Mittelschiffes innerhalb der Blendung mit der Oberwand; ferner von Details die Basen unter dem Plattenbeleg der Kirche und ein Stück der Gurt über den Arkadenbögen des Mittelschiffs.

Die alte flachbedeckte Basilika wurde im 10. Jahrhundert, nach einer Volkssage bei einem Einfall der Hunnen zum größten Theil durch Brand zerstört. Die Brandspuren lassen sich noch nachweisen.

In veränderter Anlage wurde die Kirche nach der Zerstörung aufgebaut, sicher ist, daß dieselbe bei der 1022 in ihr abgehaltenen Provinzialsynode völlig wiederhergestellt war. Von dieser Kirche existiren noch, abgesehen von kleineren Theilen, der linke Westthurm und zwei Kreuzesarme.

Die Kirche von 1022 wurde im 12. Jahrhundert theilweise wieder durch Brand zerstört und mögen hierbei vorzüglich die östlichen Anlagen stark gelitten haben. Im Anfang des 13. Jahrhunderts fand ein Wiederaufbau statt. Dieser Periode gehörten die eigentliche Choranlage mit Apsis und Vierung an, die zwei östlichen unvollendeten Thürme im Winkel des Chores und die Querschiffe. In ihren Hauptheilen sind die sämmtlichen Bauten des 13. Jahrhunderts noch erhalten, der Vierungsthurm (Engelsthurm) mit weiterem Stockwerk und veränderter Bedachung.

Von da an scheint die Kirche durch Brand verschont geblieben zu sein; die verschiedenen Veränderungen, welche sie seit dem 17. und 18. Jahrhundert erlitten hat, waren dagegen nicht weniger durchgreifend und formverändernd. Besonders waren es die Aebte Franz I. (1674 — 1695), Franz II. (1696 – 1715), Peter IV. (1715—1730) und Bonifaz I. (1730—1738), welche der Kirche den Character des damals blühenden Barockstyls zu verleihen suchten.

Unter dem tödtlichen Einflusse dieses Styles verschwanden die Pfeilerbasen und Gurte der alten Basilika, wurden die so kräftig aufstrebenden Säulenbündel der Vierungskuppel verstümmelt und verblaßten für immer die Wandgemälde der Apsis. Selbst die Todten ließ man nicht ruhen und die Gebeine Einhards, Imma's und Gisla's, die früher in einfachem Steinsarge beigesetzt waren, mußten in einem geschmacklosen Marmorsarkophag ihre Aufnahme finden. In einer solchen Epoche der zu bloßen Decorationszwecken entwürdigten Architektur konnten natürlich die einfachen Formen der alten Basilika nicht genügen, die flachen Decken und die engen Fenster. Mit pomphafter Prahlerei suchte man aus der ursprünglichen Anlage etwas zu bilden, was sie vermöge ihrer Verhältnisse und ihres ganzen Wesens nicht sein konnte — eine gewölbte Basilika — und da sich in hohen und weiten Lang- und Querschiffräumen diese Willkür wegen der Schwäche der Mauern nicht ungestraft begehen ließ, so griff man zu einer Lüge, der Scheinconstruction von Holzgewölben. Mehr glaubte man den Seitengewölben zumuthen zu können und in Folge dessen sind mehrere dem Einsturz nahe. In diese Epoche fällt auch die Erhöhung der Kuppelbekrönung des Vierungsthurms, die Erneuerung der Schiffdächer, sowie in deren letzte Phase die Erbauung des nunmehr in Ruinen befindlichen rechten Westthurms.

Eine neue Epoche hat mit der in der jüngsten Restaurationsperiode von 1868 auf 1872 erfolgten Erbauung der beiden Westthürme, sowie der hierauf folgenden Erneuerung der Seitenschiffe und Dächer begonnen. Hiermit ist ein weiteres Stück der alten Basilika verschwunden und Einhards Bau wird bald nur noch der Geschichte angehören. Am 15. December 1878 fand der feierliche Abschluß der 1868 bis 1878 ausgeführten Restauration statt, durch welche die ehrwürdige Kirche in einer dem ursprünglichen Style möglichst entsprechenden Weise wiederhergestellt wurde.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit, das Wahrzeichen der Stadt, ist der große hölzerne Löffel, welcher ehedem im Gasthaus „zur Krone“ aufbewahrt wurde, jetzt aber sich im Besitz der Familie Johann Peter Rettinger befindet. Er ist künstlich aus einem Stücke geschnitzt. Die Sage führt ihn auf die Zeit Kaiser Karl des Großen zurück, und Imma soll dem Kaiser aus diesem Löffel das Gericht angeboten haben, an welchem er seine Tochter wiedererkannte. Der Löffel stammt in Wirklichkeit aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ein ähnlicher, im „Riesen“ vorhandener Löffel, stammt aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die beiden Löffel gehören zu jenen Curiositäten, wie sie die gute alte Zeit, in welcher man noch keine Eisenbahnen und Gasthäuser mit befrackten Kellern kannte, zahlreich aufwies, und wie Dompräbendat F. Schneider in Mainz in einer im Archiv für Hessische Geschichte (Bd. XIII. Heft 2) enthaltenen Arbeit mit Recht bemerkt, verdanken sie unzweifelhaft der weingrünen Zecherlaune ihre Entstehung, welche sich in den Trinkgesellschaften der Augsburger Kaufleute, die nach Frankfurt zur Messe fuhren, geltend machte. Kindern und Kranken pflegt man in den Weingegenden den Wein löffelweise zu reichen. Tapfere Zecher mochten wohl zum Scherz den Brauch in ihrem Sinne erweitert und statt eines Eßlöffels ein solches Löffelungethüm, welches Hünengestalten dienen konnte, geschaffen haben. Das Maß des Löffels war die Probe für die Aufnahme in den Kreis der Trinker, und damit man alle Kräfte aufbiete, um das Vorschriftsmäßige im Trinken zu liefern, wurde dem Neuling die mächtige Kette um den Hals geschlossen, damit er nicht absetze, bis der Löffel zur Neige geleert war. Um den Akt in aller Form zu beschließen, mußte ein Eintrag in einem schweinsledernen Folianten geschehen, welcher zahllose Namen von Mitgliedern des fröhlichen Trinkerbundes aufweist. Leider ist das erste Buch, welches zu dem älteren Löffel in der Krone gehörte, nicht mehr vorhanden. Die Fortsetzung beginnt mit dem Jahr 1691 mit folgenden Reimen:

Wie manches schöne Graß verdirbt auf grüner Heyde,
Wie manches feine Mägdelein in einem schlechten Kleyde,
Wie mancher schöner Baum in einem tiefen Grundt,
Wie mancher guter Rather in eines Armen Mundt!
Bernhard Breiff d. jung.

Auch Peter der Große soll sich in das Seligenstädter Löffelbuch eingezeichnet haben.

Auf dem älteren, im Besitze der Familie Joh. Peter Rettinger befindlichen Löffel sind folgende Reime eingegraben.

Willkommen zu Seelg'n Statt
Hier pflegt man einzuschenken
und dabei zu gedenken
was Recht der Löffel hat
dan wer an diesem Orth
Sein Namen nicht kann lesen
Und niemals hier gewesen
Soll eh' er reiset fort
der werthen Compagnie
Einen guten Trunkh spendiren
Gleich wie sichs will gebühren
Und bis fein ohne Müh
dabei will der Herr Wirth
ganz dienstbar sich erweisen
drauf wird man glücklich reisen
Und künftig frey passiret.

Der Löffel im „Riesen“ ist um 3 Centimeter kürzer und ohne Inschrift. Noch reicht ihn der Wirth, wenn eine frohe Zechgesellschaft sich zusammenfindet. Wer nach dem fruchtbaren sonnigen Mainthal einen Ausflug unternimmt und Seligenstadt berührt, dem rathen wir den alten Gebrauch zu ehren, gehoben und gestärkt wird er die Reise fortsetzen und Seligenstadt, die „Stätte der Seligen,“ in einem fröhlichen Andenken behalten.

Von Seligenstadt in südlicher Richtung führt die Landstraße nach Babenhausen, welchem schon 1295 von König Adolph das Stadtrecht verliehen wurde. Aus jener frühesten Periode stammen wohl die romanischen Arkaden mit den romanischen Säulen im Erdgeschoß des heutigen Schlosses, an dessen Stelle sich wahrscheinlich schon früher ein burglicher Bau erhob. Babenhausen erfuhr mehrfache Besitzwechsel. Ursprünglich gehörte es den Pfalzgrafen von Tübingen, 1236 besaßen es die Herren von Münzenberg, von diesen kam die Stadt an Hanau und nach der Theilung des Hauses Hanau in zwei Linien an die Lichtenbergische Linie, von welcher es nach deren Aussterben Ludwig VIII. als Erbprinz und zwar als Gemahl der Hanauischen Erbtochter erhielt.* In die Hanauische Periode, vor Allem als um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Begründer der Hanau-Lichtenbergischen Linie, Graf Philipp I. seine Residenz hierher verlegt hatte, fällt die Blüthezeit der damals sich eines lebhaften Verkehrs und Handels erfreuenden Stadt. Lange Friedensjahre begünstigten ihr Aufblühen; erst im dreißigjährigen Kriege, wo eine schwedische Compagnie Fußvolk und sechzig Reiter hier siegreich eine sechswöchentliche Belagerung bestanden, sollte sie die Schrecken des Krieges empfinden. 1736 war die Herrschaft Babenhausen das Streitobjekt des Erbfolgestreites, welcher damals zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel über die Besitzungen des letzten Hanauer Grafen entbrannte. Hessen-Cassel ergriff sofort von der Stadt Babenhausen Besitz, und der unblutige Krieg, welcher beiderseits unter Entfaltung erheblicher Streitkräfte um den Besitz der Herrschaft geführt wurde, endigte mit ihrer Theilung. Erst 1810 kam Babenhausen selbst an Hessen-Darmstadt.**

Die Stadt birgt eines der herrlichsten Kunstdenkmale des Großherzogthums, den prachtvollen hölzernen Altarschrein ihrer Kirche, in sich. Leider ist der Name des kunstvollen Bildners unbekannt, dessen Hand die lebensvollen Gestalten, die er beherbergt, einst schnitzte. Ohne Zweifel verdankt er dem Ende des fünfzehnten, oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts seine Entstehung. Die mittlere Figur mit der päpstlichen Krone auf dem Haupte ist Gregor der Große, links von ihm steht der heilige Valentin in Bischofstracht, rechts befindet sich ein anderer Bischof, welchen die Tradition als den heiligen Bonifacius bezeichnet.

Seit dem Jahr 1878 ist in Seligenstadt eine von Dr. Mitscherlich in Darmstadt gegründete Braunkohlenzeche erschlossen worden. Dieselbe liegt vor dem Steinheimer Thor am Main, rechts von der nach Groß-Steinheim führenden Vicinalstraße. Die ersten Versuche bergmännischer Gewinnung der bei Seligenstadt lagernden Braunkohle gehen auf das Jahr 1776 zurück. Die früheren Unternehmungen schlugen jedoch in Folge der billigen Holzpreise fehl. Heute findet ein bereits ziemlich ausgedehnter bergmännischer Betrieb statt. Ein Förderschacht mit Maschinenhaus und Trockenhallen wurden im Sommer 1878 angelegt und seit Ende August desselben Jahres wurde mit der Fabrikation der Kohlenbriquets begonnen. Das Etablissement zeigte bisher einen erfreulichen Aufschwung.

Zwei Stunden von Seligenstadt, gleichfalls am linken Mainufer liegt Steinheim, dessen altes, auf einer Anhöhe gelegenes Schloß mit seinem Thurme die Stadt beherrscht. Im 13. Jahrhundert gehörte es zu den Eppensteinschen Besitzungen, 1294 kam es durch Heirath wieder an Katzenellenbogen, 1330 wieder an Eppenstein und 1424 brachte es Mainz durch Kauf von diesem an sich, von welchem es 1802 mit Seligenstadt an Hessen kam. Ebenso kamen Kleinkrotzenburg, Hainhausen, Jügesheim, Kleinauheim, Lämmerspiel, Mainflingen, Obertshausen, Rimbrücken und Zellhausen von den Mainzischen Besitzungen im Bachgau an Hessen.

---

* Walther, das Großherzogthum Hessen.

** Quartalblätter des historischen Vereins 1871 Nr. 3 und 4.

Ein Krieg im Style des Rococo.

Jene Zeit, in welcher der plastische und der musikalische Künstler ihre Größe in Schnörkeln suchten, in welcher eine tolle Etikette den persönlichen Umgang hemmte und erschwerte und im dienstlichen Verkehre der Behörden der Kanzleistyl sich zu den wunderbarsten Ausgeburten devotester Kriecherei verirrte, sollte in den kleinen deutschen Staaten auch nicht ohne mannigfache anderweitige lächerliche Erscheinungen verlaufen. Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Reichsfürsten, Städten und Abteien brachen zuweilen aus, die meist am Reichskammergericht ausgefochten wurden, und bei welchen ganze Berge von Akten nach und nach sich aufhäuften, welche bisweilen aber auch zu Kämpfen führten, die uns heute als höchst possirliche Pigmäenkriege erscheinen. Waren doch die Truppen der einzelnen Reichsstände in der damaligen Zeit so unkriegerisch und über alle Begriffe miserabel, daß unser hessischer Minister Moser der Ansicht war: „man solle dem Reich, so lange seine Kriegsverfassung keine bessere sei, auf ewig verbieten einen Reichskrieg zu führen“.

Diese erbärmliche militärische Verfassung, in welcher sich die einzelnen Staaten befanden, hatte wenigstens die gute Seite, daß die inneren Fehden, welche zuweilen zum Ausbruche kamen, Niemanden schadeten, und kaum hatten jemals die Sieger in einer solchen Schlacht diesen Sieg mit Gewissensbissen über geopferte Menschenleben erkauft. Ein solcher possenhafter Krieg kam auch aus Anlaß der Hanau-Lichtenbergischen Erbschaft, welcher wir im vorhergehenden Capitel erwähnten, zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt zum Ausbruch.

Im Jahre 1738 starb mit dem Grafen Johann Reinhard III. das uralte, reiche Geschlecht der Grafen von Hanau aus. Unter Friedrich Casimir, dem Oheim Johann Reinhards, war noch hundert Jahre früher die Hanau-Münzenbergische und Hanau-Lichtenbergische Grafschaft in einer Hand vereinigt gewesen. Zu dieser Herrschaft, das heißt zum Hanau-Münzenbergischen Theil, gehörte auch die Herrschaft Babenhausen mit den sämmtlich in der heutigen hessischen Provinz Starkenburg gelegenen Orten Babenhausen, Harreshausen, Altheim, Schafheim, Harpertshausen, Langstadt, Kleestadt, Schlierbach, Dudenhofen und Dietzenbach. Die Erbberechtigten der Besitzungen des Grafen Johann Reinhard II. waren Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, ersteres in Beziehung auf die Grafschaft Hanau-Münzenberg, letzteres bezüglich der größtentheils im Elsaß gelegenen Grafschaft Hanau-Lichtenberg mit den Aemtern Lemberg und Wilstett. Streitig war aber, ob die Herrschaft Babenhausen zur Münzenbergischen, oder zur Lichtenbergischen Hälfte gehöre. Schon bei Lebzeiten des alten Grafen Johann Reinhard machte diese Streitfrage den Rechtsgelehrten zu schaffen, und um späteren Streitigkeiten vorzubeugen, ließ er bereits 1729 seinen Enkeln, den Kindern des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, deren ältester der nachmalige Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt war (geb. 1719), das Amt Babenhausen unter dem Vorbehalt seines persönlichen Besitzrechts eigenthümlich übertragen.

Hessen-Cassel galt es nun darum, die nach dem Tode des alten Grafen Johann Reinhard bevorstehende Besitznahme der Herrschaft Babenhausen durch Hessen-Darmstadt zu hindern, und als wegen der Belehnung mit Schafheim, einem pfälzischen Lehen, Streitigkeiten zwischen Hessen-Darmstadt und der Pfalz entstanden, welch' ersteres später auch wirklich die Belehnung empfing, gelang es Hessen-Cassel, den alten Grafen von Hanau angeblich zur Sicherung seines Gebiets, zur Aufnahme einer Casselischen Garnison in seiner Residenz Hanau zu bewegen.

Hessen-Cassel hatte nunmehr in der gräflichen Residenz die Gewalt in Händen und säumte nicht, sich derselben zu bedienen. Im Februar 1736 überfiel den alten Grafen eine Krankheit, an deren tödtlichen Ausgang Niemand mehr zweifelte; nichts kommt aber der Rohheit gleich, mit welcher Hessen-Cassel Angesichts des sterbenden Regenten vorging. Graf Johann Reinhard lebte dem Hessen-Casselschen Statthalter Landgraf Wilhelm VIII., welcher für seinen Bruder König Friedrich I. von Schweden das Land verwaltete, zu lange, und auf seinen Befehl rückte der Oberstlieutenant von Opschelwitz mit einem Theil des Rau'schen Regiments am 24. März vor das Hanauer Thor in Babenhausen und forderte den Hanauischen Commandanten von Kitscher auf, die Stadt zu übergeben. Als dieser er-

klärte, sein Herr sei Graf Johann Reinhard und dieser lebe noch, ließ Opschelwitz die Pallisaden wegreißen, den Schlagbaum zerschlagen und seine Truppen gegen das Thor anrücken. Bestürzt übergab der keines solchen Ueberfalls gewärtige Kitscher Stadt und Festung.

Angesichts dieses feindseligen Vorgehens von Hessen-Cassel durfte Hessen-Darmstadt nicht mehr säumig sein, sich den Besitz der Erbschaft zu sichern, nachdem man am 25. März durch einen geheimen Boten erfahren hatte, daß der Graf Johann Reinhard, dessen Sterbezimmer die Casseler mit Wachen umstellten, um jeden Verkehr des Grafen mit der Außenwelt zu hindern, wahrscheinlich nur noch wenige Stunden zu leben habe. In Wirklichkeit starb derselbe am 28. März Abends sieben Uhr. Man zögerte daher nicht, noch bei Lebzeiten des Grafen die Feindseligkeiten zu erwidern, und Angesichts des Sterbebettes kam es zu Händeln wegen der Erbschaft, welche, wie bemerkt, nur Dank der schlechten Beschaffenheit der beiderseitigen Kriegsheere einen ziemlich unblutigen Ausgang nahmen.

Am 25. und 26. März trafen aus Darmstadt Befehle ein, in den zum Amt Babenhausen gelegenen Ortschaften allenthalben die Besitznahme zu vollziehen. Der Hessen-Darmstädter Commissär Steck ritt mit dem Notar Löber nach dem von den Casselern besetzten Babenhausen und der letztere heftete inmitten des feindlichen Kriegsheeres, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde, am Rathhaus und an den Kirchthüren die Besitzergreifungspatente des Hessen-Darmstädtischen Erbprinzen an.

Erst als er am Schloßthor gleichfalls das Patent anheften wollte, schien den Hessen-Casselern die Unverschämtheit doch zu weit zu gehen. Die Schildwache hielt ihn an und die herbeigerufenen Offiziere jagten ihn weg. Steck seinerseits suchte auf dem Rathhaus Bürger und Rath zur Huldigung zu bewegen. Die Bürger aber, denen ein neuer Landesherr so lieb sein konnte wie der andere, lehnten den Huldigungseid ab; als Steck aber Nachmittags seine Bemühungen fortsetzte, riß dem Cassel'schen Commandanten der Geduldsfaden und er ließ den Darmstädtischen Beamten verhaften, war aber so höflich ihm eine Privatwohnung als Quartier anzuweisen.

Als nun die Nachricht von dem Tode des Grafen eintraf, säumte man auch von Darmstädtischer Seite nicht länger Truppen in Bewegung zu setzen mit dem Befehle, sich der Herrschaft Babenhausen zu bemächtigen.

Auf die Nachricht von dem Ableben des Landgrafen hatte man die bei unserer lieben Jugend namentlich in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts so beliebten, in Darmstadt sprüchwörtlich gewordenen „Gardereiter" und Gardedragoner abgeschickt, um einen Cassel'schen Angriff abzuwehren. Kriegsbereite reguläre Infanterie erwies sich leider als nicht vorhanden, und bot man daher die Landmiliz auf, mit welcher man in das Bereich der „Festung" Babenhausen vorrückte.

Unterdessen hatte der Cassel'sche Commissär den Befehl erhalten, von dem gesammten Amt Babenhausen gewaltsam Besitz zu ergreifen. Die Cassel'schen Besitzergreifungspatente wurden nunmehr zunächst in Babenhausen selbst allerwärts angeschlagen, worauf man den gefangenen Commissär Steck in Freiheit setzte, ebenso den gleichfalls arretirten Löber. Löber aber brachte, kaum in Freiheit gesetzt, mitten unter den Casseler Truppen auf dem Marktplatz auf den Darmstädtischen Prinzen ein Hoch aus, und beide protestirten laut gegen die Cassel'sche Besitzergreifung.

In Dudenhofen, wo bereits Darmstädtische Patente angeheftet waren, riß man diese ab und klebte dafür die Cassel'schen an. Vor Dietzenbach, wo unsere „Gardereiter" bereits Posto gefaßt hatten, kehrte der Cassel'sche Commissär um. Die beiderseitigen Commissäre fanden es nun geeignet bei ihren Besitzergreifungsreisen jedesmal Truppen mitzunehmen, und man beschäftigte sich nun zunächst einige Tage damit, sich gegenseitig die Patente abzureißen. Zum Staunen der Bauern, denen doch die nahe Verwandtschaft der beiden regierenden Häuser bekannt war, erschienen nach einander in Altheim, Langstadt, Harpertshausen, Kleestadt und Schlierbach bewaffnete Trupps der einen oder der anderen Partei, welche Patente abrissen und anhefteten. In Schafheim hätten die Hessen-Casseler beinahe 25 Darmstädter, welche sich jedoch noch rechtzeitig in Nummero Sicher nach Dietzenbach begaben, gefangen genommen, bis endlich am 31. vor Dietzenbach die Entscheidung dieses Krieges fiel.

Schafheim, Schlierbach und Dietzenbach waren im Besitz der Darmstädter. Die ersteren Dörfer anzugreifen getraute man sich nicht, dagegen glaubte man einen Angriff auf Dietzenbach, wo nur wenig Truppen liegen sollten, wagen zu können. Lieutenant von Capellan vom Rau'schen Regiment wurde

mit einer Abtheilung zur Eroberung des Dorfes ausgeschickt, als ihm aber bei Niederroden der Schulmeister von Dietzenbach begegnete und versicherte, in Dietzenbach sei es nicht geheuer, das Dorf liege voll Einquartierung, stellte er seine Truppen im nahen Walde auf und schickte nach Babenhausen, von dort Verhaltungsbefehle verlangend.

Er solle sich bemühen an den Thoren von Dietzenbach die Patente anzuheften, wurde ihm befohlen. Der Lieutenant rückte hierauf mit seiner Schaar todtesmuthig gegen den Ort vor; aber die Darmstädtischen Garbereiter reiten, als er sich nähert, auf ihn ein. Die Hessen-Casseler zogen sich, ohnzweifelhaft in Folge des martialischen Anblickes, welchen dieses wackere Corps darbot, zurück und machten es ebenso, als sie auch an dem anderen Thore von Dietzenbach Darmstädtischen Truppen begegneten. Wir unterlassen jedoch nicht zu erwähnen, daß die „Garbereiter" kein Blut vergossen, noch selbst Verluste zu beklagen hatten, wenigstens ist von beiden Seiten keine Verlustliste ausgegeben worden. — Der Streit wurde später von den Reichsgerichten erledigt. Als Beitrag zur Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts und wegen der Garbereiter, die hier unseres Wissens die einzige bis jetzt von ihnen bekannte Waffenthat verrichteten, glaubten wir diesen unblutigen Feldzug nicht übergehen zu dürfen. Einer auffallenden Thatsache wollen wir aber noch erwähnen. Es wird in sämmtlichen Aktenstücken über diesen Krieg nicht ein Einzigesmal davon gesprochen, daß bei irgend einem Anlaß ein Schuß gefallen sei. Daraus darf man jedoch nicht folgern, daß etwa, wie von den Polen bei Ostrolenka, nur mit Bajonetten gefochten worden sei, auch waren wohl schwerlich, wie im Kriege von 1870 und 1871, Befehle wegen Pulververgeudung ertheilt worden. Wir glauben diese Erscheinung hatte einen anderen Grund und man verpuffte nur darum beiderseits kein Pulver — weil keins da war.

Mosbach.

Gleichfalls einen Theil des Bachgaues bildet das Dorf Mosbach, mit welchem das benachbarte Dornbiel zu einer Pfarrei vereinigt ist. Es war ehedem Sitz eines Nonnenklosters, welches bis 827 bestand und dessen Gebäulichkeiten noch 1564 vorhanden waren. Ueber die Schicksale dieses Klosters und die Veranlassung seiner Auflösung fehlen leider geschichtliche Mittheilungen. In seinem Besitze und der zugehörigen Güter erscheint 1312 der Johanniterorden — seit 1530 Maltheserorden genannt. Die Mosbacher Commende, schon seit 1253 ein Glied der Haupt-Commende Frankfurt, war ein Theil der Balley Coblenz. Sie wurde eingezogen als der Orden 1798 die Insel Malta verlor und in den anderen Staaten seine Besitzungen aufgehoben wurden. Ihr letzter Comthur war Freiherr von Pfürdt zu Blümberg. Noch kurz vorher hatte sein Vorgänger, Freiherr von Rottberg, den heute noch vorhandenen Commende-Hof erbaut. Mosbach und das Territorium der Commende wurde 1806 mit Bayern vereinigt, 1817 kam es von Bayern an Hessen.

Dieburg.

Noch in der ergiebigen Mainebene gelegen, aber mit seiner Gemarkung die westliche Grenze des alten Bachgau's bildend, liegt das 4250 Einwohner zählende Dieburg, eines der freundlichsten Städtchen, welche die Provinz Starkenburg aufweist.

Die weite, sonnige, fruchtbare Ebene, in welcher es liegt, mag schon frühe zur Ansiedelung angelockt haben, und mit den Römerstätten an der Bergstraße zählt Dieburg zu den ältesten menschlichen Ansiedelungen in der heutigen Provinz Starkenburg. Diese römische Ansiedelung ist unzweifelhaft nachgewiesen und die in östlicher Richtung weit auseinander liegenden, zuweilen ausgegrabenen Fundamente und Funde verschiedener Art lassen auf eine erhebliche Ausdehnung der kleinen Colonie schließen.

In Urkunden kommt Dieburg zum Erstenmale im Jahr 1207 vor und als seine ersten Besitzer erscheinen die Büdinger, nach deren Aussterben die Isenburger hier die Herrschaft ausüben. Die Erbauung Dieburgs fällt nach Steiner* entweder in die zweite Hälfte des zwölften, oder in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und zwar wurde die Stadt in der Mitte der nahe bei einander liegenden Dörfer Holzhausen und Mönfeld, in unmittelbarer Nähe einer damals bereits vorhandenen königlichen Burg, von welcher es seinen Namen ableitet, erbaut; westlich von der „alten Stadt", vetus civitas, wie eine in dem alten Lehenbuche der längst ausgestorbenen Herren von Bolanden enthaltene Beschreibung sich ausdrückt. Offenbar befand sich hier schon in der fränkisch-karolingischen Zeit ein größerer königlicher Domanialbesitz mit einem königlichen Palast, wie solche die fränkischen Könige und ihre Nachfolger, die deutschen Kaiser, vielfach am Rhein besaßen. An der Stelle dieser Burg befinden sich heute die im vorigen Jahrhundert von dem Freiherrn von Albini errichteten Schloßgebäude. Unter der „alten Stadt", von welcher die Urkunde der Bolanden spricht, darf man wohl die alte Römerstadt, von welcher ein nunmehr ausgegangenes an dieser Stelle errichtetes Dorf den Namen ableitete, verstehen und würden durch die Deutung, daß das heutige Dieburg westlich von der alten römischen Niederlassung, dem späteren Dorfe „Altenstadt", erbaut sei, die in östlicher Richtung auf freiem Felde gemachten Funde eine hinreichende Erklärung finden.

Dieburg scheint sich bereits frühe eines bedeutenden Wohlstandes erfreut zu haben. Eine Reihe adlicher Familien, welche sich nach der Stadt benennen, die Ulner, die Groschlage, die Bristnen, werden schon zu Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hier genannt, die Münzenberger sind im dreizehnten Jahrhundert hier begütert und üben Vogteirechte aus; viele und tüchtige Handwerker siedeln sich hier an, 1325 erhält die Stadt durch Ludwig den Bayer ein Jahrmarktsprivileg und ihre Märkte zählen bald zu den bedeutendsten der Umgegend.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sehen wir die junge Stadt durch Kauf in den Besitz des Erzstiftes Mainz übergehen, bei welchem sie bis zur Aufhebung des Kurstaates auch verblieb. 1284 verkaufte Ludwig von Isenburg einen Theil seines Antheils an Stadt und Burg Dieburg für 105 Mark Achener Denaren an Erzbischof Heinrich von Mainz, 10 Jahre später verkaufte er seinen übrigen Antheil an Erzbischof Gerhard für 250 Mark Denaren; Gottfried von Branck, der andere Besitzer, verkaufte schließlich seinen Antheil — ein Viertel — an Erzbischof Peter von Mainz für 500 Pfund Heller, so daß sich Mainz im Jahr 1310 im alleinigen Besitze von Stadt und Burg Dieburg befindet. Dieburg, damals bereits ein angesehener Ort, Sitz eines Centgerichts, welches in bürgerlichen Sachen zugleich Oberhof für die Dorf- und Vogteigerichte war, und eines Stadtgerichts, besaß seine besonderen Stadtrechte, ein reiches Hospital und eine Burg mit zahlreichen Burgmannen: die von Wasen, die Groschlag, die von Wambolt, von Scharfenstein. Diese für die damalige frühe Epoche bedeutende Stadt nimmt nun an den Schicksalen des Mainzischen Kurstaates Theil, welcher auch, drei kurze Zeit dauernde Verpfändungen während des 14. und 15. Jahrhunderts abgerechnet, bis zu seiner Auflösung in ihrem ungestörten Besitze verbleibt.

Die Stadt war während des Mittelalters einer der Hauptsitze des begüterten Adels des Main-Gau's, und namentlich waren es die Groschlage, deren nahe gelegenes Gut Stockau sich heute noch in seinem früheren Territorial-Umfange erhalten hat,** welche hier einen glänzenden Hofhalt besaßen. Das Sprüchwort von der wohlthätigen Herrschaft des Krummstabs bewahrheitend, gedieh Dieburg vorzüglich als Theil des Mainzischen Kurstaates. Keine Unruhen und keine Fehden schädigten seine Bewohner,

* Archiv für Hessische Geschichte II.

** Die Gebäude sind leider von dem jetzigen Besitzer auf den Abbruch verkauft worden.

und erst die Reformation und der dreißigjährige Krieg, welch' letzerer auch hier den Wohlstand einer blühenden Stadt mit Einemmale zerstörte, sollten nach mehrhundertjährigem Frieden die Ruhe unterbrechen.

Ueber diese beiden Perioden fehlt es leider an urkundlichen Belegen, doch erscheint es hinsichtlich der Reformation wahrscheinlich, daß dieselbe, wie allerwärts, so auch im Bachgau und in ganz Süddeutschland raschen Eingang fand; es scheint aber, vermuthet Steiner, unser Gewährsmann, daß man ein gehässiges Andenken zu unterdrücken und alle Geschichtsbelege zu vertilgen suchte, um die Nachwelt versichern zu können, daß hier der katholische Glaube stets rein erhalten worden sei. Auffallend ist es, daß das seit 1284 bestehende Minoritenkloster, ohne daß wir ein Aktenstück hierüber besitzen, in der Periode der Reformation eingeht, die Volkssage aber, welche wohl recht haben kann, erzählt, die Conventualen* hätten sich der Reformation angeschlossen. In der kurzen Periode von 1550 bis 1600 folgen in Dieburg 10 Pfarrer aufeinander. In dem vorhandenen Register derselben finden sich eigenthümliche Randbemerkungen, welche darauf schließen lassen, daß dieselben dem Beispiele anderer mainzischer Geistlichen zu Obernburg, Großostheim und Seligenstadt folgten und die Reformation annahmen. Das Hospitalbuch meldet von einem Philipp Groschlag, „daß er die Gefälle vom Laurentiusaltar in der Pfarrkirche, sowie die Meßgewänder und Ornamente unter dem Vorwande der Augsburgischen Confession an sich gezogen habe, die er aber nach den Reichssatzungen wieder restituiren müsse," und wenn sich Groschlag (so wurde von Mainz aus befohlen) „mit seinem Hofgesinde unterstehe, von dem hochwürdigen und heiligen Sakrament verächtlich zu reden, und sich dabei unanständig zu geberden, so sollte er sich dessen, zumal in Dieburg, gänzlich enthalten. Wolle er dem Gottesdienste nicht beiwohnen, so möge er zu Hause bleiben." Diese Aeußerung, zusammengehalten mit der Volkssage von den zum Protestantismus übergegangenen Minoriten und der Thatsache der häufigen Pfarrwechsel, welche bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges immer wiederkehren, lassen allerdings darauf schließen, daß auch hier die lutherische Lehre Propaganda machte, endlich sehen wir aber 1629 einen gewissen Johann Hohenstein, einen katholischen Eiferer, nach Dieburg versetzt, der auf seiner früheren Pfarrei Königstein sich durch sein Predigen gegen das dort eingerissene Lutherthum hervorthat und vermuthlich in Dieburg in gleicher Weise thätig war. Im dreißigjährigen Krieg, wo man allerwärts, wo die Liguisten und Kaiserlichen die Gewalt in Händen hatten, die Bevölkerung in die Messe trieb, gelang es denn auch wohl, den Protestantismus hier wieder vollständig auszurotten, so daß 1665, als die Kapuziner sich hier niederließen, die katholische Religion, ausweislich der Pfarrlisten, als die allein herrschende erscheint. Von Mainz kam Dieburg 1802 an Hessen-Darmstadt. Zwanzig Jahre später, 1822, wurde sein Kapuzinerkloster, dessen Gebäulichkeiten heute als Strafanstalt dienen, säcularisirt. Seine Bibliothek bildet einen Bestandtheil der Großherzoglichen Hofbibliothek. Sie erscheint weniger gewählt und vollständig als diejenigen der Klöster zu Wimpfen und Seligenstadt.

Die Dieburger Hexenprocesse.

Gibt uns Dieburg bei der Betrachtung seiner geschichtlichen Entwickelung kaum Veranlassung zu einer eingehenderen Darstellung, so nimmt es nach der culturgeschichtlichen Seite hin um so mehr durch Vorgänge, durch welche die Stadt beinahe einzig unter den Nachbarorten dasteht, ein besonderes Interesse in Anspruch. Dieburg war der Schauplatz eines Wahnes, der vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an im katholischen und im protestantischen Deutschland tausende unglückliche Opfer forderte,

* Ein Theil derselben ist nachweislich nach anderen Klöstern, meist am Rhein gelegen, übergesiedelt.

und welcher besonders da, wo ihn die Landesherren unterstützten, in wahrhaft furchtbarer Weise wüthete, so daß in Braunschweig zum Beispiel, wie ein Zeitgenosse berichtet, die Brandpfähle vor dem Thore „dicht wie im Wald" standen.

Dieser Wahn wurde damals genährt nicht nur von der Kirche, er wurde nicht nur von gewinnsüchtigen Landesherren, denen es um Besitzesconfiscationen zu thun war, und geldgierigen Richtern unterstützt, er fand sogar seine Unterstützung in der freien Wissenschaft. Wir besitzen aus jener Epoche eine Reihe wissenschaftlicher Werke von Universitätsprofessoren herausgegeben, öffentlich vertheidigte Inauguraldissertationen, welche von dem crassesten Aberglauben dictirt sind. Unzählige Dissertationen, von der Gewalt des Teufels handelnd, weist jene Periode auf; ferner über Hexen und Zauberer, über einzelne Zweige der Zauberei, vom Nestelknüpfen (Heidelberg 1672), von Liebestränken, vom Waffensalben und ähnlichen thörichten Phantasiegebilden. Noch vom Jahre 1693 liegt eine Gießener philosophische Doctordissertation vor uns, welche von den nächtlichen Hexenversammlungen handelt; 1706 disputirt Michael Schilberg zu Rostock über die Frage, ob man den Sterbenden einen Gruß an die Seinigen im Jenseits mitgeben könne, und Michael Ranft schreibt noch 1725 eine Dissertation über „das Kauen und Schmazen der Todten in den Gräb rn".

Länger als ein Jahrhundert hat die Herrschaft dieses Wahnsinns gedauert, der als furchtbare Geißel über die Länder Deutschlands sich ausbreitete, und mit wahrem Wohlbehagen weidete man sich an dem Brandgeruch, der im Elsaß, in Lothringen, Westphalen, im Hennebergischen, in Schwaben und im Bisthum Olmütz von den Scheiterhaufen ausging.

Keine ruhige Ueberlegung konnte Platz greifen, keine Vorstellungen besonnener Männer, des Arztes Johann Weier und des Priesters Cornelius Loos (beide 1560 bis etwa 1610) und später des trefflichen Grafen Friedrich von Spee, der 1631 mit Feuereifer gegen jenen Irrwahn auftrat, fanden Gehör, und Benedikt Karpzov, ein Professor der Jurisprudenz, lehrte 1635 in seiner Criminal-Praktik: „Die Strafe des Feuertods ist auch denjenigen aufzuerlegen, welche mit dem Teufel einen Pakt schließen, sollten sie auch Niemand geschadet, sondern entweder nur teuflischen Zusammenkünften auf dem Blocksberge angewohnt, oder irgend einen Verkehr mit dem Teufel gehabt, oder auch nur seiner Hilfe vertraut und sonst gar nichts weiter gethan haben."* Eine wahre Unsinnsliteratur wucherte von Neuem empor, unbekümmert verfuhren die Richter nach Sprengers Hexenhammer, und das Werk des Johann Wier, medicinae Doctor: „de Lanmiis, das ist von Teufelsgespenstern, Zauberern und Giftbereitern (Frankfurt 1586)," ein Buch, das Niemand heutzutage lesen wird, ohne Schaudern und ein unbeschreibliches Gefühl des Ekels zu empfinden, fand nach wie vor allen Glauben!

Als sich Kurfürst Georg Friedrich 1626 zu Dieburg huldigen ließ, trat eine Deputation der Centmannschaft vor ihn und bat inständig und um Gotteswillen, er möge wegen Ausrottung des abscheulichen Lasters der Magie, das zu Dieburg und in der umliegenden Gegend so überhand genommen, die nöthigen peinlichen Untersuchungen befehlen, eine Bitte, welche am 6. Februar des folgenden Jahres schriftlich wiederholt wurde, und welcher auch stattgegeben wurde, als die Hauptankläger durch Verpfändung ihres Vermögens Bürgschaft leisteten. Bald darauf wurde eine arme alte Person verhaftet, Anna Padt, des Martin Padt Wittwe, welche nur ihren und ihres verstorbenen Mannes Namen kennt und auf die Frage nach ihrem Alter erklärt, sie wisse nicht wie alt sie sei. Hoch und theuer verhieß sie sich, sie habe keine Hexerei getrieben, Gott im Himmel solle sich ihrer um dieser fälschlichen Angeberei erbarmen und Jesus Christus solle ihr Zeuge sein, daß nichts von dem wahr sei. Da werden der armen, gebrechlichen Person von dem Meister Scharfrichter die Schrauben am rechten Schenkel angeschraubt, und sie erklärt, nachdem sie den Schmerz nicht mehr überwinden kann, sie wolle bekennen. Sie bejaht alle die Fragen, die man ihr vorlegt, und bekennt, wie sie mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, wie sie mit ihm Hochzeit gehalten, wer ihre Brautjungfern gewesen, was gegessen

* Siehe Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, Leipzig 1880.

und getrunken worden und wer alle dabei gewesen sei. Nun erzählt sie, wie sie in des Teufels Namen getauft worden und, wie sie den Unsinn, den ihr die Richter einreden, nicht mehr recht begreifen kann, „beschraubt sie der Meister wieder ein Vaterunserlang,“ worauf sie von Neuem eine Menge Dinge bekennt, von denen sie wohl nie in ihrem Leben etwas gewußt hat; Antworten, welche das ganze System enthalten, welches die deutsche Gelehrsamkeit, die auch den Wahnsinn, wenn es sein mußte, in eine Methode zu bringen verstand, sich über den Teufel, den Widersacher Gottes, und seines Reichs zurecht gemacht hatte.* Am 7. Juli 1627 wurde die Unglückliche hingerichtet. Man untersuchte nun gegen die übrigen durch die Padtin verdächtig gewordenen Personen, und wurden bereits am 5. August 5 Weiber, am 27. August eine Frau von Altheim, 5 Weiber und ein Mann von Dieburg, am 21. September 5 Männer und 1 Frau, am 8. Oktober 5 Männer und 5 Weiber, darunter 2 Rathsgeschworene und 1 Förster, am 4. November 10 Personen beiderlei Geschlechts, darunter eine Hebamme, sämmtlich durchs Schwert hingerichtet und verbrannt. Mehrere Familien wurden damals beinahe völlig ausgetilgt. Auch in den folgenden Jahren fanden noch Untersuchungen gegen Hexen statt, allein es fehlen die Documente, aus welchen ersichtlich wäre, ob und wie viele Opfer der Wahnglaube einer finsteren Zeit damals forderte, allein im Gedächtniß des Volks hat sich das Andenken an jene Gräuel erhalten, und noch heute nennt man einen der alten Rundthürme der Stadtmauer, in welchem diese Unglücklichen gefangen gehalten wurden, den Hexenthurm. Den Ruhm, die letzte Hexe in Deutschland verbrannt zu haben, hat das Bisthum Würzburg, wo 1749 die siebenzigjährige Nonne Maria Renata Sängerin als Hexe öffentlich verbrannt wurde. Die „freie“ Schweiz gab noch einmal 1782 der Welt dieses Schauspiel, in welchem Jahre die Dienstmagd Anna Göldi zu Glarus wegen Hexerei öffentlich hingerichtet wurde.**

Auf der östlichen Seite Dieburgs, auf dem Gebiete des früheren Dorfes Altenstatt, das an der Stelle der römischen Niederlassung erbaut war, dem ehemaligen Kapuzinerkloster gerade gegenüber, steht die Muttergottescapelle, eine Wallfahrtskirche, welche durch ihr wunderthätiges Muttergottesbild in der gläubigen katholischen Welt eine große Berühmtheit erlangt hat, so daß am Feste Mariä Geburt Tausende von Wallfahrern zur Muttergottescapelle ziehen. Man zählt bisweilen 10—12000 Menschen, so daß die Kirche nicht Raum genug bietet und die Schaar der Gläubigen zum Theil die äußere Umfassung des Gotteshauses umlagert. Vor sechzig Jahren, wo die Gläubigkeit des Volks noch eine größere war, betrug die Zahl der Wallfahrer oft das Doppelte. Bereits 1232 stand hier vielleicht an der Stelle eines römischen Tempels eine Capelle, welche damals der Mainzer Weihbischof Wilhelm der Muttergottes weihte. 1691 wurde die Capelle zum Theil abgebrochen und 1701 der übrige Theil mit der alten Pfarrkirche zu den heil. Aposteln Petrus und Paulus vereinigt, 1720 fand abermals eine Renovation statt und 1743 bis 1763 wurde der jetzige Hochaltar, ein ächtes Denkmal des Zopfstyls, erbaut. Von dem Muttergottesbild ist bekannt, daß es bereits 1491 vorhanden war. Ueber eine im Munde des Volkes lebende Sage erzählen die Pfarracten, „daß eine fromme Königin aus Schweden vor alten Zeiten dieses miraculose Bild zu Gesicht bekommen und darauf eine solche Lieb dazu gefasset, daß sie selbiges nach Schweden transportirt, wo als hernach sich solches Bild wunderbarlicher Weiß verloren, und aber ermeldete Königin erfahren, daß solches wieder nach Dieburg gekommen, hätte sie es zum zweitenmale wieder nach Schweden transportiren lassen, welches sie aber allda auch zum zweyten mahl verlohren, und miraculoser Weiß zurück anhero gekommen.“ Diese Sache erscheint denjenigen, welche die schwedische Geschichte kennen, als sehr ungeschickt erfunden. Nur eine Königin von Schweden befand sich in Deutschland, welche die Macht gehabt hätte, einen solchen Gegenstand, der wie das Muttergottesbild zum Inventar einer Kirche gehörte und der gewiß nicht freiwillig hergegeben wurde, mit sich zu nehmen. Es war die Königin Sophie Eleonora, welche 1631

* Siehe Steiner, Geschichte der Stadt Dieburg, Darmstadt 1829.
** Siehe Scherr „Studien“ Bd. III. S. 257—296.

dem Heere ihres Gemahls Gustav Adolph folgte. Allein uns ist bekannt, daß sie keineswegs für den katholischen Cultus eine besondere Verehrung an den Tag legte, und meine Leser wissen bereits, was der katholische Pfarrer von Seligenstadt voll Entrüstung über ihren Einzug daselbst schrieb und wie er erzählt: „hatte sie vor ihrem Wagen her ihren auf einem Pferde sitzenden Leibaffen, welcher eine Kapuzinerkleidung trug, den Rosenkranz in der Hand und die Platte kahl geschoren hatte, zur Bezeigung ihrer Verachtung gegen die Katholiken."

Die Hauptkirche von Dieburg, ehedem die Kirche des Minoritenklosters (erbaut im 14. Jahrhundert), bietet nichts Hervorragendes; ein Beispiel geschmackvoller moderner Kirchenbaukunst, namentlich hinsichtlich der stylistischen Ausführung und Ausschmückung der Altäre, bietet dagegen die kleine Kirche des jetzigen, seit 1856 errichteten Kapuzinerklosters.

Die Dieburger Cent.

Unweit Dieburg liegt Münster, das ungefähr gleichzeitig mit dieser Stadt, 1287, in Urkunden vorkommt. Mit Eppertshausen und Altheim und dem im 15. Jahrhundert ausgegangenen Orte Wertach war es ursprünglich der Centgerichtsbarkeit von Dieburg untergeordnet. Dennoch hatten diese Orte nicht das gleiche politische Schicksal mit Dieburg. Münster gehörte anfänglich den Herren von Münzenberg, von diesen ererbten es die Falkensteiner, dann war es getheiltes Besitzthum von Falkenstein und Hanau. 1444 erhielten die Grafen von Sage den Falkenstein'schen Theil und die Isenburger 1484 den Hanauischen. 1706 ist das ganze Dorf im Besitzthum des Isenburgischen Hauses und mit diesem kömmt es 1816 an Hessen. Eppertshausen, ein Groschlagischer Vogteiort, wurde 1806 gleichfalls Isenburgisch und 1816 Hessisch. Altheim war ursprünglich Eppensteinisch, 1527 kaufte es Graf Philipp von Hanau und durch die Verträge von 1762 und 1771 kam es nach dem Aussterben der Hanau-Lichtenbergischen Linie an Hessen-Darmstadt.

Auch in Messel, nach Scriba ursprünglich eine Celtische Niederlassung, welche bereits 800 in Urkunden als Massilla vorkommt, übten die Groschlage Namens der Eppensteiner ein Vogteirecht aus. Später besaßen sie es als Stollbergisches und dann als Mainzisches Afterlehen. Nach ihrem Aussterben waren die Freiherren von Albini Besitzer des Orts. Messel kam 1806 an Hessen.

Kleinere Territorien.

Unerwähnt sind bisher einige andere Orte des heutigen Kreises Dieburg geblieben, welche früher theils pfälzische oder mainzische Enclaven innerhalb des mannigfach zersplitterten Gebietes der Mainebene bildeten, oder welche kleineren adelichen Familien angehörten, deren Bedeutung nicht derart ist, daß wir uns eingehender mit denselben zu beschäftigen eine Veranlassung finden könnten. Semd und

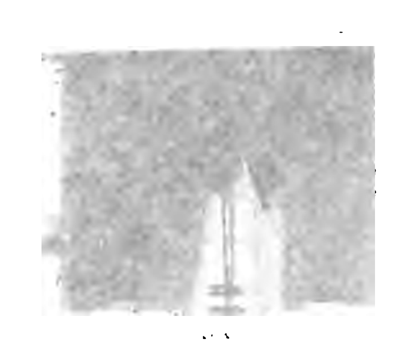
Klein-Umstadt, bis 1802 gemeinsames Besitzthum von Pfalz und Hessen, kamen 1802 ganz an Hessen, ebenso Groß-Bieberau, welches die Katzenellenbogner als pfälzisches Lehen besaßen. Das vielfach getheilte Groß-Zimmern, dessen hessische Hälfte bis 1627 zwischen Cassel und Darmstadt getheilt war, und von da an nur Darmstadt gehörte, war zur Hälfte pfälzisch und die niedere Gerichtsbarkeit Löwensteinisch. Die Pfälzer Hälfte erhielt Darmstadt 1802 und die Löwensteiner Gerechtsame 1805. Klein-Zimmern kam 1802 von Mainz an Hessen. Ernsthofen besaßen ehedem die von Wallbrunn als pfälzisches Lehen; seit der bayerischen Fehde, wo Landgraf Wilhelm von dem Orte Besitz ergriff, übte Hessen die Oberlehnsherrschaft aus, bis es 1722 durch Kauf an Hessen kam. Georgenhausen gehörte gleichfalls den Wallbrunn, welche 1549 an Freiherrn von Kampitz auf Godau verkauften, von welchem es die Herren von Harhausen ererbten. Es kam gleichfalls 1806 an Hessen, ebenso das Grolmansche Lehen Gundernhausen. Kleestadt, Langstadt, Hergershausen und Harreshausen, ehemals Münzenbergisch und dann Hanauisch, wurden nach dem Aussterben der Hanauer von Cassel in Besitz genommen. 1810 wurden diese Orte dem Großherzogthum Frankfurt einverleibt und kamen dann wieder noch in demselben Jahre an Hessen. Ebenso Hergershausen. Rodau gehörte den Stumpf von Aßbach, kam dann an die Schrautenbach, welche es 1672 an Hessen verkauften. Schafheim und Schlierbach kamen 1771 durch die Hanauische Erbschaft an Hessen-Darmstadt. Sickenhofen war Hanauisches und später Cassel'sches Lehen der Groschlage, 1810 wurde es mit dem Großherzogthum Frankfurt vereinigt und mit den übrigen Cassel'schen Orten, in demselben Jahre aber wurde es noch dem Großherzogthum Hessen einverleibt. Urberach kam 1706 von Kurmainz an Isenburg und mit diesem 1816 an Hessen. Eine Reihe weiterer heute zum Kreis Dieburg gehöriger Orte werden wir hinsichtlich der ehemaligen Territorialbesitzer bei Betrachtung der früheren Obergrafschaft Katzenellenbogen noch erwähnen.

Offenbach und der Rodgau.

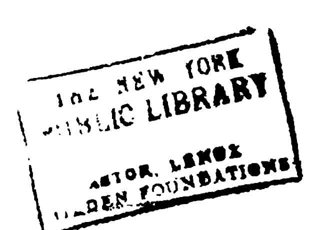
Betreten wir das heute 28,586 Seelen zählende Offenbach, so gewahren wir sofort, daß wir uns in einer völlig modernen Stadt befinden. Moderne Wohngebäude, die schöneren theils im Renaissancegeschmack, theils in antikisirendem Style, die Mehrzahl aber im Kasernenstyl der zwanziger und dreißiger Jahre gehalten; Fabrikgebäude und dampfende Schlote begegnen allerwärts unseren Blicken. Breite Straßen mit Läden in den unteren Geschossen der Häuser durchwandern wir, und nichts läßt uns vermuthen, daß hinter dieser regen Geschäftsthätigkeit, welche hier überall herrscht, sich historische Erinnerungen verbergen. Und doch bietet uns Offenbach dasselbe Bild, das sich in einer anderen Fabrikstadt, Mülhausen im Elsaße, vor unseren Blicken entrollt. Dort wie hier hat die rastlose Thätigkeit der jetzt lebenden Generation eine völlig neue Welt geschaffen, unter deren Schöpfungen die Erzeugnisse früherer Epochen, gleichsam im Winkel versteckt, bescheiden verborgen sind.

Schreiten wir jedoch durch die belebte Frankfurter Straße nach dem Marktplatze und folgen wir der Schloßstraße abwärts nach dem Main zu, so gelangen wir zu dem alten Isenburg-Birsteiner Grafenschloß.

Hier am Ufer des Mains, in dem fruchtbaren Rodgau — Bachgau, Blumgau, Kinziggau und Rodgau waren zur Zeit der alten Gaueintheilung die Untergaue des Maingau's — war wohl die erste Ansiedelung errichtet; das Schloß des Herrn von Ovenbach, die erste Adelsfamilie, welche als hier angesiedelt bekannt ist; vielleicht lagen auch noch Mühlen oder Fischerhütten in der







Umgebung. Auch die anderen hier ansässigen Dynastenfamilien gründeten sich hier ihre Niederlassungen, und auch die burglichen Bauten der Isenburger, welche in den verschiedenen Perioden aufeinander folgten, wurden hier errichtet.

Um das Schloß baute sich das alte Offenbach an, bescheidene aus Holz und Fachwerk errichtete Häuser, eine Ansiedelung, deren Grenze heute etwa die Kirchgasse, die Born- und Sandgasse bzeichnen, Straßen, deren einzelne Häuser sich von jenen Holzbauten, denen wir im Odenwald begegnen, eigentlich in nichts unterscheiden; ein Stadttheil dessen ganzes Aeußeres verräth, das es abgesehen von den Fischern, welche zunächst dem Mainufer sich niedergelassen hatten, eine ausschließlich Ackerbau treibende Bevölkerung war, welche hier ihre Wohnstätten besaß.

Ein zweiter Rayon, das Offenbach des Grafen Johann Philipp, unter welchem mehrere hundert französischer Refügie's* sich hier niederließen, umlagert diese älteste Stadt. Mehrere Straßennamen: das „französische Gäßchen", der große und der kleine „Biergrund" — es wurde den Ansiedlern 1705 gestattet derrière la grand Brasserie zu bauen — erinnern noch an diese neuere Periode. Durch den Fleiß jener Ansiedler, tüchtiger, geschickter Handwerker und unterrichteter Kaufleute, begann damals eine neue Epoche für die Stadt, deren Einwohnerzahl nach dem dreißigjährigen Kriege auf 600 Seelen herabgesunken war. Eine große Zahl heute noch blühender Familien ließ sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Offenbach nieder. Neue Straßen wurden errichtet, und elegante Wohngebäude, welche entstanden, zeigen uns, daß auch französischer Luxus in der neuen Niederlassung der vertriebenen Calvinisten sich einbürgerte. Namentlich die Herrengasse, in welcher sich die berühmte Bernard'sche Schnupftabakfabrik befindet, weist mehrere interessante Beispiele französischen Baustyls auf, unter anderem das kleine Haus Nr. 50, ein wahres Kabinetstück feinen, zierlichen Rococogeschmackes.

Um dieses Offenbach Johann Philipps, das gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts neuen Zuzug erfuhr, lagert sich das neue Offenbach, dessen Wohngebäude in der Domstraße, Kanalstraße und Frankfurterstraße zu einem großen Theil vollständig moderne sind, zum Theil aber auch dem Ende des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts entstammen.

Unter den letzeren ist namentlich ein Haus, Marktstraße 64, welches sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Hofrath Dr. Walter befindet, welches 1791—1817 die Tochter des Sectirers Baron von Frank bewohnte; für die Geschichte Offenbachs von besonderem Interesse.

Eine Reihe prachtvoller moderner Wohngebäude enthalten die Verlängerungen der Frankfurterstraße und der Domstraße, und der vor wenigen Jahren vollendete, der heutigen Blüthe der Stadt würdige Bahnhof der Frankfurt-Bebraer Bahn dient Offenbach zur Zierde und zum Schmucke.

Die geschichtliche Entwickelung Offenbachs gleicht derjenigen so mancher anderen Stadt, die erst mit der zunehmenden geistigen Entfaltung des Vaterlandes Kraft und Leben gewann und die erst mit den Errungenschaften der neuen Zeit, mit der Beseitigung des Zunftzwanges, der politischen religiösen und socialen Beschränkungen, welche innerhalb der letzten Jahrzehnte beseitigt wurden, verbunden mit dem wahrhaft großartigen Aufschwung, welchen durch die Entdeckungen der modernen Wissenschaft, Industrie und Verkehr genommen, zu ihrer gegenwärtigen Blüthe gelangt ist.

Kein hervorragendes Ereigniß knüpft sich an die ältere Geschichte Offenbachs, keine Römerspur

* Ludwig XIV. hob 1675 das Edikt von Nantes auf, welches den Protestanten die freie Ausübung ihres Cultus gewährleistete, und wurden dieselben durch den Befehl, welcher die Ausübung verfügte, ihrer bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Gewaltsam wurden sie in die Messe getrieben und selbst Mordthaten und Scheußlichkeiten aller Art begangen. Ueber 80,000 Protestanten flohen damals nach Holland, Deutschland und Savoyen.

verkündet, daß das gewaltige Volk, unter dessen kriegerischem Tritt vor zwei Jahrtausenden Europa, Afrika und Asien erdröhnten, auch hierher seinen Fuß setzte. Erst unter Kaiser Otto II. im Jahr 970, geschieht des Dorfes Ovenbach Erwähnung, allem Anschein nach unbedeutende Besitzungen, welche unter den der Salvatorcapelle gehörigen Gütern erwähnt werden. Später benennt sich nach dem Orte Ovenbach ein Adelsgeschlecht, welches in Urkunden aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert genannt wird. Auch eine in die Geschlechtsregister des Hauses Limpurg aufgenommene Frankfurter Patrizierfamilie führt diesen Namen, welche auch einerlei Wappen mit der zu Ovenbach ansäßigen Familie besitzt. Die Namen der letzteren verschwinden bereits im 13. Jahrhundert, während das in Frankfurt ansäßige Geschlecht, wie die Frankfurter Chronik berichtet, erst 1490 ausstarb. Ovenbach selbst gehörte schon seit den karolingischen Zeiten zum Dreieicher Bannforst, mit welchem 1129 ein Konrad von Hagen belehnt wurde. Die Herren von Ovenbach erscheinen als Ministerialen dieser Dynasten von Hagen und Münzenberg. Die Erbschaft der Münzenberger, wozu auch das Vogteirecht über den Bannforst Dreieich gehörte, fiel nach dem Absterben des Mannesstammes 1255 an die Dynasten von Falkenstein, deren einer, Philipp von Falkenstein, mit einer Isengard von Münzenberg vermählt war. Mit Werner von Falkenstein, Kurfürst von Mainz, stirbt 1419 auch die Falkensteinische Familie aus. Unter den Erben Werners befand sich ein Graf Diether von Isenburg, der eine Anna von Falkenstein, mit ausdrücklichem Vorbehalt der Erbfolge geheirathet hatte. Die Herrschaft wurde, wie dieses üblich war, unter den vorhandenen sieben Erben getheilt. Den Isenburgern gelang es jedoch, durch Käufe und Verpfändungen ihrer Miterben, im Laufe der nächsten Jahrzehnte die Gesammterbschaft der Falkensteiner zu erwerben, und 1487 hatte Graf Ludwig von Isenburg den ganzen Falkenstein'schen Antheil an der Münzenberger Erbschaft, Schloß Hain und die Stadt Hain mit Zubehör bis auf die Vogtei über Trebur und das Hubengericht zu Arheilgen beisammen. Ehe wir in der Geschichte der Stadt Offenbach weiter gehen, gestatte man einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Isenburgischen Hauses.

Die Dynasten und Grafen von Isenburg.

Diese heute in mehreren Zweigen noch fortbestehende Familie der Fürsten und Grafen von Isenburg gilt für das älteste aller deutschen Adelsgeschlechter. Obwohl sich die Stammtafel der Familie bei dem Gerlach'schen Hauptstamm nur bis auf Rembold von Isenburg (1292) zurückführen läßt, sind doch gewichtige Indicien dafür vorhanden, daß ihr Ursprung in eine weit frühere Epoche zurückfällt. Im Jahr 919 tritt bereits ein Rembold als königlicher Pfalzgraf auf, in welchem man, da er nur diesen in der Isenburgischen Familie Jahrhunderte lang gebräuchlichen Vornamen führt, und in Rücksicht auf die hohe Würde, welche er bekleidet, wohl mit Recht einen Isenburger vermuthet.* Im Jahr 963 führt ein gleichnamiger Sohn den Titel eines vicecomes (Vicomte). Im Jahr 1000 tritt ein comes palatinus mit dem bei dem Isenburgischen Geschlechte gleichfalls sehr gebräuchlichen Vornamen Gerlach auf, und hier ist in Urkunden mit Bestimmtheit von einer Grafschaft Gerlachs die Rede; 1052 erscheint wieder ein Gerlach und 1058 ein Rembold als Graf; 1059 findet sich ein Gerlach als Graf von Isenburg und 1146 heißt ein Rembold Graf von Isenburg. Durch diese Reihenfolge erscheint das frühe geschichtliche Auftreten der Isenburgischen Familie sowohl, wie ihre

* Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses Isenburg und Büdingen.

Zugehörigkeit zum Herrenstande unzweifelhaft documentirt*. Auch erhalten die Isenburger Grafen schon in den frühesten Urkunden stets das bei den reichsunmittelbaren Dynasten gebräuchliche Prädicat Dominus. Mehrere Zweige des Isenburgischen Geschlechts sind bereits ausgestorben. Die Linie des Grafen von Isenburg-Wied erlosch mit Wilhelm II. (1462) und Johann II. (1454) in der männlichen Linie Anastasia, die Tochter des letzteren, ist die Ahnmutter des jetzigen Fürstenhauses von Wied geworden. Die Nieder-Isenburgische Linie, als dessen Gründer Theodorich I. von Isenburg (1218 — 1243) aufgeführt wird, starb 1619 mit dem im böhmischen Kriege gefallenen Salentin von Isenburg und mit dem 1664 zu Brüssel kinderlos gestorbenen Ernst von Isenburg, spanischem Obergeneral in den Niederlanden, aus. Auch die von Gerlach I. (1232 — 1287) gegründete Isenburgische Linie zu Limburg starb 1414 mit Gerlach IV., welcher als Dombechant die Herrschaft Limburg verkaufte, aus. Die Isenburgische Linie zu Arenfels, welche seit Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, erlosch bereits nach hundertjährigem Bestehen.

Der Gründer der Linie Isenburg-Büdingen war Ludwig von Isenburg der zum Gerlachschen Hauptstamme gehörig, dessen urkundlich nachgewiesener Ahnherr Gerlach II. von Isenburg-Limpurg (1130 — 1146) ist, sich mit einer Gräfin Heilwig von Büdingen vermählte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts erlebt nun die Isenburgische Familie eine Reihe von Theilungen. Philipp, ein Sohn Ludwig II. († 1511) von der Ober-Isenburgischen Linie († 1526), wird Stifter der 1601 ausgestorbenen Ronneburger Linie. Sein Bruder Johann V. (1476—1513) wird Stifter sämmtlicher heute noch bestehenden Linien Isenburg-Birstein. Neue Abzweigungen sind die von Wolfgang Heinrich (1588 — 1634) gestiftete Offenbach-Birsteiner Linie und die von Johann Ernst (1625 — 1673) gestiftete Offenbacher Hauptlinie. Im siebzehnten Jahrhundert bildeten sich noch die Speciallinien zu Büdingen, zu Wächtersbach, zu Merholz, zu Marienborn und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts diejenige zu Philippseich.

Dieses Isenburg'sche Haus, welches anfänglich nur unbedeutende Besitzungen aufweist, erwirbt namentlich mit der Stiftung der Linie Isenburg-Büdingen bedeutende Güter und Territorien. Noch die Besitzungen Ludwig I., des Stifters dieses Hauses, sind wenig erheblich. Unter Ludwig II. im Anfange des 16. Jahrhunderts, befindet sich schon der bei weitem größte Theil der alten Herrschaft Büdingen in Isenburgischen Händen. Es gehörten, sagt Simon, der Geschichtschreiber des Hauses Isenburg-Büdingen, ganz oder ungetheilt, folgende Gerichte dazu: Büdingen, Bergheim oder Eckartshausen, Grindau, Selbold, Udenhain und Spielberg, Wächtersbach, Reichenbach, Wenings, Wolferborn, — ferner die Ronneburg, das Dorf Langen-Diebach mit seinem Untergerichte 1/8 am Landgerichte Ortenberg mit den Untergerichten zu Rorbach und Dübelsheim, 1/4 am Gerichte der Burg Staaden, der Büdinger Wald ganz. Dazu kam noch die Falkensteinisch-Münzenbergische Herrschaft mit einem Antheile am Schlosse Münzenberg; Assenheim und Peterweil-Okriftel, Bischofsheim nördlich vom Mainfluß und südlich von demselben die Burg Hain in der Dreieich mit ihren Zubehörungen, namentlich an beträchtlichen Waldungen, mit Ausnahme eines sechsten Theils, welchen die Grafen von Hanau besaßen, ferner Offenbach, Offenthal, Langen, Götzenhain, Mörfelden, Nauheim (bei Gr. Gerau) Königstädten, Geinsheim, Ginsheim, Egelsbach, Arheilgen, Kelsterbach, Weißenau und Hechtsheim bei Mainz und noch vielerlei Berechtigungen und Gefälle. Damals gehörten noch weiter dazu von den Alt-Isenburgischen Besitzungen ein Antheil an Vilmar, an Kleberg, am Hüttenberge mit vielen Gefällen und umliegenden Orten.

Isenburg-Büdingen war in jener Periode eine mächtige Grafschaft des Reiches, deren Gebiet in der Folge noch eine größere Ausdehnung annahm. Im Allgemeinen wird man das Isenburgische Territorium, welches seit dem 15. bis zum 17. Jahrhundert im Wesentlichen immer dieselbe Ausdehnung einhält, am besten durch folgende ungefähre Grenzlinien bezeichnen. In Oberhessen zieht sich eine Grenzlinie von Assenheim in der Wetterau östlich über Staaden, Ranstadt, Lißberg, Gedern, nach Volkartshain, der äußersten nordöstlichen Besitzung, von da südlich nach Wölzberg und von Wölzberg beinahe in gerader Linie südlich nach Salmünster. Von Salmünster geht die Grenze über

* Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses Isenburg und Büdingen.

Wächtersbach, Gelnhausen, Merholz und Langenselbold, und das Isenburgische Gebiet erstreckt sich nun der Kinzig entlang bis in die unmittelbare Nähe von Hanau. Von Langendiebach an schlägt die Grenzlinie über Langenbergheim bis nach Lindheim wieder eine nördliche Richtung ein, von da zieht dieselbe nördlich von Altenstadt vorbei nach Bönstadt und Assenheim. In der heutigen Provinz Starkenburg bildeten Offenbach, Bürgel, Sprendlingen, Dreieichenhain, Philippseich, Offenthal und Münster ein großes zusammenhängendes Territorium.

Die Isenburger nehmen im Laufe der Jahrhunderte angesehene Stellungen im deutschen Reiche ein, ein Diether von Isenburg erlangt sogar die Mainzer Kurwürde und befehdet, verbündet mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz, sogar Kaiser und Papst, sie schließen durch verschiedene Heirathen angesehene und mächtige Familienverbindungen, Imagina, die Gemahlin König Adolphs von Nassau (1297), gehört dem Hause Isenburg-Limburg an, die Töchter des Hauses gehen Familienverbindungen mit fürstlichen Häusern ein und in seiner Birstein'schen, später zu Offenbach residirenden Linie unter Wolfgang Ernst, succedirte in Birstein 1711, in Offenbach 1718, wurde das Haus durch Urkunde vom 23. Mai 1744 von Kaiser Karl VII. in den Reichsfürstenstand erhoben.

Offenbach unter den Isenburgern.

Diether von Isenburg. Die Reformation.

An die Erwerbung Offenbachs durch die Isenburger, knüpft sich eine Reihe höchst wichtiger historischer Vorgänge, welche vorzugsweise geeignet sind, zum Verständniß zweier der bedeutsamsten Epochen in der Geschichte unseres Gesammtvaterlandes, der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, beizutragen. Beinahe unmittelbar nachdem das Haus Isenburg von der Falkenstein-Münzenbergischen Erbschaft Besitz ergriffen, begann jene Bewegung der Geister, welche erst mit dem großen Werke der Reformation ihren endgiltigen Abschluß finden sollte. Die Unabhängigkeit der deutschen Bischöfe von Rom, die Aufrechterhaltung der Autorität der Concilien, entgegen der nach Unabhängigkeit von diesen und nach unbeschränkter Macht strebenden Politik des Papstes, Appellation an die Concilien gegen die päpstlichen Sentenzen und Befreiung von den drückenden Palliengeldern, das waren die Ziele, nach welchen der deutsche Clerus gegenüber den immer weiter gehenden Ansprüchen des Papstes strebte und durch deren beabsichtigte Erreichung die Mehrheit der Bischöfe ihre Unabhängigkeit in ihrer Eigenschaft als Reichsfürsten zu wahren suchte. Eine wichtige Rolle in diesem Streite fiel Diether von Isenburg, dem 1412 geborenen älteren Bruder Ludwig II., Sohn Diethers I. von Isenburg, zu, welcher, siebzehn Jahre alt, auf die väterliche Herrschaft verzichtete und den geistlichen Stand wählte. Als Domherr zu Mainz begann er seine Laufbahn und bald darauf bezog er die Universität Erfurt, zu deren Rector er in seinem 22. Jahre ernannt wurde. Im Jahre 1448 wurde er Probst des St. Victorstiftes zu Mainz und 1459 erfolgte seine einstimmige Erwählung zum Bischof. Leider fehlte Diether bei seiner hohen geistlichen Begabung nur eines, der feste männliche Wille, ohne den das Wirken des Staatsmannes auch bei der höchsten Begabung stets ein fruchtloses ist. Nur der kraftvollen Faust seines Freundes Friedrich des Siegreichen war es zu danken, daß der Streit, den er begonnen, nicht völlig zu seinen Ungunsten ausfiel. Nach dem Tode seines am 6. April 1475 verstorbenen Gegners Adolph, der ihn auf seinem Todtenbette den Domherren als Nachfolger empfahl, erwarb ihm ein günstiges Geschick nochmals den Kurhut. Allein auch in dieser zweiten Periode trifft Diether, auf dessen Wirksamkeit wir bei Gelegenheit der Besprechung des Kurfürstenthums Mainz nochmals zurückkommen werden, der Vorwurf mangelnder Charakterfestigkeit, und was die Geschichte

namentlich an ihm beklagen muß, ist, daß er, der frühere Widersacher zu einem gefügigen Werkzeug des römischen Stuhles umgewandelt ist — ein Beispiel, das sich bekanntlich seit Jahrhunderten immer und immer wiederholt! — und unter den Augen des einst für die Freiheit der Kirche kämpfenden Bischofs und Kurfürsten, erfolgte 1479 die Verdammung des greisen Johannes Burkhard von Wesel als Ketzer!

Doch nichts vermochte das in's Rollen gekommene Rad der Weltgeschichte aufzuhalten, und durch die Flamme der Scheiterhaufen loderte die geistige Flamme nur um so höher empor, die in jener großen Epoche allerwärts leuchtete, erwärmte und zündend die Herzen ergriff. Kaum dreißig Jahre nach der Verdammung Burkhards verbreitete sich überall die lutherische Lehre, und wie der Chronist sich ausdrückt, „die Priester nahmen Weiber und die Mönche sprangen aus den Kutten". Einen Grafen von Isenburg selbst, der Sohn des Neffen des Kurfürsten, Graf Anton von Isenburg-Ronneburg, sehen wir 1523 mit unter den Ersten auf Seite der Reformation; Graf Reinhard von der Birkensteiner Grafenlinie ließ 1542 in den ihm untergebenen Landen das lutherische Glaubensbekenntniß einführen und Johann Müller wird als erster Prediger genannt, welcher 1542 zu Offenbach die neue Lehre verkündet.

Leider sind es die Glaubensstreitigkeiten, die nach dem Tode Luthers ausbrachen, welche für das Isenburgische Land, verbunden mit der Eifersucht der Nachbarn, welche dieselben zu benutzen verstanden, schweres Unheil im Gefolge hatten, und, wie sich dieses öfter in der Geschichte wiederholt, sind es geringfügige Ursachen: das Pfaffengezänk der Lutheraner und Calvinisten, eine Jagdzänkerei zwischen einem mainziichen Oberamtmann und zwischen einem Isenburgischen Wildhüter und die erschlichenen Erbansprüche der Kinder einer Buhlerin, welche zusammenwirken, um das Isenburgische Land an den Rand des Abgrundes zu bringen. Die Darstellung dieser Vorgänge wird namentlich dazu dienen, diejenigen zu belehren, welche noch die kindliche Vorstellung hegen, der dreißigjährige Krieg sei allein um des Glaubens Willen geführt worden, und wir verweilen um so lieber bei der Darstellung der Geschichte der einzelnen Territorien in diesem Kriege, als sie am geeignetsten erscheint um die Motive des Handels der meisten deutschen Reichsfürsten erkennen zu lassen. Kennen unsere Leser dann den Ausspruch des schwedischen Kanzlers Oxenstierna, der zu seinem Sohn einst sprach: „Gehe hin mein Sohn, und siehe mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird", so setzen sie vielleicht noch mit uns hinzu: und mit wie wenig — Ehrlichkeit!

Die Abtretung des Amtes Kelsterbach an Hessen-Darmstadt.

Es ist hinreichend bekannt, wie der Streit zwischen Lutheranern und Calvinisten beinahe ein ganzes Jahrhundert nach dem Tode Luthers die protestantische Kirche in Bewegung erhielt, wie fanatische Lutheraner die Parole „lieber papistisch als calvinistisch" ausgaben und wie die protestantischen Länder, die Pfalz an der Spitze, der Tummelplatz theologischer Streitigkeiten waren, welche von beiden Parteien mit äußerster Erbitterung geführt wurden. Auch das Isenburger Land war der Schauplatz solcher Zwistigkeiten, als Graf Wolfgang von der Ronneburger Linie durch die Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses in seinen Landen mit seinem lutherischen Bruder in Haber gerieth. Die Stadt Büdingen besaßen beide gemeinsam; dort schützte Heinrich die lutherischen Geistlichen Commentius und Tendelius. Um so eifriger Wolfgang für die Einführung des reformirten Bekenntnisses wirkte, desto eifriger nahm Heinrich für die Lutheraner Partei. Nach dem Tode seines Bruders vertrieb er sogar die von diesem eingesetzten Prediger und stellte allerwärts die lutherische Lehre wieder her.

Unterdessen hatte Wolfgang Ernst von der Birsteiner Linie, zu dessen Besitz auch Offenbach gehörte, gleichfalls gewaltsam das reformirte Glaubensbekenntniß in seinen Landen eingeführt. Abermals kam es aus diesem Anlaß in Büdingen, dem gemeinsamen Besitz der Isenburger Linien, zu Streitigkeiten. Während Graf Wolfgang den beiden Geistlichen Amt und Besoldung kündigte, schützte und hielt sie Graf Heinrich, so daß Graf Wolfgang Ernst einen reformirten Hofprediger nach Büdingen berief und den Unterthanen in den ihm gehörigen Dörfern den Besuch der Stadtkirche und den Empfang des Abendmahls nach lutherischem Ritus verbieten ließ.

Von jener Zeit kommt es zwischen Graf Heinrich und seinem Vetter Wolfgang Ernst zu einem vollständigen Bruche und er beginnt nun, so viel er vermag, seinem dereinstigen Erben von dessen Erbschaft aus den Händen zu winden. Zunächst sehen wir ihn die beiden Dörfer Langen und Mörfelden um 24,000 fl. an den lutherischen Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt verkaufen. Als der Vetter gegen diesen Verkauf Isenburgischen Landes protestirte, verlangte er Abberufung der reformirten Prediger und Wiedereinsetzung der lutherischen Geistlichen. Da Wolfgang Ernst sich dessen weigerte, verkaufte er im Jahr 1600 noch weitere Besitzungen an Landgraf Ludwig, d. h. die noch übrigen zu Dreieich gehörigen Dörfer Egelsbach, Nauheim, Ginsheim und Kelsterbach mit seinem neu erbauten Schlosse um die Summe von 355,177 fl.

Lieber hätte der Graf sein ganzes Land in andere Händen übergehen lassen, als mit dem Bewußtsein aus der Welt zu scheiden, daß einst das Abendmahl in dessen Kirchen nach reformirtem Ritus gespendet und statt des „Vater unser" das „Unser Vater" gebetet würde.

Seinen beiden Neffen Graf Nicolaus zu Salm und Graf Siegmund zu Kirchberg, übergab er bald darauf am 4. Juli 1600 das Amt Spielberg und ließ die Unterthanen denselben am folgenden Tage huldigen. Unter dem 30. März des folgenden Jahres setzte er beide sogar testamentarisch zu Universalerben aller derjenigen seiner Güter ein, welche nicht ausdrücklich in Lehenbriefen genannt seien, und traf noch weitere Verfügungen über verschiedene Güter zum Nachtheile des Grafen Wolfgang Ernst. Er befahl zugleich in seinem letzten Willen auf's eindringlichste, daß in Sachen der Religion nichts geändert werden sollte, und fügte, um der Ausführung gewiß zu sein, hinzu, daß alle Pfarr- und Kirchen-Collaturen, welche er als Allodien seiner Linien ansah, den Landgrafen Ludwig, Philipp und Friedrich von Hessen-Darmstadt übergeben werden sollten. Tags darauf, 31. März 1601, starb er und wurde in der Kirche zu Ronneburg beigesetzt. Nachdem Graf Heinrich in der Gruft seiner Väter bestattet war, gab sein Testament zu neuen Zwistigkeiten Veranlassung. Auf Grund früherer, von Heinrich beschworener Familienverträge, erhoben die Agnaten gegen den Verkauf des Amtes Kelsterbach sowohl, wie gegen das Testament, durch welches sie enterbt waren, Protest. Das Reichskammergericht erklärte auch den Verkauf des Amtes Kelsterbach für ungültig, allein Ludwig V. verwarf die von den Agnaten ihm angetragene Wiedereinlösung*. Der Reichshofrath suchte durch den Kurfürsten von Mainz einen Verleich anzubahnen, das Reichskammergericht befahl sogar dem Landgrafen, binnen vier Wochen alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, der Landgraf aber kümmerte sich nichts darum. Ludwig V. hatte sich an den Kaiser Matthias gewandt, der offenbar, wie man sich heutzutage ausdrückt, eine moralische Pression auf das Reichskammergericht ausübte, so daß dasselbe Gericht, das kurz zuvor zu Gunsten der Isenburger entschieden hatte, nunmehr auf eine Revision des Prozesses erkannte. Graf Wolfgang Ernst mochte wohl denken, die kaiserliche Justiz habe eine wächserne Nase, und verzichtete vorerst darauf den Proceß am Reichskammergericht weiter zu führen.

---

* Rommel, Geschichte von Hessen Bd. VI.

Der dreißigjährige Krieg.

Wenige Jahre nach jenem für Wolfgang Ernst ungünstigen Beschlusse des Reichskammergerichts kam der dreißigjährige Krieg zum Ausbruche. Die Grafen von Isenburg standen dem bedrohten Pfalzgrafen und Böhmenkönig nicht nur durch das gemeinsame reformirte Bekenntniß näher, sondern sie waren auch dessen Lehensleute. Die parteiische Rechtsprechung der kaiserlichen Gerichte trug noch das ihrige dazu bei, sie dem Kaiser zu entfremden und sich mit den Waffen in der Hand für die protestantische Sache zu erklären. Sie führten ein Fähnlein Reiter von 400 Mann den Truppen der Union zu, welche bei Worms, wo die Spanier Spinola's hausten, zum Schutze der Pfalz ein Heer aufgestellt hatte. Das Commando dieser kleinen Schaar übernahm Wolfgang Heinrich, der älteste Sohn von Wolfgang Ernst.

In der Schlacht von Höchst am 20. Juni 1622 kam Wolfgang Heinrich furchtbar in's Gedränge. Mit einem Theile seines Regiments umzingelt, floh er, die Fliehenden wurden ins Wasser gejagt und mit Noth rettete er sein Leben. Im folgenden Jahre wurde er in der Schlacht bei Stadtlohn in Westphalen gefangen genommen und zum Kaiser nach Wien geführt. Nach fünfmonatlicher Gefangenschaft erlangte er durch Fürbitte der Kaiserin gegen das Versprechen die Freiheit: „nie wieder gegen des Kaisers Majestät und das ganze Erzhaus Oesterreich die Waffen zu ergreifen oder Krieg zu führen und den verübten Kriegsschaden zu ersetzen."

In Freiheit gesetzt war er nun, aber dieses schützte ihn nicht vor einer Anklage wegen Hochverrath, welche der kaiserliche Hoffiskal gegen ihn erhob. Auch von Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, dem Graf Wolf Heinrich einige Orte um Nidda hatte plündern lassen, wurde eine Anklage erhoben* und der alte Graf Wolfgang Ernst wurde wegen Beihülfe zu diesen Verbrechen in Anklagestand versetzt. Nun merke man auf den wunderbaren Gang der Reichsjustiz. Das Reichshofrathscolleg sprach die beiden Grafen mit großer Majorität frei, aber die Minderheit setzte es durch, daß die Revision des Processes dem nach der Einsetzung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz aus lauter katholischen und anticalvinistischen Elementen zusammengesetzten Kurfürstencollegium übertragen wurde. In der Voraussicht des unglücklichen Ausganges des Processes, in der Hoffnung einen Theil des Unheils durch seine Abdankung abzuwenden, zog sich der alte Wolfgang Ernst von der Regierung zurück und theilte sein Land zwischen seinen vier Söhnen Wolfgang Heinrich, Philipp Ernst, Wilhelm Otto, Ludwig Arnold und seinem Enkel Philipp Ludwig. Wolfgang Ernst erlebte das Ende des Processes nicht, er starb 1633 zu Birstein im 73. Jahre.

Jagdneid bringt großes Leid.

Wolfgang Heinrich erhielt bei der Theilung der Offenbach'schen Lande Stadt und Schloß Hain (ausgenommen ein Hanau gehöriges Sechstheil), Schloß und Flecken Offenbach, Sprendlingen, Königstädten, Weissenau, Hexheim, Okriftel, Geinsheim, Offenthal, Götzenhain, Münster,

* Hessen forderte damals an die Isenburger nicht weniger als 2,000,000 Gulden Entschädigung, darunter 800,000 Gulden wegen Mißhandlung und Tourbirens landgräflicher Unterthanen.

Dudenhofen, zum Theil das Hubengericht zu Bischofsheim und die Anwartschaft auf das veräußerte Amt Kelsterbach.

Kurz nach dem Tode des alten Wolfgang Ernst sehen wir einen neuen Feind gegen Isenburg in die Schranken treten. Wolfgang Heinrich war gerade damit beschäftigt sein Schloß zu Offenbach mit Wällen und Wassergräben versehen zu lassen, um in diesem schrecklichen Kriege, wo streifende Trupps, Marodeure, Parteigängen aller Art und große Räuberbanden das Land unsicher machten, nicht jedem Ueberfalle blosgestellt zu sein, als zwischen einem seiner Wildhüter und einem mainzischen Amtmann, Heinrich von Eltz, der unbefugter Weise in einer Biberaer Mark jagte, über welche in Folge der Münzenbergischen Erbrechte Isenburg der Wildbann zustand, ein Zank ausbrach, welcher ihm einen neuen Feind auf den Hals lud. Graf Wolf Heinrich, dem der Vorfall gemeldet wurde, machte mit gewaffenter Hand der Jagd auf seinem Gebiet ein Ende. Der Kurfürst von Mainz suchte nach einem Vorwand, um seine Rache an ihm auszulassen. Er fand diesen in der von dem Grafen unternommenen Befestigung seines Schlosses. Er behauptete, Graf Wolfgang dürfe innerhalb des Frankfurter Festungsrayons keine neue Festung anlegen und schickte ohne weitere Erörterung 1500 Mann mit 3 Geschützen unter den Befehlen eines Commissärs, Peter von Mammeran ab, um die Festungswerke zu zerstören. Graf Wolfgang Heinrich war verreist, nur seine Gemahlin Maria Magdalena, eine geborene Gräfin von Nassau-Wiesbaden, welche gerade in den Wochen lag, war im Schlosse anwesend. Ohne Rücksicht auf die Bitten der Frau wurde schonungslos der Befehl vollzogen. Bald darauf wurde eine liguistische Besatzung in das Schloß gelegt.

Mittlerweile war Graf Wolfgang Heinrich zurückgekehrt. Er führte Beschwerde bei dem Kaiser über die ihm zugefügte Mißhandlung, er wandte sich an den Kurfürsten von Bayern, zu dem er sich persönlich nach München begab, aber er vermochte weder Genugthuung, noch die Befreiung von der liguistischen Soldatesca zu erlangen. Die Besatzung blieb und immer neue Lieferungen wurden ausgeschrieben.

Aber noch eine neue Prüfung stand dem Grafen Wolfgang Heinrich bevor. In der gegen ihn erhobenen Anklage des Hochverraths gab das Kurfürstencollegium am 9. November 1630 auf dem Fürstentage zu Regensburg folgendes Urtheil ab: „Graf Wolfgang Heinrich sei des Landfriedensbruchs schuldig und habe allen von den mannsfeldischen und braunschweigischen Kriegsvölkern dem Landgrafen von Hessen verursachten Schaden zu ersetzen“. Es sieht dieses so aus, wie wenn die Kriegszüge des Mannsfelders Hessen-Darmstadt damals sehr gelegen gekommen seien, um sich an den kleinen der Union treuen protestantischen Reichsständen schadlos zu halten. Von Kurköln war der Landgraf (damals Georg II.) mit der Urtheilsvollstreckung beauftragt und nahm am 1. März 1631 von fünf Dreieichischen Dörfern, Sprendlingen, Götzenhain, Ginsheim, Königstädten und Offenthal, sowie von Stadt und Schloß Hain Besitz.

Graf Wolfgang Heinrich und die Seinigen ergriffen die Flucht. Damals, wo die habsburgisch-spanische Tyrannei in Deutschland auf das höchste gestiegen war, sandte das Schicksal den Protestanten in der Person des Schwedenkönigs einen Erretter und Befreier. Das ganze protestantische Deutschland jauchzte ihm zu und der schwer mißhandelte Graf Wolfgang Heinrich von Isenburg vergaß nun sein einstiges Versprechen und ergriff wieder für die protestantische Sache die Waffen. Das Ende seines Prozesses erlebte er jedoch nicht. Von Offenbach war er nach der Schlacht von Nördlingen mit Herzog Bernhard von Weimar nach Frankfurt geritten, wo er erkrankte und am 21. Februar 1635 starb. In der Peterskirche daselbst wurde er in aller Stille beigesetzt.

Der Nachlaß der Katharina Gumpelin.

Wir sehen nun, daß denjenigen, welche zu dem unseligen Hader, der zwischen den beiden Isenburgischen Linien, der Ronneburger und der Birsteiner, ausbrach, Veranlassung gaben, der alte lutherische Graf Heinrich, sein calvinistischer Vetter Wolfgang Ernst und dessen Sohn Wolfgang Heinrich, sämmtlich vom Schauplatz abgetreten sind. Auch Ludwig V. war bereits 1626 zu seinen Vätern versammelt worden, allein damit waren die Verwickelungen nicht gelöst, durch welche immer größeres Unheil über das Isenburgische Haus und Land hereinbrach. Hessen-Darmstadt, dem es um den Erwerb der ganzen Grafschaft zu thun war, hatte sich bereits, während die ersten Verwickelungen mit Wolfgang Ernst ausbrachen, für eine neue Waffe gesorgt, die es im geeigneten Augenblick gegen Isenburg gebrauchen konnte.

Der oben erwähnte Graf Anton von Isenburg-Ronneburg, welcher die Reformation in seinen Landen einführte, hielt sich nach dem Tode seiner Gemahlin Concubinen. Eine derselben war Katharina Gumpelin, die Tochter eines Schäfers aus dem Dorfe Gelnhaar. Sie hatte als Wäschmagd auf dem Schlosse gedient, und weil sie Wohlgefallen vor seinen Augen fand, nahm er sie als eheliche Concubine. In der betreffenden Urkunde heißt es;* „Wir thun kund ... daß wir ... die Erbare Katharina Gumpeline, als unsere eheliche Cocubine zu uns genommen, Gemüts und Neigung unser Gewissen damit zu entledigen". In den ihr gemachten Verschreibungen wird festgesetzt, daß jedes künftige Kind der Concubine 400 fl. Hauptgeld von den Verwandten erhalten solle. Mit dieser Katharina Gumpelin erzeugte Graf Anton einen Sohn, Hans Otto genannt, und zwei Töchter. Dieser Hans Otto heirathete später ein adeliges Fräulein Margaretha Dorothea von und zu Storndorf und nannte sich nunmehr kühnlich zuerst einen Herrn, später einen Grafen von Isenburg. Der oben erwähnte Graf Wolfgang Ernst wollte von der Verwandtschaft mit diesem Bastard nichts wissen und brachte die Sache vor das Wetterauische Grafen-Collegium, welches beim Reichskammergericht Beschwerde erhob. Unterm 9. November 1609 erschien denn auch ein Mandat des Kaisers Rudolph II., durch welches dem Hans Otto verboten wurde, sich fernerhin des Grafentitels zu bedienen. Von einem kaiserlichen Mandat ließ man sich jedoch damals ebensowenig abschrecken, wie von einem Beschlusse des Reichskammergerichts. Hans Otto fand an dem Landgrafen Ludwig V. und später an Georg II. von Hessen-Darmstadt einen Gönner, welch' letzterer noch nach Hans Otto's Tode für dessen beide Töchter gegen die Isenburger die vermeintlichen Rechte Hans Otto's geltend machte. Hans Otto betrat den Rechtsweg und verklagte die Grafen von Salm und Kirchberg als die Allodiale und den Grafen Wolfgang Ernst von Isenburg-Birstein als den Lehenserben seines verstorbenen Halbbruders, des Grafen Heinrich von Isenburg-Ronneburg und endlich den Bischof von Würzburg, welcher das Amt Schönrein als heimgefallenes Lehen eingezogen hatte. Die Erben erwiderten auf diese Klage, daß zwischen dem Grafen Anton und der Katharina Gumpel keine rechtmäßige Ehe bestanden habe, worauf sich das Reichskammergericht bis zur Entscheidung dieses Punktes für incompetent erklärte. Hans Otto wandte sich nunmehr an das kurfürstliche Consistorium zu Mainz, um die Rechtmäßigkeit seiner Herkunft zu erweisen. Das kurfürstliche Consistorium erklärte sich nicht nur für competent, sondern unter dem 15. Dezember 1622 auch den Hans Otto für einen rechtmäßigen und ehelichen Sohn des Grafen Anton, für einen geborenen Graf von Isenburg. Hinsichtlich der Beurtheilung dieses sowie des vorigen Processes glauben wir nochmals darauf hinweisen zu müssen, daß im dreißigjährigen Kriege die Grafen von Isenburg auf Seite der protestantischen Sache, die Landgrafen von Hessen Ludwig V. und Georg II. aber, obwohl protestantisch, auf Seiten der katholischen Partei standen. Diese beiderseitige Parteistellung macht sowohl das Urtheil verständlich, das hinsichtlich der Abtretung des Amts Kelsterbach vom Reichskammergericht abgegeben wurde, wie auch das Gutachten der aus Katholiken bestehenden

* S. Lünig's Reichsarchiv Bd. X. p. 441.

Behörde des katholischen Kurfürsten von Mainz in der Sache des natürlichen Sohnes des Grafen Anton. Zu bedauern ist, daß der Name des schlauen Advocaten, der Hans Otto berieth, und diejenigen der würdigen Richter, die dazu mithalfen das in diesem Falle sonnenklare Recht zu verdrehen, nicht auf die Nachwelt übergegangen sind.

Mit dieser Sentenz begab sich Graf Hans Otto an das Reichskammergericht, um seine Klage wegen Auslieferung der Erbschaft von Neuem anzustellen. Gerichtlich cedirte er zugleich seine Ansprüche an den Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt, welcher ihn und seine drei Töchter, die sich gleichfalls Gräfinnen von Isenburg nannten, unterhielt. Durch den am 15. Oktober 1635 erfolgten Tod Hans Otto's trat der Proceß, welcher seit fünfzehn Jahren schwebte, in ein neues Stadium. Landgraf Georg wußte die Waffe, die er sich zubereitet, gut zu benützen.

Zu dem fatalen Fortgange des durch den Pseudografen Hans Otto angezettelten Processes kamen noch die durch den Grafen Wolfgang Heinrich ausgebrochenen Verwickelungen hinzu. Bekanntlich hatte der des Landfriedensbruchs schuldig erkannte Wolf Heinrich seinem Versprechen entgegen nochmals gegen den Kaiser und das Erzhaus Oesterreich die Waffen ergriffen. Er war nun zwar verstorben, aber die kaiserliche Justiz sühnte sein Vergehen an seinem Hause, das an dem, was der von Land und Leuten vertriebene Wolf Heinrich gethan, völlig unschuldig war. Durch Dekret vom 7. Juli 1635 wurde die ganze Grafschaft Isenburg als ein verwirktes Lehen des Reichs erklärt und an den Landgrafen Georg II. verschenkt. „Dieser habe mit Wagniß seiner eigenen Person viel ausgestanden; die Grafen von Isenburg dagegen seien, wegen vielfältig gegen Kaiser und Reich begangener Beleidigung und anderer ohne Scheu verübter Verwirkung, entsetzt und ihre Güter dem Fisco zugeeignet." Sämmtliche Mitglieder der Isenburger Grafenfamilie, vierzehn an der Zahl, wurden von Land und Leuten vertrieben, nur Wolfgangs Gemahlin Maria durfte bleiben, welche mit ihren kleinen Kindern dürftig erhalten wurde.

Landgraf Georg II., der sofort Besitz von der Grafschaft ergriff und sich allerwärts vom Volke huldigen ließ, hatte nun doppelte Ansprüche auf die Isenburger Grafschaft. Er war nicht allein vom Kaiser damit belehnt, sondern er war auch der Erbe des „Grafen Hans Otto", des Sohnes der Katharina Gumpelin.

Ein Graf Wilhelm Otto, ein mäßiger und kluger Mann, war damals der alleinige majorenne Graf von Isenburg-Büdingen. Durch viele Mühe und Anstrengungen vermochte er das Unheil, das dem Isenburgischen Hause drohte, noch in der zwölften Stunde abzuwenden. Es gelang ihm zu erwirken, daß dasselbe in die vom Kaiser Ferdinand III. 1641 zu Regensburg erlassene Amnestie eingeschlossen wurde, und dann durch Vermittelung von Freunden mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt folgenden für Darmstadt ungemein vortheilhaften Hauptvergleich abzuschließen:

1. Die Grafen von Isenburg verzichten auf allen und jeden Anspruch an das im Jahr 1600 an Hessen-Darmstadt verkaufte Amt Kelsterbach, sowie auf alle und jede Forderung wegen der deßhalb entstandenen Proceßkosten und sonstiger Entschädigungen.

2. Dieselben treten an den Landgrafen erb- und eigenthümlich das Amt Kleberg mit den Gefällen am Hüttenberger Gerichte mit dem Isenburgischen Antheil an den Dörfern Kleberg, Oberndorf, Obercleen und Ebersgöns, ferner das Dorf Königstädten bei Groß-Gerau und den Isenburgischen Antheil an Peterweil mit allen dazu gehörigen Rechten und Gerechtigkeiten.

3. Der Landgraf Georg behält sich und seinem Hause die Expectanz auf die Nachfolge beim etwaigen Aussterben des Isenburgischen Mannesstammes, sowie Titel und Wappen eines Grafen von Isenburg und Büdingen vor.

4. Die während des Hessischen Besitzes der Grafschaft Isenburg von dem Landgrafen ertheilten Activlehen werden von den Grafen anerkannt.

5. Die Grafen von Isenburg verzichten auf ihre früherhin prätendirten Jagdgerechtigkeiten auf Hessischem Territorium, insbesondere im Raunheimer Bruche, worüber seit längerer Zeit Irrungen bestanden haben.

6. Dagegen verpflichtet sich der Landgraf, die ganze Grafschaft Isenburg — mit Ausnahme der oben erwähnten Theile — mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, an die Grafen von Isenburg zurück-

zugeben, das Dorf Sprendlingen, in welchem schon früher die Vogteigerechtigkeit dem Hessen-Darmstädtischen Hause zustand, behält sich der Landgraf mit seinen bisherigen Rechten, insbesondere dem Patronatrechte und der Berufung eines lutherischen Geistlichen an die dortige Kirche vor. Das Dorf Geinsheim dagegen räumt der Landgraf dem Isenburgischen Hause wieder ein.

7. Ferner verzichtet der Landgraf auf alle Forderungen an das Isenburgische Haus wegen des gebrochenen Landfriedens und wegen der an ihn cedirten Erbansprüche des Hans Otto von Isenburg.

8. Der Landgraf verspricht weiter alle Urkunden, Briefe und Acten, welche während seiner Besitznahme von Büdingen nach Marburg und Darmstadt gebracht wurden, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die an ihn abgetretenen Besitzungen beziehen, zurückzugeben.*

Graf Wilhelm, der ein furchtbar verödetes Land vorfand, fühlte um so schwerer die drückende Last dieses Vertrags. Er hoffte durch die Friedensunterhandlungen von Münster ein noch günstigeres Resultat und die früheren Isenburgischen Besitzungen zurückzuerlangen. Er reiste selbst nach Münster und bewirkte auch, daß die Grafen von Isenburg in die Generalamnestie, welche Artikel 4 aussprach, aufgenommen wurden, und ein Beschluß des Fürsten-Collegiums des oberrheinischen Kreises sprach aus, daß die während des Krieges in Hessen-Darmstädtischen Besitz übergegangenen Isenburgischen Besitzungen dem Hause Isenburg zurückzuerstatten seien, weil jener Privatvertrag zwischen Isenburg und Hessen-Darmstadt durch den allgemeinen Reichsfriedensschluß aufgehoben sei. Es entspann sich ein abermaliger langwieriger Rechtsstreit zwischen den beiden Häusern, welcher 1710 damit endigte, daß die obigen Besitzesabtretungen sämmtlich aufrecht erhalten wurden. In einem Nebenreceß 1710 trat indessen Landgraf Ernst Ludwig das Patronat über Sprendlingen ab und gab nach, daß in Götzenhain eine lutherische Pfarrei eingesetzt werden sollte. Durch 10,000 Gulden baaren Geldes aber mußte Isenburg die von Hans Otto herrührenden Ansprüche zum Schweigen bringen** und außerdem versprechen, im Falle des Erlöschens einer der Isenburgischen Hauptlinien, die Dörfer Sprendlingen und Isenburg abzutreten.

Das Isenburgische Territorium kömmt an Hessen.

Auf Wolfgang Heinrich war Graf Johann Ludwig 1643 in der Regierung gefolgt, welchem die mühevolle Aufgabe zufiel, die Wunden zu heilen, welche der dreißigjährige Krieg auch hier geschlagen hatte. Unter ihm kam es auch 1684 zu einem sogenannten Hauptvergleich, nach welchem die Offenbacher Linie die eine, die Büdinger die andere Hälfte der Grafschaft Isenburg haben sollte. Offenbach erhielt damals den Dreieicher Theil, den Birsteiner Theil bis auf zwei Dörfer, die Ronneburg nebst Selbold, Langendiebach und den dazu gehörigen Höfen.

Nach Graf Johann Ludwigs Tode succedirte in Offenbach 1685 Graf Johann Philipp. Dieser Graf hat sich um das Emporblühen Offenbachs große Verdienste erworben. Er förderte den Unterricht, stiftete 1708 eine lateinische Schule und gab, um das durch den dreißigjährigen Krieg auf 600 Einwohner herabgesunkene Offenbach emporzubringen, seine eigenen Aecker und Gärten als Bauplätze ab. Denjenigen, welche Neubauten aufführten, bewilligte er außerdem Bauholz aus seinen Waldungen und mehrjährige Befreiung von allen Abgaben. Eine große Zahl französischer Flüchtlinge ließ sich damals in Offenbach nieder, das sich unter seiner Obhut ungemein vergrößerte und erweiterte, und

* Ueber diesen Vertrag S. Simon Geschichte der Dynasten und Grafen von Büdingen.

** P. Heber, Geschichte der Stadt Offenbach, Frankfurt 1838.

unter seiner Regierung wurde durch eine solche Schaar französischer, um ihrer Religion willen vertriebener Calvinisten das Dorf Neu-Isenburg angelegt. Nach dieses trefflichen Grafen Tode zählte die Stadt bereits 1900 Seelen.

Graf Johann Philipp starb kinderlos 1718 zu Offenbach. Nach ihm übernahm der 1744 in den Reichsfürstenstand erhobene Graf Wolfgang Ernst II. von Isenburg-Birstein die Regierung. Auch seine Regierung war eine für die kleine Stadt ungemein segensreiche. Damals wurde der Grund zu der heutigen industriellen Stellung Offenbachs gelegt. Er berief den Begründer der berühmten Offenbacher Portefeuillewaaren-Industrie, Jacob Mönch, 1776 nach Offenbach, welcher zu jener Zeit bereits das heutige, unter der Firma Jacob Mönch und Comp. berühmt gewordene Geschäft begründete. Eine Reihe von Fabriken wurden zu seiner Zeit schon errichtet und ihre Besitzer erwarben sich ein ansehnliches Vermögen. Einer derselben, Bernard, unterhielt sich damals schon eine eigene, aus ausgesuchten Künstlern zusammengesetzte Capelle. Wolfgang Ernst, unter dessen Regierung Offenbach auf 3000 Seelen anwuchs, starb 1804.

Auf ihn folgte sein ältester Sohn Fürst Carl, der letzte Isenburgische Souverän. Fürst Carl trat dem Rheinbunde bei und errichtete 1806 ein eigenes Isenburgisches Regiment. Er selbst war bis zum Jahr 1809 als Brigadegeneral in französischen Diensten. Isenburg und Großherzogthum Frankfurt waren diejenigen deutschen Staaten, die bis an's Ende bei Napoleon ausharrten. Beide wurden nach der Schlacht bei Leipzig sequestrirt und zunächst dem Generalgouvernement, welches in Frankfurt seinen Sitz hatte, übergeben. Isenburg übergab hierauf der Wiener Congreß 1815 dem Kaiser von Oesterreich, welcher es am 30. Juni 1815 dem Großherzog Ludewig I. von Hessen abtrat. Durch einen Privatvertrag zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel vom 20. Juni 1816 wurde hierauf die Arrondirung der beiderseitigen Landesgrenzen vorgenommen. Durch Patent vom 8. Juli 1816 ergriff die großherzoglich hessische Regierung von dem neuen Territorium Besitz, worauf der Kaiser von Oesterreich durch seinen Generalcommissär, Hofrath Paul Anton von Handel, den ehemaligen Isenburgischen Unterthanen Tags darauf die Entlassungsurkunde ertheilen ließ. Das Großherzogthum Hessen erwarb damals: Offenbach, Dreieichenhain, Götzenhain, Hausen, Heusenstamm, Neu-Isenburg, Offenthal, Philippseich und Sprendlingen. Bürgel, welches 1802 tauschweise von Mainz an Isenburg übergegangen war, kam schon 1806 unter hessische Hoheit.

Das Schloß zu Offenbach.

In emporblühenden Staaten pflegt die Gegenwart allezeit die Vergangenheit und ihre Denkmäler in den Hintergrund zu drängen. In dem sinkenden Athen und Rom ist unser Blick nur auf die Baudenkmale früherer großer Epochen gerichtet. In unseren aufblühenden deutschen Städten, in Cöln und Nürnberg stürzen diese zusammen im Interesse der immer anspruchsvollern moderneren Bedürfnisse, und selbst die Pietät gegen den ehrwürdigen Meister Albrecht Dürer hält unsere Generation nicht zurück, dessen berühmte Stadtbefestigung zu zertrümmern. So haben auch in Offenbach Neubauten beinahe allerwärts die Werke der Vorfahren verdrängt, und vereinsamt unter modernen Wohngebäuden erhebt sich das alte Isenburg-Birsteiner Grafenschloß, an dem mancher vorüber eilt, ohne dasselbe auch nur eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

Und doch steht hier eines der schönsten Baudenkmale der Renaissancezeit vor uns, auf dessen Bedeutung Lübke, Burkhard und andere hervorragende Autoritäten auf dem Gebiete der Kunstgeschichte wiederholt aufmerksam gemacht haben. Die edlen Verhältnisse und eine mannigfaltige, prächtige Ornamentik erinnern noch an seine einstige Bestimmung, und der Kunsthistoriker sieht mit Bedauern die Verwahrlosung des ehemaligen Prunkpalastes. Das Schloß ist in zahlreiche kleinere Mieth-

wohnungen zertheilt, während die größeren Räume als Waarenmagazine benutzt werden. Sein Eigenthümer, Fürst Isenburg-Birstein, bewohnt ein in der Stadt erbautes modernes Wohnhaus.

Schon zur Zeit der Falkensteiner war hier ein Schloß errichtet. Dieses erste Schloß wurde bereits 1556 als unbrauchbar befunden und abgerissen. Das an seiner Stelle neuerbaute Schloß brannte jedoch bereits 1564 ab. Das jetzt stehende Schloß ist das dritte. Es wurde 1572 in seiner dermaligen Gestalt vollendet. Leider ist der Name des Baumeisters, welcher namentlich in der Südfaçade einen Bau geschaffen hat, der von dem berühmten Otto-Heinrichsbau wohl an Großartigkeit, aber nicht an Schönheit überboten wird, nicht auf die Nachwelt übergegangen.

Wie es den deutschen Rittern schwer ward, die gewaltige Eisenrüstung abzulegen, so zeigt uns auch das Offenbacher Schloß durch den Gegensatz zwischen seiner zur Vertheidigung eingerichteten, von gewaltigen Rundthürmen flankirten Außenfronte und den zierlichen Bogengängen der Südfaçade, in baulicher Hinsicht den Uebergang vom Ritterthum zu dem verfeinerten höfischen Leben des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts.

Der Kern des Baues besteht aus einem Rechteck, das an der südlichen Langseite von zwei achteckigen Treppenthürmen flankirt wird. Von dem einen Thurm zum anderen zieht sich an der Südfaçade eine offene Halle, die in drei Geschossen dem Körper des Gebäudes vorgelegt ist. Im Gegensatz zu der einfachen Nordseite hat hier, wo die Unwetter und feindlichen Kugeln keinen Schaden anrichten konnten und wo das volle Sonnenlicht die zartesten Ornamente zur Geltung bringen kann, der Architect einen reichen Schmuck von Ornamentik entfaltet. Alle Flächen sind mit Bildwerk bedeckt. Im unteren Geschoß sieht man Bogenstellungen aus Pfeilern mit schlanken canellirten Pilastern; darüber folgen die beiden oberen Stockwerke mit geradem Gebälk auf kürzeren Pfeilern, die im Hauptgeschoß mit mannigfachen Karyatiden decoirt sind. Reliefffigürchen zieren die Sockel sämmtlicher Pfeiler, elegante Arabesken die Friese der Gebälke und die Bogenzwickel des unteren Geschosses; endlich bedecken reichgeschmückte Wappen die Brüstungen der beiden oberen Hallen. Gleich zahlreichen ähnlichen gleichzeitigen Bauten läßt uns das Offenbacher Schloß durch diesen architektonischen Reichthum auf den Luxus und die Behaglichkeit schließen, welche vor dem dreißigjährigen Krieg in den Schlössern der Fürsten und des hohen Adels in Deutschland herrschte.

Am 16. November 1631 emfing in den Räumen des Offenbacher Schlosses Gustav Adolph die Abgesandten der Stadt Frankfurt, welche ihm die Schlüssel der Stadt überbrachten.

Ungefähr hundert Jahre später, am 25. April 1741, tagten hier die Gesandten verschiedener kleinerer Reichsstände, darunter auch Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt, um über die Kaiserwahl, das Capitulationswerk, die Vorrechte der altfürstlichen Häuser, die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und über das Postwesen zu berathen. Die Versammlung hatte insofern kein Resultat, als der Kurfürstentag, dem dieser sogenannte Fürstencongreß seine Beschlüsse in einer besonderen Note übersandte, auf diese keine Antwort ertheilte.

In den Jahren 1788 bis 1817 war das alte Schloß der Isenburger der Schauplatz merkwürdiger geheimnißvoller Vorgänge, über welche während einer langen Reihe von Jahren, ja bis in die neueste Zeit (1868) ein mystisches Dunkel ausgebreitet lag und über welche erst die wissenschaftliche Forschung unserer Tage Licht zu verbreiten vermochte.

Der Messias in Offenbach.*

Ein Culturbild aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Seit es eine Weltgeschichte gibt, wird wohl keine Epoche nachzuweisen sein, in welcher wie zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Anschauungen einer versinkenden alten und diejenigen einer mit mächtigem Flügelschlage heranbrechenden neuen Zeit in ähnlicher, bald crasser, bald bizarrer, ja selbst die Komik herausfordernder Weise einander gegenüber stünden. Diesen Gegensätzen begegnen wir nicht allein in der Politik, in der Religion, sondern selbst in der sonst über die gewöhnlichen Tagesanschauungen hoch erhabenen Wissenschaft.

Während aus Amerika zu uns die Jubellieder der Freiheit herüberklingen und Demokraten auf den Thronen, wie Friedrich II. der Einzige und Joseph II., sich bestreben, eine Generation heranzuziehen, welche selbstbewußt sich der Segnungen einer künftigen freien Zeit zu erfreuen vermag, bieten die kleinen deutschen und italienischen Staaten noch das Bild eines starren Absolutismus; die Geschichte weist uns hier Regenten auf, deren Andenken uns mit wahrem Entsetzen erfüllt, und einzelne deutsche Staaten bieten uns das Schauspiel gefühllosen Menschenhandels und gräßlicher, grausamer Cabinetsjustiz, die nur in den Thaten eines Ludwig XI. und eines Richelieu ihres Gleichen sucht. Auf kirchlichem Gebiet wird auf katholischer Seite der Kampf gegen den übermächtigen Jesuitismus unternommen, unter den Protestanten erhebt der Pietismus das Haupt und beiden unmittelbar gegenüber steht der durch französische Philosophen vertretene Materialismus in seiner abschreckendsten Gestalt. Auf künstlerischem Gebiet sehen wir Gluck seinen großen Kampf mit den Männern des schnörkelhaften italienischen Gesanges, Piccini an der Spitze, ausfechten, und unter den bildenden Künstlern streitet sich das Rococo mit dem wiedererwachenden Sinne für die Schönheit der Antike. In der Literatur wagt es Pastor Götze sich einem Lessing entgegenzustellen. In der Theologie vertritt Semmler das Princip der freien Forschung; er verwirft den Hexenaberglauben; aufgeklärte Theologen fangen an den Sauerteig der Zwecklehre (Teleologie) abzuschütteln, während Ferdinand Sterzingers Geisterkatechismus erscheint und Christian Lesser in seiner Insecto theologia die Allweisheit Gottes an den Flöhen und Wanzen und Läusen beweist. Lavoisier begründet die moderne Chemie und gleichzeitig erscheint eine Fluth alchemistischer Schriften, und gerade zu der Zeit, wo ihre Nichtigkeit aller Welt dargethan ist, feiert die Alchemie nochmals ihre Triumphe. Jeglicher Aberglaube findet Anklang, und von Dr. Joh. Karl Wötzel, einem Privatdocenten an der Universität Leipzig, besitzen wir aus jener Zeit ein Buch voll des crassesten Blödsinnes: „Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach dem Tode.“ Jene Zeit gebiert eine Reihe berühmt gewordener Charlatane und Betrüger, einen Mesmer, einen Casanova, einen Cagliostro, die Afterwissenschaft blüht und dient den verschiedenartigsten Betrügern als lohnende Erwerbsquelle, sie ist von den Großen der Erde begünstigt und beschützt, während der wahre Gelehrte am Hungertuche nagt. Saint Germain producirt sich mit seinen falschen Diamanten am Hofe Ludwig XV., Cagliostro treibt vor den Augen Maria Antoinettens seine Gaukeleien und der berüchtigte Casanova findet in Frankreich eine alte Närrin, die Marquise d'Urfé, welche sich eine halbe Million abschwindeln ließ, in der Erwartung durch Casanova verjüngt und vom Monde schwanger zu werden. Der Mysticismus findet Boden in allen Kreisen und unter allen Gestalten und die modernen politischen und religiösen Ideen selbst, durch welche aufgeklärte Männer diesem Treiben den Todesstoß versetzen und die neue Zeit in der Welt einführen wollen, müssen als

* Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erscheint das Isenburgische Land als Asyl der verschiedenartigsten Sectirer, und wir werden bei Besprechung des Büdingen'schen Landestheiles noch näher auf dieses Treiben, insbesondere auf die Schwenkfeldianer und Inspirirten zurückkommen.

Illuminaten- und Freimaurerorden sich in mystische Formen kleiden, um in den vom Mysticismus betäubten Köpfen Eingang zu finden. Unmöglich war es, unter der allen gemeinsamen Maske des Mysticismus den Betrüger von dem Ehrenmann zu unterscheiden. In eine solche sonderbare Zeit fällt das Auftreten des großen Gauners, den wir zu schildern beabsichtigen, eines der größten Schelme, die jemals unter dem Denkmantel der Religion die Welt zu täuschen vermochten.

Im Jahr 1788, als der greise Fürst Wolfgang Ernst in Offenbach regierte, kam ein Abgesandter zu dem Fürsten, dessen Finanzlage keineswegs eine glänzende war, und machte ihm das Anerbieten, ein polnischer Edelmann, welcher seinen eigenen Hof halte, wolle ihm sein am Main gelegenes fürstliches Palais abkaufen, und zwar mit den Prärogativen eigene Gerichtsbarkeit und Polizei über seine Leute zu haben und überhaupt die vollständige Unabhängigkeit eines Souveräns zu genießen. Was dem Fürsten sonst noch für Eröffnungen und Anerbietungen gemacht wurden, darüber ist bis jetzt nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen, aber gewiß ist es, daß das Anerbieten des Fremden angenommen und der beabsichtigte Kaufcontract unterzeichnet wurde. Auch war vorerst nichts vorhanden, was das Mißtrauen des Fürsten hätte erwecken können. Es war bekannt, daß die polnischen Edelleute mit besonderem Glanz und zahlreichem Gefolge aufzutreten pflegten, und es war auch nichts Erstaunliches, wenn sich damals, unmittelbar nach der ersten Theilung Polens, wo Suwarows eiserne Faust das Land gefesselt hielt, einer jener ehemaligen souveränen polnischen Edelleute, die innerhalb ihres Territoriums eine Unabhängigkeit genossen, für welche uns nach unseren heutigen Begriffen der Maßstab fehlt, sich auswärts ein Asyl suchte.

Der angekündigte polnische Edelmann ergriff auch alsbald von der seitherigen Behausung des Fürsten von Isenburg Besitz. Er nannte sich Baron Jacob von Frank. Ob er irgend Jemanden in Offenbach über den Zweck seiner Anwesenheit und über seine Person direkte Eröffnungen machte, ist nicht bekannt und auch nicht wahrscheinlich. Er selbst war völlig unzugänglich; man konnte ihn nur am Fenster und ihm Wagen, wenn er täglich um vier Uhr zur Verrichtung der Andacht auf's Feld, in den Wald oder in die katholische Kirche nach Bürgel fuhr, was alle Sonntage geschah, zu sehen bekommen. Am Eingange seines Palais standen stets zwei seiner Leibgardisten Wache und je zwei vor der Thüre seines Zimmers. Ein zahlreiches Gefolge umgab ihn und seine Suite wuchs bald auf die Zahl von tausend Personen, Männer, Weiber und Kinder, welche er aus seiner Casse reichlich unterhielt. Eine zahlreiche militärische Escorte, stramme Uhlanen und Husaren, umgab ihn, eine in roth gekleidete Leibwache, welche röthliche Rosse ritt, folgte ihm und er selbst trug einen langen, bis auf die Knöchel herabreichenden rothen, seidenen Leibrock.

In der Kirche sahen ihn die Andächtigen inmitten seiner Schaar; wie er, auf einem prächtigen Teppich hingestreckt, ein rothes Käppchen auf dem Kopfe, nach orientalischer Art seine Andacht verrichtete. Im Hause sollen öfter Waffenübungen vorgenommen worden sein; auch erfuhr man von dem unbekannten Baron, daß er alchemistische Versuche in seinem Hause anstellte. Alle Untergebenen bezeugten ihm eine fast göttliche Ehrfurcht, und schwer bestraft wurde jeder, der im geringsten dawider fehlte. Staunend sahen die kleinstädtischen Offenbacher die Pracht von Franks Hof und sein wunderbares geheimnißvolles Treiben. Man erkundigte sich wer er sei, fragte bei seinen Leuten nach seinen Absichten, und die einen von diesen nannten ihn den „heiligen Herrn“, andere den „Polenfürsten“, man sagte auch den Offenbachern, er sei eigentlich eine hohe, eine sehr hohe Persönlichkeit, eine entthronte Größe, welche politische Wechselfälle zwangen sich im Verborgenen zu halten. Andere wollten wissen, er sei der vom Throne gestoßene und für todt ausgegebene Peter III. von Rußland!

Nächst dem räthselhaften Prinzen, der sich hier unter der Maske eines Baron von Frank verbarg, war es eine junge Dame, die mit ihm die nahezu abgöttische Verehrung der Fremdlinge theilte. Man sagte, das schöne Fräulein in der Umgebung des Barons stamme aus kaiserlich russischem Blute, sie sei eine Romanovna, eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Auf dem reichen

Silbergeschirr, das auf des Barons Tisch gebraucht wurde, war eine Krone mit den Buchstaben E. R. gravirt, was Eva Romanovna bedeuten sollte. Es ist sogar ein Aktenstück von ihr aus späteren Jahren vorhanden, welches sie mit Eva Romanovna unterzeichnete. Auch gegenüber dem Fürsten von Isenburg erklärte Baron von Frank, die Dame, welche den Rang einer Gräfin besitze, sei die Tochter der Kaiserin Elisabeth, er und seine Begleiter seien nur ihre Hüter. Dadurch schien die ungewöhnliche Pracht der neuen Hofhaltung hinlänglich erklärt; nur eine hohe, fürstliche Persönlichkeit vermochte einen Aufwand zu machen, wie es derjenige war, durch welchen die Offenbacher Hofhaltung sich auszeichnete; nur eine fürstliche Persönlichkeit vermochte mit einer solchen Freigebigkeit Summen an die Armen zu spenden, wie dieses Seitens des Baron von Frank und seiner Pflegetochter geschah.

Ein merkwürdiger Nimbus umgab die Fremdlinge. Es gilt dieses nicht nur von dem ungebildeten großen Haufen; selbst diejenigen, welche zu den Besten und Gebildetsten ihrer Zeit gehörten, zählten zu den Bewunderern der seltsamen, in Offenbach versammelten Gemeinde. Bettina von Arnim, das allerliebste Naturkind das der Sprache der Vögel und Blumen lauschte und abwechselnd bald von Liebe, bald von poetischer Ueberfülle fast verzehrt wurde, schrieb aus Offenbach anknüpfend an Goethes persönliche Erinnerungen von dort über die Veränderungen, welche sich in Offenbach vollzogen, das Folgende:

„Seitdem hat sich die Gegend wie Lebensweise, und auch die Bevölkerung in's Wunderbare gespielt, und Keiner würde es glauben, der's nicht gesehen hat, und jeder der mit seinem Reisejournal in der Tasche von seiner Reise durch die Welt hier durchkäm', würde glauben, in die Stadt der Märchen versetzt zu sein; eine mystische Nation wandelt in bunter Kleidung zwischen der andern durch; die Greise und Männer mit langen Bärten in Purpur und grün und gelben Talaren, die Hälfte des Gewands immer in verschiedener Farbe, die wunderschönen Jünglinge und Knaben in enganliegendem Wamms, mit Gold verbrämt, die eine Hose grün, die andere gelb oder roth, sprengend auf muthigen Rossen mit silbernem Glöckchen am Hals, oder am Abend durch die Straßen auf der Guitarre und Flöte präludirend, bis sie vor Liebchens Thür Halt machen. Denke Dir dieses Alles und den milden Sommerhimmel, der sich darüber wölbt und dessen Grenze eine blühende, tanzende und musizirende Welt umschließt; denke Dir den Fürsten eines Volkes mit silbernem Bart, weißem Gewand, der vor dem Thor seines Palastes auf öffentlicher Straße auf prächtigen Teppichen und Polstern lagert, umgeben von seinem Hofstaat, wo jeder Einzelne ein absonderliches Zeichen seines Amtes und Würde an seiner fabelhaften Kleidung hat. Da speist er unter freiem Himmel, gegenüber den lustigen Gärten, hinter deren zierlichen Gittern hohe Pyramiden blühender Gewächse aufgestellt sind und mit feinem Drahtflor umzogene Volieren, wo der Goldfasan und der Pfau zwischen den rucksenden Haustauben einherstolzieren, und die kleinen Singvögel jubeln; alles von zartem grünen Rasen umschlossen, wo mancher Wasserstrahl emporschießt; die Knaben in verbrämten Kleidern goldene Schlüssel bringen, indessen aus den offenen Fenstern des Palastes Musik erschallt. Wir Kinder machten machmal im Vorübergehen da Halt und sahen und hörten dem Verein schöner Jünglinge in Gesang, Flöte und Guitarre zu".

Das von Frank gegründete Reich der Heiligen hatte Bettina von Arnim, wie wir aus dieser Schilderung ersehen, völlig gefesselt. Es war ein neues Reich, das sich aufgethan, eine moderne Theokratie, gegründet von einem Propheten, welcher der Religion, die er verkündete, einen berückenden sinnlichen Zauber zu verleihen verstand.

Ueber den Baron von Frank war der in der Zeit eines St. Germain und eines Cagliostro nicht befremdende Glaube verbreitet, er sei unsterblich, als mit Einemmale, nach kaum dreijährigem Aufenthalt in Offenbach, am 10. Dezember 1791, die Natur diesen Irrthum, in welchem sich die Leute seiner Umgebung und auch ein Theil der guten Offenbacher befanden, in sehr eclatanter Weise widerlegte. Baron von Frank starb am Schlagflusse. Der Todesfall verursachte eine wahre Betäubung unter dem Gefolge des Barons, aus welcher sich dasselbe erst am Tage der Beerdigung ein wenig erholte. Die Beerdigung war eine so prunkvolle wie sie Offenbach niemals wieder bis auf den heutigen Tag erlebte. Sein gesammtes über 800 Personen starkes Gefolge begleitete die Leiche. Voran gingen die Weiber und Mädchen, eine Anzahl von ungefähr 200 Personen, alle waren weiß

gekleidet, die Haare mit weißem Band durchflochten und hielten brennende Wachskerzen in der Hand. Nach ihnen kam die Leiche in einem offenen Sarge, getragen von der Dienerschaft und eingehüllt in einen rothen seidenen, mit Hermelin gefütterten Talar, wie Baron Frank ihn bei Lebzeiten gewöhnlich zu tragen pflegte. Zunächst dem Sarge folgten seine beiden Söhne Rochus und Joseph, in der Mitte die heftig ergriffene Pflegetochter Eva führend. Hierauf folgte die Dienerschaft und die siebenzig Mann starke Leibgarde. Den Beschluß machten die übrigen Männer. Diese hatten ebenso wie die Weiber brennende Fackeln in den Händen, ihre Haare waren mit einem weißen Bande gebunden und ihre Arme mit weißem Flor umwunden. So ging der Zug durch Offenbach nach dem Friedhofe. Man setzte die Leiche hier ab, deckte den Deckel auf den Sarg der ganz mit weißem Atlas überzogen und mit goldenen Fransen, Quasten und anderen Zierathen versehen war. Um ihn in die Gruft zu lassen, gebrauchte man statt der Stricke weißes Tuch, womit der Sarg noch bekleidet wurde.

Nun fing die ganze Versammlung, Männer, Weiber und Kinder, — denn auch diese wurden auf den Armen der Mütter der Leiche nachgetragen — ein Jammergeschrei an, daß man es auf eine Stunde in der Runde hören konnte, und unzählige Thränen entströmten allen Augen. Jetzt, sagt Peter Beer, der nach der Frankfurter „Ober-Post-Amts-Zeitung" die Feierlichkeit beschreibt, jetzt fühlten sie vielleicht ihren Verlust am lebhaftesten, jetzt da sie ihren gemeinschaftlichen Versorger in's Grab senkten. Zuletzt warf noch jeder der Anwesenden eine Hand voll Erde in das Grab. Rührend war dabei folgender Auftritt. Einer von Franks Leibwache, der seit mehreren Wochen das Gesicht verloren, wollte nicht der einzig fehlende von seinen Leichenbegleitern sein. Auch dieser wurde von zwei Freunden an das Grab geführt, und er bezeigte unter Vergießung vieler Thränen seinem Herrn und Wohlthäter die letzte Ehre dadurch, daß auch er eine Hand voll Erde auf das Grab warf. Die Trauer wurde von der ganzen Suite ein volles Jahr lang durch ein weißes Band in den Haaren, oder einen weißen Flor um den Arm getragen.

Würden die guten Offenbacher den Baron von Frank, den sie niemals in der Nähe zu sehen bekamen, genauer beobachtet haben, so würden sie denselben bei Lebzeiten mit weniger Ehrfurcht angestaunt und einen weniger mächtigen Eindruck von seinem Begräbniß empfangen haben. Von Gesicht war er häßlich und pockennarbig, seine unter dem Talar verborgenen Beine waren krumm, seine Füße groß und plump. Seine jüdischen Züge waren streng und kalt, und nahmen sie einen freundlichen Ausdruck an, so erregten sie Furcht und Schrecken. Seine Sprache war weder herzgewinnend noch schön und glich einem jüdischen Mauscheln. Seine Tochter besaß kein jüdisches Aeußere, aber keineswegs war sie so jugendlich, wie es von Ferne scheinen mochte. Auch hätten die Offenbacher bemerken müssen, daß das ganze Gefolge Franks aus Juden bestand, daß sie, obwohl sie die katholische Kirche besuchten, sich nicht mit den Christen vermischten und nur unter sich Ehen eingingen. Kein christlicher Geistlicher war bei der Beerdigung des Barons von Frank zugegen. Auch hätte man bemerken können, wie vor dem Beginn des Zuges jeder von Baron Franks Gefolge sich dem Körper näherte und nach jüdischem Brauche seine Füße berührte und um Verzeihung bat. Die Anwesenden warfen, gleichfalls einem polnisch-jüdischen Brauche folgend, eine Hand voll Erde auf das Grab.

Einige Jahre nach des Barons Tode erwachte in Offenbach Mißtrauen gegen die polnischen Fremdlinge. Die geheimnißvolle fürstliche Hofhaltung machte Schulden und mit dem Schwinden der baaren Mittel schwand auch das Vertrauen, welches man bisher den Fremdlingen gegenüber bewiesen. Man munkelte dieses und jenes von geheimnißvollen Vorgängen im Palaste und vermuthete Betrügereien und Schändlichkeiten. Namentlich fiel ein Vorgang auf, welcher schon bei Franks Lebzeiten sich

ereignete, aber in Folge des Ansehens, welches der Verstorbene genoß, unbeachtet blieb. Junge Polen jüdischer Abstammung sollen auf eine bis heute noch unaufgeklärte Weise in Franks Palast verschwunden sein. Junge, schöne Polinnen, gleichfalls unläugbar jüdischer Abkunft, hatten die Flucht ergriffen; sie ließen kein Wort darüber verlauten, was man ihnen in dem Palaste zugemuthet, aber ihre verstörten Mienen, der Ausdruck des Ekels und des Abscheus, der sich auf ihrem jugendlichen, keuschen, jungfräulichen Angesichte malte, ihre eilige Flucht, zu welcher ihnen Offenbacher behülflich sein mußten, ließen vermuthen, daß dieser fürstliche Pomp großen Schändlichkeiten zum Deckmantel diene. Eva Romanovna hatte unterdessen den Schauplatz ihres Wirkens ein wenig gewechselt. Bald nach des alten Frank Tode war sie in das heute dem Geheimerath Dr. med. Walther gehörige Haus Marktstraße 64 übergezogen. Noch fuhr Eva Romanovna, welche ihre Anhänger die heilige Jungfrau nannten, in einem Viergespan aus, aber der frühere Glanz der Hofhaltung war im Erbleichen. Bäcker, Metzger und andere Handwerker waren nach Jahren nicht bezahlt worden, und Schuldhaft und gerichtliche Verfolgungen anderer Art bedrohten die vorgebliche Prinzessin. Da ließ Eva Romanovna am 17. Januar 1800 Folgendes durch Maueranschlag verkünden: „Auf Allerhöchsten Befehl seiner kaiserlich russischen Majestät wird sich unser geliebter Bruder den 1. Juli nach Petersburg begeben und nach sechsmonatlichem Aufenthalte zurückkehren und unter militärischer Begleitung einen solchen gehörigen Geld-Transport mitbringen, welcher alle unsere Gläubiger befriedigen wird. Diejenigen aber welche unserem Namen einen Schandflecken angethan, werden nach geschehener Auszahlung ihre gebührende Strafe öffentlich dafür erhalten". Diese in ächt fürstlichem Stile gehaltene Proklamation that ihre Wirkung. Auch wurden da und dort einige Gläubiger befriedigt. Eine Offenbacherin, Frau Schenck-Rinck, deren verstorbener Gatte an Baron Frank beinahe sein ganzes Vermögen geliehen, wandte sich verzweifelnd an einen Prinzen von Homburg, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen, aber der Fürst erwiderte, „daß Niemand an der Familie Frank etwas einbüßen werde".

Der Durchzug der Verbündeten und die Ankunft Kaiser Alexanders I. in Frankfurt (1813) erweckte auf's Neue die Hoffnung der Gläubiger. Eva Romanovna, die „heilige Jungfrau," erhielt bei dem Czaren eine Audienz. Der Kaiser besuchte sie sogar in ihrem Hause zu Offenbach und verweilte bei ihr einige Zeit. Heute leben noch Personen, welche den Kaiser bei Eva absteigen sahen. Gewiß ist, daß Eva um jene Zeit sich wieder im Besitz von Mitteln befand und daß keine neuen Schulden gemacht, sondern alles baar bezahlt wurde. Endlich 1817 wurde auf Betreiben einer Mainzer Familie, welche nicht nur ihr ganzes Vermögen in den Säckel der Frank'schen Hofhaltung hatte fließen lassen, sondern auch dadurch ihre geachtete Existenz zerstört hatte, durch die Großherzoglich Hessischen Gerichte auf Anordnung des damaligen Gouverneurs von Mainz, Erzherzog Karl, Hausarrest über das Fräulein, „die Kämmerlinge" und die sehr zusammengeschwundene Dienerschaft verhängt. Dieses geschah an einem Samstag Morgen. Erzherzog Karl kündigte seine Ankunft für den Montag an, um an Ort und Stelle persönlich Erklärungen über den wahren Stand und Namen des Fräulein von Frank entgegen zu nehmen. Das räthselhafte Schauspiel, dessen Zuschauer Offenbach's Bevölkerung seit 28 Jahren abgab, und welches viele Angehörige derselben theuer bezahlen mußten, sollte nun gelöst werden. Da hieß es mit Einemmale das Fräulein sei gestorben. Kaum zwölf Stunden nach erfolgtem Tode wurde der Sarg geschlossen und ein stilles Leichenbegräbniß fand statt. Die drei Millionen Gulden, so hoch beliefen sich die Schulden der Baron Frank'schen Hofhaltung, sollen heute noch bezahlt werden.

Das Geheimniß der Offenbacher Hofhaltung blieb noch lange ungelöst. Die erste Aufklärung über das Schauspiel, welches sich dort abgespielt hatte, brachte Jost in seiner Geschichte der Juden. Nach diesem erklärten in einem mit rother Dinte geschriebenen Brief (aus dem Jahr 1800), welchen er selbst gelesen habe, einige seiner Anhänger den Baron Frank für den verheißenen Messias der Juden. Auch Beer in seiner „Geschichte der jüdischen Secten" (1823) erklärt Frank für einen Nachfolger

des Sabbathai Zewi eines morgenländischen jüdischen Reformators, welche ein Nachfolger Jesu Christi zu sein vorgab. Sabbathai lehrte: Das Heilige, welches sich aus der jüdischen Relgion in andere verbreitet habe, könne durch die Juden, welche andere Religionen annähmen an sich gezogen werden, und je mehr dieses geschähe, um so näher sei die Ankunft des „Messias". Diesem Grundsatze folgend, nahmen seine Anhänger den muhamedanischen Glauben an, blieben aber Juden. So nahmen Frank's Anhänger auch den christlichen Glauben an und besuchten den christlichen Gottesdienst, hielten aber in's Geheim ihre eigenen Conventikel und blieben Juden. Beer hat ein sehr günstiges Bild von dem Offenbacher Messias geliefert und gibt ihm vor Sabbathai Zewi den Vorzug, denn er wirkte, so sagt er, nicht wie man von Sabbathai weiß, durch Gaukelspiele, sondern durch die Suada, durch angenommenes vornehmes Wesen und durch Imponirung. Auch die in Frankfurt 1826 erschienenen Blätter für höhere Wahrheit von Johann Friedrich von Meyer beurtheilten den jüdischen Sectirer in einer im Ganzen günstigen Weise. Noch bis auf den heutigen Tag bestehen Anhänger seiner Secte, Frankisten, Judenchristen, welche namentlich in Polen zu Hause sind, und wie uns Heber in seiner Geschichte von Offenbach (1838) berichtet, wohnten an dem Orte, wo Franks Leiche ruht, zu seiner Zeit noch einige seiner Anhänger. „Es schienen Wächter des für heilig gehaltenen Grabes zu sein", sagte er; „übrigens ist das Benehmen so verständig, anspruchslos und friedfertig, daß sie allenthalben ein gutes Lob haben und niemals Veranlassung zu Beschwerden gaben".

In der Folge hatte sich ein förmlicher Heiligenschein um die Person Franks verbreitet. Schon die Monographie „die Polen in Offenbach" von Schenck-Rinck (1866) ist eine Apologie desselben. In öffentlichen Blättern wurde er unter dem Titel „der heilige Herr" förmlich glorificirt, und in einem Roman von August Becker „des Rabbi Vermächtniß" wurden Frank und seine Anhänger als Ideale gesinnungshoher Sittlichkeit, welche unter mysteriösen Formen, und durch Geheimschriften ähnlich den Freimaurern in humanitärem Streben nur auf das Wohl der Menschheit bedacht seien und im Geheimen die Vorsehung spielten, dichterisch auf das prachtvollste verherrlicht. Erst der neuesten Zeit ist es gelungen dem Baron Frank die Maske abzureißen, und ist dieses namentlich durch die bisher unbekannten Aktenstücke geschehen, welche der nunmehr verstorbene berühmte päpstliche Bibliothekar Pater Augustinus Theiner in seinen Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae veröffentlicht hat. Auf diesen Documenten basirt vorzugsweise auch eine neuerdings (1868) in Breslau erschienene Dissertation: „Frank und Frankisten" von Dr. H. Graetz, auf welche wir diejenigen, welche sich für diese merkwürdige Geschichte näher interessiren, noch besonders hinweisen.

Bevor wir uns nunmehr mit dem Baron von Frank beschäftigen, bedarf es einiger einleitenden Bemerkungen über die Lehren und Secten des Judenthums, insbesondere über dessen Fortentwickelung seit der Herrschaft der christlichen Religion.

Unsere europäischen Juden und alle diejenigen in außereuropäischen Ländern, welche an der Fortbildung des Judenthums theilgenommen haben, sind sogenannte Talmudjuden. Der Talmud, richtiger geschrieben Thalmud, zu deutsch die Belehrung, ist die Hauptquelle des rabbinischen Judenthums. Er ist eine Sammlung jüdischer, das religiöse und das bürgerliche Recht betreffender Ueberlieferungen, welche zum Theil schon der Periode vor der babylonischen Gefangenschaft entstammen sollen. Die Reihe der Talmudlehrer beginnt mit Simon dem Gerechten, welcher nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft als letztes Mitglied der großen Synagoge genannt wird. In der späteren Periode nimmt namentlich ein großer Rabbiner, Rabbi ben Jehuda der Heilige, von 120 — 220 nach Christus, ein Sohn des im Evangelium vorkommenden Gamaliels, der Freund des römischen Kaisers Antoninus, durch seine Gelehrsamkeit und Moralität eine hervorragende Stelle ein. Die Periode von Simon bis R. b. Jehuda umfaßt 530 Jahre. Dieser letzte große Talmudlehrer soll, entgegen der seither geltenden ausdrücklichen Vorschrift: „was ich dir schriftlich übergebe, das kannst du schriftlich fortpflanzen, nicht aber was ich dir mündlich übergebe, das darf nur mündlich überliefert werden", die seither mündlich überlieferten Gesetze niedergeschrieben haben, in der Voraussicht, daß das mündlich

überlieferte Gesetz der Vergessenheit anheimfallen würde. In einer späteren Periode tauchten über dieses schriftlich gesammelte mündliche Gesetz abermals verschiedene Meinungen und Auslegungen auf. Ein Rabbi Jochanan sammelte und ordnete sie. Man nennt diesen Talmud Mischna, das heißt Wiederholung (des Gesetzes), oder den jerusalemitischen Talmud, weil er in Palästina verfaßt wurde, im Gegensatz zu dem um mehrere Jahrhunderte später in Babylon, oder besser in Persien entstandenen babylonischen Talmud. Der jerusalemitische Talmud entstand ungefähr in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Spätere Schulen vervollkommneten abermals diese Gesetzessammlung, und so entstand der babylonische Talmud, das heutige Hauptwerk der Juden. Ein hochberühmter Rabbiner, der 313 geborene Rabbi Aschi, begann diese Sammlung und Rabbi Albina vollendete sie ungefähr um das Jahr 500 nach Christus. Man nennt diese Anordnung der Erklärungen über die Mischna die Gemara d. h. „Beschluß“, weil nach deren Beendigung nichts mehr hinzukommen durfte. Hinsichtlich der Sprache sind diese beiden Theile des Talmuds, die Mischna und Gemara dadurch unterschieden, daß erstere in der späthebräischen Schulsprache, letztere in dem chaldäischen Idiom geschrieben ist.

Seinem Inhalte nach zerfällt der Talmud, das heißt die Mischna sowie die Commentare, welche die Gemara zur Mischna gibt, in zwei Theile: erstens in die Halachoth, das sind bestimmte Satzungen und Regeln, nach denen die Anhänger des Talmud verfahren sollen, und zweitens in die Hagadoth, das heißt Sagen und Legenden. Die Halachoth, verfährt bei ihren Satzungen in der Weise, daß ein einzelnes in der Schrift genau bestimmtes Gesetz zur Regel für alle ähnlichen dient. So heißt es z. B. Moses 2. 12. 16. „Keine Arbeit soll am Fest des ungesäuerten Brodes verrichtet werden; jedoch was einer Person zur Speise dient mag für Euch zubereitet werden“. — Diese Ausnahme findet sich nun bei den übrigen Festtagen in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich angemerkt. Der Talmud erlaubt daher analog der obigen Ueberschrift alle Arbeiten, welche zur Zubereitung von Speisen nothwendig sind, mit Ausnahme jener, welche unbeschadet vor dem Festtage hätten verrichtet werden können. Die Halachoth enthält 513 in dieser Weise gesammelte Vorschriften, welche heute nur noch einen historischen Werth besitzen, lange Zeit aber bei den Juden als normatives Gesetzbuch galten. Die Halachoth gebietet z. B. Fremdlinge zu lieben, ein Pfand, welches dem Schuldner unentbehrlich ist, ihm zurückzustellen, dem Taglöhner seinen Lohn gleich nach beendigter Arbeit auszuzahlen, Niemanden im Herzen zu hassen, selbst den Sünder nicht öffentlich zu beschämen, sich nicht zu rächen, seinen Nächsten zu lieben, nicht auf wucherische Zinsen zu leihen, nichts an einem Orte liegen zu lassen, woran man sich schädigen könnte, keine Wucherzinsen an einen Israeliten zu geben, und zahlreiche andere ähnliche Vorschriften, welche heute als Satzungen der Humanität, allgemein anerkannt und festgestellt sind.

Die Hagadoth dagegen enthält eine Reihe von Erörterungen, welche uns heute nur als die Erfindungen eines müssigen Kopfes erscheinen, und welche die Handhabe zu den zahlreichen Angriffen auf den Talmud geliefert haben. Selbst eine große Anzahl Talmudisten bestreiten ihren Werth und R. Chiia äußerte sogar über dieses Buch: „Der Schreiber verdient, daß man ihm die Hand abhaue!“ Anderes ist bildlich zu verstehen, wurde aber von den späteren Rabbinern wörtlich genommen und gab so manchen jüdischen Gebräuchen die Entstehung. So sagt der Talmud: „Man sagt vom Engel des Todes, daß er voller Augen sei und ein Schwert in der Hand habe“. Es soll durch diese Allegorie gesagt werden, daß dem Tode Niemand entgeht, daß er alles vernichtet. Die späteren Rabbiner aber nahmen die Stelle wörtlich und machten es im Buche Joredeah zum Gesetze, daß in dem Hause eines Sterbenden und in einigen benachbarten Häusern das Wasser ausgeschüttet werden müsse, weil der Todesengel darin sein Schwert abwasche. Doch änderten die Schwächen und Irrthümer der Hagadoth nichts an dem Ansehen des gesammten Talmud, der in Spanien, Frankreich, Polen und Deutschland als der Inbegriff rabbinischer Weisheit galt und dessen Studium Jahrhunderte hindurch in Blüthe stand. In Deutschland befanden sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu Frankfurt am Main, Worms, Fürth bei Nürnberg und Prag vier weit und breit berühmte Talmudschulen.

Im siebenten Jahrhundert nach Christus, wo nachdem die großen klaren römischen Philosophen schon längst vom Schauplatz abgetreten waren und im Christenthume selbst die Keime zu dem zukünftigen Mysticismus sich entwickeln, der im Teufelsglauben und Hexenwahn seine gemeingefährlichsten Ausläufer fand, sehen wir unter dem Einflusse ägyptischen Mysticismus und unter Benützung zoroastrischer Sprachfiguren innerhalb des Judenthums eine Lehre sich Bahn brechen, welche dem Judenthume nicht allein, sondern der gesunden Vernunft des gesammten Menschengeschlechtes noch weit gefährlicher wurde als die Hagadoth, und mit noch weit größerem Recht als der Schreiber jenes Buchs hätte derjenige, welcher diese Lehre sammelte, verdient, daß ihm zur Strafe die Hand abgehauen worden wäre. Wir meinen die jüdische Geheimlehre, welche unter dem Namen Kabbala (das ist empfangene Lehre), bekannt ist und unter welchem Namen man seit dem zwölften Jahrhundert eine jüdische mystische Religionsphilosophie versteht, welche während des ganzen Mittelalters auch zahlreiche christliche Köpfe verwirrte, eine geheime Lehre, welche nach den kabbalistischen Begriffen, neben den bekannten religiösen Satzungen und Verordnungen Gott bereits unserem Stammvater Adam übergeben haben soll. So kam diese Lehre von Einem zum Andern auf Moses, Esra und zuletzt an Rabbi Simon ben Jochai, welcher, angeblich zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Hadrian, diese Lehre niederschrieb.

„Als Adam aus dem Paradiese war,“ heißt es in dem kabbalistischen Buche Sohar, „ließ ihm Gott durch den heiligen Engel Rasiel, (der das Gesetz Gottes Mittheilende) dem Vorgesetzten der oberen Geheimnisse, ein Buch zustellen, worin die obere heilige Weisheit beschrieben war. In diesem Buche waren zweiundsiebenzig Arten der Weisheit in sechshundert und siebenzig Abschnitten beschrieben. Mittelst dieses Buches wurden ihm fünfzehnhundert Schlüssel zur Weisheit übergeben, die keinem der oberen Heiligen bekannt waren, und alle blieben geheim, bis dieses Buch an Adam gekommen ist. Als nun Adam dieses Buch erhalten hatte, versammelten sich die höchsten Engel um ihn her, und sprachen: „Erhebe Dich, Gott! über die Himmel, über die ganze Erde deine Majestät (Ps. 57; 6). Da erschien ihm der heilige Engel Hadarniel und sprach zu ihm: „Adam, Adam! halte geheim die Schätze deines Herrn, denn es ist keinem von den höchsten Engel erlaubt, von den Schätzen deines Herrn so viel zu wissen als dir“. So kam die Kabbala immer weiter auf Abraham, den angeblichen Verfasser des kabbalistischen Buches „Jezirah,“ und auf den erwähnten Simon ben Jochai, zugleich eine talmudische Autorität — einen eitlen Großsprecher, wenn das, was ihm nacherzählt wird, wahr wäre, der mit seinem Zornblicke nach einer ihm untergeschobenen Erzählung Menschen zu Asche verbrannte und nach dem Talmud von sich selbst sagt: Ich bin im Stande die ganze Welt von meiner Geburt an vor Gottes Strafgerichte zu schützen. Ich sah, sagt er weiter, die vorzüglichsten Männer und deren sind wenig. Sind ihrer zehn, so gehöre ich und mein Sohn dazu, sind ihrer nur zwei, so bin ich es und mein Sohn.

In dem angeblich von ihm geschriebenen Sohar sagt er von sich: „Ich rufe alle oberen Himmel und die obere Erde zum Zeugen an, daß ich gesehen habe, was kein Mensch, seitdem als Moses das zweitemal auf dem Sinai war, gesehen hat“. Von Simon ben Jochai ist übrigens nur die Thatsache, daß er lebte mit Sicherheit festgestellt, nicht aber seine Urheberschaft der unter dem Namen Sohar bekannten Sammlung kabbalistischer Lehrbegriffe. Von dem Sohar ist vielmehr geschichtlich nur nachgewiesen, daß er zu Anfang des dreizehnten, oder Ende des zwölften Jahrhunderts von Palästina nach Spanien gebracht wurde. Ein Rabbi Moses von Lyon hat dieses tolle Werk zuerst publicirt. Man glaubt sogar, dieser Rabbi habe sich, um Geld zu verdienen, einer Fälschung schuldig gemacht. Der „Sohar“ sei ein von ihm selbst gefertigtes, untergeschobenes Actenstück, welchem der todte phantastische R. Simon ben Jochai den Namen leihen mußte. Seine Wittwe soll nach seinem Tode gleichfalls diese Meinung geäußert haben.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die von der Wissenschaft längst verworfenen Irrlehren der Kabbala, welche das Gebiet der Philosophie, Dämonologie und Theologie umfassen, hier wiederholen wollten. Namentlich befassen sich die Kabbalisten noch ausführlicher wie der Talmud mit dem Jenseits und den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Für unsere Darstellung ist es nur von Wichtigkeit, daß einer ihrer Hauptsätze, die Lehre von der Seelenwanderung bildet. Der Zweck dieser Versetzung der Seelen ist theils aus göttlicher Gnade, damit eine Seele das, was sie gutes zu

thun in einem Körper verabsäumt hat, nachtrage, damit sie dann makellos zur Ruhe komme, und theils, wenn jemand vor der Zeit, die ihm bei seiner Geburt bestimmt war, gestorben ist, so bekommt diese Seele einen neuen Körper, in welchem sie die noch übrigen bestimmten Jahre verlebt. Das kabbalistische Buch Zions gibt folgenden Grund für diese Seelenwanderung an. Die affirmativen Gebote in der heiligen Schrift, sagt er, sind zweihundert und achtundzwanzig; nun gibt es viele Menschen, die ihrer Geburt und ihrer Beschaffenheit und Umstände nach, sie nicht in einem Erdenleben alle ausüben können; daher wird die Seele so oft in andere Körper, und dadurch in andere Umstände versetzt, bis sie alle diese zweihundert achtundvierzig Gebote in Ausübung gebracht hat, wo sie dann erst ihren Ruheplatz in der Ewigkeit findet.

Die rabbinische Spitzfindigkeit hat sich hiermit noch nicht begnügt, sondern ihre Ausbildung der kabbalistischen Seelenwanderungslehre noch weiter fortgesetzt. So findet nach der Meinung des Rabbi Isaak Luria die Versetzung der Seele in andere menschliche Körper nur bei männlichen Personen statt; die Seelen der Weiber werden dagegen, je nachdem sie hier gehandelt haben nach dem Tode entweder ohne einen Zwischenzustand in das Paradies, oder in die Hölle versetzt. Nur in dem Falle, wenn die Seele eines Ehemannes, sei es einer Sünde oder einer anderen Ursache halber, in einen anderen Körper versetzt wird, muß die Seele seiner Gattin auch wieder in einen anderen weiblichen Körper transmigriren damit er in der Welt abermals in den Ehestand treten könne und dadurch die Mißheirathen verhütet würden. Doch genug mit diesen Lehren der alten Kabbala.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich den Kopf zerbrechen,
Mich dünkt, ich hört' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen!

Die Kabbala stand gleich den anderen mittelalterlichen Afterwissenschaften bis zu Ausgang des 16. Jahrhunderts in voller Blüthe. Von da an trat sie vor dem immer heller leuchtenden Licht der wahren Wissenschaft, der sie ihr verzerrtes und bemaltes Angesicht nicht zu zeigen wagte, immer mehr in den Hintergrund; allein bis auf die neueste Zeit hat es hie und da, gleich dem alten Rath Wunderlich in Darmstadt, einen Sonderling gegeben, der ihrer falschen Lehre gutmüthig genug Glauben geschenkt hat. Noch in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts priesen Wundermänner aller Art die Kabbala. Im Palais des Herzogs von Kurland in Dresden beschwor ein angeblicher französischer Oberst von Steinbach, in der That ein Leipziger Küferbursche Namens Schröpfer, vor dem Herzog und seiner Umgebung den Geist des Marschalls von Sachsen mittelst kabbalistischer Formeln. Duchanteau, Meister vom Stuhl der Loge vom großen Orient in Paris, ließ sich von einem alten Rabbiner in Amsterdam beschneiden, um auch äußerlich Jude zu werden und der Geheimnisse der Kabbala vollständig theilhaftig werden zu können. Namentlich in dieser Epoche, wo sich zwar auf allen Gebieten der Wissenschaft eine rationelle Umwandlung Bahn brach, wo aber die neuen Lehren und ihre exacte Methode nur noch im Besitze weniger Gelehrten und keineswegs ein Gemeingut aller Gebildeten waren, vermochte diese kabbalistische Lehre Triumphe zu feiern, die uns heutigen Tags auf den ersten Blick beinahe völlig räthselhaft erscheinen.

Doch die großen kabbalistischen Betrüger Moses von Lyon und Rabbi Luria erscheinen noch als wahre Stümper und Pfuscher gegen ihre Nachfolger, die Sohariten oder Sabbatianer, an deren Spitze der berüchtigte Sabbathai Zewi, der 1625 geborene jüngste Sohn des jüdischen Trödlers Mardochai Zewi von Smyrna, steht. Sabbathai, von dem seine Anhänger erzählen, er sei weise wie Salomo und schön wie ein Engel gewesen, lehrte öffentlich die Geheimnisse der Kabbala. Die Rabbiner verfolgten ihn darum und beschlossen seinen Tod, und Sabbathai ergriff vor ihnen die Flucht. Als er durch Gasa kam, rief ein Greis, der dort wohnte und im Rufe der Heiligkeit stand, ein deutscher Jude von Geburt — Nathan Benjamin — bei seinem Anblick: „Dieses ist der Heiland Israels, dieses ist der Gesalbte des Gottes Jacobs, außer ihm ist keiner und von ihm haben alle

Propheten geweissagt!" Sabbathai ließ ihn rufen und fragte ihn: „Was hast Du von mir gesprochen, und wer hat Dir gesagt, daß ich der Heiland Israels sei?" Jener erwiderte mit Zittern: „Ich schwöre zu dem allmächtigen, großen und furchtbaren Gott, daß ich ihn auf seinem Thronwagen wie einst der Prophet Ezechiel gesehen habe und die zehn Sephiroth* wie Meereswogen um ihn her brausen. Aus diesen hörte ich eine Stimme hervorgehen, die mir zurief: So spricht Jehova: gekommen ist Euer Heiland, er heißt Sabbathai Zewi. Er wird wie ein Held auftreten, wie ein Kriegsmann von Rache entflammt; er jauchzt und brüllt schrecklich und ist seinen Feinden überlegen. Aber nicht nur gehört habe ich diese Prophezeiung, sondern sie stand auch vor mir mit feurigen Buchstaben geschrieben."

Die Juden, der deutsche Nathan an der Spitze, der allerwärts laut den Ruhm Sabbathai's verkündete, hielten nun Sabbathai für ihren Messias. Sabbathai predigte selbst seine Messiassendung und erlangte bald nicht nur in Palästina, auch in Holland, Italien und Polen eine große Schaar Anhänger. In Asien, Griechenland und der Türkei standen allerwärts Propheten und Prophetinnen auf, die in Verzückung fielen und ausriefen: „Sabbathai Zewi ist der wahre Messias aus dem Hause Davids, dem Krone und Reich gegeben ist". Sabbathai wurde immer kühner und durchzog predigend Kleinasien und die Türkei. Er behauptete unter anderen Wundern von sich sogar er sei unverwundbar. In Adrianopel klagte ihn ein Rabbi Nehemias bei dem Sultan als Betrüger an. Der Sultan ließ ihn sich vorführen und fragte ihn, ob er der Messias der Juden sei, eine Frage auf welche Sabbathai verstummte. Der Sultan fragte ihn weiter, ob es wahr sei, daß er unverwundbar sei, wenn dem so sei, so wolle er sich davon überzeugen und drei vergiftete Pfeile auf ihn abschießen lassen. Sabbathai erwiderte bescheiden, er sei nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, worauf der Sultan zornig ward und ihm die Alternative stellte, da er ein Betrüger sei, so solle er zum Islam übertreten, oder er werde ihn spießen lassen. Der gehorsame Sabbathai nahm sogleich die Mütze vom Kopf, nahm einem Pagen den Turban ab, setzte ihn auf und ward Moslem. Der Sultan ernannte ihn nun zum Capidschi Bascha. Viele seiner Anhänger zogen sich nach seinem Uebertritt zum Moslemglauben von ihm zurück, eine große Anzahl aber hielt ihn immer noch für den Messias. Sie nahmen auf seinen Befehl die mohamedanische Religion an, befolgten aber insgeheim ihre jüdischen Gebräuche. Später kam Sabbathai wieder bei dem Sultan in Ungnade und wurde nach dem Fort Dulcinengo bei Belgrad abgeführt, wo er am 10. September 1676 einundfünfzig Jahre alt als Muselmann starb. Sein Körper wurde von den Türken in die Donau geworfen. Seine Anhänger haben ihn durch erlogene Wunder aller Art mit einem förmlichen Heiligenschein umgeben. Zwei seiner Hauptlehren sind diejenigen von der Seelenwanderung und die andere, welche lautet: „Das Heilige welches sich aus der jüdischen Religion in andere Religionen verbreitet habe, könne von den Juden, welche andere Religionen annähmen, an sich gezogen werden". Noch jetzt leben in Kleinasien, Griechenland, Palästina, Polen und Italien viele seiner Anhänger. Niebuhr** berichtet: man findet zu Solonik wohl 600 Familien, die sich zu dieser Secte bekennen und als solche unter dem Namen Dolmäh, das heißt Abtrünnige, sowohl bei Muhamedanern als bei Juden und Christen bekannt sind. Sie wohnen gern bei einander und verheirathen ihre Töchter weder an Muhamedaner noch an Juden. Sie beschneiden zwar ihre Kinder am achten Tage, das ist aber das einzige, was sie von den Gebräuchen der Juden beobachten, sie fasten so wenig mit den Juden als mit den Muhamedanern, halten sie den Sabbath nicht heilig und schätzen sie das hohe Lied Salomonis höher als die Bücher Moses und den Koran".

Ein noch größerer Gaukler als Sabbathai, größer darum, weil er in einer viel aufgeklärteren Zeit und nicht in dem phantasiereichen Morgenland, sondern in dem nüchternen kalten Abendland

* Die Sephiroth heißen kabbalistisch die Eigenschaften Gottes.

** Von den verschiedenen Nationen und Religionsparteien im türkischen Reiche. Deutsches Musäum 1784.

seine Rolle spielte und weil er sie glänzend bis zu Ende durchführte, war der galizische Jude Jankiew Lejbowicz d. h. Jacob, Sohn des Leib, welcher sich bereits in früher Jugend in die Türkei begab und seit seinem Aufenthalt daselbst den Familienamen Leib mit Frenk oder Frank vertauschte und später in Offenbach unter dem Namen eines Baron von Frank seine Laufbahn beendigte. Frank ist ein Beweis dafür, wie wenig es bei einiger Unverschämtheit bedarf, um in der Welt eine Rolle zu spielen. Er war, wie wir oben gehört haben, nicht schön, er war sogar häßlich, er war auch nicht geistig hervorragend, er war ungelehrt im Talmud und unwissend und sagt von sich selbst bei Vertrauten: „Denn ich bin ein ungelehrter Mensch und Idiote," er war nicht einmal durch moralische Eigenschaften hervorragend, denn er erzählt freimüthig von sich, daß er als Junge seinen Vater belogen und bestohlen habe, um neue Kleider zu bekommen. Er war auch nicht beredsam, denn er sprach einen jüdisch-polnischen Jargon, der ihn sofort in jeder anständigen Gesellschaft unmöglich gemacht haben würde, und trotzdem gelang es diesem krummbeinigen, mauschelnden, pockennarbigen, von gemeinsten Gesinnungen beseelten Ignoranten, seine jüdischen Glaubensgenossen, die ihm Tonnen Goldes als Tribut entrichteten, zu berücken und bis zu seinem Ende als der verheißene Messias ein Gegenstand ihrer Verehrung zu sein.

In seinem dreizehnten Jahre kam Frank als Diener eines polnischen Juden nach Bucharest, wo er sich bald selbstständig machte und bedeutende Reichthümer, die er in verschiedenen Städten der Türkei sammelte, besaß. In Nicopolis heirathete er 1752 die dreizehnjährige Chana, welche ihm seine zwei Söhne Joseph und Rochus gebar.

Von der Türkei begab er sich nach Kleinasien und erreichte auf seinen kaufmännischen Reisen auch Saloniki. Hier kam er mit den Anhängern des Sabbathai Zewi, den Sabbatianern, in Berührung, und er, der den Talmund nie begriff, nahm um so begieriger die Afterweisheit der Kabbala in sich auf. Zunächst mögen es ihre lasciven Ansichten über die Ehe gewesen sein; („sie nahmen es mit der Ehe sehr leicht und wechselten ihre Frauen wie ihre Kleider", erzählt ein Zeitgenosse) welche Frank an diese Secte fesselten. Er lernte die Lehre von der sabbatianischen Trinität, welche nach ihnen aus drei Personen besteht: die höchste Ursache, oder der heilige Uralte (Attika Kadischa), die, weil unendlich erhaben, keinen Einfluß auf die Weltregirung üben könne, als zweite Person aus dem Gott Israels, oder dem heiligen König (Malka Kadischa), welcher identisch ist mit dem Messias, d. h. Sabbathai Zewi und seinen Nachfolgern, und als dritte Person aus der weiblichen Ergänzung zum Messias. Diese drei Personen sind eins. Man nennt diese Lehre welche sich auf Stellen der Sohar stützt die Lehre von der kabbalistischen Trinität.

Hieran schloß sich die Lehre von dem sabbatianischen Messias, dessen Seele, welche einen Theil der Gottheit bildet, oder vielmehr, welcher die Gottheit in Fleisch und Leibesleben darstellt, sich in jedem Zeitalter in den Körper eines vollkommenen Menschen hüllt, und welcher dadurch die ganze Machtfülle über Geister und über die Natur zu herrschen und Wunder zu verrichten erhalte. Diese Messiasseele habe sich in Jesus und Mohammed verkörpert, in Sabbathai Zewi habe sie ihren vollkommensten Ausdruck erhalten.

Im Besitz von Reichthümern und Anhängern und diese Lehre zu kennen, war es für Frank, einen unternehmenden, intriguanten Kopf, nur ein Schritt, sich selbst als den Messias seines Zeitalters zu proclamiren, und er findet, nach Polen zurückgekehrt, in dem Salomon Schor und fünf Genossen betrügerische Helfershelfer, wie einst Sabbathai in dem deutschen Juden Nathan, welche sogar beschwören, sie hätten Christi Wundmale an seinen Händen und Füßen und den Stich in der Seite gesehen, er sei Christus der Messias, er sei Sabbathai Zewi, welcher eine neue Hülle erhalten habe.

Jacob Frank thut als Messias Wunder und spricht salbungsvoll von sich: einst als Rabbi Mardochai zu mir sprach: „Jacob zeige deine Kraft! stieg ich auf eine Eichentreppe und jeder Tritt meines Pantoffels war im Holz ausgedrückt". Er lehrte seine Anhänger die Weibergemeinschaft und grobe Sinneslust und Genußsucht; seine Anhänger feiern in Polen unglaubliche Orgien — in Laskorum unweit Lemberg werden sie ertappt, wie sie ein halb nacktes Frauenzimmer — eine Jungfrau (!?) nach der einen Quelle, die Frau des Rabbiners nach der anderen, mit einem Ornamente wie die Thorarollen

geschmückt umtanzen und in mystischer Andacht küssen; und dieser Mensch, dieser Wüstling Jacob Frank gilt als der Messias, auf den die Frankisten den Bibelvers beziehen, den die Juden beim Eintritt in die Synagoge zu recitiren pflegen: „Wie schön sind deine Zelte, Jacob!"

Der Unfug Franks in Polen beginnt im Jahr 1755. Seine Irrlehren blieben den rechtgläubigen Rabbiner nicht verborgen, und alsbald sehen wir Seitens der Rabbinate, welche anfänglich die Unterstützung der Regierung finden, strenge Untersuchungen gegen die Frankisten eingeleitet. Der intriguante Frank aber wußte es so zu wenden, daß die rechtgläubigen Juden bei dem ausgebrochenen Glaubensstreit zu kurz kamen und der katholische Klerus für ihn Partei ergriff. Er sagte der Talmud sei eine falsche Lehre, er und seine Anhänger seien Soghariten und gradezu Contratalmudisten. Die Unverträglichkeit zwischen Sohar und Talmud sei uralt, und schon in der vorchristlichen Zeit hätten Simon ben Jochai und Jonathan ben Uziel den Talmud bekämpft und verworfen. Sie lehrten drei Personen der Gottheit und ständen somit der Kirche sehr nahe. Um dieser letzeren Versicherung mehr Nachdruck zu geben, mußten sich auf seinen Befehl etwa zwanzig seiner Anhänger taufen lassen. Die Bischöfe sahen nun hier eine Gelegenheit zur Verherrlichung der Kirche und die Hoffnung auftauchen, die Juden vermittelst der Kabbala in ihren Schoß zurückkehren zu sehen und setzten die verhafteten Frankisten wieder in Freiheit.

Als sich die Frankisten in ihrem Thun nun ungehindert sahen, wurden sie, von Rachegefühl beseelt, zu wüthenden Gegnern der rechtgläubigen Juden. Sie verkündeten, der Talmud sei ein christenfeindliches Buch, er lehre geradezu die Christen zu betrügen, sie unschädlich zu machen, sie umzubringen. Es sei sogar Vorschrift, bei gewissen religiösen Ceremonien Christenblut zu gebrauchen. Der wüthendste Fanatismus wurde gegen die Talmudjuden angestachelt, und in der That wurden eine erhebliche Anzahl, da man gerade mehrere christliche Kinder vermißte, wegen Christenmordes zur Haft gebracht. Die Frankisten forderten, immer weiter gehend, die talmudistischen Rabbiner zu einer öffentlichen Disputation auf, wo die Sabbatianer in Gegenwart der Vertreter der christlichen Kirche ihr Dreieinigkeits- und ihr Menschwerdungsdogma vertheidigen wollten. „Warum", riefen sie ihnen in einer Proclamation zu, „warum glaubt Ihr nicht an die Dreieinigkeit, da doch die heilige Schrift und der Sohar voll davon sind." Die öffentliche Disputation, bei welcher die katholischen Prälaten, die weder die kabbalistische Dreieinigkeit und ihre Unterscheidung von der christlichen, noch hebräisch und den hebräisch-polnischen Jargon verstanden, zugegen waren, ergab anscheinend die völlige Niederlage der durch einige alte, schwache Rabbiner vertretenen Talmudisten, so daß der Erzbischof Dembovski am 14. October 1757 verfügte, die Talmudisten seien gehalten ihren Gegnern 5000 polnische Gulden Kostenentschädigung zu zahlen und außerdem 154 Gulden Beitrag zur Ausbesserung der Kathedrale von Kamienice zu leisten. Die Talmudexemplare sollten aufgesucht und in Warschau durch Henkershand verbrannt werden. Eine wahre Razzia nach Talmudexemplaren begann allerwärts, und unter Hohngelächter verbrannten die Frankisten vor den trauernden Juden in den kleineren und größeren Städten auf öffentlichen Plätzen das theuere Vermächtniß ihrer Vorfahren.

Zum Glück für die rechtgläubigen Juden starb am 17. Nov. 1757 der den Frankisten gewogene Dembovski und die Verfolgungen nahmen damit ein Ende. Sein Nachfolger, der Primas Wratislaw Lubienski, der ihnen nicht traute, lieh den Frankisten keine Unterstützung und die Frankisten werden wieder aus Verfolgern zu Verfolgten. Sie suchen den Schutz der Kirche nach, allein man erwidert ihnen, man könne nur denen Heil versprechen, die sich zum Evangelium bekehrt hätten, worauf Frank eine neue Disputation veranstalten läßt und vermittelst des ihm günstigen Mikulski, Administrators des Königreichs, auch durchsetzt, in welcher er von der kabbalistischen zu der christlichen Lehre überspringt. In einem Manifest erklärt er: die Prophezeiungen aller Propheten von der Ankunft des Messias sei bereits erfüllt. Der Messias sei der wahre Gott, der Fleisch geworden und zum Heile gelitten habe. Mit der Ankunft des Messias habe das ganze Judenthum seine Bedeutung verloren. Das Kreuz sei das Zeichen der Dreieinigkeit und das Siegel des Messias. Das Alles lehrte die heilige Schrift und besonders Sohar. Frank befestigte durch dieses Manifest, durch das er scheinbar zum Christenthum überging, seine Stellung und diejenige seines Anhanges, ohne dadurch sein Ansehen

zu schädigen. War doch in ihm selbst vermöge der Sabbatanischen Seelenwanderungslehre der Messias verkörpert, trug er doch Christi Wundenmale, wie seine Anhänger beschworen, sichtbarlich an sich!?

Die Disputation, nach deren Beendigung sich mehrere tausend (nach Einigen 7000) Juden zum Empfang der Taufe drängten, fand in Lemberg statt, aber Frank selbst war bei derselben nicht anwesend. Die Wirksamkeit hinter den Coulissen war für ihn weit vortheilhafter als eine öffentliche Disputation, welche den inneren hohlen Kern, den die äußere glänzende Schale des Sectenchefs in sich barg, gar zu leicht an den Tag bringen konnte. Nach ihrer Beendigung erschien er aber in Lemberg, um durch den Pomp, den er entwickelte, die Augen der Menge zu blenden; wie ein orientalischer Fürst gekleidet, in einem Sechsspänner sitzend, fuhr er, von einer langen Reihe Wagen gefolgt, in die Stadt ein.

Frank hoffte nun, nach dieser Disputation ganz ungestört in Polen verbleiben und ohne die ihm innerlich verhaßte Ceremonie der Taufe in Polen sich ein Asyl gründen zu können, womöglich für sich und seine Anhänger einen bestimmten Bezirk angewiesen zu bekommen, wo sie nach ihren sabbatianischen Grundsätzen leben und sich selbst verwalten durften. Allein er täuschte sich, er und die Seinigen mußten zur Taufe sich bequemen und erlangten nicht einmal das, was Frank so sehnlich erhoffte, ein unabhängiges frankistisches Gebiet, die unbeschränkte Selbstherrschaft Franks über seine Secte.

Bei seinem längeren Aufenthalte in Polen gelang es schlauen Beichtvätern hinter seine wahren Absichten zu kommen. Einige seiner Anhänger verriethen, daß er sich als Prophet, Wunderthäter, als Messias gerirte, daß er in den Gebetbüchern, deren sich die frankistischen Convertiten bedienten, überall den Namen Jesus habe ausstreichen und dafür seinen eigenen Namen Jacob habe setzen lassen. Der Generalofficial der Inquisition, Turski, ließ ihn in Folge dieser Enthüllungen am 26. Jan. 1760 verhaften.

Frank, gegen den man, wie es scheint, die Folter angewandt hat, gestand nun ein, er habe das christliche Bekenntniß erheuchelt und die Taufe empfangen, um gerade wie in der Türkei, wo er sich zum Moslemglauben bekannt habe, Vortheile zu erlangen. Auf dieses und andere Geständnisse hin, sowie in Folge verschiedener ihn schwer belastender Zeugenaussagen, wurde er als öffentlicher Betrüger zur Haft in einer Festung verurtheilt, eine Gnade, die ihm statt des Feuertodes, dessen er sich schuldig gemacht hatte, in Rücksicht darauf, daß der König sein Taufpathe war, zu Theil ward.

Frank wurde nach Czenstochow abgeführt, wo er bis zum Jahre 1772 gefangen gehalten und erst nach der damals erfolgten Unterjochung Polens durch die Russen in Freiheit gesetzt wurde. Nach seiner Befreiung begab er sich zunächst nach Brünn, wo er zahlreiche Anhänger besaß, mit welchen er sich auch, während er seine Strafe verbüßte, in Beziehungen zu halten wußte. Er sammelte zahlreiche neue Anhänger und beschaffte sich die Geldmittel, um sein früheres Leben wieder anzufangen, und als „heiliger Herr" sehen wir den Strafgefangenen von Czenstochow auf einmal wieder inmitten der Seinen. Seine angebliche Tochter Eva, die, während seiner Haft in einer adligen polnischen Familie auferzogen, sich aristokratische Manieren angeeignet und zu einer blühenden Schönheit herangewachsen war, muß bei der neuen Comödie eine Rolle übernehmen, und Frank, der Messias, lehrt seine Gläubigen, der „Glaube", die Emuna (Emine nach polnisch-jüdischer Aussprache), sei in die Hülle einer schönen Jungfrau eingegangen und zwar in den Leib seiner Tochter. Eva's Schönheit begeistert die jungen Frankisten und sie verstehen sich zu dem, wozu sich der Jude, und vor allem der polnische Jude, so ungern versteht, sie unterwerfen sich der militärischen Disziplin und lassen sich zu straffen, strammen Uhlanen und Husaren heranbrillen.

Frank sucht nun mit seiner gläubigen Schaar in Oesterreich, wo er in Wien mit ungeheurem Gepränge auftritt, eine Unterkunft, allein der tolerante Kaiser Joseph erkennt unter der Maske des Sectirers den abgefeimten Betrüger und verweist ihn aus seinen Staaten. Endlich in Offenbach gelingt es ihm, das zu finden, wonach er schon so lange trachtet, einen Besitz, wo er seine eigene Hofhaltung führen, als selbständiger Fürst leben und die fürstlichen Prärogative, namentlich die selbständige Gerichtsbarkeit, ausüben konnte.

Hier lehrte Frank seine edomitische Religion (edom hebr. roth), hier bildete er dieses merkwürdige geheimnißvolle Gemeinwesen aus, dessen einzelne Glieder alles, was sich innerhalb der Mauern des Frank'schen Palastes zutrug, auf das sorgfältigste vor den Augen der Menge verbargen. Ungeheuere Summen, welche ihm seine Anhänger in Polen und der Walachei zukommen ließen, ermöglichten ihm diese glänzende Hofhaltung. Als die polnische Regierung einst benachrichtigt wurde, daß eine Menge Geld außer Landes und zwar nach Offenbach gehe, ließ sie beim Grenzübergang Nachforschungen anstellen. Dieselben waren nur zum geringsten Theil von Erfolg begleitet, die Hauptgeldtransporte kamen ungefährdet über die Grenze, aber dennoch gelang es, einige frankistische Neophyten anzuhalten, welche eine Summe von 40000 Ducaten bei sich führten, welche Summe in den königlichen Fiscus wanderte. Aber zwanzigmal soviel sollen diejenigen mitgebracht haben, welche Offenbach glücklich erreichten. Erregt durch die Schilderungen, welche unter den polnischen Frankisten über Frank's Hof umliefen, kam eine immer größere Zahl nach Offenbach, um dort in der unmittelbaren Nähe des Messias, dem sie ihr ganzes Vermögen zu Füßen legten, der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Die aber, welche ihre Familie, ihr Geschäft in Polen zurückhielt, suchten durch beträchtliche Summen, welche sie nach Offenbach abschickten, der messianischen Gnadenwirkung theilhaftig zu werden. Hier vollbrachte sich unter räthselhaften mystischen, die Sinne kitzelnden Ceremonien und magischem Hokus-Pokus, bei völliger Freiheit der sinnlichen Neigung des einzelnen Individuums, der wunderbare Proceß der Welterlösung mittelst der Weisheit der Kabbala. Hier erwartete die schöne Eva Frank, die incarnirte Sephirah Tiphereth (Schönheit) die Incarnation einer noch vermißten Sephirah, welche mit den beiden bereits in Menschengestalt erschienenen, dem Messias Frank und seiner Tochter Emuna die Dreieinigkeit bilden sollte. Von dieser Verbindung der fleischgewordenen Schönheit und von dem erwarteten Unbekannten sollte der Welterlöser geboren werden. Aber trotz dieser hohen Bestimmung, welche der schönen Eva wartete, blieb sie sitzen. Ein junger adeliger Jude aus Prag, welchen sein Vater, mit ungeheuren Geldmitteln ausgerüstet, nach Offenbach geschickt hatte, und welcher Eva Frank ehelichen sollte, wollte die Vaterschaft des erwarteten Welterlösers nicht übernehmen. Das ganze frankistische Treiben erschien ihm zu unkauscher, und vor allem war es Eva selbst, auf deren eheliche Treue er keine großen Hoffnungen setzen durfte. Ist es doch aus einer Erzählung von Schenck-Rinck wahrscheinlich, daß die heilige Jungfrau bereits kurz nach der Ankunft Frank's in Offenbach in die Wochen kam.

Mit vorstehendem ist noch keineswegs das ganze Geheimniß, das über der Frank'schen Hofhaltung in Offenbach ruht, enthüllt. Namentlich ist sein Verhältniß zur Kaiserin Katharina II., die ihn begünstigte, und welche ihm bedeutende Geldunterstützungen zukommen ließ, noch nicht völlig aufgeklärt. Man vermuthet, daß in dieser Beziehung sich Frank in die Gunst des Petersburger Hofes einschmeichelte, und daß er sich durch Spionendienste angenehm machte. Weiß man doch von ihm, daß er nach seiner Freilassung in Czenstochow der neuen russischen Regierung mit dem Anerbieten des Uebertritts zur griechisch-katholischen Kirche entgegen kam. Einem Menschen von der Charakter- und Gesinnungslosigkeit des Frank, welcher bereits die mohamedanische und die römisch-katholische Religion bekannte, und welcher seine rechtgläubigen jüdischen Glaubensgenossen mit äußerstem Fanatismus verfolgte, darf jede Niederträchtigkeit zugetraut werden. Allein hiermit sind, wie wir sehen werden, noch nicht alle Zweifel beseitigt.

Ueber die ferneren Schicksale derjenigen, welche bei der Offenbacher Comödie mitspielten, weiß man nur weniges. Einer der Söhne Franks, welcher in der russischen Armee als Officier diente,

kam auf dem Marsche derselben 1814 durch Prag, wo er von den Freunden und Anhängern seines Vaters sehr gut aufgenommen wurde. Ueber die Tochter Eva vermuthet Schenck-Rinck, Eva sei 1817, als jener gefürchtete Besuch des Erzherzogs Karl in Offenbach bevorstand, nicht gestorben, sondern durch Mithilfe eines ehemaligen hohen Isenburgischen Beamten entflohen.

Die Frage, wie es möglich war, daß der bereits in Polen verurtheilte Frank und sein berüchtigter Anhang ungestört in Offenbach Jahre lang ihr Wesen treiben konnten, erscheint leicht gelöst. Damals, als Frank sich in Offenbach niederließ, kannte man noch nicht jenen großartigen direkten und indirekten allgemeinen Weltverkehr der Gegenwart, wo die öffentliche Meinung auch den Geringsten überwacht und Niemand sich der Controle entziehen kann, welche durch Zeitungen, Post und Telgraphen über jeden Einzelnen je nach seiner Bedeutung und Stellung in der menschlichen Gesellschaft ausgeübt wird. Damals war der Verkehr mit Polen und Rußland nicht einmal dem gleich, der heute zwischen uns und dem fernen Neuseeland besteht. Zudem wurden alle Akten des Frank'schen Prozesses sofort nach dessen Beendigung als merkwürdige Documente über das Judenthum nach Rom geschickt, wo sie bis 1864 in der vaticanischen Bibliothek moderten, bis sie der gelehrte Pater Theiner der Oeffentlichkeit übergab, und erst der allerneusten Zeit gelang es daher die Identität des Offenbacher Baron Franks mit jenem gleichnamigen polnischen Betrüger festzustellen.

Nur ein Räthsel ist bis heute noch ungelöst geblieben. Wer war Eva Frank? Die Geschichte hat über ihre Person nicht die gleiche Klarheit zu verbreiten vermocht wie über diejenige ihres Vaters. Graetz hält Eva für die im November 1759 zu Lemberg geborene Tochter Franks, welche in der unter dem Titel Nauka Franka bekannten Handschrift Frankistischer Erinnerungen Awalejb genannt wird. Allein es findet sich auch in der Nauka Franka eine Stelle, in welcher es heißt: „Zu Osman, welcher in der Stadt Nikopel beim Herrn Frank, („der heilige Herr“) war, sprach der Herr: Sieh', ist meine Tochter, nicht wie eine Prinzessin! In Wahrheit ist sie eine Prinzessin!“ Dieser Ausspruch Franks würde für sich wenig zu bedeuten haben, aber halten wir ihn mit den übrigen Indicien zusammen, so bietet sich noch ein reiches Material zu einer neuen Combination. Wir wissen, daß seine vorgebliche Tochter sich Eva Romanovna unterzeichnete, daß ihr Silbergeschirr mit E. R. und einer Krone gezeichnet war, und daß sie sogar in einer in Offenbach angeschlagenen Proclamation von ihren Beziehungen zum russischen Hofe offen sprach und sich auf dieselben stützte. Wir wissen ferner, daß sie unter der Kaiserin Katharina II. und unter Alexander I. wiederholt bedeutende russische Subsidien empfing. Der letztere besucht sie sogar in Offenbach, Frank erklärt sie bei dem souveränen Fürsten von Isenburg offen für eine russische Prinzessin und der Prinz von Homburg erklärt Frau Schenck-Rinck, daß Niemand bei der Familie Frank etwas einbüßen werde! War es doch möglich so hochstehende Personen, die sich doch gewiß genau über alle Verhältnisse verlässigten, in so grober Weise zu täuschen? Würde der Fürst von Isenburg einer abenteuernden polnischen Jüdin Aufnahme auf seinem Gebiete gewährt haben und stillschweigend die Benachtheiligung seiner Unterthanen durch eine verschuldete mystische Hofhaltung geduldet haben! Man hat daher nach einer anderen, glaubhafteren Lösung für dieses Räthsel gesucht. In der Main-Zeitung vom 1. März 1867 wird auf folgende Thatsache, welche selbst Graetz entging, aufmerksam gemacht. Die 1762 verstorbene Kaiserin Elisabeth hatte erwiesenermaßen von ihrem Günstling, dem vom kleinrussischen Bauernsohne zum Feldmarschall aufgestiegenen Grafen Alexei Rasumowsky, dem sie in heimlicher Ehe vermählt war, drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, über welche letztere uns jede weitere geschichtliche Auskunft fehlt. Wie nun, wenn diese Tochter Eva von Frank gewesen wäre? Dann hätte es einen Sinn, wenn Frank das schöne Fräulein bei

dem Fürsten von Isenburg für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth erklärte und hinzusetzte, er und seine Begleiter seien nur ihre Hüter. So wäre Eva Frank der Sprößling der Kaiserin Elisabeth, den vor den Augen der Welt zu verbergen, die russische Kaiserfamilie ein Interesse hatte. Es würde sich hieraus erklären, wie erwiesenermaßen eine adeliche Familie ihre Erziehung übernehmen mochte, welche sich hierzu bei der Tochter des sabbatianischen Sectirers schwerlich verstanden hätte. Sie soll damals, erzählt Scimborowicz, mit einem polnischen Edelmanne Jerzem Marcinow Lubomirski verlobt gewesen sein. Unmittelbar darauf treffen wir sie bei dem seiner Strafhaft in Czenstochow entlassenen Frank, welcher früher nie diese seine vorgebliche Tochter bei seiner Sectirercomödie eine Rolle spielen ließ. Schenck-Rinck aber, der das gleichzeitig mit dem seinigen erschienene Buch von Scimborowicz, „Leben, Ende und Lehren des Jacob Frank, Warschau 1866", gar nicht kennt, erzählt uns daß nicht lange nach Ankunft Franks in Offenbach eine Dame aus der nächsten Umgebung Eva's — man nannte und begrüßte sie als Fürst Lubomirska, deren Gemahl bald nach Ankunft der Polaken wieder abreiste — in die Wochen kam. Alt und Jung wurden, je zwei Frauen in das Wochenzimmer gelassen, und die Wöchnerin reichte aus einer mit Goldstücken gefüllten Chatoulle jeder der Frauen ein reiches Geschenk. Eine russische Fürstin Lubomirska befand sich erwiesenermaßen nicht in Franks Gefolge, wir wissen vielmehr, daß dasselbe lediglich aus Juden und Jüdinnen bestand. Könnte daher nicht Eva selbst die Wöchnerin gewesen sein, welche ihr Verlobter, den Scimborowicz, unser Gewährsmann, Jerzem Marcinow Lubomirski nennt, anfänglich bis nach Offenbach begleitete und alsdann sitzen ließ?

Erklärlich durch den hohen Stand Eva's würde es sein, wie es erst des Machtwortes des Erzherzogs Karl, Gouverneurs von Mainz, bedurfte, um die Gerichte zu einem Einschreiten gegen sie zu veranlassen, und wie aber auch ein ehemaliger Isenburgischer Beamter, wenn Schenck die Wahrheit berichtet, sich finden konnte, um sie entspringen zu lassen. Man sieht, wir haben hier eine Kette von Indicien zusammengestellt, wo beinahe von der Geburt Eva's an kein einziges der Zwischenglieder fehlt, und Eva erscheint sonach als die von der Kaiserin Elisabeth mit dem Grafen Rasumowsky erzeugte Prinzessin.

Frank wäre so der Hüter eines russischen Familiengeheimnisses gewesen, und würde es dadurch erklärt sein, wie er sich kurz nach seiner Entlassung aus der Strafhaft wieder im Besitz von solchen Geldmitteln befand, um einen Aufwand zu machen, wie wir ihn diesen sofort nach seiner Ankunft in Brünn bereits treiben sehen. Eva Frank aber, die Helfershelferin bei seiner Messiascomödie, würde als unglückliche, verlassene, elternlose, als heimathloser Findling, welcher herzlos einem Gaukler überantwortet wurde, einen Anspruch auf unser Mitgefühl haben.*

Nicht nur durch die Wirksamkeit des sabbathianischen Sektirers Jacob Frank, auch in anderer Beziehung besitzt Offenbach eine große Bedeutung für die neuere Geschichte des Judenthums. In Offenbach lebte und wirkte Wolf Breidenbach (geb. im Dorfe Breidenbach bei Kassel 1751), der mit

* Wie man aus vorstehender Darstellung ersieht ist bei dieser geheimnißvollen Geschichte nur die Person des Jacob Frank völlig klar gestellt. Nicht dasselbe gilt von Eva Romanowna, über welche als die erste Auflage dieses Buches erschien, noch Zweifel bestanden, während über die Person des polnischen Edelmanns Jerzem Marcinow Lubomirski noch völliges Dunkel herrschte. In Dresden, wo der Verfasser dieses Werkes seit 1880 lebt, einer Stadt, in welcher die bei den Polenkönigen August I. und August II. in großer Gunst stehenden Lubomirski's begütert waren und wo mehrere derselben beerdigt sind, glaubte er mit Hülfe etwa vorhandener Familienurkunden noch einiges zur Lüftung des geheimnißvollen Schleiers, welcher über den Vorgängen in Offenbach ruht, beitragen zu können; um so mehr da heute noch eine zahlreiche russische, sowohl als polnische Colonie in dieser Stadt vorhanden ist. Bezüglich des Lubomirski waren alle Nachforschungen vergeblich, bezüglich der Eva Romanowna aber wird dem Verfasser durch einen mit der Familiengeschichte des russichen Herrscherhauses genau bekannten Diplomaten im Augenblick, wo diese Bogen zur Presse gehen, die Mittheilung, daß Eva mit der unter dem Namen Prinzessin Tarakanoff bekannten Tochter der Kaiserin Elisabeth, welche bevor sie nach Offenbach kam, in Livorno großes Aufsehen erregte, identisch sei. Der Aufenthalt der Tarakanoff in Offenbach sei festgestellt. So hätte also Frank die Wahrheit gesprochen, als er das schöne Fräulein bei dem Fürsten von Isenburg für eine Tochter der Kaiserin Elisabeth erklärte. In diesem Falle sind aber die Mittheilungen der Zeitgenossen über das Alter Evas jedenfalls unrichtig und muß dieselbe weit älter gedacht werden. Es ist möglich, daß sie durch das bei den vornehmen Russinnen sehr beliebte Schminken die Bewohner Offenbachs über ihr Alter täuschte.

Israel Jacobsohn in Braunschweig am mächtigsten für die Emancipation der Juden agitirte und, obwohl nur wenig von ihm gesprochen wird, sind die thatsächlichen Verdienste, welche er sich um seine Stammesgenossen erwarb, doch ungleich größer als die Jacobsohns. Bei einer Reihe von Fürsten, unter anderen bei dem Kurfürsten von Hessen und dem Fürsten von Isenburg, deren Kammeragent er war, erlangte er die Aufhebung des Leibzolles der Juden. Durch von den Juden auf seine Veranlassung gesammelte, zu diesem Zwecke von ihm verwandte Geldsummen, durch persönliche Verhandlungen mit den kleinen deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg, unter Mitwirkung des Reichserzkanzlers von Dalberg, und endlich durch Empfehlungen von Fürsten (Breidenbach erfreute sich der Gunst Großherzogs Ludwig I. und war Hausfreund bei dem Prinzen Emil von Hessen) gelang es ihm schon 1804 und 1805 die Wanderfreiheit der Juden am Rhein durchzusetzen; auch bei dem Rath von Frankfurt erwirkte er die Aufhebung des Leibzolles. Als in den einzelnen deutschen Ländern später die Judenemancipation zur Thatsache wurde, war, namentlich in Süddeutschland, dieser Schritt in Folge der Thätigkeit Breidenbachs so erfolgreich vorbereitet, daß die größten Schwierigkeiten bereits beseitigt waren und bei der ganzen Angelegenheit eigentlich nur noch eine Formfrage zu erledigen war. Breidenbach war ursprünglich arm, aber er hatte einen vortrefflichen talmudistischen Unterricht erhalten, durch welchen sein angeborner Scharfsinn entwickelt wurde. Zugleich war er Meister im Schachspiel. Ein Fürst, der dieses Spiel liebte, zog ihn in sein Haus, lieh im später Geld zur Begründung eines Juwelen- und Wechselgeschäftes und Breidenbach trieb sein Geschäft mit solchem Erfolge, daß er sich Reichthümer und Ansehen erwarb. Im 78. Jahre rief ihn der Tod zu Offenbach ab. Breidenbachs Kinder ließen sich taufen. Einer seiner Söhne, Moritz, endigte als großherzoglich hessischer Ministerialrath zu Darmstadt und war durch seine schneidige Rednergabe namentlich in den Jahren 1848 bis 1852 eine bewährte Kraft der Regierung, gegenüber der im Vollgefühle ihrer Stärke befindlichen Opposition der zweiten Kammer; der andere Sohn, Isaac, nach der Taufe Julius, starb im November 1882 als großherzoglicher Gesandter zu Stuttgart.

Noch ein Messias.

Um eine große Zahl anderer Wohngebäude Offenbachs hat die Dichtkunst ihre zarten, sinnigen Ranken geschlungen und die Literatur-Geschichte erzählt uns hier von den drei ersten Küssen der schönen Bettina von Arnim, der „kleinen Psyche", wie sie Herder nannte, als er in Offenbach ihre Großmutter Sophie la Roche besuchte, und von dem „schönen Gretchen", der Tochter des Wirths „zur Rose" (das Haus steht in der Domstraße), der Jugendliebe Göthes, welche mit Friederike von Sessenheim sich um die Ehre streitet, dem Dichter den Impuls zur Schaffung seiner schönsten Frauengestalt gegeben zu haben. Offenbach, wo ein reges, kunstsinniges Leben herrschte, wo der geniale Anton André, der Dichter und Componist, und „Onkel Bernard", dessen „Bernardstift" als bleibendes Zeugniß seines Kunstsinns heute noch vorhanden ist, ihre geselligen Cirkel um sich versammelten, wurde mit Vorliebe von den Größen unserer Literatur aufgesucht. Hier bei André lauschte der Jüngling Göthe dem Pianospiel der schönen „Lili" (Elisabeth Schönemann, später Frau von Türkheim), und hier verkehrte später Spohr, der Geigerkönig. Auch an Jean Paul, der in Offenbach eine Reihe von Verehrern und Verehrerinnen besaß, knüpft sich eine Erinnerung, und man weiß, daß er einst einen geselligen Abend in dem Herrn- und Damenkränzchen des Weinhändlers Ewald (später Hagedornsches Haus nächst der Landungsbrücke der Dampfboote) zubrachte. Allein kaum daß wir Muße finden uns nach dieser Seite hin mit der Geschichte Offenbachs zu beschäftigen, und fast scheint es, als ob die helle, lichtfreundliche Stadt am Main, in welcher die Größen unserer Literatur verkehren, eine zeitlang einzig

und allein ausersehen gewesen sei das Theater zu werden, wo man alle die Hirngespinste vom Messias und dem wiedererstandenen Jerusalem zu verwirklichen versuchte. Kaum sind Frank und Eva Romanowna vom Schauplatz abgetreten, so sehen wir abermals einen Mystiker daselbst auftauchen, der über einen zahlreichen Anhang gebietet, hohe Gönner besitzt, über ungewöhnliche Geldmittel verfügt und Frank an Unverschämtheit vielfach noch überbietet, der aber, weil selbst nur betrogener Betrüger, nicht unseren Unwillen, wohl aber ein gewisses Mitgefühl erregt und vor Allem bei seinem Thun auf das lebhafteste den Humor herausfordert. Dieser zweite Offenbacher Messias ist Maximilian Bernhard Ludwig Müller, welchem laut dem Großherzoglichen Regierungsblatt vom 28. Oktober 1826 der Name Proli beigelegt wurde. Seine messianische Sendung war schon vor seiner Geburt geweissagt worden. Helena Balser, eine Nähmamsell, erfreute sich der Gunst des Mainzer Coadjutors Karl Theodor von Dalberg. Um die Folgen dieser Gunst zu verbergen, wurde sie, von dem Coadjutor reich ausgestattet, an einen Kunstgärtner in Kostheim Johann Adam Müller verheirathet. „Als der neue Eheherr den Betrug entdeckte", erzählt ein Biograph,* „erschien ihm ein Engel, aber nicht im Traum und in strahlendem Lichtgewand, sondern in schwarzem Priesterrock, und verkündigte ihm eine große Gnade, die ihm widerfahren solle, weil ihm der Messias geboren würde, welcher eine Frucht des heiligen Geistes sei." Die in Aussicht gestellte Geburt erfolgte (1788) auch und die Weissagung fand insofern sofort ihre Bestätigung, als es kein Mädchen, sondern wirklich ein zur Erfüllung der Messiassendung, soweit man nach dem Anschein urtheilen konnte, verwendbarer Knabe war, welchen Helena Müller, geborene Balser zur Welt brachte. Der befähigte Knabe wurde, als er herangewachsen war, in's bischöfliche Seminar nach Mainz gebracht, wo er unterrichtet wurde. Hier entwickelten sich bei ihm die ersten Keime religiöser Schwärmerei, welche sich bei ihm so nachhaltig erwies, daß er seinem Lehrherrn, einem Schneidermeister, entlief und selbst bei einer Kunstreiterbande nicht gut that. Er beschloß, sich dem geistlichen Stande zu widmen, trat in ein Kloster in Aschaffenburg ein und wallfahrtete alsbald nach Rom. Allein er scheint von dort zurückgekommen zu sein wie der Jude Abraham des Bocaccio, der sich nach einer Wanderung nach Rom bekanntlich darum zum Christenthume bekehrte, weil er dort gesehen habe, wie die Kirche Christi eine starke Kirche sei, weil sie schon so viel hundert Jahre dem Papst und seinen Cardinälen widerstanden habe, die doch täglich bemüht seien sie zu Grunde zu richten. Nach seiner Rückkehr von Rom sehen wir ihn sich der Sectirerei zuwenden. Zunächst knüpft er mit englischen Pietistengesellschaften Beziehungen an und bald übernimmt er die Rolle eines Propheten. Seine erste Prophetenthat besteht in einer 1810 erlassenen Drohnote an Napoleon, in welcher er dem damals auf dem Gipfel seiner Macht stehenden allgewaltigen Imperator in prophetischem Tone seinen nahen Sturz verkündete und ihn aufforderte, so schnell als möglich Buße zu thun. Bernhard Müller entgeht wie durch ein Wunder den Nachforschungen der Napoleonischen Polizei, und zwei Jahre später sieht er den Kaiser von dem Zorne des Allmächtigen, von den wüthenden Elementen, Kälte und Hunger verfolgt auf der Flucht aus Rußland. Müller war nun von seiner Prophetenmission unzweideutig überzeugt.

Immer mächtiger trieb ihn sein Schicksal auf der einmal betretenen Prophetenlaufbahn vorwärts. In England, wohin er sich 1813 begeben hatte, lernte er einen angeblichen Jesuiten Martin kennen, der sich später eines Banknotendiebstahls schuldig machte, aber damals unserem Müller als ein unzweifelhaftes Werkzeug der göttlichen Gnade erschien. Dieser Martin machte ihn zu Cork in Irland mit einer reichen, frommen Miß bekannt, welcher der bildschöne fünfundzwanzigjährige junge Mann wohl zusagen mochte, und welche ihn mit ihren Geldmitteln in der Folge reichlich unterstützte. Martin stellte ihr Müller als einen deutschen Prinzen vor, welcher Thron und Vaterland aufgegeben habe und im Gewande der Niedrigkeit durch die Welt pilgere, bis durch ihn, den gottgesandten Propheten, die Wiederaufrichtung des tausendjährigen Reiches geschehen werde.

Der Jesuit ließ ihn in Cork in einen geheimen Orden, den „Christusorden", welcher seinen Ursprung von den alten christlichen Templern ableitete, aufnehmen, und diese Gesellschaft entwarf die Reichsordnung für das projectirte Herzogthum Jerusalem. Darin sollte Müller Herzog und Prophet

* Siehe Gartenlaube 1867 die Nummern 21 und 22, welche eine umfassende Biographie Prolis enthalten.

sein, „wie weiland Melchisedeck König und Priester von Salem zugleich war, und als Emissär der Gesellschaft in die Welt gehen, wenn die Zeit gekommen sei."

Es solle Müller seinen für sein heiliges Amt allzu profan klingenden Namen ablegen und statt dessen Proli heißen (wahrscheinlich aus dem syro-chaldäischen „Baroli" d. h. „Sohn Gottes" abgeleitet) und merkwürdig ist es, daß diese offenbar in den Irrgängen der Kabbala mit ihrer mystischen Seelenwanderungslehre wandelnde Gesellschaft wirklich glaubte, Proli sei durch Geburt und Abstammung zum Gründer des tausendjährigen Reiches und zum Propheten darin bestimmt, seine Seele sei auch nicht mit der irdischen Hülle erzeugt und geboren (zu Kostheim), sondern sie sei vielmehr im Anbeginn der Schöpfung vorhanden gewesen, von Adam durch Fortwanderung auf Abraham, von diesem auf Moses, von diesem auf David, von da auf Christum und zuletzt auf Proli gekommen. Deswegen wurden dem Herzogstitel unseres Proli die Worte beigefügt: „vom Stamme Juda und aus der Wurzel des David".

Auch darin zeigt Proli eine unzweideutige Aehnlichkeit mit Frank, daß Gütergemeinschaft und Freiheit des sinnlichen Genußes, Freiheit für beide Geschlechter mit einander umzugehen je nachdem sie für einander fühlten, ohne daß sie durch ein kirchliches Eheband verknüpft sein mußten, zwei der Hauptpunkte seines welterlösenden Programmes bildeten.

Proli fand viele Anhänger für sein projectirtes Reich und „richtete in dem Palais der Miß eine Hauskapelle ein," erzählt sein ungenannter Biograph in der „Gartenlaube". Da erschien Proli als Fürst und Prophet mit allen Insignien seiner angeblichen göttlichen Sendung. Der Jesuit übernahm das Amt eines Oberpriesters und trug dafür Sorge, daß eine Anzahl Priesterinnen, an deren Spitze die fromme Miß, stets im Gefolge des Propheten waren. Mit den Betstunden wechselten periodische Festlichkeiten ab, die ganz darauf berechnet werden, die Adepten und Priesterinnen des himmlischen Reichs auf Zion in einen Freudentaumel zu versetzen. Unter diesen Festlichkeiten ragen besonders die Bälle hervor, die in einem Landhause der Miß nach der Weise des Paradiesesstandes abgehalten wurden. Dabei sah man an einem Tempel von himmlischem Glanz und Pomp die Worte flammen: „Freiheit allen Welten!" In der Mitte saßen auf Thronen der fürstliche Seher, die Miß und der Oberpriester, umringt von Nymphen, deren lieblicher Stimmenklang die irdische Sphäre zu einer himmlischen zu verzaubern vermochte.

Von Cork siedelte Proli mit seinen Jüngern und Priesterinnen und im Besitz einer Summe von 100,000 Pfund Sterling nach London über. Diese Summe stahl ihm dort sein seitheriger Helfershelfer, der Jesuit Martin, welcher mit derselben nach Amerika entwich. Im höchsten Grade auffallend und compromittirend für Proli, der hierdurch trotz allem Anschein gutmüthiger Schwärmerei doch nur als gemeiner Betrüger erscheint, ist die Thatsache, daß Proli diesen Diebstahl seinen Gläubigen nicht allein verschwieg, sondern von denselben weitere 3000 Pfund entlieh und sich damit gleichfalls, und zwar nach Hamburg, aus dem Staube machte.

Wir sehen ihn nun da und dort in Deutschland sein Wesen treiben. In dem nüchternen protestantischen Norddeutschland hielt er sich nicht lange auf, um so eifriger aber wirkten er und seine Apostel, unter welchen namentlich ein Pater Johannes genannt wird, in dem katholischen Süddeutschland, in Bayern und Schwaben. Namentlich in Würzburg scheint er mit Erfolg die Lehre von seiner Messiassendung verbreitet zu haben. Als aber mancherlei Klagen über geheime Orgien und Verführung von Frauenzimmern bei den Behörden eingingen und als Pater Johannes in Würzburg von der Kanzel herunter die Wiederkunft Christi verkündete (worunter nur dessen Wiederkunft in der Person Proli's zu verstehen war) und die Gräuel der Verwüstung und Wiederaufrichtung des tausendjährigen Reichs als nahe bevorstehend ankündigte, wurde eine gerichtliche Untersuchung gegen den „Herzog" und seinen designirten Patriarchen von Jerusalem, den Pater Johannes, angeordnet.

Pater Johannes wurde in Haft genommen und verblieb mehrere Jahre im Gefängniß. Proli entzog sich diesem Schicksale durch die Flucht. Er begab sich 1824 nach seinem engeren Vaterland Hessen, wo er in Darmstadt einflußreiche Gönner fand, die ihn vor weiteren gerichtlichen Verfolgungen und bayerischen Requisitionen schützten. Durch Großherzog Ludwig I., dem selbstverständlich das

geheime Treiben Proli's unbekannt war, erhielt er officiell statt des vulgären Müller, den Namen Proli verliehen und in Offenbach, seinem neuen Wohnsitze, erlangte er das Bürgerrecht.

Durch Miß H. in Cork, welche noch immer an ihn glaubte, wurde er mit frischen Geldmitteln versehen, so daß er daran denken durfte in Offenbach eine bleibende Niederlassung zu gründen. Er kaufte den neben der Bibelsmühle gelegenen Metzler'schen Blumen- und Gemüsegarten und erbaute daselbst ein prächtig eingerichtetes Landhaus mit Grotten und Bad. Die Besitzung gehört jetzt dem Rentner du Fay von Frankfurt. Hier richtete sich Proli als Herzog und Prophet häuslich ein. Gleich Frank suchte er hier durch äußeren Glanz und durch wohlthätige Spenden der Welt zu imponiren. Es ist notorisch, daß er jährlich eine Summe von 1200 fl. zur Unterstützung der Armen an die Stadtkasse auszahlte. Allein die durch Frank enttäuschten Offenbacher glaubten nicht mehr an Propheten und betrachteten seine Schritte mit einem gewissen Mißtrauen. Bald erzählte man sich, wenn das für Niemand zugängliche Landhaus Abends in einen feenhaften Lichtglanz getaucht erschien, von jenen Orgien und irischen Tänzen in Paradiesescostüm, die dort stattfinden sollten.

Aber sonderbar, wie sich in seinem Leben die seltsamsten Extreme berührten! Neben einem äußerlich frivolen Auftreten geht bei ihm ein geheimes, der Außenwelt verborgenes, scheinbar den strengsten Ordensregeln unterliegendes Wirken her. „In seinem Cabinet hielt er abgeschlossen seine Offenbarungsstunden, lag auf den Knien, kasteite sich, litt Hunger tagelang, rang im Gebete, erwartete die Strahlen des Urlichtes aus der Höhe und wollte mit solchen Kasteiungen, nach dem Beispiele Jesu, Gott mit den Menschen versöhnen, Gottes Zorn von der Welt abwenden, ein Mittler zur Erlösung sein und überhaupt der Gerechtigkeit Gottes genug thun. Nach tagelangem Fasten und Ringen aß er nur Milch und Wassersuppe, während seine Dienerschaft im Ueberfluß lebte. Von diesen geheimen Offenbarungsstunden durfte Niemand wissen, der nicht geweiht war. Hier fand sein Umgang mit Gott statt, hier fragte er ihn und hörte ihn antworten", erzählt sein Biograph in der „Gartenlaube".

Er sammelte Anhänger und namentlich war es ein Candidat der Theologie Dr. Johann Georg Göntgen, ein Pfarrerssohn aus Frankfurt und Lehrer daselbst, der bald sein Lieblingsjünger und von ihm zum „Geheimsecretär des himmlischen Reiches" ernannt wurde. Dr. Göntgen stellt seinem Meister und Propheten Proli das Zeugniß aus, daß „seit den Propheten des alten Bundes und mit Einschluß der Kirchenväter noch nie ein sterblicher Mensch eine solche übernatürliche Sehergabe und einen solchen Schatz von den Erkenntnissen Gottes und der Natur gehabt habe, als Proli."

In der That trugen die Prophezeiungen Prolis immer mehr dazu bei sein Ansehen bei seinen Gläubigen zu heben. Er prophezeite die Julirevolution und die Entthronung Karl X., den Aufstand in Polen, die demokratischen Bewegungen der dreißiger Jahre, die Cholera, Ueberschwemmungen, Theuerung und furchtbare Naturereignisse, welche wirklich mit einer wahrhaft erstaunlichen Pünktlichkeit eintrafen.

Im Jahr 1829 war es, wo er die Gefahr der Revolution immer mehr herannahen sah und nicht mehr umhin konnte als Prophet ein ernstes Wort mit den Mächtigen der Erde zu sprechen. Er erließ siebenzig gleichlautende Manifeste an die Regentenhäuser Europas, welche alle mit Ausnahme des russischen und des preußischen Hauses, welche er schon längst aus der Liste der Regenten gestrichen hatte, bedacht wurden. In diesen Manifesten, auch der heilige Vater erhielt eines, forderte er die Fürsten sämmtlich auf, sofort von ihren Thronen herabzusteigen und ihre Völker zum Eintritt in das tausendjährige Reich frei zu lassen, sich selbst aber dem Propheten zu Füßen zu legen. Zugleich entband er die Völker vom Eid der Treue und des Gehorsams und bedrohte auch sie mit dem Fluche Gottes, wenn sie nicht sofort gehorchen würden.

Diese Manifeste beginnen sämmtlich: „Ich, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes Jesu Christi und des heiligen Geistes, Maximilian, Bernhard, Ludwig, Gesalbter und Gesandter des Herrn aller Herren, Herzog von Jerusalem, Großimperator des tausendjährigen Reichs, Fürst auf Zion &c. entbiete hierdurch Allen, den Gewaltigen und Großen auf Erden, sowie den Niederen und allen Völkern meinen Gruß und die Gnade Gottes des Heilands Jesu Christi."

Dieses Treiben brachte ihn schließlich mit der Polizei in Conflict, und sah auch die Hessische Regierung unter dem toleranten Großherzog Ludwig I. dem Unsinn ruhig zu, so mehrten sich doch

nach und nach die Reclamationen von Außen, und als mit Ludwig II. das Ministerium du Thil an's Ruder kam, wurden die Saiten straffer angespannt. Es war im Jahr 1831 als von Darmstadt der Befehl eintraf, Proli sammt seinem Anhang zu verhaften. Der Prophet hielt eben nach beendigter Mittagstafel Siesta in seinem Cabinet, als eine der Priesterinnen durch die Baumgruppen des Parks eine Compagnie Soldaten der Offenbacher Garnison unter Führung des Hauptmanns Dambmann anrücken sah, welche sofort alle Ausgänge des Landguts besetzte. Sogleich rief sie ihre übrigen Glaubensschwestern zusammen, welche sich nicht wenig erschrocken zeigten. Auch Dr. Göntgen gesellte sich dazu und alle stürzten in das Cabinet, um den Propheten zu wecken.

Dieser erhob sich voll Ruhe und Würde und sprach den Seinen biblischen Trost zu. Nicht lange darauf kamen der Landrath Strecker von Offenbach, ein Regierungscommissär von Darmstadt und ein Gendarmeriebrigadier die Treppe herauf. Der Prophet aber ging gravitätisch der hohen Obrigkeit entgegen und tröstete salbungsvoll die weinenden Schwestern.

„Seid ruhig, meine Stunde ist noch nicht gekommen", sprach er.

Der Regierungscommissär zeigte ihm den Verhaftsbefehl vor. „Im Namen Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein!"

„Was Großherzog von Hessen", erwiderte Proli und richtete die Blicke nach oben. „Es steht keine Macht auf Erden über mir!"

Als aber der Regierungscommissär die Gendarmen und Soldaten näher treten ließ, rief Proli:

„Wie können sie, die Knechte des Herodes und Pilatus, es wagen, das heilige Gebiet Gottes und seines Gesalbten zu betreten; sie sollen sich entfernen, oder ich werde andere Mächte gegen sie aufrufen."

Der Prophet wollte einem Gendarmen den Säbel entreißen, es entstand ein Kampf, er unterlag der Ueberzahl und wurde in Banden gelegt. Die Bewaffneten verhafteten auch Dr. Göntgen und führten die Kanzlei des himmlischen Reiches weg.

Durch eine hohe einflußreiche Vermittelung, welche sich noch einmal mit Erfolg geltend machte, wurden der Prophet und sein Geheimsecretär bald darauf wieder frei gelassen. Proli verkaufte mit einem Verlust von 136000 fl. sein Landgut und siedelte nach Amerika über. Noch am Tage vor seiner Abreise sandte er 2000 Thaler der Stadtkasse zur Unterstützung der Armen.

Mit sechsundvierzig seiner Anhänger fuhr er am 17. Juli 1831 auf dem Schiffe „Isabella" nach Amerika ab.

Im Angesicht der amerikanischen Küste trat, bevor sie das Schiff verließen, Dr. Göntgen vor die Versammlung und verlas eine Urkunde, durch welche den Gläubigen verkündet wurde, daß Proli, welcher seither in der Niedrigkeit gelebt, von sehr hoher Geburt sei und sich vorläufig den Namen Maximilian Graf von Leon beigelegt habe; daß das neben ihm stehende Fräulein Heuser, welches schon seit sechs Jahren ihm angetraut sei (wahrscheinlich nach den Formen des himmlischen Reiches, ohne kirchliche Trauung, die in Prolis Augen unwirksam war) zu gleichen Ehren und Würden als Gräfin Leon erhoben würde.

Dr. Göntgen, der auf eine nicht näher festgestellte Weise Prolis Schwager geworden war, wurde vom Cabinetssecretär zum Conferenzminister befördert, ein gewisser Zickwolf, zum geheimen Finanzrath und Ober=Cassendirektor, Heuser, Prolis Schwiegervater, wurde Oekonomierath, Kahl, ein wohlhabender Bäckerssohn aus Darmstadt, erhielt den Titel „Consul", Blankenstein, Gärtner bei Proli, avancirte zum Ober=Domänenverwalter, dessen Tochter avancirte zum Hoffräulein und ein gewisser Erbs wurde vom Kammerdiener zum Leibkammerdiener befördert.

Man sieht, Proli verstand es sehr gut den Monarchen zu agiren.

In Amerika wandte er sich zunächst zu dem communistischen Patriarchen Georg Rapp, der ihn auch zu Economy von seiner Gemeinde mit Pauken, Trompeten, Zwergpfeifen, sowie durch Kinder mit Blumenkränzen und mit vielem Vivatrufen empfangen ließ. Allein Rapp und seine Anhänger, fleißige Arbeiter sahen sich rasch durch Prolis Faullenzer, welche nur nutzlose Verzehrer waren, enttäuscht, so daß man bald wieder von einander schied. Proli gründete eine eigene Colonie zu Philippsburg, welche bis 1833 bestand, wo mit Einemmale das Geld alle geworden war und

Proli seinen Gläubigen verkündete, daß jeder nun, so gut er könne, sich selbst helfen müsse. In demselben Jahre soll Proli an der Cholera gestorben, nach Anderen im Missouri ertrunken sein.

Proli war groß und schön von Gestalt, mit starkem blondem Haupthaar, das in reichen Naturlocken bis auf die Schultern herabfiel, mit einem langen blonden Vollbart, frischem Colorit des Angesichts und dunklen, blitzenden Augen. Den Hals trug er entblößt und einen oben am Hals ausgeschnittenen Rock von schwarzer Farbe, der mit den Röcken der Jesuiten einige Aehnlichkeit hatte. In Haltung und Sprache hatte er etwas Gewinnendes. Wer Prolis lockenumwalltes Haupt gesehen, besonders Damen, glaubte einen Christuskopf zu erblicken.

Die Literaturquellen über Proli sind nicht reichhaltig. Abgesehen von der obigen, von uns benutzten trefflichen Biographie in der „Gartenlaube", deren Verfasser ein angesehener Offenbacher Schriftsteller ist, sind nur einige Artikel des „Frankfurter Journals" und der „Oberpostamtszeitung", sowie ein schmutziger Roman: „Hermine, oder der Aprilabend zu Frankfurt von Dr. S. Zinndorfer, Hanau, Edler'sche Buchhandlung 1844", vorhanden. Es waren in Folge hiervon bei mir hinsichtlich der Zuverlässigkeit meiner obigen Darstellung Zweifel entstanden und ich richtete daher Ende Juli 1882 ein Gesuch an das Großherzogliche Ministerium des Innern und der Justiz zu Darmstadt, um Gestattung der Einsichtnahme in die 1831 in der gegen Maximilian Bernhard Ludwig Müller in Offenbach, genannt Proli, erwachsenen Ministerialakten. Darauf wurde mir unter dem 16. August 1882 folgender Bescheid:

„Die Akten, welche im Jahr 1831 über Maximilian Bernhard Ludwig Müller in Offenbach, genannt Proli, bei uns erwachsen sind, ergeben, daß die Erzählung, welche Sie über diese Persönlichkeit in Ihrem Werke: „Das Großherzogthum Hessen in Vergangenheit und Gegenwart" geliefert haben, in allen wesentlichen Punkten mit dem Inhalt der Akten übereinstimmt. Es dürfte daher für Sie kein Anlaß gegeben sein, in der zweiten Auflage Ihres Werks die Erzählung über Proli anders zu gestalten und keine Nothwendigkeit vorliegen unsere Akten einzusehen.

v. Starck. Rautenbusch.

Dreieichenhain.

Im Hain zu den drei Eichen, da steht ein altes Schloß.
Aus seinen Thoren ziehen nicht Ritter mehr und Troß,
Kein Harfenklang ertönet im Dienste holder Frau'n,
In öden Fensternischen wohnt Schweigen nur und Grau'n.

Noch meldet manche Sage von alter Zeiten Glanz,
Von Glück und frohem Leben, von Minnespiel und Tanz;
Noch rauscht an dieser Stätte, die Epheu dicht umlaubt,
Aus Karls des Großen Tagen ein Gruß um unser Haupt.

Da trugen flinke Zelter die Edeldamen stolz
An schmucker Knappen Seite zur Jagd ins grüne Holz.
Bei Hundgebell und Rufen, bei Hörnerschall und Sang
Durchstob man Sumpf und Wälder vom Thal zum Bergeshang.

Wie war das reiche Beute, als man zurückgekehrt!
Da brieten Auerhähne und Hirsche an dem Herd.
Wie wurde in den Hallen gesungen und gelacht,
Bei Becherklang gescherzet bis in die tiefe Nacht!

Verwehet und verklungen ist jener traute Schall.
Die Thürme sind verschwunden, zerbröckelt Burg und Wall.
Nun wächst, wo einst getummelt sich Helden, stark und kühn,
Hollunder auf Ruinen und junger Birken Grün.

Im Hain zu den drei Eichen, da steht ein altes Schloß.
Aus seinen Thoren ziehen nicht Ritter mehr und Troß;
Doch klingt noch um die Trümmer ein Lied aus schön'rer Zeit
Von frohen Rittertagen und ihrer Herrlichkeit.

Karl Schäfer.

Einen wunderbaren Eindruck macht sie auf den Besucher, diese Stadt Dreieichenhain oder Schloß und Stadt Hain in der Dreieich, wie sie in den alten Urkunden genannt wird. Es ist, wie wenn Jahrhunderte spurlos an ihren Mauern und Thorthürmen vorübergegangen seien, und betreten wir die Straßen des Städtchens, schreiten wir zwischen den Häusern mit ihren hohen, deutschen Giebeln und Erkern, theils im gothischen, theils im Geschmacke der Renaissance erbaut, hindurch, so finden wir uns in eine längst entschwundene ferne Zeit zurückversetzt. Nur das Schloß, dessen Ruinen sich in dem klaren, ruhigen Wasser des Weihers, der es umgibt, spiegeln, sein zerfallener Palas und die mannichfachen Spuren der Verwüstung, denen wir hier begegnen, erinnern uns an den unwiderstehlichen, alles benagenden und vernichtenden Zahn der Zeit.

Uralt ist diese Stadt Dreieichenhain, und ein römischer Grabstein, den man hier aufgefunden hat, (er befindet sich gegenwärtig im Schloßhofe) läßt darauf schließen, daß sich hier bereits eine römische Niederlassung befand. Vor allem aber ist die Stadt berühmt als Hauptort des alten Bannforstes!

Dreieichenhain war der Sitz des ehrwürdigen Dreieichenhainer Wildbannrechts, das die deutschen Kaiser und in ihrem Namen ihre Vertreter, des Reiches „Forstmeister", im dreieicher Bannforst ausübten. Die Dynasten von Hagen und Münzenberg besaßen dieses Recht schon im elften Jahrhundert und von diesen vererbte es sich, mehr und mehr im Laufe der Jahrhunderte geschmälert, an die Häuser Falkenstein und Isenburg. Die südliche Grenzlinie dieses Jagdbezirks ging von Stockstadt am Rhein, bis Stockstadt am Main, Main und Rhein bildeten von da ab die westliche, nördliche und östliche Grenze dieses ungeheuren, den ganzen nördlichen Theil der heutigen Provinz Starkenburg umfassenden Jagdgebiets. Das Schloß im Hain war der Amtssitz der Oberforstmeister des Bannforstes, und in der Bezeichnung, welche der Volksmund an Dreieichenhain knüpft, „des heiligen römischen Reiches Hundsstall", hat sich das Andenken an das ehrwürdige Wildbannrecht bis in die Gegenwart erhalten.

Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage des Jahres 1338 hielt Kaiser Ludwig der Bayer das Maigericht auf dem Marktplatze zu Langen und verhörte die Wildhüber (Förster) des königlichen Bannforstes über des Wildbanns Rechte und Gewohnheiten. „Wir Ludovicus Römischer Kaiser", heißt es, „bekennen uns öffentlichen, daß wir saßen an dem Tage unsers Herrn Uffarte, da man zalte nach Gottes Geburt, treyzehn hundert Jare In dem Acht und Dreißigten Jare, und verhörten von den Hübnern, alß Sie über den Wildpanne In der Drey Aich verschworen han". — Die Wildhübner sagten aus über die Grenzen des Wildbanns, über die Belehnung der Münzenberger mit dem Wildbannrecht, über die ortsüblichen Rechte und namentlich über die Rechte, welche der Kaiser in eigener Person ausübte. „Wenn ein Kaiser im Forst Dreieich will birschen, so soll er reiten in des Forstmeisters Haus im Hain, da soll er finden einen weißen Bracken mit gestreiften Ohren, an einer seidenen Schnur und mit ihm soll er dem Wilde nachspüren. Geht die Jagd bei scheinender Sonne zu Ende, so soll er den Hund wieder zurückantworten bei scheinender Sonne; wenn nicht mag er den anderen Tag auch dasselbe thun". — „Niemand soll in dem Wildbann jagen als der Kaiser", heißt es ferner, „und ein Vogt von Münzenberg, und wer sonst jaget hat eine Hand verloren, und den soll der Forstmeister richten zu Langen". — „Wenn der Kaiser zu einem Wildhübner kommt und in dessen Hof

ruhen und essen will, so soll man ihm Weizenstroh liefern, und wenn er von dannen fährt, soll er dem Hübner so viel zurücklassen, daß er mit seinem Gesinde acht Tage davon leben kann". Mit anderen Worten heißt das: Ein Fürst soll von seinen Unterthanen wenig fordern, und wo er fordert, um so reichlicher dafür geben!

Auch sagten die Hübner aus, daß eine Hube des Bannforstes nicht in den Besitz eines geistlichen Mannes übergehen solle, „es sei dann, daß sie auf ihn erstürbe, oder er sie vorhin in seiner Hand hatte, ehe er geistlich würde."

Auch besaßen die kaiserlichen Hübner, deren 36 waren, auf ihrem Gebiet die Exterritorialität. „Wo einer den anderen erschlagen hätte, flöhe er uff der Huben eine, oder uff den ecker einen, der in die Hube gehört, den soll Niemand angriffen, weder an seinem Leib noch an seinem Gut."

Strenge Strafen wurden für die Waldfrevler festgesetzt. Wer beim Brennen eines Baumes ergriffen wird, „dem soll der Forstmeister die Hände auf den Rücken und die Füße zusammenbinden und einen Pfahl zwischen die Beine schlagen. Und es soll ein Feuer vor seine Füße gemacht werden, und er soll allsolange brennen, bis ihm die Sohlen verbrennen von seinen Füßen und nicht von seinen Schuhen."

Ritten die Bürger des Oberforstmeisters auf die Messe zu Frankfurt, so mußten sie dem Schultheißen und den Schöffen ein Meßgeschenk mitbringen, „so sollen sie fangen einen Hirsch, und wenn sie nach Sachsenhausen kommen, sollen sie blasen durch die Stadt und sollen ihn dem Schultheißen heimführen, der soll sie zum Bade führen und soll den Hirsch mit den Schöffen theilen als sein Ehr ist."

Dafür war die Stadt Frankfurt den Münzenberger Vögten wieder zur Hülfeleistung verbunden. Wo ein Vogt Hülfe bedurfte, „soll er zusprechen dem Schultheißen zu Frankfurt und mit soviel Leuten als der Vogt reitet, soll ihm die Stadt doppelt so viele Bewaffnete stellen und soll ihm das Unrecht wehren helfen von des Kaisers wegen."

Die spätere Geschichte der Stadt bietet uns nur weniges dar. Im 13. Jahrhundert erlangte Dreieichenhain bereits die Stadtgerechtigkeit. Im 15. Jahrhundert erwarb es Isenburg zu fünf Sechstheilen. Ein Sechstheil gehörte Hanau. Die Besetzung der Pfarrei gab zwischen dem reformirten Isenburg'schen und dem lutherischen Hanau'schen Hause zu wiederholten Streitigkeiten Veranlassung, ähnlich denjenigen, wie sie in Büdingen zwischen dem lutherischen Grafen Heinrich und seinem reformirten Vetter Wolfgang Ernst zum Ausbruche kamen. Die Hanauer versuchten sogar mit Waffengewalt ihre Rechte geltend zu machen und nur durch die Zurückhaltung, welche Isenburg beobachtete, wurde die kleine Stadt vor dem Schicksale, einem blutigen Kampf als Schauplatz zu dienen behütet. Erst dem Reichskammergericht, dessen langsamer, wahrhaft schneckenhafter Geschäftsgang den erhitzten Gemüthern zur Abkühlung hinreichende Zeit ließ, gelang es nach mehreren Jahrzehnten diese Streitfrage aus der Welt zu schaffen.

Ungefähr zwei Stunden landeinwärts von Offenbach, ebenfalls im Rodgau, liegt das alte Heusenstamm, welches gleichfalls 1816 mit Isenburg an Hessen kam. Das merkwürdige alte Schloß trug früher Eberhard Waro von Hagen vom Kaiser zu Lehen. 1211 wurden die Eppensteiner mit Heusenstamm belehnt, welche es als Reichsafterlehen an Gebauer von Heusenstamm übergaben, welcher bereits das Dorf gleichen Namens und einen großen Wald als unmittelbares Reichslehen besessen hatte. Die Herren von Heusenstamm waren angeheirathete Verwandte der Waren von Hagen, eines Zweiges der reichen und angesehenen Herren von Hagen (Münzenberg). Wir sehen in den Herren von Heusenstamm eine reich begüterte, mächtige Familie, welche im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Rumpenheim, Sprendlingen, Gräfenhausen, Rüsselsheim und Nauheim und späterhin auch Hausen und Oberhausen und die Dörfer Padenhausen und Grafenbruch besitzt. Diese Herren von Heusenstamm erscheinen nun als Mainzische Lehensleute. Von diesen Dörfern sehen wir die Hälfte von Rumpenheim, welches die Herren von Heusenstamm als Hanau'sches Afterlehen besaßen, 1425 durch Kauf von Hanau zurückerworben. Sprendlingen kam schon frühe an Isenburg, und Weiterstadt wurde 1413

durch Pfandschaft unter Johann II. von den Grafen von Katzenellenbogen erworben, welche hier bereits die hohe Gerichtsbarkeit ausübten. Rüsselsheim besaßen die Herren von Heusenstamm von Anfang an als Katzenellenbogen'sches Lehen. Nauheim kam 1317 an Falkenstein und durch Erbschaft von diesem an Isenburg und mit dem Amt Kelsterbach 1600 und Gräfenhausen 1658 an Hessen-Darmstadt. Der Rest der Herrschaft Heusenstamm, soweit sie noch Mainzisches Lehen war, das heißt Schloß und Dorf Heusenstamm, Hausen, Oberhausen, Padenhausen und Grafenbruch, kam 1806 an Isenburg und 1816 an Hessen.

Durch Kauf hatten unterdessen die Besitzer des alten Heusenstammer Schlosses gewechselt. Schloß und Dorf Heusenstamm nebst dem Hof Grafenbruch* kamen 1665 durch Kauf (für 27800 fl.) an das Haus Schönborn. Freiherr Philipp Erwin von Schönborn, Bruder des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp, wurde hierauf nach dem Ankauf des Schlosses auch mit den Dörfern Hausen und Oberhausen belehnt und durch Kauf 1741 (für 33000 fl.) auch der Hof Padenhausen erworben. Damals begann eine neue Periode der Blüthe für die kleine Herrschaft und Lustgärten und Treibhäuser sehen wir rings um das nach den Begriffen der damaligen Zeit prachtvoll erneuerte Schloß entstehen. Wenige Jahre nach der Wiederherstellung des Schlosses empfing in dem Kaisersaale desselben Kaiser Joseph II. auf seinem Krönungszuge am 29. März 1864 den dem Hause Oesterreich zugethanen alten Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen.

In jene für Heusenstamm segensreiche Schönborn'sche Periode fällt auch die Erbauung der jetzigen Kirche (1740). Ihre Erbauerin ist Maria Theresia, die Wittwe des Grafen Franz von Schönborn, geborene Gräfin von Montfort, Mutter und Vormünderin des Grafen Eugen Erwin von Schönborn.

Padenhausen war seit 1266 der Sitz eines Klosters der Cisterzienserinnen, welches bis 1555 bestand, wo die Reformation, welche in der Herrschaft Heusenstamm rasch Eingang fand, auch hier die Beschaulichkeit des Klosterlebens unterbrach. Ein großer Theil der Nonnen entwich und trat zum Protestantismus über, so daß man sich genöthigt sah die Güter des Klosters zu verleihen und den wenigen treu gebliebenen Nonnen Pensionen zu verabreichen.

Die Ober-Grafschaft Katzenellenbogen.

Wir sind bisher bei unserer Betrachtung möglichst der alten Gaueintheilung gefolgt, da wir nur auf diesem Wege unseren Zweck, eine klare, anschauliche Darstellung der Geschichte der einzelnen Territorien und der Art und Weise wie das Großherzogthum Hessen in seiner heutigen Gestalt sich heranbildete, zu erreichen vermögen. Bei der Provinz Starkenburg sind wir nun soweit vorangeschritten, daß uns, ehe wir zu Mainz und Rheinhessen übergehen, nur noch ein Theil des sogenannten vorderen Odenwaldes und jenes Stück der Rheinebene übrig bleibt, welches man mit dem Namen das Ried bezeichnet. Wir haben uns gerade diesen Theil der Provinz bis zum Schlusse aufgespart, weil uns diese Anordnung sowohl hinsichtlich der chronologischen Aufeinanderfolge des Materials, wie auch hinsichtlich der Folge der Oertlichkeiten als am schicklichsten erscheint. Es ist gerade der Theil der Provinz Starkenburg, den wir noch zu betrachten haben, der das alte hessische Stammland bildet, die schon oft erwähnte Ober-Grafschaft Katzenellenbogen.

---

* Steiner, Geschichte und Alterthümer des Rodgau's, Darmstadt 1833.

Das Katzenellenbogen'sche Gebiet bestand aus der Nieder- und der Ober-Grafschaft Katzenellenbogen. Erstere umfaßte den größten Theil der heutigen Provinz Nassau, so daß ihre nördliche und nordöstliche Grenze die Lahn, ihre westliche der Rhein, ihre südliche und südwestliche aber der Gebirgszug des Taunus bildete. Die Ober-Grafschaft Katzenellenbogen, welche wir hier ausschließlich in's Auge fassen, erstreckte sich in östlicher Richtung bis nach Reinheim, dessen Kirchspiel, sowie die gesammte ehemalige Cent Ober-Ramstadt ihr angehörten. Die Bergstraße aufwärts reichte ihr Gebiet bis nach Auerbach, dessen Bergveste als Katzenellenbogen'sche Landesburg diente. Von da ab westlich steht, mit Ausnahme des Mainzischen Oberamts Heppenheim, der Wormsischen Kellerei Stein und des Mainzischen Amts Gernsheim, beinahe die ganze fruchbare Riedebene bis hinab nach Rüsselsheim bei Mainz, unter Katzenellenbogen'scher Hoheit.

Die Römer in der Ober-Grafschaft.

Wir dürfen zwar annehmen, daß die römischen Niederlassungen in der Ober-Grafschaft, zumal in dem zur damaligen Zeit wenig entwässerten und ungesunden Ried* weniger zahlreich und ausgedehnt waren, als an den sonnigen, luftigen Höhen der Bergstraße, allein trotzdem mag da und dort sich eine bürgerliche Niederlassung befunden haben, deren Besitzer auf dem kaum ausgerodeten Boden Getreidearten und Obstbäume anpflanzte. Der reiche Ertrag, den ihm der jungfräuliche Boden lieferte, entschädigte ihn für seine Mühe und für die Ungunst des Klimas, für den Aufenthalt in den unwirthlichen Niederungen der Rheinebene. Keine Uferbauten boten damals den Ansiedlern Schutz gegen die Ueberschwemmungen. In weiten Bogen höhlten die Arme des Stromes das Land aus und auf stundenweite Ausdehnung erstreckten sich seine stagnirenden Gewässer, aus denen Abends und Nachts eine feuchte Nebelluft aufstieg, welche die Gegend einhüllte, den Athem beengte und die Uferbewohner mit schweren Fiebern heimsuchte und schreckte. Zahlreiche Gewässer durchströmten diese Ebene und suchten sich, vom Gebirge kommend, nach dem Rhein ihren Lauf. In der vorhistorischen Zeit, wo noch die letzten Ueberreste des großen Rheinsees als stagnirende Wasser hier zurückgeblieben waren, wo da und dort eine neue Ueberschwemmung nochmals den Boden aushöhlte, wo die Weschnitz, Winkelbach, Zentbach, Schwarzbach und andere Flüßchen durch die Wassermassen, welcher der beinahe nur mit Wald bedeckte, höher gelegene Theil des Landes ihnen zuführte, zu mächtigen Gewässern anschwollen, mag der Boden der Rheinebene in mancherlei Windungen von diesen ablaufenden Gewässern durchflossen worden sein, wofür die noch vorhandenen Dünenbildungen und flußbettartig geschlängelten Wiesengründe, denen man bei Fehlheim, Schwanheim, Hähnlein, Pfungstadt und Hahn begegnet, und welche sich von da bis hinab in die Gegend von Trebur erstrecken, ein heute noch sichtbares Zeugniß ablegen.

Diese Wasserfurche, welche sich von Fehlheim über Hähnlein nach Trebur erstreckt, ist eine besonders auffällige Erscheinung, so daß sie sogar die Aufmerksamkeit des ungeübtesten Beobachters erwecken muß. Die Phantasie des Volks hat sich mit diesem vermeintlichen Flußbett beschäftigt, sie hat sich eine Mythe zu dieser Erscheinung geschaffen und die Alten der Gemeinde erklären uns: „es sei das Flußbett des Neckars, das hier sich vorüber ziehe. Ehedem sei er hier vorbeigeflossen, so habe es schon der Großvater erzählt, jenes Haus Schwanheim gegenüber am anderen Ufer sei das Färcherhaus gewesen und der Fluß sei hier durchgeflossen hinab nach Trebur, bis zu der Zeit als die Römer in's Land kamen und in der Richtung nach Mannheim ihn abgruben."

---

* Der Name „Ried", welchen das unmittelbare Uferland des Rheins bis hinauf nach dem Elsasse führt, ist wohl gleichbedeutend für angeschwemmtes Land; W. H. Riehl sagt in seinem Wanderbuch, Stuttgart Cotta, 1869, mit Recht, daß derselbe auf die räthselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung hinweist.

Diese Mythe von dem früheren Neckarlauf, welche jedes festen historischen Anhaltspunktes entbehrt, hat wie diese Fälle in den früheren weniger kritischen Perioden der Wissenschaft öfter sich zu ereignen pflegten, nach und nach auch bei den Gelehrten Eingang gefunden und die Sage von dem ehemaligen Laufe des Neckars und seiner Ableitung durch die Römer wurde förmlich zum Lehrsatz erhoben. Der aus Ingelheim gebürtigte Sebastian Münster, welcher uns eine ziemlich genaue Beschreibung der Rheinlande hinterlassen hat, und welcher in unserer Gegend ein zuverlässiger, weil localkundiger Beschreiber, das alte Neckarbett gewiß der Erwähnung werth gefunden haben würde, spricht in seiner zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts erschienenen Cosmographie nichts von diesem angeblichen früheren Laufe des Neckars, dagegen gab der Frankfurter Advokat Abraham Sauer im Jahr 1595 ein Buch heraus „Theatrum urbium. Warhaftige Contrafeytung und Summarische Beschreibung vast aller vornehmen und namhafftigen Stätten.“ Darin wird Trebur erwähnt und hieran anknüpfend gesagt: „Es hat fürnemlich diese Statt, gewerbschaft halben sehr berühmbt gemacht der Neckar, so daffzumal bey der Statt hergeflossen, und allda in Rhein gefallen, wie solches die alten vestigia bey Wolfskeel, Dornheim und dem Stättlein Gerau (da noch ein kleines Wasser auf Tribur zufleußt, welches etliche die Gerav vom Stättlein, etliche die Schwarzbach nennen) bezeugen thun. Der Neckar ist durch anregen der Leute, so umb diese Gegend gewohnet, bei Ladenburg in den Rhein geleitet worden, weil er dem Gerauer Land großen Schaden gethan.“ In der ersten Auflage seines Werkes, welche 1585 erschien, erwähnt Sauer dieser Erzählung gar nicht, und die hessische Chronik von Dilich (1608) erwähnt ihrer nur als einer Sage. In den Werken späterer Autoren, welche diesen Mythus seinem ersten gläubigen Entdecker, dem Advokaten Sauer, ohne weiter nachzuforschen, nacherzählten, nahm die Sage vom Neckarbett immer größere Dimensionen an, so daß der Stoff den Erzählern förmlich unter den Händen wuchs. Joh. Just. Winkelmann erzählt die Geschichte gleichfalls und er sah noch an dem Schlosse zu Dornberg die Ringe, an welche die auf dem Neckar vorbeifahrenden Schiffe gelegt worden seien; ein späterer Schriftsteller, der Rector Arnoldi, hat bereits denjenigen ausfindig gemacht, der diese Ableitung des Neckars vorgenommen, und nennt als den Urheber der Unternehmung den König Rupert von der Pfalz. Ein späterer Autor wiederum schreibt die angebliche Ableitung des Neckars den Grafen von Katzenellenbogen zu. Helfrich Bernhard Wenck endlich erfand eine noch complicirtere Theorie und stellte, unter Berufung auf den römischen Historiker Ammianus Marcellinus, die Behauptung auf, der Kaiser Valentinian habe den Neckar nach Mannheim abgegraben, es sei aber, wie aus einer in der Chronik des Klosters Lorsch eingereihten Urkunde Karls des Großen aus dem Jahr 773 hervorgehe, noch in diesem Jahre ein Arm des Neckars durch die Bergstraße und bei Trebur in den Rhein geflossen. Die Ableitung dieses Flußarmes müsse von irgend einem pfälzischen Landesfürsten, es sei nun König Rupert oder ein anderer, es sei mit oder ohne Beihülfe der Katzenellenbogischen Grafen und ihrer Unterthanen gewesen, vorgenommen worden sein, oder er müsse den römischen Abzugsgraben erweitert oder vertieft haben. Konrad Dahl endlich meint, zu Karl des Großen Zeit sei der Neckar nicht mehr durch die Bergstraße geflossen und Valentinian habe bereits das Werk der Ableitung vollendet.

Aus der Vergleichung dieser vielgestaltigen Ansichten und Meinungen ergibt sich bereits, wie wissenschaftlich verdächtig diese Erzählung von dem früheren Neckarlauf ist. Dadurch aber, daß Wenck sich auf die erwähnte Urkunde Karls des Großen und auf die Stelle aus Ammian berief, erlangte dieser Irrthum ein gewisses wissenschaftliches Bürgerrecht und kaum wagte man diese Behauptungen Wencks anzuzweifeln. Vergleichen wir nun die von Wenck angeführte Urkunde, welche in einem völlig correcten Abdruck in Pertz Monum. Germ. Tom. XXI. S. 346 enthalten ist, so ergibt sich, daß dieselbe, eine bereits früher erwähnte Schenkungsurkunde über die Schenkung der Heppenheimer Mark an das Kloster Lorsch, die Beschreibung der Heppenheimer Grenzmark enthält. Es heißt unter anderem in der Urkunde: die Grenze zieht sich „de Moresberk in fluvium Necker, ubi Jutra rivulus intrat in Necker.“ Wenck, welcher einen fehlerhaften Abdruck besaß, las hier Lutra anstatt Jutra und erblickte hierin die durch Bensheim fließende Lauter. Da nun, sagt er, nachweislich der Karte des Ingenieurs Haas, die Lauter unmittelbar auf das alte Neckarbett stoße, so müsse die Lauter damals in den Neckar geflossen sein. Die Urkunde sagt weiter: „die Grenze dehnt sich dem Neckar entlang

aus bis zu dem Punkte, ubi Ulvena fluvius intrat in Necker". Diese Ulvena ist nach Wenck die bei Ilvesheim in den Neckar fallende Ilbe, während in Wahrheit der bei Hirschhorn in den Neckar sich ergießende Ulfenbach darunter zu verstehen ist.

Man sieht, daß es sich hier um eine grundfalsche Interpretation handelt, und daß aus den beiden citirten Stellen der Urkunde, — andere aber sind darin nicht enthalten — keineswegs hervorgeht, daß zu Karl des Großen Zeit der Neckar, oder ein Arm desselben durch die Bergstraße geflossen sei.

Nicht viel besser verhält es sich mit der angeblichen Abgrabung des Neckars durch Valentinian und der zur Beglaubigung angerufenen Stelle des Ammianus Marcellinus.

Im Jahre 368, nach dem Siege Valentinians bei Solicinium, suchten die Römer ihre Besitzungen auf dem rechten Rheinufer durch Befestigungen zu sichern und namentlich wurde am Neckar eine neue Festung, deren Bau ausführlich von dem römischen Orator Symmachus geschildert wird, errichtet. Wegen dieser Festung mußten sogar Flußveränderungen vorgenommen werden, über welche insbesondere Ammianus Marcellinus berichtet. Dieser Bericht veranlaßte die Entstehung der Fabel von der Ableitung des Neckars durch Valentinian. In der Beschreibung der Arbeiten, welche die Römer vornahmen, findet sich folgende Stelle: „Per multos enim dies compaginatae formae e roboribus, coniectaeque in alveum, fixis refixisque aliquotiens prope ingentibus stibis, fluctibus erectis confundebantur, avulsaeque vi gurgitis interrumpebantur". Die Worte: fixi ingentes stili e roboribus" sagen hier, daß der Kaiser große eichene Pfähle in dem Flußbett befestigen und diese: „compaginatae formae" durch Balken verbinden ließ. Es ist hier nur von einem Damm die Rede, welcher aufgeführt wurde, um die Fluthen zu verhindern, die Mauer direct zu bespülen. Wenck aber übersetzt die obige Stelle bereits willkürlich: „man brachte viele Tage damit zu das künftige Flußbett zu legen, Rinnen aus Eichenstämmen auszulegen; aber so sehr man sie ein oder das anderemal durch große Pfähle zu befestigen suchte, so wurden sie doch durch die Gewalt der Wellen verschoben, oder der reißende Strom wühlte sie aus dem Grunde und unterbrach den Zusammenhang unter ihnen". Man sieht, wenn man diese Wenk'sche Uebersetzung mit dem Ammianischen Urtext vergleicht, daß die Worte das „künftige Flußbett" und die „ausgehöhlten Rinnen" völlig willkürlich hinzugefügt sind. Daher haben Dahl und Mone anders zu interpretiren versucht und geglaubt, es sei eine Wehr im Fluß angelegt worden, welche ihn quer gesperrt und gezwungen habe, einen anderen Lauf anzunehmen.*

Doch dieses ist alles unrichtig, es sind gewaltsame Deutungen, durch welche man der so nahe liegenden einfachen Wahrheit aus dem Wege ging. Nie haben die Römer den Neckar abgeleitet. Von Späteren kann jedoch nicht die Rede sein, nicht von den Katzenellenbogenern und vollends nicht von dem armen König Rupert, der aus Noth seine Reichskleinodien versetzte und gleich des Menschen Sohn kaum hatte, wohin er sein Haupt legen sollte.

---

* W. H. Riehl verwirft schon in seinem 1866 in Nr. 312—318 der Allgemeinen Zeitung erschienenen Studien „Das Gerauer Land" betitelt, die Ansichten Sauers, Winkelmanns und Wencks gänzlich. Er sagt unter Anderem „Allein auch Valentinian als Flußcorrector des Neckars steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus, und so werden die Geschichtsforscher die Frage von der Ableitung des Neckars wohl an den Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wieder ein paar Jahrtausende mehr zu (wie Wenck) und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur. Dies ist nun gerade genug, denn alle jene Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Ueberschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten Landgraben im 16. Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine besondere geogaphische Signatur". Wenck war wie erwähnt, selbst zuerst Gegner der Fabel von dem früheren Laufe des Neckars durch die Bergstraße. Auch ein ungenannter Zeitgenosse Wencks im Hessen-Darmstädtischen Adreßhandbuch von 1784 vertritt bereits die von Riehl neuerdings ausgesprochene Ansicht, daß erst durch den Landgrafen Georg I. diese schlammigen alten Rinnsale trocken gelegt worden seien, die Ansicht aber, daß man es hier mit dem früheren Laufe des Neckars zu thun habe, sei eine irrige und werde von den Alterthumsforschern durch den Ammianus Marcellinus widerlegt. Ein Beispiel, das die Dunkelheit der fraglichen Stelle des Ammian besser als alle weitläufigen Ausführung darthut.

Das Verdienst Ernst Wörners ist es, alle diese Irrthümer zerstreut und die Erzählung vom alten Neckarbett auf ihren wahren Werth zurückgeführt zu haben.**

Auch abgesehen von dieser angeblichen Abgrabung des Neckars durch die Römer, welche nicht stattfand, sind auch alle übrigen Spuren ihrer Thätigkeit verwischt. In der unteren Riedebene, damals noch von Griesheim abwärts beinahe nur ein einziger großer Sumpf, besaßen sie wohl keine Niederlassung. An der Gustavsburg wurden Reste von Castelmauern und in Bischofsheim-Rüsselsheim wurden verschiedene kleine Alterthümer, darunter ein Altar der Straßengötter, aufgefunden. Funde, welche bei Eberstadt-Pfungstadt gemacht wurden, weisen auf ihre Anwesenheit in der letzten Periode des Aufenthaltes in Deutschland hin. Der Wöllberg daselbst erscheint als ein künstlich aufgetragener römischer Wachthügel. Noch deutlicher zeigt der südöstlich vom Wöllberg gelegene Weilerhügel diese Gestalt.***

Die bedeutendste römische Befestigung der Obergrafschaft war das Munimentum Trajani, von welchem schon Ammian berichtet. Leider sind alle Spuren desselben verwischt und die Historiker erschöpfen sich in Vermuthungen über seine Lage, mit welchen wir aber unsere Leser verschonen.†

Endlich ist der Gehaborner Hof als ehemalige römische Niederlassung festgestellt. Es ist noch unentschieden, ob sich hier nur eine einfache bürgerliche Niederlassung befand, oder ob die regelmäßige viereckige Form und die Umwallung, welche von den späteren Besitzern, Benediktinermönchen, (1225) wohl schwerlich herrührt, da das Mittelalter diese Art der Befestigung nicht kannte, etwa auf ein ehemaliges Castell hinweist. Ein heute im Museum zu Darmstadt aufbewahrter Grabstein, welcher vor einigen Jahren unweit des Gehaborner Hofes aufgefunden wurde, berichtet, daß hier an dieser einsamen Waldlichtung einst ein römischer Bürger aus Sidicinum, einer durch ihren Handel hervorragenden Stadt Campaniens erschlagen wurde. Die Inschrift lautet nach der Becker'schen Uebersetzung;*

Clodius Perigenes (alt . . . . Jahre) liegt hier. Hier verwundeten Räuber denjenigen, welcher entstammt aus Sidicinum in Campanien. Das eine Land deckt ihn mit Erde, das andere gab ihm das Dasein. Perigenes hat nun seine Grabschrift, Secundus seine Liebespflicht erfüllt. Publius Clodius Secundus (ließ diesen Grabstein) seinem geliebtesten Bruder setzen."

Ein Katzenellenbogen'scher Landesheiliger.

Wie wir bereits in dem Vorhergehenden wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, folgte auf die römische die alemannische Herrschaft und mit dem Sieg der Franken über die Alemannen bei Zülpich war auch dem Christenthum die Verbreitung in den Provinzen des rechten Rheinufers gesichert. Der erste der hier diese unwirthlichen Gegenden betrat, war St. Goar, gleich St. Fridolinus dem Iren und St. Alban dem Schotten ein rauher, derber Mann mit Muth und physischer Kraft begabt und daher geistig und leiblich zu dem Missionswerk, das er unternahm, befähigt. St. Goar, der

** Siehe Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde Bd. 13. „über den angeblich früheren Lauf des Neckars durch die Bergstraße", von Ernst Wörner in Darmstadt.

*** Frank, „über die Spuren römischer Niederlassungen in Starkenburg", Archiv, Bd. 117.

† Eine von Professor Dr. Philipp Dieffenbach 1745 zuerst entdeckte, neuerdings wieder sichtbar gewordene römische Befestigung auf dem bei Klein-Steinheim der Kinzigmündung gegenüber liegenden Main-Winkel wird wohl Veranlassung sein, daß die Frage nach dem Munimentum Trajani wieder auflebt. Vergl. G. Hess. Zeitung Nr. 229 Jahrgang 1845 und Aufsatz in Nr. 278 der Darmstädter Zeitung Jahrgang 1875 von Dr. G. Schenck zu Schweinsberg.

* J. Becker in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft 53 und 54.

ungefähr 575 starb, soll aus Aquitanien gebürtigt gewesen sein und verbreitete mit unaufhaltsamem Eifer das Christenthum am Rheine, an der Lahn, in Hessen und Thüringen. Unten bei dem heutigen St. Goar in der Nieder-Grafschaft Katzenellenbogen, wo der wilde Strom tosend sich zwischen Felsen hindurchdrängt, und wo der Schiffer damals angsterfüllt die gefährliche Wasserstraße befuhr, errichtete der heilige Mann seine Einsiedelei, rettete die Verunglückten und speiste und tränkte die Vorüberfahrenden. Er betete hier, heilte Kranke, that Wunder und alles was ein ordentlicher Heiliger zu thun schuldig ist. Aber auch der heilige St. Goar war vor der üblen Nachrede und der Verläumdung nicht sicher, von welchen kein heiliger Mann und keine heilige Frau bis herab auf die „Heiligen unserer Tage" bis jetzt verschont geblieben ist. Der Bischof Rusticus von Trier mißtraute seiner Heiligkeit und befahl ihm, nach Trier zu kommen, um dort vor aller Welt in öffentlicher Versammlung ein Wunder zu thun. Sofort begab sich St. Goar mit den Boten des Bischofs nach Trier, unterwegs aber zeigte er diesen, daß ihm vor dem Befehle des Bischofs nicht bange sei, und als sie einen brennenden Durst verspürten und keine Quelle fanden, kamen auf seinen Ruf aus dem nahen Wald drei säugende Hirschkühe, welche sich vor jeden der Boten gutwillig zum Melken hinstellten. Eine Flammsäule auf dem Kirchhof zu Pfalzfeld, welche 1736 ausgegraben und noch zu Wencks Zeit auf Schloß Rheinfels gezeigt wurde, erhielt der Nachwelt das Andenken an das Wunder. Als St. Goar in Trier in den Sitzungssaal der Versammlung eintrat, welche der Bischof berufen hatte, fand er keinen Nagel an der Wand, um seine Mütze daran zu hängen, und er hing sie statt dessen an einen Sonnenstrahl auf, der sich durch ein Fenster in's Zimmer stahl, „ein Wunder", bemerkt sarcastisch der alte Helferich Bernhard Wenck, „das später der heiligen Elisabeth in Marburg so geläufig wurde, daß sie ihre Wäsche auf den Sonnenstrahlen trocknete". Allein der Bischof war mit diesem Wunder nicht zufrieden. St. Goar solle, befahl er, durch seine Kraft einen Findling, einen Neugeborenen, den man vor drei Tagen gefunden und in die Versammlung gebracht hatte, zum Sprechen bringen, auf daß der Säugling seinen Vater nenne. Der Heilige befahl es, und der Säugling sprach mit allen Anwesenden vernehmlicher Stimme: „der Bischof Rusticus, der Bischof Rusticus ist mein Vater!" Der Bischof zweifelte jetzt nicht mehr an der Wunderkraft St. Goars, und weder von ihm, noch von irgend einem anderen späteren Bischof ist bekannt, daß er je wieder an einen heiligen Mann eine solche Zumuthung gestellt hätte.

Die Grafen von Katzenellenbogen.

Es besteht seit Wenck kein Zweifel mehr darüber, daß das alte Katzenellenbogische Grafengeschlecht seinen Namen von dem in der heutigen Preußischen Provinz Nassau gelegenen Schlosse herleitet, welches man, als später ein gleichnamiges entstand, zum Unterschiede von diesem Alt-Katzenellenbogen benannt hat. Dieses Schloß ist jedoch nicht der eigentliche Stammsitz der Familie, die Katzenellenbogner sind vielmehr Abkömmlinge des im Ober-Rheingau bereits frühe ansässigen Hennebergischen Grafengeschlechts. In den früheren Jahrhunderten hielt der Adel keineswegs an der Benennung nach einer bestimmten Burg oder Besitzung fest, sondern die Familie pflegte den Namen zu ändern, wenn sie ihren Wohnsitz mit einem andern vertauschte. So zogen die Katzenellenbogener, deren Abstammung aus dem Haus Henneberg durch Wenck nachgewiesen ist, unter Beibehaltung ihrer im Ober-Rheingau ererbten Besitzungen und Rechte, wozu die Centgerichtsbarkeit über einen großen Theil dieses Gaues gehörte, nach dem Schloß Katzenellenbogen, nach welchem sie sich von nun an benennen. Der erste, der unter diesem Namen erwähnt wird, ist Graf Heinrich von Katzenellenbogen, welcher nach einer Urkunde bereits vor dem Jahr 1102 verstorben war. Diese Katzenellenbogener Herren führen seit

1140 den Grafentitel und bestehen, eine Zeit lang in zwei Linien getheilt und dann wieder vereinigt, bis zum Jahr 1486, wo mit dem Grafen Philipp von der Neu-Katzenellenbogen'schen Linie das Haus im Mannesstamme erlosch. Dessen Tochter Anna war mit dem Landgrafen Heinrich IV. von Hessen vermählt. Die ererbte Katzenellenbogener Grafschaft ging nach längeren Erbstreitigkeiten an ihren Sohn Landgraf Wilhelm III. von Hessen über, welchem durch Kaiser Maximilian bei Gelegenheit seiner 1486 zu Aachen stattgehabten Krönung alle Privilegien und Rechte der ausgestorbenen Grafen von Katzenellenbogen zugesichert wurden. Der Kaiser hielt Wort, bald darauf sehen wir den Landgrafen mit allen Katzenellenbogen'schen Rechten belehnt, und im Jahr 1487 huldigen ihm die Vasallen und Amtleute der neu erworbenen Lande.

Die Geschichte kann über diese alten Grafen von Katzenellenbogen ein günstiges Urtheil fällen. Viele derselben nahmen an den großen Ereignissen ihrer Zeit, den Kreuzzügen und den Römerfahrten einen ehrenvollen Antheil, allein das größte Lob, welches ihnen zu Theil wird, besteht wohl darin, daß sie als weise und humane Herren regierten und ein geordnetes, wohl verwaltetes Land zurückließen.

In hervorragender Weise hat sich durch seine Tapferkeit namentlich ein Diether IV. von Katzenellenbogen ausgezeichnet, der mit Kaiser Heinrich VII. von Lützelburg dessen Romfahrt und die Belagerung von Brescia mitmachte. Im Mai 1312 zog König Heinrich in Rom ein, fand jedoch den St. Peter, die Engelsburg und beinahe die Hälfte der übrigen Stadt in den Händen seiner Feinde, an deren Spitze Johann von Achaja, der Bruder des Königs von Neapel, stand, welche in dem von ihnen besetzten Theil die Häuser, Thürme und Ruinen verschanzt und die Straßen der Stadt mit Barrikaden gesperrt hatten in der Absicht, mit den Waffen in der Hand die Kaiserkrönung in St. Peter zu verhindern. In einem durch mehrere Wochen andauernden blutigen Straßenkriege versuchten die Deutschen sich bis zum Krönungsdom durchzuschlagen. Das Capitol und einige andere vom Feinde besetzte Punkte wurden auch von ihnen genommen, aber St. Peter und die Engelsburg vermochten sie nicht zu erstürmen, und Kaiser Heinrich mußte sich daher im Lateran krönen lassen. Daß Diether an diesem Straßenkampf einen ruhmvollen Antheil genommen, läßt eine von Wenck mitgetheilte Urkunde, welche zwanzig Tage nach der Krönung im Lateran, am 19. Juli 1312, ausgestellt ist, vermuthen: „Indem wir", sagt der Kaiser, „die erfreuliche Willfährigkeit und die lautere Anhänglichkeit, mit welchen der edle Mann Diether Graf von Katzenellenbogen, unser Blutsverwandter (consanguineus*) und treuer Freund, seither beständig dem Reiche gedient hat, und die treuen und eifrigen Dienste, welche er uns in Italien geleistet hat und noch bestrebt ist zu leisten, in das Gedächtniß zurückrufen und indem wir hoffen, daß er in Zukunft fortfahren wird, uns und dem Reiche in noch willkommenerer Weise dienstwillig zu sein, theilen wir seinem Schlosse Katzenellenbogen mit dem Thale daselbst und seinem Bergschlosse Lichtenberg mit dem darunter liegenden Orte Bibera und den Menschen, die daselbst wohnen, die Fülle der kaiserlichen Gunst mit und gestatten ihnen vermöge der höchsten kaiserlichen Autorität die Freiheiten und Immunitäten, deren sich Stadt und Bürger in Oppenheim erfreuen u. s. w."

Graf Diether IV. fiel 1315 zu Basel im Turnier. Ein Dichter der Gegenwart cand. hist. Karl Morneweg zu München, hat dieses Ereigniß durch folgende, in der „Darmstädter Zeitung" vom 16. Mai 1880 abgedruckte Ballade verherrlicht.

Das war ein Tag der Freude zu Basel an dem Rhein,
Als mit viel hundert Rittern der König zog herein.
Da gab's ein großes Drängen von Fremden fern und nah,
Und manches holde Auge mit Freud' vom hohen Söller sah.

Die Helden blicken trotzig, in Rüstzeug vielgestalt,
Und Friedrich's hohe Schöne ergriff mit Allgewalt.
Er zog nicht ein als Sieger und nicht nach blut'gem Streit,
Man wollte Hoftag halten in blüthenreicher Maienzeit.

Da gab es Festlichkeiten in bunter Kurzweil viel:
Gelage, schöne Reigen und edles Waffenspiel.
Zu Basel an dem Rheine da scholl der grüne Plan
Von Pauken und Trompeten: das war in Treuen wohlgethan!

Der Herold ruft zum — Stechen die Helmschau war vorbei —
D'rauf gibt's mit schönen Waffen ein lustiges Turnei;
Da fällt gar mancher Ritter getroffen in den Sand,
Doch schwingt er bald von neuem den starken Speer mit fester Hand.

* Diese Bezeichnung bedingt keine wirkliche Blutsverwandschaft, sie wird in jener Zeit ebenso häufig als Ehrentitel gebraucht.

Da wappnet sich Graf Diethart des Königs Trautgesell:
Es strahlt ihm in der Sonne die lichte Brünne hell;
Noch stellt sich ihm kein Gegner — es trägt wohl mancher Scheu,
Mit diesem Held zu kämpfen: er führt im Schild den grimmen Leu!

D'rauf reitet in die Schranken Graf Zollner mit dem Aar.
Gesenkt die Lanzenspitze, verachtend die Gefahr;
Mit diesem Leu zu kämpfen das dünket ihm nicht schwer:
Er reitet an Herrn Diethart mit eingelegtem, scharfem Speer.

Da gab's ein Tiostiren und hellen Waffenklang:
Hei! wie so manche Lanze zerspellt vom Schilde sprang
Sie griffen dann zum Schwerte — das höht den Rittermuth:
Wie schäumt in edlem Zorne der beiden hohen Helden Blut!

Es bracht mit grimmen Schlägen der Aar den Leu in Noth.
Doch lag der kühne Zollern bald auf dem Plan wie todt
Da sprengt in schwarzer Brünne der Ritter Grat heran,
Und trägt mit lautem Rufen dem Leuen eine Lanze an!

Herr Diethart stößt gewaltig auf seinen Gegner los;
Der fängt bald an zu wanken und wird schon bügellos,
Doch rafft er sich zusammen — gibt seinem Roß den Sporn,
Den Speer in starken Fäusten stößt er mit kampfgemuthem Zorn.

Am Stechhelm durch die Schlitzen drang ein der scharfe Speer:
Da fällt aus Diethart's Händen die lange, stolze Wehr,
Es sinkt aus seinem Sattel todtwund der starke Mann,
Darauf ein großes Klagen bei holden Frauen bald begann.

Man trug ihn aus den Schranken hin nach des Königs Zelt,
Da ruft es aus dem Volke und wogt durch's weite Feld.
Der König war erschüttert und sprach ihm tröstend zu,
Verband ihm selbst die Wunde, erfleht' für ihn des Himmels Ruh.

Da sprach mit matter Stimme todtwund der starke Held:
„Ich hätte so gern noch Eins erschaut auf dieser Welt:
An Dir die Kaiserkrone, die Dir allein gehört,
Und deren still Besitzen der Bayernherzog Dir verwehrt!" —

„„Verlier ich alle Freunde, wie ich Dich jetzt verlor,
Dann ruh ich bald im Dome zu Speyer in dem hohen Chor!"" —
So sprach bewegt der König, ernst blickten alle drein,
Da strahlt's auf Diethart's Antlitz wie in der Nacht des Nordlichts Schein.

Zum letzten Mal erhebt er mit Müh' den kranken Leib:
„Gott schütze Reich und Kaiser, mein treues, trautes Weib!" — — —
Einst stand er Kaiser Heinrich im Römerzuge bei
Und machte Mailand's Thore — den Weg zum Lateran ihm frei. —

Er war sein Kampfgenosse und ihm als Freund getreu,
Beschützt ihm einst das Leben, kämpft für ihn wie ein Leu;
Verließ ihn nicht im Sterben und war ihm treu im Tod,
D'rum sucht ihm auch zu lindern der König seine große Noth. —

Am dritten Tage sah man zu Basel auf dem Rhein
Ein kleines Schifflein schwanken, das nahm Herrn Diethart ein;
Es gab zum Schmuck der Leich der König selbst sein Schwert:
Wie ward in diesem Todten die Freundestreue hochgeehrt!

Man schmückt den Sarg mit Blumen, auf dem das Rüstzeug lag,
Und in der Stadt zu Basel man großer Trauer pflag,
Als dann das kleine Schifflein zur Heimath stieß vom Land
Da rollte manche Thräne aus schönen Augen in den Sand.

Es wehten weiße Tücher von mancher weißen Hand —
Der König stand am Ufer, sah nach ihm unverwandt —
Er sprach in tiefer Trauer — und eine Thräne rann
Auf seine schöne Wange: „„Fahr wohl, Du mein getreuer Mann!"" —

Ein Vorfahrer Diether IV., Diether II., zog 1218 mit nach Aegypten, half 1219 Damiette erobern und in einem Kampfe mit saracenischen Seeräubern, die das Schiff, auf welchem er sich mit den Seinigen befand, in Brand steckten, rettete er mit Schwimmen sein Leben. Ein Berthold IV. endlich nahm an der Eroberung von Konstantinopel und Begründung des lateinischen Kaiserreichs Antheil.

Die Tapferkeit, Milde und Ritterlichkeit der Katzenellenbogener errang ihnen eine ruhmvolle und angesehene Stellung im Reiche. Feinere Sitten und edler Minnegesang wurden an ihrem Hofe gepflegt, und schon der alte Tannhäuser klagt um das Jahr 1266 über den Tod mehrerer um die Dichterkunst verdienter Fürsten und nennt unter ihnen auch den Grafen von Katzenellenbogen, den „Bogner".

„Durzou der bogenere, des milte was mir wohl erkannt, wer erbet nur ir milte."

Walther von der Vogelweide preist Graf Diether II. von Katzenellenbogen* mit folgender Strophe:

Ich bin dem Ellenbogener hold
Auch ohne Gab und ohne Sold
Er ist mild, blieb es auch mir verhohlen
Erfahrens denn die Reußen und die Polen!
Das erregt mir weder Haß noch Neid;
Ein Meister möcht ihn besser preisen
Als der Schnarrenzer Dudelweisen
Schätz er der Werthen Würdigkeit.

Graf Diether war, wie aus dieser Strophe hervorgeht, wegen seiner Freigebigkeit gegen die Dichter bekannt, aber Walther sagt ihm durch dieselbe, er solle seine Freigebigkeit nicht Schmarotzern zuwenden, sondern die Meister der Dichterkunst an sich fesseln, deren Gesang ihm mehr Ruhm eintragen werde, als die Weisen von Tausenden jener umherziehenden Schwätzer. Der Graf ließ hierauf dem Dichter einen kostbaren Ring überreichen, auf welches Geschenk sich die zweite Strophe bezieht.

Den edlen Stein, den Diamant
Gab mir des schönsten Ritters Hand.
Ohne Bitten ward er doch der meine.
Ib lobe nicht die Schönheit nach dem Scheine,
Milder Mann ist schön und wohlgezogen!
Man soll nach Außen Inneres kehren,
So kommt das Aeußere Lob zu Ehren,
Wie des von Katzenellenbogen**

Mit den Katzenellenbogenern trat ein ruhmreiches Geschlecht vom Schauplatz ab, welches jener Glanzperiode des deutschen Reiches, in welcher es auftritt, würdig ist und als ein ächter Repräsentant jenes edlen deutschen Ritterthums, welches noch der Gesang und die Dichtkunst unserer Tage verherrlicht, erscheint.

Prosaisch ist leider der Ausgang dieses Geschlechtes. Der letzte männliche Katzenellenbogen***, Conrad von Katzenellenbogen, ein natürlicher, also nicht erbberechtigter Sohn des oben erwähnten Philipp von Katzenellenbogen, welchen Graf Philipp in einem von ihm ausgestellten Freiheitsbrief: „unser Sohn und lieber getreuer" nennt, war 1477 Pastor zu Roßdorf. In einem bereits vorgerückten Alter vertauschte er sein Pfarramt mit der Stelle eines Landschreibers und vermählte sich mit Germut, „Werners Zentgrafen und Katharinen Zentgräfin Schwester". Ungefähr 10 Jahre später starb dieser Conrad von Katzenellenbogen.

---

* Vergleiche Ernst Wörner „Zur Geschichte der Grafen von Katzenellenbogen", Archiv für Hessische Geschichte Band XII.

** Der letzte Vers lautet in der Ursprache, Ausgabe von Lachmann, Aufl. 3, S. 80.

Den Dimant den edelen stein
gab mir der schönsten ritter ein:
âne bete wart mir diu gabe sîne.
jô lob ich niht die schoene nach dem schine.
milter man ist schoene und wol gezogen.
man sol die inre tugend ûz kêren
sô ist daz ûzer lop nâch êren
sam des von Katzenellenbogen.

*** Siehe Archivdirector Dr. Baur's „der letzte männliche Katzenellenbogen", Archiv für hessische Geschichte Band XII.

Das Territorium der Ober-Grafschaft Katzenellenbogen.

Untersuchen wir wie das oben in seinen allgemeinen Umrissen geschilderte Gebiet der Ober-Grafschaft in den Besitz der Grafen von Katzenellenbogen kam, so finden wir, daß sie einen Theil ihres Gebietes und ihrer Gerechtigkeiten von den alten Grafen von Henneberg in ihrer Eigenschaft als Gau-Grafen des Ober-Rheingaus ererbten, zu einem anderen Theil, namentlich mit der Bessunger Cent, waren sie Lehnsleute der Bischöfe von Würzburg, andere Besitzungen erwarben sie als Vögte des Klosters Lorsch. Dieses älteste Gebiet bilden die ehemalige Reichsdomäne, das spätere älteste Würzburgische Lehen der Katzenellenbogener, die Cent Bessungen mit Darmstadt, damals Filiale von Bessungen, die Cent Pfungstadt, Arheilgen und Oberramstadt mit Reinheim und als Lorscher Erwerbung die Cent Zwingenberg, welches Gebiet ungefähr den heutigen Gerichtsbezirken Stadt- und Landgericht Darmstadt und den Landgerichten Reinheim und Zwingenberg entspricht.

Gleichfalls frühzeitig kam eine andere ehemalige Reichsdomäne, Gerau, zu diesem Territorium hinzu. Gerau das heutige Groß-Gerau, wozu auch die Gemarkung Klein-Gerau gehörte, nennt König II. seinen Curtis, worunter man ein sogenanntes Reichsdorf verstand. Dieses Reichsdorf und seine Mark schenkte der König dem Bisthum Würzburg. Man vermuthet, daß dieses Hochstift zu einem Drittel die Herren von Heusenstamm mit der Gerauer Mark belehnte, wenigstens erscheinen diese bis 1258 als Besitzer eines solchen Antheils, welchen Hessen sammt Gräfenhausen käuflich erwarb. Der Flecken Groß-Gerau selbst kam frühzeitig an eine Linie der Grafen von Henneberg, welche schon im zwölften Jahrhundert die Herren von Dornberg damit belehnten, welche nun Besitzer eines Territoriums waren, das etwa dem heutigen Kirchspiel Groß-Gerau entspricht. Nach dem 1259 erfolgten Aussterben der Familie von Dornberg ererbten die Grafen von Katzenellenbogen auch dieses Territorium, das Amt Dornberg, d. h. Schloß und Dorf Dornberg, Groß-Gerau, Worfelden und Berkach, Wallerstedten und Büttelborn, das unter dem Namen das Gerauer Land bekannte Gebiet, und traten auch mit diesem Gebiet in den Würzburger Lehensverband.

Von da ab bis zu der Zeit, wo das Schloß zu Darmstadt erbaut wurde, war Groß-Gerau, welches schon 1398 Stadtrecht besaß, der Hauptort der Ober-Grafschaft.

Mit der Gerauer Cent wurden im Laufe der Zeit noch eine Reihe neuer Erwerbungen, welche meist sich früher in Falkenstein'schem, beziehungsweise Münzenbergischem Besitz befanden, oder welche der Familie von Eppenstein gehörten, vereinigt. Es sind dieses Tribur, welches König Wilhelm 1248 an Katzenellenbogen verpfändete, Bischofsheim (wurde 1478 von den Eppensteinern erworben, ein Antheil, welcher Mainz gehörte 1579 erkauft), Königstädten (früher Münzenbergisch, kam 1642 von Isenburg an Hessen), Raunheim (1425 von Eppenstein erkauft) und Rüsselsheim, welches die von Heusenstamm von Katzenellenbogen zu Lehen trugen. Diese Gerauer und die Bessunger Cent standen lange Zeit in einer gemeinsamen Gerichtsverbindung.

Gleichfalls einen alten Bestandtheil der Ober-Grafschaft bildete die Erfelder Cent, letzere ein Katzenellenbogener Lehen der Familie von Wolfskehlen.* Später gaben diese von Wolfskehlen ihre

* Die Herren von Wolfskehlen waren zu Wolfskehlen, dem ehemaligen Gerichtsort der alten Cent, ansässig. Mitten auf dem sumpfigen Wiesengrund der Berkach, auf dem heutigen ungefähr einen Morgen großen Steinacker, etwa 450 Meter südöstlich von der heutigen Dorfkirche, lag auf einem Pfahlroste ehedem die Burg dieses begüterten Ministerialengeschlechtes, welches schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unter diesem Namen vorkommt. Die Zeit der Zerstörung des Schlosses ist unbekannt. Dr. G. Schenck zu Schweinsberg vermuthet, daß es in der Fehde König Albrechts mit Erzbischof Gerhard, welcher wir gelegentlich der Geschichte von Seligenstadt bereits erwähnten, von ersterem zerbrochen wurde. Man vergleiche Beiträge zur Topographie des ehemaligen kaiserlichen „Wildbanns Dreieich" von Dr. Gustav Schenck zu Schweinsberg im „Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine". Auch in Goddelau, dem alten Gotalohono, lebte ein Ministerialengeschlecht, welches sich nach dem Orte von Godela benannte.

Besitzungen in der Ober-Grafschaft auf und gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts steht die Cent unter unmittelbarer Katzenellenbogener Hoheit. Die letzten Güter der Wolfskehlen zog Landgraf Wilhelm II. in der bayerischen Fehde ein, wogegen man diesen später 1000 fl. Entschädigung bezahlte. Wolfskehlen aber blieb Centort, und noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, berichtet Wenck, wurde in Wolfskehlen das Centgericht abgehalten. Der Gehaborner Hof wurde 1578 vom Kloster Eberbach abgetreten.

Man sieht, es ist ein für die Verhältnisse des Mittelalters ausgedehntes und wohl arrondirtes Gebiet. Zu einem großen Theile war es mit herrlichen Waldungen, dem Groß-Gerauer Markwald und Theilen des alten Reichswaldes Forehahi, bedeckt. An den ausgerodeten Stellen entstanden vielfach kleine Dörfer und Höfe, deren Ursprung durch die Endsilbe „rodt" kenntlich ist, die Viehzucht war in dem üppigen Weideland der Ebene ergiebig und die kräftigen Pferde der Riedorte waren schon frühe berühmt; der Weinbau wurde vielfach betrieben, der Ackerbau war lohnend, das Land ertrug reichlich und zur Zeit Ludwigs des Frommen war die Ebene zwischen Bessungen und dem Rhein mit einer Menge zum Theil nunmehr ausgegangener Dörfer und Höfe bedeckt.

Durch die ungemein lebhafte Schifffahrt auf dem Rhein wurde der Verkehr zwischen den Uferorten vermittelt und der Handel mit Landesprodukten und ihr Absatz in dem volkreichen und begüterten Mainz erleichtert; innerhalb der Grafschaft aber war ein regelmäßiges Straßennetz vorhanden, welches für die damalige frühe Epoche einen regelmäßigen Verkehr zwischen den einzelnen Aemtern und Orten ermöglichte.*

Die Grafschaft mit den Aemtern Darmstadt, Lichtenberg, Zwingenberg und Dornberg war wohl verwaltet und größere und kleinere Burgen und Schlösser zu Darmstadt, Dornberg, Zwingenberg, Auerbach und Reinheim, zu welchem später noch Rüsselsheim hinzukam, welche sämmtlich ihre Burgmannen besaßen, boten bei Kriegsgefahr der Bevölkerung eine Unterkunft, schützten das Land und dienten zum Theil als fürstliche Wohnsitze.

Die Leibeigenschaft scheint in den alten Katzenellenbogischen Besitzungen schon unter den Katzenellenbogenern aufgehoben worden zu sein. Im vorigen Jahrhundert bestand sie nur in denjenigen Orten, welche ehedem Edelleuten gehörten, und da nicht bekannt ist, daß während der hessischen Zeit in dieser Beziehung an den Zuständen, welche zur Zeit der Katzenellenbogener bestanden, etwas geändert wurde, so darf man annehmen, daß schon zur Zeit der Katzenellenbogener Herrschaft die Leibeigenschaft in einer großen Anzahl Orten entweder nicht bestand oder doch von diesen frühzeitig aufgehoben wurde. Man findet in der That in den größeren Territorien Süddeutschlands die Leibeigenschaft weit weniger allgemein und beinahe ausschließlich in den kleineren adeligen Besitzungen und auch da weit weniger drückend als in Norddeutschland, wo sie zum Theil in ihrer vollen Erniedrigung der Menschenwürde bestand. Allerdings verloren die Alemannen nach dem Siege der Franken bei Zülpich zu einem großen Theil ihre Freiheit und fielen in die Knechtschaft der Franken, allein die Karolingische Epoche und die milderen Anschauungen des Christenthums führten hierin vielfach eine Aenderung herbei. „Die Religion", sagt Wenck „rückte den Menschen enger zusammen und machte den Bauer ehrwürdiger. Die falschen Begriffe von christlicher Freiheit, der darauf gegründete Eifer der Geistlichkeit gegen die Unterdrückung derselben, die Kreuzzüge, zum Theil auch der cameralische Vortheil der Großen und besonders der ständige Kriegsdienst, der vom fünfzehnten Jahrhundert an die verschiedenen Classen der Landesbewohner näher vereinte, das alles brachte nach und nach die Leibeigenschaft immer mehr herab." Mit zwei Worten, die größeren Landesherren brauchten Soldaten und Steuerzahler. Der Leibeigene aber war für sie weder das eine noch das andere, denn er war frei von Kriegsdienst und konnte nicht in derselben Weise wie der Freie zu den Abgaben herangezogen werden.

Im vorigen Jahrhundert waren nach Wenck im Oberamt Darmstadt nur im Hahn, zu Nieder-Eich, zu Eberstadt, Nieder-Beerbach und Hof-Waschenbach, ursprünglich sämmtlich adelige Besitzungen, Leibeigene. Nur in dem einzigen Amt Seeheim, das ehemals unter die Besitzer der Schlösser von

* In Nr. 302 der Darmstädter Zeitung vom Jahr 1874 führt Geheimerath Dr. Baur elf verschiedene Land- und Geleitstraßen auf, welche das Katzenellenbogen'sche Land durchzogen.

Tannenberg, Jossa und Reichenbach vertheilt war, war die Leibeigenschaft allgemein. Es galt als Grundsatz, daß jeder Gemeindsmann, auch jeder Beisasse, der von Leibeigenen geboren war, leibeigen war, ließ sich aber ein Freigeborener in dem Amt nieder, so blieb er so lange frei, als er sich nicht in die Gemeinschaft begab. Mehr Ausnahmen fanden in dem Amt Zwingenberg statt. Zwingenberg, Auerbach und Hochstetten waren ganz frei und keine leibeigene Person durfte in den Ort heirathen. In Langwaden haftete die Leibeigenschaft auf den Gemeindsmännern, aber nicht auf den Beisassen. Alsbach, Hähnlein, Schwanheim, Groß-Hausen und Groß-Rohrheim waren leibeigen, der Beisasse jedoch nur in dem Fall, wenn er von der Tochter eines Gemeindsmannes geboren worden war. Im Amt Lichtenberg waren die Stadt Reinheim nebst Lichtenberg und Ober-Hausen, die Gemeinden Groß-Bieberau, Roßdorf, Gundernhausen und Ober-Ramstadt waren ganz frei, die übrigen Dörfer alle mit Weib und Kindern leibeigen. Das mit Kurpfalz gemeinschaftliche Amt Umstadt hatte nur hie und da einzelne Leibeigene. Ebenso war das Amt Kelsterbach frei. Das Amt Rüsselsheim war völlig frei und auch das Amt Dornberg kannte die Leibeigenschaft nicht.

Dieser frühen Unabhängigkeit verdankt man im Ried und zu Reinheim und in der Ober-Ramstädter Cent jenen intelligenten, thatkräftigen und unternehmenden Bauernschlag, der ein Ruhm unseres Großherzogthums ist. Dieser Freiheit und der aus ihr entspringenden Betriebsamkeit und Unternehmungslust verdankten die Katzenellenbogischen Lande den frühzeitig erworbenen Wohlstand, und das Katzenellenbogener Grafengeschlecht hatte aus seinen Besitzungen, dadurch daß es seine Unterthanen wenig drückte, Handel und Wandel zu heben suchte und in Frieden mit seinen Nachbarn lebte, ein reich gesegnetes, fruchtbares Land geschaffen, welches über bedeutende Hülfsquellen verfügte, und wohl begreiflich erscheint es uns, wenn, als das Aussterben des alten Grafenhauses bevorsteht, eine Reihe benachbarter Herren dieses Gebiet zu erlangen suchen und selbst das mächtige Kurpfalz es nicht verschmäht, dadurch, daß es eine eheliche Verbindung mit der Tochter Philipps, des letzten Katzenellenbogeners, anzubahnen sucht, nach der reichen Erbschaft die Hand auszustrecken.

Das Gerauer Land.

Das Gerauer Land, so unpoetisch es mit seinen Kartoffel- und Krautäckern auf den ersten Anblick erscheint, möchte man ein Land der Dichtung, der Wissenschaft und noch besser der dichtenden Wissenschaft nennen. Die wissenschaftliche Romantik hat seine Tannenwälder und Moorflächen belebt und gleich einer wahren Fata Morgana hat sie hier manchen wundersamen Spuck geschaffen, der selbst den nüchternen Geschichtsforscher mehr denn einmal geblendet und irre geführt hat. Der Archäolage wandert durch die Fluren und er glaubt den Weg zu betreten, der zu dem sehnsüchtig gesuchten munimentum Trajani führt, das die einen bei Trefurt, die anderen bei Rüsselsheim, andere bei Pfungstadt und wieder andere bei Wasserbiblos suchen, er folgt den grünen Wiesenflächen, und neben ihm rauscht der Neckar, auf welchem schwer beladene Schiffe nach Trebur fahren, das ehedem, wenn man Sauer und Winkelmann glauben will, eine gewaltige Stadt mit vielen Kirchen war, wohl zwei Meilen an Umfang groß. Es wurde daher das zweite Rom genannt, und endlich von den Römern theils aus Neid, theils weil es Aufrührer schützte, zerstört.

An den Namen der Städtchen und der Dörfer selbst hat sich der rege Geist der Alterthumsforscher abgemüht. Aus Trebur, wo nicht allein Rhein und Neckar, sondern sogar auch der Main vorbeigeflossen sein soll, hat er Dreistatt geschaffen, und Arnoldi der mit Sauer und Winkelmann um die Wette sich um die Cultur von Phantasiepflanzen verdient gemacht hat, führt folgende in der Kirche zu Tribur angeschriebene lateinische und deutsche Inschrift an, welche vermuthlich einen durch die Muse des Landlebens auf das Gebiet der Romantik verirrten Prediger zum Verfasser hat:

Cum Mogus et Rhenus, nec non Nicer inter utrumque,
Alluerint triplici Moenia nostra vade,
Jure Triurbs Italis, Graecisque τριβυρίον immo
Si qua fides Chronicis, altera Roma fui.

oder:

Als Neckar, Rhein und Main vor Zeiten mich benetzten,
Und wie man sagt und sieht hier eine Drifurt setzten,
War ich ein Dreistatt recht auf Griechisch, Teutsch, Latein,
Und gar das andere Rom nach alter Zeugen Schein.

In Dornberg, wo man mit dem Vergrößerungsglase umhergehen und suchen muß, wenn man einen Berg finden will, hat man den Berg des Thor und in Dornheim den Hain des Thor erkennen wollen.

Bei Biebesheim, dem alten Bubenesheim, auf dem jetzigen Feld Flochheim, bespielt von den Wellen des Rheines, lagen die ausgegangenen Dörfer Ober- und Nieder-Lochheim. Hier sucht man die Stelle, wo die Nibelungen ihren Hort in die Fluthen des Rheines versenkten.* Kriemhild, die nun die Gattin König Etzels, fragt dann nach der Versenkung des Schatzes Hagen von Tronje im Heunenland.

„Nun sollt Ihr eines Dinges mir weiter Rede stehen!
Den Hort der Nibelungen wohin thatet ihr den,
Der war doch mein eigen, das ist Euch wohl bekannt;
Den hättet ihr mir bringen sollen her in Etzels Land.

Meiner Treu, Frau Kriemhild, es ist schon mancher Tag
Seit des Hortes Pflege nicht mehr auf mir lag.
Den ließen meine Herren senken in den Rhein;
Da muß er in Wahrheit bis zum jüngsten Tage sein.“

Von Worms fuhren die Burgunden abwärts den Rhein bis sie zu der versteckten ruhigen Stelle bei Lochheim kamen, wo sie den Unheilshort in den Fluthen begruben. Niemand findet ihn, Niemand weiß ihn, nur der Dichter sieht ihn tief unten ruhen auf dem Grunde, und es glänzt, leuchtet und funkelt das Gold, beschützt und bewacht von den Nixen des Stromes; und herauf durch der Wellen Gemurmel tönt ihm ihr Sang:

Zu deinem Wehe
wahr'st du den Ring!
Aus des Rheines Gold
ist der Reif geglüht.
der ihn listig geschmiedet
und schmählich verlor,
der verfluchte ihn,
in fernster Zeit
zu zeugen den Tod
dem, der ihn trug!
Wie den Wurm du fälltest,
so fäll'st auch Du
und heute noch
— so heißen wir dir's
tauschest den Ring du uns nicht
im tiefen Rhein ihn zu bergen.
Nur seine Fluth
sühnet den Fluch.**

---

* Es heißt in dem Nibelungenlied, Hagen habe den Nibelungenschatz „ze loche“ in den Rhein werfen lassen. Lachmann hat unter loche Lochheim verstanden. Dr. Max Rieger meint dagegen, daß vielleicht „ze loche“ nur bedeuten soll: „heimlich, verborgen.“

** Richard Wagner, Götterdämmerung.

Trebur.

Verlassen wir das Feld der Dichtung und begeben wir uns auf das Gebiet der wissenschaftlichen Wahrheit, so bleibt uns noch genug des Bedeutsamen übrig, um uns an die Felder des Gerauer Landes zu fesseln. Königlicher Glanz herrschte einst da, wo heute, unweit des Rheins ein Zusammenfluß des Landgraben und der Schwarzbach ein schmuckloser Flecken sich erhebt, der sich auch in gar nichts von den anderen Riedorten unterscheidet. Keine Mauer, keine Inschrift, keine Säule gibt zu Trebur noch Kunde von den mannigfachen bedeutsamen, oftmals das Schicksal des Reiches tief berührenden Ereignissen, deren unmittelbarer Schauplatz ehedem das in der deutschen Geschichte vielgenannte Tribur oder Triburis war.

Erst mit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo höfisches Leben sich entwickelt, sehen wir das Reichsoberhaupt und die mächtigeren Reichsfürsten zu feststehenden Residenzen den Grund legen, und an diesen Residenzen sammeln sich die wichtigsten Organe des Staatslebens um den Herrscher.

Anders in früheren Jahrhunderten, in der ersten Periode des deutschen Reiches. Da und dort in den verschiedenen Gauen des weiten Reichsgebietes besaßen die deutschen Könige größere Waldungen mit Jagdschlössern gleich dem Bann von Dreieich, einzelne Güter und Höfe, Paläste und Burgen. Nur an den hohen Kirchenfesten pflegten sie sich in einer der größeren Städte aufzuhalten, und ihre Gegenwart verlieh dann den kirchlichen Feierlichkeiten den Glanz und äußeren Prunk, dessen die Kirche schon in jener frühen Epoche bedurfte, um sich die Herrschaft über die Gläubigen zu sichern. Die übrige Zeit des Jahres hindurch verbrachten die römischen Kaiser und deutschen Könige auf ihren Kammergütern, wo sie deren Bewirthschaftung überwachten, den Freuden der Jagd oblagen und zugleich die Angelegenheiten der verschiedenen Provinzen an Ort und Stelle auf Grund eigener Wahrnehmungen ordneten. Sie entschieden Grenzstreitigkeiten, schlichteten innere Händel, sprachen Recht und versammelten auch an den Orten, wo sie sich aufhielten, die Großen des Reiches, um über wichtige Angelegenheiten des Staates und der Kirche Beschlüsse zu fassen. Einer dieser Reichspaläste, wie sie zu Speier, Germersheim, Ingelheim, Caub, Frankfurt, Goslar und anderwärts bestanden, war die königliche Pfalz zu Trebur.

Schon vor der Karolingischen Zeit war wohl das Gebiet von Tribur königliches Besitzthum. Gleich Gerau und Graifschaft Bessungen war es eine Reichsdomäne, und in den frühesten Zeiten stand dieses große Gebiet wahrscheinlich unter einer gemeinsamen Gerichtsverwaltung, unter der Centgerichtsbarkeit der Grafen von Bessungen, welche aber auf diesem Territorium an Kaisers Statt Recht sprachen. Vielleicht waren es auch die Grafen von Henneberg, welche in einer frühen Epoche zu Bessungen ihr Grafenamt ausübten. Trebur scheint zuerst von diesem Hoheitsgebiet losgetrennt worden zu sein, und mit Errichtung des kaiserlichen Palastes wurden die umliegenden Domanialgüter (curtis, villa regia) zu den Gütern des kaiserlichen Palastes geschlagen. Unter Ludwig dem Deutschen, der sich wiederholt hier aufhielt, geschieht der Pfalz zum Erstenmal urkundliche Erwähnung; 822 fand eine große Kirchenversammlung zu Tribur statt, welcher 22 Bischöfe beiwohnten. Ludwig der Fromme nimmt wiederholt 829 und 832, als er gegen seinen aufrührerischen Sohn Ludwig, der mit seinen Anhängern bis zum Kloster Lorsch vorgedrungen war, zu Felde zog, im Palaste zu Trebur seinen Aufenthalt. Der Sohn unterwarf sich damals, nachdem er vergeblich gehofft hatte, die Franken und Sachsen würden zu seinem Heere übergehen. Eine neue Empörung des Sohnes rief 838 Ludwig den Frommen abermals nach Tribur. Sein bald darauf erfolgter Tod setzte den Streitigkeiten ein Ziel und verschaffte dem Sohn die ersehnte Herrschaft über Deutschland. Das Schicksal vergalt ihm durch seine Söhne, mit welchen er sich wiederholt entzweite, das Loos, welches er seinem Vater bereitet hatte. Diese Zwistigkeiten sollte ein von ihm 871 nach Trebur berufener Reichstag endigen, allein erst zwei Jahre

später 873 fand auf dem Reichsgut bei Lorsch eine nothdürftige Aussöhnung statt. Bei Gelegenheit einer Unterredung zu Trebur im folgenden Jahre, welcher viele Große des Reichs beiwohnten, kam es zu neuen heftigen Auftritten zwischen den anwesenden Franken und Sachsen, welche mit gezogenen Schwertern aufeinander losgingen, so daß nur mit Mühe durch Ludwig und seine Söhne der Ausbruch eines blutigen Kampfes im kaiserlichen Palaste verhütet wurde. Ludwig und seine Söhne, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke, wählten noch wiederholt das Palatium zu Tribur zum Aufenthalt, und das Schicksal fügte es auch, daß derselbe Palast, dessen Schicksale bisher mit dem Emporblühen der Macht der Karolinger eng zusammenhingen, auch Zeuge sein sollte des Niederganges der Dynastie und des ruhmlosen Endes eines ihrer Sprößlinge. Auf Grund eines Spruches der 883 hier versammelten Reichsstände verlor Karl der Dicke Krone und Land an Arnulph von Kärnthen.

Der Palast war damals vernachlässigt, denn als sieben Jahre später eine Kirchenversammlung daselbst tagte, schrieb der Abt Gotwich zu Mainz Folgendes: „Die königliche Besitzung, nicht weit von Mainz am Rhein, welche fast verlassen, keinen merkwürdigen Ursprung außer verfallenen Befestigungen besitzt, ist zwischen Oppenheim und Mainz am Rhein und den umliegenden Orten auf der rechten Seite, ein Dorf, wo vorher die kaiserliche Besitzung mit einem Lager und einem Kloster gelegen.“ Diese Nachricht Gotwichs beweist zugleich für die frühe Entstehung des Dorfes Trebur.

Auf dieser Kirchenversammlung des Jahres 895 waren 22 Bischöfe, 11 oder 12 Aebte, der deutsche König selbst und eine große Zahl weltlicher Großen und Herren anwesend. Der Geschicklichkeit des Clerus gelang es bei dieser Versammlung eine Menge Beschlüsse durchzusetzen, welche seine Macht und sein Ansehen erheblich vermehrten. Es wurde damals das für Jahrhunderte hinaus unheilvolle Princip gesetzmäßig festgestellt, daß die weltliche Macht zur Unterstützung der Kirche verpflichtet sei und zwar in der Art, daß 1. wer vom Bischof excommunicirt sei und sich nicht zum Gehorsam unterwerfe, oder wer vom Grafen nicht dazu gezwungen werden könne, vogelfrei und jeder, der ihn finde, wenn er ihn todt schlage, straffrei sei. 2. Steht eine bischöfliche Verordnung einer gräflichen entgegen, so geht die bischöfliche Verordnung vor. 3. Kein Zeugniß eines Laien wider einen Geistlichen hat Gültigkeit und kein Richter soll einen Laien als Zeugen wider einen Geistlichen annehmen. 4. In Streitigkeiten zwischen Laien und Geistlichen übt der Bischof das Richteramt aus. 5. Ein Bischof kann nicht anders als nach dem Urtheil von zwölf Bischöfen abgesetzt werden, ein Presbyter von sechs und ein Diakonus von dreien. 6. Nur der Laie schwört den Reinigungseid, der Geistliche empfängt zum Beweise seiner Unschuld das heilige Abendmahl. Noch eine Reihe ähnlicher Beschlüsse wurden gefaßt, alle ein Ausfluß geistlicher Herrschsucht und Anmaßung, wie sie von da ab bis in unser Jahrhundert nicht erloschen ist. Niemals ist es gelungen diese Grundsätze in ihrer vollen Ausdehnung zur Anwendung zu bringen, wohl aber hat der Clerus lange an denselben festgehalten und mancher gefährliche Conflict wucherte aus der Saat, die auf jenem Reichstag zur Tribur unter der Regierung des dem Clerus allzugefälligen Königs Arnulph gesät ward.

Unter König Ludwig dem Kind, unter der vormundschaftlichen Regierung des Erzbischofs Hatto von Mainz wurde Trebur wieder der Lieblingsaufenthalt der deutschen Könige. Unter Ludwig dem Kind wurden zwei Reichstage 900 und 905 nach Tribur einberufen. Der junge König hielt sich, wie aus von Tribur datirten Urkunden zu ersehen ist, nachmals noch in vier verschiedenen Jahren in dessen kaiserlicher Pfalz auf und ebenso häufig war dessen Nachfolger Konrad I. daselbst anwesend.

Auch Otto der Große, Otto II. und Otto III. hielten sich öfter in Tribur auf. König Konrad II. befand sich wiederholt zu Tribur; er berief 1031, 1035 und 1036 allgemeine National-Concilien dorthin und die königliche Pfalz verlor unter ihm nichts von ihrer früheren Bedeutung.

König Heinrich IV. im Palast zu Trebur.

Kaiser Heinrich III., welcher gleichfalls wiederholt zu Trebur anwesend war, berief im Jahr 1053 eine Reichsversammlung hierher, auf welcher seinem Sohne Heinrich schon als Kind die Nachfolge in der Regierung gesichert wurde, allein in demselben Palast, wo man dem Königskinde die Krone entgegen brachte, empfand auch der spätere König mehr wie einmal das Verhängniß, das auf ihm lastete, und das Unheil, das der verwöhnte Knabe und Jüngling und unkluge und unvorsichtige Mann heraufbeschwor. Mehr als einmal traten ihm in dem Palaste zu Trebur die Stände entgegen und ließen ihn die abhängige Stellung der deutschen Könige jener Tage empfinden, gleich jenen Großen des alten Königreichs Arragon, die ihren Erwählten mit den Worten empfingen: „Wir, die wir jeder von uns ebensoviel sind als Du, die wir alle zusammen stärker sind als Du, wir wählen Dich zu unserem König."

Leider war Heinrich IV. nicht der Mann, der fähig war, das was seine Vorfahren, die mit Konrad II. beginnenden salisch-fränkischen Kaiser, vor allem aber der kühnste und genialste unter diesen, sein Vater Heinrich III., geplant, zu vollenden, die Mehrung der Macht des Reiches nach Außen, welche das Werk seines Vaters war, fortzusetzen, eine bei dem damaligen Lehensorganismus so nothwendige ansehnliche kaiserliche Hausmacht zu errichten, und vor Allem das, worin das wahre Heil des Reiches lag, die von seinem Vater beabsichtigte Begründung einer kaiserlichen Erbmonarchie, zu vollenden.

Die verhängnißvollen Streitigkeiten mit den Großen des Reiches und der für ihn unheilvolle Ausgang seines Zerwürfnisses mit dem ihm geistig überlegenen Gregor VII. dienten nur dazu, der Macht des Reichsoberhauptes einen neuen schweren Stoß zu versetzen, von dem sie sich nicht so rasch erholen sollte, und dem natürlichen Gegner des Kaisers, dem Papste, lange Zeit dauernd die Oberhand zu verschaffen.

Schon in diesen Jünglingsjahren ist Trebur der Schauplatz der Erniedrigung, welche König Heinrich seine Willfährigkeit gegen den verhaßten Bischof Adalbert von Bremen und seine Mißhandlung des Abtes Ulrich von Lorsch zuzog und deren Eindruck seine darauf folgende glänzende Hochzeit mit der italienischen Prinzessin Bertha nicht zu verwischen vermochte. Leider sind die inneren Streitigkeiten hiermit nicht beendigt, und durch seine hochfahrende Behandlung einzelner Reichsstände erwirbt er sich immer neue und, wie in den Sachsen und Thüringern, mächtigere Feinde.

Diesem unklugen, planlos das Steuer des Staates lenkenden Könige gegenüber steht an der Spitze der Kirche der unter dem Namen Gregor VII. zum Papst erhobene frühere Mönch Hildebrand, ein Mann voll Weltklugkeit, weit ausblickendem Geist, Energie und Thatkraft, der vor Allem ein großes weitgehendes Ziel, dessen Erreichung er sich vorgestellt, vor Augen hatte und der unausgesetzt nach der Erreichung dieses Zieles strebte. Bauend auf die Eigensucht der deutschen Großen, auf ihr Streben, die Freiheit, welche ihnen der Lehensorganismus gestattete, zu einer völligen Unabhängigkeit von der kaiserlichen Gewalt umzugestalten, wußte er die Zwistigkeiten einzelner Reichsstände mit dem Reichsoberhaupt, an welchen es im deutschen Reiche nie gefehlt hat, welche aber unter dem vierten Heinrich endlos waren, trefflich dazu zu benutzen, die einzelnen Reichsfürsten nach einander dem Kaiser und Könige zu entfremden, und hoffte so, indem er die Vasallen des Kaisers zu seinen Zwecken benützte und mittelst ihrer den Kaiser unter sich demüthigte, sein endliches Ziel, ein Papstthum, das über alle weltliche Macht, über Kaiser und Könige herrschte, zu verwirklichen.

Immer schwerer wird es dem König sich die Regierung zu erhalten. 1073 ist er in Trebur, und nur mit Mühe gelingt es ihm Hülfe gegen die Polen aufzubieten, wenige Jahre später aber, 1076, zieht sich in Trebur das Verhängniß über ihm zusammen, das mit dem schimpflichen Gange nach Canossa endigt.

Am 22. Februar 1076 hatte Papst Gregor auf dem Concil zu Rom über Heinrich und seinen Anhang die große Excommunication ausgesprochen. Feierlich erhob er sich und sprach: „Vermöge der von Dir, Petrus, erhaltenen Macht zur Ehre und Vertheidigung der Kirche untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne Kaiser Heinrichs, der sich mit unerhörtem Stolze gegen Deine Kirche erhoben hat, die Reichsregierung Deutschlands und Italiens, löse alle Christen von den Banden des Eides, welchen sie ihm geleistet haben oder leisten werden, verbiete, daß ihm jemand als König gehorsame und, weil er nicht als Christ gehorsamen will, weil er mit denen umgeht, die von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind, meine Ermahnungen für sein Heil vernachlässigt und, indem er die Kirche zu spalten sucht, sich von ihr trennt, binde ich ihn mit Deinem Fluche, auf daß alle Völker wissen und bewähren: „Du, Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen" — und: „Ich will Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; alles, was Du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was Du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein."

Am 16. Oktober 1076 kamen die Fürsten des Reiches aus allen Reichstheilen in Trebur zusammen, sogar aus dem fernen Aquileja war der greise Patriarch Sieghard erschienen. Man berieth über die Frage ob der König rechtmäßig im Banne sei und ob der Papst wirklich die Gewalt habe, die Excommunication über einen Kaiser und König auszusprechen, wenn derselbe in seinem kirchlichen Leben die Ermahnungen des Papstes mißachte. Die Mehrzahl der Versammlung bejahete die Frage, und beinahe alle Bischöfe verließen den Kaiser und suchten sich mit dem Papste auszusöhnen. Nur die Bischöfe Eggo von Zeitz, Benno von Osnabrück, Robert von Bamberg, Burkard von Basel, Burkard von Luzern, Konrad von Utrecht und Erzbischof Hidolf von Köln hielten noch bei dem Könige aus.

Drüben jenseits des Rheins, in der Ebene bei Oppenheim, lagerte indessen der gebannte König mit seinem Heer und harrte auf die Entscheidung der Versammlung. Einer nach dem anderen von seinen Anhängern ward ihm untreu, verließ heimlich sein Heer und der König selbst, wie immer schwach und wankelmüthig, begann eine unmännliche Furcht zu zeigen. Er ließ schließlich den Fürsten zu Trebur anbieten, er wolle seinen Rechten auf die Reichsregierung gänzlich entsagen, sie sollten sich selbst regieren, man sollte ihm nur den Titel, die Würde und die Einkünfte des Königs lassen, einen Vorschlag, welcher den Charakter Heinrich's in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigt. Als die Vorschläge des Königs abgelehnt wurden, legten sich endlich einige Edelleute in's Mittel und erlangten, daß Heinrich gegen die Zusicherenng. einstweilen als Privatmann zu Speyer zu leben und unter der Bedingung, alles gegen Gregor Unternommene zurückzunehmen und sich den Anordnungen der Kirche zu unterwerfen, vor der Hand mit der Absetzung verschont werden solle. Diese schimpflichen Bedingungen nahm Heinrich an, die Fürsten aber schworen, und jeder einzelne leistete den Eid, wenn der Bann, welcher auf dem König laste, nicht bis Februar 1077 gelöst sei, ihn als abgesetzt zu betrachten. Mit diesem Beschlusse endigte jener denkwürdige Reichstag zu Tribur.

Am 25. Januar 1077 stand der König baarfuß und baarhaupt im grobwollenen Büßerhemd vor dem Schlosse zu Canossa. Drei Tage lang hielten er und seine Gefährten damals vor dem Burgthor, bis er von dem Papste die Zusicherung der Lossprechung erlangte.

In einer schimpflicheren Lage hat sich niemals ein deutscher Kaiser und König in den mannigfachen Händeln mit den Päpsten befunden, und sicher war dieser Heinrich der Unwürdigste, der nur jemals die Krone Deutschlands trug, allein diese Erwägung vermag in unserem heutigen nationalen Bewußtsein nicht die Kränkung vergessen zu machen, welche in Folge des Beschlusses, den die Fürsten zu Trebur gefaßt, der deutschen Nation in ihrem obersten Vertreter widerfuhr. Uns erscheint sie einmal als eine Folge jenes gefährlichen Bandes, welches in jener Zeit die weltliche und die kirchliche Macht verknüpfte, dadurch, daß die Könige über die Kirche ein Schirmamt ausübten. Dieses Schutzrecht machte den König in der Folge zum Vasall und Diener der Kirche, die sich nicht entblödete bei den inn ren Reichsangelegenheiten mitzusprechen und die, damit das Ansehen des Papstes steige, wie hier zu Trebur, dem König Demüthigung auf Demüthigung zufügte.

Und als ob ein Fluch auf der Stätte laste, auf welcher damals die Unheilssaat gesäet wurde,

wo in einem inneren Zerwürfniß mit dem König Deutschlands Fürsten die persönliche Ehre des Reichsoberhauptes und damit die Ehre des gesammten Volkes päpstlicher Herrschbegier preisgaben, so fällt der Palast fortan rasch dem Verhängniß anheim.

Nur noch einmal 1119 findet hier ein großer Reichstag statt, auf welchem Heinrich V., der gleichfalls gebannte Sohn Heinrich IV., sich mit seinen Reichsständen aussöhnte, aber fortan verschwindet der Palast von Trebur aus der deutschen Geschichte. Kein Kaiser und kein hoher Herr nahm dort mehr seinen Aufenthalt, es war wie wenn ein Unhold in dem Gemäuer hauste, und mit scheuem Blick ging wohl der Wanderer an der alternden Kaiserburg vorüber. Niemand weiß wie und wann der berühmte Palast zu Tribur zu Grunde ging. Die Armuth des Landes an Bausteinen erklärt hinreichend seinen raschen Zerfall. Einzelne größere Säulen und Steine wurden, wie man weiß, nach Oppenheim verbracht und zu Bauten verwendet, sonst ist nichts bekannt von den Schicksalen der Burg der Karolinger und des Salisch-Conradinischen Geschlechts. Das Volk empfand keine Pietät gegen sie, und Hacke und Pflugschaar tilgten die Erinnerung an ein Gebäude, auf dessen Andenken der Flecken einer nationalen Schande haften blieb.

Die Königswahl bei Kamben.

Eine wesentlich andere Bedeutung hatte nicht allein Tribur, sondern das gesammte Gerauer Land ehedem durch die alten Straßenverbindungen, von welchen die beiden Hauptstraßen noch älter sind als das Palatium zu Tribur. Die eine zog* von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andere von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht (nördlich der Mainmündung), sondern bei Weißenau oberhalb Mainz, also südlich der Mainmündung. Der ganze große Verkehr, welcher sich später auf dem rechten Mainufer über Hochheim bewegte, ging im früheren Mittelalter auf dem linken Mainufer über Königstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete, so führt Riehl aus, den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge der Gegend. In diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten nach dem Maingau führten. Noch haben sich die Bezeichnungen „Hosterstraße" und die durch den Haßlocher Wald führende „Aschaffenburger Straße" erhalten.

Diese völlig veränderten örtlichen Verhältnisse tragen wesentlich zur Erklärung der früheren Bedeutung Triburs, des Gerauer Landes und mancher geschichtlichen Vorgänge bei, welche uns auf den ersten Blick auf den Krautboden der Rieddörfer nicht recht passen wollen. Da, wo heute Oppenheim gegenüber Schilf das Rheinufer einhüllt und eine langgedehnte und sumpfige Ebene sich dahinzieht, spielt eine der Hauptscenen in Uhlands Drama „Herzog Ernst von Schwaben", die Wahl König Konrad II., welche, wie Riehl nachweist, auf das genaueste mit der Beschreibung dieses Vorganges, wie sie in Wipo's Vita Chuonradi II. enthalten ist, übereinstimmt. Uhland hat dem prosaischen Bericht des alten Wipo dichterisches Leben eingehaucht und entrollt uns das bunte Bild einer deutschen Königswahl in der frühesten Periode des Reiches, wie sie in den sonnigen Septembertagen des Jahres 1024 vor sich ging. „Dort, wo heute der Sumpf sich erstreckt, floß in jenen Tagen ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf uraltem trockenem Culturboden, da soll das Dorf Camba gestanden sein mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und

* Vergleiche W. H. Riehl, Wanderbuch, Stuttgart 1869.

Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als Ueberrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammenkamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, dem vorangegangenen Herrscher gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren getheilt, es drohte Spaltung der Wahl.

„Und wie nun harrend all' die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Da sah man plötzlich wie die beiden Herren
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß;
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und jeder stand dem andern gern zurück."

Ergriffen von dem Bilde der Eintracht, treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit Freude zitternder Stimme" Konrad den Aelteren, die anderen Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngeren Konrad trifft, da führt er den Freund und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz." Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf; Kunigunde, des Kaisers Heinrich Wittwe, übergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Scepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkunft als über dieses Königs ersten Herrschertag."*

Das Gerauer Land im dreißigjährigen Kriege und während der Raubzüge Ludwig XIV.

Das Gerauer Land, dessen geschichtliche Entwickelung, gleich derjenigen der gesammten Ober-Grafschaft Katzenellenbogen, eine ungemein ruhige war, das nur durch Erbschaft von einem Regentengeschlecht auf das andere überging, hat seit der Zeit, wo der alte Reichspalast zu Tribur in Trümmer fiel, kaum mehr ein hervorragendes Ereigniß auf seinem Boden erlebt. Tribur, das zur Zeit, wo die Kaiser ihre Stände in seinem Reichspalaste versammelten, an einem der Hauptverkehrswege lag, kam durch neue Straßenanlagen nebenaus zu liegen, und das gesammte Gerauer Land verlor seine frühere

* Die Streitfrage über die Wahlstätte Konrad's, auf welche wir hier uns nicht näher einlassen können, ist noch nicht endgültig entschieden. Neuerdings hat Riehl in seinen oben erwähnten Studien über das Gerauer Land weitere Gründe dafür angeführt, daß das alte Camba auf dem rechten Rheinufer Oppenheim schräg gegenüber in einem gewissen Umkreis innerhalb des Gebiets, auf welchem der heutige Kammerhof steht, zu suchen ist. Riehl verwirft dagegen die Ansicht derjenigen, welche den Kammerhof im engeren Sinn als die Oertlichkeit des alten Camba betrachten wollen. Nach Dr. Max Rieger ist der Name Kammerhof dagegen nicht eine jüngere Ortsbezeichnung, wie Riehl meint; der Name weise vielmehr etymologisch ganz richtig auf das alte Camben hin.

Bedeutung. Nur Groß-Gerau selbst, das, bevor Darmstadt erbaut wurde, im Mittelpunkte des Ländchens lag, den Hauptort der Ober-Grafschaft bildete, sehen wir emporblühen. Kaiser Wenzel verleiht ihm 1002 das Stadt- und Marktrecht und es wurde der Hauptsitz eines lebhaften kleinen Verkehrs. Die Nachbarschaft von Mainz, Frankfurt und Worms machte einen leichten Absatz der Produkte möglich und ein gleichmäßiger Wohlstand herrschte in dem Gerauer Amt, dessen Bewohner, wie ein älterer Topograph bemerkt, sich durch feinere Sitten, bessere Kleidung und behagliche häusliche Einrichtungen auszeichneten.

Unter der friedlichen Regierung der Katzenellenbogener, welche nach dem Aussterben der Dornberger ihre Residenz zu Dornberg nahmen, ebenso wie unter den späteren hessischen Regenten, vergehen Jahrhunderte in ungetrübter Ruhe und kein Kampf, keine größere Fehde stört den Fleiß der friedlichen Bewohner des Ländchens. Erst als die Reformation die Geister in Bewegung setzte, schuf Philipp der Großmüthige in der Vorahnung des Unwetters, das sich einst über den gesegneten Fluren des Gerauer Landes entladen sollte, die Befestigungen von Rüsselsheim, welche heute noch in ziemlich wohlerhaltenem Zustande vorhanden sind.

Fährt man über Groß-Gerau oder Bischofsheim nach Rüsselsheim, der jüngsten Katzenellenbogischen Landesfestung, so bietet sich uns, sobald man aus dem Wald heraustritt, der Anblick von Rüsselsheim und sobald wir den Ort durchschreiten, stehen wir vor der ehemaligen Citadelle.

Ueber den tiefen, mit Gras und Schilf bewachsenen ehemaligen Graben, welcher heute beinahe einer Schlucht gleicht, gelangt man durch die dicken äußeren Ringmauern in den Hof und zu den inneren Bauten, wie die gothischen Formen verrathen, zum Theil noch die alte Landesburg, welche Graf Johann III. und die alten Katzenellenbogener auf Grund des ihnen von Kaiser Sigismund 1437 verliehenen Festungsprivileges, sich als Schutzwehr hier errichteten. Als unter Philipp dem Großmüthigen ein Blitzschlag zu Rüsselsh im einen Brand hervorrief, welcher es in Asche legte, gab dieses dem Landgrafen Veranlassung, das Städchen, welches ehedem die Burg umgab, in einer größeren Entfernung von dieser wieder aufzubauen. Die Burg selbst aber umgab er mit regelmäßigen Werken, welche nach den Grundsätzen der Befestigungskunst jener Tage angelegt waren. Diese Festung stellt sich heute als ein Quadrat dar, an dessen Ecken vier runde, jetzt verfallene Bastionen hervorspringen. Epheu rankt an den Umfassungsmauern empor und eine reiche Flora gedeiht an der Erdbedeckung der Werke. Außen bespülen sie die Wellen des Mains und jenseits bietet sich uns der Anblick jener freundlichen Dörfer, welche sich an die rebbewachsenen Höhen des rechten Rheinufers anlehnen.

Die von Landgraf Philipp geschaffene Festung stellte für die damalige Zeit eine mächtige, jedem Feinde Trotz bietende Citadelle dar. Im Jahr 1552 stiftete der Landgraf noch ein mächtiges 15 Fuß langes Geschütz, den „Strauß“, zur Vertheidigung der Festung, dessen nicht sehr geistreiche Inschrift der alte Chronist Winkelmann, ein ehemaliger Offizier der nach dem dreißigjährigen Kriege, in dem er selbst mitgefochten hatte, zum Schutze gegen Räuber mit gewaltigem Raufdegen und Pistolen bewaffnet das Land durchzog und Inschriften sammelte, uns überliefert hat. Sie lautete:

Ich heiß' der Straus;
Ich fliege zum einen Ende ein
Und zum anderen aus.

Doch weder der „Strauß“ noch die ganze Rüsselsheimer Burg hat dem Gerauer Land viel geholfen. Im Jahr 1631 erzwang Gustav Adolf von Landgraf Georg II. ihre Uebergabe. Als Georg dann wieder in ihren Besitz kam, ließ er die Werke ausbessern und vergrößern. Abermals 1636 wurde sie von den Franzosen und Schweden, ungeachtet der Neutralität der Landgrafschaft, wiewohl vergeblich, angegriffen. Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die Horden Melacs die Rheinufer verheerten, schleuderte dieser die Brandfackel in das Schloß und seine Banden sprengten die Rundthürme. Der Zahn der Zeit hat seitdem das seinige gethan, das Zerstörungswerk zu vollenden

Regen und Wetter zerbröckeln die Mauersteine und Waschen den Mörtel aus, der sie verbindet. Unkraut wuchert auf den Mauern, Stein auf Stein fällt in den Graben hinab, bis der Tag kommt, wo ihre Wälle dem Erdboden gleich sind und die Pflugschaar des Landmanns die Erinnerung an eine Zeit verwischt, wo es der Burgen und Schlösser bedurfte, um die Früchte seines Fleißes zu schützen.

Nehmen wir von Trebur mit einem gewissen niederdrückenden, aus der Erinnerung an eine uns zugefügte nationale Schmach entspringenden Gefühle Abschied, so betreten wir Erfelden* mit dem erhebenden Bewußtsein, daß sich an seine Umgebung das Andenken an einen der schönsten Siege knüpft welche der Streiter für die von Rom unabhängige Kirche, der ritterliche Schwedenkönig Gustav Adolf, erfocht. Zur Erinnerung an jene Tage hängt noch jetzt in der kleinen Stube, in welcher der König die Nacht vom 5. auf den 6. December 1631 verbrachte, ein altes künstlerisch werthloses Oelbild, welches aber dadurch, daß es das Andenken an den im religiösen Bewußtsein des Volks fortlebenden großen Schwedenkönig wach hält, berühmter in dem Gerauer Land geworden ist, als manches Gemälde van Dyks.

Den Ort des Flußüberganges bezeichnet bekanntlich die Schwedensäule, auf welcher ein Löwe mit geschlossenem Helmvisir und einer Krone steht, ein eisernes Schwert gegen den Strom streckend. Gustav Adolph selbst war es, der alsbald nach dem Uebergange dieses Denkmal errichten ließ. Mehrmals mußte die Säule seitdem in Folge der fortdauernden Auswühlungen des Stroms landeinwärts gesetzt werden, 1698 auf Befehl Karl XII., 1707 auf Betrieb des schwedischen Residenten in Frankfurt am Main und 1774, wo sie auf die Stelle, auf welcher sie sich jetzt befindet, gesetzt wurde.

Leider ist dieses Denkmal die einzige erhebende Erinnerung, welche der furchtbare Krieg in der Landschaft zurückließ. Das Gerauer Land bot nach dem Kriege den Anblick einer Einöde, in welcher die Menschen den Raubthieren das Feld geräumt hatten. „Gänzlich verheert wurde das Land und Amt eigentlich in dem kurzen Zeitraum von 3 Jahren, von 1634 bis 1636, und alles was hernach geschah war nicht viel mehr als die Rache, die man sich an dem Körper eines entseelten Feindes erlaubt," sagt ein alter Schriftsteller. Das Elend hatte einen Grad erreicht, der heute völlig außerhalb unseres Begriffsvermögens liegt und für welchen uns ein auch nur annähernd zutreffender Maßstab fehlt. Ein Wolf von Todenwart'scher Kaufbrief über das Goddelauer Gut vom 29. September 1636 sagt: „Es sind die zwischen dem Rhein und Main liegenden Lande in solche hochbetrübte, grausame, auf den tiefsten Grund gehende Verarmung, Hungersnoth, Seuchen und Plagen gerathen, daß sich der Jammer seiner übermachten Größe nach von den Abwesenden schwerlich glauben, vielweniger von denjenigen, welche den vorigen Wohl- und jetzigen Uebelstand dieser Lande recht gegeneinander halten, genug beschreiben und aussprechen läßt. Denn, wo vorhin tausend Menschen gelebt, sind jetzo kaum dreißig vorhanden, und unter tausend Morgen Feldes befindet sich kaum ein einziger ausgestellt und bebauet. Ja auch dasjenige, was von Menschen, wiewohl in sehr geringer Zahl, hin und wieder noch übrig ist muß allem irdischen Ansehen und Besorgen nach, wenn Gottes unverkürzte Hand nicht wunderlich hilft, vollends aus dem Land ins Elend weichen und das Seinige mit dem Rücken ansehen, oder bei längerem Verharren innerhalb Landes blutelendiglich verhungern und verschmachten. Und obwohl viel von liegenden Gütern im Land feil ist, und die Eigenthumsherrn nur den zehnten Theil des vorigen, noch vor 4, 5 und 6 Jahren im Schwang gegangenen Werthes davor nehmen wollen, finden sich doch darauf weder Käufer noch Verleiher, indem keine Baarschaft vorhanden ist, und geschieht vielfältig, daß die so hoch gequälten armen Leute thränend und winselnd beseufzen, daß wenn

* Der Ort kommt urkundlich zum Erstenmale 779 vor.

sie gleich um die Wiederaufbringung und Ausstellung eines einzigen Ackers drei oder vier andere Aecker erblich vergeben wollten, sie dennoch nicht dazu gelangen könnten — sogar daß auch ihrer viel des gemeinen Luders von abgezogenem todten Vieh sich kümmerlich gebraucht und beholfen haben, und doch derselben nicht genug finden können, sondern darüber theils jämmerlich ausgehungert in den letzten Zügen liegend, nach dem lieben Brod kläglich winselnd und seufzend, auch wohl wie das unvernünftige Vieh Gras und Wurzeln im Munde habend, gar todt gefunden worden. Ja, es haben öfters arme bedrängte Leute über die ihnen zu dieser Zeit bei dem allgemeinen großen Landsterben und schwerer Hungersnoth zugestorbenen ansehnlichen Erbschaften schmerzlich geseufzet, daß sie derselben, weil sie weder verkauft, noch mittelst Ackerbaues benutzt werden können, fast nicht um einen Heller erfreut oder gebessert seien".

„In solcher niemalen erhörter Noth", heißt es weiter, „hat aus angeborener landesväterlicher Liebe der durchlauchtige Fürst Georg vielfältig versucht, daß zur Linderung sothanen Jammers, Geld und Früchte borgweis aufgebracht werden, so haben auch S. fürstlichen Gnaden ihre fürstlich Kammergut und Taffelbrod angegriffen, milde, aber in so großer Drangsal und Hungersnoth doch nicht zu erreichende Beisteuern gethan, sich selbst darüber fast entblöset und so kümmerlich und nährlich, als es dem fürstlichen Stand nach mensch- und möglich war beholfen, und sich noch ferner erboten, lieber Ihr und Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin eigene Kleinodien, güldene und silberne Geschirre herauszulangen, und dadurch überlegen und versuchen zu lassen, ob und wieweit sie durch dieses äußerste Mittel der durch die fernere Hungersnoth besorgten weiteren Ertödtungen ihrer armen Unterthanen wehren und steuern könnten. Dem allmächtigen Gott aber sei es in sein heilig Vaterherz geklagt, daß die Drangsal und der Jammer so groß gewesen, und ein Schaden, Last und Brast über den anderen so unvermuthet hervorgequollen, daß jetzt erwähnte Remedur keinen Fortgang haben und erglücken wollen. Der Mangel des Geldes und der Abgang der Früchte ist je länger je mehr so gräulich gestiegen auch die Hungersnoth und Entblößung aller Ecken und Enden unglaublicher und ungewohntermaßen derart gewachsen, daß christlichen Gemüthern die Herzen hätten bluten mögen."

Mehr und mehr stieg die Noth, und als im Jahr 1638 neue kaiserliche Truppen in die Gegend kamen, flüchteten die Bewohner der umliegenden Orte ihre sämmtlichen Habseligkeiten in das Schloß zu Dornberg. An Hausthieren besaßen damals: Wallerstädten 5 Pferde und eine Kuh, Worfelden 2 Ochsen, 3 Pferde, 1 Kuh, 1 Schwein und 3 Ziegen, Klein-Gerau 1 Pferd, 1 Kuh und 1 Ochsen.

Im Jahr 1639 kamen abermals Bayern und Kaiserliche in das Gerauer Land, und um neuen Plünderungen und Mißhandlungen vorzubeugen, steuerten die armen Leute ihr Letztes zusammen, um damit den kaiserlichen Generalen Fermont und Gonzaga ein Geschenk zu machen. Diese Gabe der Armuth bestand in 4 Wecken, 1 Ohm Wein, 4 Hämmeln, 7 Säcken Hafer, 2 Karpfen und 2 Hasen!

Im Jahr 1644 cantonnirten 2 Compagnien des kaiserlichen Generals Graf Hatzfeld im Amt und im folgenden Jahre erwarteten die wenigen Bewohner, welche die Pest und Hungersnoth der früheren Jahre überstanden hatten, durch Türenne und seine entmenschte Soldateska neue Peinigungen. Zwei französische Regimenter hatten Winterquartiere im Amt Dornberg bezogen. Landgraf Georg hatte mit Türenne einen Vergleich abgeschlossen, zufolge welchem er gegen das Versprechen Türennes, das Land in allem zu schonen, sich verpflichtete, diesem eine Summe von 27,000 Reichsthalern und ein paar tausend Thaler zur Kleidung für die Soldaten zu entrichten. Das Amt Dornberg mußte zu dieser Summe monatlich 1500 Gulden baaren Geldes, 81 Malter Korn und außerdem 370 Malter Hafer beitragen, und es vertheilten sich diese Kriegslasten, obwohl Beamte und Geistliche daran Theil nahmen, in Folge der Verarmung und Menschenleerheit des Landes auf nur 250 Personen. Die Gemeinde Dornheim, welche kein Vieh mehr besaß und auch nichts mehr zu verkaufen hatte, konnte den auf sie entfallenden Antheil an der Contribution nicht aufbringen, worauf sämmtliche Beamten und Schultheißen der Gemeinde in Haft genommen wurden.

Obwohl nun das Land alle seine Kräfte anspannte, um die Vergleichssumme, welche Türenne gefordert hatte, aufzubringen, hauste dieser Barbar, den die französische Geschichtsschreibung beinahe durchgehends als den letzten Repräsentanten des Ritterthums darstellt, der für uns aber nur als ein brutaler mittelalterlicher Landsknecht erscheint, in einer wahrhaft schonungslosen Weise. Auf seinen

eigenen Befehl wurde im Monat Juni das wenige Vieh, welches die Bewohner der Umgegend auf den befestigten Hof Rheinfelden geflüchtet hatten, mit Gewalt weggenommen. Büttelborn, Gernsheim, Dornheim und sämmtliche Riedorte wurden von den Franzosen völlig ausgeplündert, so daß wörtlich genommen nur die leeren Mauern stehen blieben; eine Anzahl Dörfer wurden in Brand gesteckt und selbst die Bienenstöcke nicht geschont. In Crumstadt wurden damals 10 Morgen Früchte, 24 Häuser, 21 Scheunen und 24 Ställe zerstört. Als am Ende des Jahres eine Zählung der steuerpflichtigen Einwohner und eine Abschätzung des Besitzstandes stattfand, ergab es sich, daß in dem ganzen Amt Dornberg — etwa das heutige 30,931 Einwohner zählende Steuercommissariat Groß-Gerau, — nur 208 Personen, 172 Pferde, 46 Ochsen und 240 Kühe vorhanden waren.*

Das Jahr 1648 brachte zwar den ersehnten Frieden, aber selbst das letzte, woran der Mensch sich noch klammert, die Hoffnung hatten die Bewohner des Landes aufgegeben. Niemand mochte mehr die alten Wohnplätze beziehen, die Arbeit aufnehmen, das Feld bebauen. Vergeblich waren die Aufforderungen der Behörde an die Landleute wieder ihre Felder zu bestellen und zu ihren Beschäftigungen zurückzukehren. In den Jahren 1649, 1650 und 1653 erschienen von Neuem Bekanntmachungen und Vorladungen an die Besitzer vacanter wüstliegender Güter, mit der Androhung, daß wenn die Eigenthümer an dem von der Behörde festgesetzten Termin nicht erscheinen würden die Güter confiscirt werden sollten, aber kein Mensch erschien und meldete sich. 1661 mußte man eine zweijährige Befreiung von allen Abgaben versprechen, um die Thatkraft des Landmanns anzuspornen, und als auch dieses nichts half, wurde eine 3- und 6jährige und 1667 sogar eine zwölfjährige Realfreiheit versprochen.

Allein die Pest, welche 1666 hereinbrach, und neue Kriegsunruhen unterbrachen das kaum wieder begonnene Culturwerk. Der Feldzug Turennes von 1673, wo die Franzosen abermals das Gerauer Land verheerten, und der Vernichtungszug Ludwig XIV. gegen die Pfalz zerstörten abermals die geringen Anfänge menschlicher Arbeit und verwandelten das Gerauer Land wieder in eine Einöde. Im Anfang 1689 lag im Schloß zu Dornberg ein französisches Commando unter Monteuil, welchen man über zwei Monate auf das beste und zuvorkommendste bewirthete, als Monteuil am 14. Februar, einen an ihn gelangten Befehl vollziehend, Schloß und Dorf Dornberg ganz, Biebesheim, Stockstadt und Erfelden zum großen Theil verbrannte. Auch Dornheim und Rüsselsheim wurden damals, wo die Franzosen die Städte und Dörfer der ganzen Rheinebene von Speyer bis hinab in die Gegend von Mainz in einen einzigen rauchenden Trümmerhaufen verwandelten, den Flammen Preis gegeben.

Endlich 1690 trat ein dauernder Friede ein, aber über ein volles Jahrhundert bedurfte es, um den Wohlstand des Landes wieder herzustellen. Räuber- und Zigeunerbanden, welche während und nach demselben allerwärts auftauchten, machten noch Jahrzehnte lang nachher das Land unsicher und allerwärts begegnete man noch den Spuren der Verwüstungen. Noch 1794, also vor noch nicht achtzig Jahren, klagt unser Gewährsmann: „Es sind die alles verheerenden Fußtapfen dieses fürchterlichen Krieges noch nicht erloschen, und die vielen leerstehenden Bauplätze in unseren Dörfern, so wie die Ruinen von dem französischen Brand im Jahr 1689 erinnern an die Drangsale, die das Land durch ein ganzes Jahrhundert erlitt."

---

* Ueber die Schicksale des Gerauer Landes im dreißigjährigen Kriege enthält die von uns benutzte, im Staats- und Adreß-Handbuch für die fürstlich Hessen-Darmstädtischen Lande, 1794 enthaltene „Beschreibung des Amts Dornberg" reiches Material.

Das Gerauer Land in der Periode des Rococo.

In dem folgenden Jahrhundert ist das Gerauer Land der Schauplatz der Jagdvergnügungen Ernst Ludwigs und Ludwig VIII., von welchen der letztere einst einen Hirsch, dem er stundenweit nachgejagt war, bis über den zugefrorenen Rhein verfolgte und erlegte, aber es ist zugleich auch der Schauplatz einer regen Thätigkeit und Unternehmungslust, welche gerade in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als Vorläufer der heranbrechenden neuen Zeit zum Durchbruche kommt. Durch zahlreiche Maßregeln suchte man damals die Steuerkraft des Landes durch Begünstigung des Ackerbaues und Belebung der gewerblichen Thätigkeit zu heben; namentlich unter Ludwig IX. ist es dessen genialer Minister Moser, der allerwärts selbst eingreift und reformirt. Damals war es, wo 1777 Claudius, der erste Redacteur der von Moser gegründeten „Darmstädter Zeitung" als Oberlandeskommissär zu Groß-Gerau anwesend war, und wo er, so erzählt die Tradition, in dem Erkerstübchen des Gasthauses zur Krone das berühmte Rheinweinlied gedichtet haben soll.

Aber auch ein kriegerisches Ereigniß sollte sich in jener Periode in dem Gerauer Land bei Leeheim abspielen. Freilich kein Gefecht in einem Kriege um Sein oder Nichtsein, wie jenes im Jahr 1298, wo Kaiser Adolph von Nassau mit seinem Rivalen Albrecht von Oesterreich, ehe ihn die Schlacht bei Göllheim vernichtete, sich bei dem nahen Berkach bei Wolfskehlen maß und beide Gegner die Kräfte prüften.* Kein solcher blutiger Kampf war es, der sich in dem vorigen Jahrhundert ganz in der Nachbarschaft dieses alten Kriegstheaters abspielte. Es war vielmehr einer jener possirlichen Pygmaenkämpfe, welcher ähnlich jenem, der um den Besitz der Herrschaft Babenhausen stattfand, eine Satyre auf das damalige Heerwesen bildete und die traurigen Zustände des rapid seinem Untergange entgegeneilenden heiligen römischen Reiches auf das deutlichste illustrirte.

Die Knoblochsaue bei Oppenheim war schon in den ältesten Zeiten Reichseigenthum, welches in dem 13. Jahrhundert die Familie von Jungen zu Lehen hatte. Heinrich von Jungen verkaufte sie 1469 an Heinrich von Gellhausen, Burgmann zu Oppenheim, durch dessen Tochter sie an Johann von Knoblauch kam, von dem sie den Namen Knoblauchsaue erhalten hat, und von dessen Familie sie die fürstlichen Häuser Pfalz und Hessen-Darmstadt erwarben. Ueber die Ablieferung des Zehnten kam es zwischen beiden Häusern 1750 zu Streitigkeiten, welche zu einem offenen Kampfe führten, über welchen ein officieller Darmstädtischer Bericht, d. d. Darmstadt, 6. August, Folgendes sagt:

„Es war von Seiten Chur-Pfalz der Zehnten auf der Knoblochsau in Anspruch genommen, welchem Begehren aber von hiesiger Herrschaft beständig widersprochen, auch die Zehnten seit etlichen Jahren von Seiten Darmstadts eingezogen worden. Als aber heuer Chur-Pfalz denselben einheimsen wollen und zu dem Ende 1 Corporal und 6 Mann dahin abgeschicket, so wurde dieses Commando von dem Herrn Hauptmann Metzger vom Landbataillon abgewiesen und darauf Herr Hauptmann Hill vom hiesigen Regiment mit 60 Mann beordert, diesen Zehnten abzuholen und nach Leeheim in Sicherheit zu bringen, welches derselbe auch glücklich bewerkstelligt hat. Sogleich lief aber hier zuverlässige Nachricht ein, daß die Pfälzer mit etlichen 1000 Mann von Mannheim und dortiger Gegend aus- und nach Oppenheim marschiret wären und Willens seien, diesen Zehnten wieder abzuholen. Solches nun zu verhindern, rückte verwichenen Dienstag, als den 4. August 1750, früh um 2 Uhr das hier liegende Regiment aus (das heutige 1. Gr. Infanterie-Regiment Nr. 115) und marschirte nebst 80

* Noch vor nicht langer Zeit fand man hier Waffen und Hirnschädel, und das Sprichwort hat sich im Munde des Volkes erhalten:

Zwischen Esch und Heißfeld
Liegt begraben viel Gut und Geld.

Esch bedeutet hier einen Feld- und Heißfeld einen Walddistrict in der Berkacher Gemarkung.

Dragonern und einem schwachen Commando vom Vogtischen Landbataillon in die Gegend von Leeheim und postirte sich daselbst. Folgenden Mittwoch gingen die Pfälzer über den Rhein herüber und marschirten gegen unsere Leute an."

Doch wie bei Dietzenbach verhütete auch hier das gütige Schicksal großes Blutvergießen. Der Bericht sagt:

„Man schickte ihnen einen Offizier entgegen und ließ sie befragen, was sie wollten und wohin sie gedächten? Auf welches sie antworteten: Den von Darmstadt mit Gewalt hinweg genommenen Zehnten wieder mit Gewalt abzuholen. Als nun unsere Leute nicht weichen wollten, so rückten Anfangs die Husaren gegen die Grenadier-Compagnie Wiesel, welche einen Paß besetzt hatte, und endlich kamen sie so nahe, daß die Spitzen der Bajonette die Husarenpferde berührten. Der Pfälzische General von Ellersdorf, welcher die jenseitigen Truppen commandirte, kam hierauf selbst näher, ließ die Husaren abmarschiren und commandirte: Kanonen her! deren sie sechs bei sich hatten mit zugehörigen Munitionswagen und 3 mit Balken und Bretter beladene Wagen, um Brücken über die Gräben machen zu können. Als unsere Leute noch nicht weichen wollten, so ließ General Ellersdorf seine Grenadiere anrücken, er selbst ging mit langsamen Schritten an unsere Grenadiers und berührte mit seiner Brust die Spitzen ihrer Bajonetts."

„Die unseren aber standen wie die Mauern," fährt der Bericht mit Bewußtsein fort. „Sie weichen nicht!" ruft General von Ellersdorf. „Grenadiers en avant!" commandirt der erzürnte General, und um 10 Uhr Vormittags rückten die pfälzischen Grenadiere an, worauf die Darmstädter nicht mehr wie die Mauern standen, sondern vor den Pfälzern durch Leeheim zurückwichen. Der Bericht sagt:

„Sie wurden nebst dem Regiment zurück durch Leeheim durchgetrieben, allwo die Pfälzer mit aller Mannschaft sammt drei Kanonen einmarschirten und 76 Haufen (ohngeachtet unsere nur 51 Haufen eingesämmelt hatten) auf Wägen luden und nach Oppenheim zuführen. Bei dieser Affaire wurden 2 unserer Grenadiers, der eine am Hals und der andere in die Mandel blessirt, der Hauptmann Wiesel gefangen und nach Oppenheim geführt, von wannen er noch selbigem Tag wieder entlassen wurde."

Auffallend ist noch an dem Darmstädtischen Bericht, daß die Zahl der Pfälzer sehr hoch, die Darmstädtischen Verluste sehr gering, (die in gewissen Schlachtberichten sprüchwörtlich gewordenen zwei Verwundeten, oder zwei Todte) und daß der jenseitige Verlust in Anbetracht des eiligen Rückzugs der Darmstädter ziemlich hoch angegeben wird. Der Bericht sagt: „Die Pfälzer aber waren über 4000 Mann stark und bestanden in Infanterie, Dragonern, Husaren, unberittene Grenadiers à cheval und hatten noch außerdem gegen 1000 armirte Bauern am Rhein postiret. Sie sollen aber, wie ich von Passagiers so von Mannheim indessen hierher gekommen (vielleicht Weinreisende??) drei Todte und elf Blessirte hierbei bekommen haben. Das hiesige Regiment ist heute früh um 9 Uhr wieder eingerückt."

Darmstadt führte wegen dieses Friedensbruchs Klage, und die Pfalz wurde zur Rückgabe des gewaltsam genommenen Guts angehalten und ermahnt, die Einziehung des Zehntens auf der Knoblauchsaue durch Darmstadt nicht ferner zu stören. So endete diese merkwürdige Fehde aus der letzten Periode des heiligen römischen Reichs.

Braunshardt.

An die Rococoperiode anschließend, erwähnen wir endlich als eine der Merkwürdigkeiten auf dem Gebiete der ehemaligen Obergrafschaft eine völlig moderne Schöpfung, welche wir dem Kunstsinne Sr. Königl. Hoheit Großherzog Ludwig III. verdanken, das Schloß Braunshardt, aus welchem sein

sinniger Besitzer ein wahres Museum des Rococostyls, eine Sammlung alles dessen, was die Kunst und die Industrie jener merkwürdigen Periode zu Tag förderte, geschaffen hat.

Das Schloß zu Braunshardt liegt zehn Minuten von der Station Weiterstadt. Erbaut 1760—63 nach dem Vorbild von Petit Trianon, wurde es von Landgraf Ludwig VIII. seinem zweiten Sohn Georg Wilhelm geschenkt. Das Dorf, bei welchem es liegt, gehört zum alten Katzenellenbogischen Besitzthum, und der Hof, an dessen Stelle das Schloß erbaut wurde, ging aus der Ausrottung des Waldes Braunshardt hervor, welchen die Katzenellenbogener von dem Bisthum Würzburg zum Lehen trugen.

Landgraf Georg Wilhelm, General-Feldmarschall und Dragoneroberst und letzter Commandant der Reichsfestung Philippsburg, lebte hier im Familienkreise und suchte die neuen, damals auftauchenden nationalökonomischen und kameralistischen Theorien auf seinem Gute zur Anwendung zu bringen. Der Landgraf sammelte bis zu seinem 1782 erfolgten Tode reiche Kunstschätze in dem Schlosse und machte dasselbe zum Vereinigungspunkte eines regen künstlerischen Lebens. Leider ging die Besitzung, als sie in die Hände seines zweiten Sohnes, des Prinzen Georg Carl († 1830), übergegangen war, dem großherzoglichen Hause wieder verloren; erst Ludwig III. gelang es in den 50er Jahren sie wieder zu erwerben und sie zu einem förmlichen Feenschloß umzugestalten. Mit Benutzung vorhandener älterer Grundrisse, sowie anderer Aktenstücke, wurde die Besitzung völlig in ihrer früheren Gestalt wieder hergestellt und ein wahrhaftes Ideal eines Rococolandsitzes daraus geschaffen.

Das ungefähr 300 Fuß lange und 150 Fuß breite Schloß bildet ein Parterre und einen holländischen Mansardenstock. Als Mittelpunkt des unteren Stocks dient ein Speisesalon, zu welchem man unmittelbar vom Hof über einen Vorplatz gelangt, und welcher auch den Hauptausgang aus dem Herrschaftshause in den Garten enthält. An diesen Salon schließen sich rechts und links eine Reihe, einen sehr freundlichen Durchblick gewährender Gemächer, die links in einem Saale, rechts aber in einem Bade mit Vorzimmer ihren Abschluß finden.* Das Parterre enthält neun Piecen und der Mansardenstock sogar 15 Zimmer und Cabinette.

Die Mansarden sind im Gegensatz zu den unteren Räumen mehr als Familienwohnung des ersten Besitzers gedacht und deshalb vorzugsweise mit kleineren Andenken an die ersten Glanztage des Schlosses ausgestattet. Hier befinden sich auch die interessantesten Möbel aus der Rococozeit; vortreffliche Intarso's, ciselirte Messingverzierungen, Perlmutter und andere Einlagen an Schränken, Commoden und Schreibtischen, sowie Kunstschlösser und Erzeugnisse der Kleinkunst jeder Art, Stickereien an Möbeln und Kaminbehängen, zierliche Stühle, Pulte, Tische, Stutz- und Wanduhren, Spiegel, Kisten und Kästchen in den wunderlichsten Gebilden des Rococostyls schmücken die Zimmer, und das Ganze athmet eine Innerlichkeit, eine zierliche Behaglichkeit, wie sie nur jener merkwürdigen Periode der Kunstgeschichte zu eigen war.

Im Gegensatz zu dem oberen sind die Gemächer des unteren Stockes als fürstliche Prunkzimmer behandelt und demzufolge namentlich reicher mit vergoldeten und versilberten Möbeln ausgestattet. Marmorkamine öffnen sich an den Wänden, kostbare Spiegel werfen das Licht zurück und reiche Deckenstuccaturen schmücken die Plafonds. Ueber den Thüren begegnen wir gleichfalls einer Eigenheit jener Zeit, eingelassenen Gemälden, (Thürstöcke, suportes), in welchen sich der alte Conrad Seekatz durch mythologische Scenen und Schäferidyllen à la Watteau verewigt hat.

Betrachten wir die unteren Zimmer, welche durch ihre künstlerische Ausschmückung vorwiegend von Interesse sind, im Einzelnen, so ragt insbesondere zunächst der Speisesalon durch seine decorative Ausstattung hervor. Der Kamin ist mit der reich verzierten Namenschiffre Ludwig VIII. geschmückt und seine Wände auf weißem Grunde sind durch rothe, mit Gold eingefaßte Panneaux auf das brillanteste decorirt. Das Ganze vollenden reich vergoldete, zur Decoration in ihrer Farbenzusammenstellung harmonirende Möbel, dagegen ist, um den Eindruck einer Ueberladung zu verhüten, mit Ausnahme

---

* Bei Nachfolgendem ist eine treffliche Beschreibung des Schlosses Braunshardt von Dr. Wilhelm Frank (S. Nr. 101 der Darmstädter Zeitung, Jahrgang 1873) benutzt und theilweise citirt.

der Suporten, jeder Bilderschmuck vermieden. Die Suporten haben Apollo, die Hirten Musik lehrend, das Urtheil des Paris und die Geschichte des Orpheus zum Vorwurf.

Wendet man sich von hier aus links, so betritt man zunächst ein blau (bleu-mourant) decorirtes und möblirtes Zimmer, dessen drei Suporten die Bewaffnung Achills durch Thetis, Venus vor dem schlafenden Endymion und ein Genrebild, eine Wahrsagerin bei einer vornehmen Gesellschaft im Freien, vorstellen. Außer einem lebensgroßen Portrait Ludwig VIII. als Kaminstück enthält dieses Zimmer Pastellbilder des Erbauers des Schlößchens, seiner Gemahlin, seiner beiden Töchter Charlotte und Louise, sowie des Gemahls der ersteren.

Einen besonders freundlichen Eindruck macht das folgende gelbe Zimmer, welches mit seinem Kamin in giallo antico und sonstigem Schmuck eine reiche Umrahmung für die Oelgemälde der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz I., sowie der Kaiser Joseph I. und Karl VI. mit ihren Gemahlinnen bildet. „Das Portrait der von Ludwig VIII. und seinem Sohne Georg Wilhelm so sehr verehrten Maria Theresia, sagt Franck, ist übrigens eine neuere Copie (von Professor Noak) des Bildes auf Schloß Wolfsgarten, das die Kaiserin in einem demi habillée in jüngeren Jahren darstellt. Im Gegensatz zu bekannteren Bildern, welche die Kaiserin im Staatskleid zeigen, hat dieses Portrait jenen Zug bürgerlicher Schlichtheit und Sittenstrenge, der diese Fürstin zum Muster deutscher Frauen gemacht hat." Die beiden Suporten dieses Zimmers stellen Schäferscenen vor, auf der einen bläst ein idyllischer Hirt die Schalmei, auf der anderen spielt ein ächter Hirte ohne alle Kunstprätension den Dudelsack.

Der grüne Saal schließt hier zur Linken die Zimmerreihe ab. Den hervorragendsten Schmuck desselben bilden vier in den Ecken angebrachte durchaus vergoldete Etagères auf welchen eine Fülle ächter Nippsachen in Rococo auf Sèvres und sächsischem Porzellan vereinigt ist.

Als malerischen Schmuck enthält dieser Saal zwei Suporten, ein ländliches Mahl mit schaukelnden Damen und eine Gruppe, die an einem Brunnen um einen Drehorgelspieler versammelt ist, darstellend. Die Suporten sind abermals von Seekatz, desgleichen schmücken Portraits von Fiedler das Zimmer.

Die Zimmerreihe zur Rechten eröffnet als ein Gegenstück zu dem blauen ein grünes (vert séladon) Zimmer in welchem ein lebensgroßes Portrait Landgraf Ludwig IX. den aus dem seltensten grünen Moosmarmor gefertigten Kamin ziert. Dabei befinden sich Oelgemälde der großen Landgräfin Caroline, geb. Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld (von Litenis in Hannover), sowie von Georg Wilhelm und seiner Gemahlin von Fiedler. Außerdem sind hier mehrere festliche Familienvorgänge des prinzlichen Hauses dargestellt, darunter der erste Besuch des Landgrafen Ludwig, Ludwig VIII., bei seinem Sohne in dem neuerbauten Schlößchen vom jetzigen Hofmaler R. H. Kröh, Scenen aus dem zwölftägigen Lustlager im Gerauer Walde bei der Vermählung des Erbprinzen im August 1782 und anderes. Die Suporten dieses Zimmers stellen den Raub der Sabinerinnen, die Rettung des Anchises durch seinen Sohn Aeneas und die Geschichte von Mucius Scävola vor.

Das lilafarbige folgende Zimmer, dessen Ornamente und Möbel, wie überhaupt diejenigen in der ganzen rechten Zimmerreihe, versilbert sind, ist als Arbeitszimmer S. K. Hoheit des Großherzogs hergerichtet und mit Oelbildern der regierenden Landgrafen Ernst Ludwig, VIII., Ludwig IX. und Ludwig X. geziert. Es sind dies der Großvater, Vater, Bruder und Neffe, beziehungsweise Schwiegersohn des Erbauers des Schlosses Braunshardt. Die eine Mittelwand füllt ein größeres Bild der Kaiserin Elisabeth Petrowna von Rußland aus, welches Georg Wilhelm einst von der Kaiserin zum Geschenk erhalten haben soll; ein fein aufgefaßtes Portrait, dessen Züge dem Physiognomen das Leben der letzten Tochter Peter des Großen hinreichend erklären. — Die Suporten des Zimmers weisen auf dessen frühere Bestimmung zu geselligen Vereinigungen hin, stellen eine muntere Gesellschaft am Ufer eines Seehafens und einen Schmaus in der Nähe eines Jagdpavillons dar.

Ein wahrhaft reizender Raum ist das Vorzimmer zum Bade, welches an das Arbeitszimmer anstößt und dessen beide Suporten eine Apotheose des Prinzen Georg Wilhelm durch Künste und Wissenschaft (wohl mit Bezug auf die frühere Verwendung des Raumes als Bibliothek), sodann hinüberleitend zur Bestimmung des diese Zimmerreiche abschließenden Gemaches, den Actäon, Diana

im Bade belauschend, darstellen. Dieses ziemlich schmale Vorzimmer ist durchaus mit versilbertem Gitterwerk bedeckt, welches auf den Kreuzungspunkten der Gitterstäbchen je eine kleine Blumenknospe trägt. Sowohl der Untergrund dieses Gitters, wie auch diese silbernen Knospen sind in so weichen Tönen gehalten, daß über dem Ganzen ein Hauch zartester Stimmung schwebt und dieser Raum als der in der Decoration unübertroffene des ganzen Schlosses bezeichnet werden kann.

Das diese Zimmerreihe abschließende Badezimmer erscheint bei Tage durch die vor mattgeschliffenen Fensterscheiben niedergelassenen rothgefütterten Gardinen mit rosigem Lichte beleuchtet; eine Beleuchtung, welche bei Nacht durch eine rothe Lampe erreicht wird. Dasselbe ist einfach eingerichtet, aber mit Marmor ausgelegt. Bei überall geöffneten Thüren vom grünen Saale aus durch die ganze Zimmerreihe des Gebäudes gesehen, gibt diese rothe Beleüchtung des Bades dem Ganzen einen gewissen magischen Abschluß, der auf keinen Beschauer seine Wirkung verfehlen wird.

Ein anderer Ausgang des Speisesalons führt vom Schlosse aus in den Garten. Man überschreitet einen für eine Orangerie bestimmten freien Platz, welcher den Blick auf ein Bassin und einen dasselbe umgebenden Rasenplan und darüber hinweg nach dem Feldberg und Altkönig gewährt. Rechts und links laden hohe Lindenalleen zu Spaziergängen in das Innere des Gartens und zum Genusse des Schattens seiner herrlichen Laubgänge ein. Auch hier begegnet man den Eigenthümlichkeiten der Rococoperiode, einem Speisesalon unter einem von Schlingpflanzen umrahmten zierlichen Gitterdache, einem Irrgarten mit verschiedenen Attrappen und gewählten Point de vues und namentlich einem jener Theater mit Coulissen von lebendigen Hecken und Rasenbänken, wie sie die feinere Gesellschaft des Rococo's liebte, um darauf ihren Witz und ihre Phantasie bald in improvisirten proverbes, intermezzo's und Schäferscenen, bald auch in wohleinstudirten Operetten und Lustspielen glänzen zu lassen.

Nicht ohne Bedauern scheidet man von dieser Schöpfung eines mit einem feinen Gefühl für das Schöne begabten Fürsten, und erkennt durch ihren Anblick besser als durch dicke Compendien die Schönheiten und Vorzüge der viel verrufenen Rococoperiode; einer Kunstepoche, welche dadurch, daß ihre Vertreter die Details zu beleben verstanden, und namentlich in den Erzeugnissen des Kunstgewerbes bei minitudsester Ausführung eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Harmonie der Formen bekundeten, mehr als jede andere dazu angethan war, dem Häuslichen eine Behaglichkeit und einen Comfort zu verleihen, wie ihn unsere Gegenwart nicht wieder erreicht hat. Und auf jenen grünen Rasenflächen und in jenen Irrgärten steht mit Einemmale jene wohllebige, lebensfröhliche Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts, Damen in Reifröcken, Cavaliere mit Degen und prachtvollen gestickten Schooßwesten und Röcken vor uns, sich an ländlichen Scherzen und Schäferspielen erfreuend, und wie im Traume gemahnt es uns an einen der Dichter jener Periode, dessen Sang uns in's Ohr klingt, Hölty, dem Sänger der idyllischen Freuden des Landlebens.

Flieht der Stadt umwölkte Zinnen!
Hier wo May und Lieb' Euch ruft,
Athmet, schöne Städterinnen,
Athmet frische Mayenluft;
Eilt mit Euren Sonnenhütchen
Auf die Frühlingsflur hinaus,
Singt ein fröhlich Mayenliedchen,
Pflücket einen Busenstrauß!
Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch den grünen Sonnenhut.
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut.
Bienen summsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sie matt,
Schwärmt und haucht auf Eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt.

Eine Stiftung Philipps des Großmüthigen.

Auch der Landgraf, der unser hessisches Land zuerst im Sinne der neuen Zeit gestaltete, Verwaltung, Schule und Kirche reformirte, und der, als Schirmer der lutherischen Sache sich eine hervorragende Stellung in der deutschen Geschichte errungen, hat uns im Gerauer Land ein Andenken, eine Stiftung für Arme und Unglückliche, hinterlassen, durch welche sein Name für immer ein gesegneter bleibt. Wir meinen die heutige Landesirrenanstalt Hospital Hofheim.

Es verlohnt sich der Mühe, einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der Anstalt zu werfen, um so mehr, als auch hier die Specialgeschichte manches ergibt, was für die allgemeinere Landesgeschichte von Bedeutung ist.

Crumstadt und Hofheim, früher Hoven und Hova genannt, welche schon 834 als Fuldaischer Besitz vorkommen, erscheinen frühzeitig als fette geistliche Pfründen. Von Hofheim glaubte man, es sei früher ein Kloster gewesen, eine Vermuthung, welche durch die innere Einrichtung der Gebäude und die ganze Anlage einige Wahrscheinlichkeit erhält. Dahl hat diese Meinung widerlegt, obwohl noch einige Zweifel zu beseitigen bleiben. Gewiß ist, daß einige Geistliche in dem alten Hauptgebäude zusammenlebten, und von hier aus die Umgegend pastorirten. Wahrscheinlich erscheint es uns, daß sie, wenigstens in früheren Jahrhunderten, nach einer klösterlichen Regel lebten. In dem früheren Mittelalter waren da, wo mehrere Geistliche zusammenwohnten, solche klösterliche Regeln allgemein üblich, z. B. die Regel des Abtes Chrodegang von Lorsch, Bischofs von Metz, welche derselbe für die Kanoniker, die im Würzburger Münster wohnten, aufstellte, um der Willkürlichkeit ihres Lebens ein Ziel zu setzen. Diese Regel wurde auch anderwärts angenommen, und allgemein zeigt sich bei der Geistlichkeit im früheren Mittelalter dieses Streben nach klösterlichen Einrichtungen.

Hofheim, ein kleines Dörfchen, besaß eine reiche Pfarrei, zu welcher die Orte Crumstadt, Erfelden, Goddelau, Wasserbiblos und die ausgegangenen Dörfer Buchthum und Hollart (bei Crumstadt) als Filiale gehörten. Ein Graf Guntram, der älteste bekannte Besitzer, schenkte 834 all sein Eigenthum zu Hova der Abtei Fulda. Die Abtei übergab das Dörfchen später den Dynasten von Bickenbach als Lehen. Als das Aussterben der Bickenbacher zu befürchten war, zog die Abtei das Lehen 1351 wieder ein, allein im 15. Jahrhundert finden wir die Dynasten von Bickenbach abermals im Besitze des Dorfes. Laut einer Urkunde* waren damals Ulrich II. und Konrad XI. von Bickenbach, sowie der Schenk Konrad von Erbach, welcher eine Schwester des letzteren zur Frau hatte, im Besitz des Patronatrechtes.

Mehrfach werden jüngere Glieder der beiden Dynastenfamilien Bickenbach und Erbach als Geistliche auf der reich dotirten Pfarrei erwähnt. Auch ein von Schenk Asmus von Erbach präsentirter Herzog und Pfalzgraf Ruppert erscheint 1491 als Pastor zu Hofheim. Dieser Ruppert wurde 1493 Bischof zu Regensburg, behielt die Pfarrei Hofheim aber noch bis 1499, wo er auf dieselbe zu Gunsten des Herzogs und Pfalzgrafen Johann, jüngstem Sohne Kurfürst Philipps von der Pfalz, mit Zustimmung der Erbacher Schenken verzichtete.

Nach einander erscheinen nun eine Reihe hervorragender Männer als Pastoren zu Hofheim. Pfalzgraf Johann wurde nach Herzog Rupperts Tode ebenfalls Bischof zu Regensburg und resignirte hierauf auf die Pfarrei Hofheim zu Gunsten seines Bruders Pfalzgrafen Georg. Pfalzgraf Georg wurde 1513 Bischof zu Speyer, behielt aber die Pfarrei bis 1520 oder 1521, um welche Zeit er

* Vergleiche Schneider, Erbachische Geschichte.

Eine Stiftung Philipps des Großmüthigen.

tung,
ragend
Stiftun
bleibt.

um so
geschich

Besitz
sei früh
die gan
einige
zusamm
wenigst
alter w
z. B.
niker,
zu setze
lichkeit

Gobbel
Filiale
zu Hov
als Le
wieder
des Do
der Sch
Patron

liche au
Herzog
Bischof
des Her
stimmung der Erbacher Schenken verzichtete.

Nach einander erscheinen nun eine Reihe hervorragender Männer als Pastoren zu Hofheim. Pfalzgraf Johann wurde nach Herzog Rupperts Tode ebenfalls Bischof zu Regensburg und resignirte hierauf auf die Pfarrei Hofheim zu Gunsten seines Bruders Pfalzgrafen Georg. Pfalzgraf Georg wurde 1513 Bischof zu Speyer, behielt aber die Pfarrei bis 1520 oder 1521, um welche Zeit er

* Vergleiche Schneider, Erbachische Geschichte.



STATUE PHILIPPS DES GROSSMÜTHIGEN LANDGRAFEN ZU HESSEN

dieselbe an Schenk Eberhard von Erbach zurückgab. Schenk Eberhard präsentirte als Pfarrer den Probst zu St. Alban bei Mainz, den einflußreichen Melchior Pfinzing, dem 1481 geborenen Sprößling einer angesehenen Nürnberger Patrizierfamilie, Verfasser des berühmten Theuerdank, damals Geheimschreiber und Historiograph des Kaisers Maximilian. Pfinzing erschien, als er die Pfarrei zu Hofheim erhielt, im Vollgenuß der kaiserlichen Gunst. Der Kaiser hatte ihn zu seinem Rathe ernannt und er besaß eine Reihe einträglicher Probsteien und Präbenden. Er besaß eine Dompräbende zu Trient, die reichen Probsteien zu St. Stephan in Bamberg und St. Alban in Mainz; für das letztere Stift besaß er das Münzprivileg. 1520 erhielt er die fette Pfarrei Hofheim und noch im Jahr 1528 die reiche Dechanei St. Victor in Mainz, bis ihn am 24. November 1535 der Tod von der Sorge befreite, wie er all diese fetten Pfründen verzehren solle. Im St. Victorstift zu Mainz wurde er feierlich beigesetzt.*

Melchior Pfinzing war der letzte Pfarrer zu Hofheim. Noch bei seinen Lebzeiten führte Landgraf Philipp der Großmüthige daselbst die Reformation ein, und nach seinem Tode verwandte er die fetten Einkünfte der Pfarrei zum Theil zur Gründung des Hospitals, wie es in der Stiftungsurkunde vom Jahre 1535 heißt: „weil in der Grafschaft Katzenellenbogen groß Armuth und zur Erhaltung der armen, dürftigen, gebrechlichen und kranken Leute kein Hospital darinnen gewesen ist." Weiter heißt es: „und wollen auch derohalben Unseren Erben und Nachkommen ernstlich befohlen haben, diese Unsere Stiftung treulich zu handhaben, zu schützen und zu schirmen; inmaßen sie das vor Gott dem Allmächtigen, dem Wir solches zu Ehren fürgenommen, zu verantworten verhoffen." Philipp dotirte die neue Anstalt reich, erließ eine umfassende Hospital-Ordnung und nahm auch in der Folge an dem Wohlergehen seiner Schöpfung lebhaften Antheil. Eine Menge hülfloser und kranker Personen wurden in der Anstalt untergebracht, sie überstand die Drangsale, Plünderungen und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, und bis auf den heutigen Tag bot sie, den Absichten des Stifters gemäß, „armen und elenden" Personen eine Unterkunft, namentlich aber kam sie in dem letzten Jahrhundert als Irrenanstalt in Aufnahme.

Freilich war es erst zu Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Gesinnungen einer humanen Zeit bei der Behandlung der armen Geisteskranken zur Geltung kamen. Man weiß, daß noch im Jahr 1791 die Irren zu Bicêtre an Ketten gefesselt wurden. Zu jener Zeit war es, wo der Reformator der Irrenheilkunde, der berühmte Pinel, damals Direktor jener großen Irrenanstalt, den Antrag stellte, diese Unglücklichen in einer menschenwürdigen Weise zu behandeln und zunächst ihrer Ketten zu entledigen. Der berüchtigte Marat wurde als Sachverständiger im Auftrag der Nationalregierung nach der Anstalt abgeschickt und besichtigte mit Pinel die Zellen, oder vielmehr die Höhlen des Schreckens, welche den Geisteskranken als Wohnort angewiesen waren. Marat nahm einige Begleiter mit, und, erschreckt durch den fremden Anblick, rasselten die armen Irren mit ihren Ketten und ließen grausige Angstlaute vernehmen. Marat, ein Feigling, wandte sich bestürzt zu Pinel mit den Worten: „Bedenke, was Du thust, Bürger Pinel, wenn Du diese Bestien von ihren Ketten befreist." Allein der wackere Arzt ließ nicht nach in seinen Bemühungen, und nach seinem Vorgang kamen auch in Deutschland neue Grundsätze zur Anwendung. Licht und Luft drangen in die Zellen und mildere Anschauungen kamen den Irren gegenüber zur Geltung.

Hofheim war bis zum Jahr 1821 Vögten anvertraut, welchen die Verwaltung der Anstalt übertragen war. Der ärztliche Dienst wurde von den Aerzten der Nachbarorte versehen, Vieles aber war mangelhaft und verwahrlost, männliche und weibliche Kranke waren nur durch einen Lattenzaun getrennt, bis mit der im Jahr 1821 erfolgten Ernennung des hochverdienten Dr. Franz Amelung zum ständigen Hospitalarzt eine neue, schönere Periode für die Anstalt begann. Amelung, welcher unter der Leitung seines berühmten Oheims Ch. W. Hufeland in Berlin studirte und dort von gefeierten

---

* Ueber die ältere Geschichte von Hofheim vergl. Dahl, Beschreibung des Oberrheingau's.

Medicinern wie Gräfe, von Siebold und Rust seine Ausbildung erhielt, hat eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten zu Hofheim veröffentlicht, welche den verschiedensten Gebieten der Medicin, besonders aber der Psychiatrik angehören. Aus allen Theilen Deutschlands wurden seinem Wirken die schmeichelhaftesten Anerkennungen zu Theil, vor allem aber bewahrt die Anstalt selbst noch allerwärts Spuren seiner segensreichen Thätigkeit. Mannichfache bauliche Veränderungen und Erweiterungen wurden unter seiner Leitung ausgeführt, unter anderem 1833 der weithin sichtbare neue Bau errichtet. In seinem Berufe ereilte der Tod den menschenfreundlichen Arzt am 16. April 1849. Bei einem Krankenbesuche versetzte ihm ein Pflegling, welcher bereits früher einen Mord begangen, mit einem Schusterpfriem einen Stich in den Unterleib, und am 19. April Abends 7 Uhr verschied er in Folge der erhaltenen Wunde. Seine Nachfolger waren der Reihenfolge nach die gleichfalls um die Anstalt verdienten Aerzte DDr. Hohenschild, Ludwig, Reißner und Sehrt, welch' letzterer gegenwärtig noch der Anstalt vorsteht.

In den letzten drei Decennien war Hofheim beinahe ausschließlich Irrenanstalt, doch werden mitunter auch Kranke mit entstellenden Leiden aufgenommen, „wenn durch ihre Aufnahme nicht das Interesse der Anstalt gestört wird" (Regulativ vom 9. Februar 1866). Hofheim, eine der bedeutendsten deutschen Irrenanstalten, zählt gegenwärtig 370—380 Kranke — und ein Gang durch die Anstalt, welcher in neuester Zeit die großherzogliche Regierung wieder in erfreulicher Weise ihre Fürsorge zugewandt hat, überzeugt den Besucher, daß nichts versäumt ist, was das Wohlergehen der Kranken erfordert. Man begegnet allerwärts einer minutiösen Reinlichkeit, zweckmäßige Badeeinrichtungen sind vorhanden und eine Röhrencanalisation beseitigt die Gefahren, welche die Effluvien im Gefolge haben können. In der That zählt das von trefflich im Stand gehaltenen Gartenanlagen umgebene Hofheim, in welchem Niemand eine Irrenanstalt vermuthet, zu den gesundesten Orten der Riedgegend. Die Sterblichkeit ist eine äußerst geringe und ansteckende Krankheiten sind seit Jahren nicht vorgekommen. Möge die Stiftung Philipps des Großmüthigen, die sich unter Ludwig III. einer neuen Blüthe erfreute, auch fernerhin fortbestehen zum Nutzen und Segen des Landes!

Nur wenige Schritte von der Anstalt befindet sich der von einem grünen Haag, aus welchem einige uralte Pappeln emporragen, umgebene Friedhof, auf dessen Denkmälern man Namen aus zahlreichen Familien des Landes begegnet. Aus diesen einfachen Grabmonumenten ergiebt sich die Geschichte der Anstalt in dem letzten Jahrhundert. Hohe aufrechtstehende Epitaphien im Zopfstyl, von welchen einige bereits vom Sturm und Unwetter umgestürzt sind, verkündigen bombastisch die Ruhestätten der alten Hospitalvögte. Eine einfache Marmorplatte ist dem trefflichen Amelung gewidmet.

Sie führt die Inschrift:

Hier ruht in Gott
Der Grossherzogliche Hospitalarzt Medicinalrath
Dr. Franz Amelung
geboren am 28. Mai 1798
gestorben in seinem Berufe durch die Hand
eines geisteskranken Pfleglings
am 19. April 1849.

Das grossherzogliche Landeshospital stiftet diesen Denkstein zur bleibenden Erinnerung an die segensreiche Wirksamkeit eines edlen Mannes 19. April 1873.

Unweit dieses Steines sind zwei leider zu frühe verstorbenen jungen Aerzten, den Assistenzärzten Dr. Jacob Heller (starb am 21. November 1857) und Dr. Carl Gutmann (starb am 5. März 1874), Denkmäler errichtet. Das erstere ließ das Landeshospital, das zweite eine liebende Gattin errichten.

Weiter rückwärts verkündet ein anderer Stein, daß ein einfacher Krankenwärter, Philipp Jonas von Astheim, der ein hülfloses Kind vom Ertrinken im Rheine rettete und bei dieser That, die er noch glücklich vollbrachte, am 28. Juli 1858 seinen Tod fand, hier seine Ruhestätte hat. Das Hospital ehrte sein Andenken durch diesen Gedenkstein. Ehre der Anstalt, die uns solche Beweise von treuer Aufopferung und Pflichterfüllung bieten kann! Ein einfaches Grab ohne Stein beherbergt endlich die irdischen Reste, des einstigen berühmten Tenors Breiting, des Günstlings Kaiser Nikolaus I. von Rußland, der, nachdem er in St. Petersburg die kaiserliche Gunst verscherzt, 1846 in Darmstadt engagiert wurde. Im Jahr 1852 befiel ihn eine Geisteskrankheit, der er — damals ein hoher Fünfziger, nach mehrjährigen Leiden in Hofheim erlag.

Das vordere Hügelland des Odenwaldes und die Cent Ober-Ramstadt.

Außer dem großen Territorium in der Rheinebene bildete das zum großen Theil bewaldete Hügelland, welches sich, von Bessungen aufwärts steigend, bis zu den Grenzen des früheren Erbacher Landes erstreckt, einen wesentlichen Antheil des ehemaligen Katzenellenbogener Gebiets. Dieses Land, welches, soweit die geschichtlichen Nachrichten zurückreichen, einen besonderen Gerichtsbezirk bildete, wird gewöhnlich nur als die Cent Ober-Ramstadt bezeichnet, nach der alten alemanischen Centeintheilung, welche noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts fortbestand. Sie war in fünf sogenannte, dem Centgrafen unterstellte Reiswagen eingetheilt, deren jeder seinen Oberschultheiß besaß. Den einzelnen Orten stand der Schultheiß vor. Die ganze Cent Ober-Ramstadt war dem Ober-Amt Lichtenberg zugetheilt. Sie umfaßte den Brandauer Reiswagen mit Brandau, Neunkirchen, Allertshofen, Hoxhohl, Herchenrod, Lützelbach, Ernsthofen, Neutsch, Kleinbieberau und Webern, den Ober-Ramstädter Reiswagen mit Ober-Ramstadt und seinen Mühlen, Aßbach, Dilshofen, Obermodau, Niedermodau und Frankenhausen, den Reinheimer Reiswagen mit Reinheim und den zugehörigen Mühlen und Höfen, den Großbieberauer Reiswagen mit Groß-Bieberau, Rodau, Wersau, Niedernhausen, Neurod, Waldhausen und Steinau und den Roßdorfer Reiswagen mit Roßdorf und Gundernhausen.

Man sieht, auch dieser Katzenellenbogensche Besitz umfaßt ein wohl abgerundetes, reiches Gebiet, auf welchem Wald mit fruchtbarem Ackerland und trefflichen Wiesgründen abwechselt. Frische Bergwasser, welche die Modau und die Gersprenz speisen, befruchten den Boden, und mehrere hundert Mühlen, welche alle in der früheren Cent sich befinden, werden von Waldbächen, die auf der Neunkircher Höhe entspringen, getrieben. Der Boden ist ergiebig, Hafer, Gerste, Spelz und Korn gedeihen vorzüglich, und bis zum dreißigjährigen Kriege war, wie im Gerauer Land, in sämmtlichen Orten der Cent noch der Weinbau heimisch.

Die persönliche Freiheit, welche die Bewohner dieser Cent von jeher genossen, erweckte ihr Unabhängigkeitsgefühl. „Ich thue es nicht, ich bin von Reinheim," lautet ein in Vergessenheit gekommenes Sprüchwort. Sie erweckte ihre Unternehmungslust und der Wohlstand der Cent war frühzeitig schon weit mehr in Blüthe als derjenige des Odenwaldes. Ein Topograph des vorigen Jahrhunderts schildert die Bewohner der Cent als gutherzig, folgsam gegen höhere Befehle und höflich gegen Vorgesetzte. „Einige Ortschaften", fügt er hinzu, „zeichnen sich durch besondere Nebenzüge aus. So findet man in Ober-Ramstadt und Roßdorf Proceßsucht,* in Gundernhausen viel Pietismus, in Rodau Intriguen, in Reinheim auf allen Straßen und in jedem Wirthshaus politische Kanngießerei unter der bekannten Firma: „Wir sind von Reinheim und thun's nicht!" In Großbieberau zeigt sich überraschende Höf-

* Gilt von Ober-Ramstadt heute noch.

weiter, „die zur katholischen Religion nicht übertreten wollen, haben bei Todesstrafe und Einziehung ihrer Güter das Land zu räumen! Alle Kinder wurden getauft und im katholischen Glauben erzogen. Weigerte sich dessen der Vater, so traf ihn fünfjährige Galeerenstrafe, suchte die Mutter den königlichen Befehl zu hindern, so wurde sie mit Ruthen gezüchtigt." Als die Waldenser ihre Wohnsitze nicht räumten, begannen 1686 förmliche Massenabschlachtungen, welche französische und piemontesische Heere gemeinsam unternahmen. Mit bewundernswürdigem Glaubensmuth ertrugen die Waldenser ihre Leiden, und fromme Lieder singend, ließen sie sich von ihren Peinigern die Felsen hinab in die Tiefe der Abgründe stürzen, oder zur Galeere schleifen. Tausende gefangener Waldenser raffte der Tod in den Festungen hin und 500 unglückliche Gefangene schenkte Victor Amadeus Ludwig XIV., der sie als Galeerensclaven auf fünfzehn Schiffe vertheilen ließ. In der Geschichte der Waldenser ist jedes Blatt mit Blut geschrieben, und gegenüber den unsäglichen Leiden, welche diese glaubensstarken Bergsöhne erdulden mußten, muß aller Ruhm der Heiligen und Märtyrer, die ihre Feinde anriefen, erblassen.

Unter entsetzlichen Leiden und Qualen erduldeten diejenigen, welche der Tod verschont hatte, die Gefangenschaft, bis endlich Victor Amadeus den gefangen genommenen Waldensern am 30. November 1686, gedrängt durch die Vorstellungen der protestantischen Mächte, die Freiheit schenkte, aber unter der Bedingung, daß sie sofort Piemont zu verlassen hätten. Man hoffte durch den Befehl zur sofortigen Auswanderung noch eine Anzahl zu veranlassen, um den Schrecken der kalten Jahreszeit und eines rauhen Klimas nicht Trotz bieten zu müssen, ihrem Glauben zu entsagen und zur katholischen Kirche zurückzukehren. Allein die unglücklichen, durch Gefangenschaft, Krankheit und Elend abgematteten Waldenser unternahmen lieber im harten Winter den beschwerlichen Marsch über die schneebedeckten Alpen, als daß sie sich dazu bewegen ließen, dem Glauben ihrer Väter zu entsagen.

In der größten Hast und Angst zogen die Armen — es war um die Zeit des Christfestes — davon, und legten in der Nacht bei tiefem Schnee und schneidender Kälte eine Strecke von mehreren Meilen zurück. Hundert und fünfzig starben unterwegs, denn statt einer vollständigen Kleidung, wie man versprochen hatte, wurde den Abziehenden nur eine geringe Zahl Strümpfe und schlechter Röcke verabreicht. Unter entsetzlichen Mühsalen wurde der Mont-Cenis überschritten, und Kaufleuten, welche später die Straße zogen, bot sich noch das entsetzliche Bild dieses Zuges und des Jammers, welchen er im Gefolge hatte. Greise, Frauen, Kinder, Mütter, die Kinder in den Armen, zusammen etwa sechzig bis achtzig Waldenser, lagen todt an der Heerstraße. Noch vor den Thoren ihres Asyls, des gastlichen Genf, starben mehrere, erschöpft von den Qualen der Reise. Die Schweiz gewährte den Unglücklichen bereitwillig eine Unterkunft, und aus den protestantischen Ländern Europas, namentlich aus dem nicht in dem Maße wie Deutschland durch langjährige Kriege erschöpften Holland, flossen ihnen reiche Unterstützungen zu, und die protestantischen Länder Deutschlands, die kurz zuvor durch einen Krieg, der um des Glaubens Willen entbrannte, gleich den Thälern Piemonts und der Dauphiné in eine Einöde verwandelt worden waren, erklärten sich bereit, ihr Weniges mit den Armen zu theilen und sie als Bürger in einem Lande, das den Kampf um die kirchliche Freiheit glücklicher als sie gekämpft, aufzunehmen. In Württemberg, im Isenburgischen, in der Pfalz und auch in der Mark Brandenburg, hier freilich nicht ohne zahlreiche Chikanen der lutherischen Geistlichkeit, siedelten sie sich an, und auch der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen gewährte den aus ihrer Heimath Vertriebenen, fleißigen Gewerbsleuten und Ackerbauern,* ein Asyl.

Kurpfalz hatte schon 1687 erklärt, die Waldenser aufnehmen zu wollen. In der That bewährte sich den Unglücklichen gegenüber die deutsche Gastfreundschaft, als sie auch hier durch den Fanatismus des Wütherichs Ludwig XIV. aus ihrem Asyle aufgescheucht werden sollten. Der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz und der Uebergang der Regierung an die Neuburg'sche Linie gab Veranlassung

* In Württemberg wurden die ersten Kartoffeln durch den Waldenser J. A. Seignoret eingeführt.

zu dem pfälzischen Erbfolgekrieg* und der Verwüstung des Pfälzer Landes durch Melac. Die angsterfüllten Waldenser flohen zum Theil nach der Landgrafschaft Hessen. Ungefähr 120 Personen stark lagerten sie Anfang September 1688 in einem Walde bei Darmstadt, der Däubcheshöhle (die Gemarkung führt den Namen heute noch), und von da zogen sie in die Gemarkung Michelfeld bei Arheilgen, welche ihnen der Landgraf, der ihnen ansehnliche Privilegien ertheilte, auf ewige Zeiten überlassen wollte. Ein anderer Trupp, über dreihundert an der Zahl, wurde in verschiedenen Dorfschaften der Grafschaft Nidda untergebracht. Zu diesen kamen im Oktober des Jahres 1688 noch 120 aus der Pfalz Entflohene, welchen der Landgraf die Erlaubniß ertheilte, sich in der dortigen Gegend aufzuhalten. In Arheilgen, Kelsterbach, Rüsselsheim und Mörfelden ließen sich diese Waldenser nieder und bei Mörfelden legten sie die Colonie Wallborf an. Neue Verfolgungen in Savoyen vermehrten die Zahl der Fremdlinge und zu den 1688 Ausgewanderten kamen 1699 noch 300 Familien hinzu. Leider kamen in Arheilgen die Einwohner den Unglücklichen nicht freundlich entgegen und im Jahre 1700 wandten sich dieselben auf's Neue mit der Bitte um Verbesserung ihrer Lage an den Landgrafen. Der Landgraf willfahrte ihrem Nachsuchen, und so entstanden die waldensischen Colonien im Odenwalde.

Im Oberamt Lichtenberg befanden sich die herrschaftlichen Güter Rohrbach, Wembach und Hahn, welche im dreißigjährigen Kriege stark gelitten hatten. Diese wüst daliegenden Ländereien übergab Ernst Ludwig den Waldensern als Erbleihe, unter der Bedingung einer jährlichen Abschlagszahlung von 1200 fl. und Entrichtung eines jährlichen Fruchtpachts und Zehntens an die Pfarrei Niedermodau. Die Fremdlinge bestanden aus 48 Familien, sämmtlich aus dem Thal von Pragelas. In einem Walde zwischen Rohrbach, Wembach und Hahn (bei den „Hartmannshütten" heißt heute noch die Gegend) hatte das fremde Volk seine Lagerhütten errichtet und seine Zelte aufgeschlagen, schlanke, aber zähe und sehnige Männer mit funkelnden schwarzen Augen und dunkelem krausem Haar und voll südlicher Lebhaftigkeit und Beweglichkeit. Durch das Loos wurden die Ländereien vertheilt und am 24. Juni 1699 hielten sie in der neuen Heimath ihren Einzug, — ein Tag, welcher noch bis auf die heutige Zeit alljährlich festlich begangen wird.

Es mag ein merkwürdiges Bild gewesen sein, das die Ankunft dieser Fremdlinge darbot. Voran der greise Pfarrer David Montour, seinen jungen Sohn an der Seite, und dahinter die bunte Schaar der Gebirgsbewohner in ihrer malerischen Tracht mit Sandalen, Gürtel und Alpenhut, ihre wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken, oder in armseligen Wagen nachführend, in denen Kinder, Kranke und Gebrechliche ihre Unterkunft fanden. Greise am Stabe, Weiber, die Kinder an der Hand, Männer mit Feuerrohren, die ihnen einst zum Schutz gegen ihre Dränger gedient, den treuen Hund zur Seite, der sie in ihren Thälern vor feindlichem Ueberfall gewarnt, alle bunt durcheinander, betraten sie ihre neue Besitzung, gleich ihrer Heimath eine Wüste, verödet durch religiösen Fanatismus.

25 Familien, zusammen 125 Köpfe, ließen sich zu Rohrbach, 23 Familien, 115 Köpfe bei den eine Viertel-Stunde entfernt liegenden Höfen Wembach und Hahn nieder. Emsige, thätige, intelligente Leute, brachten sie ihre neuen Besitzungen bald in die Höhe, und als Handelsleute und Strumpfweber fehlte es ihnen nicht an Absatz für ihre Waaren. Bald zählten die drei Colonien über hundert Webstühle. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts lieferten sie jährlich für 12 bis 15000 fl. Strümpfe ins Ausland. Erst in diesem Jahrhundert kam die Strumpfweberei in Abnahme und seitdem ist der Ackerbau die ausschließliche Erwerbsquelle der Bewohner der drei Döfer.

Auffallend rasch scheinen die Fremdlinge die Landessitten angenommen zu haben. Die Häuser der drei Waldenserdörfer sind sämmtlich nach Art der im ganzen Odenwald verbreiteten alemannischen Holzbauten errichtet. Nur ein Haus mit französischer Mansarde soll sich noch zu Anfang dieses

* Derselbe wird bei der Schilderung der ehemals kurpfälzischen Besitzungen in Rheinhessen Erwähnung finden.

Jahrhunderts zu Rohrbach befunden haben. Auch die deutsche Bauern-Sitte um 11 Uhr zu Mittag zu essen, ist schon so lange es den Bewohner gedenkt, in den Dörfern eingeführt und die französische Sprache war schon Ende des vorigen Jahrhundert so gut wie vergessen; 1820 wurde sie endlich in Kirche und Schule durch ein im Großh. Regierungsblatt verkündetes Edikt völlig abgeschafft. Ihren südlichen Ursprung verleugnen aber die Bewohner der Waldenserdörfer, in denen sich kein Bewohner eines Nachbardorfes ansiedeln durfte, und welche bis vor wenigen Jahren nur unter einander heiratheten, heute noch nicht. Schwarze Haare, dunkle Augen, belebte Züge und eine aus einem lebhaften Temperament entspringende auffallende Gesprächigkeit und Beweglichkeit unterscheidet sie von den Bewohnern der umliegenden Odenwalddörfer. Auch durch mancherlei Haber in Gemeindeangelegenheiten gibt sich ihr südliches Temperament zu erkennen, und eine Bürgermeisterwahl vermag die ganze Bevölkerung in den Harnisch zu bringen. Im Uebrigen aber ist es ein braver, prächtiger Menschenschlag, der unserem Großherzogthum alle Ehre macht und dessen Fleiß und Arbeitsamkeit den Bewohnern der ganzen Umgegend ein Vorbild ist.*

Gernsheim und die ehemaligen Kurmainzischen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer.

An einer Krümmung des Rheins, nur weniges oberhalb jener classischen Stelle bei Lochheim, wo der Nibelungenschatz in den Rhein versenkt sein soll, liegt das Städtchen Gernsheim, der Sitz eines lebhaften Handels mit Landesprodukten und noch vor wenigen Jahrzehnten, als die Eisenbahnen der Schifffahrt noch keine Concurrenz machten, einer der Hauptstapelplätze des Verkehrs auf dem Rhein. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts soll diese Rheinschifffahrt weit beträchtlicher gewesen sein. Gernsheim ist freundlich gebaut, die öffentlichen Gebäude sind wohl erhalten und das von Johann Baptist Scholl gemeißelte Denkmal Peter Schäffers, das einst sich sogar den Beifall des großen Thorwaldsen errang, und welches die Stadt 1836 auf ihre Kosten errichten ließ, zeigt, daß ächter deutscher Bürgersinn, wie in anderen Rheinstädten, auch in den Mauern Gernsheims heimisch ist.

Gernsheim wird zum erstenmal in der Heppenheimer Markbeschreibung (773) erwähnt. Gleich Heppenheim, Gerau und Tribur war es ein sogenannter Königshof. Mit der Schenkung der Heppenheimer Mark kam Gernsheim in den Besitz des Lorscher Klosters und dieses Besitzrecht wurde 1071 von König Heinrich VI. nach dem unglücklichen Ausgang seines Handels mit Abt Anselm dem Kloster bestätigt. Es erscheint dieses Besitzthum des Klosters sich jedoch nur auf einen Theil der Gemarkung beschränkt zu haben, bis allmählich die ganze Heppenheimer Mark, nachdem noch zuletzt das Frankfurter Bartholomäusstift 1265 seine Güter zu Gernsheim an Probst Burkhard gegen einen Weinberg zu Hohenstadt vertauschte, den Gütern des reichen Klosters zugeschlagen wurde. Gernsheim nimmt nach Auflösung des Lorschischen Staates an den Schicksalen des Mainzischen Kurstaates Theil, unter welchem es sich zu einer wohlhabenden, gewerbthätigen Stadt emporschwang. Das Stadtrecht wurde Gernsheim

---

* Diejenigen, welche sich näher für den Gegenstand interessiren, verweisen wir auf die von uns benutzte treffliche Geschichte der Waldenser von Ferdinand Bender, Hofprediger zu Darmstadt, Ulm 1850.

1336 durch Kaiser Karl IV. verliehen und die Kaiser Maximilian I., Rudolf II. und Ferdinand III. fügten seinen Privilegien ansehnliche Marktprivilegien hinzu. Kaiser Maximilian ertheilte 1495 das Privileg für den Bartholomäusmarkt, Kaiser Rudolf II. verlieh 1607 der Stadt den Georgimarkt und Ferdinand III. 1654 den Gallusmarkt. Gernsheim hatte, wie die Städte des Mittelalters seine Befestigungen, und schon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wird daselbst einer Citadelle erwähnt, welche inmitten der Stadt lag und ihre Burggrafen und Mannen besaß. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde eine neue, nach den Grundsätzen der damaligen Befestigungskunst erbaute Burg errichtet, welche mit nassen Gräben und Zugbrücken versehen, die Bestimmung hatte als Citadelle zu dienen. Sie war nach dem Rhein zu gelegen und bestand bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Wälle, als 1765 die kurmainzische Besatzung abzog, in Gemüse- und Obstgärten umgewandelt wurden.

Gernsheim nahm, wie bemerkt, mit der Besitzergreifung durch Mainz an den Schicksalen des Kurstaates Theil, bei welchem es eine Verpfändung an Katzenellenbogen, beziehungsweise Hessen von 1465 bis 1521 abgerechnet, auch bis zu dessen Auflösung im Jahr 1802 verblieb, und ein Vorfall die Verwüstung Gernsheim durch Franz von Sickingen, der es auf seinem Raubzuge gegen Philipp den Großmüthigen 1518 plünderte und verbrannte, gibt uns zunächst Veranlassung des Städtchens besonders zu gedenken.

Im Jahre 1631 bei dem berühmten Zug Gustav Adolphs gegen Mainz bemächtigten sich die Schweden der Stadt, im Jahre 1645 überrumpelten und besetzten sie die Franzosen und bald darauf mußten diese den Bayern weichen. Türenne bedrohte 1647 das Städtchen mit einer Belagerung, welche aber in Folge eines Vergleiches, durch den die Bayern und Kaiserlichen sich verpflichteten, die Stadt zu räumen und die Festungswerke total zu schleifen, unterblieb. Eine pestartige Krankheit entvölkerte 1666 und 1667 Gernsheim, das sich kaum von den furchtbaren Folgen des Krieges zu erholen begann, und 1675 überrumpelten, verwüsteten und plünderten die Pfälzer die Stadt und schleiften die in Folge des Westphälischen Friedens wieder errichteten Festungswerke. Im Jahre 1689 endlich legte der französische Mordbrenner Melac das Städtchen vollständig in Asche. Auch in den französischen Revolutionskriegen erduldete es fürchterliche Plagen durch die Horden, welche damals Frankreich in die Rheinlande sandte.

Gernsheim ist die Geburtsstätte Peter Schöffers, lateinisch Opilio (Schäfer), auch Peter von Gernsheim genannt, der die in Mainz durch Gutenberg begründete Druckerei nach dessen Beraubung mit Fust weiter führte. Schöffer, dessen Familie unter der modernen Umwandlung des Namens in Schäfer heute noch in Gernsheim existirt, wurde zwischen 1420 und 1430 geboren. Er zog frühe nach Paris, wo er sich schon 1449 im Schönschreiben große Geschicklichkeit erwarb. Die neuere Forschung hat die angeblichen Verdienste Schöffers um die Verbesserung der Erfindung der Buchdruckerkunst erheblich eingeschränkt, v. d. Linde bezeichnet ihn in seinem Werke: „Gutenberg, Geschichte und Erfindung" (Stuttgart, W. Spemann 1878) gradezu als „Geschichtsfälscher", von dem Gutenberg der schon 1450 in Mainz seine Kunst ausübte, während Schöffer 1449 in Paris noch Bücher abschrieb, unmöglich etwas lernen konnte. Von Peter Schöffer ist nur festgestellt, daß er sich vor dem 6. November 1455 in Mainz befand. Ursprünglich sollte er wohl als Correktor und Rubrikator beim Druck der Bibeln Verwendung finden. Alle Erzählungen über den Antheil Schöffers und Fusts an der Kunst wurden von beiden letzteren später in die Welt gesetzt, um den Ruf des wahren, von Fust betrogenen Erfinders, zu schmälern. Schöffer war nichts wie der glückliche Geschäftsgehülfe Fusts, der die Früchte dessen einerntete, was Gutenberg gesät hatte und der als Schwiegersohn des reichen Mannes in Mainz zu hohen Ehren gelangte. Er starb zu Mainz 1502 oder 1503. Im Jahr 1836 wurde Schöffer zu Gernsheim auf Kosten der Stadt ein Denkmal errichtet. Der Bildhauer, welcher dasselbe schuf, ist der verstorbene J. B. Scholl, der älteste dieser tüchtigen Künstlerfamilie, welcher Darmstadt mit einer Reihe trefflicher Kunstwerke schmückte. Ein altes in Gernsheim aufbewahrtes Porträt von Schöffer wurde dabei von dem Bildhauer benutzt. Die Enthüllung des Denkmals, an welcher ein Sprößling der Familie Schöffers Antheil nahm, fand unter großen Feierlichkeiten am 9. Juli 1836 statt. Der

Platz, auf welchem das 3 Meter hohe Standbild auf seinem ebenso hohen Piedestale steht, heißt seitdem Schöfferplatz.

Am 6. Oktober 1845 hielt Johannes Ronge in Gernsheim seinen Einzug, über welches historische Ereigniß bereits auf S. 55 und 56 unseres Werkes das Nähere zu finden ist.

Eine halbe Stunde von Gernsheim liegt das zum Territorium der alten Obergrafschaft Katzenellenbogen gehörige Jagdschloß Jägersburg. Das Schloß wurde von Landgraf Ernst Ludwig erbaut und war in der Folge ein Lieblingsaufenthalt des bau- und jagdlustigen Landgrafen. In Jägersburg war es auch, wo er plötzlich erkrankte und in dem bei dem Schlosse gelegenen Forsthaus am 12. September 1739 starb. Reiche, prachtvolle Waldungen umgeben das Schloß und noch neuerdings wurden sie von fürstlichen Jagdgesellschaften, namentlich wenn Kaiser Alexander II. von Rußland zu Jugenheim verweilte, mit Vorliebe besucht.

Von Mainzischen Besitzungen kamen außer dem bereits erwähnten Oberamt Starkenburg mit den Amtsvogteien Heppenheim, Lorsch und Fürth, sowie den Mainzischen Besitzungen am Neckar, dem Amt Hirschhorn, der Abtei Seligenstadt mit ihrer Amtsvogtei, den Amtsvogteien Steinheim und Dieburg, noch das Amt Gernsheim 1803 in Folge Reichsdeputationshauptschlusses an Hessen. Es bestand aus den Orten Gernsheim, Rodau, Wattenheim und Klein-Rohrheim. Rohrheim ist bereits aus dem Lorscher Urkundenbuch bekannt und auch die beiden anderen Dörfer, Wattenheim seit 916 und Rodau seit 864 werden schon frühzeitig als Lorschische Besitzungen genannt.

Eine weitere hessische Erwerbung bildete die Kellerei Cassel. Sie umfaßte die Orte Astheim, Haßloch, Mönchhof, Claraberg und Grundhof. Nur Haßloch besitzt von diesen eine besondere historische Bedeutung. Es liegt ungefähr eine Stunde nördlich von der Eisenbahnstation Nauheim, inmitten eines stattlichen die Gemarkung umgebenden Tannenforstes. Deutliche Spuren ehemaliger Festungsanlagen, welche sich durch einen an der Stelle des früheren Grabens befindlichen grünen Wiesenstreifen verrathen, hinter denen Bodenerhebungen die ehemaligen Wälle ankündigen, sind hier noch vorhanden.

Ehedem ein Römercastell, bestimmt, das rechte Rheinufer gegen die Alemanen zu vertheidigen, finden wir hier 1115 ein Hofgut des Klosters St. Alban zu Mainz, auf welchem fleißige Erbacher Mönche angesiedelt sind, und rings um den Hof bildet sich ein kleines Dörfchen, dessen Bewohner aus Hübnern und Hörigen des Klosters bestehen. Im Jahre 1331 ging Haßloch durch Tausch an Kuno von Falkenstein — einen Domherrn des Mainzer Bisthums — einen jener abenteuernden kleinen Dynasten über, der hier eine Burg errichtete und von ihr aus friedliche Handelsleute überfiel, welche auf der nahe gelegenen Straße von Mainz nach Frankfurt daherzogen. Kuno von Falkenstein war ein wilder, unbändiger Ritter. „Er stand auf seinen Beinen als ein Löwe, und wann er zornig war, so bauseten ihm und floderten ihm seine Backen", sagt von ihm die Limburger Chronik. Auf offener Straße erschlug er einst in Mainz einen Domherrn. Die umliegenden Fürsten und Städte versuchten es mehrmals vergeblich dem Stegreifritter das Handwerk zu legen, bis ihm die freie Stadt Frankfurt 1355 anscheinend den Garaus machte; die Frankfurter zogen vor Haßloch und zerstörten es vollständig.

Kaiser Karl IV. verbot aber dem Raubritter Kuno von Pisa aus, jemals wieder eine Burg zu Haßloch zu errichten.

Allein Ritter Kuno kümmerte sich nicht um kaiserliche Befehle. Er baute seine Burg wieder auf und plünderte nach wie vor die Kaufleute die nach Frankfurt zur Messe zogen. Da zog der Erzbischof Gerlach von Mainz mit überlegener Macht gegen den „ungehorsamen Pfaffen", wie er sich ausdrückt, und besetzte Haßloch, ohne Widerstand zu finden. Der Erzbischof hielt es jedoch für nothwendig, dieses sein Einschreiten zu begründen und rechtfertigt sein Vorgehen gegen einen hohen Geistlichen und Glied einer der angesehensten Dynastenfamilien damit, „daß er nach kaiserlichem Landfrieden böse Leute, Räuber, Mörder und Verräther und andere Missethäter vertilgen solle!"

Gerlach beabsichtigte Haßloch in eine Stadt umzugestalten und erlangte die kaiserliche Erlaubniß, daß ihren Bürgern dieselben Rechte zustehen sollten wie denen von Frankfurt. Allein der Plan kam nicht zur Ausführung und Haßloch blieb was es war. Ende des vorigen Jahrhunderts war es abermals der Zufluchtsort eines Räubers, diesesmal aber nicht hochadeliger, sondern sehr niedriger bürgerlicher Herkunft, des Johannes Bückler, des Sohnes eines Schinders aus der Umgegend von Kreuznach, bekannt unter dem Namen der Schinderhannes. Die Ruinen des Schlosses seines adeligen Vorgängers benutzte er mit Vorliebe als Aufenthalt, wie wenn er geahnt hätte, daß eine ihm verwandte Seele einst hier geschaltet und gewaltet.

Im Jahr 1805 wurden die Ruinen des Schlosses abgerissen. An seiner Stelle wurde nachmals der heutige Pfarrhof erbaut. Noch heute findet man in dem Pfarrgarten und auf dem unmittelbar daranstoßenden Kartoffelacker des Schullehrers mittelalterliche Pfeilspitzen und anderes Geräthe.*

Ehemals zum Bisthum Worms gehörige Theile der Provinz Starkenburg.

Es sind dieses 1. das Amt Neckar-Steinach mit den Orten Neckar-Steinach, Darsberg, Grein, Langenthal und Neckarhausen, über welche das für die Localgeschichte Merkwürdige bereits auf Seite 150 und 151 mitgetheilt ist; 2. das Amt Ehrenberg mit dem Walddistrikt Zimmerhof bei Wimpfen, dem letzten Ueberbleibsel der Wormsischen Herrschaft in Wimpfen, und 3. das Amt Lampertheim mit Lampertheim, Neuschloß, Lampertheimer Hütte, Forst- und Zollhaus am Wormser Fahrt, Hofheim, Nordheim und Forsthaus zum Stein, Jägerhaus auf der Maulbeerau und Bobstadt. Diese sämmtlichen Gebietstheile wurden in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses vom Jahr 1803 mit der Landgrafschaft Hessen vereinigt, und werden wir, wenn wir bei dem Bisthum Worms angelangt sind, nochmals auf dieselben zurückkommen.

Rückblick.

Wir haben nunmehr unseren Leser an einer langen Reihe geschichtlicher Thatsachen vorübergeführt, welche sich alle an das verhältnißmäßig kleine Gebiet der Provinz Starkenburg knüpfen. Ist es uns

* Die vorhandenen Untersuchungen über Haßloch sind von einem Frankfurter, Benkard, der dieselben 1815 veröffentlichte. Desgleichen hat Ernst Wörner in der Darmstädter Zeitung 1873 einen Aufsatz hierüber veröffentlicht.

gelungen, bei ihm für den Gegenstand Interesse zu erwecken und ihn den Boden, auf dem er wohnt, lieben zu lernen, so sind wir befriedigt, denn unsere mühevolle Arbeit war dann keine vergebliche. Unsere Absicht war es, ihn durch die Betrachtung der Vergangenheit vor Allem die große Errungenschaft der Gegenwart, die Gründuug eines mächtigen deutschen Reiches, welches stark genug ist, uns vor Schicksalen zu behüten, wie sie ehedem unser Vaterland betroffen, würdigen und schätzen zn lernen. Die Feinde, deren Leidenschaften es mehr als einmal gelang, die Culturarbeit ganzer Jahrhunderte zu vernichten und den fruchtbaren Boden unseres Landes zur Wüste zu machen, die Eifersucht der Großen und eine herrschsüchtige, ränkevolle Hierarchie, sind zum Theil noch die nämlichen, welche heute an dem stolzen Baue des Reiches zu rütteln versuchen, und erst wenige Jahre ist es her, daß das deutsche Schwert die Nachkommen Turennes und Melacs zu Paaren treiben mußte. „Willegis, was du gewesen nie vergiß!" schrieb einst ein Feind höhnisch dem Bischof Willegis von Mainz, einem früheren Wagner an die Thüre, ein Spruch, den der Bischof zu seinem Wahlspruch machte. Eine Mahnung: Was du gewesen nie vergiß, soll auch unsere hessische Geschichte den hessischen Angehörigen des deutschen Reiches sein. Es ist leider wir müssen es eingestehen, ein trauriger Zug, den der deutsche Character in sich birgt, der kleinliche Neid, die Scheelsucht und das Besserwissen, der manchmal in unserer Geschichte eine verderbliche Rolle spielte, und von Hermann und Segest bis herab zu Rothbart, Luther und Gustav Adolf sind genug der Beispiele vorhanden, wo es Intriguanten, die diese Schwäche zu benutzen verstanden, gelang, die einzelnen Theile unseres Volkes zu mißleiten und die Errungenschaften eines großartigen Aufschwunges unserer Nation zu vernichten oder zu schmälern. Auch heute fehlt es nicht an solchen, die geschäftig wühlen und miniren, und die uns die Freude an dem Werke vergönnen, das draußen im Donner der Schlacht geschmiedet ward. — Möge es ihnen nicht gelingen, auch nur den Hundertsten unter uns in seiner Treue wankend zu machen, und mögen unsere Starkenburger und Rheinhessen und die kernhaften Männer in Oberhessen die vaterländische Gesinnung bewahren, durch die unser hessisches Volk von den Tagen von Leipzig bis auf Sedan allen anderen ein Vorbild war. Fürwahr, der Name des deutschen Volkes wäre würdig, ausgetilgt zu werden für alle Zeiten, wollte es vergessen was ihm die letzten Jahre gebracht! Thöricht wäre es, die Friedrich, die Conradin nur zu beklagen! Andere haben den Kampf wieder aufgenommen, in dem sie einst unterliegen mußten. Zu diesen schauen wir heute empor, mit diesen stehen und fallen wir! In Erfüllung ist gegangen, was vor fünfunddreißig Jahren Paul Pfizer ahnungsvoll sang:

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele von des Grabes Frieden
Wende Dich zum Morgenroth.
Gleich dem Aar der einst entflogen
Staufens Nachbar, und im Flug
Zollners Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug!
Adler Friedrich des Großen,
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlassenen Heimathlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu,
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih'.
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge kühn und frei!

Die Provinz Rheinhessen.

Wenn bei der Provinz Starkenburg mit Ausnahme der Ober-Grafschaft Katzenellenbogen von keinem eigentlichen angestammten Gebiete die Rede sein kann, so ist dieses bei Rheinhessen noch viel weniger der Fall. Die gesammte heutige Provinz Rheinhessen, Theile des alten Rheingau's, Speyergau's und Nahegau's, ist eine Erwerbung des Friedens des Jahres 1815. Als Entschädigung für das Herzogthum Westphalen, welches damals an Preußen überging, sowie verschiedener anderer kleinerer Gebietstheile, welche das Großherzogthum verlor, erhielt es den nördlichen Theil von dem seitherigen französischen Departement Donnersberg (departement du Mont-Tonnere) mit Ausnahme des Cantons von Kirchheimbolanden, nebst Kostheim und Castel auf dem rechten Rheinufer.

Durch die Kriege der französischen Republik und den Frieden von Luneville war dieses Gebiet dem deutschen Reiche entrissen worden. Zur Zeit des deutschen Reiches gehörten die 190 Städte, Flecken und Dörfer, welche die heutige hessische Rheinprovinz bilden, sechsunddreißig verschiedenen Herren an. Einen großen Antheil besaß der alte Kurstaat Mainz, dessen meist um Mainz gelegene Besitzungen, im Ganzen dreißig Dörfer, ein wohl zusammenhängendes Ganze darstellten. Einen noch bedeutenderen Antheil, 92 Orte, besaß Kurpfalz. Das Bisthum Worms besaß fünf, die Reichsstadt Worms nur einen der Orte der Provinz. Die übrigen Flecken und Dörfer gehörten dem Fürsten von Saarbrücken, dem Fürsten von Leiningen, dem Mainzer Domkapitel, dem Mainzer Domprobst, dem Ritter-Stift St. Alban zu Mainz, dem Grafen von Leiningen, den Fürsten und Grafen zu Salm, dem Fürsten von Bretzenheim, den Rheingrafen von Grumbach mit Salm, den Grafen von Falkenstein, denen von Riancour, denen von Wertheim, denen von Ingelheim, von Grehweiler, von Sickingen, von Dienheim, von Köth, von Hunoldstein, von Greifenklau, von Hettersdorf, von Elz, von Wambold, den Freiherrn von Dalberg und dem Kloster Dalheim; vier Orte waren Ganerbschaften, zwei waren ritterschaftlich.

Der französischen Revolution dankt die Bevölkerung die Befreiung von diesen Herren, unter denen viele als kleine Despoten die Gewalt, die sie besaßen, mißbrauchten und ihre Unterthanen ausbeuteten und bedrückten. Zwar ist Rheinhessen das älteste Culturland des Großherzogthums; schon zur Zeit der römischen Herrschaft grünte die Rebe auf seinen Hügeln, im Mittelalter stehen seine Städte und Dörfer in hoher Blüthe; aber in Folge des dreißigjährigen Krieges sowie der Zersplitterung der Provinz in kleine Territorien unter der Herrschaft entarteter adelicher Familien, sinkt sein Wohlstand wieder, und im siebzehnten und im vorigen Jahrhundert finden wir eine Menge Orte herunter-

gekommen, die Sitten verwahrlost, die Bewohner verdummt und unwissend. Es besteht daher ein greller Contrast zwischen den Rheinhessen vor und denjenigen nach der französischen Revolution. Der Magister F. C. Lauckhard entwirft uns in seinen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Schriften abschreckende Schilderungen von der Unwissenheit der Bewohner des heutigen Rheinhessens, von der Lüderlichkeit der Geistlichen, dem Aberglauben der Dorfbewohner und der Trunksucht, deren sich alle ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes ergaben.*

Die französische Revolution brach aus, die Heere der Jacobiner drangen bis zum Rhein vor, die Gebiete des linken Rheinufers werden der neuen Republik einverleibt, und mit Einemmale sehen wir dieses verwahrloste Volk aus seiner Lethargie aufwachen und mit der ganzen Lebendigkeit, deren der rheinische Charakter fähig ist, betheiligt es sich an dem politischen Leben der französischen Nation. Bessere Schulen entstehen, der Aberglaube weicht, und die Begeisterung, mit welcher es die großen Ideen jener Epoche erfaßt, bessert und veredelt auch seine Sitten. Es blüht und gedeiht unter der französischen Herrschaft, und als das französische Kaiserreich zusammenstürzt, hinterläßt es dem kleinen Hessen ein wohlgeordnetes, wohlhabendes Land, mit einer aufgeklärten, strebsamen Bevölkerung.

Wohl hielt es dieser, welche die Vortheile der Zusammengehörigkeit mit einem großen Reiche empfunden, schwer, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen. Allein gewaltsam zusammengekettet mit einer Bevölkerung, mit welcher sie bisher kein politisches Band vereinigte, mußte sie auch, ohne es zu wollen, Theil nehmen an ihren Schicksalen. Wir finden Rheinhessen nach der im Jahr 1820 dem Großherzogthum verliehenen Verfassung bald als hervorragende Mitglieder der neuen Ständekammer, — die politische Bewegung des Jahres 1848 verknüpft sie zum Erstenmal auf das Innigste mit der großen deutschen nationalen Bewegung. Die spätere nationale Agitation faßt am tiefsten in Rheinhessen Wurzel, und heute zählt das neue deutsche Reich dort seine treuesten Freunde und Anhänger.

Beschauen wir uns dieses Land, so gewährt es einen von den rechtsrheinischen Besitzungen des Großherzogthums völlig verschiedenen Anblick.

Die rheinische Hochebene bietet nicht diese mannigfaltige Abwechslung von Berg und Thal, Wald, Wiese und Ackerland, welche einem großen Theil der Provinz Starkenburg ein so malerisches Aeußere und einen gewissen poetischen Zauber verleiht. Der Oberhilbersheimer Goldacker (270½ Meter), die Ockenheimer Höhe (273 Meter), der Horlesberg bei Jugenheim (248,75 Meter), der zum Hardtgebirge gehörige Eichelberg bei Fürfeld (320 Meter), der Petersberg bei Obernheim (246,75 Meter) und andere sind zwar bedeutendere Höhepunkte, aber sie ragen nur wenig aus der vom Rheine an rasch aufsteigenden Ebene empor. Keine Wälder bedecken diese Berggipfel, nur selten füllen Wiesen, auf denen das Auge sich erholen kann, die Thäler aus und bei oberflächlicher Betrachtung trägt die Landschaft ein gewisses einförmiges Gepräge.

Und doch fehlt es auch in Rheinhessen dem Aeußeren des Landes nicht an Merkmalen, welche seinem Anblick einen besonderen Reiz verleihen.

Das Klima ist mild, wärmer und freundlicher als auf dem rechten Rheinufer; sein Boden ist fruchtbarer und ergiebiger. Die Gluth der Sonne zeitigt besser die Traube, und Riesling und Traminer, welche mehr Wärme als die gewöhnliche Oesterreicher Traube bedürfen, gedeihen hier besser als an der Bergstraße, die feinfühlige Esparsette gedeiht auf dem linken Rheinufer und unmittelbar gegenüber auf dem rechten findet sie sich gar nicht. Waizen, Korn, Gerste tragen körnerreichere Aehren als auf der rechten Seite des Rheines und zarter sind die Gemüse Rheinhessens.

Sorgfältig wie Gärten sind diese Ackerfelder und Weinberge bebaut; nicht das unbedeutendste

---

* „Es ist in der Pfalz etwas gemeines," sagt der 1758 zu Wendelsheim geborene Lauckhard in seiner Lebensbeschreibung, „daß das Frauenzimmer säuft. Meine Tante war eine große Freundin vom Trunk und diese Neigung ging soweit, daß sie sich dann und wann recht derb besoff. Ich war schon im Alter von sechs Jahren, also in der zartesten Jugend ein Säufer."

Unkraut, das seiner Frucht, seinen Rebstöcken die Nahrung wegnimmt, läßt der rheinhessische Bauer aufkommen, die Raine gräbt er sorgfältig ab und Hohlwege beseitigt er, um Culturland zu gewinnen. Wird irgend eine neue Culturpflanze eingeführt — wir erinnern an die Madia, welche vor ungefähr dreißig Jahren in Aufnahme kam — der rheinhessische Bauer hat sie zuerst, wird ein neuer chemischer Dünger erfunden, der Rheinhesse stellt zuerst damit Versuche an. Die herrlichsten Obst- und Gemüsearten pflanzt er in seinen Gärten, und von allen Ländern am Rhein vermag nur die bayerische Rhein-Pfalz, was treffliche Cultur des Bodens anlangt, mit unserem Rheinhessen zu wetteifern. Am frühesten von allen Bewohnern des Großherzogthums ist der rheinhessische Bauer bei der Feldarbeit. Schon um zwei und drei Uhr Morgens beginnt für ihn im Hochsommer der Tag und, die Stunden der Mittagsruhe abgerechnet, läßt er bis zur einbrechenden Dunkelheit nicht nach mit der Arbeit. Sein Hof ist ein Musterbild der Ordnung und Reinlichkeit und nirgends findet man wie dort allerwärts so wohl eingerichtete Stallungen, so rationell angelegte Düngerstätten.

Aber auch nicht an romantischem Schmuck fehlt es diesem herrlichen Lande. Alte, große, stattliche Rüsterbäume, welche schon von ferne, von dem rechten Rheinufer aus, dem Anblick, welchen Rheinhessen darbietet, ein ganz eigenthümliches Gepräge verleihen, umgeben die Ortschaften, stehen vereinzelt auf den Höhen und überschatten die Brunnen der Dörfer. So steht ein Prachtexemplar eines solchen Baumes am Julianenbrunnen zu Guntersblum. Alte prächtige Kirchen und Kapellen, ein Zeichen des frühen Wohlstandes des Landes, ragen da und dort, zu Gau-Algesheim, Partenheim, Bechtolsheim, Armsheim und Iben, empor. Berühmt sind die Dome zu Worms und Mainz, die Wormser Liebfrauenkirche, und die Oppenheimer Katharinenkirche endlich zählt zu jenen Meisterwerken des gothischen Styls, durch welche der Rheinstrom berühmt ist.

Der rheinhessische Bauer ist aufgeweckt, munter und gastfrei, gern öffnet er seine Keller — wehe dem aber, der sich nicht als weingrüner Zecher erweist, und wenn im Herbst die Weinlese beginnt, wenn auf den röthlich und gelblich sich färbenden Rebenblättern die Strahlen der Sonne tanzen, wenn die Beere diesen Strahlen den Eingang gestattet, die Traube zu leuchten beginnt und jener Zustand eintritt, den der Winzer so trefflich Edelreife benennt, wenn der Herbst gut ist, und hunderte Glücklicher aus den Weinbergen jubelnd die Gottesgabe heimführen, dann empfinden wir auch hier mitten im Leben des Volks den warmen Athemzug der Poesie.

Gesegnet uns, o Wonnegau,
Mit Deinen Feldern, Hügeln, Hainen,
Mit Deiner Erde Grün, mit Deines Himmels Blau,
Mit Deinen Saaten, Obst und Weinen,
Mit Deines Stromes Majestät,
Der reinen Luft, die Dich umweht.

Gesegnet uns, o Wonneland,
Mit Deinen Weilern, Dörfern, Städtchen,
Mit Deiner Bürger Fleiß und Frohsinn und Verstand,
Mit Deinen Jünglingen und Mädchen!
So lange wallt der Vater Rhein,
Soll Glück und Segen bei Dir sein.

Der Rhein.

Der Stolz und die Zierde eines großen Theiles der hessischen Rheinprovinz bildet der Rhein, dessen breiter Silberstreifen von dem Hügelland aus weithin sichtbar ist. Ein merkwürdiger, unsagbarer, von alten Tagen her nicht nur die Poeten, sondern jede für das Schöne empfängliche Natur

mächtig ergreifender Zauber wohnt dem bei Mainz seine volle Majestät entfaltenden Strome inne und, wie kein anderer, verkündet er die Größe und Schönheit des deutschen Landes. Er ist ein wahrhaft deutscher Strom und daher zogen auch schon in den frühesten Zeiten die deutschen Stämme zu ihm, um an seinen Ufern die Königswahl vorzunehmen. Die Römer sahen mit ehrfurchtsvollem Staunen die gewaltigen, zum Meere hinab sich wälzenden Wassermassen und suchten durch Brückenbauten sich über ihn eine Straße nach dem großen Germanien zu öffnen.

Unzweifelhaft war der Rhein ehedem weit größer und mächtiger. Darauf deuten nicht nur die Aeußerungen der Schriftsteller und die allerdings sehr mangelhaften, aus früheren Jahrhunderten uns vorliegenden bildlichen Darstellungen, sondern auch die gesammte Beschaffenheit des Uferlandes. Noch mehr. Der heutige Rhein ist nur der kleine Ueberrest eines ehedem, in den ältesten Perioden unserer Erdbildung vorhandenen breiten Abflusses, in welchem sich die ungeheuren, von den Alpen herabkommenden Wassermassen sammelten. Es ist die allgemeine Ansicht, daß der Rhein ehedem von Basel bis Bingen einen einzigen großen See bildete, bis sich die Massen bei Bingen durch das mächtige rheinische Schiefergebirge langsam einen Weg öffneten. Von den Kämmen der Vogesen hinabsteigend, kann man an dem Vogesensandstein noch lange, viele Meilen weit gleichmäßig sich ausdehnende, terrassenförmig in Entfernungen von 15 bis 10 Meter über einander liegende Uferlinien wahrnehmen, deren nach der Tiefe hin immer enger werdende Zwischenräume darauf hindeuten, daß das Wasser in immer langsameren Perioden abfloß und das Bett des See's vertiefte. In der Nähe des Klosters St. Ottilien bei Barr erblickt man in südlicher Richtung, wo auf der Höhe des Berges die sogenannte „Heidenmauer" sich hinzieht, eine weite, von deutlich sichtbaren Uferrändern umgränzte, an einen großen Hafen erinnernde Bucht. Ein ähnliches Schauspiel bieten einige Vorhöhen des Schwarzwalds bei Basel. Aus der jüngeren, uns näher liegenden Periode des großen Rheinsees, besitzen wir in dem in unserer Provinz Starkenburg sich bis gegen Darmstadt und bis zu den Vorhöhen der Bergstraße erstreckenden Flugsand des Rheins noch deutlich sichtbare Zeugen. Der Name „Seeheim" soll seinen Ursprung von dem großen Rheinsee herleiten, dessen Spuren vielleicht noch sichtbar waren, als dort die erste Niederlassung gegründet wurde. Die unter der Benennung „das alte Neckarbett" im Volksmund bekannten Dünenbildungen, welche von Schwanheim bis in die Gegend von Trebur sich hinziehen, rühren wohl aus der Epoche her, wo der Rhein, in einem unserer historischen Zeit naheliegenden Zeitraum, noch einmal während einer längeren Periode ausgedehnte Flächen überschwemmte. Auch in unserer historischen Zeit hat der Rhein mannigfache Veränderungen erfahren. Der Strom gräbt, wie der 1876 verstorbene Wasserbauinspector Grebenau in Straßburg, eine Autorität auf dem Gebiete der Hydrotechnik nachgewiesen hat, sein Bette immer tiefer und hieraus erklären sich zahlreiche Veränderungen. So ist der Rheinfall bei Schaffhausen — dessen die römischen Schriftsteller, die eine so merkwürdige Naturerscheinung gewiß nicht unbeachtet gelassen haben würden, nirgends erwähnen, erst innerhalb der historischen Zeit entstanden. Bei der Lauffenburger Enge, deren gewaltige Stromschnellen immer mehr an Kraft zunehmen, wird sich im Laufe der Jahrhunderte ein zweiter Rheinfall bilden. In einigen Jahrtausenden wird dann der Rhein ein ganz verändertes Aussehen zeigen. Durch ein vertieftes, aber auch erheblich verengertes Bette, das in seinem oberen Theile bei Lauffenburg, Hüningen u. s. w. mehrere kleinere Wasserfälle aufweisen wird, wendet der Strom in jener Zeit dem Meere sich zu. Von den Veränderungen, welche der Rheinstrom innerhalb der historischen Zeit erfahren, legen die Geschichtsschreiber noch vielfach Zeugniß ab. Im Gebiete unseres Großherzogthums ist es vor Allem die Stadt Mainz, bei welcher sich, wie wir in der Folge zeigen werden, eine Verschiebung des Strombettes in östlicher Richtung nachweisen läßt, ganz gleich der in Dresden beobachteten Verschiebung des Strombettes der Elbe von Westen nach Osten. Der von Willegis erbaute Mainzer Dom stand am Ufer des Rheines und nach und nach erst trat der Rhein bis dahin zurück, wo er sich heute befindet.

Zuweilen, wenn besondere meteorologische Verhältnisse eintreten, wenn langanhaltende Regen den Erdboden durchsättigen und die Zuflüsse des Stromes durch den Regen wachsen, wenn warme Südwinde den Schnee und das Eis der Alpen schmelzen, dann wachsen die Wasser des alten Stroms und weithin die Ufer überfluthend, erinnert er wieder in seinem Auftreten, an seine wilden Jugendtage in der vorhistorischen Zeit. Vornehmlich ist es dann die große fruchtbare, in Elsaß, Baden und Hessen

unter dem Namen das Ried bekannte Ebene, die nicht weit von Schlettstadt beginnend, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Rheins sich verbreitend, sich hinab bis zu der Stelle erstreckt, wo der Main mit dem Rheinstrom sich vereinigt, welche von den Fluthen des Stromes heimgesucht wird.

Das Ende des Jahres 1882 und der Anfang des Jahres 1883 waren in dieser Beziehung für die Rheinebene verhängnißvoll. Nachdem bereits Ende November starke, namentlich die Bewohner von Nackenheim, Bodenheim und Laubenheim gefährdende Ueberschwemmungen, die Anwohner des Rheines erschreckten, wuchsen, als Ende December neue Regengüsse die Wassermassen vermehrten, auf's Neue die Fluthen, und das Rheingebiet wurde der Schauplatz einer Ueberschwemmung, wie es seit 1784 keine ähnliche heimgesucht hatte. Von Ludwigshafen beginnend, dehnte sich die Wasserfläche südwestlich bis Mutterstadt aus. Von da erstreckte sich die Grenze des See's in nördlicher Richtung über Buchheim, Frankenthal, Bobenheim nach Worms. Von Worms erstreckte sich das Wasser, die gänzlich überschwemmten Orte Hamm, Eich, Gimbsheim, zur Rechten lassend, über Guntersblum nach Nierstein. Nackenheim, Bodenheim, Laubenheim und Weißenau waren überschwemmt und Mainz selbst gelang es nur durch gewaltige, rasch aufgeführte Dammbauten, bei welchem Rettungswerk Bürger und Garnison die aufopferndste Thätigkeit entfalteten, sich vor der Wuth des Elementes zu schützen.

Auf dem niederer gelegenen östlichen Rheinufer war die Ueberschwemmung noch über eine weit größere Fläche verbreitet. Von Mannheim erstreckte sich die Grenze des See's über Käferthal und Lampertheim bis nach Lorsch. Biblis, Klein- und Groß-Hausen, Klein- und Groß-Rohrheim waren überschwemmt. Desgleichen Gernsheim, Biebesheim, Crumstadt, Goddelau Dornberg, ein Theil von Großgerau, Nauheim, Königstätten, Rüsselsheim, sowie das gesammte, von diesen Orten aus sich westlich zum Rheine erstreckende Gebiet.

Schrecklich waren die ersten Januartage, wo ein furchtbarer Sturm die Wasserfluthen erregte und die Bewohner der überschwemmten Ortschaften, die nicht rasch genug zu flüchten vermochten und zu einem großen Theil in den oberen Stockwerken ihrer Behausungen das Sinken der Fluth erwarteten, mit neuen Schrecken erfüllte. Namentlich die Bewohner einzelner, in der Nähe von Mainz befindlicher Rheininseln standen eine unbeschreibliche Angst aus.

Erst am 5. Januar begannen die Wasser zu fallen; aber es dauerte länger als zwei Wochen bis der Strom nach und nach wieder in sein Bett zurückkehrte und nur vorsichtig konnten die Flüchtlinge ihre durch das Wasser verheerten Wohnungen wieder aufsuchen. Vielfach bedurfte es, um die Entstehung gefährlicher Seuchen vorzubeugen, besonderer Vorkehrungsmaßregeln. Austrocknungen, Räucherungen und Desinfection der überschwemmten Räume wurden vorgenommen um die Schäden wiederherzustellen. Aber ungeheuer waren die Zerstörungen, welche das Wasser verursacht hatte. Viele Häuser wurden in Trümmer gelegt. Vieles Vieh und auch einzelne Menschen hatten in den Fluthen ihren Untergang gefunden und es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis namentlich das Ried die Ueberschwemmung des Januars 1883 verschmerzt haben wird. In überraschender Weise bekundete sich jedoch bei dieser schweren, dem Uferland des Rheines widerfahrenen Prüfung die werkthätige Menschenliebe und nur der wahrhaft großartigen, besonders von den Bewohnern von Mainz und Worms bewiesenen Aufopferung ist es zu verdanken, daß die Opfer von Menschenleben auf eine verhältnißmäßig geringe Zahl beschränkt blieben. Flöße wurden gezimmert, auf welchen die Bewohner der überschwemmten Dörfer ihr Vieh flüchteten, von Mainz aus gingen fortdauernd Dampfer, Rheinschiffe und Kähne ab, um Flüchtlinge zu holen und denjenigen, welche in ihren Häusern zurückgeblieben waren um das Sinken des Wassers zu erwarten, Nahrungsmittel, Kleidungen und Brennmaterial zu überbringen. Am 3. Januar landete ein von kundigen Schiffern geführtes Rheinschiff mit Flüchtlingen in Groß-Gerau. Die Niersteiner, Oppenheimer und Wormser Schiffer unternahmen gleichfalls kühne Fahrten über die weite Wasserfläche und brachten zum Theil in die Kirchen und Rathhäuser geflüchteten Bewohner der Dörfer Hülfe und Unterstützung. In glänzender Weise hat sich die Nächstenliebe später noch bei den allerwärts im deutschen Reich und im Ausland eröffneten Sammlungen zum Besten der Ueberschwemmten kundgegeben und selbst in dem fernen Nordamerika wetteiferten die Deutschen mit ihren Landsleuten in der Heimath. Nur durch diese erhebende, allerwärts bekundete

Opferwilligkeit wird es möglich sein, den Schaden wieder auszuheilen, welchen die ungeheuere Ueberschwemmung verursachte.*

Allein es ist ungemein selten, daß der Strom durch sein Auftreten an die vorhistorische Periode errinnert. Friedfertig und ruhig strömt er gewöhnlich zwischen den Ufern dahin, und bei niedrigem Wasserstand will es uns bedünken, wie wenn bald die Zeit herannahte, wo er altersschwach im Sande versiechend, für immer von der Landkarte verschwinden werde. In solchen Zeiten ist namentlich der Güterverkehr vermittelst der Schleppdampfer erheblich gestört und für diejenigen, die durch ihren Erwerb auf den Rhein angewiesen sind, hat niederer Wasserstand mannichfache Unbequemlichkeiten im Gefolge. Anders bei mittlerem Wasserstand, wo neben den großen Köln-Düsseldorfer Dampfern und Niederländern, zahllose kleinere Dampfer, Remorqueure, sowie sonstige Fahrzeuge, auf dem Rheine verkehren. Ungeheuere Massen von Gütern werden dann stromabwärts verladen und ihre Menge beträgt mindestens das Zehnfache derjenigen, welche die Eisenbahnen befördern. Vergnügte Touristenschaaren bevölkern die großen Rheindampfer und buntes, fröhliches Treiben herrscht in den, von einem jovialen Volke bewohnten Rheinstädten. Seit den urältesten geschichtlichen Zeiten bilden der Rhein und seine Ufer eine der großen, von Süden nach Norden führenden Straßen des Völkerverkehrs, die bereits in den Kreuzzügen eine internationale Bedeutung erlangte. Die ersten englischen Touristen, welche die Rheinufer besuchten, werden, wie wir später noch zeigen, im 13. Jahrhundert erwähnt. Viele Jahrhunderte hindurch war der Rheinstrom der ausschließliche Verkehrsweg, welcher aus dem westlichen Italien und über die Alpen nach Holland führte. Erst in neuester Zeit haben die an beiden Ufern erbauten Eisenbahnlinien den großen internationalen Verkehr vom Strome abgelenkt und diesen auf sogenannten Lokalverkehr beschränkt. Nur für die kleine Strecke von Mainz bis Koblenz werden die Rheindampfer noch von Fremden, welche mit Muße sich an der Schönheit der Rheinufer erfreuen wollen, aufgesucht. Allein ihre Zahl ist im Laufe der Jahre immer mehr zusammengeschmolzen, denn selbst bei Vergnügungsreisen kennt man heute nicht mehr die Ruhe und das Behagen unserer Voreltern. Man will möglichst viel während weniger Tage sehen und legt dabei auf Belehrung und ein gründliches Studium kein besonderes Gewicht.

Hat auch der internationale Touristenverkehr abgenommen, so ist der aus der Liebe zur engeren Heimath hervorgehende Reiseverkehr lokaler Touristen um so größer geworden. Der Rheinländer liebt seinen schönen Strom, wie vielleicht kein anderer deutscher Stamm seine Ströme und Berge liebt. Im Sommer befördern die Rheindampfer an Sonntagen viele Tausende von Touristen und die einzelnen Städte und Dörfer des Rheingaues werden dann von fröhlichen Schaaren geradezu überfluthet. Neben Biebrich, Ellfeld, Ober- und Niederwalluf, Rauenthal, Geisenheim und Rüdesheim, sind die mit den beiden letzteren Orten durch ihre herrliche Umgebung und ihre feurigen Weine rivalisirenden hessischen Städte Bingen, Ober- und Niederingelheim, vorzugsweise das Ziel der Vergnügungsreisenden. Es kann auch keine größere Lust geben, als der Aufenthalt auf dem Verdecke eines Rheindampfers, unter einer fröhlich gestimmten Touristenschaar, wenn der Dampfer Angesichts des großartigen Landschaftsbildes, das Mainz mit seinem stolzen Dome und dem prächtigen Kurfürstenschlosse darbietet, sich in Bewegung setzt. Mit Behagen schlürft man die von Feuchtigkeit und kräftigem Theergeruch geschwängerte Luft, läßt sich von dem Winde fächeln und gleitet an den sonnbeglänzten Rheinufern vorüber. — Und dann die Rückfahrt in einer milden Mondnacht des Sommers. Die freundlichen Kobolde des Weines werden lebendig, man singt, man scherzt, man lacht, die Damen werden zutraulich, man verliebt sich, man verlobt sich und jubelnd wird das neue Paar, unter Gläserklang, nächtlich verbündet. Unzählige kleine und große Romane haben schon auf einem Rheindampfer ihren Anfang genommen.

Der Rhein und der Wein, der an seinen Ufern gedeiht, erfüllt den Menschen mit Lebensmuth und Lust, er verleiht ihm auch die Kraft fröhlich und unverdrossen die Hindernisse des Lebens zu überwinden. Darin unterscheidet sich der Rhein durch seine Wein trinkenden Uferbewohner vortheilhaft

* Großherzog Ludwig IV. hat durch Erlaß vom 24. Februar 1888 ein besonderes „Ehrenzeichen für Verdienste während der Wassersnoth“ gestiftet.

von dem Elbstrom. Während das Bier trinkende Dresden, von dessen Augustusbrücke alljährlich mehr Menschen in den Fluthen der Elbe den Tod suchen, als von der Londonbridge spleenkranke Engländer zur Themse hinabspringen, für Deutschland nach von Oettingens Forschungen das Centrum des Selbstmordes bildet, ist diese beklagenswerthe Erkrankung der Volksseele bei den Bewohnern der Rheinufer zum Glücke auch heute noch verhältnißmäßig selten. Der Rheinländer hat Lust und Lebensmuth und einen gewissen Fond von Religiosität, welche ihm die Kraft verleihen, manche schwere Prüfungen zu überwinden.

Die mannigfachen Gaben, mit denen die Natur die Ufer des Stromes gesegnet, haben frühe das Begehren der Völker erweckt, die in der Weltgeschichte hervortraten und die, ihre Macht erweiternd, ihre Nachbarvölker unterjochten. Schon die mächtige Roma streckte die Hand nach dem Rhein aus, die Schaaren der Völkerwanderung und später die Hunnen verwüsteten seine Ufer, Schweden und Spanier stritten um seine Städte im dreißigjährigen Kriege, und in den Zeiten des untergehenden deutschen Reiches warfen französische Mordbrennerbanden die Brandfackel in seine reichen und blühenden Gauen. Der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze,“ wurde dem deutschen Volke viel bestritten. Darum ist er ihm aber auch lieb und theuer geworden, wie kein anderer seiner Ströme. Das deutsche Volk schmückt seine Ufer mit prächtigen Kathedralen und Denkmalen, die Wiederherstellung des Kölner Doms und der Katharinenkirche zu Oppenheim, ebenso wie das Niederwalddenkmal, sind der Opferwilligkeit des gesammten deutschen Volkes zu verdanken — und große, nationale Feste feiert es an den Ufern des Rheines. Mit Recht singt Levin Schücking:

Du heil'ger Strom, gebenedeiter Strand
Wo ist ein Deutscher der nicht frommen Dranges,
Ein andachtglühender Pilger an Dir stand?
Wo ist ein Schwan germanischen Gesanges,
Deß Flügelschlag nicht über Dir gerauscht,
Der nicht dem Säuseln Deines Schiffs gelauscht,
Der nicht gewiegt sich auf dem deutschen Ganges?

Du bietest Allen Deinen Friedenskuß,
Den Landen rings, der Berge blauen Reigen,
Naht nicht mit euren Schwertern diesem Fluß,
Laßt eure Fahnen tief sich vor ihm neigen!
Auf dieser Wasser stillem Bette ruht
Des Volkes Stolz — zum Pfühl dient ihm die Fluth —
Erweckt ihn nicht, antastet nicht sein Eigen:

Er ruht und träumt; der Wellen Schlummerlied
Hat eingewiegt den blond gelockten Recken;
Des Wasserspiegels wallend Nebeln zieht,
Des kaiserlichen Träumers seidne Decken;
Wer will ihm rauben, was er theu'r verkauft,
Was er mit blut'gen Weihungen getauft,
Wer wagt's, aus seinem Schlummer ihn zu schrecken?

Der Fluß ist sein! Aus dieser Schale trink
Der deutschen Liebe und der Sehnsucht Taube,
Umher in duftigem Gewinde blinkt.
Des deutschen Weins Feuer durchglühte Traube,
Und wo die hohen Kathedralen stehn,
Versteinerte Siegsgesänge der Ideen,
Da wohnt der deutsche Friedensfürst, der Glaube.

Horch, wie der Strom das Läuten überklingt!
Hell singend kommt die Wallerschaar gezogen,
Im leichten Kahn, der mit dem Schaume ringt,
Von blüh'dem Kranz und weh'ndem Band umflogen;
Auf morschem Erker zagend lauscht das Reh,
Vom Ringeltanz in Dickicht schlüpft die Fee —
Das ist der deutsche Rhein, das ist sein Wogen!

Der deutsche Rhein! Seit aus des Epheu's Blüh'n
Die grauen Burgen sonnig niederschauen;
Seit viel gethürmte große Städte kühn
Mit ihren Mauern seine Wellen stauen;
Seit auf der Männer Stirn, ein Paraclet,
Flammenden Hauches der Gedanke steht,
Und zarte Andacht auf der Stirn der Frauen;

Seit durch's Portal von diesen Felsenhöh'n
Der neuen Aera Morgengluth gedrungen,
Und unter ihm, in heller Glorie Wehn,
Der Karol Magnus sein Panier geschwungen;
Seit in den Blonden, überzweigt von Grün,
Wie sinnend grüßende Gestalten blüh'n
Roland, Fastrat und die Nibelungen;

Seit dessen Herrlichkeit die Welt umspannt,
Der Barbarossa thronte zu Gerichte,
Als Reichskleinod die Erde in der Hand:
Seit Eschilbach der Kaiser im Gedichte,
Die goldnen Klänge alter Melodein
Zur Krone sich verflocht, ist dieser Rhein
Pulsaderstrom germanischer Geschichte.

Sie hütet still und ernst ihr Eigenthum,
Indeß der Dichtkunst Arme sie umranken;
Zu beider Füßen ruht der deutsche Ruhm,
Ein grauer Löwe mit gewalt'gen Pranken,
Der an der Milch der Schlachten aufgenährt,
Den blut'gen Flammberg hütet und das Schwert,
Das wir geschweißt aus ehernen Gedanken.

Derselbe, der den Libanon durchschritt,
Von Zorn blutgier'ger Feinde wild umschnoben,
Der einst Byzanz und Accon niederstritt,
Der Roma's Aar ins Banner sich gewoben;
Der grimmig hingestreckt auf seinem Schild,
Dalag in dem roncalischen Gefild,
Der Pranken Trutz gen Mailand aufgehoben.

Vor dem Sicilien und das welsche Land
Wie vor des Aetna's Flammenguß gezittert,
Der von der Seine grünem Hügelland
Bis zur Loire neulich noch gewittert;
Derselbe Leu: und donnernd tönt sein Ruf:
Weh' über euch, wenn eurer Rosse Huf
Die Ufer meines Rheines mir erschüttert!

Mainz.

Weitaus verschieden von Darmstadt ist der Eindruck, welchen die zweite Hauptstadt des Landes, dessen erste Handelsstadt, das verkehrs- und volkreiche, 61,328 Seelen zählende Mainz gewährt. Kein moderner Mäcen hat es aus einer Provinzialstadt zu einer Residenz umgeschaffen, nicht der Gunst einer Regentenfamilie bedurfte es, um es zu seiner heutigen Blüthe zu erheben, seine Lage mitten auf der uralten Straße des Völkerverkehrs, da wo die Straße von dem Oberrhein nach dem Niederrhein und aus dem Mainthal nach dem Rheingau zusammenstießen, seit unvordenklichen Zeiten der Sitz einer blühenden Schifffahrt, waren hier schon von Anbeginn an die Factoren, welchen es seinen Reichthum und seinen Glanz verdankt.

Wohl mehr als zweitausend Jahre reicht seine Vergangenheit zurück. Schon in der frühesten Epoche unserer Geschichte, 15 v. Chr. unter Drusus, sehen wir Mainz als Hauptstadt des römischen Oberrheins; unter Drusus wurde hier bereits aller Wahrscheinlichkeit nach eine Brücke über den Rhein erbaut; Bonifacius beginnt von hier aus sein Bekehrungswerk. Karl der Große stellt die durch die Völkerwanderung zerstörte römische Rheinbrücke wieder her und beerdigt zu Mainz seine Gemahlin, Fastrabana; unter Erzbischof Willegis (975 — 1011) wird Mainz der Sitz mittelalterlichen Glanzes und Prunkes, die gesuchteste Stadt am Oberrhein. Friedrich der Rothbart hält hier 1184 eine um ihres Glanzes willen von den Poeten gefeierte Reichsversammlung ab; die Macht und der Reichthum der Stadt nimmt immer mehr zu, und im Munde der Dichter wird Mainz „das goldene" genannt. Mainz wird die Wiege der Buchdruckerkunst; in der Epoche der Reformation verkehren die ersten Geister unseres Volkes, ein Hutten, Reuchlin und Albrecht Dürer, am Hofe des freidenkenden Erzbischofs Albrecht und im dreißigjährigen Kriege wird es zum Lieblingsaufenthalt des Schwedenkönigs Gustav Adolph. In der Epoche des Wiedererwachens unserer Literatur beruft der treffliche Kurfürst Karl von Erthal einen Johannes von Müller, Sömmering, Georg Forster und die literarischen Größen Deutschlands an seine Universität; in der französischen Revolution ist Mainz die erste Stadt auf deutschem Boden, wo ihre Funken zünden, es wird ein Hauptsitz der französischen Herrschaft und Kaiser Napoleon begünstigt es vorzugsweise. Wieder unter deutscher Herrschaft wächst abermals seine Bedeutung, sein Verkehr und sein Wohlstand. Die Rheindampfboote führen ihm große Touristen-schaaren zu, 1840 erhält es in der Taunusbahn einen der ersten Schienenwege in Deutschland und 1853 wird es der Hauptsitz des damals im Entstehen begriffenen weitverzweigten Schienennetzes der hessischen Ludwigsbahn.

Dieser durch Jahrhunderte hindurch zu Tag tretenden Bedeutung der Stadt entspricht auch der Character der Bevölkerung. Im Gegensatz zu dem Darmstädter, der nur zu häufig seine heimischen Einrichtungen schmäht und schmähen läßt und sich selbst unterschätzt, blickt der Mainzer mit Stolz und Selbstbewußtsein auf seine Vaterstadt; mit diesem specifischen Mainzer Bewußtsein aber vermag er cosmopolitisches Wesen zu vereinen, und keine Stadt am ganzen Rhein, Köln nicht ausgenommen, besaß so frühzeitig dieses cosmopolitische Gepräge, welches bei Mainz an den Tag tritt.

Nirgends findet man am Rhein einen leichteren und angenehmeren geselligen Verkehr, dessen

Vortheile namentlich der Fremde empfindet nirgends eine mit solcher Leichtigkeit innerhalb der von der Convenienz gezogenen Schranken sich bewegende Damenwelt, als in der alten Hauptstadt des Oberrheins. Eleganz im äußeren Auftreten, Chic in der Toilette, Witz und leichtsprudelnder Redefluß lassen uns die schönen Mainzerinnen in einem besonders anziehenden Lichte erscheinen, und begreiflich erscheint es uns, wies gerade Frauenlob war, der Mainz zu seinem Aufenthalt wählte.

Betrachten wir, ehe wir zur eigentlichen Geschichte übergehen, den geologischen Character der Provinz Rheinhessen, ihren Boden.

Der Mensch und sein Thun haftet mit vielen tausend Wurzeln in dem Boden, den er bewohnt, und da wo die geschichtlichen Urkunden längst stumm bleiben auf unsere Fragen, vermag noch eine Prüfung des Bodens dem Forscher Anhaltspunkte zu bieten für die Erkenntniß der frühesten Schicksale eines Landes.

Der Boden bedingt die Beschäftigung, die Abgrenzung und die Sitten der einzelnen Volksstämme, eine Folge nicht blos der äußeren Formenverhältnisse, der Gebirgszüge, Ströme und Flüsse, auch die geognostische Beschaffenheit des Landes fällt dabei in Betracht. „Wer gute geologische Karten besitzt," sagt Bernhard von Cotta in seiner „Geologie der Gegenwart," „der wird bald erkennen, daß gerade der geologisch manigfaltigste Theil Deutschlands — zwischen dem Erzgebirge und dem Rhein — auch der in politischer und socialer Beziehung bunteste ist. Groß ist der Wechsel heterogener, auf Industrie und Bodengestaltung einflußreicher Gesteine. Wie unförmig erscheinen dagegen geognostisch das alte Preußen, Bayern, Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich! Dieser sehr mannigfaltige Bau, der für die Einheit Deutschlands jedenfalls ungünstig war und noch ist, hat nicht wenig beigetragen zur geistigen Durcharbeitung, Schmiegsamkeit und Vielseitigkeit unserer Nation, aber ebenso auch zu dem Mangel an Einheits- und Nationalgefühl."

Auch innerhalb des Großherzogthums Hessen ist diese Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung, der äußeren sowohl wie der inneren geognostischen, und ihr Einfluß auf die sociale Entwickelung seiner Bevölkerung erkenntlich. Schwer ringt der Bergbewohner des Odenwaldes seinem Boden die Gabe der Ceres ab; diese Mühe, mit welcher er erwirbt, macht ihn besorgt zurückhaltend, ängstlich und mißtrauisch gegen Fremde; leicht erwirbt ihm gegenüber der Rheinhesse, und sechzigfach gibt ihm die Erde das Samenkorn zurück, das er ihr anvertraut. Diese Fruchtbarkeit des Landes macht ihn sorglos, unternehmend, selbstbewußt, stolz auf sein Land und zutraulich gegen Fremde, fröhlich und wohllebig. Es ist der Boden, den beide bewohnen, dem diese Entwickelung ihres Characters, die provinziellen Eigenthümlichkeiten beider Bevölkerungen zuzuschreiben sind. Und wieder ist es Cotta, der geniale Geologe, auf welchen wir uns hier berufen.

„Der innere Bau der festen Erdkruste," heißt es in seinem eben angeführten Werke, „ist im wesentlichen derselbe geblieben, seitdem sie von Menschen bewohnt wird, und seine wenn auch geringen Einflüsse haben ohne Unterbrechung fortgewirkt auf das locale Leben an seiner Oberfläche. Die Völker haben sich gleich Flüssigkeiten über jenem relativ Unveränderlichen, Starren ausgebreitet, verdrängt und verschoben; wo aber viele Generationen auf derselben Scholle Land einander folgten, da ist auch jener dauernde Einfluß in ihrem Leben und Character bemerkbar geworden. Wie fallende Wassertropfen zuletzt den festesten Stein aushöhlen, so hat hier umgekehrt das unveränderliche Feste auf die dasselbe bewohnenden Generation gewirkt. Die Völker verwachsen endlich mit ihrem Wohnplatze — er wird ihr Vaterland in voller Bedeutung, und nicht blos mit seinen klimatischen und äußeren formalen Zuständen, auch mit seinem tiefinnersten Grunde wird er es. Die immer größere individuelle Beweglichkeit der Neuzeit mag diesem Einfluß entgegenwirken, — ganz aufheben für die große Masse kann sie ihn nie."

Betrachten wir nun Rheinhessen im Allgemeinen. An unserer Provinz Rheinhessen zeigt uns eine geognostische Betrachtung sofort, daß wir in ihr ohne Zweifel den Theil des Großherzogthums

der zuerst befähigt war lebenden Wesen und dem Menschen als Wohnstätte zu dienen, vor uns haben. Während die Provinz Starkenburg zu einem großen Theil aus Urgebirge, das erst ein vieltausendjähriger atmosphärischer Proceß erschließen und zur Vegetation brauchbar machen mußte, sowie angeschwemmtem Land besteht, begegnen wir in Rheinhessen den mannigfachen Bildungen der bereits zu einer hohen Vollkommenheit gelangten Tertiärperiode.

Dieser Tertiärperiode geht bereits eine Reihe für die Entwickelung des vegetabilischen und animalischen Lebens unseres Erdkörpers wichtiger Phasen voraus, bis wir in ihr unter den Pflanzen die Dicotyledonen* über Acotyledonen und Monocotyledonen siegreich das Uebergewicht erlangen und in der Thierwelt die Säugethiere zur Herrschaft kommen sehen. Eine Reihe wichtiger Pflanzen- und Thierfunde aus jener Periode bietet uns die heutige Provinz Rheinhessen, und die letzeren, gleich dem Dynotherium giganteum, zum Theil gewaltige Wiederkäuer, welche ungeheuere Massen zu ihrer Nahrung bedurften, erlauben einen Schluß auf den frühen Pflanzenreichthum des Landes.

Zwischen jener Periode und derjenigen, in welcher der Mensch zum Erstenmal auftrat, liegen noch viele Jahrtausende. Welcher geschichtliche Zeitpunct aber für dieses Ereigniß festzusetzen ist, dafür fehlen uns alle Anhaltspuncte. Gewiß aber, daß wir in der heutigen Provinz Rheinhessen das älteste Culturland des Großherzogthums vor uns haben und daß die Epoche, wo sich hier zuerst Menschen niederließen, um viele Jahrunderte, vielleicht auch Jahrtausende hinter derjenigen zurückliegt, über welche wir die ersten Urkunden besitzen.

Diesen Schluß folgern wir aus der Fruchtbarkeit des Landes. Gewiß wird Niemand den ersten Bewohner Europas in der südrussischen Steppe suchen, und der erste Mensch, dessen Fuß Deutschland betrat er möge einen Beruf ausgeübt haben, welchen er wollte, sei es Jagd-, Fischerei oder Viehzucht, unsere heutigen Rheinlande werden ihn zur Ausübung dieses Berufes angelockt und ermuntert haben. Auf den Jäger, den Hirten, den Nomaden folgte der Ackerbauer, und gewiß ist es, daß dieser zuerst auf jene sonnigen, warmen Höhen des linken Rheinufers aufmerksam wurde, denn es ist eine alte Erfahrung, je fruchtbarer die Umgebungen einzelner Städte und Dörfer sind, je älter sind sie, je früher ist ihr Ursprung. Die ersten Menschen hatten völlig freie Wahl sich den fruchtbarsten Boden auszusuchen, und erst als die Bevölkerung an den Wohnplätzen, welche sie in diesem fruchtbaren Boden gegründet, sich dichter zusammendrängte, mußten die Nachkömmlinge sich dazu bequemen, auch weniger ergiebiges Land aufzusuchen. Auch ohne geschichtliche Urkunden würde man es uns glauben, daß Mainz, Alzey, Osthofen und andere Orte ältere menschliche Niederlassungen sind als Griesheim, Weiterstadt und die Dörfer auf den unwirthlichen Höhen des Vogelsberges.

Soweit ist es uns gestattet Schlüsse zu ziehen, aber welches die Sprache dieser ersten Ansiedler war, zu welchem Volksstamme sie gehörten, darüber läßt uns die Wissenschaft im tiefsten Dunkel. Unsere erste Kenntniß unseres Vaterlandes rührt von den Griechen und Römer her, welche seine Einwohner Kelten nannten. In einer späteren Periode, als die Römer zum Rhein vordrangen, machten sie zwischen den Bewohnern Galliens und Germaniens einen Unterschied und rechneten die Bewohner Galliens zu den Kelten, die Völker auf dem rechten Ufer des Rheines zu den Germanen, wobei sie aber — eine Folge der frühen alemannischen Einwanderung nach den linksrheinischen Gebieten — die Anwohner des linken Rheinufers nicht zum keltischen, sondern zum germanischen Stamme rechneten. Wahrscheinlich ist es, daß diese beiden, Kelten und Germanen, ursprünglich ein Volk bildeten und daß nur Zeit und Ort, wie später zwischen den Franken, welche heute die Ufer der Seine bewohnen, und ihren Vettern am Mainstrom, diese Verschiedenheit hervorgebracht.*

Kelten oder Germanen, bedeute nun beides eins und dasselbe, oder seien es zwei verschiedene Stämme, waren wohl die ersten Anwohner der Rheinufer, für welche später ausschließlich der Name

* Die aus zwei Keimlappen sich entwickelnden Pflanzen, im Gegensatz zu den Monocotylebonen aus einem Keimlappen (z. B. die Gräser) und Acotyledonen, aus Sporen sich entwickelnden Pflanzen, den Kryptogamen Linné's, (Moose, Schwämme, Farn).

** Siehe Dr. Karl Klein, „Philologus“ S. 107, Mainz 1869.

Germanen in Gebrauch kommt. Wie der Volkstamm hieß, der zuerst die Umgebung von Mainz selbst bewohnte, darüber ist keine gewisse Nachricht vorhanden. Klein*, der über diesen Gegenstand Untersuchungen anstellte, folgert, daß weder die Mediomatrici, die nicht bis über Speyer reichten, noch die Treveri, deren Ansiedelungen bei Bingen den Rhein berührten, das heutige Mainz inne gehabt haben möchten, dagegen führe Tacitus um das Jahr 70 unserer Zeitrechnung einen sonst nirgends erwähnten Volksstamm, die Caracates auf, welcher in Verbindung mit den Vangionen, den Einwohnern von Worms, die Gegend des heutigen Rheinhessens bewohnte. Diese wohnten nach ihm wahrscheinlich an der Stelle, an welcher sich das heutige Mainz befindet, und es erscheint wohl möglich, daß sich Ueberreste dieses Stammes oder die Erinnerungen an ihn bis zur Zeit des Tacitus erhielten. Durch diesen ersten Volksstamm, welcher die Gegend bewohnte, geschah wohl viele Jahrhunderte vor der Ankunft der Römer die erste Anlage der Stadt und diese erfolgte dem Main gegenüber, da wo die Vilzbach sich in den Rhein ergießt, ungefähr in der Gegend des jetzigen Neuthors. Nach dieser Lage der Stadt, der Mündung des Mains gegenüber, welchen die Römer Moenus nannten, ein aus der keltischen Form mogunus entstandenes Wort, nannten die Römer diese Stadt Moguntiacum.

Leider sind keine Funde vorhanden, aus welchen wir über die Beschaffenheit dieser ältesten Mainzer Niederlassung (wohl ein Fischerdorf, dessen Bewohner Tauschhandel trieben) Schlüsse zu ziehen vermöchten, aber seine Lage in der Nähe des Stromes, welcher damals seine Ufer weit mehr als gegenwärtig nach links vorgeschoben hatte, läßt uns vermuthen, daß hier ehedem eine jener ältesten Gattungen menschlicher Wohnstätten, wie sie neuerdings Professor Keller in Zürich in seinem Werke: „die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen", beschrieben hat, sich befand. Wie die Malayen sich heute noch zu Pangkok und Borneo, die Papuas in Neu-Guinea ansiedeln, so waren die Bauten dieses Hüttendorfs wohl auf eingerammten Pfählen im Wasser errichtet, um seine Bewohner gegen Raubthiere und menschliche Feinde zu schützen und zugleich als bequeme Fischstationen zu dienen. In solchen Pfahlbauten wohnten wohl die ersten Mainzer, ein Völkchen, über dessen Beschaffenheit, Charakter und Sitten wir nicht einmal Vermuthungen zu äußern wagen, von welchem aus wir aber mit Staunen die lange Reihe der Metamorphosen überblicken, deren es bedurfte, um Mainz zu seinem heutigen Glanze zu erheben. Von den Pfahlbauten jener dunkelen Vergangenheit bis zu den heutigen prachtvollen behaglichen Hôtels am Rhein, den Kaufläden mit prächtigen Spiegelfenstern, welche sich an ihrer ehemaligen Stelle erheben, welch' weiter Weg? Diesen Weg schicken wir uns nun an mit dem Leser zu durchwandern.

Mainz als Hauptstadt des römischen Oberrheins.

Keine zuverlässige Urkunde berichtet uns über die erste Entstehung der römischen Stadt — es ist wahrscheinlich, daß die Römer schon weit vor der Zeit, als Nero Claudius Drusus nach der Niederlage des Lollius die Deutschen am Rhein bekämpfte und fünfzig Castelle an dessen Ufern erbaute, an der Stelle des heutigen Mainz eine Niederlassung besaßen, allein als gewiß erscheint nur, daß zu jener Epoche, 15 vor Christus, auf dem luftigen, gesunden Hochplateau, das sich von der heutigen Citadelle nach dem Linsenberg erstreckt, zum Erstenmal eine römische Festung, ein längliches Rechteck, dessen Langseiten 1000 Schritt, dessen schmale Seiten ungefähr 100 Schritt weniger betrugen, in größerem Maßstabe entstand.

Die Niederlage des Varus nöthigte die Römer zu einer gewaltigen Machtentfaltung am Rhein. Vier Legionen mit ihren Hilfstruppen, ungefähr 50,000 Mann, lagen damals am Ober-Rhein und

---

* Siehe „das römische Reich von Dr. Karl Klein, Mainz 1869.

ungefähr ebensoviele am Unter-Rhein. Die Hälfte der nach dem Ober-Rhein entsendeten Truppenmacht hatte wohl in der Umgebung von Mainz ihr Standquartier.

Dr. Karl Klein, dem die Ehre gebührt, daß er in seiner Abhandlung „Das römische Mainz" zahlreiche Irrthümer zu widerlegen und Widersprüche zu beseitigen vermochte und vermöge wissenschaftlicher Kritik Klarheit über die Topographie des alten Moguntiacum geschaffen, hat in Uebereinstimmung mit den Mainzer Geschichtschreibern Lehne und Schaab in folgender Weise die Umfassung des römischen Castrums festgestellt.

Die Hauptseite der Festung, die nördliche, war gegen die Stadt und den Rhein gerichtet und erstreckte sich von der Citadelle aus durch den Altweibergraben an der ehemaligen Windmühle vorbei nach der Stephanskirche über die Gaugasse durch den Kästrich nach dem Alexanderthurm. An dem Altweibergraben liegt die römische Mauer noch zu Tage, ebenso ruht der Chor der Stephanskirche auf ihr. Von dem Alexanderthurm erstreckte sich die Mauer immer in gerader Richtung fort nach dem Linsenberg. Von hier an wandte sich die Umfassung in südlicher Richtung am Abhang nach Zahlbach hin. Wo der Weg nach Hechtsheim beginnt, wird die südliche Langseite, welche sich parallel mit der nördlichen nach der Citadelle zu erstreckte, begonnen haben. Der sich unzweifelhaft als ein römisches Bauwerk kennzeichnende Eichelstein, römisches Großmauerwerk, bei welchem Stein, Kies und Kalk zu einer einzigen festen Masse zusammengestampft sind, erscheint Hutter und Schaab als ein Denkmal, welches die römischen Legionen zum Gedächtniß an den gefallenen Drusus errichteten. Letzterer beruft sich auf Eutrop und Dio Cassius, welche römische Schriftsteller beide von einem Denkmale sprechen, das die römischen Legionen Drusus zu Ehren bei Mainz errichteten. Andere halten den Eichelstein für einen in der nordöstlichen Ecke des Castrums erbauten Ausschauthurm. Vorausgesetzt, daß das wirkliche Denkmal des Drusus nicht zu Grunde ging, kann man den Eichelstein nach dem Vorgang der meisten Schriftsteller bis hinauf zu denjenigen des Mittelalters als ein solches Denkmal ansehen, womit sich recht wohl der Gedanke vereinigen läßt, daß sich die Römer desselben als Ausschauthurm (speculum) bedienten. Leider ist es jedoch noch nicht gelungen mit Gewißheit festzustellen, ob der Eichelstein sich innerhalb oder außerhalb des römischen Lagers befand. Der letztere Fall würde seine Benutzung als Ausschauthurm ausschließen.

Die Umfassungsmauern der römischen Festung waren mehr als fünf Fuß dick. Meistens namentlich gegen die dem Feinde zugekehrte Ostseite, waren zwei solcher Mauern in einem Zwischenraum von 5 Fuß und mehr errichtet. Der Zwischenraum wurde mit Erde ausgefüllt und so ein Bollwerk geschaffen, das allen Angriffsmiteln, welche die Kriegskunst jener Tage kannte, zu trotzen vermochte.

Das Castrum hatte vier Thore, das erste, das vordere Thor (porta praetoria) war am Abhang der Gaugasse, ungefähr an der Stelle der jetzigen Adlergasse, das hintere Thor (porta decumana) befand sich auf dem Abhang nach Zahlbach hin, und durch dieses Thor führte der Weg nach Alzey. Das linke Thor, die porta principalis sinistra, befand sich auf dem Linsenberg, von wo die Straße rheinabwärts nach Bingen führte, und das rechte Thor, die porta principalis dextra, durch welche die Straße rheinaufwärts führte, stand wohl bei der heutigen Citadelle.

Aus der porta praetoria führte die Straße über den Thiermarkt durch die große Emmeransgasse nach dem Rhein. Der Thiermarkt, im Mittelalter forum gentile genannt, diente schon zu Römerzeiten als Marktplatz, und unter dem Schutze des Castrums dehnte sich von hier aus bis zur Steingasse und abwärts bis zur Peterskirche, rheinaufwärts aber bis zum Bockkthor, die römische Stadt aus, wie wohl nicht in dieser Breite wie heute, da zur römischen Zeit der Strom eine größere Breite besaß und sich weiter landeinwärts erstreckte.

Dieses alte Moguntiacum war zweifellos eine volkreiche Stadt mit Tempeln, Altären und mannichfachen Bauten. Soweit dieses die Zustände der Provinz gestatteten, herrschte hier eine gewisse Behaglichkeit, und noch heute findet man viele Baureste, Grabsteine und Gelübdsteine. Zahllose römische Mauern, Denkmäler, Mosaik, Altäre und Anderes wurde bereits im Laufe der Jahrhunderte aufgedeckt, merkwürdige Funde der mannichfachsten Art gemacht, und schon der alte Sebastian Münster sagt in seiner 1483 erschienenen „Cosmographie": „Es ist keine Stadt an dem Rheinstrom, darin mehr alter Dinge gefunden werden, denn zu Mainz".

Römische Alterthümer in Mainz.

Noch bis auf den heutigen Tag ist Mainz eine Fundgrube römischer Alterthümer und noch sind zahlreiche Trümmer, welche von der Größe und Bedeutung des einstigen römischen Mainz Zeugniß ablegen vorhanden. Des Eichelsteins geschah bereits Erwähnung. Nicht weit von diesem Denkmal, aber außerhalb der Citadelle, im sogenannten Altweibergraben, findet sich ein allerdings unbedeutender Theil der ehemaligen römischen Mauer. Die Mauer wird nach Bockenheimer* durch zwei Schichten Mauersteine und eine Schichte Backsteine gebildet, im Inneren ist großentheils Guß, doch scheinen die Backsteinschichten auch im Innern durchzugehen.

Von dem bürgerlichen Mainz sind gleichfalls noch zahlreiche Mauerreste vorhanden. Bei Gelegenheit der Durchführung der Canalisation im Jahr 1877 wurden namentlich in der Pfaffengasse die Reste eines großen Gebäudes aufgedeckt. Wohin die älteste Anlage, das Vetus Moguntiacum, auf welches ein in Luxemburg zwischen Junglinster und Burglinster im Jahr 1872 oder 1873 aufgefundenes Steinfragment hinweist, zu verlegen sei, ist nach Bockenheimer (Mainz und Umgebung) nicht genau zu bestimmen; nach den Resultaten der neuesten Forschungen hätten wir die Altstadt in Nordwesten zu suchen, während die späteren Erweiterungen gegen Osten und Norden sich gerichtet hätten. Nach J. Becker** war das erste römische bürgerliche Gemeinwesen in Mainz eine Lagerstadt, die sich an den alten keltisch-vangionischen Ort Mainz anlehnte. Nachmals bildete sich in dem Gemeinwesen eine besondere Gemeinde römischer Bürger bis unter Dioclitian Mainz eine Municipalstadt wurde. Das Mainz gegenüber liegende Kastel besaß nach J. Becker dagegen frühzeitig einen mehr bürgerlichen Character als das einfach militärische Mainz. In Castel erscheint ein novus vicus Meloniorum, das ist ein neuangelegter Stadtbezirk 170 nach Christus. Der älteste auf die Erweiterung von Mainz selbst bezügliche Stein wurde im Jahr 1866 im ehemaligen Kapuzinerkloster gefunden; er erwähnt die Platiodanni des Vicus novus; auf eine andere Erweiterung deutet ein die im vicus novus wohnenden vicani Mogontiaces erwähnender Gedenkstein; ein im Jahre 1813 aufgefundener Stein erwähnt die Bewohner des vicus salutaris, eine andere Inschrift die Bewohner des vicus Vobergensis (199 n. Ch.) und endlich ein von dem Kloster Dalheim stammender Stein die Bewohner des vicus Appolinensis (220 n. Ch.).

Mainz und Kastel waren durch eine stehende Brücke verbunden, deren Vorhandensein durch die neuesten die Ausräumung des Rheinbettes bezweckenden Arbeiten, mit Gewißheit festgestellt wurde. Es verdient dankbar anerkannt zu werden, daß das Großherzogliche Ministerium der Finanzen durch wiederholte Verfügungen an das Kreisbauamt Mainz die Zwecke der vaterländischen Geschichtsforschung unterstützte. Eine Reihe von Funden wurden zu Tag gefördert, durch welche Dompräbendat Friedrich Schneider zu Mainz den römischen Ursprung des Bauwerks über jeden Zweifel zu erheben vermochte. Es hat sich also die von uns in der ersten Auflage dieses Werkes ausgesprochene Ansicht völlig bestätigt und reducirt sich der Brückenbau Karls des Großen, der lange Zeit als der erste Mainzer Brückenbau galt, lediglich auf eine Wiederstellung des alten römischen Baues. Der römische Ursprung der Brücke wird nach Friedrich Schneider*** insbesondere durch die in der Steinpackung der verschiedenen Pfeiler vorgefundene Menge von Handwerkergeräthen erwiesen. „Es muß nachdrücklich hervorgehoben

---

* Mainz und Umgebung von Dr. K. G. Bockenheimer, Mainz J. Diemer 1880.

** Zur Geschichte von Mainz und Kastel von Dr. J. Becker, Mainz 1878 Seperatabdruck des „Mainzer Journals."

*** Die Rheinbrücke zu Mainz ein Römerbau, Vortrag gehalten in der zweiten Section der Generalversammlung der Geschichtsvereine zu Frankfurt a. M. am 12. September 1881, enthalten in Nr. 10 des „Correspondenzblatts des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine", redigirt von Ernst Woerner 1881.

werden und ist durch das Zeugniß der bei der Arbeit beschäftigten Leute und ihrer Vorgesetzten unanfechtbar bewiesen, daß das in Rede stehende Handwerkszeug nicht etwa vor den äußeren Rändern der Pfeiler außerhalb des Pfahlwerkes aufgefunden wurde, sondern innerhalb der Steinpackung der Pfeiler, wohin dasselbe nur während der Arbeit konnte gekommen sein." Außer dem Handwerksgeräth fand sich ein großes 80 Centimeter langes „Eisenschwert", eine sogenannte Spata, sowie ferner Ueberreste von 5 Eisenschwertern. Das werthvollste Stück unter den Waffenfunden ist ein prachtvolles 62½ Centimeter langes Bronceschwert von tadelloser Erhaltung. Aus der Art der gefundenen Werkzeuge ergab sich, daß dieselben sämmtlich zur Bearbeitung von Holz bestimmt waren. Sie dienten zum Zurichten des Pfahlwerkes und seiner Theile. „Daß sich aber nur Zimmergeräthe vorfanden," sagt Schneider, „wird dadurch erklärt, daß eine eigentliche Mauerung bei den Pfeilern nicht statt hatte. Die ganze Brücke bestand nämlich sowohl in den Pfeilern wie in dem Oberbau aus einer mächtigen Zimmerung, zu welcher nur an zweiter Stelle, soweit es die Umstände erforderten, die Verwendung von Steinen hinzutrat". Unser Leser wolle diese für die an die Entdeckung der Ueberreste der Römerbrücke sich knüpfende archäologische Discussion wichtigen Ausführungen Friedrich Schneiders über die Art der Construktion der Brücke gütigst beachten.

Unter den Funden ist außerdem noch ein wuchtiger zum Eintreiben der Pfähle benutzter hölzerner Schlägel von Werth.

Er trägt die Inschrift:

L VALE XIIII

„Die Umstände unter welchen das Stück erhoben wurde, machen es zur zwingenden Annahme, daß es bei den Gründungsarbeiten des Pfeilerbaues in Verlust gerieth, indem es vom Stiele abbrach und durch das offenbar rasch erfolgende Beischließen der folgenden Schwellenhölzer festgepackt wurde, bis es jetzt nach vielen Jahrhunderten zwischen den Balkenlagen eingeklemmt vorgefunden wurde. Es dürfte wohl das einzige Stück der Art sein, das überhaupt aus so ferner Zeit auf uns gekommen ist." Die Inschrift weist auf die XIIII Legion hin und L VALE dürfte als der Name des Centurio der fraglichen Abtheilung der XIIII Legion (Licinius oder Lucius Vale) anzusehen sein."

Die Auffindung dieses inschriftlich bezeichneten Werkzeuges verleiht einem gleichfalls mit einer Inschrift versehenen Geräthe besondere Bedeutung, das im Jahr 1880 mitten in der Steinpackung eines Pfeilers angetroffen wurde. Es ist ein Eisenstempel zum Aufbrennen einer Marke, ein Brandstempel mit der erhaben stehenden Inschrift:

LEG XXII ANT

Die Umstände der Auffindung lassen keinen Zweifel aufkommen, daß auch dieses Stück bei der Arbeit verloren wurde. Das Werkzeug kommt für die Zeitbestimmung der Erbauung der Brücke in Betracht. Der Zusatz „ANTONINIANA", auf welchen das ANT hinweist wurde von der XII Legion nach dem Tod des Severus Alexander (235) nicht mehr geführt; Thatsache ist, daß dieser Kaiser zum Schutze gegen die vordringenden Alemanen den Rheinübergang bei Mainz, vorbereitete. Nach ihm ging der Soldatenkaiser Maximinus Thrax (235 — 238) über den Rhein; es ist somit die Annahme gestattet, daß um das Jahr 235 der Brückenbau im Gange und soweit gediehen war, daß Maximin nicht lange nach seiner Erhebung, sich der Brücke bedienen konnte. Die Möglichkeit einer anderen Zeitbestimmung für unseren Brückenbau", sagt Schneider, „ist zwar nicht unbedingt ausgeschlossen; andrerseits scheinen aber die Gründe, denselben zwischen die Regierung von Severus Alexander und Maximin also 235 zu setzen, derart, daß sie größere Wahrscheinlichkeit für sich haben".

Neu ist die durch das Auffinden des Schlägels dargethane abermalige Anwesenheit der XIV Legion in Mainz. Da aber ein anderes Standquartier aus der gleichen Zeit nicht erwiesen, so ist ihre Theilnahme bei dem Brückenbau nach Schneider nicht ausgeschlossen. In dem auf der Inschrift erwähnten Centurio Licinius Valerianus will Schneider den nachmaligen Kaiser gleichen Namens erkennen, wenigstens „können verschiedene Gründe hierfür geltend gemacht werden, welche die Annahme bis zu einem gewissen Grade unterstützen". Schneider macht geltend, daß Valerian 235 etwa 48 Jahre alt war und also ganz wohl noch in der Stelle eines Centurio sich befunden haben konnte. Er setzt hier allerdings sehr schlechte Avancementsverhältnisse im römischen Heere voraus, allein erwiesenermaßen

diente Valerian, wiewohl er von edler Abkunft war, im Heer und durchlief alle Stufen der soldatischen Laufbahn, bis er zur höchsten Würde aufstieg. (Aurel. Victor, de Caesaril. cap. 32. Pollio in vita.) „Dabei ist es wohl kaum zufällig, wie sehr Valerian als Kaiser sich die Anlage und Herstellung von Brücken angelegen sein ließ. Diese, seine spätere Thätigkeit, fände vielleicht einen gewissen Untergrund in seinem ehemaligen Soldatenleben, der ihn zu einer technischen Truppe und zum Bau der Mainzer Brücke könnte geführt haben."*

Ob Friedrich Schneider die gemachten Funde hier durchweg richtig interpretirt hat, darüber mag es den Alterthumsforschern überlassen bleiben sich zu einigen. In allen Fällen aber erscheint es durch seine Ausführungen unwiderleglich festgestellt, daß Karl der Große nicht als der Gründer der Mainzer Brücke anzusehen ist. „Es läßt sich nicht nachweisen, inwieweit das Wort Einhart's, „der Bau schiene für die Ewigkeit gesichert," thatsächlich begründet war; jedenfalls beweist der Umstand, daß in drei Stunden, wie gleichfalls Einhard berichtet, das Werk so vieler Jahre vom Feuer konnte zerstört werden, nicht für eine sonderlich dauerhafte Ausführung. Die Möglichkeit der theilweisen Rettung liegt an sich so nahe, daß die Katastrophe in ihrem verhängnißvollen Umfang, doch nur aus dem sehr leichten Bau des Brückenkörpers erklärt werden kann. Wir dächten, die unverwerflichen Thatsachen, wie sie die Baureste, sammt der gelegentlichen Funde liefern, reden eine deutlichere und an Beweiskraft wichtigere Sprache als die mehr oder minder auf das Lob Karls gerichteten Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller. Beachtenswerth ist hierbei namentlich, daß der Bauverständige, über seine eigenen Bauunternehmungen auf das Eingehendste berichtende Einhard, des Mainzer Brückenbrandes nur gelegentlich unter jenen Ereignissen erwähnt, die gleichsam als Schatten dem nahen Tode des Kaisers vorausgingen."

Die Darlegungen Friedrich Schneiders sind zunächst nach einer Richtung hin von Julius Grimm in Wiesbaden bestritten worden. Nach Grimm bestand die Brücke nicht, wie Schneider ausführt, aus hölzernen Streben, hölzernem Sprungwerk und hölzerner Fahrbahn, deren Pfahlrost durch einen mächtigen Steinwurf und stromaufwärts durch eine Reihe vorgelegter, durch Klammern verbundener Quadern gegen die Angriffe des Stromes geschützt gewesen, sondern sie besaß steinerne Pfeiler und steinerne Ueberwölbungen. Nach F. Hettner (Director des Provinzialmuseums in Trier)** haben die technischen Erwägungen, welche Grimm den Ausführungen Schneiders entgegensetzt, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Als vollgültigen Beweis für das Vorhandensein steinerner Pfeiler nimmt Hettner mit Grimm die von Heim 1847 gegebene Beschreibung der damals beseitigten Pfeiler an. „Daß auch der Oberbau der Brücke aus Stein war", sagt Hettner, verweist Grimm mit Recht aus der überaus großen, in der Umgebung der Brücke sich vorfindenden Menge von Mauersteinen, andererseits aus der bekannten bei Lyon gefundenen Bleimedaille." Diese von Hettner erwähnte römische Medaille zeigt auf dem Avers die Bildnisse der Kaiser Diocletian und Maximian, auf dem Revers eine aus drei Bogen bestehende Brücke mit steinernem Oberbau.

In Bezug auf die Zeit der Erbauung wird Schneider entgegnet, daß nach Herodian und Capitolinus der Rheinübergang Maximins auf einer Schiffbrücke bewerkstelligt wurde. Grimm nimmt die Erbauung zweier Brücken an, von denen die zweite nach Zerstörung der ersten, auf denselben Pfahlrosten errichtet worden sei. Historische Argumente, sagt Hettner, treten hinzu. Unbezweifelbar ist der Brückenbau unter Maximinian. Das Lyoner Bleimedaillon, auf welchem die Brücke nebst den Kaisern Diocletian und Maximinian dargestellt ist, kann nur als Erinnerungsmedaille an diesen Brückenbau aufgefaßt werden; auch erwähnt Eumenius in seinem Panegyrykus an Maximinian ausdrücklich des „Pons rheni". Nun aber ist ein Schlägel und ein Rostpfahl mit dem Stempel der Legio XIV. gefunden worden, welche Legion soweit unsere Kenntniß reicht, im Jahr 96 Germanien verlassen hat. Hieraus und weil das von Drusus in Castel angelegte castellum mattiacorum ohne Brücke undenkbar sei, schließt Grimm, daß eine Brücke unter Drusus erbaut worden sein müsse.

---

* Der römische Brückenkopf in Castel bei Mainz und die dortige Römerbrücke, Mainz V. Zabern 1882.

** S. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst," Trier, Lintz'sche Buchhandlung 1882.

Mit dieser Annahme Grimms würde auch die Annahme Schneiders in sich zusammenfallen und man würde in dem seltenen Schlägel der zu so kühnen Combinationen Veranlassung gibt, nicht mehr ein ehedem dem Centurio und späteren Kaiser Licinius Valens gehöriges Werkzeug vor sich sehen dürfen. Wenn nun aber der fatale, den Alterthumsforschern so viele Sorgen machende Schlägel bei dem im Jahr 96 stattgehabten Abmarsch der leg. XIV aus Germanien durch Nachlässigkeit zurückgeblieben und bei einem späteren Brückenbau als brauchbar weiter benutzt worden wäre? Es bleiben noch eine Reihe von Combinationen, welche die Interessenten in der Abhandlung von Professor Julius Grimm, sowie in der Besprechung derselben durch Hettner in der „Westdeutschen Post" finden. Ehe die Frage der Zeit der Erbauung entschieden sein wird, werden wir gut thun uns damit zu begnügen, zu wissen, daß durch die Forschungen Schneiders der römische Ursprung der bei Mainz gefundenen Brückenreste festgestellt ist, sowie daß die Annahme Grimms, es habe der Oberbau sowie Streben und Pfeiler aus Stein bestanden, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Alle weiteren in den Irrgängen des Labyrinths der Althumsforschung sich bewegenden Schlußfolgerungen wollen wir einstweilen auf sich beruhen lassen.

Ein anderes, hervorragendes, an die römische Vergangenheit der Stadt Mainz erinnerndes Denkmal ist der bei Zahlbach noch vorhandene Ueberrest einer römischen Wasserleitung. Die Quellen der Wasserleitung, sind nach Bockenheimer (S. Bockenheimer Mainz und Umgebung) wohl bei Drais zu suchen und ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß ein Sammelbehälter zwischen Drais, Finthen und Bretzenheim sich befunden. Rechts vom Dorfe Zahlbach sind noch Pfeiler übrig, im Ganzen 60; von den erhaltenen sind 24 noch 6 — 7 Meter hoch, 12 nur 3 — 4½ Meter, 24 stehen wenig aus dem Boden hervor. Die Umkleidung besteht aus Quadersteinen, innen ist Gußmauerwerk.

Keine Stadt diesseits der Alpen kann endlich eine so große Sammlung größtentheils am Orte selbst oder in dessen Umgebung aufgefundener römischer Alterthümer aufweisen als das Mainzer städtische Museum beherbergt. Es sind im Ganzen 450 alle den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehöriger Steine, theils Abbildungen von Göttern und Menschen; Ornamente, Altäre, Grabsteine und Legionssteine.

Alle gemachten Funde lassen darauf schlieen, daß wir in dem römischen Mainz eine hochentwickelte römische Provinzialstadt vor uns sehen dürfen, in welcher man viele Annehmlichkeiten des Lebens finden konnte, wenn man auch einige der Freuden des alten Roms vermissen mußte. So haben sich beispielsweise bis heute noch keine Spuren eines römischen Theaters gefunden; einen Genuß welchen also die Mainzer zur Römerzeit entbehren mußten. Ein lebhafter Handel mit den angrenzenden Völkern wurde betrieben und die wohlbebauten römischen Niederlassungen, mit welchen das Land auf beiden Ufern des Rheins dicht besäet war, wurden von hier aus mit den Produkten italienischen Kunstfleißes, mit Oel, Wein, Südfrüchten und anderen unter dem Himmel Germaniens damals noch spärlichen Erzeugnissen versehen. Mainz, das große römische Castrum, war der Sitz einer verfeinerten Cultur, welche durch die den Rhein überschreitenden Abtheilungen der römischen Heere, sowie die ihnen folgenden Colonisten immer weiter nach Osten getragen wurde; eine Culturthätigkeit, welche Felix Dahn in begeisterter Weise besingt:

Durch Alpenschnee, durch Parthersand
Mit immer stätem Schritte,
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer Recht und Sitte.

Und wo der Feldherr Lager schlug,
Da kann uns Heimath werden:
Wir folgen unserer Adler Flug
Und unser ist die Erden.

Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt,
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut gebrängt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heiliger Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom,
Zum Staunen der Barbaren.

Der Sumpf versiegt, der Urwald fällt,
Nah'n sich des Liktors Stäbe;
Wir bringen eine schönere Welt:
Den Oelbaum und die Rebe.

Wir bauen Straßen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den eh'rnen Schritt, den Siegesschritt
Der Schlachtcohorten tragen.

Denn uns ist aus Orakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet,

So ewig ziehn von Pol zu Pol
Die römischen Legionen
Als am bethürmten Capitol
Die ew'gen Götter thronen.

Schicksale des römischen Mainz.

Ein sogenannter römischer Legat (legatus Augusti pro praetore exercitus Germanici superioris) hatte in Mainz seinen Sitz, und diese Stelle war eine der wichtigsten im ganzen Reiche. Vielen war sie der Weg zum Kaiserthron, für Andere, die im Verdacht standen, daß sie nach dieser höchsten Würde strebten, war sie eine gelinde Form der Verbannung aus den engeren Grenzen des römischen Staates. Dieser römische Legat bezog einen für die damalige Zeit ungemein hohen Gehalt, 200,000 Sestertien (etwa 20000 Gulden), zahlreiche gutbesoldete Offiziere und Beamten umgaben ihn, und es läßt sich annehmen, daß in Folge dieser, der Colonie zu Gute kommenden Verhältnisse das alte Moguntiacum der Sitz eines blühenden Gewerbs- und Handelverkehrs war und manche Producte des fernen Italiens, welche die Römer nicht zu entbehren vermochten, Wein, Olivenöl, Südfrüchte, Kleidungsstoffe und Schmuckgegenstände, durch betriebsame Händler hierher ihren Weg fanden.

Eine Reihe von Legaten folgten einander während 450 Jahre römischer Herrschaft, Legionen kamen und gingen. Nach der Niederlage des Varus hatten die XIV. und die XVI. Legion hier ihre Standquartiere. Die erstere blieb bis zum Jahre 43, die letztere bis 60. Ihre Grabsteine enthalten die ältesten in Mainz befindlichen Inschriften. Die leg. XIV. wurde nach Brittanien abgeschickt und an ihre Stelle rückte die IV., die macedonische Legion, ein. An die Stelle der 60 nach Untergermanien abgeschickten XVI. kam die XIII. Gleichzeitig wurde die XXII. Legion, welche zehn Jahre später in Mainz einrückte und über 300 Jahre hier blieb, an den Oberrhein verlegt. Wir sind den Spuren der Wirksamkeit dieser unter dem Beinamen primogenia pia fidelis berühmt gewordenen Legion bereits auf den Bergen des Odenwaldes begegnet.

Fern von Rom ward es schon frühzeitig schwer, unter diesen meuterischen Banden, in welche wir unter dem Kaiserreich die ehedem durch ihren Gehorsam als Muster dastehenden römischen Legionen verwandelt sehen, die Kriegszucht zu erhalten. Als am 1. Januar 69 die Soldaten am Rhein dem Kaiser Galba, welcher gleichfalls ehedem, etwa 20 Jahre früher, als Legat des Oberrheins in Mainz stand, den Eid erneuern sollten, entstand in Mainz unter der IV. und der XXII. Legion, vornehmlich unter der ersteren, offene Empörung. Die Soldaten zerrissen Galba's Bilder und leisteten dem Gebrauche der Kaiserzeit entgegen, den Eid dem römischen Senate und Volke. Vier Hauptleute der XXII, welche Galbas Bildniß schützen wollten, Nonius Receptus, Donatius Valens, Romilius Marcellus und Calpurnius Repentinus, wurden von den Soldaten ergriffen und gefesselt. In der Nacht eilte der Adlerträger der IV. Legion zu Vitellius nach Köln, welcher damals als Legat am Niederrhein stand, zeigte ihm an, daß die Soldaten die Wahl Galbas verworfen und verlangte von ihm Verhaltungsbefehle. Auch am Niederrhein hatten sich die Soldaten gegen Galba empört. Da ließ Vetellius den Legionen sagen: „man müsse entweder gegen die Aufrührer kämpfen, oder, um Ruhe herzustellen, einen Kaiser wählen.“ Da rückte am anderen Tag Fabius Valens, Legat der I. Legion, in Köln ein, und begrüßte Vitellius als Kaiser. Bereits am 3. Januar trat das Heer des Oberrheins bei, und der neue Kaiser gab so[illegible]t Befehl, die dem Galba ergebenen vier Hauptleute hinzurichten.

Verschwörungen und Empörungen werde[illegible]n nun an so häufig, daß wir nur der wichtigeren

gedenken können. Unter Vespasianus wurden die VI., VIII. und XXI. Legion an den Rhein gesandt, und aus England kam im Jahre 70 die XIV. dahin zurück. 98 kam die letztere nach Pannonien und an ihre Stelle rückte die erste Hülfslegion (legio I adjutrix) neben die XXII. nach Mainz. In den Anfang des dritten Jahrhunderts fällt der Zeitpunkt, wo die römische Herrschaft am Rhein erschüttert ist. Häufiger und kräftiger werden die Einfälle der Deutschen, und unter Kaiser Alexander Severus wurde diesem als er kaum die Parther besiegt hatte, gemeldet, „daß die Germanen, namentlich Chatten und Alemannen, über den Rhein und die Donau gegangen seien und im römischen Reiche große Verheerungen anrichteten." Der Kaiser eilte mit seiner Mutter Mammaea 234 an den Rhein und suchte durch Unterhandlung mit den Völkern den Wechselfällen eines Feldzugs vorzubeugen. Auf Anstiften des späteren Kaisers Maximin wurde er mit seiner Mutter, nachdem er noch den Bau einer Schiffbrücke unternommen, im Lager der Brittaner (vicus Brittannorum) bei dem Dorfe Sicila, dem heutigen Bretzenheim, ermordet.*

Die Grausamkeit des neuen Kaisers Maximin, der nun gegen die Anhänger und Freunde seines Vorgängers wüthete, brachte auch gegen diesen die Legionen auf, und als er die von Alexander Severus begonnene Schiffbrücke vollendet hatte und im Begriffe war über den Rhein zu gehen, bildete sich ein Complott, dessen Anhänger beabsichtigten, die Brücke abzubrechen, wenn der Kaiser den Rhein überschritten habe, damit er in Feindesland umkomme, „denn über den gewaltigen Strom mit seinem breiten tiefen Bett war an kein Uebersetzen zu denken, wenn die Brücke abgebrochen war, da auch keine Fahrzeuge am feindlichen Ufer sich befanden." Der Anschlag wurde jedoch verrathen und hatte neue Hinrichtungen im Gefolge. Der Kaiser begab sich nun nach Deutschland und drang siegreich weit in dessen Inneres vor.

Ueber diese Feldzüge der Römer gegen die Deutschen haben wir nach dem auf Seite 118 — 120 unseres Werkes Gesagten zu keinen weiteren Ausführungen Veranlassung. Unter dem Kaiser Gallienus (260) brach eine solche Verwirrung aus, daß beinahe jede Provinz einen eigenen Kaiser besaß, eine Epoche, welche die Geschichtsschreiber gewöhnlich als diejenige der 30 Tyrannen bezeichnen. Auch in Gallien, wo große Truppenmassen standen, erwählten sich die Legionen, welchen der grausame Gallienus verhaßt war, den tapferen, im Kampfe gegen die Germanen erprobten Statthalter Gaius Marcus Cossianus Latinius Postumus, einen Gallier, zum Kaiser. Postumus regirte 10 Jahre. Auch er nahm ein tragisches Ende. Ein gewisser Lucius Aelianus, durch die Strenge des Kaisers gereizt, erhob sich gegen ihn und fand namentlich in Mainz Anhang. Postumus schlug ihn, als er aber seinen beutelustigen Soldaten nicht gestattete, Mainz zu plündern, wurde er von diesen, ohne Zweifel in der Nähe von Mainz erschlagen. Mit ihm wurde sein bereits zum Mitregenten ernannter Sohn ermordet. Postumus wurde von den Galliern „nach ihrer gewöhnlichen Neuerungssucht" getödtet, sagt ein Geschichtschreiber.

Auf Postumus folgte ein gewisser Lollianus als Kaiser am Rhein, welchen die zuchtlosen Soldaten gleichfalls wegen seiner zu großen Strenge ermordeten.

Auch seine beiden Nachfolger Gaius und Marcus Aurelius Marius und Marcus Paeonius Victorinus hatten nach kurzer Regierung dasselbe Schicksal.

Erst dem Kaiser Aurelian (270) gelang es, die verschiedenen Nebenkaiser zu beseitigen und die Ordnung wieder herzustellen. Nicht so glücklich war der Kaiser gegen die ihrer Kraft sich bewußten deutschen Stämme. Um jene Zeit bemächtigte sich der Alemannenbund, nachdem er, wie früher bereits erwähnt, die römischen Befestigungen durchbrochen hatte, des größten Theiles Ober- und Nieder-Germaniens, Kaiser Probus ist noch einmal siegreich gegen ihn, aber die römische Kraft erlahmt und die Wucht der germanischen Angriffe nimmt zu.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts hören auch die Nachrichten über Mainz vollständig auf.

---

* Die Lage von Sicila, wie Ael. Lampridus, der Biograph des trefflichen Kaisers, die Oertlichkeit nennt, wo dieser erschlagen wurde, war lange Zeit ein Gegenstand der literarischen Controverse. Man vergleiche insbesondere Archiv für hessische Geschichte Bd. 6. Nach den ausführlichen Erörterungen von Lehne, Dr. H. Külb, Dr. Scriba und endlich Dr. K. Klein glauben wir uns unbedingt für Bretzenheim entscheiden zu dürfen.

Aus dem folgenden Jahrhundert liegt nur noch über Kaiser Konstantin eine Nachricht vor, von welchem wir wissen, daß er die Castelle am Rhein ausbessern und eine Flotte auf dem Strom erhalten ließ, um den Uebergang der Franken zu verhindern. Allein unter Konstantins Söhnen drangen diese über den Rhein und besetzten die beiden Ufer von Helvetien bis zum Meer, also auch das römische Castrum, welches sich auf dem Hochplateau zwischen dem heutigen Kästrich und Zahlbach befand.

Später war der römische Feldherr und nachherige Kaiser Julian wieder siegreich, er drang 357 den Main hinauf, schlug die Alemannen und stellte das munimentum Trajani wieder her, allein im Winter 366 gingen diese über den zugefrorenen Rhein, drangen in das von den Truppen entblößte Castrum zu Mainz ein, plünderten die römischen Besitzungen allerwärts und kehrten mit Beute reich beladen, von ihrem Zug zurück.

Valentinian war der letzte Kaiser, welcher die Provinzen am Rhein der römischen Herrschaft zu retten versuchte. 369 ließ er das Mainzer Castrum wieder ausbessern. Als abermals ein Alemannenstamm oder chattische Völker unter dem wilden Fürsten Makrian 370 Mainz bedrohten, gingen Valentinian und sein Sohn Gratian mit einem Heere bei Budenheim über den Rhein und wendeten die Gefahr von den römischen Besitzungen ab.

Die Römer treten nunmehr vom Schauplatz zurück. Wann Ober-Germanien von ihnen geräumt wurde, wir vermögen es nicht zu bestimmen. Wahrscheinlich ist es, daß die zunehmende Gefahr, in welcher Sicherheit der Person und des Eigenthums schwebten, schon seit zwei Jahrhunderten die reicheren Besitzer verscheucht hatte, daß der Werth des Grundbesitzes rasch herabsank und zuletzt nur außer der Militärbevölkerung Leute, welche nicht viel zu verlieren hatten, in den rheinischen Besitzungen sich aufhielten. Als unter Valentinian alle römischen Besitzungen auf dem rechten Rheinufer in alemannische Hände fielen und die Römer sich nur noch nothdürftig in Ladenburg und Mannheim zu halten vermochten, da war es jedem, der über einigen Besitz am Rheine verfügte, klar, daß kein langer Widerstand gegen die Macht der Barbaren mehr zu erhoffen sei. Es beginnt nun jenes in seinen Uranfängen noch unenträthselte, unter dem Namen der Völkerwanderung bekannte eigenthümliche geschichtliche Ereigniß, und furchtbare Schaaren verwüsteten nacheinander die herrlich angebauten Gefilde Ober-Germaniens, Galliens und Italiens.

„Gallien wurde von unzähligen rohen Völker überschwemmt“, schreibt als Augenzeuge der heilige Hyeronimus: „Alle Länder zwischen den Pyrenäen und Alpen, zwischen dem Weltmeer und dem Rhein haben Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Gepyden, Heruler, Sachsen, Burgunder, Alemannen und Pannonier verwüstet. Die sonst edle Stadt Mainz wurde eingenommen, verwüstet und viele Tausende von Menschen in der Kirche gemordet. Eine langwierige Belagerung richtete Worms zu Grunde.“

Diese Zerstörung von Mainz fällt in die Regierung des Kaisers Honorius, wo der Alemannenkönig Crochus mit Sueven und Alanen vereint bei Mainz über den Rhein setzte, am 31. December 406 in diese römische Festung einrückte, viele Tausende, darunter den Bischof Ruthard, erschlug und Stadt und Festung von Grund aus zerstörte.* Noch im Jahr 441 lag Mainz in seinem Schutt.

Ein gleiches Schicksal hatten wie Mainz und Worms wohl die übrigen römischen Niederlassungen des heutigen Rheinhessen: Alzey (Alcatia), Wörrstadt, Nierstein, Oppenheim, und bezeichnet das Jahr 406 beziehungsweise 407 wohl das völlige Ende der gesammten römischen Cultur auf dem Gebiete der heutigen Provinz Rheinhessen.

---

* Dieser Crochus ist der in dem Lahrer Commersbuch, vierzehnte Auflage, S. 496, verherrlichte Crok: „Schon zwanzig Jahre bist Du alt, warst noch nicht über'm Rhein! Weißt Du nichts auszuführen, nichts zu verungeniren? Verungenirt muß alles sein!

Die Orts- und Geschlechtsnamen als Geschichtsquelle.

Wir haben aus dem Vorhergehenden gesehen, wie die Germanen am Rhein die ersten keltischen Ureinwohner des Landes verdrängten, wie sie sich bis weit nach Gallien vorschoben und sich des ganzen, ehedem von Kelten bewohnten, linken Ufers des Oberrheins bemächtigten, worauf die Römer nach dem Rhein vordrangen und den germanischen Wanderungen ein Ziel setzten, bis in den Zeiten des Niederganges des römischen Reichs Alemannen, Franken, und Chatten in verschiedenen Perioden von Neuem gegen das römische Reich vordringen, sich nach und nach des Zehntlandes bemächtigen und zuletzt die römische Herrschaft jenem furchtbaren, unter dem Namen der Völkerwanderung bekannten Vordringen deutscher Stämme von Osten nach Westen unterliegt und die germanischen Völker sich der Besitzungen der Römer in Gallien bemächtigen. Ueber dieses alles erzählen uns die römischen Schriftsteller, aber sie berichten uns nur über diese Vorgänge im Allgemeinen, und schwer ist es uns heute, zu ermitteln, welchen Antheil die einzelnen Stämme an diesen Wanderungen in den verschiedenen von uns bereits erwähnten Geschichtsperioden hatten, und welche Spuren sie auf ihren Wanderungen zurückließen. Als solche Spuren erscheinen uns aber die bis auf die Gegenwart erhaltenen bleibenden Niederlassungen, welche von der einstigen Anwesenheit eines Volkes Zeugniß ablegen, die Städte, Dörfer und Gehöfte, die es gründete. Der Name dieser Niederlassungen, die Sprache des Volkes dient uns hier als Geschichtsquelle und sie ist die älteste Urkunde, auf welcher die geschichtliche Forschung beruht.

Die neuere Sprachvergleichung hat die Stammesverwandtschaft der indogermanischen Völker festgestellt, die deutsche Grammatik, die Arbeiten eines Bopp, J. Grimm, Mommsen und Anderer haben einen epochemachenden Einfluß auf die deutsche Geschichte geübt, „und man könnte sagen", bemerkt Arnold, „die Linguistik habe uns zu einer neuen Stufe historischer Erkenntniß erhoben; in jedem Fall hat sie in unser historisches Wissen eine Fülle voll Licht und Leben gebracht, unseren Gesichtskreis wesentlich erweitert und selbst die Methode der Forschung vervollkommnet. Sie hat die Sprache in den Mittelpunkt geschichtlichen Quellenstudiums gestellt."

Auch die Ortsnamen hat man bei diesen historisch-sprachlichen Arbeiten verwerthet, und Ranke regte unlängst den Gedanken an, man möge alle deutschen Ortsnamen sammeln und untersuchen, um hiernach die Verbreitung der verschiedenen Völker zu bestimmen, die der Reihe nach Deutschland ganz oder zum Theil inne hatten, Kelten, Germanen, Römer und Slaven. Förstemann hat in dieser Richtung bereits gearbeitet. J. Grimm hat eine kurze Arbeit über hessische Ortsnamen veröffentlicht, Vilmar hat die kurhessischen Ortsnamen untersucht, Weigand hat eine umfassende Arbeit über die oberhessischen Ortsnamen veröffentlicht,* namentlich aber war es Arnold, welcher neuerdings auch die Ortsnamen des linken Rheinufers mit in das Bereich seiner Untersuchung zog.**

Arnold vergleicht die einzelnen Ortsnamen, er untersucht ihre Sprachwurzeln, ihre Endungen, die Verbreitung einzelner Wurzeln und Endsilben nach bestimmten geographischen Richtungen hin und findet, daß die Ortsnamen gleichsam schichtenweise, wie geologische Formationen, uns die verschiedenen Völker und Stämme anzeigen, wie sie sich der Reihe nach im Lande oder an seinen Grenzen niedergelassen haben; jedes hat in dem Namen einen Niederschlag zurückgelassen, der für alle Zukunft sein früheres Dasein verräth, wenn auch die älteren mehr und mehr durch die jüngeren überwuchert sind, schon weil der Anbau später viel allgemeiner wurde.

So leiten Donau und Rhein ihren Namen von keltischen Benennungen ab, Andernach, Bonn,

---

* S. Archiv für hessische Geschichte, Jahrgang 1837, 1840 und 1853.

** S. Ansiedelung und Wanderungen deutscher Stämme zumeist nach hessischen Ortsnamen von Wilhelm Arnold, ordentlichem Professor der Rechte zu Marburg. Marburg Elwert 1875.

Brumat, Mainz, Remagen, Trier, Worms und viele andere sind keltischen Ursprungs, während Aachen, Kassel, Köln die Anwesenheit der Römer bekunden.

Arnold theilte nun die deutschen Ortsnamen dem Alter nach in drei Klassen. Zu den ältesten Namen gehören nach ihm die einfachen und sodann die Zusammensetzungen mit den in der Sprache längst ausgestorbenen Wörtern affa, aha, car, lohr, mar, lar. Dahin gehören, um bekannte Beispiele zu erwähnen, das Wort Aschaff mit den Orten Aschaffenburg, Wald- und Main-Aschaff. Dautphe bei Biedenkopf (in Dudafhero marca). Alt sind ferner Eulbach (Eulbuch, Ulenbuch), Bieberau (Bieberaha), Gerau (Germar), Mossau (Mosaha); auf lar: Lahr, Lollar, Wetzlar, Fritzlar, Goslar; auf lohr: Lohr, Lohrberg, Lohrfeld. Die geographische Lage und sprachliche Chronologie sprechen bei diesen und allen den vielen in die gleiche Classe gehörigen Namen dafür, daß sie im Großen und Ganzen der ersten Periode der Ortsgründung, den Ansiedelungen der Urzeit, zuzuzählen sind.

In gleicher Weise, wie sich mit Hülfe der Ortsnamen die ältesten Ansiedelungen nachweisen lassen, vermögen wir auch mittelst derselben die einzelnen Stämme auf ihren Wanderungen zu verfolgen. Es ist möglich diejenigen Gebiete zu bestimmen, wo sich dieselben in größerer Zahl niederließen.

„Es gilt dieses besonders dann", sagt Arnold, „wenn, wie bei den Chatten, ein großer Theil des Stammes in der ursprünglichen Heimath zurückgeblieben ist, und die Ortsnamen der früheren und späteren Wohnsitze mit einander verglichen werden können. Denn so gut wir aus den keltischen Namen in Süddeutschland, Frankreich und der Schweiz schließen, daß andere gleichlautende ebenfalls keltisch sind, wenn auch die Kelten solche Gegenden später wieder verlassen haben, ebenso gut können wir von den unzweifelhaft deutschen Namen, die in den später gegründeten Colonien ableiten, sobald sich eine durchgehende Verwandtschaft zeigt. Der Schluß ist nur ein umgekehrter; im ersteren Falle schließen wir aus der späteren Heimath auf die frühere, im zweiten aus der früheren auf die spätere."

„Die Ortsnamen begleiten das Volk in derselben Weise wie die Sprache. Es ist eine bekannte Erscheinung, die sich zu allen Zeiten wiederholt, daß die Auswanderer die neugegründeten Orte am liebsten nach der Heimath benennen, wie wir denn fast alle größeren deutschen Orte jetzt in Amerika wiederfinden, oft so viele Male, daß es schwer wird, sie genau zu unterscheiden."

Auf diese Weise schließt Arnold an der Hand einer vorsichtigen Kritik und verfolgt zunächst die Wanderungen der Chatten. Eine Reihe von Orten im Hannövrischen, wohin ehedem chattische Züge stattfanden, lassen einen chattischen Ursprung vermuthen; ungefähr dreißig Ortsnamen in der Gegend von Sondershausen und Merseburg kehren in derselben Weise in Hessen wieder, vor allem aber lassen sich auf dem linken Rheinufer die Spuren der chattischen Wanderungen mit ziemlicher Deutlichkeit verfolgen.

Von jeher hatten die Chatten Einfälle in Gallien gemacht, und kaum waren die Rachekriege des Germanicus vorüber, als auch ihre Beunruhigung der römischen Rheingrenze wieder begann. Nachdem Trajan und Hadrian vorübergehend ihren Raubzügen Einhalt geboten, bedrohten sie das Gebiet der Städte Mainz und Worms, sie brachen zur Zeit der Markomannenkriege von Neuem hervor, und sowohl bei Mainz als bei Worms findet sich die Flurbezeichnung Katterloch, cattorum locus, vor.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts nahmen die chattischen Franken das ganze Land zwischen Rhein und Mosel bis hinüber in die Gegend von Toul in Besitz, und bezeichnend ist es, daß an der oberen Nahe, im Fürstenthum Birkenfeld, um den Idarwald jenseits des Hardtgebirges, in Elsaß und Lothringen und auch in Rheinhessen chattische Namen vorkommen, es sind namentlich die Grundwörter „bach", „born", „hard", „holz", „scheid" und die Endsilbe „wies", die sich hier wiederholen. Drais bei Budenheim ist ein hessischer Name. Auch „olm" ist ein hessische Endung, welcher wir in Ober- und Niederolm, begegnen, Eich, Flomborn, Eichloch, Niederwiesen, Sorgenloch sind als solche hessische Ortsgründungen zu betrachten. Eine Reihe von derartigen Ortsnamen führt uns bis in die Gegend von Metz. Lauterbach bei St. Avold, Ober- und Unterfelsberg bei Saarlouis, Buschborn bei St. Avold, Waldwies bei Ober-Sierck, Gauwies bei Sierck, Metzerwies bei Diedenhofen und viele hundert ähnliche, ja der Namen der lothringischen Hauptstadt Metz selbst kann auf chattischen Ursprung

zurückgeführt werden. Der Name Metz findet sich in Hessen einfach und zusammengesetzt so häufig, daß ein chattischer Ursprung höchst wahrscheinlich ist. Er kehrt wieder bei dem alten Hessendorf Metz bei Gudensberg, in dem Waldort Metze bei Bermbach, sodann in Zusammensetzungen als Metzeberg bei Walburg, Metzebach bei Spangenberg, Metzenberg bei Röllshausen, Metzengraben bei Altenburschla, Hof Metzlar bei Sontra, Metzeloh, Gehölz bei Langenselbold, Metzenkreuz bei Mecklar, Metzeſtöckchen, Metzewinkel, Metzewiesen, Metzegraben, Metzeweyer, Metzelsteyn und Metzlosgehag.

Wenden wir diese Forschungen Arnolds zunächst auf Rheinhessen an, so ist die in Worms vorhandene, auf einen frühen chattischen Besitz hindeutende Benennung Katterloch für uns von Bedeutung. Chatten scheinen auf einem großen Theil des linken Rheinufers nach dem Sturz der Römerherrschaft Besitz ergriffen und die Landesherrn geworden zu sein. Schon vor der Merowingerzeit waren chattische Geschlechter in Metz ansässig und ebenso weist die älteste christliche Mainzer Grabinschrift, wie Heckmann dargethan hat, auf Deutsche und nicht auf Römer hin. Auch während der römischen Herrschaft scheint die deutsche Bevölkerung, wie H. v. Pfister in einem in Nr. 322 der „Darmstädter Zeitung" vom Jahr 1882 erschienenen Artikel ausführt, aus Mainz nicht gewichen zu sein; ob sie gleich durch fremden Zuzug sich allmälig latinisirte. Denn auf zahlreichen Funden aus dem zweiten und dritten Jahrhundert, z. B. auch auf Mainzer Töpfergeschirr, erscheinen Namen dort ansässiger Leute, die schlechterdings nicht römisch sind, wohl aber sich germanisch ausdeuten lassen. Nach dem Sturze der Römerherrschaft scheint Mainz eine der ersten Städte gewesen zu sein, in welchen die Chatten die Herrschaft ergriffen hatten. Seit dem Jahr 454 nach Christus, bemerkt H. v. Pfister in dem oben erwähnten Aufsatz, galt dort wieder chattisches Gebot. Mainz wäre also nicht nur eine Römerstadt, sondern zugleich die älteste der hessischen Städte.

Für die Niederlassungen der vom Oberrhein aus in Gallien eingedrungenen Alemannen ist die Endsilbe „weiler" ein untrügliches Kennzeichen. Die Orte, welche mit „weiler" endigen, treten auf dem linken Rheinufer zu Hunderten auf. Horrweiler und Lörzweiler erscheinen in Rheinhessen als solche alemannische Ortsgründungen. Im Allgemeinen ist der Ursprung dieser Niederlassungen in das vierte und fünfte Jahrhundert zu verlegen, wobei nicht ausgeschlossen bleibt, daß manche jüngeren Ursprunges sind.

Alemannischen Ursprunges sind ferner die Ortnamen mit den Endsilben „bach" (im Odenwald häufig) „brunn" (desgl.) „wangen", „ingen" „hofen" (Osthofen, Westhofen). Vor allem aber ist die gleichfalls alemannische Endsilbe „heim", welche wie „weiler" eine Niederlassung bedeutet, ein Kennzeichen jener massenhaften alemannischen Ortsgründungen. Diese Endsilbe kehrt namentlich in Rheinhessen unzähligemal wieder. Gleich den Silben „bach", „berg", „dorf" und „hausen" ist sie eine jüngere Bildung und fällt im Ganzen in die Zeit vom fünften bis zum achten Jahrhundert. „Jedenfalls aber," sagt Arnold, „gehört die Hauptklasse dieser Namen noch der vorchristlichen Zeit an."

Die dritte und jüngste Klasse enthält endlich die Namen auf „burg", „coppel", „hagen", „kirchen", „rod" und „zell", die sich sofort als der letzten Periode der Ortsgründung angehörig erweisen. Es sind die Orte, die von Kirchen, Klöstern und weltlichen Herren vom achten bis zum zwölften Jahrhundert gegründet wurden, also erst in die christliche Zeit fallen. Mit dem zwölften Jahrhundert hörte die Ortsgründung im alten Sinne auf, die neu aufkommenden Städte, nach denen sich viele der Landbewohner zogen, bildeten bereits ein Gegengewicht, und die Kriege der folgenden Jahrhunderte sahen viele der auf weniger ergiebigem Boden gegründeten Orte ausgehen.

Ueber die Entstehung der dritten Klasse von Ortsnamen und über die vom achten bis zwölften Jahrhundert stattgefundenen Ortsgründungen fehlt es uns nicht mehr an Urkunden. Durch die Vergleichung der Ortsnamen des linken Rheinufers aus den früheren Perioden glauben wir aber dem Leser hinreichende Anhaltspunkte über die Schicksale jener gesegneten Fluren zwischen Rhein und Mosel, welche schon in den frühesten Zeiten ein Zankobject zwischen der keltischen, beziehungsweise gallischen Bevölkerung des linken und den germanischen Stämmen des rechten Rheinufers bildeten, gegeben zu haben.

Für die älteste Vergangenheit von Mainz ist neben dem städtischen Museum, welches bereits früher erwähnt wurde, das von Dr. L. Lindenschmitt geleitete römisch-germanische Centralmuseum von

Wichtigkeit. Gleich dem städtischen Museum ist es in den Räumlichkeiten des früheren kurfürstlichen Schlosses untergebracht. Gegründet wurde diese Anstalt im Jahr 1852 durch den „Gesammtverein deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine“ unter dem Vorsitze Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann, verewigten Königs von Sachsen, jenes Königs, der unter seinen Mitfürsten als Gelehrter sowohl, wie durch die Förderung, die er jedem Zweige der Kunst und Wissenschaft angedeihen ließ, für alle Zeiten eine ruhmvolle Stellung einnimmt. Man verfolgte bei Gründung, des Museums den Zweck einer übersichtlichen Darstellung der Alterthümer aus den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen und zwar aus allen deutschen Stämmen, sowie der von deutschen Stämmen besetzten Gebietstheile der Nachbarländer. Wo Orginale nicht zu erlangen waren ersetzen getreue Facsimiles seltene, in anderen Museen aufbewahrte Stücke, so daß man die Kostbarkeiten aller Museen und größeren Privatsammlungen Deutschlands, sowie auch der Museen von Wien, Paris, Kopenhagen, Leyden, Zürich und Bern im römisch-germanischen Centralmuseum wiederfindet. Die Sammlung umfaßt die deutsche Vergangenheit von der vormetalischen Periode unseres Vaterlandes bis zu den Merowingern und Karolingern. Durch jährliche Unterstützungen des deutschen Reiches, Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen, Ihrer Majestäten des Kaisers von Deutschland und des Königs von Sachsen, sowie anderer hoher Gönner sehen wir die Anstalt fortdauernd in einem erfreulichen Aufblühen.

Wiederaufbau von Mainz durch Dagobert.

Aus der düsteren Epoche der Völkerwanderung erhebt sich das Frankenreich als der Anfang einer neuen Cultur. Noch einmal im Jahr 458 kamen die Römer in den Besitz von Moguntiacum und später (460) ließ der römische Feldherr Aegidius eine Besatzung in sein ausgebessertes Castrum legen; allein das Römerreich ging zu Ende. Chlodowig, der Sohn des Childerich, schlug 486 die Römer bei Soissons und wand sich selbst das königliche Diadem in die braunen Locken. Zehn Jahre später schlug er bei Zülpich die Alemannen, die sich am Ober- und Mittelrhein weit nach Westen bis Metz, Nancy und Toul vorgeschoben hatten, und unter dem Namen des rheinischen Franzien wurden die linksrheinischen Provinzen, welche sich bisher in dem Besitz der Alemannen befanden, dem neuen merovingischen oder fränkischen Reiche einverleibt.

Chlodwig starb 511. Sein Tod gab zu einer Theilung des merovingischen Reiches unter seine vier Söhne Veranlassung. Den östlichen Theil desselben, Austrasien, wozu das rheinische Franzien gehörte, erhielt sein ältester Sohn Theuderich, der den Sitz seiner Regierung nach dem, wie wir gesehen, vielleicht von chattischen Franken gegründeten Metz, der Hauptstadt von Oberfranzien, verlegte. In die Periode seiner Regierung, sowie diejenige seiner unmittelbaren Nachfolger muß man die ersten Anfänge der Wiedererstehung der alten Römerstadt Moguntiacum verlegen. Man weiß, daß unter Theodebert (534), dem Sohn Theuderichs, der Bischof Sidonius zum Schutze der Stadt gegen die Fluthen des Rheins eine Mauer erbauen ließ, und die Tochter Theodeberts, Berthora, soll eine herrliche Taufkirche (Baptisterium) zur Erfüllung eines gethanen Gelübdes in Mainz erbaut haben*.

Unter den Nachfolgern Theodeberts, unter Theobald (548), Chlotar (555), Siegbert (561) Childebert (576), scheint Mainz von keiner Bedeutung gewesen zu sein. Gleich anderen Städten litt es aber wohl unter den inneren Unruhen, welche das fränkische Reich damals erschütterten. Erst unter dem Nachfolger Childeberts, Dagobert, dem Sohne Chlotars, erhoben sich die Rheinlande von

* Wahrscheinlich die heutige protestantische Kirche, die „Johanneskirche“.

den Verwüstungen der germanischen und slavischen Stämme, und Dagobert gilt im eigentlichen Sinne als der Gründer der jetzigen Stadt Mainz. Dagobert schuf mannigfache Neubauten, er ließ am oberen und unteren Ende nach dem Rhein zu neue Gebäude errichten, so daß die neue Stadt, in höherem Maße als die römische, die Vortheile, welche der Strom bot, verwerthen konnte. Er umgab Mainz mit einer Stadtmauer und erhob es zur Hauptstadt des orientalischen Franzien, zur Metropole Galliens, Germaniens und aller cisalpinischen Städte, wie Siegehard, ein Mönch des St. Albansklosters welcher 1292 lebte, berichtet.

Gerne scheint sich Dagobert, dessen Palast, wie man zu vermuthen Grund hat, wohl auf dem Jacobsberg — dem Hügel, auf welchem die heutige Citadelle erbaut ist — sich befand, an den sonnigen Ufern des Rheinstroms aufgehalten zu haben. Aus seiner königlichen Burg ist eine Urkunde vom Jahr 628 batirt, welche beginnt: Dagobertus rex francorum und welche endigt: Actum Moguntiae in palatio nostro feliciter die XI. Kal. Octob. anno regni nostro VI.* (Geschehen zu Mainz in unserem Palast am 11. Kalendas des Octobers, unsers Reiches des sechsten.) Desgleichen eine andere vom Jahre 633, worin es heißt: „Am Tag vor dem Nonas Aprilis im Jahre elf unseres Reiches zu Mainz.“

Von zwei Jahren später ist eine weitere Urkunde batirt, vom 22. April 635, welche die Stiftung des Klosters Hohenmünster, später Altmünsterkloster genannt, durch Bilhildis,** der Nichte des Bischofs Siegebert, beglaubigt.

Ueber den Umfang des von König Dagobert wieder erbauten Mainz weiß man nur weniges. Es läßt sich aber annehmen, daß diese Stadt die Grenze des römischen Mainz nicht viel überschritt. Von der heutigen Citadelle herab mag sie sich wohl bis zu dem Neuthor und in östlicher Richtung bis zu dem Dom, in nördlicher bis nach der St. Emmeransgasse hin erstreckt haben. Im Jahr 712, hundert Jahre nach Dagoberts Wiederaufbau, ließ Bischof Siegebert die Stadt, wohl nur ihren oberen Theil, mit einer neuen Mauer umgeben, und es sollen sich innerhalb dieser Umfassung drei Kirchen, die St. Paulskirche, welche oberhalb des heutigen Münsterthores stand, die St. Georg- und die St. Wallpurgiskirche, befunden haben. Schaab, welcher zuerst auf die widersprechenden Berichte über eine Stadtmauer Dagoberts und eine hundert Jahre später von Bischof Siegebert erbaute Mauer aufmerksam machte, glaubt, daß unter der Umwallung, welche Siegebert schaffen ließ, diejenige um das ehemalige Castrum, welches bisher noch wüst lag, zu verstehen sei und daß man innerhalb dieses Stadttheils — die heutige Gaugasse, Stephansberg und die rechte Seite der großen Pfaffengasse — neue Gebäude errichtet habe. Es ist anzunehmen, daß Dagobert, der Mainz nach dem Rhein vorzurücken strebte, diesen Theil der Stadt unbeachtet ließ. In der That scheint die Vermuthung Schaab's durch den Namen die Neustadt, nova civitas, eine Benennung, welche der erwähnte Stadttheil bis zum Mittelalter führt, eine Bestätigung zu finden, durch welche dieselbe für uns beinahe als Gewißheit erscheint.

Der heilige Bonifacius, der erste Erzbischof von Mainz.

Mainz, welchem in mannichfacher Weise ein so wichtiger Einfluß auf die Entwickelung der Nachbarländer, ja des gesammten Deutschlands zufällt, sollte auch dazu berufen sein, bei dem culturhistorisch bedeutsamsten Ereigniß jener frühen Periode, der Einführung des Christenthums in Deutschland, eine hervorragende Rolle zu spielen.

---

* S. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz und Scriba Regesten.

** Vergleiche Regesten von Dr. Heinrich Eduard Scriba, Darmstadt 1851.

Zwar war schon im alten römischen Reich durch die 311 erfolgte Bekehrung Constantins das Christenthum längst Staatsreligion geworden, unbehindert durften, nachdem die kurze Periode Julians des Abtrünnigen vorüber war, die Christen ihren Glauben bekennen, schon frühzeitig standen Bischöfe von Mainz der dortigen Christengemeinde vor, unter welchen ja jener Ruthard erwähnt wird, der bei der Zerstörung der Stadt durch die Vandalen seinen Tod fand, die Frankenkönige bekannten sich schon von Chlodwig an zum Christenthum; allein jenseits des Rheines behaupteten noch bis zur Epoche der Karolinger Donar und Wotan ihre unumschränkte Herrschaft; auch innerhalb des fränkischen Reiches war der christliche Glaube keineswegs ein allgemeiner, und wer weiß, ob diese rauhen fränkischen Könige, deren harte und grausame Regierung nicht von dem mildernden Einflusse der neuen Religion Zeugniß ablegt, überhaupt zu dessen eifrigen Bekennern zählten, wer weiß zu sagen, ob sie die Bedeutsamkeit des Christenthums für die europäische Cultur nur in annähernd richtigem Maße würdigten.

Erst 752, als durch die Staatsumwälzung von Soissons Pipin König der Franken wurde, also vier Jahrhunderte nach Constantin, beginnt in unserem Vaterlande für das Christenthum eine neue Epoche, es kommt aber auch jene karolingische Staatsidee zur Herrschaft, welche in ihrer späteren, weiteren Entwickelung für Frankreich sowohl, dem sie ihren Ursprung verdankte und wo ihre Tradition sich heute noch in manchen Kreisen erhalten hat, wie auch für Deutschland mehr denn einmal verhängnißvoll wurde. Die Königsmacht und die Kirche wurden zu Bundesgenossen und unternahmen nun gemeinsam den Kampf gegen das Heidenthum jenseits des Rheins, gleichzeitig jedoch auch gegen die altgermanische Freiheit, die in der Folge durch die Beamtenhierarchie der Karolinger immer größere Einschränkungen erfuhr.

Winfried, der Bonifacius von der Zeit an genannt wird, als ihn Gregor II. 723 zum Bischof von Mainz weihte, unternahm das schwierige Missionswerk in Hessen, Franken und Thüringen.

Winfried wurde ungefähr 680, angeblich zu Kirton unweit Exeter in der englichen Grafschaft Devonshire geboren, und, eine ächte zähe britische Natur, widmet er sich seinem Werke mit all' dem Eifer und der Unerschrockenheit, welchen die Söhne Albions bekunden, mögen sie nun in einer Thätigkeit als Missionäre, Afrikareisende, Nordpolfahrer, Bergsteiger, Tigerjäger oder Sportsmen ihre Genugthuung finden. Schon frühzeitig faßte der Knabe den Entschluß, sich dem geistlichen Berufe zu widmen und trat in ein Kloster zu Exeter. Aus dem Kloster zu Exeter begab er sich in ein Benediktinerkloster zu Nhutscelle in Southamptonshire, wo er die priesterlichen Weihen erhielt. Dort entwickelte sich bei ihm der Gedanke auszuziehen zur Bekehrung der trotzigen Friesen. Trotz allen Eifers der Missionäre verharrten diese noch bei ihrem alten Glauben, und von dem Friesenkönig Radbod wird erzählt, daß er, als er schon vor dem Taufbecken stand, an Bischof Wulfram die Frage richtete, wohin seine Vorgänger, die verstorbenen Friesenfürsten, gekommen seien, ob in den Himmel, oder in die Hölle, und als der Bischof ihm über den letzteren Punkt keine hinreichend beruhigende Versicherung gab, erklärte, er wolle lieber auf den Himmel verzichten, als sich von seinen Vorfahren getrennt zu wissen; gleich jenem trotzigen Alemannenweibe in Scheffel's Schwarzwaldsang:

> Sprach: „Am Abend meines Lebens
> Brauch ich keine neuen Götter,
> War zufrieden mit den alten,
> Die mir hold und gnädig waren,
> Die den Eh'gemahl mir schenkten,
> Meinen braven Siegebert.
> Wenn ich einst zu sterben gehe,
> Würd' ich den nicht wieder finden,
> Und zu ihm geht all' mein Sehnen;
> Will begraben sein im Walde,
> Wo bei mistelschwerem Tannbaum
> Die Alraunwurz heimlich sprießt,
> Will kein Kreuz auf meinem Grabe —
> Andern mög' es Segen bringen.

Auch Winfrieds Wirksamkeit bei den Friesen war eine vergebliche, so daß er noch in demselben Jahre, wo er die Reise unternommen, auch nach England zurückkehren mußte. Winfried pilgerte nun nach Rom, und bei einer zweiten Romfahrt 723 erhielt er von Georg II. die Bischofsweihe. Der Papst empfahl ihn an Carl Martell und verlieh ihm ausgedehnte Vollmachten, „um den deutschen Völkern und allen anderen, die östlich vom Rhein wohnen, mögen sie noch im Irrthum des Heidenthums, oder in den Finsternissen der Unwissenheit befangen sein, die neue Lehre zu predigen.“

Bonifacius unternahm sein Missionswerk und begann es mit Zustimmung Karl Martells in Hessen. Hier war es, wo bei Fritzlar von seiner Hand eine uralte, dem Donar geweihte heilige Eiche fiel und wo er aus des Baumes Trümmern St. Peter zu Ehren ein Kirchlein errichten ließ. Wiederholt begab er sich von Mainz, seinem Wohnsitze, auf Missionsreisen nach Hessen, Thüringen und Franken. Im Jahr 732 ernannte ihn der Papst zum Erzbischof, er reformirte in seiner Eigenschaft als außerordentlicher Sendbote des Papstes den Clerus, und durch das 741 abgehaltene fränkisch-austrasische Concil erwirkte er Maßregeln zur Wiederherstellung der christlichen Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit und Lauterkeit und zur Besserung der Sitten des Clerus.

Auf einem zweiten zu Lestines im Hennegau abgehaltenen Concil wurde namentlich die Abschwörungsformel festgestellt, welche als das älteste deutsche Sprachdenkmal berühmt geworden ist. Nach der ältesten, im Vatican befindlichen Handschrift lautet sie wie folgt:

Frage: „Forsachistu diobolä?“ (Widersagst du dem Teufel, — nach christlichen Begriffen so viel wie der alte Heidengott Donar)
Antwort: „Ec forsacho diobolä!“
Frage: „End allum diobol gelbe?“ (Und aller Teufelgesellschaft?)
Antwort: „End ec forsacho allum diobol geldä.“
Frage: „End allum dioboles wercum?“
Antwort: „End ec forsacho allum dioboles wercum and wordum, thunaer end woden ende saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sind.“ (Allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Schwertgenoß (Kriegsgott) und allen Unholden, die ihre Genossen sind).
Frage: „Gelobistu in got alamechtigan fadaer?“
Antwort: „Ec gelobo in got alamechtigan fadaer?“
Frage: „Gelobistu in crist, gotes suno?“
Antwort: „Ec gelobo in crist gotes suno?“
Frage: „Gelobistu in halogan gast?“
Antwort: „Ec gelobo in halogan gast.“*

Im Jahre 747 ward Bonifacius, bisher Erzbischof in partibus, an Stelle des abgesetzten Bischofs Gewielieb zum Erzbischof von Mainz ernannt. Von Mainz aus wirkte er insbesondere eifrig für das 744 von ihm gegründete Kloster Fulda, und mehrere Schenkungsurkunden aus jener Zeit, welche von Mainzer Adeligen und Bürgern ausgestellt wurden, lassen auf den Einfluß schließen, den der Erzbischof zu Gunsten seiner Stiftung, wo er vermochte, geltend machte.**

Sein Missionswerk hatte er in Hessen und in sämmtlichen Nachbarlanden seines Bischofssitzes während einer fünfzigjährigen ununterbrochenen Thätigkeit vollendet, und allerwärts verkündeten christliche Bischöfe und Priester, der heilige Burkhard in Würzburg, Willibald in dem fernen Eichstädt und andere, das Evangelium, allein der unermüdliche Thätigkeitstrieb ließ dem bereits im Greisenalter stehenden, aber noch kräftigen Manne keine Ruhe, und der Plan reifte in ihm, wieder dahin zurückzukehren wo er seinen ersten mißglückten Missionsversuch unternommen hatte, um nun noch die heidnischen Friesen zum Christenthum zu bekehren. Im Jahre 752 legte er sein bischöfliches Amt nieder und zog nach Friesland. Dort wurde er am 5. Juni 755 unweit der Stelle, wo heute Dockum liegt, erschlagen. Die Leiche wurde zuerst in Utrecht bestattet, allein sein Nachfolger auf dem Mainzer Bischofssitz, Erzbischof Lullus, ließ sie dort abholen und in dem von Bonifacius gegründeten Kloster

* Vergleiche die Erzbischöfe von Mainz von S. H. Hennes. Mainz 1857.
** Vergleiche Regesten von Dr. Heinr. Eduard Scriba, Darmstadt 1851.

Fulda bestatten. Die katholische Kirche hat Bonifacius ihren Heiligen zugesellt, aber auch den Nichtkatholiken bleibt er verehrungswürdig als einer der ersten Bringer neuer humaner Anschauungen, als derjenige, welche für vollkommenere sociale Einrichtungen den Boden ebnete, und als einer der Ersten, welche den Grund legten zu der in den nächsten Jahrhunderten mit dem Christenthum identischen deutschen Bildung und Gesittung.

Mainz in der Periode der Karolinger.

Ist es gewiß, daß Mainz in der Periode der Merovinger eine hervorragende Rolle spielte, so stieg seine Bedeutung noch unter den Karolingern, und zwar ist es wesentlich der Einfluß der Mainzer Erzbischöfe, welche unter dieser Regentenfamilie zu dem Primat, das man ihnen später einräumte, den Grund legten, der die Stadt zu dem Range der ersten Stadt des Reiches, welchen sie damals einnahm, emporhob. Unter Karl dem Großen werden sogar die Schicksale des Reiches zu Mainz, oder in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, zu Ingelheim, — in der früheren Periode seiner Regierung der Lieblingsaufenthalt des Königs — entschieden. Zu Worms 776, 780, 786, 787, 790 und 791 und zu Ingelheim 788 hält der Kaiser Maiversammlungen ab.* Auf jener Maiversammlung des Jahres 788 wurde der Bayernherzog Thassilo des Einverständnisses mit den Hunnen angeklagt, abgesetzt und in das Kloster Lorsch eingesperrt, worauf er auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt 794 auf sein Herzogthum feierlich verzichtete.

Als jene Kirchenversammlung des Jahres 794 stattfand, wurde Karls dritte Gemahlin Fastrada, welche ihn begleitet hatte, am 10. August 794 zu Frankfurt vom Tod ereilt. Auf des Königs Befehl wurde sie in der St. Albanskirche zu Mainz begraben und ihre silberne Spindel schmückte zum Gedächtniß an sie den Hochaltar. Ein Denkmal aus gelblichem Marmor, sogenanntem „Salino" ließ ihr der König errichten, welches sich heute noch im Mainzer Dom befindet. Als Albrecht von Brandenburg 1552 die St. Albanskirche zerstörte, rettete ein Graf Johann von Nassau das Denkmal vom Untergang und ließ es 1577 in den Dom verbringen. Die Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung:

„Die fromme, von Christus geliebte Gemahlin Karl's, Fastrada genannt, liegt unter diesem Marmor begraben, im Jahre siebenhundert vier und neunzig, welche Zahl in das Versmaß einzuschließen die Muße verweigert. Gütiger König, den die Jungfrau geführt, gib, daß ihr Geist obgleich sie hier zu Asche modert, das Vaterland erbe, welches keine Trauer kennt."

Eine andere Inschrift belehrt den Beschauer über die Schicksale des Denkmals. Sie lautet: Das Denkmal der Fastrada, welches Du hier vor Dir siehst, war nicht zuerst an dieser Stelle befestigt, sondern es befand sich in der Kirche zu St. Alban, auf dem Gipfel des nahen Hügels, welcher durch die dort getödteten Märtyrer berühmt ist. Da nun diese Kirche durch feindliche Flammen zerstört wurde, so hat frommer Eifer dieses Denkmal seiner Stätte entrückt!"

Im Jahr 800 hielt Karl die übliche Ständeversammlung zu Mainz ab und begab sich dann nach Rom, um Papst Leo III. gegen die ihm feindlich gesinnten Römer zu schützen, worauf ihm der Papst am Weihnachtsfeste in der Peterskirche, als der Kaiser betend vor dem Altar kniete, als geschähe es in einer Art unmittelbaren Eingebung und einer religiösen Bewegung folgend (die Sache wird wohl zwischen beiden vorher abgekartet gewesen sein), die kaiserliche Krone aufs Haupt setzte. Das Volk rief: Carolo Augusto, a Deo coronato magno et pacifico imperatori Romanorum vita et victoria!

---

* Maiting, das altdeutsche Wort für das heutige englische Meeting, ist gleich bedeutend mit Volksversammlung.

Von jenem Weihnachtstag des Jahres 800 datirt das Schirmeramt, das die Kaiser über die Kirche ausübten, die Begründung des heiligen römischen Reiches, das ein ganzes Jahrtausend Bestand hatte.

Die erste Idee dieses Bündnisses zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt schreiben Einige dem heiligen Bonifacius zu. Der Freund Karls, der Angelsachse Alcuin, welcher auch als der diplomatische Vermittler zwischen Karl und dem Papst erscheint, hat sie später zu einem förmlichen Systeme umgestaltet, welches bestimmt war, dem Kaiser zu dienen und dessen Macht zu stärken, in Wahrheit aber ein zweischneidiges Schwert, später von den diplomatisch überlegeneren Päpsten mit großem Geschick gegen die Macht der Kaiser benutzt wurde.

„Alle Gewalt hat ihren Ausgangspunkt an Gott, „schreibt Alcuin," und zwei Strahlen gehen von ihm aus. Die höchste geistliche Gewalt an Gottes Statt hat der Bischof von Rom als Nachfolger Petri, der Stellvertreter des Apostelfürsten, er hat sie durch die heilige Weihe der Kirche von Hand zu Hand — von ihm strahlt alle geistliche Gewalt weiter in wohlgemessenen Kreisen aus durch die Weihen und Aemter der christlichen Kirche. — Ebenso ist oberster Träger der weltlichen Gewalt der Imperator von Rom, dem seine Gewalt von Gott verliehen ist, und welche Verleihung Bestätigung erhält vor den Menschen durch die Hand und Weihe des Bischofs von Rom — und vom Kaiser strömt die Gewalt weiter aus auf die ihm untergeordneten Könige, Herzoge, Grafen und andere Dienstmannen, die das Reich schützen und halten."

Man sieht, es war das Japanische Regierungssystem des Taikun und des Mikado. „Es waren gewissermaßen zwei Blüthendolden geistlicher und weltlicher Gewalt, deren zusammenhängender Stengel Papst und Kaiser darstellte," schrieb über diese zweiköpfige Stellvertreterschaft des lieben Herrgotts auf Erden ein deutscher Professor, Leo von Halle, in dem Jahrhundert, in dem selbst die Japanesen ihren Taikun beseitigten.*

Auf dem Maiting zu Ingelheim 791 war, um dem Kaiser bei seinen Heerzügen gegen die widerspenstigen Sachsen und Thüringer das Ueberschreiten des Rheines zu erleichtern, der Bau einer festen hölzernen Brücke bei Mainz beschlossen worden und im Jahr 805 wurde dieser Bau, für die damalige Zeit ein wahres Riesenwerk, in Angriff genommen. Man benutzte zu dem Werke, soweit dieses noch möglich war, die Pfeiler der alten Römerbrücke, die man ausbesserte, und zwischen diesen Pfeilern wurden neue aufgeführt, da die alten für eine hölzerne Brücke zu weit aus einander standen. Ungeheure Vorbereitungen, welche Einhard schildert, mußten zur Vollendung des Werkes getroffen werden. Große Bankästen mit eichenen Eckpfosten, aus Dielen nach der Länge und Breite der Pfeiler gefertigt, wurden in den Rhein versenkt und ausgemauert, bis die Brücke, welche mit der Basilika zu Aachen für das gewaltigste Bauwerk Kaiser Karls galt, 813 nach zehnjähriger mühevoller Arbeit vollendet war. Drei Jahre später vernichtete sie eine Feuersbrunst. Ein St. Galler Mönch beschuldigt Mainzer Schiffer, deren Erwerb durch die Brücke geschmälert wurde, der Brandstiftung. Vielleicht ist diese Vermuthung nicht unbegründet, wissen wir doch, wie die Eisenbahnen noch vor kaum dreißig Jahren das Mißfallen der Hauderer erregten. Karl der Große beabsichtigte, die zerstörte hölzerne Brücke durch eine völlig aus Stein gebaute zu ersetzen, allein sein am 28. Januar 814 erfolgter Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes. Unermeßlich und selbst für spätere Jahrhunderte hinaus fühlbar war jedenfalls der Schaden, welcher der Stadt Mainz durch die Zerstörung der Brücke, die ihr den ungeheueren Handelsverkehr des Mainlandes und des rechtsrheinischen Oberdeutschlands, der später seinen Sitz in Frankfurt aufschlug, zugeführt haben würde, erwuchs. In Kaiser Karl kann die Stadt Mainz einen ihrer bedeutendsten Gönner und Beschützer verehren.

---

* S. dessen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks. Halle 1854.

Auch unter seinen Nachfolgern blühte die Stadt empor, und Könige und geistliche Würdenträger schienen darnach zu trachten, Mainz zur Metropole des gesammten Deutschlands zu erheben. Klöster, Kirchen und Kapellen entstanden, und sicher war Mainz in jener Epoche bereits eine auch für die heutigen Verhältnisse ansehnliche und volkreiche Stadt.

Auch die Umgebungen von Mainz und das ganze Gebiet der heutigen Provinz Rheinhessen waren damals bereits dicht bevölkert und wohl bebaut, wenigstens werden in Urkunden aus der Karolingerzeit über ungemein zahlreiche Schenkungen, besonders an das Kloster Lorsch, beinahe sämmtliche Orte der heutigen Provinz Rheinhessen namentlich erwähnt. Es sind: Bretzenheim 753, Dromersheim 756, Bodenheim 756, Castel 757, Dienheim 758, Hahnheim 762, Eimsheim desgl., Wörrstadt 763, Pfeddersheim, Freimersheim, Esselborn und Dornbürkheim desgl., Ebersheim und Mommenheim 764, Schwabsheim, Ilversheim, Wintersheim, Mettenheim, Dalsheim und Monsheim 765, Kriegsheim, Saulheim, Gimbsheim, Freilaubersheim, Dalheim, Frettenheim, Heppenheim, Wendelsheim, Bubenheim 766; Heßloch 767, Sprendlingen 769, Ensheim, Harxheim, Nieversheim, Bermersheim, Bechtolsheim, Gaualgesheim, Gabsheim, Budenheim 770, Offstein 771, desgl. Udenheim, und Flonheim 773, Wahlheim 778, Heidesheim 779, Dautenheim 780, Weinheim 782, Osthofen 784 und viele andere. Die Thatsache, daß sich unter den erwähnten viele sehr unbedeutende Orte befanden, läßt darauf schließen, daß auch die Nichterwähnung der größeren, wie z. B. Bechtheim, Wöllstein und anderer, nur eine rein zufällige ist und dadurch ihre Erklärung findet, daß kein Anlaß ihre urkundliche Erwähnung erforderlich machte, so daß wir annehmen dürfen, daß beinahe sämmliche Orte der heutigen Provinz Rheinhessen in der karolingischen Zeit schon vorhanden waren. Dieser ersten urkundlichen Erwähnung ging aber jedenfalls ein bereits mehrhundertjähriger Bestand des Ortes voraus, und ist so die frühe Namensnennung der erwähnten rheinhessischen Flecken und Dörfer sehr dazu geeignet, den oben von uns mitgetheilten Schlußfolgerungen Arnolds einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Die landwirthschaftliche Cultur des Landes war damals schon eine hochentwickelte — häufig werden namentlich Weinberge erwähnt — und nur der fortgesetzten Thätigkeit zahlreicher Generationen war es möglich, den Boden in den Stand zu setzen, eine solche dichte Bevölkerung, wie wir sie nach der Aufzählung der verschiedenen Dörfer vermuthen dürfen, zu ernähren.

Die Mainzer Erzbischöfe.

Mehr und mehr treten nun im Verlaufe der Ereignisse die Mainzer Erzbischöfe in den Vordergrund. Es folgen nacheinander eine Reihe bedeutender Männer, deren geistig hervorragende Erscheinung dazu angethan ist, die Stellung eines Primas des Reiches, welchen durch Bonifacius der Mainzer Bischof errungen, zu erhalten. Es war möglich, Mainz, wenn es sich auch in der Folge seine politische Bedeutung als erste Stadt des Reiches nicht zu erhalten vermochte, zu einer kirchlichen Metropole zu erheben und dem Mainzer Erzbischof eine politische Machtfülle zu verleihen, vermöge deren er schon in den ersten Anfängen der erzbischöflichen Gewalt als einer der ersten unter den Fürsten des Reiches erscheint.

Auf Bonifacius folgte der heilige Lullus (755 — 786), auf diesen Richolph (787 — 813), der vertraute Freund Karl's des Großen, unter dem Dichternamen „Damöta" Mitglied jenes Freundeskreises, den man Kaiser Karls gelehrte Academie nannte; auf Richolph folgten Heistolph (814 — 825) und Otgar (825—847) und auf Otgar der berühmte Rabanus Maurus (847—856), der Begründer mönchischer Gelehrsamkeit in Deutschland, jener Gelehrsamkeit, der wir es zu verdanken haben, daß in einer finsteren, unwissenden Zeit in unserem Vaterlande classische Bildung ein Asyl fand und eine

Menge kostbarer Literaturschätze gesammelt und vor dem Untergang behütet wurden. Rabanus Maurus ließ in dem ehrwürdigen Kloster Fulda die erste Klosterschule einrichten, der bald weitere zu St. Gallen, Hirschau, Reichenau, Weißenburg und Corvey folgten, in welchen neben der lateinischen Sprache die freien Künste gepflegt wurden. Während wir in ihm so einerseits gewissermaßen den Begründer classischer Bildung im deutschen Vaterlande verehren, sehen wir andererseits in ihm einen Beschützer der deutschen Sprache. Es sind von ihm zwei lateinisch-deutsche Glossarien (Wörterbücher) vorhanden, von denen das kleinere gedruckt wurde. Vor allem aber veranlaßte er die Kirchenversammlung des Jahres 847 zu dem Beschlusse, daß in den Kirchen deutsch gepredigt werden solle, und nachdrücklich befahl er den ihm untergebenen Priestern, für welche er besondere deutsche Tauf-, Beicht-, Gebet- und Predigtformeln verfaßte, sich beim Gottesdienste der deutschen Sprache zu bedienen. Sein hervorragendster Schüler, der Mönch Otfried von Weißenburg, hat in deutscher Sprache geschrieben und uns in seinem unter dem Namen „Christ" herausgegebenen Evangelienbuch — dem ersten deutschen Schriftwerk, in welchem an der Stelle der Alliteration, des Stabreims, der Endreim vorkommt — ein für die deutsche Literaturgeschichte bedeutsames Werk hinterlassen.

Auf Rabanus Maurus folgte Luitbert (863 — 889), gleich seinem Vorgänger von Ludwig dem Deutschen zum Erzbischof ernannt, ein Bischof, der durch seine treue Anhänglichkeit an die karolingische Dynastie hervorragt. Mehrmals sehen wir ihn als Vermittler und Friedensstifter in dem seinem Untergang entgegengehenden karolingischen Hause. Als Karl der Kahle seinem aufrührerischen Sohn Karlmann, um ihn unschädlich zu machen, „ohne väterliches Erbarmen nach mildem Urtheilsspruch und unter völliger Zustimmung der anwesenden Bischöfe", so lautet die Sentenz, die Augen ausstechen und aus seinem Reich führen ließ, nahm ihn Luitbert in seinem Palast zu St. Alban auf und pflegte den geblendeten Mann. Als im Jahr 887 Karl der Dicke zu Trebur abgesetzt und statt dessen Arnulph zum König erwählt wurde, sandte Karl den Erzbischof mit dem Holz vom heiligen Kreuze, auf das Arnulph dem König Karl einst Treue geschworen, an den Herzog, der Mainz belagerte, und erst als der Erzbischof sah, daß Karls Loos nicht mehr zu ändern war, fügte und unterwarf er sich dem neuen Könige.

Auf Luitbert folgte Sundarold, (889), der in offener Feldschlacht, bei Mastrich am 26. Juni 891, im Kampf gegen die heidnischen Normänner seinen Tod fand. Zum Nachfolger Sundarolds wurde Hatto (891—913), früher Abt des Reichenauer Klosters, ein bedeutender Bischof, der mit vieler Mühe und großen Kosten die Stadt Mainz abermals näher nach dem Rhein vorrücken ließ, erwählt. Auf Hatto folgte Heriger (913 — 916), der König Heinrich I. zu Fritzlar krönte, und von welchem an die Erzbischöfe von Mainz bis zum Ende des heiligen römischen Reiches eines der höchsten Reichsämter, das Amt eines Erzkanzlers, bekleideten.

Der Nachfolger Heriger's war Hildebert (928—937), der wie sein Vorgänger bei der Wahl König Heinerichs, bei derjenigen seines Sohnes Otto, welche auf der großen Reichsversammlung zu Aachen stattfand eine hervorragende Stelle einzunehmen bestimmt war. Gerade diese Königswahl ist für die Kenntniß der staatsrechtlichen Anschauungen früherer Perioden des deutschen Reiches von besonderem Interesse, und gleich derjenigen zu Kamben (vergl. S. 240) bietet sich uns hier das malerische Bild einer der ächt volksthümlichen altdeutschen Königswahlen, gegen welche die späteren Krönungen zu Frankfurt als hohler Theaterprunk erscheinen.

König Heinrich war mit Mathildis aus dem Geschlechte Widukinds vermählt und hatte mit seiner Gemahlin drei Söhne: Otto, Heinrich und Bruno. Von diesen dreien war der jüngste Sohn, der als Erzbischof von Köln seine Tage beschloß, schon von früh auf für den geistlichen Stand bestimmt, nur über die Erbfolge der beiden anderen waren Vater und Mutter verschiedener Meinung. Von beiden war Otto, ein rauher, kriegerischer Mann, mehr im Sinne König Heinrichs, während die Mutter für den leutseligeren, dem Vater ähnlichen zweiten Sohn, der wie dieser auch den Namen

Heinrich führte, die Nachfolge in der Kaiserwürde wünschte. Diese Uneinigkeit über die Erbfolge, welche uns bei unseren modernen Anschauungen, welche nur von dem in allen Monarchien durchgeführten Recht der Erstgeburt wissen, befremden, erklärt sich aus der monarchischen Idee, wie sie sich in der frühesten Periode des deutschen Reiches entwickelt hatte. Das alt fränkische und das deutsche Reich waren Wahlreiche, und die allgemeine Wahl hatte sowohl die merovingische, wie später unter Pipin die karolingische Dynastie auf den Thron gerufen. „Der Herrschverständigste sollte Herrscher sein und König", das war, um eine Redewendung unseres nationalsten Dichters zu gebrauchen, die altdeutsche Auffassung der Monarchie, und um eine Garantie dafür zu bieten, daß dieser Grundsatz auch zur Anwendung gebracht würde, war bei der Königswahl und Bestimmung der Regierungsnachfolge auch stets die Wahl und Anerkennung der Dienstmannen erforderlich. Es konnte daher vorkommen, daß die Krone in einer Königsdynastie nicht auf den ältesten Sohn weiter erbte, sondern auf den jüngeren überging. Auch nach dem Tode Heinrichs I. war die Wahl zwischen seinen beiden Söhnen Otto und Heinrich streitig. Widukind hat diese Wahl wie folgt beschrieben:

„Nachdem der Vater des Vaterlandes, der größte und beste der Könige entschlafen war, erkor das Volk der Franken und Sachsen seinen Sohn Otto, den er auch selbst als Nachfolger bezeichnet hatte. Bei Karl des Großen Pfalz* versammelten sich die Heerführer und Fürsten nebst der übrigen Schaar der Krieger in der Halle vor der prächtigen Kirche, erhoben Otto auf einen hier errichteten Thron, reichten ihm die Hand, gelobten ihm Treue und Hülfe gegen alle seine Feinde und machten ihn so nach ihrem Brauch zu ihrem König. Während dieses vorging bei den Herzögen und den übrigen Häuptern, erwartete der oberste Bischof mit der gesammten Geistlichkeit und dem Volk geringern Ranges in der Kirche den König. Als er in feierlichem Zuge herankam, ging ihm der Erzbischof von Mainz entgegen. Dieser war in seinem priesterlichen Schmuck, mit der Albe und Stola und dem Meßgewand bekleidet, die Inful auf dem Haupte; in der Rechten trug er den Bischofsstab. Er ergriff mit seiner linken Hand des Königs rechte, und führte ihn bis in die Mitte der Kirche. Hier blieb er stehen, wandte sich zum Volk, das rings umher stand, und sprach dann, den König bei der Hand haltend:

„Sehet, hier führe ich zu Euch den von Gott erkornen, von unserem Herrn, dem König Heinrich, früher bezeichneten und jetzt von allen Fürsten gewählten Otto. Wenn Euch die Wahl gefällt, so erklärt dies dadurch, daß Ihr die Hände in die Höhe hebt." Darauf hob alles Volk die Hände in die Höhe und schrie laut auf, dem König Glück wünschend.

Nun schritt der Bischof mit dem König, der nach fränkischer Sitte ein dicht anliegendes Gewand trug, voran zum Altar, wo die königlichen Insignien lagen: Schwert mit Wehrgehäng, Königsmantel, Armbänder, Scepter und Krone.

Erzbischof Hildebert trat zum Altar, nahm Schwert und Wehrgehäng, wandte sich zum König und sprach:

„Empfange dieses Schwert; verjage damit alle Feinde Christi, die Ungläubigen und die bösen Christen, kraft der Dir von Gott verliehenen Machtfülle, mit den Waffen des gesammten Frankenreiches zur Sicherung des Friedens aller Christen."

Darauf nahm er die Armbänder und den Mantel, bekleidete damit den König und sprach:

„Dies bis zur Erde hinab reichende Gewand soll Dich mahnen, daß Du vom Glaubenseifer glühen und in Aufrechterhaltung des Friedens verharren sollst bis an's Ende!"

Zuletzt nahm er Scepter, Stab und Krone und sprach:

„Durch dieses Zeichen wirst Du erinnert, daß Du mit der Strenge des Vaters die, so Dir unterworfen, züchtigen (Scepter), daß Du vor allem den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen hülfreich die Hand des Mitleidens reichen sollst (Stab), und daß von Deinem Haupte immerdar das Oel der Barmherzigkeit träufele, damit Dir nun und in alle Zukunft der Kranz des ewigen Lohnes (Diadem) zu Theil werde."

Darauf ward der König mit dem geweihten Oel gesalbt und die Bischöfe Hildebert und Wich-

* Zu Aachen.

frid (von Köln) setzten ihm die goldene Krone auf's Haupt. Nach der Weihe und Krönung ward der König von den beiden Bischöfen zu dem Stuhl (Thron) geführt, zu dem man auf Wendeltreppen hinansteigen und der zwischen zwei marmornen Säulen von wunderbarer Schönheit errichtet war. Alle konnte er von da aus sehen und selbst von allen gesehen werden. Als das Hochamt zu Ende war, begab sich der König nach der Pfalz. An der marmornen, königlich geschmückten Tafel setzte er sich nieder mit den Bischöfen und dem ganzen Gefolge. Die Herzöge aber warteten auf als Dienstmannen. Gisebert, Herzog von Lothringen, in dessen Gebiet Aachen lag, ordnete die ganze Feier (Kämmerer), Eberhard, Herzog von Franken, sorgte für die Tafel (Truchseß), Hermann der Franke, Herzog von Schwaben, war oberster Schenk. Arnulph, Herzog in Bayern, war des Königs Marschall. Nach der Tafel wurden die Fürsten vom Könige königlich beschenkt; und noch in späten Tagen sprach man von dieser feierlichen Königskrönung vom 8. August des Jahres 936.

Auf Hildebert folgte Erzbischof Friedrich (937 — 954), gleichfalls ein bedeutender Bischof, der Erbauer der Peterskirche, welche 1631 von den Schweden zerstört wurde. Unter ihm hatte Mainz eine Belagerung zu bestehen. Bei einer Empörung gegen König Otto hatte er die niemals dankbare Rolle eines Vermittlers übernommen und im Verlaufe des Streits öffnete er den Gegnern des Königs, seinem Sohn und Schwiegersohn, den Herzögen Konrad und Ludolph, die Thore. Mainz erduldete damals eine anderthalbjährige Belagerung, welche erst mit der nach dem Tode des Erzbischofs (25. October 954) erfolgten Uebergabe der Stadt zu Ende ging.

Auf Friedrich folgte Wilhelm (954 — 968), König Otto's Sohn, in der erzbischöflichen Würde, ein Wohlthäter der Armen. Auf Wilhelm folgte Hatto II. (968 — 970), zuvor Abt zu Fulda, auf diesen Rotbert (970 — 975) und nach diesem bestieg den Bischofsstuhl einer der bedeutendsten und größten der Mainzer Bischöfe, Erzbischof Willegis.

Erzbischof Willegis.

Die Periode der deutschen Geschichte, in welche die Regierung des Willegis fällt, wie sie sich äußerlich in den Denkmalen, welche sie uns hinterlassen, durch einen totalen Umschwung kund gibt und wir allerwärts eine reiche und fein entwickelte, vorzugsweise kirchliche Kunst sich herausbilden und namentlich in prachtvollen kirchlichen Prunkbauten, von welchen uns Worms in seinem Dome ein Beispiel bietet, als das Heranbrechen einer anderen, von der früheren einfachen karolingischen völlig verschiedenen Epoche erkennen läßt, kennzeichnet sich politisch durch eine bedeutende Machtsteigerung der höheren geistlichen Würdenträger, welche von den Kaisern, denen die zunehmende Unabhängigkeit, welche sich Herzöge und Gaugrafen erringen, Besorgnisse erweckt und die durch Stärkung der geistlichen Macht ein Gegengewicht gegen diejenige der hohen weltlichen Würdenträget zu schaffen suchen, eine wesentliche Begünstigung erfährt, und gleichzeitig bemerken wir in dieser Periode wiederum eine gegen früher in die Augen fallende Vermehrung der geistlichen Gewalt der Bischöfe, eine verhältnißmäßige Kräftigung der Hierarchie. Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir unter Willegis das Mainzer Erzbisthum in ein neues Stadium der Macht und des Glanzes eintreten sehen.

Die Mehrung der hierarchischen Gewalt äußert sich zunächst in einer Anwendung kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, welche bisher dem geistlichen Amte fremd geblieben, oder doch nur in den allerseltensten und gravsten Fällen üblich war. Während man bisher in Sachen des Glaubens oft

genug den guten Willen für die That nahm und nicht besonders streng untersuchte, wie der Christenglaube jedes Einzelnen beschaffen war, begann man jetzt damit, bestimmte Glaubensnormen festzusetzen, und auf dem Boden dieser Normen, dem Dogma, fußt die bischöfliche Gewalt, welche sich zunächst gegen das in dem Volke noch allerwärts zurückgebliebene Heidenthum richtete. In jener Epoche kamen zur Stärkung der Rechtgläubigkeit des Volkes vor allem die Beichte, bei welcher der Priester das Beichtkind zugleich prüfte und in der Dogmatik unterwies, sowie die Sendgerichte (synodica) in Aufnahme. Diese Sendgerichte waren eine der schändlichsten pfäffischen Erfindungen, der Anfang der späteren Inquisition, der Hexenprocesse und aller der Ausgeburten, mit welchen pfäffischer Wahn jemals unser deutsches Volk gequält hat. Die Erzbischöfe bereisten in gewissen Zeiträumen alle Pfarreien ihres Sprengels und forderten sieben der im besten Ansehen stehenden, das ist wohl der bigottesten, Männer zu sich, um von ihnen zu erkunden, ob einer der Pfarrgesessenen offenkundig gegen die zehn Gebote handle, namentlich aber ob er Zauberei oder andere mit dem alten Heidenthum in Verbindung stehende Dinge treibe, ob er ungastlich gegen Wallfahrer sei, oder ausgelassene Lieder singe. Haarabschneiden, Geldbußen, Fasten, Ruthenhiebe, ja sogar die große Excommunication, das waren die Strafen, welche gegen Zuwiderhandelnde angewandt wurden.

Neben dieser vermehrten geistlichen Macht ging, wie bemerkt, ein bedeutender Zuwachs der politischen Macht einher. Die Fürsten und Vasallen des Reiches hatten im Anfang des zehnten Jahrhunderts eine bedeutend veränderte, unabhängigere Stellung erlangt. In den Bischöfen sah der König ein Gegengewicht gegen diese. Der König hatte die Bischofsitze selbst zu besetzen, er glaubte daher voraussetzen zu dürfen, daß er auf einen ihm treu ergebenen Mann, welcher den Bischofsstuhl inne hatte, mit weit mehr Erfolg zählen könne, als auf einen weltlichen Fürsten, welcher von der ihm durch den Kaiser verliehenen Machtvollkommenheit einen immer größer werdenden Antheil an sich zu reißen suchte. In dieser Periode ist es unter Willegis, wo wir den Mainzer Erzbischof, der bisher schon eine eximirte Stellung eingenommen hatte und einen mächtigen Einfluß auf die Kaiserwahl übte, sich zu einem förmlichen Kurfürsten des Reiches emporschwingen sehen.

Willegis, den die Sage als eines Wagners Sohn bezeichnet, gehörte nicht wie die bisherigen Mainzer Erzbischöfe dem höheren Adel, aber doch wahrscheinlich einer ritterbürtigen Familie an. Man kann dieses aus der Thatsache, daß er vor seiner Erwählung zum Bischof Domherr zu Hildesheim war, folgern, da es Angehörigen nicht ritterbürtiger Familien kaum gelang, die Stelle eines Domherrn zu erlangen. Ueber seine Geburt und seine Eltern ist leider nichts bekannt, so daß der Phantasie des Volkes, wie sie dieses bei bedeutenden Männern, wenn diese vom Schauplatz geschieden, zu thun pflegt, hinreichender Stoff geboten war, die populäre Gestalt des Bischofs mit einem Sagenkreis zu umgeben, von welchem die Sage von der Entstehung des Mainzer Wappens (S. S. 276 unseres Werkes) wohl die letzte ist, welche sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat.*

Im März 975 erhielt der bis dahin unbekannte zum Erzbischof erwählte Domherr von Papst Benedikt VII. das Pallium überschickt, und die Treue, welche er in mancher kritischen Situation gegen das Reichsoberhaupt bewährte, erwirbt ihm das Vertrauen des Kaisers und verschafft dem Mainzer Erzbischof ein Ansehen und einen Einfluß, welch' letzterer denjenigen, den seine Vorgänger besessen, weit übertraf. Bereits unmittelbar nach seiner 974 erfolgten Wahl waren ihm von Otto II. die seitherigen Privilegien des Erzstiftes bestätigt worden, als die Königswahl Otto III. Veranlassung wurde zur Vermehrung seines Einflusses auf das Reichsoberhaupt. Der kranke Kaiser Otto II. hatte es bei den Fürsten durchgesetzt, daß sein Sohn Otto III. als Nachfolger anerkannt wurde für die Regierung Deutschlands und Italiens. Es geschah dieses auf einer Reichsversammlung zu Verona, und diese Versammlung beschloß auch, der junge König und Kaiser solle zu Aachen von einem deutschen und italienischen Bischof gekrönt werden. Dieses geschah am 24. December 983 durch den Erzbischof Willegis von Mainz und den Erzbischof Johannes von Ravenna. Die Mutter des jungen Kaisers, Theophano, eine Griechin, übernahm die Vormundschaft, allein dieses Vormundschaftsrecht der Mutter

* Das Rad im Mainzer Wappen kommt erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in den bischöflichen Siegeln vor.

bestritt Herzog Heinrich II. von Bayern, Geschwisterkind Otto II., und nahm selbst die Vormundschaft für sich in Anspruch. Die Erzbischöfe von Magdeburg, Köln, Trier und Metz erkannten dessen Vormundschaftsrecht an und der Erzbischof Warin von Köln lieferte dem Herzog das königliche Kind aus. Da waren es vor allem der Erzbischof von Mainz, sowie der von Lüttich, welche im Verein mit den Herzögen von Sachsen und Schwaben das gute Recht in Schutz nahmen. Die verwickelten Kämpfe und Streitigkeiten, welche hieraus entsprangen, endigten damit, daß Heinrich 984 genöthigt wurde den jungen König auszuliefern. Als Theophano, die Mutter Otto III., 991 starb, übernahm die noch lebende Gattin Otto I., die Kaiserin Adelheid, gemeinschaftlich mit der Tante des Kindes, der Aebtissin Mathilde, die Erziehung des Enkels, und hier ist es, wo Erzbischof Willegis der Berather und die Stütze der beiden Frauen wird. Auf seinem ersten Römerzug begleitete er dann den Kaiser, und als er zu Ravenna die Nachricht vom Tode des Papstes Johann XVI. erhielt, gelang es seinem Einflusse Bruno, einer edlen Familie aus Wormsgau angehörig, zum Papst erwählen zu lassen, der erste Deutsche, welcher unter dem Namen Georg V. den päpstlichen Stuhl bestieg.

Später finden wir Willegis 1001 in einem Streite mit Bischof Bernward von Hildesheim in offenem Widerspruch mit dem päpstlichen Stuhl, dessen Befehlen er sich nicht fügte. Von Papst Sylvester II., dem Nachfolger Gregor V., wurde er suspendirt, aber Willegis war so mächtig und einflußreich, daß der Befehl des Papstes ohne Wirkung blieb.

Am 6. Juni 1002 sehen wir ihn zu Mainz Herzog Heinrich von Sachsen, den Urenkel Heinrich I. zum Könige krönen und am 1. November 1007 führte er den Vorsitz auf einer großen Kirchenversammlung zu Frankfurt.

Am 23. Februar 1011 endigte der Erzbischof zu Mainz sein thatenreiches Leben.

Willegis ist der Erbauer des Mainzer Domes, auf dessen Bau er zweiunddreißig Jahre verwandt hatte. Im August 1011, also wenige Monate nach dem Tode des Erzbischofs, legte in der auf die Einweihung folgenden Nacht ein Brand das herrliche Gebäude in Trümmer. Der Wiederaufbau wurde alsbald in Angriff genommen, und noch heute werden den Besuchern zwei Erzthüren gezeigt, welche aus der Zeit des Willegis herrühren sollen. Auch die Stephanskirche, in welcher die Leiche des Erzbischofs beigesetzt wurde, verdankt ihm ihre Entstehung. Wichtig ist sein Einfluß auf die Hebung der unter ihm vergrößerten und erweiterten Stadt. Er gründete Stiftsschulen und suchte sowohl der Unwissenheit, wie der Armuth und Erwerbslosigkeit der Bürger zu steuern. Er mehrte aber auch ebenso eifrig den Besitz und die Macht des Mainzer Bischofs; aus seiner Epoche stammen die Rechte des Mainzer Erzbisthums auf Bingen (Bestätigungsurkunde vom Jahr 983); er übte in Mainz an des Kaisers Stelle die politische Gewalt aus und verdrängte den Reichsvogt Utilo (1003), vor allem aber wurde der Mainzer Erzbischof seit Willegis als Kurfürst und sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen als der Erste nach Papst und Kaiser in Deutschland angesehen.

Die drei nächsten Nachfolger des Erzbischofs Willegis.

Waren auch die drei nächsten Erzbischöfe, welche auf Willegis folgten, nicht in gleicher Weise hervorragend, so wußten sie doch gleich Erkanbold 1011 — 1022, früher Abt des Fuldaer Klosters dem Erzbisthum sein Ansehen und die errungene Macht zu erhalten, oder sie waren wie Aribo thatkräftige und imponirende Gestalten, welche das Werk weiter ausbauten, das der kluge Priester begründete.

Erkanbold würden wir kaum Veranlassung haben besonders zu erwähnen, wenn seine Fehde mit Graf Hammerstein nicht einem dramatischen Dichter der Gegenwart, Adolf Wilbrandt, zu einem feurigen nationalen und anticlericalen Tendenzdrama den Stoff geliefert hätte. Der Erzbischof hatte

den Grafen Otto von Hammerstein aufgefordert, sich von seiner Gemahlin Irmengard, einer nahen Verwandten des Grafen zu trennen. Der Graf befehdete nun den Erzbischof, griff ihn auf einer Rheinfahrt an, ohne seiner jedoch habhaft werden zu können, nahm aber viele seiner Begleiter gefangen und sperrte sie in die Gewölbe seines Felsenschlosses Hammerstein, dessen Mauertrümmer heute noch, dem Brohlthal gegenüber, auf dem rechten Rheinufer emporragen. Der Graf wurde in die Reichsacht gethan, der Kaiser (Heinrich II.) zog selbst gegen ihn aus, und nach einer langen Belagerung nöthigte ihn der Hunger seine Burg zu ergeben. Von seiner Gemahlin Irmengard mußte er sich trennen, und ohne Land irrte er von nun an arm und elend durch das Reich.

Den Erzbischof Aribo (1022 — 1031) haben wir bereits bei der früheren Besprechung seiner Antheilnahme an der Krönungswahl zu Kamben erwähnt. Aribo war ein feuriger, gewaltiger Redner und Wipo der Geschichtschreiber Konrads, hat uns noch die Rede aufbewahrt, welche er hielt, als er am 8. September 1024 im Dome (d. i. im alten Dome, der heutigen protestantischen Johanneskirche) zu Mainz den König krönte.

„Alle Macht", sprach der Erzbischof, „alle Macht in dieser vergänglichen Welt hat ihren reinen Ursprung in dem einen lebendigen Quell. Es pflegt aber zu geschehen, daß, wo mehrere Bäche aus demselben Born hervorquellen, dieselben bald sich trüben, bald hell und klar sind, während der Urquell in lauterer Reinheit bleibt. Auf gleiche Weise, soweit es erlaubt ist, den Schöpfer und das Geschöpf zu vergleichen, können wir Gott den unsterblichen König, und die Erdenkönige betrachten. Es steht geschrieben: Alle Gewalt ist von Gott! Er, der allmächtige König der Könige, der Urheber und Anfang aller Ehre, wenn er auf die Fürsten der Erde durch irgend eine Würde seine Gnade ausströmt, ist sie in ihrem Ursprung lauter und rein. Wenn sie aber zu denen übergegangen ist, die unwürdig in dieser Würde walten und sie durch Uebermuth, Haß, Gelüste, Habsucht, Zorn, Unbändigkeit, Grausamkeit beflecken, dann trinken diese für sich und ihre Untergebenen, wenn sie nicht durch tiefe Reue sich reinigen, den gefährlichen Trank der Sünde. Es bete und flehe zum Herrn die ganze Kirche der Heiligen, daß diese Würde, welche heute rein und lauter diesem unserem Herrn und König Konrad von Gott verliehen wird, unbefleckt, soviel es ein Mensch vermag, von ihm bewahrt werde. Mit Dir und von Dir spreche ich: Herr und König! der Herr, der Dich erwählt hat, daß Du König über sein Volk seist, er hat Dich früher prüfen wollen und hernach König werden lassen. Er züchtigt die, die er zu sich heranzieht; er hat Dich, den er zu sich heranziehen wollte, zu züchtigen begnadigt, es gefiel ihm, den zu erniedrigen, den er erhöhen wollte. So hat Gott den Abraham, seinen Diener versucht und nach der Versuchung verherrlicht. So hat er seinen David König Saul's Zorn, Verfolgung, Unbill, hat ihn die Schlupfwinkel der Wüste, Flucht, Verbannung erdulden lassen und ihn hernach zum ruhmreichsten König Israels gemacht. Selig, wer die Versuchung besteht, denn er empfängt die Krone. Nicht ohne Ursache hat Gott Dich heimgesucht; eine süße Frucht hat er Dir daraus erwachsen lassen. Er ließ Dich deines Vorgängers Kaiser Heinrichs Gunst verlieren und wiedergewinnen, damit Du jetzt Erbarmen zu üben wissest gegen die, die Deine Gunst verlieren. Du hast Unbilden erlitten, damit Du nun Erbarmen habest mit denen, die Unbilden zu erdulden haben. Die göttliche Güte wollte nicht, daß Du ohne Züchtigung bliebest, damit Du, nachdem Dich der Himmel in seine Schule genommen, die Herrschaft der Christenheit erlangtest. Zur höchsten Würde bist Du gelangt, Christi Statthalter bist Du! Nur wer ihm nachfolgt ist wahrhaft Herr! Auf diesem Stuhl der Herrschaft mußt Du eingedenk bleiben der unvergänglichen Ehre! Ein großes Glück ist es in der Welt zu herrschen; das größte aber ist in dem Himmel zu triumphiren. Wenn aber Gott viel von Dir verlangt, so fordert er vor Allem, daß Du das Recht handhabst und Gerechtigkeit schaffest und den Frieden des Vaterlandes, das unablässig nach Dir hinschaut; daß Du seist der Schirm der Kirchen und der Priester, der Beschützer der Wittwen und Waisen. Durch diese und andere Vorzüge wird Dein Thron feststehen hienieden und in Ewigkeit."

Der Erzbischof schloß nun, nachdem er Konrad gesalbt, in gehobenem und feierlichem Tone mit folgender Anrede an den König.

„Nun aber, Herr und König, fleht die ganze heilige Kirche mit uns Deine Gnade für diejenigen, die früher sich gegen Dich vergangen, und dadurch, daß sie Dich beleidigt Deine Ungunst sich

zugezogen haben. Einer von diesen ist ein Mann edelen Stammes, Otto; er hat Dich beleidigt. Für ihn und alle übrigen flehen wir Deine königliche Milde an, daß Du ihnen verzeihen mögtest um der Gnade Gottes Willen, die Dich heute in einen anderen Mensch umgewandelt und Dich hat Theil nehmen lassen an seiner göttlichen Gewalt; damit er Dir in gleicher Weise für alle Deine Vergehen vergelten möge!"

Der König hörte diese Rede tief ergriffen, die Thränen traten ihm aus den Augen und öffentlich verzieh er allen, die sich gegen ihn vergangen hatten. Mit Jubelruf begrüßte das Volk die Amnestie, und als der Gottesdienst und Königsweihe vorüber war, so schließt Vipo seinen Bericht „da schritt der König daher wie es vom Saul geschrieben steht, gleichsam als ob seine Schultern über alle emporragten, und wie wenn er eine bisher nie gesehene Haltung habe, ging er in so heiligem Geleit, mit frohem Antlitz und stattlichen Schrittes zu seiner Wohnung."

Am Osterfest 1027 wurde König Konrad durch Papst Johann XIX. zu Rom zum Kaiser gekrönt.

Auf einer Kirchenversammlung 1028 zu Frankfurt, auf welcher Kaiser Konrad den Vorsitz führte, sehen wir Erzbischof Aribo nochmals eine bedeutende Rolle spielen, 1031 starb er zu Como am 6. April, auf der Rückreise von einer Romfahrt begriffen.

Vom Erzbischof Aribo weiß man, daß er ein weiteres fürstliches Prärogativ ausübte, von welchem Willegis noch keinen Gebrauch gemacht hatte. Er ist der erste Mainzer Erzbischof, von welchem bekannt, daß er Münzen schlagen ließ. Von großem Einfluß war seine gewaltige Persönlichkeit auf das geistige und materielle Wohlergehen der Stadt Mainz. Wir wissen von ihm, daß er strenge auf sittliche Zucht hielt, Wissenschaften und Künste ermunterte, und daß der Wohlstand der Bürger unter ihm emporblühte. Gewerbthätigkeit und Handel hatten zugenommen, die Wollenmanufacutur und Leinwandweberei wurde betrieben, die Goldschmiedkunst hatte in Mainz damals zuerst in Deutschland ihren Sitz aufgeschlagen, die Handwerker vereinigten sich zu Brüderschaften, ein Stadtregiment wird begründet und der Bürgermeister und Rath der Stadt Mainz machen in jener Epoche zuerst ihren Einfluß geltend. Die Bevölkerung von Mainz wuchs damals, zahlreiche Italiener ließen sich in der Stadt nieder und auch der israelitische Antheil der Bevölkerung vermehrte sich ansehnlich unter Aribo. Er erweiterte die Stadt erheblich und umschloß sie mit einer neuen Stadtmauer, welche sein Nachfolger Bardo (1031—1051 geboren in Oppershofen in der Wetterau, vollendete. Unter Bardo wurde auch die neue Domkirche vollendet und am 10. November 1083 feierlich eingeweiht. Durch Bardo erlangte Mainz eine große Wichtigkeit. Unter Papst Leo X. Vorsitz fand während seiner Regierung, in Gegenwart des Kaisers, zu Mainz eine große Kirchenversammlung statt, auf welcher 400 Bischöfe anwesend waren; ein Vorgang, welcher von uns bereits bei Gelegenheit der Darstellung der Schicksale des Klosters Lorsch erwähnt wurde.

Die Kirche versetzte Bardo unter die Heiligen. Neuerdings hat der um die Geschichte unseres Vaterlandes mannichfach verdiente Domprābendat Friedrich Schneider zu Mainz eine ausführliche Biographie dieses Erzbischofs veröffentlicht (der heilige Bardo, Erzbischof von Mainz von 1031 — 1051, Mainz bei Franz Kirchheim). Wir gewinnen aus der Darstellung seines Lebens den Eindruck, daß in Bardo ein hochbedeutender Mann den Mainzer Erzbischofsstuhl inne hatte. Bardo genoß in hohem Grade die Verehrung seiner Zeitgenossen und die seinen Tod erwähnenden Geschichtsschreiber geben ihm den Beinamen: „Ehrwürdig" (Venerabilis und „heilig" Sanctus selbst Sanctissimus). „Es war ihm zwar nicht beschieden den Zwiespalt der Verhältnisse zu versöhnen in welchem die deutschen Bischöfe als Landesherrn und Fürsten damals in der Folge sich allzuleicht befinden mußten", sagt Friedrich Schneider „allein bleiben wir zunächst bei der Mainzer Kirche, so waren es immerhin nur wenige ihrer Erzbischöfe, welche in einer über das gewöhnliche Maß hinausreichenden Weise die oft einander so widerstreitenden Pflichten in einer so vollkommenen Weise zu versöhnen vermochten, wie es etwa in Willegis, in Adelbert I. oder im Cardinal Conrad der Fall war".

Erzbischof Siegfried I. und die Entwicklung eines Mainzer Territoriums.

Auf Bardo folgte Luitbold (1051—1059), der Erbauer der nicht mehr vorhandenen Jacobskirche, welche auf der Erderhöhung an der heutigen Benediktinerkaserne stand. Beide Erzbischöfe erscheinen als kluge, ruhige, friedfertige Männer und ihre Thätigkeit trägt einen wesentlich geistlichen Charakter. Anders verhält es sich dagegen mit dem Nachfolger Luitbolds, Siegfried I. (1060—1084), der alten Dynastenfamilie von Eppstein angehörig. Mit Siegfried beginnt eine neue Periode in der Entwicklung des Mainzer Erzbisthums, eine Periode, in welcher der Erzbischof nicht mehr freiwillig in Folge des Ansehens, welches er genießt, einen Machtzuwachs erlangt, sondern mittelst Ränken und Schlichen seine Gewalt vergrößert. Siegfried ist kein Mann, der wie der ehrwürdige Hildebert, oder wie Hatto II. durch seine Treue gegen das Reichsoberhaupt, oder wie Willegis durch seine persönlichen Tugenden, oder wie Aribo durch sein imponirendes Auftreten uns Achtung abringt; er ermahnt und straft nicht die Verirrten, nein er benutzt die Umstände und die Menschen und ihre Schwächen; dem entsprechend sehen wir ihn, sobald er sich dadurch einen Vortheil erringen kann, zu der einen oder anderen Partei hinüberlaufen, um vor allem gierig nach jedem Zuwachs seiner politischen Macht zu haschen. So sehen wir denn unter ihm zum Erstenmal ein kurmainzisches Territorium in größerem Maßstabe sich heranbilden und namentlich auf dem rechten Rheinufer ist es, wo Mainz ansehnliche Erwerbungen macht.

Ueber die ersten Besitzungen des Mainzer Erzbisthums fehlen uns leider die Urkunden, doch waren es wohl die Landgemeinden in der Umgebung von Mainz, welche die eigentliche Mainzer Mark, Megunzer Mark, bildeten, die auch bei der Vertheidigung der Stadt und bei Erbauung der Mauern mitzuwirken hatten, welche schon lange vor Willegis der Herrschaft des Mainzer Erzbischofs unterworfen waren. Es waren dieses Bischheim am Rhein, Seylfurth und Rüsselsheim am Main, Dienheim, Nierstein, Nackenheim, Lörzweil, Bodenheim, Bischheim am Main, Zornheim, Nordheim, Selz, Walheim, Sörgenloch, Ulm, Udenheim, Saulheim, Jgelesheim, Schwabenheim, Bockelnheim, Algesheim, Jngelheim, Heidesheim, Wackernheim, Budenheim, Drais, Finthen, Gonsenheim und Bretzenheim.

Bingen wurde, wie bereits bemerkt, unter Willegis erworben.

Jn solcher Gestalt übernahm Siegfried von seinen Vorfahren das Mainzische Gebiet.

Wenige Jahre nachdem er den geistlichen Stuhl bestiegen, sehen wir ihn gemeinsam mit den Bischöfen von Bamberg, Regensburg und Utrecht mit zahlreichem Gefolge eine Pilgerfahrt nach Palästina unternehmen. Viele Mainzer mußten an diesem Zuge Theil nehmen; man glaubt sogar, der Bischof, dem das aufblühende Bürgerthum bedrohlich erschien, habe die Absicht gehabt, auf diese Weise die unruhigen Köpfe zu entfernen. Auf dem Zuge durch das heilige Land entfalteten die geistlichen Herren einen solchen thörichten Prunk und trugen eine solche weltliche Eitelkeit zur Schau, daß sie die Raubsucht der Araber reizten, und nur ein arabischer Statthalter, der ihnen mit Truppen zur Hülfe eilte, befreite die Prälaten aus der Hand der Räuber.

Jn der Heimath sehen wir Erzbischof Siegfried den thörichten jungen König Heinrich IV. mißbrauchen und mittelst gefälschter Schenkungsurkunden erlangte er es, daß ihm am 14. Juni 1063 die Abtei Seligenstadt und ihre bedeutenden Besitzungen im Bachau zugesprochen werden.* Jn der Folge ist der Erzbischof der Begünstiger der schlechten Neigungen des Königs. Der König war seiner Gemahlin, der italienischen Prinzessin Bertha, überdrüssig und hatte die Absicht, sie zu verstoßen. Er gewann den Erzbischof für seinen Plan, und derselbe wäre wirklich zur Ausführung gekommen, hätte nicht der päpstliche Legat Petrus Damiani im Auftrage Papst Alexander II. diese Scheidung untersagt und den Erzbischof mit dem päpstlichen Bannfluch bedroht, wenn er diese Scheidung begünstige.

---

* S. S. 164 und 174.

König Heinrich hatte bereits dem Erzbischof den Kirchen-Zehnten von den Thüringern versprochen, und als die Scheidung nicht zu Stande kam, hielt er sich auch nicht mehr an seine Versprechungen gebunden. Siegfried gesellte sich nun sofort zu den Gegnern des Königs, Otto von Nordheim und den sächsischen Bischöfen. Bald darauf sehen wir ihn einen anderen Gegner des Königs, Rudolf von Schwaben, begünstigen, bis sich der König entschloß, seine Zehntforderung an die Thüringer zu bewilligen. Hin und her schwankend sehen wir ihn in den folgenden Jahren, je nachdem Heinrich in den Streitigkeiten mit den Thüringern und Sachsen unglücklich ist, je nachdem die eine oder andere mächtige Partei sich für oder gegen den König erklärt. Sorgsam ist er aber stets auf seine Tasche bedacht. Wegen verweigerten Kirchenzehntens excomunicirt er 1073 die thüring'schen Landesherren und als später der große Zwist zwischen Gregor VII. und Heinrich zum Austrage kam, und das Glück sich für den Papst entschied, wußte er zeitig das Seinige in Sicherheit zu bringen.

Der Bischof ist Mitglied jener Synode von Worms, welche Gregor VII. für abgesetzt erklärt (1075) und nach welcher Heinrich, aufgebläht durch diesen Beschluß, ein Schreiben an den Papst absandte, welches beginnt:

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch die Gnade Gottes König, an Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern den falschen Mönch." Würdig dieser Adresse ist auch der Schluß: „Du also, durch Pauli und aller Bischöfe Fluch und durch unser Urtheil verdammt, steige herab, verlasse den eingenommenen päpstlichen Stuhl! Ihn besteige eine Anderer, der nicht durch Gewaltthätigkeit die Religion verdunkelt, sondern Petri wahre Lehre lehrt. Ich, Heinrich von Gottes Gnaden mit allen unseren Bischöfen sage Dir: steige herab!"

Als der Papst nun den Bannfluch über den König aussprach, als im Norden und Osten diesem neue mächtige Feinde erwuchsen, suchte Siegfried, so rasch als er konnte, wieder die Gnade des Papstes zu erlangen. Wie er in Worms für die Absetzung des Papstes stimmte, gehört er in Tribur zu denjenigen, welche für die Absetzung des Kaisers ihre Stimme abgeben.

Er erkannte die Decrete des Papstes an, mittelst welchen es Bischöfen und Aebten untersagt wurde, sich von Königen ihre Würden verleihen zu lassen, sowie das Decret über das Cölibat. Allein auch hier überließ er, als die Sache bedenklich wurde, dem Papst die Sorge, wie diese seine Verordnung durchzuführen sei.

Siegfried erklärte sich endlich für den Gegenkönig Rudolph und weihte ihn, und als dieser in der Schlacht gegen Heinrich gefallen, weihte er einen anderen Gegenkönig zu Goslar, Hermann von Luxemburg, am 20. December 1084.

Seine Treulosigkeit brachte ihm niemals Segen. Durch seine immerwährenden politischen Intriguen verlor er die Beaufsichtigung seiner Bischofsstadt aus dem Auge, die Unabhängigkeit der Bürger nahm zu, und als er Herzog Rudolph von Schwaben zu Mainz zum König krönte, kam die Unzufriedenheit der Bürger zum offenen Ausbruch. Sie erstürmten den Königshof, um den König sammt dem Bischof zu ermorden. Beide flüchteten. Die Bürger verjagten hierauf die dem Bischof anhängenden Geistlichen, brachen die Herrschaft der Patrizier und bemächtigten sich völlig des Stadtregiments. Ihren Sieg feierte die Bürgerschaft durch ein glänzendes Turnier. Nie mehr betrat der verhaßte Erzbischof die Stadt. Siegfried starb im Exil, im Kloster Hasungen 1092, wo seine Leiche auch beigesetzt wurde.

Die Kreuzzüge.

Auf Siegfried I. folgte Wezilo (1084—1088), der sich während seiner kurzen Regierung als tüchtiger Bischof und treuer Anhänger König Heinrich IV. bewährte. Aus diesem Grunde wurde auch unter allen erforderlichen Feierlichkeiten auf einer Synode zu Quedlinburg der päpstliche Bann-

fluch über ihn ausgesprochen. Bald darauf hielten die dem Kaiser anhängenden Bischöfe unter dem Vorsitze eines Legaten des Gegenpapstes eine Kirchenversammlung zu Mainz ab.

Auf Wezilo folgte Ruthard (1088—1109). Seine und seiner Vorgänger Regierung wie diejenige seiner Nachfolger fällt in eine Periode, in welcher die socialen Einrichtungen wie die politischen und religiösen Anschauungen nach und nach eine vollständige Umwandlung erleiden, in welcher namentlich auch die Nachtseiten der noch jungen christlichen Cultur schärfer als dies früher der Fall war, zu Tage treten.

Ein eigenthümliches Schauspiel bieten uns die ersten Jahrhunderte des neuen Jahrtausends. Während Gregor VII. die Kirche hierarchisch gestaltet und durch Einführung des Cölibats und dadurch, daß er die Bischofsstühle nicht mehr vom Kaiser besetzen lassen will, die gesammte Geistlichkeit in ein großes, dem Scepter des römischen Stuhles unterworfenes Heer verwandelt, hat sich vom Kloster Clugny aus schon von dem Anfang des zehnten Jahrhunderts an eine Reform des Mönchswesens vollzogen, und ein neues Netz zieht seine Maschen enger und enger zusammen, um das christliche Volk noch mehr als seither in die Fesseln des römischen Stuhles zu zwingen. Thatendurstig ist diese Kirche, sie fühlt ihre Macht und es drängt sie zu kühnen, großen Unternehmungen, in welchen sie die Kraft ihrer Streiter, die Macht des gläubigen Volkes erproben kann. Man war nicht mehr damit zufrieden, wie früher durch Sendgerichte und Beichte die Aechtheit der christlichen Gesinnung zu prüfen, man wollte nun die Ungläubigen bekehren, oder vernichten und ihnen den Besitz der Stätte entreißen, von wo aus das Christenthum sich über die Welt ausgebreitet hat. Mönchischer Fanatismus war die Triebfeder, welcher die Völkerströme, die nach dem heiligen Lande zogen, in Bewegung setzte, der ritterlich=romantische Zug der Zeit, die Sehnsucht nach jenem orientalischen Wunderlande, über welches eine ganze Welt wunderbarer Märchen existirte, und Beutegier und Abenteuersucht der Großen und des gemeinen Volks waren die Factoren, welche diese Bewegung begünstigten. Man darf es wohl als eine heilsame Folge der Kreuzzüge ansehen, daß sie die Weltanschauung erweiterten, die Sitten verfeinerten und unser Volk mit vielen nützlichen Einrichtungen der cultivirten Morgenländer bekannt machten; aber sie unterwarfen auch, und dieses ist ihre in der Folge furchtbar hervortretende Schattenseite, mehr als dies früher der Fall war, das gemeine Volk unter die Kirche; die Kirche selbst entfernte sich mehr und mehr von der Reinheit der früheren christlichen Lehre — die Kreuzzüge schufen den Marienkultus, und diese Heerzüge begünstigten jene Abenteuerlust und Raufsucht, jene Verfolgung Andersdenkender, welche von da ab mehr als einmal den Frieden des deutschen Volkes gefährdeten.

So erfahren auch die Verhältnisse von Mainz, der Character des Mainzer Volksthums, durch die Kreuzzüge eine völlige Umgestaltung. Mainz, unter Willegis noch arm und der Sitz einer bescheidenen Gewerbthätigkeit, wird durch die Kreuzzüge plötzlich reich, aber auch leichtsinnig, lüderlich und bigott. Die Bildung war damals kein Gemeingut Aller, sondern so zu sagen ein ausschließliches Vorrecht der Geistlichkeit; es darf uns daher nicht wundern, wenn die bisher einfache Bevölkerung von den durchziehenden Pilgern auch viele üblen Sitten ererbte, und wenn auch diese Pilgerfahrten für Viele eine Quelle des Erwerbs waren und namentlich Kleinhandwerk und Kleinhandel gediehen, so gewöhnte sich damals doch auch das Laster daran, frei und unverhüllt öffentlich aufzutreten. Allgemein sind während der Kreuzzüge und nachher die Klagen über die Rohheit und Sittenverderbniß der Mainzer Bevölkerung. Wesentlich verändert erscheint aber auch in anderer Beziehung der Character der Mainzer Bürgerschaft. Wenn Siegfried I. die Absicht hatte, durch seinen Zug nach dem heiligen Lande die unruhigen Köpfe dadurch, daß er sie mitnahm, aus der Stadt zu entfernen und unschädlich zu machen, so hatte er sich hierin völlig geirrt, denn gerade die Kreuzzüge waren es, welche in Mainz, wie anderwärts, die Abenteuer= und Unternehmungslust weckten, welche mit der friedlichen Haltung der früheren Städtebewohner in so grellem Contrast steht. Die Bürger hatten in den Zügen gegen die Ungläubigen den Gebrauch von Schwert und Lanze kennen gelernt, sie wollten sich nun auch ihrer

in eigenen Angelegenheiten bedienen, und Siegfried selbst mußte schon, wie wir oben gesehen, vor dieser beginnenden bürgerlichen Thatenlust die Flucht ergreifen.

Auf der anderen Seite hatten die Kreuzzüge den Fanatismus gegen Andersgläubige jeder Art groß gezogen, und auch hierfür bietet Mainz durch die Judenverfolgung des Jahres 1096 ein fürchterliches Beispiel.

Die Juden in Mainz.

Unter von einem wahrhaft christlichen Geiste beseelten Erzbischöfen, wie Willegis und Aribo, hatten sich zahlreiche Juden in Mainz angesiedelt. Die uralten Niederlassungen des israelitischen Volkes in der Stadt erhielten neuen Zuwachs, und unter dem Schutze einer milden Regierung wurde Mainz ein hervorragender Sitz des jüdischen Kleinhandels.

Mit geschichtlicher Genauigkeit läßt sich nicht angeben, in welche Zeit die Anfänge dieser israelitischen Niederlassungen zurückzuverlegen sind. Die Juden in Mainz und Worms behaupten nach einer seit Jahrhunderten vererbten Tradition, daß ihre Gemeinden bereits lange vor Christi Zeit bestanden hätten, und kluge Rabbiner wußten im Mittelalter dadurch, daß sie eine Mitschuld an Christi Kreuzigung ablehnten, manchmal Gefahren von den jüdischen Gemeinden der Rheinstädte abzuwenden.

Es erscheint nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß schon zur Zeit der Römer Juden hier ihre Niederlassungen hatten. Der Jude scheut keine Mühe und keine Gefahr, wenn es dem Betrieb seines Kleinhandels gilt. In fernen Welttheilen gehört er zu den Pioniren der Cultur. Der einsame Pflanzer auf der nordamerikanischen Farm und in den Colonien des Atlasgebirges, sie beide würden kaum eine Berührung mit der cultivirten Welt haben, wäre nicht der jüdische Händler vorhanden, der hier seine Ankäufe macht und seine Handelsgegenstände absetzt. Ueberall in der ganzen Welt, soweit unsere geschichtlichen Nachrichten zurückreichen, bietet uns das jüdische Volk dieses Schauspiel. Auch haben wir keinen Grund anzunehmen, daß dieses früher anders war und daß etwa erst seit der Zerstörung Jerusalems, seit der Erfüllung jenes über das jüdische Volk verhängten Fluches, wir es unstät in der Welt umherirrend antreffen. Soll das jüdische Volk etwa mit Einemmale seinen Character und sein ganzes Wesen geändert haben? Ist es anzunehmen, daß es so lange noch das jüdische Reich bestand, ein ruhiges Dasein führte, und sich in Palästina vom Betriebe des Ackerbaues und der bürgerlichen Gewerbe ernährte? Gewiß nicht? Wir haben vielmehr Grund anzunehmen, daß damals schon — zur Zeit des Bestandes des jüdischen Reiches — alljährlich ein beträchtlicher Bruchtheil des jüdischen Volkes sein Vaterland verließ und durch den Betrieb des Handels sein Glück versuchte. Oder sollen etwa die Juden jener Epoche von anderen handeltreibenden Völkern des Morgenlandes, den Phöniziern, Armeniern, Griechen, eine Ausnahme gemacht haben?

Wir glauben dies kaum. Der jüdische Handelsmann, wie er heute in Indien den englischen Regimentern folgt, wie er mit unseren deutschen Bataillonen Frankreich durchzog, folgte auch schon so den römischen Legionen, und fern von Rom, im Castrum zu Mainz, vermittelte er schon den Verkehr der Soldaten mit der fernen italienischen oder gallischen Heimath. Verschiedene Autoritäten sind daher der Ansicht, daß diese jüdische Tradition von dem Bestand jüdischer Gemeinden zu Mainz und Worms lange vor der Zeit Christi eine richtige ist, und Professor Hofmann sagt zum Beispiel: „daß schon Juden vor der gänzlichen Zerstreuung des Volkes am Rhein und an der Donau in den Städten Straßburg, Trier, Mainz und Köln unter den Vangionen nnd Nemetern* gewesen, scheint keinem Zweifel zu unterliegen“.

* Germanische Stämme.

Im römischen Reiche lebten sie wenn auch mißachtet, wie das Zeugniß des Tacitus beweist, doch allerwärts ungehindert unter dem Schutze der Toleranz, welche die römische Gesetzgebung gegen Andersdenkende walten ließ. Erst unter den christlichen Kaisern des römischen Reiches änderte sich dieser Zustand. Eine Reihe von Gesetzen, durch welche den Juden ein bürgerlicher Makel aufgedrückt wurde, folgten einander. Der Ehen zwischen Christen und Juden wurden verboten, Kaiser Honorius erklärte die Juden 408 und 418 der Ehre des Militärdienstes unwürdig, Kaiser Theodosius schloß sie von allen öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen aus und Kaiser Justinian endlich entzog ihnen in seinem Gesetzbuch das Recht der Intestaterbfolge, der Testamentsfaction, das Recht ihren Glaubensgenossen Vermächtnisse zu hinterlassen und die Eidesfähigkeit.*

Die Gesetzgebung des fränkischen Reichs vollendete das Werk der römischen Kaiser. Das Klagrecht gegen Christen wurde den Juden entzogen, und die Kaiser der Karolingerdynastie selbst wenn sie, wie Ludwig der Fromme, human gegen das jüdische Volk dachten, vermochten in der bürgerlichen Stellung der Juden keine Besserung zu bewirken.

Demungeachtet gedieh die jüdische Gemeinde zu Mainz unter dem Schutze mildgesinnter Bischöfe wie Willegis, Bardo und Aribo, bis die Kreuzzüge dem christlichen Fanatismus neue Nahrung lieferten und Mainz zum Erstenmale uns das Beispiel einer jener schauderhaften Judenverfolgungen bietet, welche im Mittelalter periodisch in den Städten wiederkehren. Die Erzählung dieses gräßlichen Vorfalls ist in der 1670 erschienenen Chronik eines Johann Gamans enthalten, eines Jesuiten, von welchem also nicht angenommen werden kann, daß er zu Gunsten der Juden übertrieben habe. Gesindel und beutegieriges Volk jeder Art schloß sich den Kreuzzügen an und verunehrte den christlichen Namen, und selbst da, wo sie noch auf französischem oder deutschem Boden sich befanden, waren die Kreuzfahrer den friedlichen Einwohnern eine weit mehr den Abscheu als das Vertrauen erweckende Erscheinung. Diebstähle und Plünderungen, da wo man voraussehen konnte, daß die That ungeahndet bleiben würde, waren etwas Gewöhnliches, namentlich aber waren es die Juden, welche die fanatische Bosheit jener Horden zumeist empfinden mußten. So erzählt uns Gamans, daß ein Zug, welcher unter Graf Emicho von Leiningen, Thomas von Feria und Graf Herrmann, die Reise ins heilige Land angetreten, zu Mainz, Köln und anderen Orten gegen 12000 Juden umgebracht habe. Genebrado erzählt, daß in Speyer und Worms 800, in Mainz 1300 Juden getödtet wurden. Die Speyerer Chronik schreibt über jene Verfolgung: „Es hat ein wunderbarer Geist damals die Leute getrieben, daß sie diese Reiß auf sich genommen, die Weiber haben Mannskleider angethan und wie die Männer ihre Wehren und Rüstungen getragen und haben sich sämmtlich in abscheulicher Unzucht mit einander vermischt. Diese Krieger seind auch angestiftet worden, keinen Juden überall zu dulden, sondern zur Christenheit zu bekehren oder zu nöthigen, und Wiedersätzige sogar zu tödten und auszurotten. In Mainz sein 1014 Juden umgebracht und ihr Hab und Nahrung von den Wallbrüdern (den Wallfahrern) eingezogen worden."

Der Abt Tritheim giebt in seinen Hirsauer Annalen Andeutungen, denen zufolge der Erzbischof von Mainz, Ruthard von einer Mitschuld an diesen Gräueln nicht freizusprechen sein dürfte. Derselbe berichtet über die Untersuchung, welche König Heinrich IV. später wegen des Vorfalls anordnete, und schreibt: „In diesem Jahr (1098) wurde vom Kaiser wegen dem Vermögen der vor zwei Jahren in Mainz ermordeten Juden eine Untersuchung angeordnet. Unter den des Raubes Angeklagten waren auch einige der nächsten Verwandten des Bischofs Ruthard. Da der Kaiser auch dieses untersuchte, erschienen sie nicht, und der Erzbischof, der sie vertheidigen wollte, aber nicht konnte, verließ mit Unwillen selbst die Stadt und begab sich mit ihnen nach Thüringen, gleichsam als erwarte er für sie etwas Besseres und als wollte er aus der Nähe der gegen den Kaiser rebellirenden Sachsen ihm einen Schrecken verursachen und eine Rache ausüben. Es gab aber auch Leute, welche sagten: der Bischof selbst habe von den Geldern der Juden unterschlagen, was sie daraus zu folgern schienen, weil er, wie wir erwähnt haben, alle ihre Habschaft in Verwahrung genommen hatte, und wahrscheinlich schien (es), da außer ihm und einigen seiner Familie es Niemand wissen konnte."

---

* Vergl. Gibert, Corpus jur. Can I. 38—39 und Schaab, Geschichte der Juden in Mainz, S 6.

Gewiß ist, daß Erzbischof Ruthard unter Heinrich IV. nicht mehr nach Mainz zurückkehren durfte. Erst unter dessen Sohn Heinrich V. wurde er in seine Würde wieder eingesetzt.

Das Ende Heinrich IV.

König, später Kaiser Heinrich IV., dessen wichtigste Lebensschicksale sich auf dem Boden des heutigen Großherzogthums Hessen abspielten, sollte auch hier die letzten Prüfungen erdulden, welche ihm mit und ohne seine Schuld auch bis zum Ende seines Lebens nicht erspart blieben. Wer die Regierung des Kaisers sorgfältig verfolgt, muß zugestehen, daß er nach der furchtbaren Lehre von Canossa aufrichtig bestrebt war, sein früheres Leben vergessen zu machen und seine Regentenpflichten gewissenhaft und ernsthaft zu erfüllen; jedoch abermals sind es die Kirche, der Papst, welche, nachdem sie ihre Macht kennen gelernt, den Kaiser mit ihrem Hasse verfolgen und kein Mittel scheuen, sei es auch noch so verächtlich, das dazu dienen kann, das königliche Ansehen zu untergraben und die Macht und den Einfluß der Kirche zu vergrößern.

In Deutschland hatte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg dem Kampfe mit dem Kaiser entsagt. Deutschlands Fürsten hatten sich wieder um das Oberhaupt des Reiches gesammelt, sein alter Feind Papst Gregor VII. war gestorben und noch mancher andere erbitterte Gegner war aus dem Leben geschieden, — mancher, wie Eckhard von Meißen, verfolgt von der Reichsacht, als vogelfreier Landstreicher, — allein dauernder Friede sollte Deutschland unter der Regierung dieses unglücklichen Königs nicht beschieden sein.

Eine neue Papstwahl spaltete die Kirche und verwickelte den Kaiser in die Wirren. Die Partei des Kaisers hatte Clemens III. die dem Kaiser feindliche Partei Urban II. gewählt. Der Streit über die Rechtmäßigkeit des einen oder des anderen Papstes brachte die gesamte damalige christliche Welt in Aufregung; viele Bisthümer und Abteien waren doppelt mit dem Anhänger des einen und des anderen Papstes besetzt, eine Anzahl Fürsten hielt zum Gegenpapst, ja die eigene Familie des Kaisers war in Folge des Streites in zwei Parteien gespalten.

Sein ältester Sohn Konrad wurde in Folge dieses Streites zum Verräther an dem eigenen Vater und erkaufte von Papst Urban den italienischen Königstitel. Der Tod Konrads befreite den alten Kaiser bereits drei Jahre nach dem Beginn der Empörung 1101 von diesem Feinde, als ihm bald darauf in seinem Sohne Heinrich ein neuer Gegner erwuchs, dessen Tücke und Bosheit alle Schändlichkeiten, welche gegen den Kaiser bisher versucht wurden, übertraf.

Kaiser Heinrich war ernstlich bemüht, Deutschland den Frieden wieder zu geben, Fürsten und Bürger hingen ihm an, und der neue Bannfluch, den Papst Urban gegen ihn geschleudert, war wirkungslos geblieben. Bürger und Bauern ergriffen für ihren Kaiser Partei; ein Sohn des Aufrührers, Otto von Nordheim, wurde von einem gemeinen Manne erschlagen, ein Graf Sieghard, gleichfalls ein Gegner des Kaisers, wurde von der Regensburger Bürgerschaft „gelyncht", um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen, und allerwärts nahm die Bevölkerung für den Kaiser die Waffen. Man war des Haders müde geworden und sah ein, daß von Rom für das deutsche Reich kein Heil kommen konnte, und so verlor auch der päpstliche Bannfluch seine Kraft. Der Kaiser schützte Bürger und Bauer gegen Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, und als Schützer der Armen und Gedrückten, war es namentlich eine Klasse des Volkes, welcher er seine Obhut angedeihen ließ, den unglücklichen, gequälten Juden. Diese Fürsorge für die Juden ist ein schöner Zug in dem Charakter des Kaisers, der uns sonst bisher vielfach so verächtlich erschienen ist, und diese humanen Gesinnungen, welche er in seinem späteren Alter zur Schau trägt, sind dazu geeignet, viele der Thorheiten seiner Jugend vergessen zu machen. Kaiser Heinrich IV. ist der erste deutsche Kaiser, welcher die Juden gegen pfäffische

Habsucht und das von dieser aufgestachelte dumme Volk schützte, und 1098 von seinem Römerzug zurückgekehrt, bestand eine seiner ersten Regierungshandlungen darin, daß er denjenigen Juden, welche durch die Todesangst zur Annahme der Taufe gebracht worden waren, das Bekenntnis ihrer Väter wieder frei gab. Allein dieser Schutz, den er den Juden angedeihen ließ, namentlich die Gerechtigkeit, welche er gegenüber dem beutegierigen Erzbischof Ruthard von Mainz walten ließ, erwarb ihm neue Feinde und namentlich Ruthard war nicht müssig, dem Kaiser Gegner zu werben.

An Stelle des abtrünnigen Konrad war 1098 Heinrich, der jüngere Sohn des Kaisers, in Aachen zum Könige gewählt worden und mußte dem Kaiser, der an Welt und Menschen irre geworden war und nach dem Abfall Conrads auch an die kindliche Liebe nicht mehr glaubte, den Schwur ablegen, daß er seinem Vater niemals nach Freiheit und Leben trachten und sich bei dessen Lebzeiten nicht in die Geschäfte des Reiches einmischen werde.

Wenige Jahre darauf (1104) vergaß der Sohn diesen Schwur und erhob, angestiftet von Erzbischof Ruthard, unter dem Vorwande des Bannes, der auf seinem Vater laste, gegen diesen die Fahne der Empörung. Die große Mehrzahl der Fürsten ergriff alsbald für den Aufrührer Partei.

Schon länger als ein Jahr dauerte der Hader zwischen Vater und Sohn, als beide, um den Streit aus der Welt zu schaffen, an der Mosel zusammen kamen. Der Kaiser war so ergriffen, daß er seinem Sohne zu Füßen fiel und ihn beschwor: „Wenn ich auch für meine Sünden von Gott gezüchtigt werden muß, so hänge doch du deiner eigenen Würde- und deinem Namen keinen Flecken an, denn kein göttliches Gesetz verpflichtet den Sohn, ein Rächer der Schuld seines Vaters zu sein!"

Allein durch seine Heuchelei gelang es dem Sohn, den Vater zu hintergehen. Er fiel vor ihm auf die Knie und versprach ihm Treue, wenn er sich mit dem Papste aussöhnen wolle. Der Kaiser versprach, alles zu thun, wozu die Fürsten rathen würden, und seine Kriegsvölker zu entlassen. Die Nacht vom 22. auf den 23. December verbrachten beide in Bingen. In Mainz sollte eine Reichsversammlung gehalten werden, um die Streitigkeiten endgültig zu schlichten. Die Partei des Sohnes wollte auf dieser Versammlung den Kaiser zur Abdankung nöthigen. Da man aber für den Fall, daß man mit diesem schändlichen Plane hervortreten würde, einen Aufstand der dem Kaiser ergebenen Mainzer befürchten mußte, so beredete der Sohn den Vater, die Versammlung anstatt in Mainz in Ingelheim abzuhalten und einstweilen auf seiner Burg Böckelheim zu verbleiben. Am 23. December begaben sich beide zusammen nach Böckelheim. Dort nahm Heinrich seinen Vater gefangen und brachte ihn einige Tage später nach Ingelheim.

In Ingelheim sah sich der Kaiser mit Einemmale mitten unter seinen erbittertsten Gegnern. Diese, als sie das Reichsoberhaupt ohne Hülfe sahen, säumten auch nicht, sich ihrer Gewalt zu bedienen. Sie bedrohten den Kaiser mit dem Tode, wenn er nicht sofort auf das Reich verzichte. Der Kaiser fragte darauf, ob er, wenn er dieses thue, auch vom Banne los sei. Da verlangte der Kardinallegat einen förmlichen Widerruf und die Erklärung von ihm, daß er Gregor VII. ungerecht verfolgt, Clemens III. wiederrechtlich zur päpstlichen Würde verholfen und die Kirche bedrückt habe.

Auf den Knieen flehte der Kaiser, man möge ihm wenigstens eine Rechtfertigung erlauben, und es kam nun zu einer Jammerscene, wie sie wohl selten in einer ähnlichen Versammlung erlebt wurde. Selbst Fürsten, welche bisher erbitterte Feinde des Kaisers waren, wurden von dem Jammer des alten Mannes gerührt, nur sein Sohn und der Kardinallegat kannten kein Erbarmen.

Der Bann werde nicht gelöst, bevor der Kaiser selbst nach Rom gehe, erklärte der Legat, und gebieterisch verlangte der Sohn die Abdankung. Da verzichtete Heinrich IV. auf alles, auf seine Schlösser, sein Erbe und sein Reich.

Noch einmal nach dieser entsetzlichen Scene zu Ingelheim erleuchtete ein Schimmer des Glücks die letzten Lebenstage des unglücklichen Kaisers. Von Ingelheim aus ergriff er die Flucht und gelangte zu Schiff nach Köln, wo ihn die Bürgerschaft mit Jubel empfing. Lothringen und der ganze Niederrhein griffen für den alten Kaiser, dessen Loos lebendiger als alle Reden, das Volk in die Waffen rief und in den Harnisch brachte, zum Schwert. Der verrätherische Sohn wurde vom Kaiser an der Mosel geschlagen und an den Mauern von Köln erlitt er eine neue Niederlage. Da starb

der Kaiser plötzlich am 7. August 1106 zu Lüttich und selbst im Grabe verfolgte ihn noch der Zorn und die Rache der Kirche.

Der Bischof von Lüttich ließ den Todten mit königlichen Ehren bestatten, aber die Bischöfe des päpstlichen Anhangs ließen die Leiche wieder aus der Gruft nehmen, und lange Zeit stand sie auf einer der Maasinseln, bis sie nach der noch ungeweihten Kapelle der heiligen Afra am Dome zu Speyer verbracht wurde, und erst 1111, als Papst Paschalis auf Andringen Heinrich V. den über den Verstorbenen noch schwebenden Bann aufhob, gönnte man ihr eine Ruhestätte in geweihtem Boden.*

Heinrich V. und sein Kanzler Erzbischof Adelbert I.

Schon seit Siegfried I. sehen wir die Mainzer Erzbischöfe, deren Wirkungskreis zuvor beinahe vorwiegend auf kirchlichem Gebiet sich bewegte, von ihrer Höhe herabsteigen und Theil nehmen an dem Kampfe der Parteien. Scheint anfänglich bei ihnen keine Klarheit darüber geherrscht zu haben, zu welcher Partei sich zu gesellen ihnen ihr Interesse gebiete, und sehen wir den schwankenden Siegfried bald zum Kaiser bald zum Papste überlaufen, so trug doch die consequente und kluge Politik der Päpste bald ihre Früchte; in Ruthard finden wir bereits ein entschiedenes Werkzeug der päßtlichen Gewalt, und der Mainzer Erzbischof, der Primas des Reiches, wird zu einem wesentlichen Förderer und Mehrer der Prärogative, welche die Nachfolger Petri's nach und nach für sich in Anspruch nehmen. Zunächst ist es die Investitur mit Ring und mit Stab und die damit völlig veränderte politische Stellung der Bischöfe, um welche der Kampf unter Gregor VII. entbrennt und welcher Heinrich IV. dem Untergang entgegenführt. Sein nach der Kaiserwürde lüsterner Sohn ist der Vollstrecker der Befehle der Kirche, ihr Organ aber, durch welches sie ihm das Syrenenlied vom kaiserlichen Glanze vorsingt, der intelektuelle Urheber, der ihn zum Kampfe gegen seinen Vater verlockt, allem menschlichen Urtheile nach der Erzbischof Adelbert I. von Mainz aus dem Saarbrück'schen Hause. Adalbert, der Nachfolger Ruthard's erwählt 1111, war seit Heinrich V. erstem Auftreten dessen Kanzler und auf ihn muß neben Ruthard daher die Geschichte einen großen Theil der moralischen Mitschuld an der verabscheuungswürdigen Handlungsweise des Königs abwälzen. Allein Heinrich war es nur um die Kaiserkrone zu thun, und als er sich in dem Besitz der kaiserlichen Macht sah, mußte auch die Kirche, in deren Namen er die Fahne der Empörung erhoben, die Folgen seiner Herrschsucht empfinden, und Erzbischof Adalbert war auch der Erste, welcher die Unheilssaat einernten sollte, die er einst gesät. Mit bewaffneter Hand setzte sich Heinrich V. nach langem Kampfe 1111 in den Besitz von Rom und zwang Papst Paschalis, mit dem Schwert in der Hand, ihn zum Kaiser zu krönen und ihm das Recht der Investitur mit Ring und mit Stab zuzugestehen. Heinrich V. hatte die Kirche und ihre Kriegführung kennen gelernt und scheute sich nicht, auch das Aeußerste zu wagen. Als er 1112 von der Synode von Vienne in den Bann gethan wurde und auch sein langjähriger vertrauter Rathgeber Adalbert sich unter seinen Gegnern befand, säumte er nicht, auch diesen in ihm den Herrn und Meister empfinden zu lassen. Er ließ den Erzbischof gefangen nehmen und in den Gewölben des Trifels verwahren. Drei Jahre lang lag der Erzbischof im Burgverließ, dem Hunger und Mißhandlungen preisgegeben, und als Heinrich ihn endlich frei gab, verließ er, zum Gerippe abgemagert, sein Gefängniß. Durch kluge Behandlung der Reichsstände, der Städte, der Bauern gelang es Heinrich V. den Päpsten die Waffe zu entwinden, deren sie sich bisher gegen die Kaiser

* Die letzten Lebensschicksale Heinrich IV. haben Dr. S. B. Schweitzer den Stoff zu einem höchst wirkungsvollen Drama geliefert.

bedient, und als später (1119) Papst Calixtus auf einer Synode zu Rheims unter einem ungewöhnlichen Aufwand von Ceremoniel aufs Neue den Bann über den Kaiser aussprach, versagte der einst so furchtbare Bannstrahl seine Kraft, es öffneten die Städte den Bischöfen zum Trotz die Thore zum festlichen Empfang des Kaisers, namentlich zu Köln und in den Rheinstädten erlangte die kaiserliche Partei die Herrschaft, auch Erzbischof Adalbert mußte vor den kaiserlich gesinnten Mainzern die Flucht ergreifen, das Volk war die Hetzereien der Priester müde, und durch eine Synode (1122) zu Worms, deren Beschlüsse, welchen Papst Calixtus beitrat, den Namen das Calixtinische Concordat erhielten, wurde dem Kaiser endgültig das Investiturrecht mit Ring und Stab zugesprochen und der fünfzigjährige Streit beendigt. Den über den Kaiser verhängten Bann ließ der Papst, ohne daß eine kirchliche Sühne erfolgt wäre, stillschweigend fallen. Nach dem Tode des Kaisers (1125) berief Adalbert, dem Vorrechte des Mainzer Erzbischofs gemäß, eine Reichsversammlung nach Mainz und seiner aus Rachesucht gegen die Familie Heinrichs entsprungenen Agitation ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß damals die Wahl Herzog Lothars aus dem sächsischen Hause erfolgte. Erzbischof Adalbert starb am 23. Juni 1137.

Weniger bedeutend sind die drei Nachfolger Adalbert I. Es sind: Adalbert II. von Saarbrücken (1138—1141), Markolph (1141—1142) und Heinrich I. (1142—1153). Letzterer unterdrückte eine von einem fanatischen Mönch Radulph angezettelte Judenverfolgung. Unter ihm lebte die heilige Hildegard, eine Nonne auf dem Rupertsberg bei Bingen.

Die heilige Hildegard ist gewöhnlich nur durch ihre Verzückungen bekannt. Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß sie zu den hervorragenden theologischen Schriftstellerinnen ihrer Zeit gehört. Am bekanntesten ist ihre Lebensbeschreibung des heiligen Rupert, der auf dem Rupertsberg bei Bingen beigesetzt wurde. Neuerdings hat Cardinal Pitra in dem VIII. Band der von ihm herausgegebenen Analecta sacra Spicilegio Solesmensi parata, auch die „nova sanctae Hildegardis opera", die bisher nicht herausgegebenen Werke der heiligen Hildegard, veröffentlicht (Roma 1882).

Erzbischof Arnold von Selenhofen.

Schon mehrmals hatten wir Veranlassung unsere Leser auf die Regungen eines abenteuerlichen, revolutionären Geistes aufmerksam zu machen, welcher sich seit den Kreuzzügen bei der Mainzer Bürgerschaft periodisch bald in mehr, bald in minder bedrohlicher Gestalt kundgibt, bis er unter Arnold von Selenhofen (1153 – 1160), einem Erzbischof, der einem alten Mainzer Geschlechte entprossen ist, zu einem furchtbaren Ausbruche kommt und ein schreckliches Strafgericht herbeiführt, das nun über die Stadt hereinbrechen sollte.

Der Erzbischof Heinrich war in Folge einer Intrigue der Stiftsgeistlichen des Doms, welchen er, einem reformatorischen Zuge seiner Zeit folgend, eine geregelte Lebensweise auferlegen wollte, vom Papste abgesetzt worden, und an seiner Stelle wurde Arnold, ein Freund Friedrich I. des Rothbart, früherer „kaiserlicher Kanzler", erwählt. Eine Reihe unseliger Zerwürfnisse, welche wiederholt die Einmischung des Kaisers nothwendig machen, kennzeichnet sofort den Beginn der Regierung dieses Erzbischofs. Auf einem Gerichtstag, welchen der Kaiser wegen einer solchen Fehde mit dem Erzbischof 1156 zu Worms abhielt, wurden mehrere hohe Adelige: Emicho von Leiningen, Gottfried von Sponheim, Konrad von Kirberg, Heinrich von Diez und andere Grafen zur Strafe des Hundetragens

verurtheilt; ebenso Pfalzgraf Hermann von Stahleck, den der Kaiser absetzte und an dessen Stelle sein Bruder Konrad die Herrschaft über die erledigte Pfalzgrafschaft übernahm. Allein der Erzbischof selbst scheint an diesen Streitigkeiten nicht unschuldig gewesen zu sein, denn ein Zerwürfniß folgte dem anderen, und vor allem die Mainzer, die sich in ihrem ihnen von Adalbert I. verliehenen Privilegien durch Arnold verletzt glaubten, gesellten sich zu den Gegnern des Erzbischofs. Und während Arnold mit Kaiser Friedrich in Italien abwesend war, bildete sich eine förmliche Verschwörung gegen ihn, welche entschlossen war, das Aeußerste zu wagen.

Nach Mainz zurückgekehrt (1159), berief der Bischof, dem dieses zur Kenntniß gekommen war, eine Synode, welcher er die Frage vorlegte, was über die zu beschließen sei, welche sich gegen ihn verschworen. Die Mainzer trieben die Synode auseinander. Bewaffnete Schaaren zogen in den Bischofshof, der Erzbischof ergriff die Flucht, die Anführer plünderten den Dom, die Wohnung des Erzbischofs und der Geistlichen, und beschlossen, den Erzbischof nicht mehr in die Stadt einzulassen. Am 1. November wurden die Mainzer vom Erzbischof excommunicirt, worauf sich dieser nach Italien begab. Eine Fürstenversammlung und ein eigenhändiger Befehl des Kaisers nöthigte die aufrührerische Stadt, dem Erzbischof volle Genugthuung und Schadensersatz zu leisten, und in demüthigendem Aufzug mußten die Bestraften vor dem 1160 nach Mainz zurückgekehrten Erzbischof im Albanstift erscheinen.

Aber nicht lange dauerte die Ruhe. In demselben Jahre noch brachen neue Unruhen aus. Die heilige Hildegard, die Prophetin vom Rupertsberg, warnte Arnold und schrieb: „Hüte Dich! die Hunde sind von der Kette, die auf Dich Jagd machen!“ Allein der Erzbischof hörte nicht auf ihre Warnungen, noch auf diejenigen seines Bruders Dudo. Am 23. Juni, als in der Stadt die Bürger schon zu den Waffen griffen, befand er sich noch in dem Kloster auf dem Jacobsberge. „Was willst Du hier?“ mahnte Dudo. „Die ganze Stadt ist gegen Dich im Aufruhr, um Dich und alle Deine Anhänger zu verderben. Steig' zu Pferde und flieh', um Deine Seele und die Deiner Feinde zu retten!“ Der Erzbischof erwiederte sorglos: „Du willst mir Furcht einflößen, Dudo. Ich soll flüchten vor den Mainzern? Ich kenne sie ganz genau von Kindheit an. Ich will sehen, was sie mir thun können!“ Nochmals drang Dudo in ihn, aber mit den Worten: „Mag Gott verfügen, was ihm gut dünkt!“ erhob er sich, stellte sein bewaffnetes Gefolge auf der Mauer auf und ermahnte es zur Tapferkeit.*

Aber keine Rettung gab es für den Erzbischof. Mit Leitern suchte man die Klostermauern zu ersteigen, Pfeile, Bolzen und Steine flogen und Pechkränze schleuderte man nach den Klostergebäuden. Von Mittag bis gegen Abend dauerte der Kampf, das Kloster brannte, die Vertheidiger mußten ihre Kräfte theilen, dort abwehren, hier löschen. Es gelang den Angreifern die Klosterpforte zu sprengen, das Häuflein der bischöflichen Streiter wurde überwältigt, und am Boden lag nach wenigen Augenblicken die verstümmelte Leiche des Erzbischofs.

Furchtbar wurde unter Arnolds Nachfolger, Conrad von Wittelsbach (1142—1165), die Missethat gerochen. Die Rädelsführer des Aufruhrs wurden auf Befehl Kaiser Friedrichs, der 1163 selbst nach Mainz kam, um auf einer Reichsversammlung über die Aufrührer Gericht zu halten, enthauptet. Alle Bürger, welche sich durch die That an der Empörung betheiligt, wurden zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt. Mainz verlor alle seine Privilegien, die Stadtmauern wurden niedergerissen und die Wallgräben geebnet, so daß die Stadt „Hunden, Wölfen, Dieben und Räubern offen stand“, wie ein Geschichtsschreiber jener Tage berichtet, und ihre Bewohner aber wurden auf ewige Zeiten für ehrlos erklärt.

* Vergl. J. H. Hennes, Geschichte der Erzbischöfe von Mainz. Mainz 1867, Kirchheim.

Schwert und Mitra.

Conrad von Wittelsbach, ein Anhänger des furchtbaren Gegners Friedrich I., Alexander III., war mit der Reichsacht belegt, von Mainz geflüchtet und lebte während der Regierung seines Nachfolgers als Cardinal zu Rom. An seiner Stelle wurde Christian von Buche, gleichfalls früher kaiserlicher Kanzler, zum Erzbischofe erwählt, ein Bischof, von dem man eigentlich nur eine einzige Amtshandlung weiß, aus welcher man schließen kann, daß er auch nach der priesterlichen Seite seiner Würde gerecht zu werden suchte — er hatte den wunderlichen Einfall, die Freudenmädchen zu versammeln und sie singen und beten zu lehren, — der uns aber, trotzdem er des geistlichen Gewandes beinahe völlig entbehrt, als eine der sympathischsten Gestalten erscheint, welche jemals den Mainzer Bischofsstuhl inne hatten. Ein getreuer Anhänger des großen Kaisers, folgte er ihm, einer der prächtigen gepanzerten, mit dem Schwert umgürteten Bischöfe jener Epoche, auf seinen Römerzügen, und tapfer und tollkühn in der Schlacht, hat er von den italienischen Chroniken, nachdem er die Städte Tusciens erobert, den Beinamen Homo diabolico erhalten.* Auf dem berühmten fünften Römerzuge des Kaisers, einem der schönsten Feldzüge Barbarossas, hatte Christian am 29. Mai 1167 mit 1000 Mann ein weit zahlreicheres feindliches Heer völlig geschlagen, der gleich tapfere und kriegerische Bischof Reinald von Köln wetteiferte mit ihm an glänzenden Waffenthaten, und namentlich war es ein glänzender Sieg, den beide vereint bei Tusculum errangen. Reinald war, während Kaiser Friedrich Ancona belagerte, der Stadt Tusculum mit 150 Rittern zu Hülfe gesandt worden. Die Römer rückten gegen die kleine Schaar an und hofften, einen wohlfeilen Sieg zu erringen, allein der Erzbischof Christian kam mit 500 Reitern dem Kölner Erzbischof zu Hülfe. Christian von Mainz stimmte seinen Schlachtgesang an, und an der Spitze der Seinen ging er zum Angriff. Furchtbar wütheten die Deutschen unter den Römern. Christian hoch zu Roß, in hellleuchtendem Stahlharnisch, den vergoldeten Helm auf dem Haupt und einen hyacynthrothen Mantel über die Schulter, erschien dem Kriegsgotte selbst an Kraft und Furchtbarkeit gleich. Neun Feinde erschlug er mit eigener Hand, und immer wieder sauste seine dreizackige Keule durch die Lüfte. Auch nach dem Siege kannte er den Italienern gegenüber kein Erbarmen, und ein Zeitgenosse erzählt von ihm, wie er in einer lombardischen Stadt, die sich gegen den Kaiser empört hatte, 38 der angesehensten Einwohner eigenhändig mit seiner Keule die Zähne einschlug. Wiederholt zog er in's Feld, 1181 gegen das Heer des griechischen Kaisers, wo er geschlagen und gefangen genommen wurde. Als er gegen Lösegeld wieder frei wurde, zog er abermals nach Italien, und 1183 endigte er, nach den Einen durch Krankheit, nach den Anderen durch Gift, in der Nähe von Rom sein Leben.

Ein schöner humaner Zug veredelt die rauhen Züge dieses kriegerischen Bischofs. Den Juden, die sich seit der durch den Mönch Radulph angezettelten Judenverfolgung nicht mehr in die Stadt wagten, wirkte er einen kaiserlichen Schutzbrief aus, und auch sonst hatte Mainz, das nach dem furchtbaren Strafgericht des Jahrs 1163 unter ihm wieder emporblühte, seine Regierung nicht zu beklagen.

Die große Fürstenversammlung unter Friedrich Barbarossa in Mainz.

In Mainz bietet uns Pfingsten 1184 das prunkvollste Schauspiel, welches die Regierung Friedrich des Rothbarts Deutschland geboten. Als ein Ausfluß des abenteuernden Charakterzuges, welcher bei sämmtlichen Hohenstaufen so sichtbar zu Tage tritt, jener Sehnsucht nach dem Orient und nach der

* Der teuflische Mensch.

italienischen Krone und den lachenden Fluren Italiens, welche wir vor allem bei dem bedeutendsten und populärsten der Hohenstaufenkaiser, Friedrich I., wahrnehmen, und welche so recht aus dem ureigenen Geiste, dem Wandertriebe des deutschen Volkes entsprang, so daß gerade durch diesen Zug Friedrich zum Liebling der deutschen Sage wurde, erscheint es, daß Friedrich wesentlich auf die Befestigung seiner Herrschaft in dem italienischen Königreich Gewicht legt. Als eine Schattenseite dieser Tendenz seiner Regierung erscheint es, daß unter ihm und seinen Nachfolgern in Deutschland die Selbstständigkeit geistlicher und weltlicher Landesherren in immer höherem Maße zunimmt und erstarkt, in Italien aber der Papst, — vor dem Barbarossa zu Venedig 1177 das Knie beugte — immer mehr als Träger der nationalen Empfindungen des italienischen Volkes erscheint, an Macht und Ansehen gewinnt, sowie daß das Band, welches Papst und Kaiser verknüpft, immer unheilvollere Folgen für den Letzteren nach sich führt und das Investiturrecht und alle die mühevollen Errungenschaften Heinrich V. unter den Hohenstaufen verloren gehen. So glanzvoll und ruhmreich die Regierung des großen Friedrich war, so stand es doch am Ende derselben um die kaiserliche Macht schlimmer als je, und mehr und mehr begibt sich das deutsche Kaiserthum in den Dienst der römischen Hierarchie. Der äußerliche Prunk und Glanz, das Ritterthum und der Hofdienst, welche unter Rothbart in so blendender Weise auf die Zeitgenossen wirkten, verbargen dem Volke diese Erscheinung. Das glänzende Auftreten des Kaisers, überall da, wo er vor der Oeffentlichkeit erschien, blieb noch späten Jahrhunderten in Erinnerung, und mit einer Lichtkrone umgab die Sage das Haupt des Kaisers, der, stattlich und gewaltig, dem olympischen Zeus gleich, über seine Umgebung emporragte. Und diesem Auftreten des Kaisers lag nach unserem Ermessen ein bestimmter, weit ausgreifender Plan zu Grunde. Friedrich war vor allem Ritter und durch die Entwickelung der ritterlichen Tugenden der deutschen Nation, durch Heranbildung einer starken, zahlreichen, dem Kaiser ergebenen Ritterschaft wollte er, wie dieses von den späteren französischen Königen mit Erfolg geschah, eine Macht begründen, mittelst welcher die Kaiser im Stande waren, der immer zunehmenden Freiheit, welche der Lehnsorganismus den einzelnen Landesherren gewährte, eine Schranke zu bieten. Diese Pflege des Ritterthums tritt namentlich in der letzten Periode seiner Regierung in besonders glanzvoller Weise zu Tage. Kaiser Friedrich beschloß die Wehrhaftmachung seiner beiden älteren Söhne Heinrich, des römischen Königs, und Friedrich, des Herzogs von Schwaben, durch ein glänzendes Reichsfest Pfingsten 1184 in Mainz zu feiern. Mainz, an den sonnigen Höhen des Rheinstromes gelegen, mitten in einem reichen, alles im Ueberflusse bietenden Lande, mahnte ihm wohl am meisten an die herrlichen Fluren Italiens, und so gab er der rheinischen Stadt, welche 1163 noch so furchtbar seinen Zorn hatte empfinden müssen, wohl vor allen anderen den Vorzug. Vielleicht war auch die Wahl durch Conrad von Wittelsbach beeinflußt, welcher, nachdem er mit Klugheit und Geschick dem Kaiser in Italien bei seinen Händeln mit dem Papste als Vermittler gedient, sich seine Freundschaft erwarb und, nach dem Tode Christians von Buche, von den Mainzern mit Jubel empfangen, wieder den Bischofstuhl bestieg. Der Erzbischof wollte eine Veranlassung finden, den 1163 bestraften Mainzern wieder die Gunst Friedrichs zuzuwenden.

Dieses große Ritterfest war das glänzendste Fest dieser Art, welches Deutschland jemals sah, und noch viele Jahrhunderte darnach feierten die Poeten seine Pracht. Aus allen Theilen des deutschen Reiches nicht nur, sondern auch aus den Nachbarreichen Frankreich, England und Italien waren Ritter nach Mainz gezogen, um dem Feste beizuwohnen. Vierzigtausend, nach anderen siebenzigtausend Ritter und unzählbares anderes Volk waren in Mainz zusammengeströmt, und ein prachtvolles ritterliches Lager, eine zweite schönere Stadt, erhob sich auf den Mainz umgebenden Höhen. Unübersehbare Vorräthe waren aus der reichen Umgebung herbeigeschafft worden. Wein und Lebensmittel waren die Hülle und Fülle vorhanden. Man sah zwei Hallen vom größten Umfang, welche von oben bis unten mit Hühnern und Hahnen angefüllt waren. In prachtvollen Aufzügen erschienen die einzelnen Fürsten und Edlen. Als der Erzbischof von Mainz heranritt, folgten ihm in strahlenden Helmen und Panzern 1000 Ritter, beim Herzog von Böhmen waren 2000, beim Erzbischof von Köln 1500, beim Rheinpfalzgrafen über 1000, ebensoviele bei dem Landgrafen von Thüringen, beim Herzog von Sachsen 700, beim Herzog von Oesterreich 500 und ebensoviele beim Abt von Fulda.

Am heiligen Pfingstfeste gingen Kaiser und Kaiserin, mit der kaiserlichen Krone geschmückt, in

den Dom zum Hochamt. Heinrich, der älteste Sohn des Kaisers, trug die deutsche Königskrone. Am folgenden Tage fand der feierliche Ritterschlag Heinrichs und Friedrichs statt. Der Kaiser selbst gürtete ihnen das Schwert um, Ritter legten ihnen die Sporen an, Gott und den Heiligen ward ihr Schwert geweiht.

Dieser feierliche Ritterschlag der Söhne des Kaisers ist ein ächter Ausfluß jenes tief romantischen Zuges, welcher bei den Hohenstaufen allerwärts zu Tage tritt, jenes unbestimmten in ihnen wohnenden, ihre Zeitgenossen beseelenden Thatendurstes, welcher sie als ächte Träger nationaler Ideen, des Denkens und Fühlens eines ganzen Volkes erscheinen läßt. Politisch war jene Richtung eine ergebnißlose, ja sogar eine Verderben bringende, aber eine neue Blüthezeit deutscher Kunst, eine neue Periode im Geistesleben unseres Volkes ist aus ihr hervorgegangen, und die Hohenstaufen, vor allem Friedrich, erscheinen uns, trotz aller Fehler und Schwächen, welche ihm und seinen Nachfolgern vorgehalten werden können, als ächte Repräsentanten eines ächt deutschen Idealismus, von welchem unser Volk in allen Epochen seiner Geschichte, unter Rothbart aber in ergreifender Weise, beseelt ist.

Noch einmal (1188) sehen wir Rothbart auf einer Reichsversammlung in Mainz, auf welcher des Kaisers Kreuzzug beschlossen wird. Mit einem trefflichen, wohlausgerüsteten Heere trat er im folgenden Jahre über Constantinopel und durch Kleinasien den Zug nach dem heiligen Lande an. Am 10. Juni 1190 ertrank er bei Seleucia, als er im Kalykadnus ein Bad nahm. Dieser plötzliche Tod in fernen geheimnißvollen Morgenlande hat im Verein mit dem ritterlichen Wesen des Kaisers wesentlich dazu beigetragen, sein Bild im Munde des Volkes mit einer Aureole zu umgeben. Die Sage, der dichtende Genius des deutschen Volkes, hat sein Andenken wach erhalten und der deutsche Particularismus offenbart sich hier in einem rührenden Wettstreit. Die Züge Wodans hat das Volk auf seinen Liebling übertragen, und bis zur Wiederauferstehung des deutschen Reiches haust er da und dort im unterirdischen Schlosse. In mannichfacher Gestalt hat sich die Barbarossasage im deutschen Reiche erhalten, jeder Gau will den großen Kaiser sein eigen nennen, und wenn der Bauer am Untersberg bei Salzburg unterirdisches Rollen und Dröhnen hört, wenn es schießt und knarrt und Wagen dahinrollen und der starre Berg lebendig werden will, dann glaubt er den alten Barbarossa zu hören, der sich rüstet zur Schlacht, Krieg verkündend dem deutschen Reiche.

Und wiederum thront der Kaiser mitten im Herzen Deutschlands, mitten im alten Dichterlande Thüringen in seinem Kyffhäuser, zu Hagenau im Elsaß im unterirdischen Schlosse, auch vom Kaisersberg bei Kaiserslautern erzählt uns das Volk, daß Rothbart darin hause, und noch mancher Ort ist's in Bayern und Schwaben, wo der Volksmund das Andenken von Friedrich wach erhält. Jeder Gau will der nächste an seinem Herzen gewesen sein, jeder will, daß man von ihm sage, der alte Rothbart habe ihn sich zur Ruhestätte erkoren.

Es ist die Erinnerung an entschwundene Macht und Herrlichkeit, das Sehnen nach Einheit und nach einem Herrscher, in welchem das Volk seine eigene Größe, deren es sich bis zu dem geringsten Manne herab vollkommen bewußt ist, verkörpert sieht, welches in dem Rothbart der Sage seinen Ausdruck findet.

Glanzperiode der Stadt Mainz im Mittelalter und Wachsthum des Kurstaats.

Nicht mit Unrecht begrüßten die Bürger von Mainz Conrad von Wittelsbach (1183 — 1200) als er zum zweitenmal den erzbischöflichen Stuhl bestieg, mit Jubel, denn „nach einem durch Gewissens-

pflicht geregelten und mit Characterstärke geführten, aber auch viel geprüften Leben", wie die Kaiserregesten von ihm rühmen, erschien er als der geeignete Mann zur Verwaltung des Erzbisthums. Nicht nur, daß wir in ihm zum Erstenmal seit Bardo einen Erzbischof vor Augen haben, der zunächst seiner Pflichten als Priester eingedenk ist, wir sehen in ihm auch einen bürgerfreundlichen Herrscher, welcher sich durch der Stadt erwiesene Wohlthaten die Herzen gewinnt, dem es gelingt, das Andenken an den zanklustigen Arnold von Selenhofen zu verwischen und auch die furchtbaren Folgen der Katastrophe, welche durch die Ermordung dieses Erzbischofs über die Stadt hereinbrach, zu beseitigen. Manche öffentliche Calamität fällt in die Periode seiner Regierung, ein Dombrand und bürgerliche Kriege in Deutschland, allein trotz alledem arbeitet er unverdrossen an der Wiederherstellung des Wohlstandes der zurückgegangenen Stadt. Auch erwirkte er von dem Kaiser Philipp von Schwaben die Erlaubniß, daß die Stadtmauer neu aufgebaut und die Stadt vergrößert werden durfte, ein Project dessen Ausführung unter ihm am 4. Juli 1200 begonnen und unter seinen Nachfolgern vollendet wurde. Die Erweiterung der Stadt geschah so, daß man den östlichen und oberen Theil der Stadt, seither Selenhofen genannt, von der jetzigen Holzgasse an, wo ein Stadtgraben war und wo heute noch eine Straße die Benennung „auf dem Graben" führt, bis an die Vilzbach, damals eine Vorstadt, oder dem heutigen Bocksthor, in die Stadtmauer mit einschloß.*

Von jener Stadtbefestigung, Mauern und Thürmen, sind heute noch, namentlich nach der Rheinseite hin, mehrere Ueberreste vorhanden. Wir erwähnen den Eisernen Thurm, von dem Eisenmarkt so genannt, dessen schöne romanische Thorfahrt etwa aus dem Jahr 1200 herrührt, jünger ist dagegen der Oberbau des Thurmes. Das eiserne Thürchen (Ferraea portula) wird 1336, das Schmiedpförtchen (Portula dicta smidtulin) wird 1338 erwähnt. Am jüngsten von diesen noch vorhandenen alten Stadtbefestigungen ist der Holzthurm. Er wurde zuletzt erbaut und hieß daher lange Zeit der Neuthurm, und das Thor, welches unter ihm durchführt, die neue Thurmpforte. Vier Landthore und zehn Wasserthore (nach der Rheinseite zu) befanden sich in der Stadtmauer, und das ganze bildete eine für die damalige Zeit ansehnliche Befestigung. Durch die vielen größeren und kleineren, mit mannigfachen Zinnen und Zacken versehenen, mit hohem spitzem Dach gedeckten Thürme, aus deren Ecken bald runde, bald viereckige Seitenthürmchen mit Schießscharten hervorsprangen, erhielt das Ganze ein ungemein malerisches Ansehen. Das Horn des Thurmwächters verkündete wenn Fremde nahten, um die Stadt zu betreten und diejenigen, welche aus ihr herausschritten; der Zöllner erhob den Zoll an dem von geharnischten Wächtern bewachten Thore.

Siegfried II. (1200—1230) und Siegfried III. beide aus dem Hause von Eppstein (1230—1249) vollendeten das von Conrad von Wittelsbach begonnene Werk. Unter dem letzteren Bischof wurde am 25. Juli 1233 in Gegenwart König Heinrichs eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen abgehalten wegen der Ketzerverfolgungen, namentlich wegen der gegen Graf Heinrich von Sayn erhobenen Beschuldigungen. Der berühmte Ketzerrichter Konrad von Marburg war bei dieser Versammlung gegenwärtig und zeigte sich auch hier „als ein Richter ohne Erbarmen", wie es in den Kaiserregesten heißt. Auf der Heimkehr von der Versammlung wurde er, wie bereits erwähnt, von hessischen Rittern, darunter der Ahnherr der heute noch bestehenden freiherrlichen Familie der Schenke zu Schweinsberg, erschlagen.

Unter Kaiser Friedrich II. sehen wir 1236 in Mainz einen großen Reichstag, welcher nach einigen auf dem Bruche, nach Bodmann in der Gegend zwischen Kostheim und Erbenheim, wo sich ein Königsstuhl befand, abgehalten wurde; ein allgemeiner Landfrieden wurde auf dieser Versammlung festgesetzt. Zwölftausend vom Adel, worunter sich 64 Fürsten befanden, beherbergte damals die Stadt.

Die Treue gegen das Reichsoberhaupt, welche die Mainzer dadurch bewährten, daß sie, als sich Friedrich II. im Banne befand, dem Gegenkönig Heinrich Raspo von Thüringen die Thore verschlossen, verschaffte ihnen endlich auch ihre bürgerlichen Ehren und Vorrechte wieder, welche sie beinahe ein Jahrhundert entbehren mußten. Friedrich II. verlieh der Stadt, als Erzbischof Siegfried sich zur

---

* S. Geschichte der Bundesfestung Mainz von K. A. Schaab, Mainz 1835.

päpstlichen Partei schlug, ein ausgedehntes Privilegium, die goldene Freiheit genannt, und ermahnte die Bürger, dem Erzbischof allen Gehorsam aufzukündigen, welchem Rath die Bürger auch pflichtschuldigst nachkamen, die erzbischöflichen Beamten verjagten und, auf ihre Privilegien fußend, sich für unabhängig erklärten.

Durch Verrätherei gelang es Siegfried sich der Stadt zu bemächtigen, allein die Bürger drangen bewaffnet in den Bischofshof und drohten ihm mit dem Schicksal Arnolds von Selenhofens, eine eindringliche Mahnung, welche ihre Wirkung nicht verfehlte, so daß der Erzbischof nicht nur die Privilgien des Kaisers bestätigte, sondern der Stadt einen noch viel weiter gehenden Freiheitsbrief ausstellte, welcher in der Mainzer Geschichte lange Zeit hindurch ein hervorragende Rolle spielte. Die wichtigsten Bestimmungen dieser Urkunde waren: 1. daß die Bürger dem Bischof nie außerhalb der Stadt in seinen Fehden dienen und keine andere Unterstützung in Mannschaft und Geld geben sollten, als sie freiwillig dazu geben wollten, 2. daß ihre eigenen Kaufmannsgüter zollfrei seien, 3. daß sie von ihren im erzbischöflichen Banne liegenden Gütern keine andere Abgabe als von Alters her gebräuchlich entrichten sollten, 4. daß auf eine Meile rund um die Stadt keine Burg oder Festung erbaut werden sollte, 5. daß der Erzbischof nie in Mainz mit einer größeren Bedeckung einziehen dürfe, als die Bürger erlauben würden, 6. daß die Bürger zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten einen Rath von 24 Mitgliedern zu wählen berechtigt seien. — Die Erwählung dieses Raths geschah aus den „Geschlechtern", den ritterbürtigen Familien, und es entwickelte sich in der Folge ein adeliges Stadtregiment.

Während der Regierung des Wittelsbacher und der zwei Eppsteiner Erzbischöfe war Mainz zu einer reichen Stadt emporgediehen. Die Zünfte hatten sich zu einflußreichen Corporationen herangebildet, die Mainzer Leinen- und Wollenweberei war die bedeutendste am Rheinstrom, die Kaufherren von Mainz standen weit und breit im höchsten Ansehen, der Reichthum der Stadt war ein enormer, und Luxus und Behaglichkeit, freilich aber auch Sittenlosigkeit und Lüderlichkeit, fanden in den Häusern der Bürger Eingang. Um jene Zeit wurden die Straßen der Stadt zum Erstenmal gepflastert und — eine unerhörte Neuerung — die kleinen runden gläsernen Fensterscheiben kamen damals in Aufnahme. Italienische Krämer errichteten Specereiläden (apothecas) und manches Luxusbedürfniß, mit welchem die Kreuzzüge und die Heerzüge der Hohenstaufen nach Italien das Volk bekannt gemacht hatten, kam zu jener Zeit in Aufnahme.

Ansehnlich vergrößerte sich unter Siegfried III. das Mainzische Gebiet. Durch Schenkung Kaiser Friedrich II. erhielt er 1231 (Vergl. S. 181) das Territorium und die Besitzungen des völlig verwahrlosten Klosters Lorsch zugesprochen. Dankbar hat er sich hierfür dem Kaiser nicht erzeigt, denn wir sehen ihn den Gegenkönig Heinrich Raspo und nach dessen 1247 erfolgten Tod den nun von den Anhängern des Papstes erkorenen Grafen Wilhelm von Holland begünstigen. Ein furchtbarer Krieg, bei welchem mit Hülfe des Erzbischofs Oppenheim, Nierstein und viele königliche Burgen verheert wurden, entbrannte, bis der am 9. März 1249 während der Belagerung von Ingelheim zu Bingen erfolgte Tod Siegfried III. dem Wüthen der feindlichen Heere ein Ziel setzte. Siegfried wurde im Mainzer Dome beigesetzt. Sein Grabdenkmal, das älteste Bischofsdenkmal, befindet sich an der dritten Säule links, wenn man von dem Pfarrchor in den Chor heraustritt. In dem Sandstein, welcher als Material benutzt wurde, sind drei Figuren ausgehauen, in der Mitte Siegfried selbst, zu beiden Seiten die Gegenkönige Heinrich und Wilhelm, zu deren Erhebung er beigetragen.

Wir haben keinen Grund, zu diesem Denkmal mit besonderer Verehrung emporzublicken. Siegfried III. gehört zu jenen Erzbischöfen, welchen wir, von dem Augenblicke an, wo Angehörige reichsunmittelbarer Dynastenfamilien den Mainzer Bischofsstuhl besteigen, so häufig begegnen, bei welchen im Gegensatz zu jenen Begründern der Größe des Mainzer Bisthums, Hildebert, Willegis und Aribo, der Priester zu Gunsten des Fürsten in den Hintergrund tritt. Mehrung der fürstlichen Macht ist vor allem die Tendenz dieser, von nun an immer häufiger werdenden geistlichen Herrscher, und wie ihre weltliche Macht wächst, so vermindert sich immer die geistige Größe, durch welche die früheren Mainzer Erzbischöfe unsere Ehrfurcht und Bewunderung erwecken. Siegfried III., erscheint er auch nicht gerade so verächtlich wie sein Vorgänger Siegfried I., ist doch durch die mannichfachen politischen Intriguen, in welche wir ihn verwickelt finden, eine keineswegs würdige Erscheinung, und sein unablässiges Haschen nach politischer Machtvergrößerung,

während er seine Pflichten als Seelenhirte vernachlässigt, erklärt uns den unter ihm vorzugsweise zu Tag tretenden Verfall der Sitten, die Verwilderung der Clerisei und den erbärmlichen Zustand von Polizei und Rechtspflege unter seiner Regierung.

Mainz als Wiege des rheinischen Städtebundes.

Die Mainzer Erzbischöfe, deren nächste, Christian II. (1249—1251) — abgesetzt, weil er sich weigerte, dem vom Papst begünstigten Gegenkönig Wilhelm seinen Beistand zu leihen — und Gerlach I. (1251—1259), von geringerer Bedeutung sind, treten nunmehr in den Hintergrund und eine andere neue Erscheinung nimmt fortan unsere Aufmerksamkeit vorwiegend in Anspruch. Das Mainzer Bürgerthum ist es, welches von nun an in einer Epoche machenden Bedeutung in den Vordergrund tritt und zu einem in der deutschen Geschichte ewig denkwürdigen Ereigniß den Anstoß gibt. Die von den Kreuzzügen an sich kundgebende Thatkraft der Mainzer Bevölkerung, welche anfänglich nur als Krakehlsucht erscheint, hat mit Einemmal sich ein großes, politisch bedeutungsvolles Ziel vor Augen gesteckt, und wir sehen Mainz als Sitz eines ächten deutschen Bürgerthums, als die Begründerin der Freiheit und Unabhängigkeit, welche sich die deutschen Städte gegenüber den beutegierigen Territorialherren eroberten.

Im Wesen des Lehensorganismus und des Wahlreiches lag es begründet, daß die kaiserliche Gewalt eine immer größere Einbuße erlitt, und während der langen Abwesenheit der Hohenstaufen in Italien war die kaiserliche Würde zu einer Kraftlosigkeit und Ohnmacht herabgesunken, wie wir sie bis dahin in der deutschen Geschichte noch nicht kennen gelernt haben. Die einzelnen Territorialherren hatten nach und nach eine, nahezu vollständige Unabhängigkeit erlangt und übten diese zum Nachtheil des Bürgers und Bauers. Zu einer wahren Landplage wurden diese einzelnen Territorialherren. Am Rheine hausten sie in großer Zahl auf festen Burgen, unternahmen Raubzüge in die Nachbarschaft und erhoben ungeheuere Zölle und Geleitsgelder. Jede Wohnung eines Ritters war eine Räuberhöhle und zu diesem Zwecke eingerichtet. An den Ufern des Rheins hielten sich die Ritter ihre eigenen Raubschiffe, um sich auch der Waaren der in Mitte der Flußbreite fahrenden Schiffe zu bemächtigen. Deutschland verfiel zuletzt in einen Zustand förmlicher Anarchie, und kein Ansehen der Person und des Standes schützte gegen das adliche Raubgesindel. Der Mainzer Stadtschultheiß und der Kämmerer der Stadt wurden 1255 vom Emicho von Leiningen (Angehöriger einer Adelsfamilie, deren Namen leider oft genug durch Gewalt- und Gräuelthaten befleckt wird) überfallen und gefangen genommen, ein Jahr später fällt der Mainzer Erzbischof in Gefangenschaft, ja sogar die deutsche Königin Elisabeth, König Wilhelms Gemahlin, wird auf ihrer Reise nach Trifels von Hermann von Rietberg bei Edelsheim überfallen, ihrer Kleinodien beraubt und gefangen nach der Burg Rietberg geführt.

Vergeblich machten die Kaiser Versuche, diese Zustände auf dem Wege der Gesetzgebung zu beseitigen oder durch das Fehdewesen in gewisse Schranken zu bannen. Man erließ unter dem Namen Landfrieden Reichssatzungen, aber der Inhalt derselben war ein Hohn auf ihren Namen, denn sie handelten mehr vom Unfrieden als vom Frieden des Landes. So erläßt Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstag zu Nürnberg am 29. Dezember 1187 einen Friedebrief, in welchem es heißt: „Wir verordnen und setzen fest, daß wer immer die Absicht habe, einem anderen einen Schaden zuzufügen, oder ihn zu verletzen, er demselben zu mindestens drei Tage vorher durch einen Boten die Fehde ankündige. Sollte der Verletzte die Ankündigung leugnen, so soll der Bote wenn er am Leben ist, schwören, daß er ihm im Namen seines Herrn an dem bestimmten Orte und Zeit die Fehde angesagt habe, wäre aber der Bote todt, so soll der Herr mit Zuziehung von zwei Bewährten schwören, daß er ihm die Fehde angesagt habe.

Weiter ging der bereits erwähnte, vom Kaiser Friedrich II. zu Mainz errichtete Landfrieden,

welcher unter dem Namen Mainzer Recht oder die Friedericianische Constitution in der Geschichte bekannt ist. Der siebente Abschnitt dieses Gesetzes untersagt jeden unbefugten Zoll zu Wasser und zu Land, und wer darauf betroffen und vor dem Richter dessen rechtlich überführt werde, der soll wie ein Räuber und Wegelagerer gestraft werden. Ferner heißt es daselbst: „die rechtlichen Empfänger von Zöllen zu Land und zu Wasser sollen gehalten sein, Brücken und Wege auszubessern und den Durchreisenden und Durchschiffenden, die Zoll zahlen, Friede, Sicherheit und Geleit verschaffen."*

Diese Bestimmungen waren jedenfalls zweckmäßige, aber kein Mensch hielt es der Mühe werth, sich daran zu binden, unbekümmert erhob jeder kleine Ritter seine Geleitsgelder und Zölle und plünderte die Kaufleute, so daß ein englischer Chronist, Thomas Wickes, wohl der erste Engländer, der als Tourist den Rhein bereiste, seine Verwunderung über diese Zustände in folgender Weise äußerte:

„Der tolle Unsinn der Deutschen, deren unüberwindliche Festungen man am Rheinstrom erblickt, ist unfähig, die Ruhe zu ertragen und so begierig, Geld zu sammeln, oder vielmehr zu erpressen, daß er um deßwillen keine Frevelthat scheut, von allen Schiffen die auf dem Rhein Lebensmittel und andere Waare hin und her fahren und diese Schlösser vorbei passiren müssen, ungewöhnlich ganz unerträgliche Zölle verlangt, ohne sich weder durch die Furcht Gottes noch das Ansehen des Königs Einhalt thun zu lassen."

Allein da, wo die Macht des Kaisers zu schwach war, um Abhülfe schaffen zu können, war es das deutsche Bürgerthum, welches im Laufe der Jahrhunderte in Mainz sich herangebildet hatte, das Abhülfe zu schaffen bereit war und auch schuf.

Wesentlich verschieden von denjenigen des flachen Landes hatten sich die Verhältnisse der Städte entwickelt, und schon nach den Kreuzzügen galt der Grundsatz: die Luft macht frei und Stadtrecht bricht Landrecht. Gesichert vor den Anmaßungen der Feudalherren, gediehen hinter den Mauern der Städte Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft und in Mainz sehen wir schon unter Willegis, wohl am frühesten in Deutschland, einen Sitz deutschen Handels, Gewerb- und Kunstfleißes. Adeliche Geschlechter, der Stadtadel, besaßen ihre Burgen in den Städten, und stolz sah dieser Stadtadel auf den Landadel herab, der in seinen Burgen zum Theil sich vom Stegreif ernährte. Die Zünfte und ihre Einrichtungen nährten das Selbstbewußtsein der Bürgerschaft und der Heerbann der Städte flößte Ehrfurcht ein durch seine kriegerische Haltung und Uebung.

Insbesondere war der Heerbann der Stadt Mainz ansehnlich durch Zahl und Ausrüstung der bewaffneten Männer. „Mit ihrem Hauptpanier, der Martinsfahne, mit dem Bilde des Mainzer Kirchenpatrons, zog die Heerbannsgenossenschaft aus. Die Fahne war auf einem prächtigen Wagen aufgepflanzt, den eine starke Bedeckung geleitete. War auch die Heerbannspflicht unter allen Bürgern gleich, so zeichneten sich doch dabei die Patrizierfamilien durch Pracht ihrer Rüstung aus und bildeten die Reiterei oder den reisigen Zug. Die Hauptarmatur der Bürger war die Lanze oder Pike und die Armbrust. Zu den Uebungen mit dieser Waffe bestand in Mainz ein großer Uebungsplatz, dem heutigen Armenhaus gegenüber, der Armbrustgarten genannt. Nach der Erfindung des Pulvers und Einführung der Feuergewehre wurde in Mainz vor der Stadtmauer, bei der heutigen hinteren Bleiche, ein Büchsenschießplatz oder Schießgarten von einer bürgerlichen Schützengesellschaft eingerichtet."**

Die Städte bildeten eine ansehnliche Macht im Gegensatz zu derjenigen der Territorialherren, und je mehr die Eifersucht zwischen den ersteren und letzteren wuchs, um so mehr schlossen sich die Städte, insbesondere die Landstädte, an den Kaiser an, welchen sie als ihren natürlichen Beschützer wider die Uebergriffe der Landesherren ansahen. Umgekehrt sahen die Kaiser in den Städten ein Gegengewicht gegen die Macht der großen Reichsvasallen, und durch Verleihung von Freiheiten und Privilegien suchten sie die Städte zu kräftigen. Vielen Bauerngemeinden selbst gelang es so, namentlich

* Vergl. Geschichte des großen rheinischen Städtebundes vom K. A. Schaab, Mainz 1843.
** Schaab, a. a. O.

in der Periode der Hohenstaufen, sich durch Verleihung des Stadt- und Weichbildrechts der Herrschaft der Landesherren zu entziehen.

Diese Begünstigung der Städte führte diese in den inneren Kriegen, welche namentlich unter den Hohenstaufen häufiger werden und größere Dimensionen annehmen, stets auf Seite des Kaisers, ein Beistand, welcher namentlich ins Gewicht fällt, als die Städte sich zu größeren Bündnissen vereinigten. Wiederholt hatte sich bereits Mainz mit anderen Reichsstädten zum Schutze gegen die verschiedenen Wild- und Raugrafen, die Grafen von Nassau, Waldeck, Leiningen und Katzenellenbogen, in jener Periode sämmtlich Gegner des Kaisers, verbündet. Im Jahr 1220 wurde zwischen Mainz, Oppenheim und Worms ein Bündniß abgeschlossen. In den Jahren 1220—1226 scheinen sodann noch mehrere Verbrüderungen zwischen den Städten Mainz, Bingen, Worms, Speyer, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg abgeschlossen worden zu sein, zahlreichere andere kleine Verbrüderungen von kurzer Dauer entstanden in der Folge, bis im Anfang des Jahres 1254 ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Städten Mainz und Worms abgeschlossen wurde. Die Stadt Mainz war damals mächtig und einflußreich. Ihre Bürger waren kriegstüchtig, sie hatten ausgerüstete Schiffe auf dem Rhein, eigene Schützen und Söldner, und der Stadt fehlte es nicht an Geldmitteln und reichen Einwohnern. Die furchtbare Verwirrung des Interregnums, die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst gaben den Anstoß zu dem Bündniß, wie die Chronisten Zorn und Hacsheim gleichlautend erzählen. Ersterer sagt wörtlich in seiner Wormser Chronik:

„Und demnach König Wilhelm, welchem etliche Bischöfe deutschen Landes wider Kaiser Friedrich und König Konraden bei Zeit ihrer beider Leben zu einem König erfordert hatten, in Niederlanden wider etliche Herrn Krieg geführt, auf ihm in diesen Landen hochvermeldte Herrn mit ihrem Anhang, nemlich den fürnembsten Städten nicht weichen wollen, waren aus dieser Uneinigkeit der Könige (welcher am ersten der Papst, der Kaiser Friedrichen mit seinem ganzen Geschlecht von wegen seines tapferen Gemüths, damit er des Papst Pracht zu demüthigen unterstand, Feind war und ihn desfalls oft excommunicirt und des Kaiserthums entsetzt, auch nicht Ruhe gehabt, bis er dasselbig edel Blut als blutdürstiger Hund gar aufgeleckt), demnach aber die Bischöffe am Rhein, welche gern das imperium in den Städten gehabt, Ursache waren, unsägliche Kriege, Noth, Brand, Jammer und allerlei Unglück gar nahe in allen Städten Deutschlands entstand, dazu Bann und Interdikt in vielen Städten, welches der Anfang alles Jammers und dadurch viele Städte am Rhein in großes Verderben kamen. Hierum und der Ursach halber hat sich A. 1254, als Kaiser Friedrich und sein Sohn König Konrad schon im Jahre 1250 am 12. Calend. Juni mit Tod verfahren, im Februario zu ewiger Vereinigung zusammen verbunden die von Worms und die Stadt Mentz, die dann hiebevor in merklicher Irrung gestanden und das darumb, damit sie sich — vieler freventlicher Leith Anlauf beschützen und beschirmen möchten."

Als bald darauf 1256 Graf Diether IV. von Katzenellenbogen den Landfrieden von Mainz verletzte, wird derselbe von den Mainzer und Wormser Bürgern gezüchtigt und dessen 1245 von ihm erbautes Schloß Rheinfels von den Städtern belagert.

Als später die Unordnung, die Willkür und Gesetzlosigkeit im deutschen Reiche immer mehr zunahm, wurde dieser Bund zu dem großen, mächtigen rheinischen Städtebund erweitert, und ein Mainzer Ehrenmann, Arnold Walpoden, ist es, der den Gedanken eines solchen Städtebundes, der, was bis jetzt weder Gesetz noch Kaiser vermochten, den Landfrieden zur Wahrheit machen sollte, anregte. Der Mainzer Patrizier Arnold Walpoden gehört durch die Schöpfung dieses Bundes, der dem Reichsoberhaupt in der Folge seine Macht, Deutschland die Ruhe und den Frieden zurückgab, zu den größten Wohlthätern des deutschen Vaterlandes, und er ist der erste in der großen Reihe stolzer Bürger und Patrioten, welche die Stadt Mainz in der Folge bis auf den heutigen Tag unserem Vaterlande geschenkt hat.

Zunächst waren es die drei Städte Mainz, Worms und Oppenheim, welche sich zu Anfang des Jahres 1254 mit einander verbündeten. Als Zweck ihres Bundes erklären darin die drei Städte die Aufrechterhaltung des Rechts und des Friedens, Beschützungen der Schwachen, mögen sie höheren oder geringeren Ranges, Geistliche oder Weltliche, Christen oder Juden sein, wider die Bedrückungen der Mächtigen.

„Da die allen Landen drohenden Gefahren," heißt es weiter in der Urkunde, „schon lange Zeit hindurch einige der Unsrigen gar zu Grunde gerichtet und die meisten tüchtigen und wackeren Männer ins Verderben gerissen haben, so daß Schuldlose ohne alle Vernunft niedergedrückt wurden: so mußte, um diesen Wettern und Stürmen zu begegnen, ein Mittel gefunden werden, wodurch wenigstens in unsern Grenzen und Gebieten diesen Ungerechtigkeiten ein Ende gemacht und wieder in die Bahn des Friedens eingelenkt werden könne."

Am 29. Mai schloß sich Bingen dem Bunde an und wenige Wochen später waren alle namhaften Städte von Basel bis herauf nach Köln dem rheinischen Städtebund beigetreten. Auch Fürsten, geistliche und weltliche, Grafen und Edle schlossen sich an, von Erzbischöfen namentlich die von Mainz, Trier, Köln, Worms, Straßburg, Metz und Basel, und es wurde ein allgemeiner Landfrieden beschlossen, der vom nächsten Margarethentag (13. Juli) an zehn Jahre dauern sollte. Auf einem im Oktober zu Worms stattgehabten Städtetag wurden die näheren Bestimmungen dieses Landfriedens festgesetzt:

„Keine anderen Kriegszüge", heißt es in der Urkunde, „als solche, die der Bund beschließt, sollen unternommen werden; jeder hilft nach Kräften; Verluste werden gleichmäßig getragen. Keinem Gegner des Landfriedens sollen die verbündeten Städte und Herren Lebensmittel, Waffen, Darlehn u. s. w zukommen lassen. Die Städte wollen der Landleute Vormünder sein und sie gegen Unbilden schirmen, wenn sie mit ihnen den Landfrieden halten. Von allen Ueberfahrtsstellen des Rheins sollen sie die Schiffe an sich ziehen und nur in ihrer Nähe eine Ueberfahrt zulassen. Für den Niederrhein wird Mainz, für den Oberrhein Worms als ausschreibende Stadt bestimmt, sie sollen die Verbindung unter den Städten erhalten; Beschwerde und andere Angelegenheiten werden von ihnen mitgetheilt; die Friedbrecher werden von ihnen gemahnt. So oft ein Städtetag gehalten wird, haben Herren und Städte ihre Botschafter zu senden; diese dürfen nebst ihrem Gefolge in der Zeit vor kein Gericht geladen werden. Keine Stadt darf Bürger, die nicht ansässig, s. g. Pfahlbürger, aufnehmen. Gegen friedbrüchige Eidgenossen soll noch schneller als gegen Fremde eingeschritten, dieselben zur vollständigen Genugthuung genöthigt werden. Niemand darf in die Höfe und Häuser der Welt- und Ordensgeistlichen eindringen, Herberge, Unterhalt, Dienste und was sonst immer von ihnen fordern. Jede Stadt wird ihre Nachbarn, Angehörigen, die den Frieden noch nicht mitbeschworen, zum Beitritte auffordern. Alle Eidgenossen, Herren wie Städte, sollen immer gerüstet sein, daß sie, wenn es nöthig, zu jeder Stunde ausrücken können. Die Städte von der Mosel an rheinaufwärts bis Basel sollen 100, die unteren Städte 50 gute, mit Pfeilschützen bemannte Kriegsschiffe, außerdem alle Städte in angemessener Zahl Waffen und Kriegsvolk zu Fuß und zu Roß in Bereitschaft halten."

In dieser Gestalt war der Bund gegründet und zu einer für die damalige Zeit gewaltigen Kriegsmacht gestaltet worden, und sofort statuirte derselbe an Werner von Bolanden, der von seiner Burg zu Ingelheim aus den Handel schädigte, ein Exempel. Die Bürger von Mainz und anderen Eidgenossen zogen vor die Burg und zerstörten sie am 13. September 1256 von Grund aus. Darauf schaarten sich die Gesinnungsgenossen Bolandens, die Grafen von Leiningen und Eberstein und andere, deren Handlungsweise sich von derjenigen der Raubritter wenig unterschied, in der Nähe von Obernheim und Alzey zusammen, um an den Städten Rache zu nehmen, allein durch die Vermittlung des Mainzer Erzbischofs kam es nicht zur Schlacht und die Grafen von Eberstein, die Bolanden, die Hohenfels, von Eppstein, von Falkenstein schlossen mit den Städten einen einjährigen Waffenstillstand, dem alsdann der Friede 1257 folgte; ein politischer Fehler, der sich bitter rächte, da durch ein kriegerisches Zusammenwirken des Bundes bis zur völligen Vernichtung der Gegner nicht nur dessen Ansehen, sondern auch die Thatkraft und Macht desselben zugenommen und die gemeinsam bestandenen Gefahren dazu gedient haben würden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Einzelnen in höherem Maße zu erwecken. Es fehlte, wie dieser erste unglückliche Friedenschluß zeigte, dem Städtebund noch die politische Erfahrung und Staatsklugheit, ohne welche alle materielle Macht werthlos erscheint.

Wiederherstellung des Reichsfriedens unter Rudolph von Habsburg.

Auf Kurfürst Erzbischof Gerhard, der während seiner ganzen Regierung ein aufrichtiger Anhänger des Städtebundes war, folgte Werner von Eppstein (1259 — 1284) im Erzbisthum und der Kurwürde. Wir bezeichnen, wiewohl bereits seit Willegis Zeit der Mainzer Erzbischof zu den Wahlfürsten des Reiches zählte und als der Erste nach dem Kaiser in weltlichen und geistlichen Dingen unter denselben galt, erst von jetzt an die Mainzer Erzbischöfe mit dem Titel Kurfürsten, weil erst um jene Zeit, nach dem Ende der Hohenstaufenperiode, nachdem sich die Territorialherren ein größeres Maß von Unabhängigkeit errungen, bei den geistlichen und weltlichen Wahlfürsten dieser Titel, durch welchen sich der wachsende Rangesunterschied, der zwischen ihnen und den übrigen Reichsfürsten nach und nach hervortritt, auch äußerlich zu erkennen gibt, in Aufnahme kommt.

Auch unter Kurfürst Werner wächst der Städtebund an Ansehen. Schon bald nach der Gründung des Bundes wurden „zur Besorgung des heiligen Friedens und um den Frieden auf ewige Tage zu sichern" jährlich vier Generalconvente angeordnet, und wir sehen bereits 1255, noch bei Kurfürst Gerhards Lebzeiten, das Ansehen des Städtebundes derart gestiegen, daß keine Stadt und keiner der angeseheneren geistlichen und weltlichen Herren, welche längs des Rheinstromes Besitzungen hatten, bei dem Bunde fehlt. Das Verzeichniß erwähnt: Gerhard, Erzbischof von Mainz, Conrad, Erzbischof von Köln, Arnold, Erzbischof von Trier, Richard, Bischof von Worms, Heinrich, Bischof von Straßburg, Gerhard, Bischof von Basel, Jacob, Bischof von Metz, den Abt von Fulda, Ludwig, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Bayern, Conrad der Wildgraf, Diether, Graf von Katzenellenbogen, Friedrich von Leiningen, Berthold, Graf von Ziegenhain, Emicho, Wildgraf, Gottfried sein Bruder, Popo, Graf von Thüringen, Ulrich Graf von Tereto, Graf von Vierburg, Frau Sophia, Landgräfin von Thüringen, Frau Uilhildis, Gräfin von Leiningen, Herr zu Trimperg, Ulrich von Münzenberg, Gerlach von Limpurg, Philipp von Hohenfels, Philipp von Falkenstein, den Herrn von Strahlenberg, den Erbschenk von Erbach, Wernher Truchseß von Alzey, Heinrich von Limburg, Reinhold von Reinach, Gerhard von Hornberg, die Städte: Mainz, Köln, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Thurgau, Freiburg, Breisach, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Weltzar, Gelnhausen, Marburg, Eichstett, Grumberg, Hirschfeld, Wolda, Seligenstadt, Bingen, Diebach, Bacharach, Wesel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen, Münster in Westphalen, Bremen und andere, im Ganzen mehr als 60 Städte.

Dieser Bund erlangte die Sanction König Wilhelms, nach dem Tode Friedrich II. und nach dem Tode des, wie einige Geschichtsschreiber jener Tage erzählen, auf Antrieb Papst Innocenz IV. vergifteten Konrad VI., alleiniger König in Deutschland. Ein Jahr später kam der König bei einem Aufstand in den Morästen von Friesland elend ums Leben und neue Wirren brachen im deutschen Reiche aus. Die Räuber erhoben wieder kühn ihr Haupt, die zerstörten Raubburgen am Rheine erstanden wieder und alles, was die Städte durch ihren Bund mühsam errungen, schien mit Einemmale vernichtet zu sein. Da faßte der Städtebund auf einem Hauptbundestage zu Mainz 15. März 1256 neue energische Beschlüsse, namentlich aber suchte man den Gefahren einer Doppelwahl vorzubeugen und einigte sich: Keinen als König anzuerkennen, in eine Bundesstadt einzulassen, der nicht einstimmig erwählt worden.

Allein die deutschen Wahlfürsten waren damals so tief gesunken, die Einigkeit des Bundes in sich noch eine so wenig begründete, daß diese Beschlüsse das Unheil, das hereinbrach, nicht zu verhüten vermochten, und Deutschland bietet uns das klägliche Schauspiel, daß die königliche Würde um Geld feil ist. Zwei Fürsten, Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien, der erstere durch die Umtriebe des Erzbischofs von Köln, der andere durch die Vermittelung des Erzbischofs von Trier,

erhoben Ansprüche auf die deutsche Krone. Der Kurfürst von Köln verkaufte seine Stimme für 12000 Mark und der von Mainz die seinige für 8000 Mark an den englischen Prinzen, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ließen sich 20,000 Mark bezahlen. Nur der Erzbischof von Trier war mit der ihm gebotenen Summe nicht zufrieden und stellte daher mit seinem Anhang Alphons von Castilien als deutschen König auf.

Richard wurde am 17. Mai 1257 zu Aachen gekrönt. Schon während der Krönungsfeierlichkeiten brachen neue blutige Fehden aus, allein noch schlimmer erschien es, daß die Städte unter sich uneins waren und die einen Richard, die andern, namentlich Worms, Speyer und sonstige hohenstaufisch gesinnte Städte, Alphons für ihren König erklärten. Mangel an Einigkeit lähmte den Bund, und die Fehden verheerten, wie in den Zeiten des schlimmsten Faustrechtes, die Rheinlande.

Es widerstrebt uns, auf diese furchtbare Periode unserer Geschichte näher einzugehen. Politisch hat sie zu wenig Hervorragendes, und trübe Bilder bietet uns noch die neuere Geschichte unseres Vaterlandes in so überreichem Maße, daß wir darauf verzichten müssen, jene ferne Epoche zu schildern. Diese von den Geschichtsschreibern mit dem Namen das Interregnum bezeichnete furchtbare Periode, welche mit dem Tode Friedrich II. (1250) beginnt, ging erst mit dem am 12. April 1272 in England erfolgten Tode Richards ihrem Ende entgegen. Alphons war nie zur völligen Anerkennung gelangt, er erschien noch weit mehr wie Richard als Schattenkönig, er hat sogar, weil er, wie ein alter Chronist sagt, „sein Vermögen und Reichthum nicht an ein ungewisses wagen wollte,“ die deutsche Dornenkrone niemals auf's Haupt gesetzt, es war also möglich, einen Fürsten zum König zu erwählen, der unbestritten im Reiche zu herrschen vermochte. Die Folgen des Interregnums waren allgemein zu hart empfunden worden, als daß man sich nicht allerwärts im Reiche nach einem mächtigen Oberhaupt, das stark genug war, dem Lande den Frieden wieder zu geben, gesehnt hätte. Und hier waren es die Städte, welche zusammentraten, um neue Intriguen bei einer Königswahl zu verhindern. Als die Kurfürsten mit der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes zögerten und bereits zehn Monate seit Richards Tode verstrichen waren, schlossen die drei Städte Mainz, Worms und Oppenheim mit Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und Gelnhausen einen neuen Bund und erklärten: „wenn die Herrn Fürsten, denen die Wahl eines römischen Königs zustehe, ihnen einhellig einen König geben würden, sie alle ihm nach Pflicht sich untergeben und die schuldige Achtung leisten wollten, würden sie aber bei der Wahl uneinig sein, und, was Gott verhüten möge mehrere Könige wählen, so würden sie solche keineswegs in ihre Städte aufnehmen, noch ihnen Rath und Hülfe leisten, und dieses so lange, bis ihnen ein einstimmig Gewählter vorgestellt würde. — Damit aber dieses Bündniß mehr Kraft erhalte, so wollen sie sich durch dasselbe und durch den geleisteten Eid verbunden haben, gegen jeden ihrer Beleidiger, der hinsichtlich des Zwecks dieses Bündnisses oder aus anderen Ursachen sie alle oder eine von ihnen zu beleidigen oder ungebührlich anzugehen sich unterstehen werde, eine der anderen mit Rath und Hülfe getreulich und ewig beizustehen.

Der allgemeine Nothstand des Reichs und die öffentliche Meinung, welche sich in den Beschlüssen der Städte kund gab, sprachen diesesmal so gebieterisch, daß die selbstsüchtigen Interessen der Kurfürsten zurücktreten mußten und ihre Wahl auf einen Mann fiel, der mehr als alle anderen dazu geeignet war, dem Reichsoberhaupt das verlorene Ansehen wieder zu erringen — Rudolph Graf von Habsburg. Der Kurfürst Erzbischof Werner von Mainz, welchen sich der Graf einst zu Dank verpflichtete, und Pfalzgraf Ludwig der ältere waren es, welche die Aufmerksamkeit des Wahlcollegiums auf den Grafen lenkten, dessen Wahl am 29. September 1273 zu Frankfurt erfolgte. Bald darauf ward Rudolph in Aachen feierlich gekrönt, und herrlich wahr ist's, was der Dichter sagt:

Laut mischte sich in der Posaunen Ton
  Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
  War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
  Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
  Des Mächtigen Beute zu werden.

Unter Rudolph erlangt das Reich wieder seinen Frieden, und vor allem sind es die Städte, die dem Kaiser zur Seite stehen, wo es gilt, denjenigen, welche die öffentliche Sicherheit gefährden, entgegenzutreten, ihr gewaltiger Heerbann unterstützt die kaiserliche Hausmacht, und sie sind es sogar, welche in dem Kriege gegen die Ruhestörer die Initiative ergreifen. Im Jahre 1278 schließt Mainz mit 17 Städten, dem Pfalzgrafen Ludwig, den Grafen von Hohenbart, Katzenellenbogen und Leiningen einen zweijährigen Landfrieden gegen diejenigen, welche ungerechte Zölle auf dem Rhein erheben. Rudolph ließ 1282 die Raubschlösser Reichenstein und Schöneck zerstören und die adelichen und unadelichen Räuber aufhängen. Er unternahm Reisen durch das Reich und hielt selbst Gericht ab. Zu Illmenau verurtheilte er 29 gefangene Räuber zum Tod und ließ sie hinrichten. Im Jahre 1290 ließ er 66 Raubschlösser in Thüringen und 70 andere in Franken und Schwaben zerstören, der ganze Rhein wurde mit Hülfe der Städte von Raubnestern gesäubert, und als 1292 Kaiser Rudolph starb, herrschte Friede im Lande und Ruhe und Ordnung auf den Heerstraßen des deutschen Reiches.

Der Mainzer Kurstaat und Mainz unter Kurfürst Werner.

Der Mainzer Kurstaat gewinnt unter Kurfürst Werner ungeachtet mehrerer heftiger mit den Raugrafen von Reimburg, mit Castel, Flörsheim, mit den Truchsessen von Alzey, namentlich aber mit Kurpfalz, welches unter Pfalzgraf Ludwig, dessen Heer bis an die Thore von Mainz vordrang, furchtbar das Mainzische Gebiet heimsuchte, geführten heftigen Fehden, an Festigkeit und die jüngsten Erwerbungen des Gebietes der Lorscher und Seligenstädter Abtei gehörten bald zu dem unbestrittenen Besitzthum des Mainzer Erzbisthums. Besitzungen im Rheingau, Ehrenfels, Walluf und Eltville, und einzelne Dörfer am Main kamen noch hinzu. Mainz selbst gedieh, sein Handel und Reichthum stand damals auf dem höchsten Gipfel; Handelsverträge mit fränkischen und niederländischen Städten schloß die Stadt ab, ein üppiges, reiches Bürgerthum hat in Mainz seinen Sitz, aber es begannen um jene Zeit auch die Zwistigkeiten zwischen Plebejern und Patriziern, welche in der Periode des späteren Mittelalters die Bewohner der deutschen Städte in Unruhe und Schrecken versetzten. Der wachsende Einfluß der Patrizier führte 1280 zu einem Aufstand, der nur durch die Energie des Kaisers Rudolph von Habsburg gedämpft wurde; auch die tumultuarischen Scenen, deren Schauplatz der Bischofshof so oft in der Mainzer Geschichte ist, sehen wir unter Werner von Eppstein, der einen größeren Einfluß auf die Entwickelung der städtischen Angelegenheiten zu üben versucht, sich wiederholen. Im Jahre 1275 wurde von den Bürgern der Bischofshof erstürmt, die Hofgeistlichkeit mißhandelt und die Amtleute des Erzbischofs vertrieben, bis im folgenden Jahre der Erzbischof von Köln den Streit vermittelte. Diese im Mittelalter nicht ungewöhnlichen Störungen des öffentlichen Friedens abgerechnet, bietet Mainz unter Kurfürst Werner ein glänzendes Bild. Eine große Kirchenversammlung wurde 1261 hier abgehalten, wiederholt versammeln sich die Städtetage zu Mainz, glänzende Aufzüge der Bürger, bei welchen die Patrizier in glanzvoller Rüstung zu Pferd erscheinen, finden bei feierlichen Veranlassungen statt und Mainz bietet das Schauspiel städtischen Prunkes und Glanzes; allein dieses freundliche Bild wird getrübt durch einen jener Ausbrüche der Rohheit und des bornirten Fanatismus, welche in den Städten des Mittelalters periodisch wiederkehren, jener furchtbaren Judenverfolgungen, deren die Geschichtsschreiber unserer Zeit nur mit einem Gefühl des Ekels und Widerwillens gedenken.

Der Abt Tritheim schreibt hierüber in den Annal. Hirsaug II. 44: „In diesem Jahr, am zweiten Sonntag nach Ostern, entstand in Mainz die stärkste Judenverfolgung. Die Mainzer Bürger hatten nämlich die Juden wegen eines Verbrechens, welches ich nicht kenne* und nur Gott weiß, ob mit

* Nach einem Schreiben Kurfürst Werners von Eppstein bestand dieses Verbrechen, welches Tritheim nicht kennt, darin, daß man den Juden erdichtete Laster nachsagte und namentlich, daß sie Christenknaben abschlachteten und deren Blut zur Feier des Osterfestes verwendeten.

Recht oder Unrecht verfolgt. Im Aufruhr drangen sie gegen dieselben ein, ergriffen alle, legten sie unter die Folter und mordeten viele. Die Übrigen jagten sie nach Beraubung ihres Vermögens aus der Stadt. Darauf erfolgte eine allgemeine Verfolgung der Juden beinahe durch ganz Deutschland, und das größte Elend kam über dieses Volk."

Mittlerweile war jedoch die rechtliche Stellung der Juden in Deutschland eine andere geworden. Die hohe Geistlichkeit, Papst Innocenz IV. an der Spitze, traten energisch gegen den Irrwahn auf, und Kaiser Konrad IV. hatte sie „wegen der Treue, Verehrung und angenehmen Dienste, welche sie seinem Vater Kaiser Friedrich II. auf das ehrfurchtsvollste erwiesen hätten," 1246 zu Kammerknechten des heiligen römischen Reichs ernannt. Hierdurch waren die Juden, zu deren Gunsten, wie die Stiftungsurkunde des Städtebundes bewies, bereits frühe in den aufgeklärten Köpfen humane Ideen zur Geltung kamen, den Verfolgungen einzelner Territorialherren und des gemeinen Volkes entrückt. Sie gehörten, wie die Urkunden jener Zeit beweisen, unmittelbar zum Reichsgut. Mit Leib und Gut gehörten sie der Reichskammer als Eigenthum, während die von Deutschlands Kaisern und Königen über sie zu übenden Rechte nur in der Oberaufsicht dem höchsten Schutz und dem Bezug gewöhnlicher und ungewöhnlicher Gefälle bestehen und von ihnen im Namen des Reichs als Krondomäne ausgeübt werden sollten; einem Reichsstand sollte aber kein Verfügungsrecht über sie zustehen.

Rudolph von Habsburg, dem ein gewisser strenger Zug anhaftet, sehen wir jedoch dieses den Juden ertheilte Privileg in anderer Weise handhaben, denn er belobte die gegen die Juden verübten Gräuel und begnügte sich, unter Bedrohung mit der Todesstrafe und der Strafe beleidigter Majestät, zu befehlen, alles, was von den Gütern der Juden verbracht wurde, in die Hände des königlichen Fiskals ungesäumt einzuliefern. Der Abt Tritheim sagt:

„Der allerchristlichste König, nachdem er die Ursachen des Mordes der Juden untersucht hatte, lobte das Urtheil und befahl, unter Todes- und beleidigter Majestäts-Strafe, allen und jeden, daß alles, was man von den Gütern der Juden geraubt hätte, ohne Verzug in die Hände des königlichen Fiskalkurators solle abgeliefert werden. Nachdem dieses geschehen, ließ er alles an die Armen abgeben, ohne das geringste für sich zu behalten oder etwas den Kirchen zu schenken, und als er befragt wurde: Warum er nicht einen Theil denselben schenkte? antwortete er: Wisset ihr nicht, daß die Güter der Juden durch Zinsen erworben sind und daher ungerecht, die Kirche Gottes aber heilig ist und nur mit rechtlich Erworbenem zu ehren, denn es steht geschrieben: Deinem Haus o Herr, geziemt die Heiligkeit!"

Mitten in diesen schrecklichen Verfolgungen verbreitete sich die Nachricht unter den Juden in Syrien sei der Messias auferstanden und in der Hoffnung einer Erlösung sehen wir das unglückliche Volk (1285) massenhaft seinen Besitz veräußern und heimlich nach dem fernen Land entfliehen. Das bewegliche und unbewegliche Eigenthum, welches dieselben zurückgelassen hatten, mußte später, auf Befehl Kaiser Rudolphs, an Erzbischof Heinrich II. von Mainz und Graf Eberhard von Katzenellenbogen ausgeliefert werden, und verfügte der Kaiser hierüber, weil alle und jede Juden als Knechte seiner Kammer mit Person und Eigenthum ihm angehörten und jenen Fürsten von ihm und dem Reiche zu Lehen gegeben worden seien. In Mainz wurden demgemäß 54 Häuser confiscirt, welche unter dem Namen Judenerbe lange Zeit öfter in der Mainzer Geschichte Erwähnung finden.*

Kurfürst Gerhard II. von Eppstein.

Auf Werner von Eppstein folgte Heinrich II. (1286—1288) aus Isny in Schwaben gebürtigt, eines Bäckers Sohn, dem Franziskanerorden angehörig. Man nannte ihn daher auch den Knoderer

* Vergl. Schaab, Geschichte der Juden zu Mainz. Mainz 1855.

oder Gürtelknopf. Der Erzbischof war ein Liebling des Kaisers Rudolph, und eine Urkunde desselben nennt ihn „seine rechte Hand". Auf Heinrich folgte Gerhard II. von Eppstein (1289—1305), gleich jenen anderen Erzbischöfen aus der Eppsteiner Dynastenfamilie eine wenig sympathische Persönlichkeit. Wir sehen unter ihm zwar die Macht des Kurstaates durch die Erwerbung von Dieburg und Vereinigung Eppstein'scher Besitzthümer im Rodgau mit dem Kurstaat auch äußerlich wachsen, aber wir erblicken in ihm einen jener intriguanten, herrschsüchtigen Bischöfe, dessen Walten dem gesammten deutschen Vaterlande zum Unheil gereicht. Er ist es, der nachdem er in der Hoffnung, in ihm ein gefügiges Werkzeug seiner Ehrsucht zu finden, dem Grafen Adolph von Nassau zur Kaiserkrone verholfen und, als er sich in seinen Planen getäuscht sieht, die Wahl Albrechts betreibt, auf's Neue in dem durch Kaiser Rudolph kaum wieder beruhigten Deutschland eine tiefe Spaltung hervorruft, welche erst wieder beseitigt wird, als Adolph in der Schlacht von Göllheim seinen Tod fand. Der Kurfürst rühmte sich des Schwertes, das er im Munde führe, seiner Zunge, mit welchem er König Adolph geschlagen, und dann dasselbe verrätherische Spiel gegen König Albrecht wiederholte. Aber Albrecht durchschaute frühzeitig seinen Plan, fiel mit gewaffneter Hand in das Erzstift ein, eroberte Bingen, besetzte das Rheingau und bedrängte den Erzbischof so sehr, daß er ihn um Versöhnung bitten und ihm Bingen, Klopp und Ehrenfels überlassen und der Stadt Mainz, welche dem König in dem Kriege gegen den Erzbischof Hilfe geleistet, geloben mußte, sie nicht wegen der König Albrecht geleisteten Hülfe feindlich anzufallen. Kurfürst Gerhard starb eines jähen Todes am 25. Februar 1305.

König Adolf, Graf von Nassau,
War vom Mainzer Erzbischofe
Wider Recht vom Thron gestoßen,
War in blut'ger Schlacht bei Gellheim
Kämpfend wie ein Mann gefallen.
Daß ihm selbst der Gegner nachrief:
„Heute fiel ein deutscher Helde!"

Erzbischof von Mainz, Graf Gerhard,
Hast ein wahres Wort gesprochen,
Doch dir selber sprach das Schicksal
Durch das Volk den Wahlspruch also:
„Adolf war gewählt in Frankfurt,
Adolf war gekrönt in Aachen,
Adolfs Blut war Königsblut! —

Wehe dem, der ihn erschlagen,
Weh' dir Gerhard, und dir, Albrecht,
Und wer mit euch war bei Gellheim:
Alle sollt ihr eines andern,
Alle jähen Todes sterben!"
Also war geweissagt worden,
Und das Schicksal brach herein.

Jähen Todes fällt vom Sessel
Erzbischof von Mainz, Graf Gerhard,
Unter'm Metzgerbeil verröchelt
Bischof Conrad, der von Straßburg;
In der Hitze des Gefechtes
Stickt in seinem eigenen Harnisch
Bannerherr von Ochsenstein.

Wahnsinn hat den Grafen Emich,
Den von Leiningen, geschlagen;
In der Biel ertrinkt Graf Zweibrück;
Haigerloch erwürgen Schächer,
Doch ihn selbst, den König Albrecht,
Trifft die Blutschuld Parricida's;
Trifft des eigenen Neffen Mord.

Wie ein Adler schwebt das Schicksal
Ueber Allen. Oben kreis't es,
Kaum erkennbar — ein Gedanke.
Aber sieht es Blut vergossen,
Sieht es gar, wie Königsblut floß,
Dann zur Erde stößt es nieder,
Und sein Opfer fehlt es nie.*

* Balladen von Elsaß von Gustav von Mayern. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1876.

Frauenlob und die erste deutsche Meister-Singerschule im goldenen Mainz.

Unter den Nachfolgern König Albrechts, Kaiser Ludwig dem Bayer und Heinrich VII. von Luxemburg, begann eine für das gesammte deutsche Reich ruhigere Periode, in welcher namentlich die Städte emporblühen. Bei Mainz ist dieses in hervorragender Weise der Fall. Der Mainzische Staat hat das Glück, in dieser Zeit unter dem Scepter eines friedlich gesinnten Kurfürsten, Peter von Eichspalt (1306 — 1320), zu stehen, unter welchem Macht und Reichthum der Stadt sich kräftig entfalteten. Wiederholt schließt die Stadt in dieser Periode mit den Nachbarstädten Bündnisse, und „nach altem Herkommen schirmten und schützten die Städte gegen Raub, Brand, Gefängniß und Gewalt jeden, der zu diesem Landfrieden gehörte". Zorn erzählt in seiner Wormser Chronik von einem Bund den die alten Bundesstädte Straßburg, Speyer, Mainz, Oppenheim und Worms 1319 und 1322 machten, und vor welchem der Adel allerwärts zu Kreuz kriechen mußte. Die mächtigen Raugrafen Heinrich der Alte, seine Brüder Georg und Conrad und Loirich Landir schwuren jeder in der Bundesstadt Worms „fünf gestabte Eide zu den Heiligen, daß weder sie noch einer ihrer Erben, Diener und Helfer, noch jemand von ihnen gegen den Erzbischof von Mainz, noch die ehrbaren Städte Mainz, Straßburg, Worms, Speyer und Oppenheim, welche mit ihm den Landfrieden beschworen hätten, noch ihre Diener und Helfer einige Rache nehmen wollten, heimlich oder öffentlich, mit Worten, Reden oder Werken u. s. w."

Mainz war in jener Periode noch fortdauernd die wichtigste und besuchteste Stadt des deutschen Reiches. Wichtige Städtetage und Kirchenversammlungen wurden abgehalten, das äußerliche Leben gestaltete sich zu einem immer prunkvolleren und prächtigeren, und allgemein wird Mainz das „goldene" (aurea) genannt. Glänzende Turniere, zu welchem die Ritter und Angehörige der ritterbürtigen Geschlechter in großer Zahl aus den Nachbargauen herbeiströmten, wurden abgehalten, fürstlicher Prunk herrschte in den Häusern der Patrizier, Wissenschaften und Künste wurden in Mainz gepflegt, die Architectur stand in jener Epoche in einer Blüthe, welche sie in unserem deutschen Vaterland seitdem nicht mehr erlebte, das Kunsthandwerk sah damals den Beginn seiner Glanzperiode, die Mainzer Goldschmiede waren mit denen von Augsburg die ersten in Deutschland, und vor allem ist es die deutsche Dichtkunst, deren Wiege im goldenen Mainz zu suchen ist.

In Mainz wurde zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die erste Meistersingerschule begründet. Auch hier war es wie bei Malerei, Architectur und Musik die kirchliche Kunst, welche die Basis bildete, von welcher aus sich die weltliche Kunst entwickelte. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, ja sogar gewiß, daß die kirchlichen Singschulen, wie sie schon Jahrhunderte lang in allen großen Stiftern und vielen Klöstern bestanden, den Anstoß zur weltlichen Sing- und Dichtkunst gaben und daß aus ihnen sich die Meistersingerschulen entwickelten. Durch Einwirkung des Volksgesanges, der, je mehr das kirchliche Leben in den Hintergrund trat, seine Rechte geltend machte, entstand mit Verwerthung alter kirchlicher Melodien und Formen der Meistergesang und seine eigenthümlichen Weisen. Als der Stifter dieser ersten Meistersingerschule, wohl einer freiwilligen Vereinigung, erscheint Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob.

An der Domschule in Meißen erzogen, sehen wir ihn nach einer öden Jugend, in welcher er mit Armuth und Dürftigkeit zu kämpfen hatte, als „fahrenden Singer," der Gaben für seine Leistungen in Empfang nimmt, durch die Welt schweifen.

Ich wirbe als ich von rechte soll:
den liuten singe ich minen sanc
Dem biderben er gevellet wol,
die gebent mir ir habedanc;

Is denn ein valscher ouch dâ bi,
der irret mich der biderben gunst
mit maneger rede: sus wirt min kunst
vil selten ungemaches vri.

Wir finden den fahrenden Singer, der schon frühe den Beinamen „Frauenlob" führt, in seiner Jugend 1278 bei König Rudolphs Heer auf dem Marchfelde, er zieht dann nach Kärnthen, und 1286 befindet er sich zu Prag, wo ihn König Wenzel II. zum Ritter schlägt. Am Abend seines Lebens, gegen 1311, wählt er sich das gastliche, fröhliche Mainz zum Aufenthalt, dessen Bürgerschaft ohne Zweifel dem persönlich liebenswürdigen und einnehmenden Dichter gastfrei entgegenkam. Es ist ein ehrendes Zeugniß für jene mittelalterliche Glanzperiode, für das geistige Leben jener Generationen, welche damals Mainz bevölkerten, daß sie Beifall spendeten den Werken des Dichtergeistes, und daß es vor allem die schönen Bewohnerinnen von Mainz waren, welche den Dichter damals schon schätzten und ehrten, und welche diesen wiederum mit Begeisterung erfüllten. Versammlungen der Meistersinger fanden nun alljährlich zu Mainz statt, es wurde Hauptsitz der deutschen Dichterschulen, die Bewohner der Stadt fanden Gefallen an den Erzeugnissen der Muse der Minnesänger, und Frauenlob, der „Gastfreund" der Stadt Mainz, erscheint vor allem als eine jener Gestalten, welche im Vollgenusse der Volksgunst in Mainz lebten und wirkten. Als Frauenlob am Andreas-Abend des Jahres 1318 starb, kamen die Frauen und Jungfrauen von Mainz in seine Wohnung, weinten über seinem Sarg und trugen ihn in feierlichem Zuge nach einem Kreuzgange des Doms, wo sie Wein in sein Grab gossen und Blumen darüber streuten; ein wahrhaft rührendes Zeugniß des idealen Zuges, welcher in jener Epoche der Mainzer Geschichte das öffentliche und gesellige Leben der Stadt beherrschte.

Werfen wir einen Blick auf Frauenlobs Dichtungen, so finden wir, daß dieselben in geistlichen Gedichten, Sprüchen und Liedern bestehen, und wie man aus seinem Beinamen Frauenlob erräth, nehmen die Dichtungen zum Lobe der Frauen unter seinen weltlichen Dichtungen einen hervorragenden Rang ein. Endlich ist es beinahe zur Gewißheit geworden, daß wir in ihm den Verfasser des „Wartburgkrieges" und des „Lohengrin", zweier unserer wichtigsten nationalen Dichtungen, vor uns haben. Er erscheint als Nachfolger Wolfram's von Eschenbach, und er bezeichnet sich sogar selbst als denjenigen, der den Gesang Walters von der Vogelweide und Wolframs verbessert habe, so daß sich hieraus schließen läßt, daß der Wartburgkrieg in seiner jetzigen Gestalt von Frauenlob gedichtet wurde. Um den Dichter unseren Lesern näher zu führen, wiederholen wir folgende originelle, auch für unsere Zeitgenossen leicht verständliche Dichtung:

Das weip in der kiste.

Ich sas ûf einem boume,
dâ sach ich wunders viel genuoc;
dô quam ouch dar gegangen
ein man unt der ein vrouwen truoc
in einer wunderlichen laden.
er slos si ûf unt hies si zuo im sitzen.
Er nâm si bî dem soume,
er neig ir nider in di schôs
der alte wart entslafen:
do kam ir einer ir genôz
unt tet im an der vrouwen schaden,
ein junge linc der brâht si von den witzen.
Si stal sich von dem alten,
unt gienc hin zuo dem jungelinc,
din tumpheit kunde ir walten:
des muoste ir êre rîsen:
und dôr ir wille was er gân
unt si stuont ûf unt trat hindan,
do gienc si wider sitzen zuo dem grîsen.

Mich trougen mîne vüeze
in eine schate wunicliche
ich gienc zuo einer linden:
dô kam ein küne ginne rich
ze mir getreten durch den klé:
ir kron gap lichten schîn von einem steine.
Mir tet ir lachen süese
in mînes tumben herzen gaden.
si sprach: hâst dû beschouwet
das wip, verborgen in der laden?
kein man der hüet ir nimmer mê,
sit ein beslossen wîp tuot solhe meine.
„Ich vrâge iuch sunder mâsen,
vrou künigin, wiest iuwer nam;
die possen soll man lâsen
vor kunden und vor gesten. —
diu gnote diu sprach alz hant
vrou Erê sô bin ich genant.
unwip diu sint beschlossen ûs min vesten*.

Min sin begunde kôsen
mit der viel keiserlichen vruht.
ich sprach: „sinnt unwip vrouwen?
bescheidet mich durch iuwer zuht.
mit reden unt mit sprechen guot,
das ich ihr lop ze rechte erkennen künne.
Si sagte mir die glôsen
diu edele küniginne rich:
ein unwip und ein vrouwe
die sint vor got sô gar gelich,
alsam ein rôse in ihr blout (Blüthe)
und ouch ein distel in der sommerwünne.
Ein unwîp ist ein glise (Gleißnerei)
diu naht und tac unkiusche pfligt (pflegt);
si decket schwarz mit wîse.
ir güete kan verhouwen
die man in ganzer tugent veth**
vrinnt, wiltu sîn min lieber kneht,
sô êre mir di reinen kiuschen vrouwen.†

Unter Peter von Eichspalt fallen auch die Verfolgungen, welche auf Betreiben des Papstes damals überall gegen den den Päpsten zu mächtig gewordenen Tempelherrenorden stattfanden. Es war im Jahr 1310, als in Mainz, Cöln, Trier und anderwärts Provinzial- und Diöcesansynoden gehalten wurden, als man auf Befehl des Papstes, welcher nach dem Sturz der Hohenstaufen bald allmächtig die Kirche beherrschte, über die Tempelritter verhandelte. Auf der Synode zu Mainz erschien damals Wildgraf Hugo, Comthur zu Grumbach, mit 20 Ordensrittern. Sie traten ein im Ordensgewand, in den langen weißen Mänteln mit rothen Kreuzen, aber in voller Rüstung, Arme und Beine umhüllt von Stahl. Ungerufen traten sie in die Versammlung, zu welcher sie niemand eingeladen hatte. Der

* Unweiber sind von meinem Schutze ausgeschlossen.

** vehte bedeutet hier am richtigsten ein Maß, die Aichung, und bedeutet also der Vers: Ihre Güte kann verlocken, daß man am gebührenden, gehörigen Maße vollkommener Tugend fehlt.

† Ueber Frauenlob siehe: Ludwig Ettmüller, Heinrich von Meißens Leiche, Sprüche u. s. w., Quedlinburg und Leipzig 1843.

Erzbischof erschrack vor den Gewaffneten und lud sie ein, sich zu setzen, worauf er den Comthur fragte, was er zu sagen habe. Der Comthur sprach mit lauter Stimme: „Ich und meine Ordensbrüder wir wissen alle, daß diese Synode hauptsächlich darum auf Befehl des Papstes berufen worden ist, um unseren Orden zu vertilgen. Gräulicher Frevel werden wir beschuldigt; Laster die mehr als heidnisch sind und die wir im Geheimen begehen sollten, wirft man uns vor. Das ist uns schrecklich und unerträglich, um so mehr, da wir nicht nach ordentlichem Rechtsgang gehört, da wir verurtheilt werden ohne überwiesen worden zu sein. Wir appelliren deshalb vor dieser Versammlung und berufen uns auf den künftigen Papst und seinen ganzen Clerus, und laut wollen wir es hier verkündigen, daß die, welche anderwärts wegen solcher Laster dem Feuer übergeben und verbrannt worden sind, standhaft die Beschuldigung, daß sie irgend etwas der Art begangen, von sich gewiesen und, bei der Aussage beharrend, Folterqual und Tod erduldet haben. Ja, Gott im Himmel hat durch ein eigenthümliches Gericht und Wunder ihre Unschuld dargethan, da die weißen Mäntel und rothen Kreuze nicht vom Feuer verzehrt werden konnten".

Darauf erklärte der Erzbischof, daß er die Protestation annehmen und mit dem Papst verhandeln wolle. Zwei Jahre später wurde der Orden aufgehoben und seine Güter den Johannitern übergeben.*

Wie man die Tempelherren um ihrer Reichthümer Willen verfolgte, lockten auch die Schätze, welche sich die Juden während der Blütheperiode der Stadt erwarben, zu Verfolgungen an. Schon im ersten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts erschien in Mainz ein Friedensgebot, durch welches die Juden den Christen nur halb ebenbürtig gegenüber gestellt wurden. Auch auf der Synode, welche wegen der Tempelherren gehalten wurde, ergingen neue Verordnungen gegen die Juden. Die Synode befahl: 1. daß alle im Mainzer Erzstift wohnenden Juden nach zwei Monaten, von der Publication dieses Synodalstatutes an, Zeichen an ihren Kleidern tragen sollten, wodurch man sie von den Christen unterscheiden könne; 2. sollten sie alle öffentlichen Aemter niederlegen; 3. kein Jude solle sich am Charfreitag auf der Straße, an seinem Fenster oder an seiner Hausthüre sehen lassen, bei einer Strafe von einer Mark Silber. Bald darauf begannen unter Philipp IV., dem Feinde der Tempelherren, die Verfolgungen der Juden in Frankreich, und zahlreiche französische Juden suchten damals Schutz in den Rheinlanden.

Auf Peter von Eichspalt folgte Mathias von Bucheck (1321—1328), ein Kurfürst, dessen Regierungsperiode für Mainz eine glückliche war. Er gründete ein Karthäuserkloster, welches sich ehedem an der Stelle, wo jetzt die Wirthschaftsgebäude der neuen Anlage stehen, erhob. Die Stadt Mainz verdankt ihm viele Privilegien. Bei Zerwürfnissen der Bürgerschaft mit dem Clerus, wenn sie auch nur Geldsachen betrafen, war es in Uebung gekommen, den Gottesdienst zu suspendiren und auf diese Weise ein gewisses Interdict über die Stadt zu verhängen. Eine Urkunde des Kurfürsten vom 25. Februar 1325 verbot dieses und sicherte die Bürger gegen eine Wiederholung eines solchen Unfugs. Eine andere Urkunde bestätigte das Privileg der Bürger, daß sie nie außerhalb der Stadt vor Gericht geladen werden durften. Endlich ertheilte der Kurfürst den Mainzern das Privileg, daß es der Stadtpolizei gestattet sei, lüderliche Pfaffen, welche Nachts auf den Straßen Unfug trieben, aufzuheben. Im Jahre 1326 kam der Erzbischof mit dem Landgrafen Otto von Hessen wegen gewisser, von diesem nicht anerkannter Lehensverpflichtungen in Fehde und, verbündet mit dem Kurfürsten von Trier, belagerte und eroberte er damals die Stadt Gießen. Der Kurfürst starb am 10. September 1328. Sein Grabstein befindet sich unweit demjenigen seines Vorgängers im Dome, rechts von den Stufen des Pfarrchors.

---

* S. Hennes, Geschichte der Erzbischöfe in Mainz.

Die Umänderung der städtischen Verfassung.

Die Regierung Balduin's von Luxemburg und seiner Nachfolger (1328—1336), welcher nach dem Tode des Kurfürsten Mathias von dem Domkapitel erwählt wurde, ist in mehrfacher Beziehung eine merkwürdige. Obwohl die Periode der gewaltigen Conflicte zwischen den deutschen Bischöfen und dem Papste, dessen Oberherrschaft nunmehr eine unbestritten anerkannte, und welcher seit den Hohenstaufen das Haupt der Hierarchie ist, längst vorüber, sehen wir nach der Erwählung Balduins noch einmal das merkwürdige Schauspiel, daß zwei Erzbischöfe auf den Mainzer Stuhl Ansprüche erheben. Der Papst Johann XXII. ertheilte zu der Wahl Balduins, seither Erzbischof von Trier, nicht die päpstliche Sanction und übertrug von Avignon aus am 11. Oktober 1328 an den Propst Heinrich von Vierneburg die Provision des Mainzer Erzbisthums. Balduin lehnte, als er die Nachricht erhalten, daß der Papst die Bestätigung nicht ertheilt habe, die Wahl ab, aber die gefährdete Lage des Erzbisthums bestimmte ihn endlich doch dazu, als des Erzstifts Administrator von dem Mainzer Territorium Besitz zu ergreifen und behielt er dasselbe trotz päpstlicher Ermahnungen, Befehle und Bullen bis zum 17. November 1336, wo er zu Gunsten Heinrichs auf das Erzbisthum verzichtete. Aber auch dieser, welcher zu Kaiser Ludwigs Partei gehörte und 1338 der Constitution über die Unabhängigkeit des Reiches vom päpstlichen Stuhle beigetreten war, kam mit dem Papste in Conflict. Gerlach von Nassau, König Adolfs Enkel, 1346—1371, wurde an seiner Stelle ernannt, und erst dieser war nach dem Tode Heinrichs (1353) wieder im unbestrittenen Besitz des Mainzer Erzbisthums.

In die Regierungsperiode dieser drei Erzbischöfe fallen zahlreiche Kämpfe der Bürger mit der Geistlichkeit. Nach einander zerstörten die Bürger das Kloster auf dem Jacobsberg, St. Alban und die Stiftskirche St. Victor zu Weisenau und verjagten die Geistlichen, welche nach dem Rheingau flüchteten. Die Erzbischöfe waren machtlos gegen diese entschlossene Bürgerschaft und diese ging aus jenen Kämpfen siegreich und von Heinrich von Vierneburg mit neuen großen Privilegien beschenkt hervor, bis endlich 1367 ein unter dem Namen das Palladium der Pfaffheit bekanntes Concordat zu Stande kam, welches diesen Unruhen für einige Zeit ein Ende machte.

Das öffentliche Leben der Stadt Mainz trägt in dieser Periode nach den verschiedensten Richtungen hin einen ungemein tumultuarischen Character. Neben den Geistlichen sind es die Juden, welche, beschuldigt die Brunnen vergiftet zu haben, 1347—1349 unter dem öffentlichen Zorn leiden. In der Nähe von St. Quintin gehen die Judenhäuser in Flammen auf, die Juden werden gemartert, niedergehauen, erstochen, aufgehängt oder verbrannt, und eine Menge Gräuelthaten verübt an ihnen das abergläubische, durch Pest und Erdbeben geängstigte Volk; vor allem sind es aber die Kämpfe zwischen den Plebejern und Patriziern, welche zu Ende des vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Nach dem Vorgange von Zürich sind es auch in Mainz die Zünfte, welche der Omnipotenz der adelichen Geschlechter entgegen treten. Sie verlangten, daß jeder Bürger, wer er auch sei, sich in eine der 29 Zünfte müsse einschreiben lassen, damit die Gemeinen nicht zu kurz kämen, wenn sie nur gleich den Alten 22 zum Rathe wählten. Als die Patrizier diese Forderungen verwarfen, stürmten die Zünftler ihre Paläste, verjagten sie und nahmen viele auf ihren Gütern im Rheingau gefangen. Einen Zug, welcher von edler Denkungsweise zeugt, hat uns die Geschichte von diesem Kampfe der Mainzer Zünfte mit den Patriziern aufbewahrt. Es wurde von den Gemeinen, als sie die Burgen der Geschlechter erstürmten, nicht das geringste beschädigt oder entwendet und die Zünfte begnügten sich damit, die Waffen ihrer Gegner hinweg zu nehmen.

Die Reibereien zwischen Zünftlern und Patriziern dauerten unter den folgenden Kurfürsten Johann I. von Limbey (1371—1373), Ludwig von Meißen (1374—1381), Adolph I. von Nassau (1381—1390), Konrad II. von Weinsberg (1390—1396), Johann II. von Nassau (1397—1419)

und Konrad III. von Daun (1419—1434) fort, bis unter dem letzteren durch eine bedeutsame Umänderung des Stadtregiments diesen immer wiederkehrenden Streitigkeiten ein Ende gemacht wurde. Die Patrizier hatten, wie die Bestimmungen dieser Verfassung beweisen, den Kampf mit den Zünften aufgegeben und sich der öffentlichen Meinung unterworfen. Die Hauptartikel der neuen Verfassung waren:

1. Der Rath soll aus 36 Gliedern bestehen, wovon 12 aus den Alten und 24 aus den Gemeinen genommen werden sollen, die sämmtlich über 20 Jahre alt sein mußten. Sollte einer der ersteren sterben und in seiner Classe kein wählbarer Mann sich finden, so könnte man ihn aus den Gemeinen für diesesmal ersetzen.

2. Es sollen drei Bürgermeister sein, wovon zwei aus den Gemeinen und einer aus den Alten gewählt würden. Ebenso soll es mit den Rechenmeistern geschehen. In der Kammer, worin der Stadt Siegel und Freiheiten bewahrt lägen, sollte der Bürgermeister der Alten einen Schlüssel, ferner der Gemeinen Bürgermeister den zweiten und die zünftige Gemeinde überhaupt den dritten haben. Das Nämliche sollte bei den Rechenmeistern in Ansehung der Archive, Register und der Stadtkasse stattfinden. Von jeder Partei soll ein Rechenmeister gewählt, die übrigen Aemter aber vom Rathe gemeinsam verwaltet werden.

3. Zur Verhütung alles Rangstreits sollte auf der Rathsbank der Alten zuerst ein Alter dann ein Gemeiner u. s. f., auf der Bank der Gemeinen zuerst ein Gemeiner dann ein Alter sitzen. Wenn Anreden im Namen der Stadt zu halten wären, so solle der Rath darüber bestimmen.

4. Ohne Bestimmung der ganzen Gemeinde sollte keine große öffentliche Schuld gemacht oder ein Bündniß geschlossen werden. Nur der Bürgermeister der Gemeinen und die zünftigen Bürger haben die Thürme und Thore der Stadt zu bewachen. Uebrigens seien die Alten wieder in ihre Münzrechte und Freiheiten eingesetzt und hätten nicht nöthig, sich in eine Zunft einschreiben zu lassen. Auch könnten die ausgewanderten Patrizier, mit Ausnahme des unbändigen Georg Gensfleisch, unter der Bedingniß zurückkehren, daß sie die Pläne der Ausbleibenden nicht unterstützen und verhehlen würden.*

Auch nach außen tritt Mainz in dieser Periode kräftig auf, die alten Bundesstädte erneuern wiederholt ihren Bund, errichten Landfrieden und zwingen die Adelichen, welche auf ihren Burgen hausen, diese zu respectiren. Unter Gerlach, einem treuen Anhänger des Städtebundes, wurde unter anderen der gefürchtete Kuno von Falkenstein auf seiner Burg zu Haßloch gebändigt. Auch das Raubschloß Tannenberg fiel in dieser Periode der Nemesis anheim.

Die beständigen Fehden, in welche die Stadt damals verwickelt war, veranlaßten den Rath zu einer Erweiterung und Verstärkung der dieselbe umgebenden Befestigungen (1435), allein ihr Wohlstand litt durch die zahlreichen Kriege sowohl wie durch die inneren Unruhen. Vor allem aber hatte die Umänderung der städtischen Verfassung die Auswanderung zahlreicher Patrizierfamilien im Gefolge. Das baare Geld wurde in großen Mengen durch den Wegzug der Patrizier dem Verkehr entzogen. Der Werth des Grundeigenthums sank, und Patrizierhäuser, welche ehedem 2000 fl. gekostet, wurden mit 400 fl. bezahlt. Aus einer dieser ausgewanderten Patrizierfamilien ging einer der Männer hervor, welche für ewige Zeiten der Stadt Mainz zur Zierde gereichen, Johann Gensfleisch zum Gutenberg, durch dessen unsterbliche Erfindung die neue Zeit heranbrach und in der Folge eine vollständige Umgestaltung des kirchlichen und politischen Lebens unseres Volkes bewirkt wurde.

Ueber die Mainzer Kurfürsten, welche von 1328 bis 1434 den erzbischöflichen Stuhl inne haben, genügen wenige Bemerkungen. Unter ihnen ragt besonders Gerlach von Nassau, ein treuer Anhänger des Städtebundes, welcher der Bundesstadt Mainz ausgedehnte Privilegien verlieh, hervor.

* S. Lehne, Geschichte der Städte Mainz und Worms.

Es war ein Mann von weitaussehenden Planen, deren Ausführung nur die mannichfachen inneren Unruhen, welche unter seiner Regierung ausbrachen, verhinderten.

Um so unbedeutender war sein Nachfolger Johann von Limoey. Unter Ludwig von Meißen, der nach ihm vom Papste das Erzbisthum übertragen erhält, sehen wir zwei Erzbischöfe sich die Herrschaft streitig machen, bis Ludwig seinem Rivalen, dem vom Domkapitel erwählten Adolph von Nassau, 1381 freiwillig das Feld räumt. Er und sein Nachfolger Konrad II. sorgten getreulich für die Aufrechterhaltung des Landfriedens. Kurfürst Adolph insbesondere, ein kriegerischer Herr, der persönlich seine Schaaren zum Kampfe führte und von welchem seine Zeitgenossen sagten:

Der Bischof Adolf
Beißt um sich wie ein Wolf

führte ohne Schonung den Krieg gegen jeden Brecher des Landfriedens. Nicht so freundlich urtheilt die Geschichte von dem von seinen Zeitgenossen gleich verachteten wie gefürchteten Johann II. von Nassau, der durch List und Bestechung den vom Domkapitel ursprünglich erwählten Gottfried von Leiningen verdrängte und der, was Eitelkeit, Schwachheit, List und Ränke anlangt, wie Schaab sagt, einer der größten geistlichen Fürsten war, welche je auf dem Stuhl der Mainzer Kirche gesessen. Nicht durch eine kanonische Wahl, sondern durch Verdrängung des rechtmäßig Gewählten erlangte er dessen Besitz. In Ränken regierte er zweiundzwanzig Jahre. Wegen seiner Gestalt nannte man ihn das Pfäffchen, wegen seiner Verschmitzheit sagten seine Zeitgenossen von ihm:

Der Bischof Henschin
Ist ein beschissin Menschin.

Auf ihn folgt der gutmüthige Konrad III. von Daun, aber in der Folge begegnen wir unter den Mainzer Erzbischöfen nur noch wenigen hervorragenden Persönlichkeiten. Es beginnt die Periode des Zerfalls, in welcher dynastische Interessen allein noch in's Gewicht fallen. Die alten staatlichen und kirchlichen Zustände gehen ihrem Untergange entgegen, die neue Zeit, welche mit der Reformation ihren ersten großen Triumph feiert, bricht an, und eingeleitet wird diese neue Zeit durch die Erfindung des großen Mainzer Bürgers — die Buchdruckerkunst.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Was einst Pallas Athene dem griechischen Forscher verhüllte,
Fand der denkende Fleiß deines Gebornen, o Mainz!
Völker sprechen zu Völkern, sie tauschen die Schätze des Wissens;
Mütterlich sorgsam bewahrt mehrt sich die göttliche Kunst;
Sterblich war einst der Ruhm, sie gab ihm unendliche Dauer.
Trägt ihn von Pol zu Pol', lockend durch Thaten zur That:
Nimmer verdunkelt der Trug die ewige Sonne der Wahrheit,
Schirmend schwebt ihm die Kunst wolkenscheuchend voran,
Wandrer! Hier segne den Edlen, dem so viel Großes gelungen,
Jedes nützliche Werk ist ihm ein Denkmal des Ruhms.

So singt Professor Lehne über den in Mainz geborenen Erfinder der Buchdruckerkunst. In der That, es war als ob Mainz für immer und für ewige Zeiten unauslöschlich sollte eingegraben werden in die Tafeln der Geschichte und als ob es für alle Zeiten die geistige Hauptstadt des deutschen Vaterlandes sein und bleiben solle, so verheißungsvoll erschien die Thatsache, daß es die weltgeschichtlich bedeutendste Erfindung war, welche aus seinen Mauern ihren Ausgang nahm.

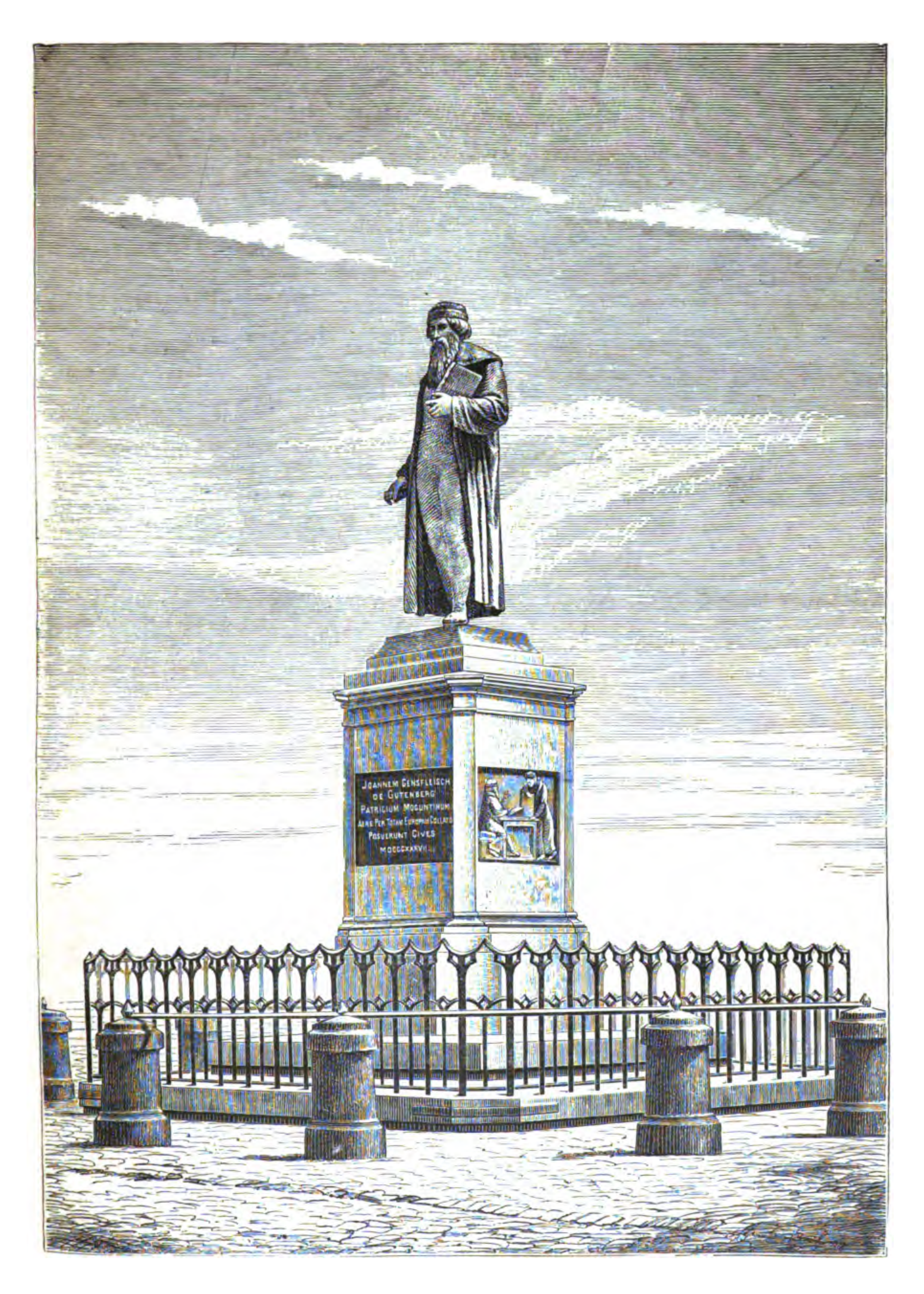
Es war der Mainzer Patriziersohn Johann Gensfleisch zum Gutenberg, kurzweg Johann Gutenberg genannt, der in einer Zeit, die sich nach neuen Schöpfungen drängte, die Kunst erfand, welche bestimmt war, das Culturleben der gesammten Menschheit umzugestalten, und welche das Mittel war, nicht allein die Bildung zum Gemeingut aller zu machen, sondern auch der Wissenschaft ein Werkzeug zu ihrem Ausbau und ihrer Vervollkommnung zu liefern, wie ihr bisher kein ähnliches geboten wurde. Herrlich und für ewige Zeiten glänzt Gutenbergs Name in dem Tempel des Ruhmes, und wie Herder sagt, war er es, durch welchen alle denkenden Menschen zu einer gesammten sichtbaren Kirche wurden, in welcher die Presse das Wort ersetzte. Die Idee eines Einzigen wurde von nun an zum Gemeingut aller, und, fort und fort neu zeugend, schuf der nimmer ermüdende Menschengeist immer mehr und Höheres, und von Gutenbergs 36zeiliger Bibel, bis zu Humboldts Kosmos sind alle ihre Erzeugnisse eine fortlaufende Kette von Werken, welche von dem immer höheren Fluge, zu welchem sich vermöge ihrer der Genius der Menschheit aufschwingt, Zeugniß ablegen.

Johann Gensfleisch zu Gutenberg*, der Erfinder der großen, die Welt umgestaltenden Kunst, war der jüngere Sohn des Mainzer Patriziers Frilo Gensfleisch und der Else zu Gutenberg. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt. Da seine Mutter aber 1430 einen Theil seiner Erbschaft für ihn regelte, war er wohl damals noch nicht 21 Jahre alt und wird wohl Ende des ersten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts geboren sein. Es war das Jahrhundert, in dem die heftigen politischen Kämpfe des aufstrebenden Bürgerthums gegen den städtischen Adel zur Entscheidung drängten. Die alten Geschlechter zogen wiederholt aus (Straßburg 1419, Mainz 1411 und, veranlaßt durch einen Streit über den Vortritt des zünftigen und des patricischen Bürgermeisters, abermals 1421), bis es dem Mainzer Erzbischof Conrad gelang, den im vorhergehenden Kapitel erwähnten Vertrag (Rachtung, Sühne) zwischen der Gemeinde und den ausgewiesenen Geschlechtern zu Stande zu bringen. Georg Gensfleisch aber, wohl einer der verhaßtesten Führer, wurde von dem Vertrag ausgeschlossen. Henne zu Gutenberg war damals „nit inlandig“, d. h. er befand sich nicht auf Mainzischem Gebiet, der ältere Bruder Frilo aber hielt sich 1434 zu Eltville auf. In demselben Jahre begegnen wir Gutenberg in Straßburg, zu welcher Stadt die Gensfleisch ebenfalls Beziehungen hatten. Er wohnte in dem Kloster St. Arbogast an der Ill, eine viertel Stunde vor dem Weißthurmthore, da, wo sich die heute „der grüne Berg“ genannte Häusergruppe befindet.

In Straßburg bekundete Gutenberg nach einem urkundlichen Zeugniß zuerst seine technische Befähigung. Dort lernte er zwischen 1435 und 1439 einen gewissen Andreas Dritzehn Steine schleifen. Andere Zeugnisse ergeben, daß er der Goldschmiedekunst kundig war und 1437 traf Gutenberg mit dem Richter Hans Riffe, Vogt zu Lichtenau, ein Uebereinkommen, um mit diesem Spiegel zu machen. Man wollte diese Kunst anläßlich der 1439 bevorstehenden Wallfahrt nach Aachen ausbeuten. Gutenberg, derjenige, durch welchen Hans Riffe die Kunst erlernte, sollte ein zweitheil und Riffe ein drittheil daran haben.“ Die Wallfahrt nach Aachen wo außer den vier „großen“ Reliquien (1. das Kleid der allerseligsten Jungfrau, 2. die Windeln des Herrn, 3. das Tuch des heiligen Johannes des Täufers, 4. das Lendentuch, mit welchem der Heiland am Kreuze umgürtet war), die Erde, getränkt von dem Blute des heiligen Erzmärtyrers Stephanus und noch ein ganzer Vorrath derartiger Heiligthümer zu sehen ist — findet noch immer alle 7 Jahre statt und dauert vom 10. Juli an 2 Wochen. In diesen vierzehn Tagen wird ein öffentlicher Markt abgehalten und wenn man weiß, daß zum Beispiel im Jahre 1496 an einem Tage 142000 Pilger gezählt und 80000 Gulden in den Kirchen geopfert wurden, so ist es begreiflich, daß eine Wallfahrt nach Aachen keine schlechte Spekulation war.

Die Geschäftsverbindung Gutenbergs mit Riffe gestaltete sich in der Folge zu einem Aktienunternehmen, wie wir uns heute ausdrücken, indem noch der oben erwähnte Andreas Dritzehn und ein Geistlicher, Anthonie Heilmann für seinen Bruder Andreas zu der Gesellschaft hinzutraten. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge Gutenberg den Unterricht in der Kunst besonders

* Bei der neuen Bearbeitung dieses Kapitels wurde das treffliche Werk von A. v. der Linde, Gutenberg, Geschichte und Erdichtung aus den Quellen nachgewiesen, Stuttgart, W. Spemann, 1878 vorzugsweise benutzt.



Das Gutenberg-Denkmal in Mainz.

bezahlt erhielt; von dem Gewinn sollten die beiden Andrese ihren Einlagen entsprechend einen Theil, Hans Riffe den anderen Theil und Gutenberg einen halben Theil haben. Später (1438) wurde dieser Gesellschaftsvertrag abermals erweitert, allein der Betrieb kam in Folge ungünstiger Zwischenfälle in keine ordentliche Aufnahme. Durch den 1438 erfolgten Tod des Andreas Dritzehn entstanden, in Folge der von dessen Bruder gemachten Entschädigungsansprüche Uneinigkeiten, welche zu langwierigen, hier nicht näher zu erörternden Processen führten und die Lösung der Gemeinschaft auch veranlaßten. Für uns ist es aus jener Zeit jedoch vorzugsweise von Bedeutung, daß die Metallrahmen und Verzierungen zu jenen von der Gesellschaft verfertigten Spiegeln mittelst einer von Gutenberg construirten, zerlegbaren Presse gefertigt worden, die derart beschaffen war, daß — sobald sie auseinander genommen war, kein Uneingeweihter den Zweck der einzelnen Theile des Apparats errathen konnte.

Von einer Erfindung der Buchdruckerkunst in Straßburg ist, wie die Forschungen v. d. Linde's ergeben, nichts bekannt. Gutenbergs Unternehmen in Straßburg entsprach seinen Erwartungen nicht; verschuldet und reich an bitteren Erfahrungen kehrte er nach seiner Geburtsstadt Mainz zurück, wo wir ihm 1448 wieder begegnen.

In seiner Vaterstadt erfaßt Gutenberg seinen großen weltbewegenden Gedanken. Abgesehen von den Erzeugnissen der Schreibkunst, waren bisher keine Mittel zur Vervielfältigung literarischer Erzeugnisse bekannt, allein die winzigen Produkte der „Blechschreiber", stempel- und xylographischen Briefdrucker, Spielkarten, Heiligenbilder, Stoßseufzer, äußerst primitive Schulbücher u. s. w. hatten jedoch den Beweis der Möglichkeit rein mechanischer Herstellung des Schriftthums geliefert. Für den Buchdruck jedoch mußte etwas ganz Neues geschaffen werden. „Ein unruhiger Geist, mitten in der Zeitbewegung stehend, durch Verschuldung gezwungen auch auf den materiellen Gewinn zu achten, nicht in den Banden einer Zunft befangen, nicht versimpelt und verzwergt durch eine hölzerne Mache der Briefdrucker, dagegen in Metallarbeiten geübt, — Gutenberg ersann dieses Neue und begann im Jahre 1450 auch sofort die Erfindung energisch in Anwendung zu bringen. Er suchte sich, schon mancher verarmte Erfinder war dazu gezwungen, einen Compagnon-Geldschießer, und fand diesen in dem Mainzer Bürger Johann Fust." Im Jahr 1450 schloß Gutenberg mit diesem einen schriftlichen Vertrag ab. Es ergibt sich aus diesem, wie aus einem weiteren Vertrage, daß Fust lediglich der Geldschießer, der finanzielle Associé, Gutenberg aber der Geschäftsführer, der Techniker, der Ausüber der von ihm erfundenen Kunst ist. Fust hat an der Erfindung keinerlei Antheil.

Nach dem Vertrage sollte Johann Fust dem Gutenberg achthundert Gulden in Gold leihen, gegen sechs Procent Zinsen. Obgleich diese Zinsen in dem Contract ausbedungen wurden, so sagte Fust ihm doch mündlich zu, daß „er solche Versoldungen nicht begere von ym zu nehmen". Mit diesem Gelde sollte Gutenberg das „werk vollbringen", „sein gezeug (Geräthschaft u. s. w.) zurichten und machen" und dieses gezüge sollte das Unterpfand des Johann Fust sein. Würden sie aber uneinig, so sollte Gutenberg die achthundert Gulden wiedergeben, seine Einrichtung dann aber schuldenfrei sein. Damit beging unser erfinderisches Genie, einem „practical man" gegenüber, einen sehr groben Fehler, denn er versäumte einen bestimmten Kündigungstermin festzustellen; eine Lücke in dem Vertrag, die ihn schutzlos seinem Shylok überlieferte. Gutenberg war aber doch andererseits auch in diesen Dingen kein Kind, — er hatte ja eine vieljährige Schule hinter sich! — und so hat der Geldphilister ihn wohl auch in diesem Punkt getröstet: „Nun das wolle mer schon mache". Er hat es auch gemacht.

In Bezug auf die durch Gutenberg herzustellenden Werkzeuge war Fust folglich der hypothekarisch gesicherte Geldschießer, Gutenberg einzig und allein der Vollbringer des Werkes. Außerdem kam man überein, daß Fust dem Gutenberg jährlich dreihundert Gulden für Kosten und auch Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier, Dinte und so weiter auslegen sollte. Im December 1452 schoß Fust von Neuem achthundert Gulden vor, über welche Summe Gutenberg Rechnung ablegen sollte. Die Herstellung der Werkzeuge mit den ersten achthundert Gulden geschah ausschließlich im Interesse Gutenbergs (in sinem Notz) nach dem zweiten Uebereinkommen sollte dagegen der Vortheil der Einrichtung gemeinschaftlich sein.

Gutenberg machte sich nun an die Arbeit. Die ersten unbestreitbaren Erzeugnisse seiner Presse sind durch die neuere Forschung zweifellos festgestellt. Den größten Absatz versprachen Schulbücher

und namentlich die kleine lateinische Grammatik des Donatus, die (erneuert) sogar jetzt noch in Italien gebraucht wird. Ein Fragement eines Donat, zwei jetzt in Paris befindliche Blätter Pergament, ist als Umschlag einer alten Rechnung entdeckt worden. Die großen Typen sind von Gutenberg, nämlich die der 36zeiligen Bibel und eine alte schriftliche Notiz, Heydersheim (das heutige Hattersheim bei Mainz) 1451 führt auf das wahrscheinliche Jahr der Ausgabe. Weitere Proben Gutenbergischer Drucke sind Ablaßbriefe, die der päpstliche Bevollmächtigte in Deutschland, Paulinus Zapp anläßlich eines Kreuzzuges gegen die Türken anfertigen ließ. Aus den erhaltenen, die Zeit vom 25. November 1454 bis 30. April 1455 umfassenden Exemplaren geht hervor, daß Gutenberg damals bereits wenigstens zwei Schriftgattungen in seiner Offizin verwendete. In direktem Zusammenhang mit der Veranlassung des Ablaßhandels steht die Erscheinung des ersten gedruckten Buches mit einer Jahreszahl: „Eyn Mahnung an die Christenheit widder die Durken.“ Das Buch enthält einen Aufruf an den Papst, die Kaiser, Könige, Erzbischöfe Bischöfe, u. s. w. gegen die türkische Invasion. Dasselbe trägt die Jahreszahl 1454 und schließt mit dem Wunsche: „Ein gut heilig nuwe Jahr“. In jenem Jahr ging auch die sogenannte 36zeilige Bibel — eine Vulgataausgabe, der Vollendung entgegen. Sie ist mit denselben Typen wie die Mahnung wieder die Türken gedruckt. Eine Variante dieser Ausgabe, hat 42 Zeilen auf der Seite und wird daher die 42zeilige Bibel genannt. Die Schrift ist aber von derjenigen der 36zeiligen nicht verschieden.

Gutenberg entbehrte jedoch, so sehr er auch technisch seine Druckerei vervollkommnete, des finanziellen Geschickes und dieses war für Fust das Mittel ihn zu würgen. Die finanzielle Lage der Druckerei verschlimmerte sich mehr und mehr und 1455 forderte Fust von Gutenberg gerichtlich eine Zahlung von zweitausendundzwanzig Gulden und zwar:

ein vorgeschossenes Kapital von . .	800	Gulden
ausgelegte Zinsen dieses Kapitals . .	250	„
ein zweites Kapital von	800	„
Zinsen dieses Kapitals	240	„
Zinsenszinsen	36	„
zusammen	2026	„

d. h. der biedere Fust gab nach seiner eigenen Rechnung sogar sechs Gulden zu wenig an. Obwohl Fust zugleich Theilhaber des Geschäftes und seiner Verpflichtung jährlich 300 Gulden Betriebskapital zu geben nicht nachgekommen war, obwohl ihm sein Antheil an dem Nutzen des Geschäftes gesichert war, drängte er nun Gutenberg und wählte gerade den Augenblick aus, wo diesem, nachdem er die größten finanziellen Opfer gebracht, ein baldiger Gewinn in Aussicht stand. Gutenberg wurde genöthigt, seine gesammte Druckerei mit allen Einrichtungen an Fust abzutreten. Auch die gesammte vorhandene Bibelauflage brachte Fust, der nun Schöffer von Gernsheim als Theilhaber in sein Geschäft aufnahm an sich. So wurde gleich das erste Auftreten der Gedanken und Wort befreienden Erfindung zu einem Kampfe zwischen Kapital und Intelligenz, welcher zum Vortheil des ersteren endete.

Mit Fust und Schöffer beginnt nun die neue Erfindung sich selbständig nach einer anderen Richtung hin weiter zu entwickeln. Durch Schöffer welcher zwar an Genialität Gutenberg nicht gleich kam, aber ein kluger und praktischer Mann war, nahm die Erfindung einen ganz neuen Aufschwung. Gutenberg kannte bereits die Matrizen, Formen, welche zum Gießen der Buchstaben dienten. Schöffer verbesserte Einzelnes bei diesem Gußverfahren, und brachte die Druckerei kaufmännisch in die Höhe.

Die Ehre der Erfindung aber kann Niemand anders als Gutenberg zuerkannt werden. Peter Schöffer vervollkommnete und verbesserte sie nur und hatte das Glück, die Vortheile zu genießen, welche, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, aus ihr erwuchsen. Der reiche Fust gab ihm (1453 oder 1454) seine Tochter Christina zur Frau, und er wurde nach dem 1467 erfolgten Tode Fust's die Seele des Geschäftes. Bisher hatte Fust, ein unternehmender, speculativer Kopf, das Geschäft namentlich nach der buchhändlerischen Seite hin geleitet und Schöffer war der technische Vorstand der Druckerei. Schöffer trieb nun auch auswärts, namentlich zu Paris, wo er eine eigene Factorei errichtete, einen schwunghaften Buchhandel, und eine Reihe von Werken, Wörterbücher, Bibeln, Ausgaben der Classiker, juristische und kirchenrechtliche Werke, gingen nacheinander aus seiner Druckerei

hervor und fanden einen raschen Absatz in der gelehrten Welt. Reich und durch Ehren aller Art ausgezeichnet, beschloß Peter Schöffer in Mainz seine Tage. Sein Tod fällt in das Jahr 1502 oder den Anfang 1503. Ein Psalterium aus diesem Jahr ist das letzte Werk, welches die Schlußschrift Peter Schöffers trägt. Es ist datirt vom 21. December 1502. Der vom 27. März 1503 datirte Mercurius Trismegistus trägt bereits die Schlußschrift seines Sohnes Johann Schöffer.

Kehren wir nun zu Gutenberg, dem Erfinder der Kunst, zurück, so sehen wir, daß auch ihm das traurige Loos nicht vorenthalten blieb, das schon mehr denn einmal denjenigen, welche man heute als die Wohlthäter der Menschheit erkannt hat, bereitet wurde. America Vespucio gab der neuen Welt den Namen und erntete die Vortheile ein, welche Columbus, der größte aller Seefahrer, errungen; ein späteres Jahrhundert verwies den ersten Erfinder der Dampfmaschine, de Caux, in das Irrenhaus von Bicêtre. Gutenberg aber sehen wir, verfolgt und durch gerichtliche Chicanen gequält, beinahe bis zum Ende seines Lebens in Sorgen über sein Schicksal.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf den Prozeß zwischen Fust und Gutenberg weiter eingehen wollten; als Gutenberg, dessen Mittel erschöpft sind, das Riesenunternehmen des Bibeldruckes nicht mehr weiter zu führen vermag, benutzt Fust, anstatt dem Associé unter die Arme zu greifen, dessen Verlegenheit, um denselben aus seinem Besitze zu verdrängen und die Vortheile des Unternehmens einzuheimsen. Er bringt die Druckerei und den ganzen Verlag an sich, die Arbeiter werden durch einen schweren Eid gebunden, das Geheimniß zu bewahren, und hülflos, seiner Maschinen und seiner Arbeiter beraubt, sehen wir Gutenberg in dem Augenblicke, wo er an dem Ziele zu sein glaubte und die Früchte seines Fleißes einernten sollte, dem Hause „zum Jungen," wo sich seine erste Druckerei befand, den Rücken kehren.

Fust und Schöffer glaubten, er werde keine Freunde finden und der Errichtung einer neuen Druckerei freiwillig entsagen. Allein die neue Erfindung war in ihrer ungeheuren Bedeutung bereits erkannt und auch Gutenberg fand in dem städtischen Syndikus Conrad Humery einen Mann, der ihn großmüthig und aufopfernd unterstützte. Derselbe streckte ihm so viel Geld vor, als zur Einrichtung einer neuen Druckerei erforderlich war, und abermals geht der Erfinder mit ungebeugtem Muthe an das mühselige Werk. Eigenhändig verfertigte er sich seine Presse, seine Gießformen, seine Lettern, und 1460, also fünf Jahre nach dem Erlöschen seines Gesellschaftsvertrags mit Fust, erscheint ein Katholikon in der neuen Druckerei, welche er (wahrscheinlich in dem Hause zum Gutenberg) errichtet hatte.

Das bei Gutenberg 1560 erschienene Katholikon ist eine der kostbarsten und seltensten Druckschriften, welche wir besitzen. In semigothischer Schrift gedruckt, ist es namentlich durch die Schönheit des Druckes hervorragend; vor allem ist die Schlußschrift dieses Katholikons, welches zwar Gutenbergs Namen nicht trägt, aber für die Zeitgenossen deutlich genug als sein Werk kenntlich war, für den Geschichtsforscher von Bedeutung. Es geht aus dieser Schlußschrift hervor, wie sich Gutenberg gedrungen fühlte, denen gegenüber öffentlich aufzutreten, die, nachdem sie ihn um seine Druckerei und sein Vermögen gebracht, ihm nunmehr noch die Ehre seiner unsterblichen Erfindung streitig machten. Der große Mann thut dies in einer Art und Weise, welche durch die Bescheidenheit der Form unsere Bewunderung für ihn erweckt. Er erklärt frei und offen vor aller Welt die neue Erfindung für ein Geschenk Gottes, dessen Ruhm einzig und allein seiner Vaterstadt Mainz zukomme. Deutlicher wolle er sich nicht über ihre Kraft und Mechanismus erklären, weil dieser außerhalb Mainz noch nicht bekannt sei und er ihn als Geheimniß bewahren wolle.

Man hat sich darüber gewundert, daß Gutenberg auf den in der neuen Druckerei erschienenen kunstreichen Werken seinen Namen nicht genannt hat. „Hier zeigt sich von Neuem das Tragische alles Großen in der Weltgeschichte", sagt v. d. Linde. „Gutenberg der Erfinder der Typographie, des gewaltigsten Organs in der Oeffentlichkeit, — Gutenberg, der durch seine Erfindung Goldminen entdeckt, — er war nicht in der Lage, daß er sich selbst in der monumentalen Unterschrift des Katholikon ausdrücklich nennen konnte. Auch abgesehen von den uns nicht vollständig bekannten Bedingungen seines neuen Mainzer Compagnons, denen er sich vielleicht hat fügen müssen und von seinem Verhältniß der feindseligen Concurrenz-Firma Fust und Schöffer gegenüber, — sogar von

Straßburg aus drohte Beschlagnahme, wenn sein Name die Produkte seiner Presse zu seinem Eigenthum stempelte".

Allein über Gutenbergs Druckerei scheint kein Segen gewaltet zu haben. Als sein Geschäft endlich emporzublühen begann, brach die Fehde zwischen Adolph von Nassau und Diether von Isenburg aus. Die Mainzer Buchdrucker mußten in jenen furchtbaren Wirren, welche damals über die Stadt hereinbrachen, die Flucht ergreifen, auch Gutenberg flüchtete, und lange Zeit befinden wir uns ohne Nachweis über sein Schicksal, bis er 1465 als Kämmerling Adolphs von Nassau Hofdienste nimmt. Das betreffende Diplom ist vom 17. Januar 1465 datirt und enthält die Bestimmung über das, was Gutenberg an Lebsucht, Kleidern und Freiheiten zu genießen habe. Durch den adelichen Hofdienst begann für Gutenberg ein behagliches Leben. Unaufgefordert folgte er dem fürstlichen Hoflager, wo er freien Tisch und Futter für seine Pferde bekam. Am Hofe Adolphs zu Eltville wurde weidlich gezecht, und es scheint, daß hier der Erfinder endlich auch das Leben von seiner schönen Seite kennen lernte. Nach Eltville verlegte er nun seine ganze Druckerei. Kurze Zeit darauf sehen wir ihn dieselbe an einen Verwandten, Heinrich Bechtermüntz, abtreten. Er war alt geworden und der Hofdienst schien ihm behaglicher, als die Leitung seines Geschäfts und all' der Aerger und Verdruß, der ihm durch seine Mainzer Concurrenten bereitet wurde. Gutenberg hatte noch die Freude, das junge Geschäft in Eltville emporblühen zu sehen, und der sorgenlose Abend seines Lebens entschädigte ihn für alle die Mühen und Drangsale, welche er in Straßburg und Mainz erduldete. In Eltville scheint er auch sein Leben beschlossen zu haben. Unbeachtet schied der große Mann aus der Welt.

Ein Trost ward Gutenberg in seinen alten Tagen, er sah mit eignen Augen den Triumph seiner Kunst, so daß Adolph Stern in seinem Epos: „Johannes Gutenberg" (Leipzig J. J. Weber 1873) mit Recht von ihm singt:

Was todt, verstummt, verborgen lag,
Ersteht und spricht und steigt zu Tag! —
Kein Wort der Wahrheit sei vergessen,
Kein Laut der Liebe sei verhallt,
Umsonst o Fust war dein Vermessen,
Die Flamme steigt, sie wächst, sie wallt;
Und keine irdischen Gewalten
Vermögen, was zum Lichte strebt,
In Nacht, in Dunkel festzuhalten,
Lebendig bleibe, was gelebt! —
Nicht mehr verschlossen und befangen,
Nicht starr und dumpf und blitzerhellt
Nicht, wie ich sie erschaut mit Bangen,
In schweren Banden liegt die Welt.
Aus Pergament ersteht, aus Staube,
Was sie erlöst, was sie befreit,
Frei fliegt des heiligen Geistes Taube!
Frei strahlt das Licht in ferner Zeit.
Was ich vor Augen jetzt gewahre,
Ich trug es durch mein Leben hin,
Es kommt, es kommt! — ich aber fahre,
Da ich's geschaut, in Frieden hin.

Das Jahr 1468 wird von v. d. Linde als Gutenbergs Todesjahr bezeichnet.

Nach Dr. K. G. Bockenheimer „Mainz und Umgebung" (Verlag von J. Diemer,) wäre der 2. Februar sein Todestag. Seine Gebeine wurden in der Dominikanerkirche zu Mainz, wo sich die Grabstätten seiner Familienangehörigen befanden, beigesetzt. Ein Verwandter von ihm, Adam Gelthuß, ehrte sein Andenken durch folgende Inschrift:

D. O. M. S.

Joanni Gensfleisch, artis impressorie repertori, de omni natione et lingua optime merito in nominis sui memoriam immortalem Adamus Gelthus posuit.

Ossa ejus in ecclesia D. Francisci Moguntina faciliter cubant.

In deutscher Sprache:

„Dem Johann Gensfleisch, Erfinder der Buchdruckerkunst, um alle Nationen und Sprachen hochverdient, hat Adam Gelthuß zum ewigen Andenken seines Namens dieses Denkmal gesetzt."

„Seine Gebeine ruhen sanft in der Kirche des heiligen Franciscus zu Mainz."

Dieses sind in kurzen Zügen die Schicksale des großen Erfinders, dem erst spätere Jahrhunderte, die ihm von Zeitgenossen versagte Gerechtigkeit widerfahren ließen. Und seltsam, keinem Deutschen, sondern dem Holländer v. d. Linde, blieb es in seinem mehrerwähnten Werke vorbehalten, die Verdienste Gutenbergs in ihr wahres Licht zu stellen. Durch seine Forschungen hat er nicht nur die Unwahrheiten über den Antheil Fust und Schöffers an der Erfindung als grobe „Geschichtsfälschungen dieses letzteren dargethan, insbesondere, daß es mit den Verbesserungen der Schrift und des Gießverfahrens durch Schöffer eitel Wind ist, sondern er hat auch den Haarlemer Costerschwindel," die Erzählung von einer gleichzeitigen Erfindung der Buchdruckerkunst durch Coster in Haarlem, gebührend gekennzeichnet. Durch ihn wurde es unzweifelhaft festgestellt, daß Gutenberg der einzige Erfinder der Kunst ist, daß er hierin keinerlei Vorläufer hat und daß Niemand mit ihm in die Erfindung sich theilt.

Im Jahre 1540 feierte Deutschland das erste hundertjährige Jubiläum der Kunst. Mit jedem Jahrhundert wuchs der Glanz dieses Festes, und 1837, beinahe 400 Jahre nach seinem Tode, wurde Gutenberg in seiner Vaterstadt ein von der Meisterhand Thorwaldsens geschaffenes Denkmal errichtet. Auf ewige Zeiten aber leuchtet sein Name hell in dem Tempel des Ruhms.*

Diether von Isenburg.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche genau den Höhepunkt des Glanzes des kurfürstlichen Mainz bezeichnet, ist auch der untrügliche Markstein seines nun beginnenden Falles. Schon längst war der Kurfürstenstuhl ein Streitobject für den Ehrgeiz kleiner Dynastenfamilien; einzelne dieser Regenten, namentlich die Eppensteiner, sehen wir ihr geistliches Amt vernachlässigen und mittelst Gewaltthaten und einer ränkevollen Politik lediglich ihre weltliche Macht vergrößern, später sind es namentlich Angehörige des Nassauer Dynastengeschlechtes, welche mehrfach und nicht immer auf gradem Wege die Kurwürde erringen, bis, als Diether von Isenburg Erzbischof von Mainz war, Adolph

---

* Am 14. August 1825, dem Jahrestag, wo die erste Ausgabe des Psalters vom Jahr 1457 erschien, ließ Joseph Dieffenbach im Hof zum Humbrecht einen Denkstein über der Eingangsthüre einer alten steinernen Wendeltreppe einmauern mit der Inschrift:

Hof zum Humbrecht
Druckhaus des Johann Fust
und Peter Schöffer
von Gernsheim
worin im Jahr 1457 das erste
vollkommene Druckwerk erschien
nachher Druckhaus des Johann
und Ivo Schoeffer bis 1555.
Joseph Dieffenbach
weihet diesen Denkstein
den Vollendern und Verbreitern
der Buchdruckerkunst
am 14. August 1825.

von Nassau sich als Werkzeug päpstlicher Herrschsucht benützen ließ und unsäglicher Jammer und Trübsal über die herrliche Stadt hereinbrach. Wir haben der Fehde zwischen Diether von Isenburg und Adolph von Nassau bereits mehrmals in unserem Werke gedacht. Die Bürgerschaft von Mainz stand in jenem Kriege getreulich ihrem rechtmäßigen Kurfürst zur Seite, und als sich die Nachricht von dem Siege des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz bei Seckenheim verbreitete, da herrschte unbeschreiblicher Jubel in der Stadt, und die zeitgenössischen Schriftsteller können nicht genug die Siegesfreude schildern, der sich das lebenslustige Völkchen, das beinahe so lange Mainz steht, darin wohnte, damals hingab. Wenige Monate darauf, am 28. October desselben Jahres, sollte der Stadt ein schändlicher Verrath den Untergang bereiten.

Der Bürgermeister Dudo, dessen Name durch seine That einen Schandflecken in der Mainzer Geschichte bildet, hatte im Verein mit dem Rechenmeister Sternenberger und einem Reißigen Ludwig von Veldenz, der eine Mainzerin zur Frau hatte, eine Verschwörung angezettelt, welche zum Zweck hatte, die Festung in die Hände Adolphs zu liefern. Nach guter alter Mainzer Sitte pflegte die Wache am Gauthor gerne des Trunkes und trank lieber eine Flasche zu viel als zu wenig von dem herrlichen Oppenheimer und Bodenheimer, besonders wenn ihn ein freundlicher Geber spendirte. Dudo kannte den Mainzer Durst und baute darauf seinen Plan. Es gelang ihm, die Wache völlig betrunken zu machen, so daß die Wächter ihrer Sinne nicht mehr mächtig waren und sogar das innere Stadtthor offen ließen. Heinrich von Herheim, der in der Stadt verborgen war, schlich hinaus und erstattete über alles dem Veldenzer Pfalzgrafen Bericht, der nun vereint mit Eberhard von Königstein und Alwich von Sulz an der Spitze von 1600 Reitern und 3400 Fußgängern das unbewachte Mainz überfiel. Sie bahnten sich einen Weg durch die Gräben und Zwinger und, Ritter Hans von Schwalbach voran, überrumpelten gegen vier Uhr Morgens die noch im Rausche taumelnde Wache. Als sie am zweiten Thore ankamen, fanden sie Hindernisse. Es war geschlossen, ein kleiner Haufen Bürger hatte sich gesammelt und vertheidigte es. Lärm erhob sich, „zu den Waffen", schrie es in den Straßen, die Sturmglocken heulten und schreckten die Schläfer auf, draußen vor dem Thore hörte man das Toben der Feinde, die Hämmer und Brecheisen machten es in allen seinen Fugen krachen, es wich und krachend barst es auseinander. Da erleuchtete eine Feuersäule die Nacht. Es war das Haus auf dem Begräbnißplatze der Juden, das die Feinde angezündet hatten, als Allarmzeichen für die Armee Adolphs. Es leuchtete den Truppen des Veldenzers zu ihrem grausigen Einzuge in der bezwungenen Stadt. Ein furchtbarer Kampf entspann sich in der Gaugasse, wo sich die nach und nach herbeigeeilten Bürger zum Erstenmale zu sammeln vermochten, und nie hat sich das Volk von Mainz so mit Ruhm bedeckt, wie in diesem Kampf. Mann an Mann in undurchdringlichen Gliedern fochten sie gleich Löwen und kämpften mit Speer, Schwert, Streitkolben und Feuerrohr um ihre Freiheit. Verwundete, die sich am Boden wälzten und deren Wehegeheul das Getöse des Kampfes noch übergellte, und Haufen von Todten sperrten bereits die Straße; keinen Fuß breit gewannen die Feinde. Da legten die Veldenzer Feuer an; immer weiter verbreitete sich das verheerende Element — gegen drei Uhr Nachmittags stand ein großer Theil der Stadt in Flammen. Da stoben die Bürger, besorgt um ihre Familien und ihre Habe, verzweiflungsvoll auseinander und entsagten dem Kampfe um ihre Freiheit.

Durch diese Flucht war der Untergang von Mainz besiegelt. Mordend, brennend und plündernd ergoß sich nun der ganze Troß der Feinde über die Stadt. Noch einmal rafften sich die Bürger auf und fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, aber bald erlahmte wieder ihre Kraft. Mainz ist besiegt, und mitten in dieser besiegten, unglücklichen, verwüsteten Stadt schreitet triumphirend der Verrath umher und zeigt sein schamloses Angesicht. Der Bürgermeister Hans Leine und der Marktmeister Jacob Grückenstein, zwei der Mitverschworenen Dudos, ritten an den Thoren und Mauern umher und an den Thürmen, in welchen sich noch einzelne Haufen von Bürgern vertheidigten, und riefen den Vertheidigern zu: „Ihr habt keine Stadt mehr, verloren ist Eure Freiheit, ergebt Euch, sonst wird man Euch durch Feuer und Schwert dazu bringen." So ward Adolph von Nassau Erzbischof von Mainz, und als die Stadt noch rauchte, bestieg er den erzbischöflichen Stuhl.

An 500 Bürger waren gefallen. Alle Gebäude um die Predigerkirche, die Kirche selbst sammt

dem Kloster, die Schustergasse auf beiden Seiten, der halbe Markt, das berühmte Gasthaus zum Spiegel und noch 140 benachbarte Häuser waren bei seinem Einzug nur noch rauchende Trümmer.

Die Verräther proscribirten nun ihre Feinde, dreihundert Bürger wurden in Haft genommen und, einer Heerde gleich zusammengetrieben, auf dem heutigen Thiermarkt ihrem neuen Erzbischof vorgeführt. Adolph, von einem glänzenden Gefolge umgeben, ritt an sie heran und sprach: „Ihr habt mit dem abgesetzten Diether ein Bündniß gemacht, Papst und Kaiser verachtet und wider alle Pflichten gefrevelt. Ihr seid treulose, meineidige Verräther und verdientet deren Strafe, den Tod, wenn uns nach Eurem Blute dürstete; es genügt mir aber, Euch einstweilen aus der Stadt zu verbannen. Doch werden wir des Papstes und des Kaisers Urtheil einholen und das soll über Euch ergehen; bis dahin schwöret zu den Heiligen, Euch zu Frankfurt oder, wo wir wollen, zu stellen!"

Wehklagend warfen sich die Bürger Adolph zu Füßen, aber ohne Erbarmen ritt er von dannen. Des letzten, was sie besaßen beraubt, verhöhnt von den Söldnern Adolphs, mußten die Unglücklichen ihrer Vaterstadt den Rücken kehren. Das volkreiche Mainz wurde mit Einemmale leer, wie wenn es die Pest verheert hätte, die Gewerbe lagen still, die Goldschmiede und andere Künstler, auch die Besitzer der jungen Buchdruckereien waren geflüchtet, und zügellos, plündernd, Greise und Kinder mißhandelnd, Weiber und Töchter schändend, hausten in der Stadt die Landsknechte des neuen Erzbischofs und seiner Bundesgenossen.

Nach dem Tode Adolphs kam Diether wieder zur Regierung. In jene Periode fällt die Erbauung der Martinsburg, welche sich an Stelle des heutigen Schlosses befand, und sein ruhmreichstes Werk, die Begründung der Universität Mainz. Im Uebrigen ist diese zweite Periode der Regierung Diethers eine wenig erquickliche. Diether war während derselben einerseits ein gefügiges Werkzeug des Papstes und zeigte sich undankbar gegen die Stadt, welche ihm in dem Kampfe mit Adolph ihr Bestes, ihr Eigenthum und ihre Freiheit, zum Opfer gebracht hatte. Diether gab der Stadt keine der Freiheiten und Privilegien zurück, welche ihr Adolph entzogen hatte, so daß am 22. Juli 1476 die Bürger zu den Waffen griffen und die Domherren zwangen, ihnen ihre Freiheiten zurückzugeben. Diether nöthigte sie hierauf an der Spitze eines Heeres zur Unterwerfung. So ist auch nach dieser Seite hin der geistig so reich begabte Diether von Isenburg eine keineswegs sympathische Gestalt, und wie der energielose Diether der früheren Periode als Fürst, Staatsmann und Bischof eine klägliche Erscheinung ist, so steht er auch später seinen Unterthanen gegenüber als ein Mann da, der vieles versprochen und wenig gehalten hat. Er entschädigte die Stadt nicht für den Jammer und das Elend, welches sie um seinetwillen erduldete, und Mainz erholte sich nicht von dem furchtbaren Schlage, der ihm durch Adolph versetzt wurde.

Kardinal-Kurfürst Albrecht von Brandenburg und die Reformation.*

Noch einmal, drei Jahrzehnte nach Diether, besteigt ein hervorragender Mann, eine imponirende, bedeutende Erscheinung, Albrecht von Brandenburg, den bischöflichen Stuhl. Am 28. Juni 1490 wurde er geboren, ein Sohn Ciceros von Brandenburg und Margaretha's, einer Tochter Herzog Wilhelm's von Sachsen. Seine Regierung fällt mitten in die heiße erregte Epoche der Reformation, wir finden ihn in Beziehungen mit Luther, Zwingli, Hutten, Erasmus und den hervorragendsten Repräsentanten der Humanistenepoche und schon darum sehen wir uns veranlaßt, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

* Wir verweisen auf die von uns benutzte umfassende Monographie: Albrecht von Brandenburg von J. H. Hennes, Mainz 1858.

Kaum einundzwanzig Jahre alt, wird der reichbegabte Jüngling Erzbischof von Halberstadt, und kaum ein Jahr später, am 9. März 1514, wird er erwählt, um den Stuhl des heiligen Bonifacius zu besteigen. Der Ruf, der ihm voranging, hatte, wie dieses seit Langem bei keinem seiner Vorgänger der Fall war, die Augen von aller Welt auf ihn gerichtet, und als er am 9. November seinen festlichen Einzug in Mainz hielt, drängt sich eine zahllose Menge auf der ganzen Straße vom Fischerthor bis zur Martinsburg, Festspiele finden statt, begeisterte Festreden werden gehalten und Ulrich von Hutten sendet ihm aus der Ferne eine Dichtung zum Gruße, einen begeisterten Panegyrikus!

Neben Hutten ist es der volksthümliche Raubritter, Göthes „biederer" Götz, der Albrecht auf seine Art sofort bei Beginn seiner Regierung einen Willkommgruß entgegenbringt. Er plünderte ihm seine Ortschaften am Neckar und sucht ihm einige Domherrn abzufassen, um ihnen für die Fugger bestimmtes Geld abzunehmen, schließlich griff er einen Vasall des Kurfürsten, Grafen Philipp von Waldeck, auf und erpreßte ein großes Lösegeld von ihm.

Bald darauf kam das eigentliche gährende Element in diese aufgeregte, forschende, durch den Humanismus erleuchtete, nach Neuem ringende Zeit. Luther schlug seine Thesen zu Wittenberg an (31. Okt. 1517). Den Erzbischof selbst sehen wir lebhaft von den Ideen seiner Zeit ergriffen. Hutten gehört zu denjenigen, welche sich seines vertrauten Umganges erfreuen, er ist ein eifriger Anhänger der Humanisten, und eine Schmähschrift gegen die Freunde Reuchlins wirft der Erzbischof mit den Worten ins Feuer, „so mögen sie alle verderben, die eine solche Sprache führen."

Am 1. August 1518 wurde dem Kurfürsten auf dem Reichstage zu Augsburg die Kardinalswürde verliehen. Die Reformation hatte ihr Haupt erhoben und es galt dem Papste Anhänger zu gewinnen und solche, die sich als treu erwiesen, in ihrer Treue zu befestigen. Zu den letzteren gehörte der Kurfürst. In einem Schreiben, welches er am 13. Dezember des vorhergehenden Jahres an seine Räthe zu Halle erlassen hatte, äußerte er sich unwillig über den „vermessenen Mönch zu Wittenberg" und schrieb: „wiewohl berührten Mönchs trotzig Fürnehmen uns unserer Person halben wenig anficht, wir doch ungern erfahren haben, daß das gemein Volk soll dergestalt geärgert und in beschwerlichen Irrthum geführt werden."

In antilutherischem Sinne hatte der Primas des Reiches auch an den Papst referirt, und dem Papst erschien es klug, den Kurfürsten, dessen sonstige freie Denkungsweise manchmal Besorgnisse erweckt haben mußte, an sich zu fesseln. Durch die Verleihung der Kardinalswürde schien er ein für allemal in den Dienst der Hierarchie gebannt. Diese Verleihung wurde feierlich vollzogen. Der Kaiser und die hervorragendsten Reichs- und Kirchenfürsten hatten sich in dem ehrwürdigen Dome zu Augsburg versammelt. Als die Fürsten sich niedergelassen, begann der Legat das Hochamt. Nach Beendigung desselben forderte er den Erzbischof von Mainz auf, vor den Altar zu treten und das Zeichen der Kardinalswürde in Empfang zu nehmen. Der Kurfürst kniete am Altar nieder. Der Kardinallegat erinnerte ihn an die Verpflichtungen, die er namentlich auch dem blutdürstigen Feind des christlichen Glaubens gegenüber übernähme. Er hielt ihm die einzelnen Punkte vor, deren Erfüllung man von ihm erwarte, und der Kurfürst erklärte, ein getreuer und gehorsamer Sohn der Kirche sein zu wollen. Hierauf setzte ihm der Legat den rothen Hut auf. Der neue Kardinal blieb knieen, bis die letzten Klänge des Lobgesangs des heiligen Ambrosius verhallt waren und der Kardinallegat die üblichen Gebete gesprochen hatte. Dann erhob er sich und trat vom Altar zu dem Kaiser und den Fürsten.

Die Feierlichkeit war hiermit noch nicht geendet, denn auch den Kaiser galt es fester in den Dienst der Kirche zu ketten. Der Legat trat vor den Kaiser und überreichte ihm ein Schreiben des Papstes. Des Kaisers Rath und Geheimschreiber, Jacob Spiegel, las es mit lauter Stimme vor. Es war ein Brief, welcher als Begleitschreiben zu dem Weihnachtsgeschenk des Papstes für den Kaiser, einem geweihten Waffenschmuck, Helm und Schwert, zu dienen bestimmt war. „Nicht mit dem Schwert umgürtet zu sein," heißt es darin, „ziemt jetzt Deiner Hoheit; sondern es zu ziehen und schwirren zu lassen. Nie war die Gefahr größer für Heil und Ehre; Alles steht auf dem Spiel, wenn nicht einträchtigen Sinns alle Fürsten, und Du zumal, die Christenheit schirmen. Nimm dieses Schwert und kehre die Schärfe desselben gegen die Feinde des Herrn."

Nach Verlesung des Schreibens trat der Kaiser auf die Aufforderung des Legaten zum Altar und empfing hier den geweihten Helm und Degen. „Du allein" sprach der Legat zu ihm, „führst den Namen eines Schirmherrn und Vogtes der Kirche. Daß Du es wirklich seist, fordert jetzt die Lage der Dinge; und hoffend sind die Augen aller Christen auf Dich gerichtet, Du werdest Deine Hand an's Schwert legen und es ziehen gegen die Feinde des Herrn. Möge es Glück bedeuten, daß wir am heutigen Tage (Petri Stuhlfeier) diese Feier haben. Petrus, dem Apostelfürsten, ist er geweiht, und an diesem Tage hat einst Octavianus durch den Sieg bei Aktium die Herrschaft der Welt an sich gebracht. Möge er Dir bedeuten, daß Du mit diesem Schwerte Konstantinopel und Jerusalem gewinnst, und möge Jesus Christus der Herr Dir verleihen, daß Du das römische Reich und die apostolische Kirche ausbreitest bis an das Ende der Welt."

Luthers Lehre und die in ihrer höchsten Kraftentfaltung gen Westen vordringenden osmanischen Heere bedrohten auf das ernsteste die römische Hierarchie, und man gab sich offenbar der Hoffnung hin, den christlichen Fanatismus zu einem jener entsetzlichen Kreuzzüge anzustacheln, wie sie noch drei Jahrhunderte früher dazu dienten, die Macht des Papstes zu befestigen.

Aber die Welt war in den letzten drei Jahrhunderten bereits ein erhebliches klüger geworden. Der Legat feuerte zwar zum Kreuzzuge an, eifrige Mönche predigten dafür, auch unterstützten der Kaiser, sowie die polnischen Gesandten den Vorschlag des Legaten, aber auch nicht ein einziger der deutschen Reichsfürsten erhob sich dafür. Wohl aber gab sich die öffentliche Meinung durch eine anonyme Streitschrift, als deren Verfasser Ulrich von Hutten bezeichnet wird, kund, welche dazu bestimmt war, den Legaten zu widerlegen. Ulrich von Hutten aber war der Begleiter und Vertraute des Mainzer Kurfürsten. — Dieses sein intimes Verhältniß zum Kurfürsten war wohl die Ursache, warum der geniale Hutten in dieser leidenschaftlichen Streitschrift nicht mit seinem Namen hervortrat.

„Den Türken", heißt es darin, „wollt ihr bekämpfen? Löblich ist dieses Vorhaben. Aber sucht ihn in Italien, nicht in Asien. Den Türken in Asien zu bekämpfen ist die Macht eines jeden der Könige groß genug; den anderen zu bezähmen, reicht die ganze Christenheit nicht hin. Auch streitet jener nur gegen seine Nachbarn, uns hat er noch nicht geschadet. Dieser wüthet überall, dürstet nach dem Blut der Armen. Diesen Cerberus könnt ihr nicht anders bändigen, als mit einem Strom von Gold. Um Waffen, um ein Herr handelt es sich nicht. Zehnten sind es, die mächtiger sind als Reiterschaaren und Kriegsheere. O Thorheit und Aberglaube, daß die Gottheit, die mit mildem Auge überall hinschaut, sich lenken lasse durch den Wink der Florentiner."

In der That lehnten die Stände den Antrag der päpstlichen Legaten ab, und erst auf dem nächsten zu Worms abzuhaltenden Reichstag sollte darüber berathschlagt werden, was von Hauptleuten und Rittmeistern zum Türkenzug nöthig sein werde.

Der Reichstag war damit noch nicht zu Ende. Eine Reihe von Angelegenheiten wurden noch erledigt. Am 28. September erhielt Erzbischof Albrecht unter großer Feierlichkeit vom Kaiser die Belehnung mit allen Rechten und Ehren, die ihm vom Reich als Kurfürst von Mainz zu verleihen waren. Bald darauf reiste er ab. Sein Freund Hutten blieb noch lange in Augsburg und that alles, um seinen und seiner Freunde Einfluß zu stärken. Er ist der entschiedenste Verfechter des Humanismus und scheint auf dem Reichstage geradezu die Seele der humanistischen Bewegung zu sein. „Diejenigen," schreibt er, „die ganz das Ohr des Kaisers haben, sind auf unserer Seite. Ebenso die Räthe anderer Fürsten, die nicht zu den letzten gehören; ja viele Fürsten selbst. Mit glänzenden Namen begrüßen wir sie deshalb, nennen sie Mäcenate und Auguste; nicht weil sie es verdienen, sondern um sie anzuspornen (ist auch heute noch üblich!). Einige haben wir schon dahin gebracht, daß sie aus Scham die Gelehrten begünstigen, weil sie doch zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es für einen Fürsten ruhmvoll sei, die Wissenschaft zu pflegen und zu schützen. Darum ist mein Rath, daß man nach Fürstengunst buhle, gleichsam alle Netze ausspanne. Dazu aber ist nöthig in ihre Dienste zu treten, um öffentliche Aemter sich bewerben, wie es ja die Juristen und Theologen thun und sich dadurch emporschwingen."

Am 28. Juni 1519 fand zu Frankfurt die Wahl König Karl's von Spanien, den Kaiser Maximilian bei Lebzeiten als Nachfolger bestimmt hatte, statt. Auf diese Wahl übte Kurfürst Albrecht

einen bedeutenden Einfluß. Morgens zwischen sieben und acht Uhr traten die Fürsten, in Scharlach gekleidet, in den Dom, um die Förmlichkeit des Wahlaktes zu erfüllen. Die große Glocke des Bartholomäusstiftes dröhnte weithin über die Stadt und verkündete dem Volk den feierlichen Moment. Ein Hochamt ging dem Wahlakt vorher, die Wahlfürsten traten zusammen, und dem Gebrauche gemäß fragte des Reiches Erzkanzler, der Kurfürst von Mainz, zuerst den Kurfürst von Trier, wen er zum Könige wählen wolle? „Den König von Hispanien, Erzherzog zu Oesterreich, Karl!“ erwiderte dieser und alle sieben wiederholten: „Den König zu Hispanien, Erzherzog zu Oesterreich, Karl!“

Darauf verkündete der Erzbischof dem Gebrauche gemäß dem draußen harrenden Volke das Ergebniß der Wahl. „Laßt uns Gott danken,“ sprach er, „daß wir einen Fürsten erhalten haben, und bitten wir ihn, daß er das Herz und die Rathschläge und Handlungen König Karls lenke zur Verherrlichung des Namens Christi, der Kirche zum Frieden, dem Vaterlande und dem Reiche zum Heil! Ruft alle den Herrn an und stimmt aus frommem Herzen mit mir ein in die Worte des Psalmes: Möge er von Sion herab Dir Hilfe senden! Im Namen des Reiches aber fordern wir Euch auf, daß Ihr Karl dem römischen König und erwählten Kaiser Gehorsam leistet. Und wie wir in der Wahl einig waren, so mögt auch Ihr, einmüthig und unser Beispiel nachahmend, mit willigem und frohem Herzen den erwählten Kaiser als Eueren Herrn ansehen! Einen deutschen Fürsten haben wir gewählt, der Familie unserer Kaiser entsprossen, mit den vorzüglichsten Gaben ausgestattet, vor Allem mit Frömmigkeit und Milde. Auch einen starken Fürsten haben wir gewählt, gegenüber dem mächtigen Feind nicht blos Deutschlands, sondern der ganzen Christenheit. Seit hundert Jahren ist die Macht der Türken herangewachsen, die größten Gefahren drohend. Und schon läßt Selim das Signal zum Vorrücken geben und sein Heer gegen Ungarn ausziehen. Nun aber sehen wir durch ein glückliches Geschick die zwei streitbarsten Nationen, die Deutschen und Spanier, mit einander verbunden, und dazu besitzt Karl einen großen Theil Italiens, so daß wenn alle christlichen Völker berathen und Heerführer gegen die Türken wählen wollen, unzweifelhaft alle Stimmen auf unseren Kaiser Karl fallen würden. Unsere Nation ist nun berufen, nicht blos die eigene Grenze zu vertheidigen, sondern auch aller anderen Völker Hort und Beschützer zu sein.“

Ungeheuerer Jubel brauste nach dieser Rede durch die Luft, denn das gesammte deutsche Volk hatte an diese Wahl die höchsten Erwartungen geknüpft. Treffliche Tugenden zierten den jungen König, unermeßliche Reichthümer barg sein Land und die halbe bekannte Welt war dem Scepter Karls unterworfen. Die Wahl war des alten Kaisers Maximilians sehnlichster Wunsch, und einer neuen Periode des Ruhms und des Glanzes schien Deutschland entgegenzugehen.

Um jene Zeit beginnt sich eine Umwandlung in der Gesinnung des Kardinals und Kurfürsten zu vollziehen und wir sehen wie er, der anfängliche Gegner Luthers, dessen Lehre in einem freundlicheren Sinne beurtheilt. Den Anstoß hierzu scheint ein Schreiben des Erasmus von Rotterdam gegeben zu haben. Durch Hutten hatte der Erzbischof den gefeierten Gelehrten wiederholt nach Mainz einladen lassen. Sein Wunsch war es, ihn dauernd an seinen Hof zu fesseln. Erasmus hatte ihm unlängst seine „Methode zur wahren Theologie zu gelangen“ gewidmet und ihn in der Dedication namentlich als Gönner Huttens gepriesen. Albrecht ließ ihm eine kunstreich gearbeitete vergoldete Schale übersenden. Das Dankschreiben, welches der berühmte Gelehrte aus diesem Anlaß an den Kurfürsten richtete, war für den klugen Erasmus ein willkommene Gelegenheit, die Schäden der Kirche und Luthers Reformversuche zu beleuchten. Er sagt unter Anderem: Fromme Christen habe es in der Seele schmerzen müssen, daß in den Schulen die Lehre des Evangeliums nicht einmal erwähnt worden, daß man jene alten, heiligen, durch die Kirche bewährten Schriftsteller für veraltete Waare ausgäbe, daß in Predigten, statt vom Evangelio Christi immer nur vom Papst und seiner Macht und von neuen Lehrmeinungen die Rede sei. Man könne es Luther nicht verargen, wenn er bei so bewandten

Umständen sich von seiner Hitze zu weit habe fortreißen lassen. Er rede um so freimüthiger, weil er weder in Reuchlins noch Luthers Sache verwickelt sei. Er möchte nicht schreiben wie sie und auch ihre Schriften nicht vertheidigen. „Aber Luther hat vieles mehr aus Unvorsichtigkeit als aus Mangel an Religion geschrieben." Am Schlusse des Briefes heißt es: „Mit Allem, was ich hier schreibe, will ich durchaus nicht Eurer Hoheit vorgreifen noch Rath geben. Es soll nur dazu dienen, daß Ihr etwaige Verläumdungen von Feinden der Gelehrsamkeit aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten und danach Euere Maßregeln treffen könnt. Je weniger Antheil Ihr an der Sache nehmt, desto besser werdet Ihr, wie ich sicher glaube, für Euren Ruhm sorgen."

Durch Hutten ließ Erasmus diesen Brief an den Kurfürsten übergeben. Letzterer schied um jene Zeit aus den kurfürstlichen Diensten und begab sich nach seiner Heimath, der Burg Steckelburg. Der Kurfürst bewahrte ihm auch ferner, nachdem der geniale Schriftsteller von seinem Hofe geschieden war, seine Gunst und bestimmte, daß der ihm zugesicherte Jahrgehalt ihm auch ferner ausgezahlt werde, wo er sich nur immer verweilen würde.

Erzbischof Albrecht, der sich lange Zeit mit dem Gedanken trug, sein geistliches Kurfürstenthum in ein weltliches umzuwandeln, hatte den Ehrgeiz seinen Kurhof, wie Reuchlin schreibt, zu einem „Sammelplatze von Hummanisten und Künstlern herauszubilden" und auf deutschem Boden die Medicäer nachzuahmen. „Wo ist in Deutschland ein Gelehrter," schrieb Hutten, „den Albrecht nicht kennt, oder von welchem Gelehrten und unterrichteten Mann ist er jemals begrüßt worden, den er nicht mit seiner Freigebigkeit überhäufte. Maler, wie Albrecht Dürer und Matthäus Grünewald, schreibt Janssen,* Miniaturisten wie Beham und Glockendon, erhielten von Albrecht häufige Aufträge: Goldarbeiter und Bildhauer, fürstlich belohnt, bereicherten den Mainzer Domschatz mit herrlicher Kunstwerken. Leidenschaftlich liebte der Erzbischof die Musik und verschrieb sich „von weit und breit, selbst aus Italien" Tonkünstler, die den Glanz seiner Feste, an denen oft auch Damen Theil nahmen, erhöhen sollten; schön gewirkte Teppiche, glänzende Spiegel zierten die Säle und Gemächer; kostbare Gerichte, feine Weine füllten die Tafel. Nach Außen trat der Kurfürst mit großem Gepränge auf; er hielt sich eine Leibwache von hundertundfünfzig bewaffneten Reitern; zahlreiche prächtig gekleidete Hofbediente bildeten sein Gefolge, wenn er aus und einritt; Edelknaben sollten in seiner Umgebung „die feine ritterliche Bildung" erlernen. Dieser glänzende Hofhalt und der am Hofe herrschende Geist fand viele Lobredner, aber er entsprach keineswegs dem Berufe und der Stellung eines Erzbischofs und Oberhaupts der deutschen Kirche. Albrecht war kein Mann von innerlich erlebter Religiosität, von ernstem sittlichen Wandel; gründliche theologische Studien hatte er nie betrieben; er gab sich keine Mühe für die praktische Ausbildung des Clerus: Während ihm die bisherige scholastische Wissenschaft als eine Barbarei erschien, äußerte er sich mit Entzücken über das „göttliche Genie" des Erasmus, der die seit Jahrhunderten entartete Theologie in ihrem alten Glanze wiederherstellte. Er versprach demselben seine eifrige Unterstützung. Dafür bezeichnete ihn Erasmus in einem Briefe an Hutten als „die einzige Zierde Deutschlands in unserer Zeit, bedauerte aber höchlichst, daß Albrecht durch Annahme des Cardinalhutes seine Würde entehrt und sich zu einem Mönch des römischen Papstes gemacht habe.

„Man rühmt die Freiheit in Sitten und Denkungsart des goldenen Mainz", schrieb ein ernster Beobachter, ein Engländer Robert Tuner, welcher einige Zeit am Hofe sich aufhielt, „allein mir scheint es eine Sclavin des Zeitgeistes geworden zu sein. Am Steuerruder sitzt ein katholischer Fürst, aber das Steuerruder selbst führt ein ungläubiger Minister. Knaben, welche die ersten Begriffe des Priesterthums noch nicht kennen, unterstehen sich schon die Geistlichen zu verhöhnen. Wenn man die verzärtelten und weichlichen Sitten dieser jungen Leute, ihr unanständiges Gespötte und sardonisches Gelächter, ihre

* Siehe dessen „Zustände des deutschen Volkes seit dem Beginn der politisch-kirchlichen Revolution" Freiburg 1879.

Hanswursten- und Comödiantenmanieren, ihre Theater- und Romansprache beobachtet, so glaubt man sie hätten sich im Serail des Sardanapal gebildet und nachdem sie allen männlichen Tugenden den Nerv entzweigeschnitten, sich gänzlich auf die weichlichen Sitten der Weiber verlegt. Die Dinge sind an diesem Hofe so verkehrt, daß die jungen Edelknaben, welche dort wie in einer Schule der Religiosität sich befinden sollten, nur darum dort zu sein glauben, um alle Frömmigkeit zu verlieren; man findet unter ihnen eine Menge, welche nicht nur den öffentlichen Gottesdienst vernachlässigen, sondern ihn spöttisch verlachen."

Am 4. Februar 1520 schrieb Luther, der sich damals in der Vollkraft seiner agitatorischen Thätigkeit befand, selbst, „seinem gnädigsten Herrn und Hirten in Christo" und empfahl sich in aller Unterwürfigkeit und Ehrfurcht. Luther ersuchte den Kurfürsten, seine Schriften zu prüfen. „Es könnte ja ein Schmeichler Gehör finden. Welcher Fürst kann vor falschen, listigen Schmeichlern wohl behütet sein, wenn ein so großer und heiliger Mann wie David von Sibo betrogen wurde?" Der Kurfürst antwortete unter anderem: „Wiewohl aus Pflicht unseres Amtes, das was unseren christlichen Glauben betrifft, uns sehr zu Herzen geht, so haben wir bisher indeß noch nicht Muße gehabt, Deine Schriften zu lesen und auch nur obenhin anzusehen. Deshalb können wir sie auch bis jetzt weder billigen noch verwerfen, sondern müssen es denen, die an Stand und Würde höher sind und die auch schon längst sich darauf eingelassen haben, anheimstellen, darüber ein Urtheil zu fällen. Doch sehen wir von Herzen gern, daß von Dir und Anderen einige Punkte mit Gottesfurcht ehrlich und bescheidentlich, wie sich's gebührt, ohne Unordnung und Empörung, ohne Neid und Lästerung abgehandelt würden. Wir hören täglich, nicht ohne schwere Betrübniß, mit großem Mißfallen, daß Manche, die sich für Lehrer der christlichen Religion ausgeben, sich über nichtige Opinionen und Streitfragen — als nämlich von des Papstes Gewalt, ob er nach Gotteswort oder menschlicher Anordnung der christlichen Kirche Haupt sei, vom freien Willen und dergleichen Punkten mehr, womit auf wahre Frömmigkeit nicht gar viel hingewirkt wird — mit Anderen einlassen und heftig zanken und streiten, als über eine Sache daran sehr viel gelegen sei. Außerdem hören wir von Einigen, daß sie die Gewalt der allgemeinen Concilien gering achten, damit sie ihren Wahn und ihre Meinung besser aufrecht erhalten und vertheidigen können. Wie dieses und ähnliches, das von Dir und Anderen ausgeht, nützlich, der Majestät des christlichen Glaubens zuträglich und der Kirche förderlich sei, daß sie lauter und unangetastet in voriger Würde, in Frieden und stillem Wesen bleibe wie bisher, können wir nicht einsehen. Was Deine Aeußerung betrifft, daß Du die Wahrheit lehrest, welche Du in den heiligen Schriften gelesen und erlernet habest, so können wir das nicht tadeln, nur daß dies von Dir in frommer Weise, sanftmüthig, ohne beißende Rede, ohne Erweckung und Nahrung des Ungehorsams gegen die öffentliche Gewalt der Kirche geschehe. Wenn Du dem nachkommst, so ist Dein Rath oder Werk aus Gott und es wird (um mit Dir, wie Gamaliel mit den Juden, zu reden) fest bleiben, so daß es niemand wird dämpfen mögen. Geht aber Dein Werk aus Neid, Vermessenheit und Stolz, Andere zu schmähen und zu lästern hervor, so ist es gewißlich aus Menschen und wird leichtlich von ihm selbst untergehen. Denn wir wissen, daß es niemand jemals ohne gewisse Gefahr abgegangen ist, so er Gottes Gnaden und Wohlthaten mißbrauchet und sich wider die Wahrheit und Gott selbst gesetzt hat. Derselbe Gott verleihe uns, Dir und allen Christen, daß wir recht und aufrichtig handeln. Gehab Dich wohl in Christo!"

Sehen wir in diesem Briefe den Kurfürsten bereits erheblich milder gegen Luther gestimmt, so sehen wir ihn unter dem Einflusse seiner humanistischen Umgebung der neuen Lehre gegenüber eine immer freundlichere Denkweise bethätigen. So schrieb Hutten, als er sich ein Jahr später in Mainz aufhielt, von dort aus an seinen Schüler Caspar Hedio über die zunehmende Verbreitung der reformatorischen Lehre in Mainz: „Er habe einige Händel mit den Mönchen gehabt, aber den Sieg davon getragen; die reine Lehre des Evangeliums fasse man in Mainz begierig auf: er habe mächtige Gönner, der Lektüre und den Studien sehe er die angesehensten Männer sich widmen." Auf Huttens Empfehlungen

wurde sogar ein Anhänger Luthers, der berühmte Kanzelredner Wolfgang Capito, als Hofprediger nach Mainz berufen.

Hutten fand damals wieder an Albrechts Hof einen angenehmen Aufenthalt. Von dort aus ließ er sein Kriegsmanifest gegen Rom, den „Vadiscus,“ ergehen, er entfaltet seine lebhafteste literarische Thätigkeit und scheint sich recht wohl und behaglich gefühlt zu haben in dem sonnigen wohnlichen Mainz. Der „Vadiscus“ ist seinem Verwandten, dem kurfürstlichen Rath Sebastian von Rotenhan, gewidmet, und in dieser Widmung preist er die Stadt Mainz, ihre herrliche Lage und ihr mildes Klima. Er sagt:

„Von allen Städten Deutschlands verdient sie meiner Meinung nach gerühmt zu werden, mag man die günstige Lage, oder den milden Himmelsstrich in's Auge fassen; die Luft ist so gesund, die Lage so anmuthig; es fließen da die beiden großen Ströme zusammen, der Rhein und der Main, wodurch man erstlich so leicht Ausflüge machen und dann aus ganz Deutschland auf's Schnellste alle Nachrichten haben kann. Ich meinestheils glaube, daß es für Gelehrte ein besonders geeigneter Wohnort ist, denn so oft ich anderswoher dahin zurückkomme, fühle ich mich, wenn ich die Stadt wiedersehe, erfrischt und ermuntert; ich bin hier immer so aufgelegt zur Lectüre und zum Schreiben; und es ist ganz wunderbar, daß ich nirgend mit mehr Leichtigkeit arbeite.“

Hutten wurde um jene Zeit immer offener in seiner Parteinahme für Luther. Er schreibt: „Eck kommt von Rom zurück, vom Papst mit Pfründen und, wie es heißt, mit Geld beschenkt. Was fragen wir danach; Auch mir stellt man nach: ich werde mich hüten, so gut ich kann. Eck hat mich angegeben, als hielte ich es mit Dir. Darin hat er nicht Unrecht; denn in Allem, was ich vernahm, war ich immer mit Dir Einerlei Meinung. Aber darin hat er gelogen, daß wir uns schon früher mit einander verschworen hätten. Bleibe Du nur fest und stark und wanke nicht! Doch was ermahne ich, da es dessen nicht bedarf. An mir hast Du auf alle Fälle einen Kampfgenossen. Laß uns einstehen für die gemeinsame Freiheit, das lange unterdrückte Vaterland aus seinen Banden reißen!“

Hutten tritt nunmehr zu offen mit seinen Absichten hervor, während der heilige Stuhl alles versucht, um den gegen die Neuerer allzu nachsichtigen Albrecht zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Papst Leo X. überreichte ihm als Zeichen seiner besonderen Huld die berühmte goldene Tugendrose, welche später wieder den keuschen Busen Isabella's von Spanien zierte. Bald darauf folgte ein päpstliches Brevé, durch welches Albrecht aufgefordert wurde, mit Ernst und Strenge gegen Hutten einzuschreiten. Albrecht ließ den Buchdrucker Huttens ins Gefängniß werfen. Hutten selbst war seinem Unwillen entrückt, er befand sich auf der „Herberge zur Gerechtigkeit,“ Sickingens fester Ebernburg.

Inwieweit es Albrecht mit seiner Strenge, welche er gegen Hutten an den Tag legte, den er in Sicherheit wußte, ernst meinte, ist schwer zu entscheiden. Auf keinen Fall hatte er offen mit dem Reformator und seinen Lehren gebrochen, denn gewiß ist, daß Capito, der kluge und vorsichtige Anhänger Luthers, um jene Zeit kurfürstlicher Rath und ein anderer lutherisch Gesinnter, Caspar Hedio, der Schüler Huttens, an seiner Stelle Hofprediger wurde. Wie an manchen anderen Höfen, hatte man auch zu Mainz um jene Zeit gegen die neue Lehre noch keineswegs entschieden Partei ergriffen und erst die folgenden Ereignisse sollten in der Stellung einer großen Zahl von Fürsten eine Aenderung bewirken. Damals war es, wo der jugendliche Kaiser Karl V. am 24. Juni auf niederländischem Boden an's Land stieg und am 23. Oktober zu Aachen feierlich gekrönt ward. Um jene Zeit, wo der junge, kirchlich erzogene Kaiser deutschen Boden betrat, zog auch der Papst mit besonderem Grimme gegen Luther zu Felde. Die Bulle, durch welche Luther in den Bann gethan wurde, ward damals an allen Kirchthüren angeschlagen, und in Mainz wurden, wie in den Niederlanden, Luthers Schriften durch den Henker öffentlich verbrannt.

Im folgenden Jahre sehen wir Luther, vorgeladen vom Reichserzkanzler Kardinal Albrecht, auf dem berühmten Reichstage zu Worms. Muthig und mannhaft hält er seinen Einzug in die Reichsstadt. „Wenn so viel Teufel zu Worms als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein,“ läßt er Spalatin entbieten. „Mit Zeugnissen der heiligen Schrift“, erklärte er, „wolle er widerlegt, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwiesen und überwunden werden,“ sonst werde er sich zu keinem Widerruf verstehen.

Der Reichstag war gegen ihn, und vor allem war der Kaiser über das, was er zu thun hatte, außer Zweifel. Der streng katholisch erzogene Spanier konnte an dem deutschen Mönch, der sich unterfing, aus innerem Glaubensdrang die reformatorische Hand an das morsche Gebäude der Kirche zu legen, keinen Gefallen finden. In einem von ihm selbst verfaßten Schreiben an die Stände erklärte er, er sei entschlossen, den Glauben zu behaupten den seine Vorfahren, rechtmäßige Kaiser und katholische Könige gehalten, insbesondere alles, was in den Concilien, insbesondere auch in dem zu Costnitz festgestellt worden. „Weil wir denn gestern," so schloß das Schreiben „alle Luthers hartnäckige Antwort vernommen, so eröffne ich Euch meine Gedanken, daß es mich nämlich reuet, so lange angestanden zu haben, gegen diesen Menschen und seine falsche Lehre zu verfahren, und daß ich ihn weiter in Nichts hören will, was er auch immer vorbringen mag. Gebiete demnach, daß er sogleich wieder heimgebracht werde, und daß er sich wohl hüte, irgend öffentlich zu predigen und dem Volk seine falsche Lehre weiter vorzutragen, denn ich habe, wie gesagt, fest beschlossen, wider ihn als einen offenbaren Ketzer zu verfahren; und begehre daher von Euch, daß Ihr in dieser Sache dasjenige beschließt, was rechten Christen gebührt und wie ihr zu thun versprochen habt. Geschrieben eigenhändig, den 19. April 1521."

Das Concil war, mit Ausnahme der wenigen der Sache Luthers günstigen Fürsten dem Reformator abgeneigt, und wer weiß, was erfolgt wäre, wenn nicht die Stimmung eines Theils der Ritterschaft und der Bürger durch verschiedene unzweideutige Demonstrationen die Wiederholung der Brandscenen und Ketzerverbrennungen früherer Concilien verhindert hätte. In den kaiserlichen Gemächern fand sich ein Zettel mit den Worten: „Weh' dem Lande, dessen König ein Kind ist." Mauer-Anschläge am Bischofshof kündigten Fehde an, und die Losung des Bauernaufruhrs: „Bundschuh, Bundschuh!" grollte unter dem Volke; reformatorisch gesinnte Priester, wie Martin Bucer, der ehemalige Dominikaner, sprachen mit beredter Zunge unter dem Volke für den Reformator und der wackere Hutten führte mit seinem Feuereifer die scharfe Feder zu Gunsten des Glaubensmannes. „Hebt Euch weg von den reinen Quellen, Ihr unreinen Schweine," heißt es in seinem Schreiben an die geistlichen Fürsten. „Hinaus mit Euch aus dem Heiligthum! O was für Hirten des Volkes sind sie, die beten sollten, daß das Wort Gottes verherrlicht werde, und die ihm jedes Hinderniß in den Weg legen! O Gott vom Himmel sieh darein und richte sie; laß auf ihre Häupter niederschmettern, was ihr Frevel und ihre Unverschämtheit verdienen!"

An Kardinal Albrecht von Mainz richtete er ein besonderes Schreiben, in welchem es unter Anderem heißt: „Nimm' das nicht als Beleidigung, was ich an den gesammten beim Reichstag versammelten Klerus gerichtet habe; wenn Du es thust, da Du ein hervorragendes Mitglied desselben bist, so will ich Dir sagen, daß allen wackeren Männern die Behauptung der Wahrheit und Freiheit höher stehen muß, als die Freundschaft irgend eines Menschen; und daß der Antheil, der auf Dich kommt, mich bitter schmerzt. Kurz, Dir bin ich zugethan, Dich liebe ich; aber ein Feind und Bekämpfer Eurer Sache bleibe ich nun und immer. Möchte Christus, der Heiland, es fügen, daß Du Dich lossagst von jener Kirche der Bösen, daß Du zur Einsicht kämst, mit den Gottlosen nicht ferner zusammensitzest. Das würde ich wenn ich könnte, mit meinem Blut erkaufen. Leb' bestens wohl; mögest Du einmal von jenen Lasterhaften und dem Wust der Lüge aufblicken zur Wahrheit und zu Christus. Von der Ebernburg, 25. März 1521."

Luther reiste auf Befehl des Kaisers am 26. April von Worms ab. Das ihm bewilligte freie Geleit ward auf zwanzig Tage verlängert. Daß Luther so unbehelligt von Worms weg kam, daß man an ihm die Ketzergerichte früherer Jahrhunderte nicht wiederholte, das hatte er zu einem großen Theil der kühnen Agitation des Ritters mit der Feder, Ulrich von Hutten, zu verdanken. Keiner von allen Zeitgenossen ist für ihn mit dieser Energie in die Schranken getreten und hat insbesondere den niederen Adel, Bürgerschaft und das gemeine Volk so für die Sache des neuen Glaubens begeistert, als Ulrich von Hutten. Mit den gelehrten Streitschriften eines Erasmus, eines Reuchlin wäre der Kampf nie zu einem siegreichen Ende geführt worden. Luther bedurfte eines Helfers, der zu dem Volke ein derbes, kerniges Deutsch redete, und dieser Helfer, dieser Agitator, der mit Riesenkraft für ihn arbeitete, war unser Hutten. Hutten bleibt daher für alle Zeiten vielleicht die volksthümlichste unter allen Gestalten der Reformationsepoche, und das Wormser Lutherdenkmal, auf welchem man

ihm, dem Vater der deutschen Journalistik, nur ein unscheinbares Medaillon anwies, erscheint uns, so erhebend es auch ist als ein Werk, zu dessen Schöpfung sich der gesammte Protestantismus aufraffte, doch auch zugleich als ein Denkmal der echt deutschkleinbürgerlichen Denkungsweise derjenigen, deren Urtheil bei seiner Anlage maßgebend war. Hier wo sich Gelegenheit geboten hätte, die deutsche Presse, die in mühevoller Arbeit die politische und religiöse Freiheit erkämpfte, in einem ihrer großartigsten Vertreter zu ehren, schiebt sie pfäffischer Dünkel und gelehrter Hochmuth verächtlich in den Winkel. Huttens Größe hat hierdurch keine Verminderung erlitten, aber klein erscheinen diejenigen, die für seine Beurtheilung keinen besseren Maßstab besaßen.

Sei es nun, daß der eindringliche Zuspruch Huttens gefruchtet, oder sei es, daß Kurfürst Albrecht innerlich von der Wahrheit und Richtigkeit der Lutherischen Grundsätze überzeugt war und nur an der Form, mit welcher der Reformator auftrat, Anstoß nahm, und daß er dieses unbeugsame Auftreten gegen Kirche und Reichstag nicht billigen wollte, wir sehen ihn nach dem Reichstag der neuen Lehre gegenüber in einer Stellung, welche keineswegs als eine feindselige erscheint, wir sehen ihn sogar den Anhängern Luthers gegenüber mit einer Toleranz auftreten, welche uns unsere höchste Ehrfurcht abringt. Von Halle aus, wo sich der Kurfürst befand, schrieb Capito am 4. August 1521 an Zwingli: „Das Andenken an Dich gibt mir um so größeren Trost, je mehr ich rings um mich herum unter dem Vorwande der Religion Verwirrung angerichtet sehe. Hier hört man nichts als Toben auf beiden Seiten. Der hochwürdigste Kardinal von Mainz dringt, so viel in seinen Kräften steht, darauf, daß das Evangelium gepredigt werde, aufrichtig, ohne daß das Volk, ohne daß die Leidenschaften dabei aufgeregt werden; und er will nicht, daß ein Geschrei erhoben werde gegen Luther. Neulich kam der Provinzial der Minoriten, mit außergewöhnlichen Vollmachten versehen, und bat meinen Fürsten, wie er sich ausdrückte, um Hülfe und um ein Rundschreiben, daß er in seinen Diöcesen gegen Luther predigen könne. Unumwunden gab er ihm zur Antwort, er könne diese von beiden Seiten erhobenen Verdächtigungen und Angriffe nicht billigen, das scheine ihm nicht ein Mittel zu sein, zum Frieden zu gelangen, am liebsten wäre ihm, daß man rein und einfach die Lehre des Evangeliums predige und das herbe und feindliche Auftreten unterlasse; das Uebel des Irrthums werde dann von selbst verschwinden vor dem Licht der Wahrheit. Uebrigens, fährt Capito fort, und die folgende Stelle ist ein Beweis dafür, wie Mangel an weisem Maßhalten seitens der Anhänger Luthers dem Lager der Reformatoren manchen Freund, darunter auch Albrecht fernhielt, „übrigens trennen sich Luther's Anhänger und schaaren sich in verschiedene Parteien; eine neue Art von Sophisten entsteht; auf Wortstreitigkeiten werfen sie sich; zum Theil gebärden sie sich wie Wüthende, besonders die ausgetretenen Mönche, so daß der bessere Theil des Volkes sich von ihnen abwendet. Fahre Du fort, Zwingli, in Aufrichtigkeit und Milde das zu lehren, wodurch Christus so herrlich die Welt überwunden hat."

Als in Halle am Sitze des Kurfürsten, der Ablaßverkauf wieder begann, richtete Luther von der Wartburg, „aus der Wüstenei", wie er sich ausdrückte, selbst ein stürmisches Schreiben nach ächt lutherischer Art an den Kurfürsten, worauf dieser höflich antwortet, daß der Mißbrauch längst abgestellt, „so Euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem geistlichen und christlichen Fürsten zusteht, als weil mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet; darum ich auch treulich bitte und bitten lassen will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnade Gottes; wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann, und täglich sündigt und irret, leugne ich nicht."

In der nächsten hierauf folgenden Periode, namentlich 1522, sehen wir den Kardinal-Kurfürst weniger tief in die religiösen Zwistigkeiten seiner Zeit verwickelt. Andere Ereignisse traten bedrohlicher in den Vordergrund. Der auf das tiefste gefährdete Reichsfrieden veranlaßte ihn, am 14. März dem

schwäbischen Bund beizutreten, wenige Tage später begab er sich von Halle aus zum Reichstag nach Nürnberg, auf welchem dem Kaiser die Türkenhülfe, um welche er schon auf zwei vorhergehenden Reichstagen vergeblich nachgesucht, verwilligt ward. Wenige Monate später verbündete er sich mit Erzbischof Richard von Trier gegen Franz von Sickingen. Sickingen hörte nicht auf die Ermahnungen der Kurfürsten noch des Reiches. Als man ihm gebot, sein Unternehmen bei Strafe der Reichsacht aufzugeben, erwiederte er: „Seht hier ist des Regiments alte Geige; es mangelt aber an Tänzen; nicht an Verordnungen, sondern an Gehorchenden."

Siegreich drang er im Trier'schen vor. Bliskastel und St. Wendel ergaben sich und im Uebermuth des Sieges verbarg der fehdelustige Ritter vor Niemanden mehr seine hochfliegenden Pläne. Bei St. Wendel war eine Schaar Trier'scher Vasallen in seine Gefangenschaft gefallen. Er ließ die gefangenen Ritter vor ihm sich aufstellen und sprach also: „Meine Gefangenen seid ihr. Waffen, Pferde, alles habt Ihr verloren. Euer Fürst, wenn er es nämlich noch fürder bleibt, ist reich genug, Euch zu lösen. Wenn aber Franz, mit dem Kurfürstenmantel bekleidet, in die Reihen der Fürsten eintritt, so wird er Euch nicht blos diesen Eueren Schaden ersetzen, sondern denen, die seinen Fahnen folgen, viel größere Belohnungen anbieten können." Bald darauf, nachdem er kaum die Belagerung von Trier mit Erfolg eingeleitet, wurde der Siegesflug des kühnen Abenteurers jäh unterbrochen. Die Verbündenten des Kurfürsten von Trier, Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, zogen heran und nöthigten Sickingen zum Rückzug. Im folgenden Jahr ging die Sickingen'sche Fehde zu Ende. Die drei Verbündeten hatten ihn in seinem Felsenneſt Landstuhl aufgesucht und belagert. Am 6. Mai 1523 fiel er in der Bresche, welche man geschossen hatte; ein von einem Geschoß gegen ihn geschleuderter Balkensplitter hatte ihm eine Wunde gerissen, durch die man ihm „Lung und Leber zum Leib heraussah." In einem Felsengemach der Burg, das heute noch gezeigt wird, bereitete man ihm sein Sterbelager. Er habe „sein Lebtag nicht solch' unchristliches Schießen gehört," meinte er. Die Burg brannte und lag halb in Trümmern, und noch auf dem Sterbebett mußte er in die Uebergabe willigen. „Ich werd' ihr Gefangener nicht lange sein," sagte er. Die Fürsten, der Landgraf von Hessen an der Spitze, dann der Pfalzgraf und dann der Erzbischof von Trier traten in das kleine von Fackeln erhellte Gemach. Vor dem Pfalzgraf zog Sickingen das Barett ab und reichte ihm die Hand. Der Erzbischof aber fragte ihn: warum er sein Stift so schwer geschädigt. „Hab jetzt mit einem größeren Herrn zu reden," erwiderte er trotzig und verschied.

Wenige Monate später erlag Hutten auf der Ufenau, im Züricher See, wo den aus dem deutschen Vaterland Verbannten Zwingli und seine Freunde vor Noth schützten, seiner fürchterlichen Krankheit. „Hinterlassen," schreibt Zwingli, „hat er nichts, was irgend Werth hat. Bücher hatte er keine; Hausgeräth auch nicht; außer einer Feder." Was wäre sie uns heute werth diese Feder, nicht mit Gold und Edelsteinen wäre sie aufzuwiegen, noch mehr aber was wäre der werth, der sie, so wie er, zu führen vermöchte!

Im folgenden Jahre nahm der Bauernaufruhr den Kurfürsten in Anspruch. Auch in Mainz selbst spuckte die Unruhe in den Köpfen, und ein Aufstand brach aus, der übrigens, nachdem drei Tage rumort worden, wieder beschwichtigt wurde. Die beiden Erzstifter des Kardinals befanden sich in Aufruhr, so daß Luther auf Betreiben des Dr. Johann Rühl, des vertrauten Rathes des Kurfürsten, einen Trostbrief an ihn absandte. Luther hoffte in jenen Tagen am sichersten den Kurfürsten für die Reformation zu gewinnen, und dieses Trostschreiben erscheint als ein lutherischer Wink mit dem Zaunpfahl, mit der römischen Kirche zu brechen. „Kürzlich ist es die Meinung," heißt es zu

diesem Briefe, „daß sich Ew. K. G. in den ehlichen Stand begeben, und das Bisthum zu weltlichem Fürstenthume machten und den falschen Namen und Schein geistlichen Standes fallen und fahren lassen. Es ist doch nun am Tag, daß der geistliche Stand wider Gott und seine Ehr ist. Auch der gemein Mann ist nun soweit bericht und in Verstand kommen, wie der geistliche Stand nichts sei, wie das wohl und allzuviel beweisen so mancherlei Lieder, Sprüch, Spotterei, da man an alle Wände, auf alle Zettel, zuletzt auf Kartenspielen Mönche und Pfaffen malte, und gleich ein Eckel worden ist, wo man eine geistliche Person sieht oder hört. Was ist dann, daß man wider den Strom fechten will, und halten, das nit will und kann gehalten sein! Es ist verloren, der geistliche Stand kann nit bleiben, viel weniger wieder zu Ehren kommen. — So wag es denn Ew. K. Gn. frisch und heraus aus dem lästerlichen und unchristlichen Stande in den seligen und göttlichen Stand der Ehe. Und wenn gemeiner Nutzen deutschen Landes Ew. K. Gn. nit bewegte, soll doch das allein genug sein, daß Ew. K. Gn. nämliche Person von Gott gemacht, befinden und bekennen muß: nun ist's je Gottes Werk und Wille, daß ein Mann soll ein Weib haben; 1 Mos. 2: „Es ist nit gut", spricht Gott, „daß der Mensch allein sei: ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei." Wo Gott nun nit Wunder thut und aus einem Mann einen Engel macht, kann ich nit sehen, wie er ohne Gottes Zorn und Ungnad allein ohne Weib bleiben mög. Und schrecklich ist's, so er ohne Weib sollt gefunden werden im Tod; zum wenigsten, daß er doch ernstlicher Meinung und Willens wäre, in die Ehe zu kommen. Denn was will er antworten, wenn Gott fragen wird: „Ich habe dich zum Manne gemacht, der nit allein sein soll, sondern ein Weib haben sollt. Wo ist dein Weib!" Ich rede von einem natürlichen Manne. Denn welchen Gott Gnad und Keuschheit gibt, laß ich ihren Weg gehen. Aber sonst soll sich Niemand aus der Schlinge ziehen, daß er ohne Weib sein und seines Gefallens leben wollt; anders dann ihn Gott geschaffen hat."

Dieser Brief war der letzte Versuch Luthers, den Kurfürsten für die protestantische Sache zu gewinnen. Es ist nicht bekannt, ob und was der Kurfürst darauf antwortete; gewiß ist aber, daß in Luthers Briefen und Schriften seiner von nun ab in den feindseligsten und erbittertsten Ausdrücken gedacht wird. Unsere Generation denkt über jene Vorgänge wohl anders. Die Geschichte stellt uns den Kurfürsten als einen milden und duldsamen Regenten dar, dessen innere Ueberzeugung, welche ihn im Schoße der alten Kirche zurückhielt, wir achten und ehren müssen. Groß und unendlich folgenreich wäre allerdings der Schritt des Kurfürsten gewesen, welchen ihm Luther zumuthete, und die protestantische Macht hätte eine moralische und materielle Kräftigung erfahren, vermöge welcher es ihr ungleich leichter gewesen wäre, die Stürme abzuwenden, welche in der Folge über sie ergingen. Doch dieses geschah nicht. „Das große Unheil, das in der Zeit der Glaubensspaltung Mainz bedrohte, wurde abgewendet," wie Herr Bischof von Ketteler sich ausdrückt. Der Protestantismus mußte erst den Beweis liefern, daß er nicht der Menschen, sondern Gotteswerk Werk war, wie wir glauben, daß er aus sich allein zu bestehen und sich zu erhalten vermochte, ehe ihm die weltliche Macht erwuchs, die stark genug war ihn zu schützen.

Im Jahre 1525 erhob der Bauernaufruhr kühn sein Haupt. Im Elsaß, in Franken und Schwaben schlug damals der Truchseß von Waldenburg den Bauernaufstand nieder. Auch bei Pfeddersheim kam es zur Schlacht; 7000 Mann stark hatten sich die Bauern daselbst gesammelt. Sie ließen ihr Geschütz spielen und der erste Schuß traf Philipp Sturm, des Kurfürsten von der Pfalz Geheimschreiber. Der Angriff der Mainzischen und Trier'schen Reiter und einige Falconettschüsse trieben sie auseinander. An 500 Bauern wurden an jenem Tag (Frohnleichnam) erwürgt oder erstochen.

Kurfürst Albrecht ließ 1528, als Landgraf Philipp von Hessen Mainz mit seiner Kriegsmacht bedrohte, bedeutende Verschanzungen auf dem Jacobsberg, der Anhöhe, auf welcher sich die heutige Citadelle erhebt, errichten. Später, im 17. Jahrhundert, unter Schweickard von Cronenberg, trat die sogenannte Schweickardsburg an die Stelle dieser Verschanzungen.

Die weitere Regierung Kardinal-Kurfürst Albrechts berührt Vorgänge, innere Fehden und Türkenkriege, welche für die heutige Zeit wenig Interesse mehr besitzen. Am 24. September 1545, im 55. Jahr seines Alters, schloß er sein thatenreiches Leben. Unter ungeheuerem Gepränge und geleitet von der aufrichtigen Trauer seines ihm zugethanenen Volkes wurde er am 28. September beigesetzt. Albrecht hinterläßt den Ruhm eines genialen, aufgeklärten und toleranten Fürsten, und viel hat seine diplomatische Thätigkeit dazu beigetragen, den Frieden unter Deutschlands Fürsten zu erhalten; zu verhindern, daß der Funke, der später den schmalkaldischen Krieg entzündete, jetzt schon in offener Flamme emporloderte. Ein prächtiges Denkmal wurde ihm nach seinem Tode errichtet. Es befindet sich im nördlichen Seitenschiff am Eckpfeiler des hohen Chores.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach.

Mit Kurfürst Albrecht scheidet der letzte große Erzbischof und Kurfürst vom Schauplatz, und Mainz und der Kurstaat gehen während der Stürme des Schmalkaldischen und des dreißigjährigen Krieges rasch ihrem Untergang entgegen. Der Zufall will es, daß wir, unmittelbar nach Albrecht einem Fürsten gleichfalls aus dem Hause Brandenburg begegnen, welcher die Reihe derer eröffnet, die an dem alten Kurstaat mit derber Faust zu rütteln beginnen, und welche die Mainzische Macht in ihren Grundvesten erschüttern.

Droben, im waldigen Fichtengebirge, nicht weit von dem Punkte, wo der rothe und weiße Main mit einander sich vereinigen, liegt eine gewaltige, stolze Burg. Hinter dem Städtchen Kulmbach erhebt sich wohl 400 Fuß hoch ein steiler Berg, von dem aus die vier Thürme der Plassenburg weit in das Land hereinschauen. Stattlich erhebt sie sich die stolze Veste mit ihren Wällen und theilweise vierzig Fuß dicken Mauern.

Im vierzehnten Jahrhundert kam diese Burg durch Erbschaft in den Besitz der Hohenzollern, und einer eignen Linie des Hohenzollern'schen Hauses, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, diente sie als Stammsitz.

Reich waren die Arsenale des Schlosses mit Waffen und Munition gefüllt, und ein verwegener Fürst, Markgraf Albrecht der Krieger, der 1551—1557 auf der Burg hauste, begann von hieraus Kriegszüge, die nahezu beispiellos in der Geschichte dastehen. Markgraf Albrecht gehört zu jenen Regenten, die die Kraftlosigkeit des damaligen deutschen Reiches zur Vergrößerung ihrer Macht mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln benutzten und die vor Allem an den in einer im Durchschnitt ziemlich kläglichen und hülflosen Verfassung befindlichen Abteien und geistlichen Fürstenthümern ihren Muth kühlten. Die geistlichen Stifter galten jenen protestantischen Fürsten von damals als willkommene Prise, über die man ihm Namen der neuen Lehre ungestraft herfallen durfte. Unser Markgraf ist durch einen ächt naturwüchsigen Paffenhaß characterisirt.

„Zu Ehren Markgraf Albrechten,
Zu Schanden aller Pfaffenknechten!“

So stand auf den Münzen, die er auf der Plassenburg schlagen ließ, und er hat sich auch auf das Redlichste bemüht, diesen Wahlspruch wahr zu machen. Alle Bisthümer und Klöster des südwestlichen Deutschlands erzitterten vor ihm, denn er verjagte die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Worms, Straßburg, Speyer, Koblenz, Köln und Trier, und selbst Metz bedrohte er. Eine Schaar fliehender Mönche und Nonnen verkündeten überall das Herannahen seines zuletzt bis auf 10000 Mann herangewachsenen Heeres. Furcht und Schrecken verbreitete sein Aeußeres, denn wild funkelten

seine Augen, ein langer rother Bart fiel auf seine Brust herab, und lange rothe Haarlocken lagerten sich über seine Schultern.

Im Jahre 1552 erschien dieser Schreckliche als Verbündeter des Königs von Frankreich an den Ufern des Rheins. Kurfürst Sebastian von Heusenstamm war kaum von der Kirchenversammlung zu Trient zurückgekehrt, in Mainz angelangt, als die Parlamentäre Albrechts schon vor den Thoren erschienen und Mainz zur Uebergabe aufforderten.

Der Kurfürst rathschlagte mit seiner Umgebung, wie dem wilden Kriegsmann Widerstand zu leisten sei, aber, sagt der Chronist, „es ging alles zurück und ward dies Vornehmen bald geendert, denn die Zeit war zu kurz, war auch keine Hülf noch Beistand vorhanden, in summa alle Hoffnung war auß, und man kam auf die Meinung, daß ein jeder Fuchs sein eigen Balg zu verwahren gedachte."

Der Markgraf wüthete einstweilen in dem Weichbild von Mainz; er verbrannte Ende Juni die St. Victorskirche bei Weisenau, die Kartaus von Mainz, die St. Albanskirche und die dazu gehörigen Gebäude, sowie die Kirche zum heiligen Kreuz auf dem Feld. Das Jacobsberger Kloster entging dem gleichen Schicksal durch die Fürbitten der Mutter Albrechts, welche ihn auf seinem Zuge begleitete. Er verheerte „des heiligen römischen Reichs Pfaffengasse bis hinunter nach Trier. Am 30. Juni wurde ihm Mainz übergeben. Die Domkirche schonte er in Folge der Thränen und Bitten der Bürger, aber die Geistlichkeit wurde von ihm geradezu bis auf die Haut geschunden. Eine Reihe von Kirchen und Stiftshäusern ließ er plündern und in Brand stecken, und noch lange Zeit blieb sein Name in schrecklichem Andenken.

Später verbündete sich Markgraf Albrecht mit Karl V. gegen Franz I. von Frankreich und schlug bei Metz die Franzosen auf's Haupt. Das ganze französische Heer wurde gefangen genommen oder zerstreut und viele hunderte von Kriegsgefangenen, darunter der Herzog von Aumale, bevölkerten damals die Räume der Plassenburg.

Durch seine endlosen Fehden hatte Albrecht seine Macht ihres Nerves beraubt, und sich außerdem eine Menge Feinde, unter denen sich auch ehemalige Verbündete befanden, auf den Hals gehetzt. Nach verschiedenen Schlachten und Gefechten wurde er genöthigt aus dem Land zu fliehen, und die Heere von Ferdinand von Oesterreich, Moritz von Sachsen, Heinrich von Braunschweig, sowie alte Erbfeinde, von ihm, die Bamberger und Würzburger, welche den gemeinsamen Namen der „Bundstände" sich beilegten, fielen über sein Land her und machten dem Störenfried den Garaus. Die Stadt Kulmbach wurde in Brand gesteckt und dasselbe Loos erlitt nach siebenmonatlicher Belagerung die Veste Plassenburg, welche das wüthende Heer von Grund aus zerstörte. Albrecht der Krieger aber sollte nie mehr sein Land betreten und starb in der Verbannung.

C. Rudolph Beisler singt über Markgraf Albrecht in seiner „Rheinfahrt" (2. Aufl. Wiesbaden, J. Niedner 1883 Folgendes:

Pater Ierus.

Man sah zu Mainz vor Jahren
Ein Bild an mancher Wand,
Drauf trug ein schlichter Pater
Den Dom in seiner Hand.
Wie dieses Bild entstanden
In schwerer Zeiten Lauf,
Getreulich zu erzählen
Schlag ich die Chronik auf:

Von Brandenburg der Markgraf
Zog nach der goldnen Stadt,
Und fordert' kurz erwogen
Vom Klerus und der Stadt
Wohl hundert Tausend Gulden.
Ach, eisern war die Zeit;
Gar öd sah's aus in Truhen,
Und nicht war Geld bereit.

So sollt du weidlich büßen,
„Moguntia aurea!“
Rief zürnend und entschlossen
Der Markgraf Albrecht da.
Habt ihr die Stadt verlassen,
Den Schatz hinweggethan,
Jag ich auch in die Gassen
Dafür den roten Hahn!

Den Pechkranz sah man fliegen
Mit Prasseln und Gekrach
In offene Scheunenlucken
Auf manches Klosterdach.
Jetzt hält der Margraf grimmig
Vorm hohen Dom zu Roß,
Um ihn, des Winks gewärtig,
Der Knechte roher Troß.

Da meint der Pfalzgraf Richard:
„Um diesen Dom ist's schad,
Darin der Pater Ferus
So schön gepredigt hat.
Den solltet, Herr, ihr hören;
Ein wahrer Wundermann
Thut er es allen Seelen
Mit seinen Worten an!“

Der Markgraf kam zur Laune
Und sprach ein eisern Wort:
„Das Mönchlein soll man rufen,
Es predige sofort!“
Und auf stieg zu der Kanzel
Der Pater Ferus bald.
Und in die Räume hallte
Des Wortes Allgewalt.

„Assur ist meine Rute
Und meines Grimmes Stab;
Er ist's, dem ich in Zürnen
Mein Volk zur Strafe gab.
Wohl hat's in seinen Sünden
Die Züchtigung verdient,
Da es den falschen Götzen,
Statt seinem Gott gedient!“

Der Markgraf horcht! Ein Rüstzeug
Ward er im Mund des Herrn.
Er hielt sich längst für eines
Und hört die Rede gern.
Die Mannen alle lauschten
Und bis des Amen Spruch
Dacht mancher mehr an Beten
Als sonst gewohnten Fluch.

Da sprach der Markgraf Albrecht
Zum Pater hingewandt:
„Hab Dank, daß du beim Namen
Das Kindlein hast genannt!
Doch weil du recht gepredigt
Und hoch gefallen mir,
Gewähr ich eine Gnade
An dieser Stätte dir.“

Da bat der Pater Ferus:
O mächtig hoher Herr,
Es ruht auf unserm Lande
Des Krieges Geißel schwer;
Schont dieser heil'gen Hallen,
Die Gnade bitt ich aus:
Schont Assur, Markgraf Albrecht,
Schont dieses Gotteshaus!“

Der Dom, er blieb erhalten;
Kein Pechkranz flog hinan.
Der Markgraf malt den Galgen
Selbst an die Thüre an,
Ein Zeichen allen Mannen
Und sonder Flunkerei.
Daß, wer hier Feuer lege,
Dem Tod verfallen sei. —*

Das Bild von Pater Ferus
Ward längst der Zeit zum Raub,
Verblichen sind die Farben,
Der Rahmen ward zu Staub.
Drei hundert Jahre modert
Des Trefflichen Gebein;
Doch soll sein Lob noch heute
Im Lied verherrlicht sein. —

Gustav Adolph in Mainz.

Die Stürme, welche auf die Reformation folgten, führten zu keinem die Ruhe verbürgenden Abschluß, so daß wir den baulustigen Kurfürsten Schweickard von Kronenberg (1604—1626) der sich

* „Nahm alsbald Kreide und machte damit einen Galgen auf die Thür auswendig zum Zeichen, daß Niemand von seinen Soldaten bei Leibesstrafe einigen Schaden zufügen sollte.“ Archiv für Hessische Geschichte, Darmstadt Band XV. S. 226.

durch die Erbauung des herrlichen Aschaffenburger Schlosses und vielleicht mehr noch durch die Wiederherstellung des Karolingerwerkes, das wir in der Lorscher Kapelle besitzen, für immer ein dankbares Andenken sicherte, den Jakobsberg befestigen und 1620 zu der heutigen Citadelle, der Schweickardsburg, wie sie damals genannt wurde, den Grund legen sehen. Am 20. Juli wurde feierlich der Grundstein gelegt und mit dem Eifer und der Hingebung, den die Mainzer Bevölkerung zu allen Zeiten, wo es sich um das öffentliche Wohl handelte, an den Tag legte, sehen wir alle, Beamte, Professoren, Studenten, Geistliche, Soldaten und Landleute, gemeinsam an dem großen zur Vertheidigung der Stadt bestimmten Werke arbeiten und sich gegenseitig durch ihren Wetteifer überbieten.

Es dauerte nicht lange — die Arbeiten zur Erbauung der Citadelle waren kaum im Gange, und feindliche Heere umschwärmten schon Mainz. Im Juni bedrohten nach der Schlacht von Höchst, Mansfelder und Braunschweigische Truppen die Stadt, im September ängstigten die Bundesgenossen des Kurfürsten, Vertugo's fürchterliche Spanier, die Bewohner; wenige Jahre später 1625 und 1626, machten die Werbecorps des Wallensteiners die Gegend unsicher und kaum war das Bollwerk der Citadelle unter Kurfürst Anselm Casimir, aus der Familie von Wambolt, vollendet, als es auch schon seiner Jungfräulichkeit beraubt wurde und dem unwiderstehlichen Heere des Schwedenkönigs in die Hände fiel.

Die Schlacht von Leipzig am 17. November 1630 öffnete das ganze südliche Deutschland den Schweden. In Eilmärschen nahte die Armee Gustav Adolphs heran und schon am 7. Dezember überschritt der kühne Feldherr bei Erfelden den Rhein, eine Marschleistung ohne Beispiel in der Geschichte, welche auch nicht durch die großartigen Märsche unserer Heere im verflossenen französisch-deutschen Kriege überboten wird.

Die Nachricht von diesem Rheinübergange verbreitete in Mainz einen unbeschreiblichen Schrecken. Mönche, Nonnen und Juden, Bürger und Studenten, alles durcheinander flüchtete auf der rheinabwärts führenden Straße. Nur der Kurfürst blieb noch bis zum nächsten Tage und hielt durch sein Verbleiben in der Stadt diejenigen aufrecht, welche sich nicht sofort mit dem ersten Ausbruche der allgemeinen Furcht hatten hinreißen lassen. Man verrammelte die Thore, setzte die Werke in Vertheidigungszustand und bereitete sich auf das Unvermeidliche vor. Am 9. Dezember erschien der König vor Mainz. Tags zuvor war auch der Kurfürst entflohen. Am 10. Dezember ließ Gustav die Stadt zur Uebergabe auffordern. Als eine abschlägige Antwort erfolgte, begannen die Schweden ihre Angriffsarbeiten und näherten sich trotz der Kanonade von den Wällen der Stadt. Zwei Ausfälle schlugen sie siegreich ab und bereits am 12. Dezember befanden sie sich unter dem Geschütz der Festung, unmittelbar am Stadtgraben. Bald waren sie bis zum Gauthor vorgedrungen, an das sie Petarden anschraubten; Hacken, Picken und Sturmleitern wurden herbeigeschleppt, und man sah von den Wällen, daß der Sturm unvermeidlich sei.

Diese energischen Vorbereitungen und der Schrecken, der dem schwedischen Namen vorausging, benahmen den Vertheidigern den Muth. Am 13. Dezember capitulirte die Stadt und wurde das ganze Rheingau, inclusive Bingen, in die Capitulation mit einbegriffen. Der Besatzung wurde ein sogenannter ehrenvoller Abzug, mit Mitnahme von Sack und Pack, Ober- und Untergewehr und zwei Feldstücken und Begleitung nach Luxemburg zugestanden.

Der Bürgerschaft wurde eine Contribution von 80000 Reichsthalern auferlegt und 16000 Mann der schwedischen Armee wurden in den Klöstern, bei den Stiftsgeistlichen, Adligen und Bürgern untergebracht. Der König stieg in dem Residenzschlosse des Kurfürsten, der Martinsburg, ab; am 14. Dezember, einem Sonntage, ließ er einen feierlichen Dankgottesdienst abhalten, dreimal die Kanonen auf den Wällen abfeuern und jeder Unterofficier und Soldat erhielt einen vollen Wochensold als Belohnung.

Gustav Adolph richtete sich in Mainz nun zu einem dauernden Aufenthalt ein, und alles, was wir wissen, läßt vermuthen, daß er Mainz zu seiner Residenz in Deutschland zu erheben beabsichtigte, ein kühner Plan, der wie mancher andere, durch die feindliche Kugel in der Lützener Schlacht zerstört wurde. Der König ließ die Festungswerke um die Stadt ausbessern, legte neue Schanzen und Außenwerke an und erbaute namentlich 1632 die berühmte Gustavsburg, durch welche die Festung

Das altersschwache deutsche Reich rüstete sich endlich zum Widerstand. Am 7. Juni 1689 erschienen kaiserliche Truppen vor Mainz und warfen von der rechten Rheinseite aus Bomben in die Stadt; am 7. Juli war auch Mainz auf der Seite der linken Rheinufers von den deutschen Truppen, Bayern, Sachsen und Hessen, cernirt. Die Belagerung wurde nun regelmäßig geführt und bereits am 19. August war man auf dem Glacis angekommen und für die Nacht des 6. September wurde der Sturm auf die Contreescarpe befohlen. Der Sturm wurde von 4640 Mann der kurbayerischen und kaiserlichen Truppen mit großer Tapferkeit ausgeführt und endigte mit der Eroberung der Contreescarpe. Beinahe alle Officiere der deutschen Truppen und 1002 Mannschaften waren bei dem Sturme gefallen, oder verwundet worden. Am 8. September wurde die Stadt von den Franzosen übergeben.

Abermals (1691) versuchten die Franzosen die Stadt durch Verrath in ihre Gewalt zu bekommen. Ein kaiserlicher Kriegscommissär Konsbruch war von ihnen bestochen und wollte ihnen den Eingang in die Stadt verschaffen, als eine deutsche Schildwache, Beaupré hieß der Soldat, welche französisch verstand, das Geheimniß entdeckte und von den Gesprächen, welche sie gehört, Meldung machte. Konsbruch wurde verhaftet, gestand sein Verbrechen und wurde zum Tod verurtheilt. Am Tage seiner Hinrichtung soll das Begnadigungsschreiben des Kaisers eingetroffen sein, allein der General von Thüngen, so erzählt der Chronist, ahnte den Inhalt und ließ es erst nach der Hinrichtung eröffnen. Beaupré, der Entdecker des Verraths, wurde später geadelt und avancirte bis zum kurfürstlichen General und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts dienten Nachkommen von ihm in der kurfürstlichen Armee.

Hiermit endigen die Bedrängnisse von Mainz durch die Franzosen während dieser Periode. Unter Kurfürst Lothar Franz von Schönborn, der 1695 zur Regierung kam, wurde der Hauptstein und die Karlschanze angelegt und Mainz durch Außenwerke derart verstärkt, daß die Franzosen bei ihren neuen Verheerungszügen 1733 und 1734 keinen Angriffsversuch gegen die Stadt unternahmen. Mainz blieb nun vor den französischen Invasionen bewahrt, bis der große Sturm hereinbrach, der den Thron der Nachkommen des heiligen Ludwig hinwegfegte und dem auch das alte deutsche Reich erliegen mußte.

Emmerich Joseph, Freiherr von Bürresheim, Kurfürst von Mainz.

Nach dem Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn folgte Philipp Karl aus dem Hause von Elz. Wir gedenken dieser Regenten nur mit wenig Worten. Die Zeit der Allonge und des Rococo haben zu wenig, was uns anmuthete, und wir finden keine Veranlassung, eingehend den Zerfall des Ansehens des Staates und auch den Zerfall der Sitten zu schildern, der gerade in dieser Periode das unerquickliche Schauspiel bildet, welches allerwärts im gesammten Vaterlande sich uns darbietet. Nur Emmerich Joseph, Kurfürst von Mainz, der nach Friedrich Karl von Ostein (gest. 1763) den erzbischöflichen Stuhl bestieg, soll uns nochmals zu einer eingehenderen Betrachtung Stoff bieten, um dann mit seinem Nachfolger von den Mainzer Kurfürsten Abschied zu nehmen.

Stimmte man auch bei der Wahl eines geistlichen Fürsten stets andächtig das: „Komm heiliger Geist“ an, so war damit doch nicht gesagt, daß auch nicht neben dem heiligen Geist die Intrigue ein klein wenig mitspielen durfte. So war es auch bei der Wahl von Emmerich Joseph.

Groß waren die Verdienste des durch seine Güte und Freigebigkeit angesehenen Domprobsten Hugo Grafen von Elz. Von vierundzwanzig Wahlstimmen hatte er mit der seinigen elf; der Domsänger, Lothar Franz Ignatz, Freiherr von Specht-Bubenheim, acht, und Emmerich Joseph mit der seinigen nur fünf, Emmrich, der sich selbst nicht die mindeste Hoffnung zur Kurfolge machte, that es,

wie Werner* berichtet, in der Seele wehe, daß die stimmenden Domherrn sich nicht vereinigen wollten; um dies nun zu bewerkstelligen, ließ er sämmtliche Chorbrüder zu einem gemeinschaftlichen Mahle einladen; aber nur die für ihn Stimmenden nebst dem Sänger Specht-Bubenheim und seiner Partei fanden sich ein; der Domprobst mit seinem Anhange erschien nicht. Dieses Betragen kränkte Emmerich tief; er glaubte schon seinen Zweck verfehlt zu haben; dem ohnerachtet eröffnete er den Anwesenden seine hierbei gehabte gute Absicht und bat sie mit den überzeugendsten Worten es ja nicht zu einer zwiespaltigen Wahl kommen zu lassen. Seine eingreifenden Worte wirkten so sehr, daß der Domsänger, dem Emmerichs unendliche Güte bekannt war, gleichsam vom Geiste Gottes beseelt, als ein schon acht und sechzig jähriger Mann das Wort nahm und die Anwesenden versicherte, daß nach seiner innigsten Ueberzeugung eine einstimmige Wahl erfolgen werde. Dann sagte er: „Du herzensguter Emmerich hast mit Deiner selbsteigenen Stimme fünf, und ich mit der meinigen acht, und diese zusammengenommen geben doch dreizehn, wer wird Dir also die Kurfolge streitig machen, wenn ich mit den meinen acht Stimmen zu Dir übertrete." Hier umarmten sich beide und Thränen rollten von den Wangen der wackeren Männer. Mit einem herzlichen Handschlage wurde der angebotene freiwillige Uebertritt befestigt, angestutzt und auf des neuen Kurfürsten langes Wohlergehen mit herzerschütternder Freude die Gläser geleert. Dann füllte der begeisterte, redliche Domsänger von Neuem das Glas, öffnete das auf den Domprobsteiplatz gehende Fenster und rief mit lauter Stimme hinaus auf den Platz: „Auf das Wohlergehen Emmerichs, des neuen Kurfürsten von Mainz, worauf er das Glas austrank und das geleerte Glas mit dem Zusatze auf die Straße warf: „Freuet Euch, Ihr Mainzer, Ihr habt jetzt einen guten Kurfürsten, dem Euer wahres Wohl und Glück am Herzen liegt."

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt, der Platz füllte sich mit Menschen. Jung und Alt frohlockte und rief: „Emmerich Joseph unser neuer Kurfürst lebe hoch, Gott segne seine Wünsche". Dieses freudige Getümmel vernahm der gegenüber wohnende Domprobst. Es zeugt von seiner edlen Denkungsart, daß er sofort, auch mit seiner Stimme, zu Emmerich überging. Kaum konnte er mit den nachfolgenden Domherrn durch die freudig bewegten Bürger sich durchdrängen. Bei seinem Eintritt in die Dombechanei umarmte er Emmerich, übertrug ihm seine Stimmen und gratulirte ihm auf's Herzlichste.

Am 6. Juli 1763 vollzogen die Domkapitularen, nach abgehaltenem Hochamte, die feierliche Wahl in der Kapitelsstube. Die Domherrn Frankenstein und Hutten begaben sich zu dem in dem Bischofshofe verweilenden kaiserlichen Wahlcommissär, Grafen Pergen, und machten Mittheilung von dem Ergebniß der Wahl. Hierauf verfügte sich dieser, unter Vortritt einiger kurfürstlichen Geheimräthe, Kammerherrn und Offizianten nach der Nebenseite des Choraltars, woselbst für den Neuerwählten ein prächtiger Thronhimmel errichtet war. Noch vor dem Eintritt des Gesandten bestieg der Domscholaster, Graf Stadion, die hohe Domkanzel und verkündete die vollbrachte Wahl in lateinischer und deutscher Sprache; nun folgte der Zug aus der Kapitelsstube, unter Vortritt des kurfürstlichen Hofstaates, worauf die Domkapitularen paarweise und endlich der Erwählte zwischen dem Domprobsten und dem Domkustos von Bettendorf einherging. Es war ein herzergreifender Anblick, den biedern Emmerich mit seiner offnen Miene voll inniger Herzensgüte unter der freudetrunkenen Menge einherschreiten zu sehen, wie er dann erst dem kaiserlichen Commissär und sodann dem Volke vorgestellt wurde. In den weiten Hallen des Domes erschallte unaufhörlich das Lebehoch; gleich darauf, nach abgelegten Glückwünschen, wurde das Tedeum unter schmetterndem Trompeten- und Paukenschall abgesungen, Geläute der Glocken von den Thürmen der Stadt ertönte und die Kanonen wurden von den Wällen abgefeuert. Nach geendigter Feier begab sich der Zug in festlichem Gepränge nach der Martinsburg.

Am 18., 19. und 20. Juli wurden die Exequien für den verstorbenen Kurfürsten Ostein abgehalten. Emmerich wohnte denselben in einer rührenden, auferbaulichen Weise bei. Der Dompfarrer Haber hielt die Trauerrede des verstorbenen, gottseligen wirklich für Deutschlands Wohlergehen sehr beeiferten, aber durch üble Zeitverhältnisse wahrhaft unglücklichen Fürsten. In einem fast prophetischen Geiste schloß der Redner mit folgenden Worten: „Unsere Jahrbücher werden unsern theuersten

* Der Dom von Mainz von Franz Werner, Mainz 1836, Franz Kirchheim.

Emmerich Joseph als den weisesten Kurfürsten, uns aber als das beglückteste Volk unseren spätesten Nachkömmlingen aufzeichnen, und diese werden von unseren Zeiten als von dem goldnen Alter nicht genug zu reden wissen."

Die Regierung Emmerich Josephs war in der That eine segensreiche und heute noch lebt sein Andenken dankbar im Munde des Volkes. An der Spitze seines Ministeriums standen zwei kluge Staatsmänner; sein Kanzler, der Oberhofmeister Freiherr von Groschlag und sein Staatsminister v. Benzel. Eine Reihe segensreicher Maßregeln wurden mit Hülfe dieser tüchtigen Männer verwirklicht. Seine Regierung war vom Geiste der Epoche des Jahrhunderts der Aufklärung getragen und Emmerich Joseph zeigte eine frappante Aehnlichkeit mit Friedrich II. und Joseph II., seinen beiden weltberühmten Zeitgenossen. Ehe wir zur Beurtheilung seiner Wirksamkeit als Regent übergehen, versuchen wir es in einem kurzen Ueberblick seine Regentenhandlungen zu schildern. Die Worte, die Emmerich zu seinem Kanzler von Groschlag sprach, als er ihm das Amt eines Staatskanzlers übertrug, enthalten so zu sagen das Regierungsprogramm dieses trefflichen Kurfürsten. Sie lauten:

„Ich habe Sie zu meinem Staats- und Conferenzminister erkoren, weil ich mich überzeugte, daß Sie wirklich, die zu einem solchen beschwerlichen Amte erforderlichen Eigenschaften und Tugenden besitzen. Ihre Ernennung ist nicht eine Gnade, sondern meine Pflicht, denn als Kurfürst ist es meine Schuldigkeit jedem Staatsdienst einen Mann zu suchen, der Kopf und Herz und einen thätigen Willen hat. Von Ihnen erwarte ich, daß Sie stets Ihrer Pflichten eingedenk, sich so benehmen werden, daß ich nie eine Ursache finden könne, Reue zu empfinden. Das Wohl der Völker ist die erste Regentenpflicht, die ich mit meinem Wissen und Willen nie außer Acht lassen werde, und es ist mein ausdrücklicher und ernster Wille, daß auch Sie dieser Pflicht stets eingedenk sein sollen. In Ihrer Geschäftsführung erwarte ich nicht die sonst an vielen Höfen üblichen Schmeicheleien und Vorstellungen, sondern immer und stets nur reine und aufrichtige Wahrheit und sollte ich selbst, als Ihr Herr, gegen mein Wissen und Willen einen Fehler zu begehen im Begriffe stehen, dann ist es Ihre Pflicht, nicht als ein Diener von mir, sondern als aufrichtiger wohlmeinender Freund, zu welchem ich Sie zugleich ausersehen habe, mich daran zu erinnern." Dieselben Gesinnungen äußerte er seinem Hofprediger und Beichtvater dem Kapuziner P. Honorat: „Ich will, ich bitte, ja ich befehle Ihnen, Sie sollen mich mit der heiligen Freiheit des apostolischen Predigtamtes in öffentlichen Kanzelreden nach der Strenge erinnern und in meiner geheimen Beurtheilung mich nicht als einen Kurfürsten, sondern nur als einen Unthertanen des Wortes Gottes betrachten."

Emmerich Josephs großes Verdienst war es, daß er die Finanzen des tief verschuldeten Mainzer Kurstaates ordnete. Er bezahlte alle Schulden seiner Vorgänger, die ihre Familien bereichert hatten, und bei seinem Tode waren Speicher und Keller nicht ausgeleert, sondern die Amtskellereien hatten sogar Geld vorräthig.

Durch seine Bemühungen brachte Emmerich Joseph mit den benachbarten Reichsständen, Trier, Pfalz, Hessen-Darmstadt und Frankfurt am Main am 2. März 1765 eine Münzconvention zu Stand, nach welcher die Mark feinen Silbers zu 20 Gulden ausgeprägt, alle übrigen geringwerthigeren Münzen aber außer Curs gesetzt werden sollten. Er sorgte für die Beseitigung der die Mainzer Schiffahrt störenden Rheinzölle. Er verschaffte seinen Unterthanen Recht gegen den berüchtigten Rheingrafen Carl Magnus von Grehweiler, einen kleinen Despoten im Style Ludwig XIV., und wüsten Schuldenmacher. Auf sechs Grehweilerische Gemeinden hatte der Rheingraf 500000 Mark Schuldverschreibungen gefertigt und von diesen 90000 Gulden durch Makler bei Mainzer'schen Unterthanen angebracht. Die meisten derselben waren, unbekannt mit den Verhältnissen der Grafschaft Grehweiler, das Opfer einer gemeinen Prellerei geworden. In ihrer Noth wandten sie sich an Emmerich Joseph. Der Kurfürst ließ bei nächster Gelegenheit einige Grehweilerische Amtsschultheiße und Gerichtsmänner in dem mit Nassau gemeinschaftlichen Orte Wöllstein verhaften und gefänglich nach Mainz bringen. Trotz dem Carl Magnus, der Hauptverbrecher, ein Reichskammergerichtsmandat erwirkte, nach welchem die Inhaftirten freizulassen waren, leistete Emmerich diesem Befehl nicht Folge, er ließ vorstellen: „die Verhafteten seien Land- und Leute Betrüger, die Herrschaft habe im Einverständniß mit denselben gehandelt, weshalb keine Justiz zu erwarten gewesen. Seine betrogenen Unterthanen hätten ihn um

Hülfe gebeten, daher habe er es für Schuldigkeit erachtet, die Verbrecher, da er ihrer habhaft wurde, mit Arrest zu belegen. Die Verbrecher hätten sich keiner Rechtswohlthat zu erfreuen, da sowohl eine bürgerliche, als eine peinliche Klage gegen sie eintrete; er bitte danach die Kammer den erlassenen Befehl zu cassiren." Graf Magnus konnte die Wahrheit der vorgetragenen Beschuldigungen nicht in Abrede stellen; er gestand sogar, daß seine Kammerräthe unrichtige Vollmachten ausgestellt und durch falsche Kanzleibestätigungen die Kanzleiunterschriften gemißbraucht hätten; daß die Gemeinden keinen Heller, der Graf selbst die Geldsummen empfangen habe, er folglich selbst als Schuldner zu betrachten sei. Hierauf wurde am 24. Februar 1770 vom Kammergericht der unbedingte Befehl aufgehoben und die Sache an die kaiserliche Commission verwiesen.

Emmerich Joseph erledigte zahlreiche Rechtsstreitigkeiten mit benachbarten Staaten. Er vereinfachte die Rechtspflege und verminderte die Gerichtskosten. Bei Vergebung der Richterstellen machte er sich zum unerschütterlichen Grundsatz nur die Würdigsten anzustellen. Er vermehrte die Landeseinkünfte und verminderte die Staatsausgaben. Er hob die bürgerliche Gewerbthätigkeit in seinem Lande, namentlich in seiner Residenzstadt Mainz. Vor allem aber hat er sich um die Mainzer Schulen verdient gemacht, worüber in neuster Zeit Dr. K. G. Bockenheimer eine werthvolle Arbeit veröffentlicht hat.* „Emmerich Joseph," sagt Bockenheimer, „gründete im Jahr 1771 die sogenannte Schullehreracademie, bei deren Einrichtung uns alle die Grundsätze bereits begegnen, auf welchen demnächst die übrigen Schuleinrichtungen basirten. Die Aufgabe der Schule war im Gegensatz zu allen bisherigen Anstalten auf eine besondere Berücksichtigung der realistischen Fächer und der deutschen Sprache gerichtet und als Lehrmethode diejenige der Philanthropen vorgeschrieben, jene Methode, wie es in dem Lehrplane heißt, welche auf die Seelenkräfte begründet ist, die sanfte und deutliche Methode, welche den vorzüglichsten, aber auch den schwersten Gegenstand des Unterrichts auf der Academie bilden sollte." „Zum Director dieser, aus eigenen Cameralmitteln des Kurfürsten errichteten, am 1. Mai 1771 eröffneten Anstalt," berichtet Dr. K. G. Bockenheimer weiter „wurde der Hofgerichtsrath und Professor Johann Joseph Steigentesch berufen, der neben der deutschen Sprache und Literatur, die Natur- und Kunstgeschichte, Erdbeschreibung, die Theorie des Feldbaues und des Bauwesens, sowie die Cameralfächer zu lesen hatte. Ihm zur Seite standen als Lehrer für die Religion und Sittenlehre der Rochuspfarer in Mainz, Johann Michael Hettersdorf, und als Lehrer der mathematischen Wissenschaften der Oberstlieutenant Eikemeyer. Das gesammte Schulwesen, Gymnasium und Universität einbegriffen, wurde von Emmerich Joseph einer gründlichen Reform unterzogen, einer Reform, bei welcher zwar stark im Geiste des Jahrhunderts der Aufklärung verfahren wurde, deren gute Absichten und theilweiser Erfolg jedoch nicht verkannt werden dürfen. Es gehört zu den culturgeschichtlich merkwürdigen Erscheinungen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der katholischen Kirche, unter dem Einfluß der allgemeinen Geistesbewegung, rationalistische Bestrebungen sich Geltung zu schaffen versuchten. Auch in den rheinischen Erzbisthümern Mainz, Köln und Trier war dieses der Fall und insbesondere Emmerich Joseph huldigte denselben. Der Rationalismus errang auch an der Mainzer theologischen Fakultät die Herrschaft. Unter Emmerich Joseph wurde der Grund gelegt zu jener Umwandlung der Mainzer theologischen Fakultät, welche unter seinem Nachfolger Kurfürst Karl Joseph Freiherrn von Erthal zu einem vollkommenen Sieg des Rationalismus über die Orthodoxie führte, zu Berufung von Professoren deren ganzes wissenschaftliches Streben, wie Dr. H. Brück sagt,** „die Verminderung der päpstlichen und Erhebung der erzbischöflichen und die möglichste Verflachung der dogmatischen Begriffe bezweckte." Diese Richtung, welche die vom Kurfürsten unternommene Unterrichtsreform einschlug, sowie der Umstand, daß er einer der ersten Erzbischöfe war, welche die von Papst Clemens XIV. am 21. Juli 1773 angeordnete Auflösung des Jesuitenordens verwirklichten, erweckte in strengkirchlichen Kreisen Mißtrauen und Unzufriedenheit und ist die Ursache des abfälligen Urtheils, welche orthodoxe

* Siehe: die Mainzer Schulen unter den beiden letzten Kurfürsten in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz von Dr. K. G. Bockenheimer, Heft V. Mainz 1882. J. Diemer.

** „Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland, Mainz, Kirchheim 1865."

Theologen seiner Wirksamkeit angedeihen lassen. Dr. H. Brück nennt Emmerich Joseph „einen gutmüthigen Mann, aber ohne Einsicht und Fähigkeit das heilige Amt eines Bischofs zu verwalten". Unbeschadet der Competenz, die Herrn Dr. H. Brück als Professor der katholischen Theologie zukommt, glauben wir dieses Urtheil doch für zu hart halten zu dürfen. Wie sollte Emmerich Joseph anders gedacht haben als die ganze gebildete Welt, Kaiser und Papst, Könige und Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Geistliche und Laien damals dachten. Und die Männer des vorigen Jahrhunderts haben es ehrlich gemeint, wenn sie auch mitunter die unrichtigen Mittel wählten, oder über das Ziel hinausschossen. Auch Emmerichs Josephs gute Absichten, vor Allem die tiefe Religiosität, welche ihn beseelte, sind nicht zu bestreiten. Franz Werner, Doctor der Theologie und Domdekan in Mainz, schreibt in seinem Werke: „Der Dom von Mainz"* über Emmerich: „Er war durchdrungen von einer reinen Gottesfurcht; fast täglich wohnte er dem unblutigen Opfer mit der größten Auferbauung bei, meistens an allen Sonn- und Feiertagen verrichtete er mit entflammter Andacht das heilige Meßopfer. Wenn er als Erzbischof Pontifikalhandlungen verrichtete, mit welcher Würde geschah dieses nicht; mit hoher Andacht ertheilte er den Kleinen die Firmung ohne jemals wegen dem dabei entstehenden Gedränge in Ungeduld zu gerathen; mit ganz unverkennbarer Geisteserhebung verrichtete er die Einsegnung der neuen Domglocken und legte den Grundstein zu den Kirchen von St. Ignaz und der Augustiner. Bei der von ihm verrichteten Einsegnung eines Abtes, zweier Bischöfe und mehrerer Priester standen ihm jedesmal vor inniger Rührung die Thränen in den Augen; am Frohnleichnamstage trug er jedesmal mit eigener, die allgemeine Rührung erregender Auferbauung das Allerheiligste; nie stieg ihm der Gedanke auf, sich bei diesen heiligen Handlungen eine Gemächlichkeit zu verschaffen."

Unzählig sind die herrlichen Züge edler Menschlichkeit, welche die Zeitgenossen von ihm berichten. Einem Mainzer Schuhmacher, den er gewohnt war, in den das Schloß Favorite umgebenden Anlagen, Sonntags sein Morgenliedchen singen zu hören, zahlte er einst, als der Mann in's Unglück gerathen war, seine ganze 1800 Gulden betragende Schuldenlast. Aehnliche Züge sind viele von ihm bekannt. Den Nothleidenden öffnete er als 1771 Hungersnoth eintrat, seine Speicher; diese schreckliche Hungersnoth bewog den Herzog von Württemberg Korn aus Holland kommen zu lassen und Emmerich Joseph schenkte ihm die Zölle durch seine Staaten. „Was kann ich Ihrer Hoheit für eine Gefälligkeit dafür erweisen," schrieb der Herzog. „Mein Vetter steht in Ihrem Regiment, belohnen Sie den, wenn er es verdient," erwiederte der Kurfürst.

Kurz nach seiner Besteigung des kurfürstlichen Stuhles kam eine Deputation der drei Ritterkantone Ober-, Mittel- und Unterrhein zu ihm, um ihm zu seiner Erhebung Glück zu wünschen und zu gleicher Zeit um seine kurfürstliche Gnade zu bitten. „Meine Herrn," versetzte der Kurfürst, „ich werde nie vergessen, daß ich aus Ihrer Mitte entsprossen bin, daß ich früher Edelmann als Fürst war".

Von seiner Toleranz gegen Andersgläubige werden zahlreiche Beispiele erzählt, wie überhaupt die gesammte Erscheinung des herzlichen, biederen Emmerich Joseph von Bürresheim ungemein wohlthuend berührt. Zwang und Etikette waren ihm fremd und am liebsten befand er sich auf dem Lande und zu Aschaffenburg. Hier, in einfache Jagduniform gekleidet und von einem geringen Gefolge umgeben, lebte er gänzlich sich und seinen Freunden. Ein flotter Reiter, unternahm er weite Spazierritte und zahlreiche von seiner Kühnheit zeugende Reiterstückchen und Jagdabenteuer werden von Zeitgenossen erzählt. Die Favorite, welche an der Stelle, wo sich heute die Mainzer Anlage befindet, errichtet war, diente ihm als Sommeraufenthalt. Aschaffenburg war für den Herbst und die Jagd bestimmt, die Stadt für den Winter. Verläumder behaupten, der Kurfürst sei ein starker Trinker gewesen. „Es ist wahr," sagt ein Zeitgenosse, „er saß gerne bei Tafel, allein hier trank er höchstens ein Maß Wein, und in späteren Jahren sogar viel mit Wasser, dagegen sah er es als ächter Mainzer und nach alter deutscher Ritterweise gern, wenn seine Gäste dem Wein ordentlich zusprachen."

Emmerich Joseph, der schon bald nach seiner Thronbesteigung eine schwere Krankheit zu bestehen

---

* Mainz, Kirchheim 1836.

hatte, wurde im Mai 1774, im eilften Jahr seiner milden Regierung, von einer Unpäßlichkeit überfallen die ihn zwar nicht nöthigte zu Bette zu liegen, die ihn aber immer schwächer und schwächer machte. Am 11. Juni wollte er nach eingenommenem Mittagsmahl, das er mit bestem Appetit verzehrt hatte, gemeinsam mit dem Domsänger von Frankenstein eine Spazierfahrt unternehmen, als er im Begriff nach dem Wagen zu gehen, auf der Treppe neben dem Domsänger mit den Worten: „Gott, wie wird mir's, ich sterbe, Herr verzeihe mir meine Vergehungen," seinem Begleiter todt in die Arme sank.

Der plötzliche Tod des gütigen Fürsten erregte ungeheures Aufsehen. Emmerich Joseph gehörte, wie bereits bemerkt wurde, zu denjenigen Regenten, welche in ihren Staaten die päpstliche Bulle durch welche der Jesuitenorden aufgehoben wurde, zuerst zur Ausführung brachten. Es hat daher nichts Ueberraschendes, wenn man die Jesuiten für seinen Tod verantwortlich machte.

„Ganganelli bekam Aqua tofana," schreibt ein oben bereits von uns citirter, ungenannter Zeitgenosse („Handzeichnungen aus dem Kreise des höheren politischen und gesellschaftlichen Lebens," 1816, sine loco) „weil er den ehrwürdigen Orden der Loyoliter aufhob, Emmerich Joseph hatte das gleiche Schicksal, weil er die Befehle des heiligen Vaters erfüllte. Wie, auf welche Weise er es bekam, mögen Mundschenk, Leibärzte und Kammerdiener verantworten."

Das Gerücht, Emmerich Joseph sei vergiftet worden, war daher auch in Mainz vielfach verbreitet und die Erzählung hat bis auf den heutigen Tag Gläubige gefunden. Auch in der ersten Auflage dieses Werks haben wir dieselbe mitgetheilt. Heute sehen wir uns, nach reiflicher Prüfung, veranlaßt, diese unter den zeitgenössischen Schriftstellern verbreitete Darstellung des Endes Emmerich Josephs, für eine irrige zu erklären. Werner, ein begeisterter Verehrer Emmerich Josephs, ist hierin ein völlig unverdächtiger Zeuge. Die Leichenöffnung ergab nicht die geringste Spur einer Vergiftung, Emmerich Joseph starb vielmehr wie Werner bemerkt, an Brustwassersucht, die oft von Erscheinungen, wie die an dem Kurfürsten beobachteten, begleitet ist und ein rasches Ende herbeiführt. Auch der Umstand, daß das Gesicht der Leiche als dieselbe auf dem Paradebett lag, von dem Hofmaler mit Farbe angemalt wurde, hat nichts Verfängliches. Es ist etwas ganz Gebräuchliches, die auf dem Paradebett ausgestellten Leichen fürstlicher Personen zu schminken und zu bemalen.

Emmerich Joseph war, neben Kaiser Joseph II., eine der wenigen schönen, wahrhaft edlern Erscheinungen, welche die Epoche der Aufklärung aufzuweisen hat. Als Mensch und als weltlicher Regent verdient er unsere höchste Bewunderung. Als Erzbischof machte er den Versuch die katholische Kirche der Ergebnisse der geistigen Bewegung seiner Zeit theilhaftig werden zu lassen. Man darf zugeben, daß er sich hierin im Irrthum befand. Der Geist der Epoche der Aufklärung — so vieles Gute diese Bewegung zu Tage förderte, war nicht nur unverträglich mit der katholischen Kirche, sondern mit dem Christenthume überhaupt. Emmerich Joseph war in diesem Punkte wie andere Kirchenfürsten, von einem der Irrthümer seiner Zeit befangen, allein dieses darf uns nicht hindern, mit Verehrung zu der erhabenen, wahrhaft christlichen Erscheinung dieses geistlichen Regenten emporzusehen; eines Mannes, dessen Andenken selbst die Revolutionaire von 1793 nicht anzutasten wagten, und welchen sie mit dem Ehrennamen: „des Menschlichen" belegten.

Nach dem Tode Emmerich Josephs wählte das Domcapitel denjenigen Domherrn, der schon bei der letzten Wahl die meisten Stimmen gehabt hatte, und welchen Emmerich Joseph seiner Zeit verdrängte, den ärgsten Gegner des Todten, Karl Joseph von Erthal, den letzten Kurfürsten von Mainz, unter welchem die Schöpfung der Willegis und Hildebert in Trümmer gehen sollte.

Mainz während der französischen Revolution.

Wir sind nun an derjenigen Geschichtsepoche angelangt, vor der sich zwar heute noch verrottete Reaktionäre und Finsterlinge fromm bekreuzen, bei der aber jedem Freunde der Freiheit und Menschenwürde das Herz höher schlägt, jenem reinigenden Gewitter, das über Frankreich und die Nachbarlande dahinbrauste, auf dessen Erfolgen unser ganzes modernes Staatsleben begründet ist, und welches auch in seinen späteren Wirkungen dem modernen Mainz und seiner Bevölkerung viel von dem eigenthümlichen Gepräge aufgedrückt hat, das sie von den übrigen, insbesondere von den rechtsrheinischen Bewohnern des Großherzogthums unterscheidet.

Wie anderwärts kam auch in Mainz die französische Revolution zur rechten Zeit. Bei dem Zusammensturz des alten Kurstaates hatte, wenigstens was politische, sittliche, geistige Güter anlangte, Niemand mehr etwas zu verlieren, und er ging so armselig und kläglich aus der Welt, wie nur einer unter vielen hunderten deutscher Kleinstaaten, welche damals gleich Kartenhäusern über und untereinander purzelten. Hier ist nichts, dessen Verlust wir nur irgendwie beklagen könnten. Kein patriarchalisch-einfaches Leben, wie in einzelnen der kleineren Fürstenthümer und Grafschaften, kein geistig schöpferischer kunstsinniger Mann an der Spitze des Staates, wie Graf Franz von Erbach, sondern eine üppige, genußsüchtige Pfaffenclique mästet, sich zu Mainz am Ende des vorigen Jahrhunderts vom Schweiße des Volkes, ohne irgend etwas zu schaffen, zu leisten. Ja selbst das, was einfach nur zur Erhaltung des Staates und zu seinem Schutze gegen auswärtige Feinde erforderlich gewesen wäre, sehen wir sie vernachlässigen.

Die alte Mainzer Freiheit und das Mainzer Bürgerthum, aus dessen kräftigem Unabhängigkeitssinn einst der Städtebund erwuchs, das so manchen Strauß mit seinen herrischen Bischöfen bestand, war schon längst zu Grunde gegangen und den geringen Rest bürgerlicher Freiheit, welcher der Mainzer Bürgerschaft nach der Eroberung durch Adolph von Nassau geblieben, fiel dem dreißigjährigen Kriege zum Opfer. Wohlleben und Ueppigkeit herrschte zwar in Mainz, aber es war ein unproductives Verzehren, denn es fehlte die nothwendige Grundlage, ein thätiger Gewerbfleiß und ein unternehmender Handel. Bigotterie, Unwissenheit und Aberglaube hatten in dem einst geistig so hochstehenden Mainz, noch vor wenigen hundert Jahren die Metropole Deutschlands, sich eingenistet, und eine zahlreiche müssige, lungernde, besitzlose Bevölkerung, Betbrüder und Betschwestern nährten sich von den Almosen, welche die Geistlichkeit spendete. Es ist ein klägliches Bild, welches das Mainz jener Tage darbietet, völlig gleich jenem Schauspiel, welches der jetzigen Generation durch das Spanien Isabella der Zweiten und das Neapel Franz II., die beiden Bourbonenstaaten, welche zületzt vom Schauplatz verschwanden, geboten wurde.

Vergeblich hatte sich der treffliche Emmerich Joseph bemüht, diesem heruntergekommenen Staatswesen wieder neues Leben einzuhauchen. Kurfürst Friedrich Carl Joseph aus dem Hause Erthal, der auf ihn folgte, hat das Verdienst, daß er namentlich hinsichtlich der Universität und des Schulwesens das Reformwerk Emmerich Josephs fortsetzte.* Im Uebrigen aber geschah nichts, um die Staatseinrichtungen zu verbessern und das, was Emmerich Joseph geschaffen, fiel bald der Vergessenheit anheim. Auch die äußere Politik Erthals zeugte von wenig oder keiner Staatsklugheit.

In wahrhaft lächerlicher Weise wurden von ihm die französischen Emigranten gefeiert. Als die

* Man vergleiche in dieser Beziehung die sehr instructive Arbeitt von Dr. K. G. Bockenheimer über die „Mainzer Schulen unter den beiden letzten Kurfürsten, in dessen Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz. Heft V. Mainz, J. Diemer 1882.

französischen Prinzen Artois und Condé nach Mainz kamen, wurden sie mit hundert Kanonenschüssen begrüßt. Am ersten Pfingsttage 1791 bewirthete sie der Kurfürst festlich in der Favorite. Die Fürstentafel war in der großen Gallerie des Lustschlosses; für 600 Emigranten war in der großen Allee vor dem Porzellanhause gedeckt. Die Emigranten hätschelten ihn, die Herren nannten ihn père et protecteur, die Damen küßten ihm die Hand und wenn er ihnen den Rücken zukehrte, verhöhnte man ihn unter dem Namen Abbé de Mayence, oder als gentilhomme parvenu. Mit wahrhaft frivolem Leichtsinn betheiligte sich Erthal trotz des kläglichen Zustandes seines Kriegswesens an dem thörichten Feldzug des Jahres 1792 gegen Frankreich. Folgendes, von Eikemeyer Erzählte, kennzeichnet die Verblendung, mit welcher man jenen unsinnigen Kriegszug unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig unternahm. Bei dem General von Gymnich, wo mehrere Emigranten und einige Offiziere des nach Frankreich bestimmten Heeres, sowie eine Anzahl Damen bei Tische saßen, ließ jemand die Aeußerung fallen, alle Franzosen, welche an der Revolution Theil genommen hätten, verdienten gehängt zu werden. „Gemach", rief der Gouverneur, „wo wollen sie alle die Henker und die Stricke hernehmen?" Sogleich erboten sich die Offiziere zu Henkern, die Damen boten ihre Haare zu Stricken dar. Einer der Offiziere versprach dem Gouverneur einen Sack voll eigenhändig abgeschnittener Jacobinerköpfe. „Schicken Sie mir", soll dieser erwidert haben, „die Hunde selbst, ich will sie in den Kasematten verschmachten lassen." Der Oberstlieutenant von Fechenbach sagte: „Ich habe drei Kapaunen auf meinem Küchenwagen; einen denke ich in Landau, einen in Nancy, einen in Paris zu verzehren." Die sonst liebenswürdige Gräfin Gymnich erbat sich einen Finger von Petion. Als der Marquis d'Antichamp an den Fenstern der Herzogin von Gramont mit seinem Corps vorüberzog, rief diese ihm Glück zu für seinen Feldzug nach Paris; „es ist nur ein Spaziergang nach Paris," erwiderte der Marquis mit ächt französischer Prahlerei.

Doch die Enttäuschung blieb nicht aus. Sieg auf Sieg erfochten die jungen Jacobinerheere und endlich am 2. October 1792 drang die Schreckenskunde von der Gefangennehmung des gesammten Regiments Kurmainz und des gesammten Erbach'schen Corps durch Custine bei Speyer nach Mainz. Drei Tage später standen die Franzosen vor der Festung. Eine namenlose Panik herrschte unter der Bevölkerung und rathlos stand die Regierung den Ereignissen gegenüber.

Die letzten Tage des Mainzer Kurstaats.

Wie man, als der Feldzug begonnen wurde, der unwissenden Bevölkerung Sieg vorlog, so suchte man diese auch später über die wahre Größe der Niederlagen, welche man erlitten, so lange als möglich zu täuschen und ihr womöglich die Wahrheit ganz zu verbergen. Nach dem Unglück bei Speyer verkündete ein Extrablatt der Mainzer Zeitung: „daß nähere zuverlässige Nachrichten noch nicht bekannt seien!" Als bald darauf die Wahrheit bekannt wurde war daher der Schrecken um so größer. Seit der Schwedenzeit hatte man in Mainz keine solche Panik erlebt und die Straße rheinabwärts war wie damals mit Flüchtlingen übersät. Der Kurfürst floh in einem Wagen mit abgekratztem Wappen, der Adel rettete in namenloser Angst Leib und Habe den Rhein hinunter. Nur wenige Beamte und Gelehrte blieben; zwei Aerzte, darunter der Professor Wedekind und Georg Forster. Letzterer schrieb damals: „In unserer ganzen Straße" (neue Universitätsstraße) „ist nur noch ein Haus außer dem meinigen, wo nicht alles fortgelaufen wäre", und sein Schwiegervater Heyne in Göttingen meint: „Eines solchen panischen Schreckens, als sich in Mainz verbreitet hat, erinnere ich mich aus dem siebenjährigen Kriege doch nicht." Als die Ausreißerei zu arg wurde, bestimmte die Statthalterschaft, welche der Kurfürst vor seiner Abreise einzusetzen noch Zeit gefunden hatte, „daß ein

Paß nur in der äußersten Noth ausgestellt werden solle." Dadurch wurde der Flucht einigermaßen Einhalt gethan.

Mainz aber stand einem französischen Angriff vollständig offen. Der Landgraf von Hessen, welcher sich dem Kurfürsten verpflichtet hatte, sein Contingent zum Schutze der Festung Mainz zur Verfügung zu stellen, zog seine Truppen nach Gießen und wies seine Amtsleute an, die Franzosen wohl zu verpflegen. Den Mainzern, welche seine Hülfe anriefen, erwiderte er: „Die Franzosen hätten seine Güter im Elsaß so gut behandelt, daß er sich mit ihnen nicht überwerfen wolle." In ähnlicher Weise handelte die Pfälzer Regierung, welche nicht nur den Mainzer Patrouillen Schwierigkeiten in den Weg legte, sondern sogar französischen Spionen pfälzische Pässe ertheilte.

Unter diesen Umständen war Mainz auf sich selbst angewiesen und leider war es mit der eigenen Vertheidigungsfähigkeit der Festung ebenso schlecht beschaffen wie mit der Hülfe der Bundesgenossen. Die Festung war weder im Stand gehalten, noch verpallisadirt, noch ausreichend armirt und mit der erforderlichen Besatzung versehen. Die Festungswerke waren mit 184 theils eisernen, theils metallenen Kanonen ausgerüstet, für deren Bedienung 63 Artilleristen vorhanden waren, so daß gerade auf je drei Kanonen ein Mann zur Bedienung kam. Die Besatzung war 2862 Mann stark, darunter 280 Mann Cavallerie, an 1100 Mann Rekruten, Reconvalescenten, Halbinvalide und sonstige zu einer energischen Vertheidigung wenig geeignete Individuen. Der Gouverneur, General von Gymnich, war beschränkt und energielos; fürwahr es bedurfte hier keines Verraths, wie von einzelnen Schriftstellern behauptet wurde, um Mainz dem Feinde in die Hände zu spielen.

Am 18. Oktober stand Custine mit 11000 Mann vor Mainz. Am folgenden Tag beschossen die Franzosen die Festung aus sechs achtpfünder Geschützen, natürlich erfolglos, aus der Gegend von Bretzenheim. Sie fuhren 14—16 mit Leitern beladene Wagen, welche man für Sturmleitern halten sollte und auch hielt, nach Marienborn, und bei allen diesen Vorbereitungen überkam die Vertheidiger mehr und mehr eine unbeschreibliche Angst, der Gouverneur an der Spitze, der auf den Stephansthurm stieg und durch sein Vergrößerungsglas die Zahl der Belagerer auf 30 bis 40000 abschätzte, und die wenigen Feldstücke, welche die Franzosen mit sich führten und zur Täuschung hin und herfuhren, für schweres Belagerungsgeschütz hielt.

Auf die erste französische Aufforderung, welche am 19. erfolgte, ließ Gymnich erwidern, daß er die Festung nicht eher übergeben werde, „als bis sein Schnupftuch im Sack brenne", allein bereits am folgenden Tag entschloß er sich zur Capitulation, obwohl alles, was die Franzosen bisher gethan hatten, sich nur auf erbärmliche Drohungen beschränkte. Am 21. Oktober Mittags wurde die Capitulation unterzeichnet. Des Mittags zogen die kurfürstlichen Truppen, welche versprochen hatten, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, über Castel ab und am 22. rückte die französische Armee durchs Gauthor ein. Ein braver österreichischer Offizier, Hauptmann Andujar, entging noch dadurch, daß er dem elenden Gymnich eine Stunde vor Einzug der Franzosen den Gehorsam verweigerte, mit beinahe tausend Mann, welche er auf eigene Hand durch das Naussauische nach Coblenz führte, der Gefangennahme. In einem Berichte in der „Neuwieder Zeitung" erklärte er später: „Was mich schmerzt ist dieses, nach 24 Jahre Dienst gegen die Subordination gehandelt zu haben; um aber bei 1000 Mann der Willkür des Feindes zu entziehen, war dieses nicht anders möglich."

Unter dem Jubelrufen der Mainzer Clubisten, Georg Forster, dem Bibliothekar an der Universität, Joseph Hofmann, Professor des Naturrechts, Wedekind, Professor der Medizin, Dorsch und anderen Professoren, hielten die Franzosen ihren Einzug. Als Forster einem Soldaten kameradschaftlich zurief: „Vive la réqublique!" erwiderte der Franzose verächtlich: „Sacré, elle vivra bien sans vous."

Die übrige Einwohnerschaft, welche sich unter dem alten kurfürstlichen Regiment, so schlecht es war, immer noch behaglich gefühlt hatte, verhielt sich stumm und kalt. Man wechselt Gesinnung und Staatsform nicht wie einen Rock, und es ist ein Beweis für die Dauerhaftigkeit unserer deutschen Staatseinrichtungen, für den conservativen Sinn unserer Bürger, daß der Untergang so vieler Staaten, deren Existenzberechtigung schon längst eine erloschene war, doch, als sie dahin schieden, nicht ohne bei den Unterthanen einen tiefen Schmerz zu hinterlassen, erfolgte. Dieser conservative Sinn, der sich ängstlich an das Alte, wenn es auch noch erbärmlich ist, anklammert und seinen Untergang zu verhüten

sucht, ist einer der schönsten Züge im Character des deutschen Volkes, er ist es zum Theil, der auch unserem jungen deutschen Reiche, das mit unserem Volsleben bereits auf das innigste verwachsen ist, seinen Halt und seine Dauer verbürgt.

Die Clubbisten.*

Wir leben heutzutage in einer Periode, in welcher man nur allzuhäufig die Tugenden und Vorzüge eines Nachbarvolkes verkennt, das, was gewinnendes und coulantes Auftreten anlangt, manches vor uns voraus hat, ein Vorzug, der ihm bei seinen früheren, vom Glücke begünstigten Eroberungszügen manchmal zu statten kam. Auch bei ihrer Besitznahme des alten kurfürstlichen Mainz zeigten die von philanthropischen Ideen durchdrungenen Franzosen, Offiziere und Soldaten, jene Tugenden und jene demokratische Biederkeit, welche den Republikanern aus jener früheren Periode der Revolution eigen war. Jene Epoche, in welcher die Bergpartei noch nicht am Ruder war, in welcher die in ihren Zielen weit großartiger sich darstellenden Girondins noch das Uebergewicht besaßen, war von den folgenden Jahren weit verschieden. Während hier die Ideen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, nach einem Ausdrucke, nach Form und Gestaltung suchen, ein gewisser Idealismus, der sich zunächst in persönlicher Aufopferung und Opfermuth kund gibt, das gesammte Volk beherrscht, ein Ringen und ein Kampf, bei welchen keine Rivalität der Parteiführer, überhaupt kein heftiger Streit um die Person, soweit die große liberale Partei in Betracht kommt, zu erkennen ist, kommen in jener zweiten Periode die widerlichen Züge, welche die entfesselte Volksleidenschaft zu Tage fördert, die schärferen Gegensätze der Parteien zum Vorschein, tritt an Stelle des Kampfes um die Principien der Kampf um die Personen mehr und mehr in den Vordergrund. Roher und zügelloser wird der große Haufe, und jene einst so anspruchslosen, entsagungsvollen republikanischen Heere, welche da, wo sie hinkamen, durch Wort und That für die Principien von 1789 Propaganda machten, verwandelten sich in rohe übermüthige Horden frechen Gesindels, das auf seinen Raubzügen die Guillotine mit sich führte und ausgeraubte und verödete Dörfer zurückließ.

Auch Custine und sein Heer traten bei ihrem Einzug in Mainz mit der Humanität auf, welche wir den Heeren aus der ersten Periode der Republik nachrühmen können. Die Soldaten bezahlten alle ihre Bedürfnisse baar und betrugen sich anspruchslos und bescheiden; die Offiziere zeigten sich zuvorkommend und liebenswürdig im persönlichen Umgang. Der General Custine war milde, ja fast gutmüthig; er verlangte keinen Huldigungseid, ließ die kurfürstlichen Behörden, die Verwaltung, die Gerichte, nach wie vor in gewohnter Weise funktioniren, er hinderte den Clerus nicht in seiner geistlichen Thätigkeit und bereitete insbesondere den Vertretern der Universität, sowie einzelnen Gelehrten eine äußerst wohlwollende, ja zuvorkommende Aufnahme. Zu den letzteren gehörte Johannes von Müller. Dieser große Mann war 1788 vom Kurfürsten zum Staatsrath und Direktor des rheinischen Kreisarchivs ernannt worden. Als die Franzosen am Rhein unerwartet vordrangen und die Mainzer Truppen in Speyer gefangen wurden, weilte er in Wien. Diese unerwartete Wendung des Kriegsglückes veranlaßte ihn zur schleunigen Abreise, da er die Absicht hatte, bevor die Franzosen sich der Stadt Mainz bemächtigen konnten, seine dort zurückgelassenen Bücher und Manuscripte zu retten. Allein die Revolutionsarmee hatte flinkere Beine als die Gäule an der Postkutsche Johannes von Müllers. Als er sich in Bayern befand, erhielt er bereits die Nachricht von der Uebergabe der Stadt. Auf

---

* Reiches Material über diesen Gegenstand enthält: Die Mainzer Patrioten in den Jahren 1793—98 von Dr. K. G. Bockenheimer, Mainz, J. Diemer. 1873.

Mainzer Gebiet, in Aschaffenburg angekommen, bat er von dort aus Custine um sicheres Geleit. Er erhielt es sogleich mit der Nachricht, daß alle guten Bürger nach ihm verlangten. Custine empfing ihn schmeichelhaft mit den Worten: „Meine Eroberung wird mir um so größere Freude machen, wenn ich ihr einen Mann, wie Sie sind, hinzufügen kann. Ich weiß, daß das Publikum Vertrauen in Sie setzt, ich will die Regentschaft abschaffen und alle Behörden beseitigen, nichts würde mir angenehmer sein, als wenn Sie an die Spitze der neuen Verwaltung treten wollten."

Allein Johannes von Müller, der von beschränkten Literargeschichtschreibern wegen mancher Aeußerungen und Wandlungen seiner Ansichten so arg geschmähte große Schweizer Geschichtschreiber, der Republikaner, handelte trotz aller Versuchungen, trotzdem man in Mainz wünschte, daß er dem Ansinnen Custines willfahre, als Ehrenmann, verließ Mainz, nachdem er seine Bücher und Papiere eingepackt, und hielt seinem Kurfürsten die Treue. Einem Clubbisten, der ihm eine Rede zuschickte, hinterließ er folgendes bedeutsame Billet:

„Meine Denkungsart ist genugsam bekannt aus Schriften, Worten und Thaten. Für Ihr Zutrauen danke ich. Eben weil ich des Vertrauens rechtschaffener Männer allzeit würdig sein möchte, gehe ich jetzt fort, um die Wahrheit meines Charakters zu behaupten und vom Gegentheil auch den Schein zu vermeiden."

In Mainz installirte sich unterdessen die Revolution mit allem dazu gehörigen Comfort. Man spielte französische Theaterstücke, das Ça ira erklang, die großen Prinzipien von 1789 wurden von beredten Missionären verkündigt, und alles hätte, wenn man den Mainzer Volkscharacter berücksichtigt, ganz gutmüthig verlaufen können, wenn nicht ein Haufe deutscher, nach Mainz eingewanderter Brauseköpfe, welche als Professoren und Beamte unter der früheren kurfürstlichen Regierung daselbst angestellt worden waren, das ihrige dazu beigetragen hätten, die Leidenschaften zu entflammen und durch ihre Sympathie, welche sie für die immer mächtiger werdenden Jacobiner und für deren Gewaltthaten an den Tag legten, die französischen Eroberer selbst zu Schritten anzutreiben, welche Anfangs weit außerhalb der Grenze ihrer Absichten lagen. Der Sitz dieser Agitation bildete die am 22. Oktober 1792 gegründete Gesellschaft der „Freunde der Freiheit und Gleichheit," kurzweg „Clubb" genannt. Ihr Organ war die „Privilegirte Mainzer Zeitung," welche vom 22. Oktober ab unter der Redaction des bisherigen Professors zu Worms, Dr. Georg Wilhelm Böhmer als „Mainzer Zeitung" erschien. Diese Mainzer Zeitung übertraf bald an Frechheit und Unverschämtheit selbst die exaltirtesten Straßburger, ja selbst Pariser Zeitungen, und es ist kaum zu glauben, wie von jenen Fanatikern die damalige Mainzer Bevölkerung in ihren heiligsten Empfindungen auf das rücksichtsloseste gekränkt und verletzt wurde. Die Professoren Böhmer, Forster, Wedekind, Metternich, Boost und andere waren die Hauptagitatoren dieses Clubbs. Zur besonderen Genugthuung aber gereicht es uns, daß wir eines geborenen Mainzers hier gedenken dürfen, der in dem von wahnsinnigen Leidenschaften erregten Clubb den Muth der Ueberzeugungstreue besaß, in einer ausführlichen Rede es öffentlich auszusprechen, wie Mainz, wenn es von Deutschland durch eine Revolution getrennt werde, nichts gewinne, im Gegentheil in ein großes Unglück stürze und wohl für Deutschland der Schauplatz solcher Schreckensscenen werde, wie Paris für Frankreich; daher solle jeder gute Mainzer die angebotene Freiheit nicht annehmen. Dieser wackere, muthige Mann war Erasmus Lennig, Vicedomamts-Gefällverweser. Er hielt die Rede am 31. Oktober. Diese Rede fand unter der Mainzer Bevölkerung ungeheuren Beifall. Die Clubbisten fürchteten, Metternich, welcher auf den folgenden Tag eine Widerlegung angekündigt hatte, würde ausgezischt werden. Sie trieben daher die Franzosen zu Maßregeln an, aus welchen ein Mißtrauen gegen die Mainzer Bevölkerung hervorleuchtete. Die Bürger mußten ihre Gewehre und sonstigen Waffen, welche sie besaßen, abliefern, und das Lokal des Clubbs wurde, als Metternich sprach, von sechs Schildwachen mit geladenen Gewehren bewacht. Trotzdem wurde Metternich mehrfach durch Zischen und sonstige Zeichen des Unwillens unterbrochen. Er endigte schließlich damit, „daß er nur in Einem seinem Gegner beistimme, daß nämlich Mainz mit der Umgegend keine Republik bilden könne, er hege aber die Hoffnung, daß sämmtliche Kurmainzische, Nassauische, Darmstädtische und andere Lande mit Mainz zu einer Republik vereinigt würden." Zum Schluß forderte er alle Anwesenden zum Schwure auf, mit ihm „frei zu leben und zu sterben". Die wenigen Clubbisten hoben die Hand

und sprachen den Schwur nach, den angeborenen Mainzer Humor forderte diese Hanswurstiade aber in mannigfachster Weise heraus, und lautes Lachen und manchen ächten derben Mainzer Witz vernahm man, als die Zuhörer das Sitzungslokal der „Freunde der Freiheit und Gleichheit" verließen.

Auf Wedekind's Antrag mußten die Mitglieder des Clubbs hinfort ein Messingblech mit den Chiffren F. G. an einem dreifarbigen Bande tragen, welches die Mainzer alsbald das „Hundezeichen" nannten, und am 3. November wurde auf dessen Betreiben vor dem Stadtgerichtshaus der erste Freiheitsbaum gesetzt. Wedekind motivirte seinen Vorschlag wie folgt in einer Adresse, welche dem General Custine überreicht wurde:

„Als Mainz von den Neufranken erobert wurde, waren gerade 300 Jahre verstrichen, daß Adolph von Nassau den Mainzern alle ihre Privilegien und Freiheiten genommen hatte."

„Um das Maß der Tyrannei zu erfüllen, mußte dieser Barbar auch noch auf eine, den Sitten seines finsteren Zeitalters angemessene Weise das unterdrückte Volk zu verspotten. Er ließ ein großes Eisen in Form eines Steines neben das Gerichtshaus setzen und es mit eisernen Bändern und Ketten befestigen, wobei er den Mainzern zurief: „Sobald die Sonnenstrahlen diesen Stein werden geschmolzen haben, sollt Ihr Euere Privilegien zurückerhalten." Das Andenken dieses Vorfalls hat sich bei den Einwohnern von Mainz bis auf diese Stunde fortgepflanzt."

„Endlich ist die Zeit erschienen, dieses Monument des Aberglaubens und der Tyrannei zu zerstören. Die Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit hat auf meinen Antrag beschlossen, bei ihrem würdigen Beschützer um die Erlaubniß nachzusuchen, diesen Stein von der Stelle, wo er sich befindet, wegzuschaffen. Auch sind wir Willens, das Metall, woraus der Stein besteht, in Schaumünzen umzuschaffen, denen wir die Ueberschrift geben: „Die Sonne der Wahrheit hat ihn geschmolzen".

„Um dieser Ceremonie den Anstand zu geben, dessen sie würdig ist, wünschen die Glieder der Societät, sich in feierlicher Prozession und mit militärischer Musik nach dem Platze zu begeben, wo sie zugleich auf der Stelle des Monuments der ehemaligen Knechtschaft den Freiheitsbaum pflanzen wollen. Sie ersucht nun den Bürger und General der Armee, ihr Vorhaben durch Ertheilung der nöthigen Befehle zu begünstigen."

In der That kam der Humbug zur Ausführung. Am 3. November Nachmittags 4 Uhr zog der Zug vom Akademiesaale des kurfürstlichen Schlosses aus, wo man sich versammelt hatte, in folgender Ordnung nach dem Stadtgerichtshaus. An der Spitze marschirte die französische Musik, dann der Dr. Wedekind, ihm zur Seite ein Dichterling, stud. med. Staudinger, welcher als Dichter der Ehre gewürdigt wurde, den Freiheitsbaum tragen zu dürfen. Dann folgten die übrigen „Freiheitsbrüder" paarweise. Gefolgt von einer Schaar Mainzer jeden Alters, aus deren Mitte man Lachen und Spottreden vernahm, bewegte sich der Zug über die große Bleiche, den Thiermarkt, Ballplatz und Bischofsplatz nach dem Markt vor das Stadtgerichtshaus, wo der Stein lag. Wedekind that hier den ersten Hammerschlag zur Zerstörung des alten Monuments, Handwerker vollendeten das Werk, und an seiner Stelle wurde der 10 Fuß hohe Freiheitsbaum, den man mit einer rothen Jacobinermütze schmückte, eingegraben.*

Der Clubb hatte unter der Bevölkerung trotz aller Anstrengungen und Demonstrationen keinen Anhang. Ein Ball, den die Gesellschaft im Reboutenhause veranstaltete, fand kaum irgend welche Betheiligung. Nur Personen aus den niedrigsten Ständen und einige Frauenzimmer von schlechtem Ruf, welche sich mit französischen Schärpen geschmückt hatten und auf dem Leibe vorn Aufschriften mit dem Worte Freiheit, auf der Kehrseite aber das Wort Gleichheit anmuthig zur Schau trugen, machten sich bemerklich. Ein anderes eigenthümliches Schauspiel, welches der Ball darbot, bestand darin, daß man die Bilder der Kurfürsten, welche die Wände des Saales schmückten, umgedreht hatte. Erst als Georg Forster, der große Gelehrte und Weltumsegler, entschiedener hervortrat, ließen sich einige neue Mitglieder, Professor J. A. Hofmann, Professor Blau und Adam Lux in den Club auf-

* Bei der Bearbeitung dieser Kapitel ist das treffliche Werk von Karl Klein, „Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation" zu Grunde gelegt. Desgleichen spricht der Verfasser dem Vorstand der Mainzer Stadtbibliothek, Herrn Dr. K. Külb, für das ihm zur Verfügung gestellte reiche Material an politischen Brochüren und Zeitschriften aus der Revolutionsepoche, sämmtlich Mainzer Ursprungs, seinen aufrichtigen und wärmsten Dank aus.

nehmen. Der letztere ist anfänglich der einzige Mainzer, den die Gesellschaft zu ihren Mitgliedern zählte. Wenn Mainzer die Sitzungen besuchten, so geschah es nur um dort eine Zielscheibe für ihren Witz zu finden, denn jedermann betrachtete dieselben als eine Comödie. Der eifrigste Redner daselbst war Wedekind, der oft in einem Monat zehn lange Reden hielt. Wedekind gab damals neben seiner Thätigkeit als Volksredner eine Wochenschrift der „Patriot“ heraus, aus welcher wir einige Proben mittheilen.*

Außer dem „Patriot“ und der „Mainzer Zeitung“ erschienen noch eine Reihe anderer Zeitungen in Mainz, so daß jeder Parteiführer sein eigenes Organ besaß. Sämmtliche Zeitungen huldigten der republikanischen Tendenz. Metternich gab den „Bürgerfreund“ heraus, Hofgerichtsrath Hartmann und

* Ein Gedicht an Frankreich enthält folgende Stelle:

Die Mönche und die Nonnen allzumal,
Die ach! so lang zu namenloser Qual
In Klosterkerker sklavisch eingezwungen,
Vergebens (???) ach mit der Natur gerungen,
Befreie schleunig aus den Wüsteneien,
Um unter Menschen wieder Mensch zu sein.

Weiter heißt es an einer andern Stelle:

„Der Adel ist das fünfte Rad am menschlichen Wagen, auch wenn er auf wahren Verdiensten beruht. Wir wollen allenfalls seinen Besitzern, wenn sie zu uns kommen, das Gängelband lassen, sie mögen sich immer von und zu schreiben, wenn sie nur nicht von oder zu Herz und Kopflos sind: man wird ihnen Hab und Gut lassen, wenn sie vollkommen in die Klasse der Bürger treten und gemeinschaftlich mit ihnen am Wohl des Ganzen arbeiten wollen.“

Folgendes diene als Probe aus einem im „Patriot“ enthaltenen Briefe von Thomas Payne an den Nationalconvent über den Prozeß Ludwig XVI. „Die gekrönten Räuber von Europa haben eine Verschwörung unter einander gemacht, die nicht nur der französischen, sondern der Freiheit aller Nationen droht: allem Anschein nach gehört Ludwig unter die Zahl dieser Verschwörer, Ihr habt diesen Menschen in Eurer Gewalt und bis jetzt ist er der einzige seiner Bande, dessen man sich versichert hat. Ich betrachte Ludwig XVI. aus eben dem Gesichtspunkte als die beiden ersten Diebe, die wegen Beraubung des Kronmobiliars arretirt wurden.“

Trinklied für freie Deutsche.

Auf, auf, und reicht den Becher her,
Gefüllt mit deutschem Weine!
Macht ihn auf's Wohl der Brüder leer,
Am Rhein und an der Seine.

Umsonst gab unsern Bergen nicht
Ein Gott den Saft der Reben!
Ihn trinke, wems an Muth gebricht,
Den Nacken zu erheben.

Seit langen Jahren mußten wir
Des besten Trunks entbehren;
Ihn soffen Mönch und Domherr schier,
Als ob sie Schläuche wären.

Er wärmte nur ihr träges Blut
Zur Lust mit feilen Dirnen;
Uns, Brüder, gibt er Freiheitsmuth,
Trotz unseres Bischofs Zürnen.

Ihn schöpfen wir aus vollem Faß
Bei unserer Rettung Feier,
Und fühlen uns mit jedem Glas
Gestärkter, kühner, freier.

Ihn trinken wir am Tag der Schlacht,
Wann unsere Feinde toben,
Und lachen ihrer feilen Macht,
Denn Gott thront noch dort oben.

Seht, Brüder, dort den Himmel an,
Er ist der Freien Erbe!
Hoch lebe jeder Biedermann,
Der Speichellecker sterbe!

Einem polemischen Artikel entnehmen wir folgende liebliche Einleitung:

An Herrn Doktor Gottlieb Teusch.

Ah Corydon! Corydon! quae te dementia coepit!

O mein armseliger Herr Doktor!

Gern hätte ich Sie einen Kamschadalen genannt, wenn Sie nicht dem Kaspar Hartmann geschrieben hätten, daß Sie 3 zählen könnten (obwohl der Kamschadale 17 und 100 zählt), weil Sie wie ein Kamschadale sehr unrichtige Begriffe von Ehre und Schande haben. Allein der Name eines Pescheräh paßt für Sie viel besser: wie diesem Jahr aus Jahr ein vor Frost die Haut am Leibe schlottert, so schlottern Ihre Gedanken um das beeiste Hirn. Kein kluges Wort schleicht aus dieser verfrorenen Sphäre, matt hängt alles an Ihrer welken Seele, und das was von da auf das Papier herabfällt, verdient von keinem vernünftigen Menschen aufgefangen zu werden u. s. w.

Muth redigirten den „fränkischen Republikaner." Alle diese Blätter, mit Ausnahme der Mainzer Zeitung, huldigten dem crassesten Scandal, gingen aber, zur Ehre der Mainzer Bevölkerung sei es gesagt, wieder nach wenigen Monaten an der Abonnentenschwindsucht zu Grunde. Zur Beurtheilung der Mainzer Tagespresse jener Epoche mag es genügen, wenn wir unsere Leser, die von obigen Proben des „Patrioten" Kenntniß genommen, versichern, daß der Patriot von sämmtlichen damaligen Mainzer Tagesblättern das anständigste war.

Der Clubb hauste in Mainz nach der Art ächter Fanatiker. Man versuchte unter Anderen abwesende Staatsdiener zu verfolgen. So wurden in einer Clubbsitzung vom 4. November 1792 viele Klagen gegen den ausgewanderten Stadtdirektor Heimes erhoben: „er habe noch beträchtliche Gelder, die der Stadt gehörten, in Händen; er habe mehrere Bürger gesetzwidrig und grausam behandelt, so daß sie jetzt Entschädigung verlangen wollten" u. a. m. Daher beschloß die Gesellschaft, Arrest auf sein Vermögen legen zu lassen, und Böhmer machte sich anheischig, des Mannes ungerechte Handlungen am 11. November herzuzählen, weshalb er Jedermann aufforderte, ihm dieselben einzeln mitzutheilen. Allein es scheint sich in Mainz kein Denunciant oder Verläumder gefunden zu haben, denn noch am 25. war er nicht im Stande seine Anklage loszulassen. Inzwischen war auf die Hinterlassenschaft Heimes auf Betreiben des Clubbs Arrest gelegt worden. Der Anwalt von Heimes, Dr. Molitor, forderte den Clubb auf, sich zu rechtfertigen und, da derselbe dieses nicht vermochte, wurde am 15. Januar der Arrest aufgehoben und der Clubb zu den Kosten verurtheilt. Dieses erregte großen Unwillen unter den Clubbisten, denn als Böhmer am 20. Januar „die Laster von Heimes" erzählen wollte, erhoben sich viele Stimmen dagegen, „indem es jetzt zu spät sei, da Böhmer durch seine Nachlässigkeit die Gesellschaft zu Schanden und in Gerichtsunkosten gebracht habe." Ein großer Scandal brach aus, als Cotta den Gegnern Böhmers vorwarf: „wie Heimes und Consorten sich auf Bestechung verstanden hätten, so scheine dieses auch jetzt im Clubb stattzufinden, da man dessen Verbrechen nicht hören wolle", und als Dever den Beweis solchen Vorwurfs von Cotta verlangte, entstand im Saal und auf der Tribüne solcher Lärm, daß der Präsident die Sitzung schließen mußte.*

In der nächsten Zeit beschäftigten sich die Clubbisten, abgesehen von diesen Hetzereien, vorzugsweise mit der Agitation für Bildung einer Nationalgarde. Der Bürger Daniel Stamm, aide de camp Custines, der sich in den Kopf gesetzt hatte, Oberst dieser Mainzer Nationalgarde zu werden, stand an der Spitze der Agitation, aber der Umstand, daß die Bürger nicht die mindeste Sympathie für die Republik zeigten und eine solche Nationalgarde als höchst bedenklich erscheinen mußte, veranlaßte Custine selbst, durch den Municipal-Secretär Reusing alles, was Stamm unternommen, für null und nichtig erklären zu lassen. Ehe wir uns jedoch mit der Verfolgung des Treibens der Mainzer Clubbisten weiter beschäftigen, müssen wir unsere Blicke nach dem Main, nach Frankfurt wenden, wo ein anderes Ereigniß unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Die Waffenthat der Kurhessen.

Im Besitze von Mainz, begannen die Franzosen auch auf dem rechten Rheinufer vorzudringen, und namentlich war es Frankfurt, welches dem General Neuwinger, einem Unterbefehlshaber Custines, gutwillig die Thore öffnete, dessen sich die Franzosen bemächtigten. Es ist bekannt, wie maßlos Custine, welcher der freien Stadt eine Contribution von 1,500,000 Gulden auferlegte, Frankfurt brandschatzte und wie das Treiben der Franzosen dort die tiefste Erbitterung erregte. Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle die Einzelheiten dieser Streifzüge der republikanischen Truppen eingehen wollten;

---

* S. Klein, Geschichte von Mainz.

es genüge, daß es erst die Kurhessen waren — unsere Darmstädter standen unter den Befehlen des Landgrafen bei Gießen, — welche bei den Zügen der Franzosen in die Wetterau, dem Feinde einen mannhaften Widerstand entgegensetzten. Die Thaten der Kurhessen, die sich in einzelnen kleinen Gefechten mit den Franzosen zu messen begannen, veranlaßten die freudigste Erregung und in Frankfurt gefiel man sich darin, eine Anzahl kurhessischer Kriegsgefangener in demonstrativer Weise zu bewillkommnen und auszuzeichnen. Damen aus den ersten Familien beeiferten sich, die Gefangenen durch Erfrischungen zu erfreuen, und als Daniel Stamm die Gefangenen aufforderte, in die Reihe der Freiheitskämpfer zu treten und einem derselben den Bruderkuß anbot, wies dieser ihn barsch zurück mit den Worten, „Herr, bleiben Sie mir vom Leibe, ich bin ein Hesse und will es bleiben". Laut rief die Volksmenge, welche Zeuge dieser Scene war Beifall, und einer der Zuschauer rief: „Wartet nur, wenn die Hessen erst alle beisammen wären, dann würde Euch französisches Lumpengesindel der Teufel holen, das sind keine Pfaffensoldaten wie die Mainzer".

Und in der That, die Hessen sammelten sich auch, wenigstens die Kurhessen. Die Proclamationen Custines wurden abgerissen, wo sie in den Dörfern angeschlagen waren, und wehe dem, der in dem Verdacht stand, mit den Franzosen Verbindungen zu unterhalten, oder der revolutionäre Brandschriften einschwärzte. Wo nur ein Hessendorf war, freute man sich darauf, die frechen Franzosen aus dem Lande zu jagen, Tag und Nacht hielt man in den Dörfern Wache, und wo nur eine französische Patrouille erschien, blieb ihr nichts übrig, als eilig Kehrt zu machen.

Von Frankfurt aus unternahmen die Franzosen Streifzüge nach dem Rhein und der unteren Lahn, allein unterdessen begann sich auch Deutschland zu ermannen und Preußen und die Hessen-Kasseler, welche letztere schon von Anbeginn an dem Kriege gegen Frankreich Theil genommen hatten, trieben die Franzosen vor sich her, nach dem Maine zurück. Damals trat auch Ludwig X. von Hessen-Darmstadt dem Bunde gegen Frankreich bei. Am 28. Oktober erschien General Graf Kalkreuth, der Befehlshaber dieser aus Preußen und Kurhessen bestehenden Truppen vor Frankfurt. Seine Parlamentäre wurden von den Frankfurtern mit Hochs auf den König von Preußen empfangen.

In Frankfurt standen 1800 Franzosen unter General von Helden. Als der französische General wiederholt die Uebergabe der Stadt verweigerte, beschloß man auf Andringen der Hessen, welche den Angriff verlangten, sich der Stadt durch Gewalt zu bemächtigen. Der hessische Befehlshaber war Rüchel, ein pommerscher Edelmann, ein in der Schule des großen Friedrich erzogener Soldat. Er theilte seine Truppen in zwei Colonnen, von denen die eine gegen das Friedberger, die andere gegen das Hanauer Thor vorging, eine Escadron Husaren wurde bei Sachsenhausen aufgestellt.

Es war gerade am Morgen des ersten Adventsonntags, 2. Dezember, als die zum Morgengottesdienst versammelten Frankfurter Bürger das Gewehrfeuer vor den Thoren vernahmen, und bald darauf flogen auch Vollkugeln und Bomben in die Stadt. Der französische General hatte nur zwei Kanonen zu seiner Verfügung. Als er diese an das Friedberger Thor führen lassen wollte, empörten sich die Frankfurter gegen ihre Dränger, stämmige Metzger, Zimmerleute und Schmiede zerschlugen die Räder an den Lafetten, entwaffneten die Wachen an den Thoren, ließen die Zugbrücken herab und unter dem Jubel der Frankfurter drangen die Hessen zum Friedberger Thore herein. Die Hessen-Kasseler hatten bei diesem Unternehmen 161 Todte und Verwundete. Ungefähr eben so stark war der Verlust der Franzosen; etwa 800 Franzosen, unter ihnen General von Helden, wurden gefangen genommen, ungefähr ebensoviele entflohen. Von ungeheuerer Bedeutung aber war der Fankfurter Sieg. Custine wich vor den deutschen Armeen zurück, er gab seine vortheilhafte Stellung auf, welche er bei Höchst inne hatte, und binnen wenigen Tagen war das ganze rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert. Im Kreise umlagerten die deutschen Truppen Mainz, von Biebrich bis nach Flörsheim am Main, und ihre Avantgarden erstreckten sich aufwärts bis zum Neckar.

Nochmals der Mainzer Clubb.

Im Mainzer Clubb hatte man unterdessen allerhand lieblichen Unsinn getrieben. Nicht nur daß man Freiheitsbäume errichtete und in der Stadt und den umliegenden Dörfern tolle Reden hielt, wobei in dem letzteren Falle die Clubbisten nicht immer ganz mit heiler Haut davonkamen, man erfand auch täglich neue Tollheiten, vermittelst welcher man einen Terrorismus auf die öffentliche Meinung auszuüben suchte. So sollten sich alle Bürger und Einwohner von Mainz in dem Locale des Clubbs entweder in ein rothes, oder in ein schwarzes mit Ketten beladenes Buch einschreiben lassen. Durch die Unterschrift in das erstere Buch sollte man erklären, daß man ein Freund der Freiheit sei und die neue Constitution annehmen wolle, durch die Unterschrift in das schwarze Buch sollte man erklären, daß man ein Sclave sei und es bleiben wolle. Man arretirte auf den Befehl des Clubbs da und dort einen Bürgermeister auf dem Land, im Clubb selbst verfolgte und verläumdete man sich, kurz es war ein wüstes, siedend heißes Revolutionstreiben, in welches die Niederlage von Frankfurt wie ein kalter Wassersturz hereinfiel. Die Clubbisten hätten sich eher des Himmels Einsturz als diese Niederlage erwartet. Ihr nächster Zornesausbruch richtete sich gegen die Frankfurter freien Reichsstädter, welche durch ihren Aufruhr den Sieg der Deutschen entschieden hätten. Böhmer schrieb in der Mainzer Zeitung: „Plötzlich wurden die Franzosen von einem mit Mordgewehren aller Art versehenen Haufen von Frankfurter Banditen mit einer Wuth überfallen, deren nur ein Frankfurter freier Reichsstädter fähig sein kann, gemißhandelt und in solcher Anzahl getödtet, daß von zwei Bataillonen der größte Theil das Opfer dieser Henkersknechte wurde. Die fränkischen Krieger setzten sich muthig entgegen, waren aber zu schwach, um 8 bis 10000 bewaffneten Bösewichtern Widerstand zu leisten."

„Deutsche, flucht Euren Frankfurter Landsleuten!" rief Metternich.

Stamm sprach von einer Bartholomäusnacht und sicilianischen Vesper, und Wedekind veröffentlichte einen Brief, in welchem von schrecklichen Martern berichtet wurde, welche die verwundeten Franzosen erdulden mußten, „wie man siedendes Wasser auf sie gegossen und einigen sogar die Augen ausgestochen habe." Von dem allen war natürlich kein Wort wahr, denn die gutmüthigen Frankfurter hatten, nachdem die deutschen Truppen sich einmal der Thore bemächtigt, das französische Lumpengesindel ruhig ziehen lassen, ja sogar Verwundete gepflegt und unterstützt.

Alle diese Tollheiten besserten aber nicht die Lage von Mainz. Der Feind stand vor den Thoren und Mainz befand sich vom Anfang des Dezember 1792 an im Kriegszustande. Nachdem der erste Schreck überstanden und man sich einmal an die unvermeidliche Belagerung, welche anfänglich nicht mit dem bedrohlichen Ernste, welchen sie in den späteren Stadien zur Schau trug, geführt wurde, gewöhnt hatte, übernahm es der Clubb, für die Zerstreuung der Mainzer zu sorgen. Zunächst wurde wieder ein neuer Freiheitsbaum am 13. Januar 1793 gesetzt. In folgender Gestalt ging der Zug vor sich. Den Anfang machten zwölf Trommler mit ihrem Führer; dann kam von zwei Clubbisten umgeben, Staudinger, auf der Brust das für den Baum bestimmte Schild tragend mit der Aufschrift: „Vorübergehende, dieses Land ist frei; Tod demjenigen der es anzugreifen wagt!" Dann folgte die Musik, hierauf die Commissäre und Custine, begleitet von den Pikenträgern Häfner, Weishaupt, Secretär Melzer und einer Leibwache zu Pferd. Sodann kamen fünf Sclaven mit blechernen Ketten gefesselt, tragend Krone, Scepter, Reichsapfel, Kurhut und einen Adelsbrief, „die Insignien des Despotismus". Die Sclaven waren von einer Wache umgeben. Schiffleute trugen den 70 Fuß hohen Freiheitsbaum, und von den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft, welche zur Seite schritten, hielt jeder eines seiner Bänder. Hierauf folgte Dener mit der Pike des Clubbs. Nachher kam die Administration, die Municipalität, die Offiziere, Custines Leibwache und die Nationalgarde mit entblößten Degen. Nachdem der Baum feststand, zündete man auf einem geschmückten Altar (der aus einer Kirche, wo er vor einem Marienbilde gestanden, hergeholt war) der Freiheit ein Feuer an, und nachdem Custine zuerst den Adelsbrief hineingeworfen, verbrannte der Maire Katzen die übrigen „scheußlichen

Insignien des Despotismus" und die Sclaven wurden freigelassen. Sodann hielt Hofmann eine Rede, worin er die Freiheit als eine Wohlthat Gottes pries. Auch wurde ein besonderes Lied, das Te deum laudamus der Franken, für das Fest gedichtet, vorgetragen. Die Wache, welche bisher am Stadtgericht stand, wurde an den Baum gestellt und erhielt zwei Laternen. Am Abend hielten Bürger und Bürgerinnen, das heißt die Freudenmädchen und Personen ähnlichen Genres, im Clubblocal einen solennen Ball. An einem der Galgen aber fand man am anderen Morgen zum Hohne auf das Fest eine todte Katze hängen, die mit den Insignien der Freiheit Kappe und Kokarde, geschmückt war.

Der Ernst der Belagerung drängte bald nach und nach die clubbistischen Thorheiten in den Hintergrund. Aus Rücksicht auf das Bombardement und den zunehmenden Mangel an Nahrungsmitteln wurden am 24. Juni 1793 1500 Menschen, meist Weiber und Kinder, von dem französischen Commandanten Merlin ausgewiesen. Draußen nahmen sie die deutschen Vorposten nicht auf und zwei Tage und zwei Nächte lagerten die Unglücklichen zwischen Castel und Mosbach; auf der einen Seite die Belagerer, die belagerten Franzosen auf der anderen, bis die französischen Commissäre die Erlaubniß zur Rückkehr gaben. Eine Magd wurde damals von einer Kanonenkugel getödtet, von denen zahlreiche von beiden Seiten her über die Köpfe der Unglücklichen hinwegflogen, einige Kinder starben in Folge des Schreckens und der Unbilden und zwei Kinder wurden geboren.

Die Belagerung mit ihren Wechselfällen begann nun und eine anfänglich am 23. und 24. Juni wenig gefährlich erscheinende, aber gegen Ende des Monats sehr heftige Beschießung vermehrte die Schrecken der Mainzer Bevölkerung. Täglich brachen Brände aus, welche namentlich am 14. und 17. Juli eine furchtbare Ausdehnung annahmen. Es liegt nicht in unserer Absicht, alle die Schrecken der Belagerung und selbst ihr Weiterschreiten zu schildern. Es genüge, daß am 22. Juli die Capitulation unterzeichnet wurde, und daß am 23. Juli die deutsche Armee unter Graf Kalkreuth von den Werken und der Stadt Besitz nahm. Viele Auswärtige von nah und fern eilten damals herzu um die verwüstete und verödete Stadt zu besichtigen. Johannes von Müller, welcher gleichfalls Mainz besuchte, schrieb von hier aus wie folgt seinem Bruder:

„Mainz hat mir den traurigsten Eindruck gemacht. Ich will Dir ihn kürzlich schildern. Als ich an Hochheim herunterfuhr, rührte mich die Nacktheit der sonst so schön bekleideten Flur um die Stadt, näher die hohe Ruine des malerisch in sich selbst gestürzten Liebfrauenthurms. Kaum war ich abgestiegen, so ging ich durch die Stadt. Es war Mittagszeit, also die Gassen einsam. Ich wandelte zwischen den Trümmern der Paläste von Dalberg und Ingelheim (Reichen Klarastraße) wie zwischen Gräbern, ging herab zur Franziskanerkirche (Stadthausstraße) roch die 200 bei ihrem Einsturz lebendig begrabenen Franzosen, deren Jammergeheul mir schon geschildert worden war; sah Bücher der Dominikaner (Juststraße) zerrissen, halb verbrannt unter dem Schutt; sah das Haus der Gräfin Kesselstadt (eine mir ungemein werthe, vortreffliche Frau); sah neben dem ihrigen des kaiserlichen Ministers Haus liegen (ebendaselbst); zur Seite die oft als Meisterstücke des Geschmacks bewunderte Domprobstei (Theaterplatz), noch in Trümmern schön; dann die grauenvolle Scene der Liebfrauenkirche, das Weihbischofshaus (Ecke der Domstraße), den hohen Dom mit Schutt bedeckt und umringt (sein Gewölbe ist nicht gebrochen) und von da weit hinein in die Gassen die Reste des Brandes. — Ich hatte genug. Als der Mond aufging, begab ich mich in die kurfürstliche Favorite. Am Eingang fand ich einige der neu angelegten Wege noch, in denen ich dem Kurfürsten oft wie einem Freund mit einem großen Pack Vorträge zur Seite gegangen; sonst fand ich nichts; nicht konnte ich mit Gewißheit die Stelle des Pavillons erkennen, wo ich 1790 einen Theil meiner Krankheit aushielt, nicht mehr jene Bäume sehen, unter welchen ich 1790, meine Mutter beweinend, ging; ein Haufen Schutt, wenige Kornichen und Architraven zeigten mir, wo das Schloß gestanden, dasselbe Schloß, wo ich manchen ernstlichen und manchen frohen Auftritt gehabt, welches ich für Artois und Friedrich Wilhelm so glänzend gesehen, welches der Stolz des Hauses und der Lustgarten des Publikums war. Ich ging heim wie aus einer Predigt über Koheleth.* In den vier Tagen habe ich keinen frohen Menschen gesehen. Alles ist in

* So heißt in dem ersten Worte der Prediger Salomon, worin besonders von Hinfälligkeit und Eitelkeit der Welt gesprochen wird.

einer stummen Gährung, jedermanns Hand und Mund gegen den anderen; Elend, Druck und Uebelbefinden, Unzufriedenheit mit Freunden und Feinden der alten und der französischen Verfassung. So fand ich Mainz."

Ein nicht gerade angenehmes Schicksal erwartete nach dem Wiedereinzug der Deutschen die Clubbisten; 41 von ihnen wurden am 25. Juli aufgegriffen und unter Bedeckung sächsischer Dragoner nach Koblenz gebracht. Unter ihnen waren Professor Böhmer, Professor Metternich, Johannes Racké und Schultheiß Kämmerer aus Bingen. Alles, was im Verdacht stand, mit ihnen Verbindungen unterhalten zu haben, wurde in's Verhör genommen, wenn erforderlich eingezogen und in Koblenz oder Königstein eingesperrt, in finsteren Gewölben, in welche kein Lichtstrahl drang. Erst Ende Februar 1795 erlangten die gefangenen Clubbisten wieder die Freiheit und die Erlaubniß zur Auswanderung nach Frankreich. Andere Clubbisten, darunter Forster, hatten sich nach Paris begeben. Friedrich Lux aus Kostheim, der gleichfalls nach Paris gegangen war, hat sich als Vertheidiger Marie Antoinettens die Palme der Unsterblichkeit errungen und endigte wegen seines Freimuths am 4. November 1793 unter der Guillotine. Forster starb am 12. Januar 1794, noch nicht 40 Jahre alt, an einem Herzschlag, nach einer langen gichtischen Krankheit in seinem Zimmer, rue des moulins, maison des patriotes hollandais, in Paris. Dorsch wurde Journalist, Wedekind Hospitalarzt in Straßburg, endigte als großherzoglich hessischer Leibarzt und erhielt ein Freiherrndiplom, das er jedoch nicht, wie seiner Zeit als Clubbist den Adelsbrief, auf offenem Marktplatze verbrannte.

Fragen wir nach den Erfolgen des unsinnigen Treibens der Mainzer Clubbisten, so bewährte sich auch hier die Wahrheit des Sprüchworts: der Tropfen höhlt den Stein aus. Wurde auch Anfangs ihre Emphase, das theatralische ihres Auftretens verlacht, so faßten doch nach und nach, ohne daß man sie willig aufnahm, die Gedanken, die sie ausstreuten, in den Gemüthern der Mainzer Wurzel. Es kam hinzu, daß Mainz, später mit Frankreich vereinigt, an dem politischen Leben der französischen Nation Theil nahm und eine neue Generation heraufwuchs, welche williger die Ideen aufnahm, von welchen der moderne Staatsbegriff, wie ihn die französische Revolution geschaffen, ausging. So wurde Mainz eine französische Stadt mit vollständig französisch denkender und gesinnter Bevölkerung. Erst ihre Theilnahme an den Geschicken unseres deutschen Volkes, namentlich seit der großen Bewegung des Jahres 1848, hat diese wieder völlig auf deutschen Boden zurückgeführt.

Nach der siegreichen Schlacht von Fleurus am 26. Juni 1794 wurde Mainz abermals durch eine französische Armee, welche am 12. November zunächst Mombach besetzte und nach kurzer Zeit die Cernirung vollendet hatte, bedroht. Diese zweite Belagerung war gleichfalls eine langwierige, bis die Stadt am 29. Oktober 1795 nach 14monatlicher Blokade durch den in der Kriegsgeschichte unter dem Namen „die Erstürmung der Mainzer Linien" berühmt gewordenen Sieg von den Franzosen befreit wurde, eine der glänzendsten Thaten des Generals Clerfayt. Diese Erstürmung der französischen Linien erscheint als ein großer Ausfall aus der Festung nach allen Punkten des feindlichen Lagers, bei welchem 30000 deutsche Krieger eine gleich große Anzahl Franzosen aus ihren verschanzten Stellungen verjagten und ein ungeheures Kriegsmaterial erbeuteten.

In Folge des Friedens von Campo Formio wurde zwei Jahre später Mainz, am 29. Dezember 1797, an die Franzosen übergeben und verblieb bei Frankreich bis 4. Mai 1814, wo der französische Commandant Morand Mainz nach einer an Leiden reichen Blokade an den Herzog von Koburg übergab. Diese lange Zusammengehörigkeit der Stadt mit Frankreich griff in alle ihre politischen und bürgerlichen Verhältnisse auf das tiefste ein, und was die Clubbisten nicht vermochten, vollbrachten die späteren gemäßigten Republikaner und vor allem unter dem Kaiserreich der treffliche Präfect Jean Bon St. André. Mainz lebte sich in die neuen Institutionen ein, und die Bevölkerung war glücklich, den alten Kurstaat überwunden zu haben. Eine neue Generation wuchs auf, deren reger, unternehmender Geist heute, nachdem die Stadt am 12. Juli 1816 dem Großherzogthum Hessen einverleibt wurde, eine Industrie- und Handelsstadt geschaffen hat, auf welche man in Hessen mit Stolz blickt.

Die kirchlichen Verhältnisse von Mainz haben durch den Untergang des Kurstaats dadurch eine wesentliche Aenderung erfahren, daß Mainz aufgehört hat Sitz eines Erzbischofs zu sein. Der Bischof von Mainz gehört heute zu den Suffraganen des Erzbischofs von Regensburg. Der Verlust des Erzstifts ist für Mainz jedoch gering anzuschlagen im Vergleich zu dem Gewinn, welchen die im vergangenen Jahrhundert, und namentlich während der Revolution, gänzlich in Verfall gerathene Religiosität und Sittlichkeit der Bevölkerung seitdem aufzuweisen hat. Bischof Joseph Ludwig Colmar (geb. den 22. Juni 1760 zu Straßburg), ein bedeutender theologischer Schriftsteller und trefflicher duldsamer Bischof, dessen Andenken heute noch nicht erloschen ist, übernahm 1802 den verwaisten Bischofssitz. Er läßt den Ruhm hinter sich, daß es seine Energie und sein Beispiel war, durch welche er den Sprengel, in einer trüben, düsteren Zeit wieder emporhob. Bischof Colmar starb am 15. Dezember 1818. Die Worte, die er vor dem Empfang der heiligen Sterbesacramente mit lauter Stimme sprach, sind ein ehrendes Zeugniß seiner Versöhnlichkeit, Demuth und Religiosität. „Ich hielt mich," sprach er, „stets fest an den Glauben der heiligen katholischen Kirche. In diesem Glauben will ich mit Gottes Gnade sterben. Von Herzen verzeihe ich allen Denen, die mich beleidigt haben, und bitte alle, die sich von mir beleidigt glauben, mir zu verzeihen. Ich bin weit entfernt alle meine Handlungen zu rechtfertigen. Ich war Mensch und konnte leicht Fehltritte thun in so schweren und mannichfachen Verhältnissen. Aber ich suchte aufrichtig das Gute und that nie jemand Unrecht. Mein Gewissen gibt mir dieses Zeugniß." Unter Colmar wurde Mainz der Sitz einer bedeutenden, in der katholischen Welt weit berühmten katholischen Gelehrsamkeit und es hat sich bis zu dem heutigen Tag diesen Ruf erhalten. Andreas Räß, seit 1841 Bischof von Straßburg, welcher vor Kurzem resignierte, besuchte 1811—1813 das bischöfliche Seminar in Mainz und wurde, nach seiner 1816 erhaltenen Priesterweihe, Director der Anstalt. Auch sein heutiger Coadjutor Stumpf machte seine Studien in Mainz. Eine weitreichende politische und kirchliche Bedeutung erlangte Mainz unter Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler (geboren 25. December 1811 zu Münster in Westphalen, welcher am 20. Mai 1850 in Rom zum Bischof präconisirt wurde. Seine Einsetzung wurde in der Presse entschieden angefochten, da das Domkapitel den Professor der Dogmatik an der Landesuniversität in Gießen, Dr. Leopold Schmidt, nach allen canonischen Formen gewählt hatte. Durch die Umstoßung dieser Wahl wurden viele Gemüther verletzt, allein in der Folge zeigt sich der, vom Anfang seines amtlichen Wirkens bis zu seinem letzten Athemzuge von der liberalen Partei lebhaft angefochtene Bischof, als eine hervorragende, thatkräftige Persönlichkeit, welcher selbst die Gegner ihre Achtung nicht versagen durften. Der Verfasser dieses Buches ist Protestant. Es widerstrebt ihm daher sich allzusehr auf katholische Angelegenheiten einzulassen. Auch würde er das Wirken des am 13. Juli 1877 auf der Rückkehr von einer Reise nach Rom im Kloster Altötting verstorbenen Bischofs nicht besprechen können, ohne eine Reihe weittragender kirchenpolitischer Fragen zu erörtern, für deren richtige Würdigung es der Gegenwart noch an der nöthigen Ruhe und Objectivität fehlt. Die Zukunft wird lehren, inwieweit der Bischof, einer der hervorragendsten Träger der christlich-monarchischen Anschauungen, richtig geurtheilt hat. Rühmend aber dürfen wir schon heute, wo noch der Streit der Parteien tobt, hervorheben, daß an der Person des Bischofs auch nicht der leiseste sittliche Makel haftet, daß er in seiner Diöcese einen tüchtigen Clerus herangebildet und daß die katholische Bevölkerung des Großherzogthums soweit sie unter seinem Einfluße stand, sich nicht nur durch Religiosität, sondern auch durch Gesetzlichkeit und Loyalität auszeichnete, getreu den Worten der Schrift: „Jedermann sei unterthan der obrigkeitlichen Gewalt, denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott".

Das Mainzer Bürgerthum.

Bevor wir von dem mit dem Mainzer Kurstaat zusammensinkenden alten Mainz scheiden, verlohnt es sich der Entwickelung der städtischen Verfassung in Mainz noch einen Blick zuzuwenden, um

so mehr, als gerade in der Geschichte der Städte, welche zugleich bischöfliche oder erzbischöfliche Sitze waren, heute noch so manches unklar erscheint und die eigentliche Grenze zwischen Bischofsrecht und Stadtrecht nur schwer gezogen werden kann. Hinsichtlich der Stadt Mainz enthält eine neuerdings erschienene Abhandlung von Dr. K. G. Bockenheimer: Abriß der Verfassungsgeschichte der Stadt Mainz enthalten in dessen „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz“ (Mainz 1874, Verlag von J. Diemer) wichtige neue Geschichtspunkte, welche geeignet sind, auch über die Entwickelung der Verfassungsgeschichte anderer bischöflichen und erzbischöflichen Städte Licht zu verbreiten.

Dr. Bockenheimer widerlegt zunächst die Anschauung derer, welche der Meinung sind, es habe sich in Mainz das Stadtregiment aus der römischen Municipalverfassung entwickelt, sowie die Ansicht, daß nur diejenigen Städte wahre Freistädte gewesen seien, welche schon zur Römerzeit Stadtrechte und einen zahlreichen Handelsstand aufzuweisen hatten. Statt an die römische Verfassung knüpft vielmehr die neue Rechtsgeschichte an die Verfassung des fränkischen Reiches an, „eine Verfassung, die so fest und einheitlich gegliedert war, daß wahrlich die in den ehemaligen Römerstädten zurückgebliebenen Bewohner sie nicht zu durchbrechen vermochten“. Geschichtlich läßt sich in dieser Beziehung ein besonderer Mainzer Gau nachweisen, dem ein Gaugraf vorstand. Dieser Gaugraf, nicht der Erzbischof, übte die Jurisdiktion aus, wenn auch dem Bischof Immunitäten eingeräumt wurden. Erst durch die in neuester Zeit richtig gewürdigten ottonischen Privilegien erfolgte die Uebertragung der Grafschaftsrechte an die Bischöfe. Mainz anlangend, ist das Privilegium Otto's II. vom 25. Januar maßgebend, sowie der Wortlaut des Wormser Privilegiums. „Auch hier muß vor einer zu weit gehenden Deutung gewarnt werden, indem jetzt mit einem Male die freien Bewohner der Stadt nicht unter die Gerichtsbarkeit des für die Hörigen des Stifts ernannten bischöflichen Vogts (advocatus) und unter das Hofrecht des Erzbischofs gestellt, sondern nach wie vor von dem Grafen nach gemeinem Rechte gerichtet wurden, der, wenn auch von dem Bischofe bestellt, im Namen des Reichs seine frühere Thätigkeit fortsetzte.“ Die Uebertragung der Grafschaftsrechte an den Erzbischof brachte die freien Bewohner der Stadt in keine privatrechtliche Abhängigkeit von dem Erzbischof. Auch nach den ottonischen Privilegien gab es eine Genossenschaft freier Personen in der Stadt, deren Zahl durch Einwanderung freier Grundbesitzer nach und nach sich vermehrte. Für das Vorhandensein dieser freien Bürger sprechen die vielen Vergebungen freien Eigenthums in der Stadt, die ja nur von freien Eigenthümern ausgehen konnten. Diese freien Leute sind es zunächst, die durch ihre Thätigkeit auf dem Gebiete des Handels und der höheren Gewerbe das Aufkommen der Stadt in so hohem Grade beförderten, daß Mainz zur bedeutendsten Stadt am Rheine wurde. Ihre Bestrebungen wurden wesentlich durch den Umstand unterstützt, daß Mainz schon in früher Zeit einen Markt hatte und aus den mit dem Marktrecht verknüpften Privilegien seinen Vortheil zog. In einer Urkunde vom 25. Januar 974 wurden bereits durch Kaiser Otto II. dem Erzbischofe die wesentlichsten Privilegien eines Marktes, nämlich die Münzberechtigung und die Zolleinkünfte zugesprochen. Die gleichfalls aus dem Marktprivileg entspringenden Vorzüge des freien Handels kamen unmittelbar den Bürgern zu Gute, während die erzbischöflichen Rechte gleichfalls mittelbar ihren Einfluß auf die Bürgerschaft äußerten. „Wie anderwärts, so ward auch in Mainz das Prägen des Metalls einer Genossenschaft, den Münzern überlassen, die neben diesem höchst einträglichen Amte den Wechselverkehr und den ausschließlichen Handel mit Gold und Silber in die Hand bekamen und, nachdem sie einmal die angesehensten und reichsten Bürger geworden, auch wichtige Privilegien für ihren Stand zu erringen wußten. Bedeutungsvoller jedoch als die Münze war unter allen Umständen das schon erwähnte Privilegium des freien Handels, insofern dasselbe unmittelbar zur persönlichen Freiheit eines großen Theiles der Einwohner von Mainz führte. Neben den freien Grundbesitzern beherbergte nämlich die Stadt noch verschiedene Classen von Personen, die der Freiheit entweder ganz oder doch in einem gewissen Grade entbehrten. Seit der zunehmenden Heereslast ward es Regel, daß freie Personen sich mit ihrem Eigenthum unter den Schutz der Stifte stellten, ohne daß sie deßhalb, rechtlich auf dieselbe Stufe kamen wie die leibeigenen oder hörigen Personen, die nicht blos auf den Gütern der Stifte saßen, sondern ebenso auch auf den Höfen der Grundbesitzer in den Städten vorkamen. Beispiele davon, daß Privatpersonen über Sklaven und Hörige, wie über anderweitiges Eigenthum verfügten, geben uns eine Reihe Mainzer Urkunden.

Zu den Hörigen gehörten in den früheren Zeiten auch die Handwerker. Ursprünglich auf den Besitzungen der freien Grundbesitzer nur für diese je nach ihren Leistungsfähigkeiten verwendet, fanden sie in den Städten Gelegenheit mit Einwilligung ihrer Herren auch für andere Personen Arbeiten zu verrichten; zugleich aber auch bei den gesteigerten Anforderungen der reichen Kaufleute und der Geistlichkeit ihre Fertigkeiten zu vervollkommnen. So gut wie die Waaren der Kaufleute und die Erzeugnisse der durch die Vornehmen mittelst ihrer Hörigen geförderten Großindustrie, fanden auch nach und nach die Arbeiten der niederen Handwerker ihren Platz auf dem Markte wodurch die hörigen Leute in den Kreis der freien Kaufleute gezogen wurden. Demgemäß nahmen sie Theil an den Marktvorrechten (insbesondere an der Marktgerichtsbarkeit) und wurden auf diesem Wege nicht blos auf dem Markte, sondern auch in Bezug auf ihre übrigen Verhältnisse den anderen Bürgern gleichgestellt, was in ebenso hohem Grade den Interessen der Letzteren entsprach, insofern mit Rechtssicherheit doch nur unter freien Personen der Verkehr in einer gewissen Ausdehnung denkbar ist. Mit dem 13. Jahrhundert sehen wir das Handwerk von allen Banden früherer Abhängigkeit befreit.

Die hohe Bedeutung, welche Mainz für das Städtewesen des Mittelalters besitzt und die mannigfachen neuen Gesichtspunkte, welche sich durch die Forschungen Dr. K. G. Bockenheimers für die Entwickelung der deutschen Städteverfassungen ergeben, veranlassen uns seinen Ausführungen noch weiter zu folgen.

Bezüglich des im 12. und 13. Jahrhunderts in allen größeren Städten auftauchenden Stadtraths bekennt sich Dr. Bockenheimer zu der Ansicht, daß derselbe nicht aus dem Collegium der gerichtlichen Beisitzer (Schöffen) hervorging, wie viele meinen, sondern aus einem vom Bischofe selbst-bestellten Rathscollegium, dem im Laufe der Zeit in ähnlicher Weise, wie ehedem den Bischöfen, durch kaiserliche und andere Verleihungen die öffentliche Gewalt der Stadt übertragen wurde. Insbesondere entspricht diese Annahme den gegebenen Verhältnissen in der Stadt Mainz, deren Erzbischöfe ein ihnen widerstrebendes Element sich so leicht nicht hätten über den Kopf wachsen lassen. Aus einer Reihe Mainzer Urkunden läßt sich nachweisen, daß die Erzbischöfe von Mainz nach dem Beispiele anderer Bischöfe bei der Abwickelung weltlicher Geschäfte sich des Beiraths erfahrener, geschäftsgewandter Bürger zu bedienen pflegten. Bei der Auswahl dieser Männer fielen sie erklärlicher Weise auf solche Personen, die als die angeseheneren, entweder schon im Schöffen-Collegium saßen, oder zu demselben berufen zu werden geeignet waren. Nur insofern ist der Zusammenhang zwischen den Gerichtsschöffen und dem zu ganz anderen Zwecken berufenen bischöflichen Rath zuzugestehen. Daß dem aus schöffenbaren Bürgern berufenen Rath des Bischofs durch diesen selbst nach und nach eine größere Thätigkeit übertragen und festere Gestalt gegeben wurde, ist eine Annahme, die wahrscheinlicher klingt als jene, daß das Schöffengericht sich gegen den Willen des Erzbischofs mit Verwaltungsgeschäften befaßt und dieselben zuletzt ganz an sich gerissen habe. Dazu kommt aber, daß die politischen Verhältnisse sowohl den Kaiser als den Erzbischof dahin führten, eine Stadtvertretung anzuerkennen, um mit derselben in den wichtigsten Angelegenheiten verhandeln zu können. In den Kämpfen Heinrich IV. und seines Sohnes mit den Fürsten und mit der Kirche, in der Zeit wo die Hohenstaufen mit Gegenkaisern um die Krone stritten, lernten die Kaiser den Werth der Städte kennen und dankbar verliehen sie für geleisteten Beistand im Feld Privilegien, die nichts Geringeres als die vollständige Uebertragung der Gerichtsbarkeit auf einen Stadtrath enthielten. So wurde die Stadt Worms durch Freibrief vom 16. October 1112 beschenkt, indem der Kaiser ihr „maximam totius justitiae dignitatem“ verlieh. Nicht minder beeilten sich die Fürsten und Bischöfe aus demselben Grunde den Städtern Gnaden und Privilegien zu spenden. Mainz blieb in dieser Beziehung gegen die anderen zurück und zwar durch eigene Schuld. In dem Streit zwischen Heinrich IV. und Rudolph von Schwaben stellten sich die Mainzer auf Seiten des Kaisers und vertrieben den Erzbischof Siegfried I. (1060—1084) mit dem Gegenkönig, den Ersterer in Mainz gekrönt hatte. In der Folge schwankten sie wiederholt zwischen Kaiser und Erzbischof und hatten deßhalb von keiner Seite Dank. Namentlich aber wurden durch den unglücklichen Streit mit Erzbischof Arnold von Selenhofen alle Keime bürgerlichen Gemeinwesens geradezu zerstört. Erst mit der Begründung des Städtebundes trat eine Wendung zum Besseren ein. Als im Jahre 1244 zwischen Erzbischof Siegfried III. und der Stadt Streit ausbrach, welcher mit der Gefangennehmung des Erzbischofs endigte, erhielt die Stadt als Preis der Freilassung desselben,

durch die Urkunde vom 13. November 1244 das Recht einen Stadtrath zu wählen und das Recht der Selbstbesteuerung. Hiermit war nach Bockenheimer zugleich die Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft erworben.

Das neue Mainzer Stadtregiment mit 24 auf Lebensdauer ernannten Stadträthen und zwei Bürgermeistern an der Spitze war eine Geschlechterherrschaft, indem nur Patrizier wählen und gewählt werden konnten. Es waren eben die Alten oder die Geschlechter in Verbindung mit den Münzern die einzigen Bewohner, welche neben der zahlreichen und mächtigen Geistlichkeit sich politische Rechte zu bewahren mußten, während die übrigen Bürger, kaum den Banden der Abhängigkeit und Hörigkeit entsprungen, eine eigene Vertretung noch nicht zu beanspruchen wagten. Die hierdurch erzeugte Ungleichheit der Stände war sonach bei Beginn der Selbstverwaltung eine durch die Verhältnisse selbst bedingte; sie zu beseitigen, wenn einmal die Lage sich geändert, mußten die Alten im Auge halten, wenn sie nicht demnächst einem neu und kräftig aufblühenden Stande weichen sollten. Die größte That der Alten ist die Errichtung des rheinischen Städtebundes der 1256 sogar einen gewichtigen Einfluß auf die deutsche Königswahl ausübte. Groß waren die Bestrebungen der Alten Handel und Industrie zu fördern, dadurch, daß sie die günstige Lage der Stadt am Rhein ausbeuteten und in den großen levantinischen Verkehr über die Donau thätig eingriffen. In der Münze (dem späteren Rathhause), in dem prächtigen 1317 erbauten Kaufhause und in dem als Börse benutzten, dem Kaufhause gegenüber gelegenen Hause „zum Thenburg“ wurden die Geschäfte besprochen und abgewickelt, während der Thiergarten zu gesellschaftlichen Vereinigungen der Geschlechter diente. Erzbischöfe und Kaiser wetteiferten den schwunghaften Handel durch Privilegien zu unterstützen. Allein auch die Mainzer städtische Verfassung trug, wie in anderen Reichsstädten, durch die Darniederdrückung des durch die Zünfte repräsentirten Handwerks den Keim zu künftiger Zwietracht in sich. Die Veranlassung zu einem offenen Ausbruch des Streites blieb gleichfalls nicht aus. Auch in Mainz begann der Kampf äußerlich mit derselben Veranlassung wie anderwärts, nämlich wegen der steigenden Last der städtischen Steuern, in Bezug auf deren Verwendung die Zünfte auch ihr Wort mitreden wollten.

Wie in Augsburg, Speyer, Straßburg, Zürich, so wollten auch die Mainzer wissen, wie es mit ihrem Gelde gehe. Das erreichten sie auch auf folgende Weise. Bei einem Streite zwischen der Geistlichkeit und Bürgerschaft wurden (10. August 1329) die Mönche des Jacobsberges vertrieben, die Mauern des Viktorstifts niedergerissen und das Albanskloster nach vorausgegangener Plünderung in Brand gesteckt. Zur Strafe kamen die Bürger in die Acht (27. Januar 1332), die nach einem mittlerweile mit dem Stift abgeschlossenen Vergleich wieder aufgehoben wurde (4. Juli 1332). Der Vergleich und was vorausgegangen kostete vieles Geld. Nun hielten die Zünfte den Zeitpunkt für geeignet, ihre Zuziehung zum Rathe zu begehren. Durch eine vom 4. August 1332 ausgestellte Urkunde traten die Zünfte in der Folge in die Stellung eines dem Rath beigeordneten Collegiums.

„Allem Anscheine nach“, sagt Bockenheimer, „hatten die Zünfte noch nicht das Zeug in sich, um den errungenen Sieg auszunützen, so daß nach wie vor die Patrizier das Ruder in der Hand hatten und hielten“. Erst nachdem die Stadt durch die Kämpfe bei fünf streitigen Erzbischofswahlen in Schulden und damit Verfall gerathen war, erwachte wieder das Selbstgefühl der Zünfte, diesesmal mit noch größeren Ansprüchen. Für den Augenblick erschien die Aussicht der Zünfte günstiger, da die Kraft der Patrizier gebrochen und deren Zahl durch Auswanderungen vermindert war; nichts destoweniger dauerte der Kampf lange Jahre, indem die Alten auf das Erbittertste kämpften und lieber völlig auswandern als sich den Bedingungen der Zünfte unterwerfen wollten. Erst am 28. März 1430 (die Bewegung begann 1411) kam es zu einer Verständigung unter Vermittlung des Erzbischofs Conrad III. und der Städte Worms, Speyer und Frankfurt. Darnach besteht in Zukunft der Rath aus 36 Mitgliedern, 12 von den alten Geschlechtern, 24 von der Gemeinde. Der Rath wählt alljährlich 3 Bürgermeister und 3 Rechenmeister, je 2 von der Gemeinde und 1 von den Alten. Die Rathsherrn von Patriziern und Zünften sitzen nicht mehr wie bisher auf verschiedenen Bänken, sondern ohne Rücksicht auf den Stand abwechselnd nach dem Alter. Die Ergänzung des Raths anlangend, so wird bestimmt, daß, so oft ein Mitglied desselben abgeht, der gesammte Rath nach Stimmenmehrheit aus dem Stande des abgegangenen ein anderes wählt, „„rathbare, bidere Männer, die nicht unter 20 Jahre alt seien““.

Selbstverständlich war damit die Herrschaft der Patrizier gebrochen. Ihrer wesentlichsten, seit zwei Jahrhunderten und länger ausgeübten Vorrechte beraubt und von Mißtrauen gegen die neuen Machthaber erfüllt, verspürten die Alten keine Lust, der Neuerung sich zu unterwerfen und wanderten alsbald in großer Mehrzahl aus. Es ward ihnen dieses um so leichter, als die Lage der Stadt für die nächste Zeit eine friedliche Entfaltung der bürgerlichen Verhältnisse nicht in Aussicht stellte, vielmehr jetzt schon mit Bestimmtheit zu sagen war, daß in kürzester Frist die erste Gelegenheit benutzt würde, um dem bürgerlichen Regimente in der Stadt ein Ende zu machen."

An das Besteuerungsrecht, das einstens den Ausgangspunkt zur Erlangung der städtischen Freiheit bildete, knüpft sich die Darstellung des Endes dieser Freiheit. In ihrer Finanznoth hatten die Mainzer 1432 den Entschluß gefaßt, die mit Wein und Früchten Handel treibenden Geistlichen zu besteuern, worüber bei Zahlungsverweigerung der letzteren Streit ausbrach, in Folge dessen der ganze Clerus auswanderte. Erst nach drei Jahren, nachdem der Streit bereits das Concil zu Basel beschäftigt hatte, kam der Friede zu Stande, der durch die sogenannte „Pfaffenerachtung" vom 7. Januar 1435 beendet wurde. Darnach durfte der Clerus für die Zukunft eigene Früchte und Weine frei aus- und einführen und ohne Accise verkaufen und frei ausschenken; solche dagegen, die er kauft, darf er frei in die Stadt bringen, aber nicht an andere verkaufen; von den im Großen verkauften Früchten und Weinen soll der Käufer für jedes Malter Frucht der Stadt 3 Heller, und dem Mitter 1 Heller, für das Stück Wein ein auswärtiger Käufer der Stadt 6 Schillinge und ein Bürger 12 Schillinge geben. Als in der Folge die Bürger wieder den Versuch machten dem Clerus diese seine Privilegien streitig zu machen, nahm Erzbischof Dietrich von Erbach (1434—1459) die Gelegenheit wahr, dem Mainzer Stadtregiment ein Ende zu machen. Es entspann sich dadurch, daß der Erzbischof bei Kaiser Friedrich III. Beschwerde wegen der Städteprivilegien erhob, ein verwickelter Rechtsstreit, welcher unter seinem Nachfolger Adolph von Nassau, dadurch, daß dieser nach Eroberung der Stadt Mainz die Zünfte aufhob, sein Ende erreichte. Mit der Freiheit der Stadt fiel auch die Selbstregierung durch den Rath. „Kurz nach ihrem Falle", sagt Bockenheimer, „mußte die Stadt auch noch erleben, daß ihre Freiheit rückwärts in Frage gestellt wurde, und seitdem hat es nicht an Schriftstellern gefehlt, welche allen Ernstes zu beweisen versuchten, Mainz sei zu allen Zeiten eine erzbischöfliche Stadt gewesen. Nichteintrag in die Reichsmatrikel von 1431 und das Wappen in den Siegeln, Fahnen u. s. w., sollten den juristischen Beweis hierfür abgeben. Daß solche Beweise vor den Forschungen der Rechtsgeschichte als abgeschmackt erschienen, bedarf kaum noch der Versicherung. An ganz anderen Kriterien ist die Eigenschaft einer Reichsstadt oder freien Stadt zu erkennen. Nach diesen, hier nicht zu erörternden Merkmalen, gilt es als unzweifelhaft, daß die sieben Bischofsstädte Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel und Regensburg wirkliche Freistädte waren und als solche von der königlichen Kanzlei anerkannt wurden."

Von den Zünften tauchte ein Theil unter dem Nachfolger Adolphs von Nassau wieder auf. Die städtische Verwaltung wurde unter den Erzbischöfen und Kurfürsten neu organisirt und erfuhr noch unter dem letzten Kurfürsten Friedrich Carl Joseph mehrfache Verbesserungen. Unter der französischen Herrschaft erhielt Mainz eine Municipalverfassung nach der französischen Schablone. Unter dieser Verfassung blieb die Stadt bis zu ihrer Einverleibung in das Großherzogthum Hessen. Seitdem ist Mainz in erfreulicherweise emporgeblüht und die Stadt, deren Einwohnerzahl 1814 auf 23000 herabgesunken war, steht heute auf einer Höhe, welche ihrer Glanzepoche im Mittelalter, wo sie 60000 Einwohner gezählt haben soll, nicht nachsteht. Mainz zählt heute mit Zahlbach 61,328 Einwohner. Die ungemeine Vermehrung der Verkehrsmittel, sowie die Ausnutzung der Erfindungen der Technik durch eine intelligente unternehmungslustige Bevölkerung im Interesse einer blühenden Industrie, sind die mächtigsten Veranlassungen der heutigen Blüthe der Stadt.

Denkmäler, Gebäude und Straßen.

Es ist eine der Eigenthümlichkeiten der Stadt Mainz, daß die lange Reihe der Jahrhunderte, deren Wellenschlag ihre Mauern berührte, jedes eines oder mehrere seiner Wahrzeichen hinterlassen, so daß die Stadt von den römischen Ringmauern des Kästrich, dem Eichelstein und der Wasserleitung bei Zahlbach bis herab auf die modernen Bauten, die Schöpfung Mollers, das herrliche Stadt-Theater, und die neue Eisenbahnbrücke, Werke der mannichfachsten Art aufweisen kann, welche die Mit- und Nachwelt zur Bewunderung herausfordern.

Die große Mehrzahl dieser Baudenkmale, vor Allem diejenigen römischen Ursprungs, sowie die im kurfürstlichen Schlosse aufbewahrte städtische Alterthümersammlung mit ihren zahlreichen römischen Altären, Votiv- und Legionssteinen wurde bereits erwähnt.

Auch die Periode der Merovinger weist in Gestalt von Säulenknäufen, welche man bei dem Abbruch von Gebäuden fand, einige Ueberbleibsel auf.

Der Epoche der Karolinger entstammt die Fastrabanatafel (794), welche sich früher in der Stiftskirche von St. Alban befand und erst 1552 an ihre jetzige Stelle, den Eingang zur Memorie des Domes versetzt wurde.

Der Dom selbst, dessen Geschichte wir schon in dem Vorausgegangenen erörtert haben, wurde, wie bereits bemerkt, von Erzbischof Willegis 978–1000 erbaut. Der alte gegen den Liebfrauenplatz gerichtete Chor soll ein Ueberrest der früheren karolingischen Martinskirche sein; als die größte historische Merkwürdigkeit des Domes gelten aber die Willegis- und Adalbertsthüren. Sie sind von Erz, und der von Adalbert I. der Stadt verliehene Freiheitsbrief ist auf denselben eingegraben. Sie gehörten früher zur Liebfrauenkirche und wurden 1804 bei Demolirung derselben abgenommen, worauf man sie an den Haupteingang des Domes auf der Nordwestseite versetzte. Der Dom des Willegis, den ein Brand zerstörte, stand aber nur 153 Jahre, 1239 wurde er zum zweitenmale wieder aufgebaut; kurz darauf vernichtete abermals eine Feuersbrunst das Gebäude und erst 1340 wurde er in seiner gegenwärtigen Gestalt wieder hergestellt. Mehrere Feuersbrünste haben ihn seitdem auf's Neue beschädigt, namentlich eine am 22. Mai 1767 in Folge eines Blitzstrahls entstandene, und eine andere, welche während der Beschießung in der Nacht vom 28. zum 29. Juni 1793 zum Ausbruche kam. Bis gegen Ende 1803 diente der Dom als Futtermagazin. Im Jahre 1804 wurde er wieder dem Gottesdienst übergeben. Während der Belagerung des Jahres 1813 mußte er als Schlachthaus dienen. Neuerdings, unter Bischof Kettler, wurden die schadhaften Theile des Gebäudes umgebaut und der gesammte Dom in streng romanischem Style von Dombaumeister Cuypers wieder hergestellt. Einen prachtvollen Abschluß hat der Bau insbesondere durch die 1875 vollendete Domkuppel nach der Seite des Liebfrauenplatzes zu erhalten. Der Dom bildet eine gewölbte Pfeiler-Basilika mit zwei Chören und Querschiff und beherbergt eine sehr große Zahl Denkmäler, welche entweder für die Geschichte der Stadt und des Mainzer Kurstaats von ungemeiner Bedeutung sind, oder durch ihre künstlerische Schönheit hervorragen.

Eine eingehende Würdigung des Domes finden Freunde der Kunstgeschichte in dem trefflichen Werke von Dr. K. G. Bockenheimer: der Dom zu Mainz (Mainz, J. Diemer 1879). Auch verweisen wir auf die bei Franz Kirchheim in Mainz 1875 erschienene Festschrift von Dombaumeister P. J. H. Cuypers. Im Mittelschiff am ersten Pfeiler steht das älteste Denkmal, der Grabstein des Erzbischofs Siegfried III. von Eppstein (1230—1249), ein einfaches, aber schönes Beispiel deutscher Gothik. Am vierten Pfeiler sieht man auf der Ostseite das von Joseph Scholl geschaffene Denkmal des Bischofs Colmar. Am fünften der Kanzel gegenüberstehenden Pfeiler befindet sich das Standbild Diether von

Isenburgs (1454—1462). Am zweiten Pfeiler nach Osten steht das Denkmal des Erzbischofs Konrad III. von Daun (1419—1434) und endlich am ersten Pfeiler, nach dem Schiffe zu, das Denkmal des Erzbischofs Peter von Aspelt (1306—1320); der Erzbischof setzt 3 Königen die Krone auf, rechts neben ihm steht Kaiser Heinrich VII., links Ludwig der Bayer, neben dem Ersteren König Johann von Böhmen. Im südlichen Seitenschiff befindet sich zunächst der Thür in der Memorie der Denkstein der Fastradana, der Gemahlin Karls des Großen. Gerade gegenüber sieht man das Grabmal des Domherrn Ruppert Rau von Holzhausen aus dem Jahre 1588, eine Grablegung von wunderbarer Schönheit. Der Memorie gegenüber, an dem auf die Kanzel folgenden Pfeiler, befindet sich nach dem Seitenschiffe gerichtet, das Denkmal des Kurfürsten Damian Hartard von der Leyen, eine der schönsten bildnerischen Zierden des Domes. In weißem Marmor ausgeführt sieht man die würdevolle Figur des Erzbischofs, dessen Gesichtszüge Wohlwollen und Milde ausdrücken; 16 Wappen der Ahnen, oben das eigene Wappen, zur Seite weinende Genien, bilden die Umrahmung des Ganzen. Ein anderes, noch schöneres Werk zeigt der zweitfolgende Pfeiler, wiederum nach dem Schiffe zu. Es ist das Denkmal des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim (1679—1695); das Gesicht des liegenden Fürsten voll edler Grazie; das aus carrarischen Marmor gefertigte Denkmal ist das Werk eines italienischen Künstlers.

Unter den Kapellen erwähnen wir die Magnuskapelle, in welcher eine berühmte Grablegung Christi, ein dem fünfzehnten Jahrhundert entstammendes Kunstwerk voll tiefer Empfindung die Kunstkenner fesselt. In der Marienkapelle befindet sich die Grabstätte des Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler. An der heute noch durch zahlreiche frische Kränze kenntlich gemachten Stelle, an welcher der Leichnam ruht, soll dem eifrigen Hirten ein Denkmal errichtet werden.

In dem Ostchor befindet sich, seitwärts von dem Chor, nach dem Süd- und Nordschiffe, südlich das Denkmal des Landgrafen Georg Christian von Hessen aus dem Jahr 1677; der Prinz, spanischer General, starb in Frankfurt und wurde seinem Wunsche gemäß hier begraben; er kniet in ganzer Rüstung vor einem Kruzifix, 15 Ahnenbilder und das Wappen des Verstorbenen zieren das von Arnold Harnisch gefertigte Denkmal; nördlich das Denkmal des kaiserlichen Generals Grafen Karl Adam von Lamberg, welcher 34 Jahre alt, bei dem Sturme des deutschen Heeres gegen die von den Franzosen besetzte Stadt am 6. September 1689 getödtet wurde. „Der Tod, der unerbittliche Sensenträger, der ihn in blühender Jugend hingemäht, ist im Begriff den Sarg zu schließen; aber erheben will sich der Held, stemmt sich gegen den Deckel.“

Der südliche Kreuzarm weist gleichfalls zahlreiche historisch bedeutsame Erinnerungen auf. Der am Eingange vom Leichhofe her links stehende Weihwasserkessel wird nicht gebraucht, weil die Sage geht, das Pferd des Schwedenkönigs Gustav Adolph habe aus demselben getrunken. An der Seite rechts vom Eingang steht das Denkmal des Dompropsts Karl Emmerich Franz von Breidenbach-Bürresheim aus dem Jahr 1743, eine der kostbarsten Bildhauerarbeiten des Doms. Vorzüglich schön ist das Haupt des Verstorbenen ausgeführt. Der die Zeit vorstellende Kopf unter dem Denkmal wird nach Bockenheimers Versicherung, oft mit Laokoon verglichen. Der Verfertiger des Denkmals ist der Mainzer Künstler Johann Peter Melchior (geboren 1741 im Herzogthum Nassau-Berg, ging er von Mainz wo er längere Zeit lebte, in die seit Langem eingegangene Porzellanmanufactur nach Höchst und kam endlich nach der bayerischen Porzellanmanufactur in Nymphenburg, woselbst er 84 Jahre alt starb). Bei dem Austritt aus dem südlichen Kreuzesarm nach dem Mittelschiff begegnet man an dem ersten Pfeiler des Chors, in der Richtung nach Osten, dem Grabstein des Erzbischofs Berthold von Henneberg (1504) aus rothem Marmor. Gegenüber am nördlichen Chorpfeiler befindet sich derjenige des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg (1514—1545), den Luther vergeblich für die Reformation zu gewinnen sich bemühte. An demselben Pfeiler, nach dem nördlichen Schiffe, steht das Denkmal desselben Kurfürsten aus dem Jahr 1545, eines der ältesten und werthvollsten Denkmale aus der Zeit des Wiedererwachens der Künste. Die Rundbogenthür des Leichhofes ist der älteste Eingang des Hochchors. Eine noch vorhandene, aus der Zeit des Erzbischofs Bardo stammende Krypta ist nicht mehr zugänglich. In dem Kreuzgang der Südwestseite befindet sich eines der Erzeugnisse moderner Bildhauerkunst, das von Schwanthaler geschaffene, 1842 errichtete Denkmal zur Erinnerung Frauenlobs

eine anmuthige, durch die herrlichen jungfräulichen Formen den Beschauer fesselnde Frauengestalt, welche einen Kranz auf des Meistersängers Sarg legt. Der 1783 errichtete Grabstein Frauenlobs, nach dem Muster eines älteren Steines, befindet sich an der Nordseite des Doms. Sein Grab dagegen ist näher nach dem Liebfrauenplatze zu.

Reich war ehedem der Domschatz an Erzeugnissen mittelalterlichen Kunsthandwerkes, allein die französische Revolution hat ihn seiner schönsten Zierden, bestehend in goldenen und silbernen Gefäßen, prachtvollen Gewändern, mit Juwelen besetzten Evangelienbüchern, Arm- und Kronleuchtern, Räuchergefäßen und Wasserbecken von gediegenem Silber beraubt. Was jetzt noch vorhanden ist, sind nur spärliche Ueberbleibsel des kirchlichen Prunkes, den die Erzbischöfe und Priester in dem goldenen Mainz entfalteten. Zwei früher der Stephanskirche angehörige Evangelienbücher und zwei goldene, angeblich aus der Epoche Willegis, nach einigen von diesem selbst herrührende Kelche, von welchen der eine sowie die dazu gehörige Patene besonders kunstreich gearbeitet sind, wollen wir als Zierden des Domschatzes erwähnen.

Unmittelbar neben dem Dom befindet sich die Johanneskirche. Der Tradition zufolge, welche hierin wohl Recht haben kann, befand sich an dieser Stelle die von der Prinzessin Berthora (S. O.) erbaute Kirche, die Taufkirche des heiligen Bonifacius, in welcher dessen Herz beigesetzt sein soll. Diese durch eine in der Rococoperiode vorgenommene Renovation entstellte Kirche weist in ihren Grundformen auf eine Basilika hin. Eine Inschrift in der Sakristeithüre (1314) und Mauerwerk lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß ein bereits im dreizehnten Jahrhundert vorgenommener Neubau an die Stelle der ältesten Kirche getreten ist.

Ein herrliches Erzeugniß der gothischen Baukunst ist an die Stelle des ehemaligen römischen Castrums auf der Anhöhe, von welcher man Mainz, den Taunus, die Kette der Bergstraße und den Donnersberg, ein wunderbares Panorama, überschaut, gelegene Stephanskirche, welche, ursprünglich von Willegis 990 erbaut, um die Mitte des 11. Jahrhunderts erneuert wurde und endlich im 13. Jahrhundert durch einen abermaligen Umbau ihre jetzige Gestalt erhielt. Durch die Pulverexplosion, welche am 18. November 1857 Mainz in Schrecken versetzte, wurde sie neuerdings schwer beschädigt. Seitdem aber ist sie geschmackvoll wieder hergestellt worden und gehört zu den Zierden der mannigfachen kirchlichen Bauten der Stadt Mainz.

Nächst der Stephanskirche ist die Quintinskirche durch ihr Alter hervorragend. Die ursprüngliche Pfarrkirche wurde hier gleichfalls erneuert. Eine Quintinspfarrei soll bereits 815 vorhanden gewesen sein. Die jetzige Kirche gehört dem 13. Jahrhundert an.

Die Augustinerkirche (1776), die Rochuskirche (1721) und die Peterskirche (1751) sind jüngeren Ursprungs. Ebenso die in der ehemaligen Vorstadt Selenhofen errichtete Ignatzkirche, welche übrigens an der Stelle einer bereits im fünfzehnten Jahrhundert vorhandenen Kirche erbaut wurde. Die unansehnliche Emmeranskirche entstammt dem 12. Jahrhundert. Die neuerdings vielfach in der Oeffentlichkeit erwähnte Pfarrkirche von St. Christoph gehört gleichfalls zu den kleineren gottesdienstlichen Gebäuden, und soll bereits 893 eine Kapelle an dieser Stelle vorhanden gewesen sein. Wie die meisten Mainzer Kirchen ist auch die St. Christophskirche von hohem geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Interesse. Neuerdings hat Dr. K. G. Bockenheimer dieselbe zum Gegenstande einer besonderen, bei Franz Kirchheim in Mainz 1881 erschienenen Monographie gemacht.

Eine Reihe von Kirchen ist im Laufe der Jahrhunderte verschwunden. Die Mehrzahl derselben wurde bereits von uns erwähnt. In diesem Jahrhundert, 1803, ließ die französische Verwaltung die bei dem Bombardement von 1793 schwer beschädigte Liebfrauenkirche abreißen; einige Jahre später, 1809, wurde die Agnesenkirche, am oberen Ende der Ludwigsstraße, 1812 die Weißfrauenkirche am Thiermarkt beseitigt. Die Odenmünsterkirche war bereits 1742 entfernt, die Pauluskirche am Münsterthor schon 1669 von den Schweden demolirt worden.

Wandern wir durch die Straßen der Stadt, so ist zunächst die parallel mit dem Rheine laufende Rheinstraße, welche sich von dem Bahnhof und Holzthurm bis zum alten kurfürstlichen Schlosse erstreckt, mit den auf einen großartigen Fremdenverkehr eingerichteten Rheinhôtels eine Zierde der Stadt, insbesondere aber bilden die imposanten Façaden des Zeughauses und des deutschen Hauses einen

großartigen Abschluß derselben. Unmittelbar an das Schloß schließt sich der Schloßplatz an, dessen hervorragendste Zierde der Rococobau der Peterskirche bildet.

Auf den Schloßplatz mündet die schönste Straße von Mainz, mit welcher nur noch die jüngere Ludwigsstraße rivalisirt, die von Nordosten nach Südwesten sich erstreckende große Bleiche ein. Die große Bleiche sowie die mit ihr parallel laufende mittlere und hintere Bleiche, wurde 1660 von Kurfürst Johann Philipp von Schönborn auf einem unter dem Namen die „Sauweiden" bekannten sumpfigen Wiesenterrain angelegt, welches bisher nur zu Bleichgärten, sowie zu Weideplätzen für Schweine diente. Nach Südwesten schließt der Münsterplatz und das Münsterthor die Straße ab. Vom Münsterplatz gelangt man durch die kleine Bilhildisstraße in die Altmünstergasse, deren Hauptgebäude das ehemalige Altmünsterkloster, das heutige Militärspital, bildet. Von dem Hospital führt die neue Universitätsstraße, in welcher sich ehedem die Professorenwohnungen befanden, nach der Schillerstraße, die Altmünstergasse selbst mündet auf das obere Ende des Schillerplatzes, des früheren Thiermarkts, im Mittelalter der Dietmarkt genannt, zur Römerzeit das forum gentile. Am oberen Ende des Marktes erhebt sich, ein Zielpunkt des Mainzer Spottes, die 1859 errichtete Schillerstatue; ein Brunnen am unteren Ende des Platzes ist durch eine dem Palaste Karls des Großen zu Ingelheim entnommene Syenitsäule merkwürdig. Von alten Patrizierhäusern befinden sich der Ostein'sche und der Bassenheimerhof auf dem Schillerplatz.

Von dem Thiermarkt aus führt die Emmeransgasse, die frühere Marktstraße, in das Innere der Stadt. Sie bildete, indem sie weiter der Richtung der heutigen Rechen- und Reichenklarenstraße folgte, ehedem die hauptsächlichste Verbindung zwischen dem Forum und der römischen Schiffbrücke.

Vom oberen Ende des Thiermarkts führt die Gaugasse nach dem Gauthor. Vom Thiermarkt aus führt von der Gaugasse links die Stephanshohl aufwärts nach der Stephanskirche. In der Stephanshohl stand im 14. Jahrhundert das Haus der alten Patrizierfamilie der Friderung. Heute erhebt sich daselbst der prächtige Schottenhof, ein von dem am 1. Mai 1875 verstorbenen Bürgermeister Franz Schott der Stadt Mainz hinterlassenes Vermächtniß.

Vom Thiermarkt abwärts nach dem Rhein führt die 1807 begonnene Ludwigsstraße. Sie schließt mit dem Gutenbergsplatz, dessen hervorragendste Zierden das von Moller erbaute Stadttheater und das edel gehaltene Gutenbergsdenkmal, eine Schöpfung Thorwaldsens, bilden. Wendet man sich von dem Theater links, so gelangt man auf den freundlichen Tritonplatz, dessen südwestlichen Abschluß die Fuststraße bildet. Nur wenige hundert Schritte von hier entfernt befand sich die städtische Fruchthalle, in welcher sich das fröhliche Mainz zu Gesangfesten und Narrhallasitzungen zusammenfand. Vom Gutenbergplatz gelangt man über das sogenannte Höfchen zum Speisemarkt, auf dem Liebfrauenplatz durch die Fischthorstraße beim Fischthor wieder auf die Rheinstraße. Zur Linken des Theaters befindet sich auf dessen Nordseite die Universitätsstraße. Von dem oberen Theile des Speisemarkts rechts nach dem Flachsmarkt führt die Schustergasse. Von dem Dome südöstlich nach dem Neuthor führt von der Seite des Leichhofs aus die Augustinergasse. Von der Augustinergasse aufwärts, den Kirschgarten und die Rochusstraße entlang, gelangt man zur Citadelle mit ihren vier Bastionen Alarm-Bastion, Tacitus-Bastion, Drusus-Bastion und Germanicus-Bastion. Auf der Drusus-Bastion befindet sich der Eichelstein, zu welchem eine im Inneren angelegte Wendeltreppe hinaufführt. Die unterhalb der Tacitus-Bastion nach der Philippi-Bastion führende Straße heißt die „Eisgrube". In unmittelbarer Nähe befindet sich das Gauthor, von wo der alte Kästrich aufwärts nach jener unter dem Namen der neue Kästerich bekannten herrlichen Plattform führt, einem der reizendsten Aussichtspunkte, welche sich innerhalb der Umfassung der Stadt Mainz darbieten. Die Emmerich-Joseph-Straße führt von dort wieder abwärts nach dem Schillerplatz.

Von einzelnen merkwürdigen Gebäuden führen wir endlich noch an das heutige Casinogebäude, den berühmten Hof zum Gutenberg, das Stammhaus der Mutter des Erfinders der Buchdruckerkunst. Der Hof zum Humbrecht in der Schustergasse, das Druckhaus Fusts und Schöffers, wurde bereits erwähnt, desgleichen der zwischen der Marktstraße und Franziskanerstraße gelegene Hof zum Jungen, die Geburtsstätte des Erfinders der Buchdruckerkunst. Der „König von England" in der Liebfrauenstraße, ein prächtiges Denkmal der Renaissancebaukunst, ist das älteste Hotel der Stadt Mainz; im

Zopfstyl erbaut ist der „jüngere römische Kaiser“ am Liebfrauenplatz. Das heutige Postgebäude am Brand, der ehemalige Gasthof „zu den drei Reichskronen,“ ist durch Hauff's „Memoiren des Satans“ berühmt geworden. Gegenüber in der großen Quentinsgasse befand sich wohl jene Herberge „zur Krone“, von welcher Hutten in den Briefen der Dunkelmänner erzählt und wo er mit einem Edelmann, einem hochgewachsenen Mann mit langem rothem Bart, zusammentraf, der gewaltig über die Pfaffen loszog. Die „Herberge zur Krone“ war zur Zeit der Reformation, so zu sagen die „Stammkneipe der Mainzer Fortschrittspartei.“ Die am Hofe Kurfürst Albrechts lebenden Poeten, Freigeister und Religionsspötter hielten, nach den „Briefen unberühmter Männer“, dort ihre Zusammenkünfte; mit Schwertern und Degen an der Seite gingen sie dort ein und aus, würfelten um Ablaßzettel, führten gottlose Reden und verhöhnten Mönche und Magister, welche ihr Unstern in dasselbe Gasthaus geführt hatte.

Neuerdings hat Mainz in Folge der fortwährenden Vermehrung der Bevölkerung und der steigenden Anforderungen der Industrie eine Ausdehnung in der Richtung nach dem Gartenfelde erfahren. Nach langen Verhandlungen mit der Militärbehörde kam ein Uebereinkommen zu Stande, wonach das durch die Abtragung der Festungswälle westlich der Altstadt frei werdende Gelände auf eine Länge von 1000 Meter und eine Breite von 3000 Meter zur Anlage der Neustadt verwendbar wurde. Nach den Anfängen zu schließen steht hier eine wahrhaft großartige Stadtanlage in Aussicht. Während die breitesten Straßen von Mainz die Ludwigsstraße und die große Bleiche nur 17 bezw. 15 Meter messen, erhielt die von dem projectirten Bahnhofe bis zu dem Rheine auf eine Länge von etwa 500 Meter sich hinziehende Hauptstraße Boulevard eine Breite von 60 Metern mit je 2 Trottoirs von 5 Meter Breite längs der Häuserreihen; sie hat zwei Fahrstraßen von je 10 Meter Breite und Promenaden, die einen mittleren mit Gesträuchen, Blumen und Rasen bepflanzten Raum in sich schließen. Die ganze künftige Neustadt umzieht die an die von der Mathildenterrasse kommende alte Wallstraße sich anschließende, vom neuen Bingerthor bis an das Rheinthor herabführende Wallstraße. Auf der Höhe dieser Straße, in der Nähe des Bingerthores hat man die schönste, großartigste Rundschau über die Stadt nach dem Rheine und dem Taunus.

Reiche Anregung finden diejenigen, welche sich für Mainz, seine Gebäude, Sammlungen und Kunstwerke ꝛc. interessiren, in der Schrift von Dr. K. G. Bockenheimer: „Mainz und Umgebung“ (Verlag von J. Diemer 1880) auf welche wir zum Schlusse noch verweisen. Wir können von Mainz nicht scheiden, ohne noch des frischen, gesunden Volslebens und insbesondere des kernigen Mainzer Humors zu gedenken. Leider schafft dieser Mainzer Humor, wie er meist ein Erzeugniß fröhlicher Stunden beim Glase ist, nur wenig bleibendes und man muß in Mainz selbst leben, um sich immer an ihm erfreuen zu können. Unter den bleibenden Denkmalen der Mainzer Laune erwähnen wir die Schrift von Friedrich Lennig „Etwas zum Lachen“ (Sechste Auflage Mainz 1878 bei Franz Kirchheim), deren leider zu frühe verblichener Verfasser (geb. 1797 zu Mainz, starb daselbst am 6. April 1838), ein ächtes Mainzer Blut, uns in diesem Werke eine Reihe der schönsten humoristischen Schöpfungen hinterlassen. Wir entnehmen der Schrift folgendes, den rheinhessischen Bauer trefflich characterisirendes Gedicht:

Die Kinderzucht.

Wann's wohr wär, daß mein Annekätt
Werklich e Ah uff den Schulmanschter hätt;
Wann sich in Arnst su ebbes uff dhet kläre,
Kotz Helle tausend Krenk, wie wollt eich deß kurreerre!
Wie wollt eich dem, eich braicht kaan Apothekerschtroppe,
Die Heyrathsbosse aus de Rippe kloppe.
Do geb eich's ehnder noch meim Knecht,
Als su-me Elendskloo, dar met der Feder fecht.

Dann wer sich heit ze Dah zum Schulmanschter versteht,
Dar hot vun selbscht's Gelibd der Armuth abgeleht.
Ein Bauer, wie eich sehn, will eich zum Dochtermann,
Dar Wein micht, daß m'r a sich Roth's erhole kann;
Dar, wammer zu=em kimmt, am ach e Paar Budelle,
Un net de Dintekruch nor uff de Disch kann stelle.
So will eich's hun, un wan eich neinmol Unrecht hätt,
Do leid eich doch kann Widderredd.
Deß wär mer schien, die Kinn de misse horje,
Von der Wieh an, bis daß se sich versorje.
Und sehn se, daß m'r kaam an en enuf kann lange,
Su alt wie Esel un su gruß wie Hoppestange;
De Buwe, die net heern, die Weibsleit beim Geschnatter,
Hun eich's Recht druff ze schlah, dann dofor sehn eich Vatter;
S'is aam sein Schulligkeit, s' stieht in der heilig Schrift,
Daß war sein Kinn garn hot, daß darsch als manchmal trifft.
Gottlob', deß hun eich net uff mein Gewisse,
Daß eich net iwwrig hätt druff und druff geschmisse:
Dann in der Forcht sehn de'r Mein in die Heh geschosse.
Eich sehn lang gut, nor muß m'r meich gut losse.
Nie hun ich eich dorchgesiehn, un vorab abgewehrt,
Wann se hun Flich und Schwier im Maul gefehrt;
Do saht eich: „Wann dir net gleich dhut deß Fluche spare,
Soll's bitter beeß Kreiz eich dorch die Knoche fahre!"
Wie eich d'r su mit Nohdruck hun geredt,
Eich maane, daß des Fluche nohgelosse hätte.
Gebrummelt hun se als Sundahs Middahs beim Fresse,
Wann eich des Flaasch ellaans for Hunger uff hun gesse,
Do hun eich se geschennt un saht: „Was fellt eich ein,
Unnitzig wollt ehr noch, glab eich, und geier sehn?"
„Freßt ehr noo Kesebrod, do bleibt= er a gesund lang,
Wann's a net su gut ritscht, die Gorjel is kaan Stund lang".

Am mehrschte awwer hun se sich in Acht genumme,
Wann eich besoffe haam sehn kumme.
Vun owwe bis erunner abgestaabt
Hun eich se do, un Ordnung handgehabt. —

Awwer m'r is d'r jo, als wär m'r glatt e Narr,
Iwwer sein aigne Kinn jetzt nets=emol net Harr.
M'r mag sich noch su aarg bergehe wehre,
Die Porple muß mer=en in losse ockeleere.
Greift ehr nohr unserm Harrgott vor!
Ar krieht eich doch wu annerschter beim Ohr.
Drumm warn se blinn un schepp als wie die Dachse.
Unn sehn se d'r bernoh e Bisse uffgewachse,
Su daß m'rsch grad hibsch dhet in die Arwet brauche,
Do misse se in Schul, für Sache die nix dauche.
For was solls Lese un des Schreiwe sehn?
Dem Bauer treht deß noch's ganz Jahr kaan Batze ein.
Les't, wann=d'r lese wollt, die Beere uff, die falle,
Was braicht er eich met Bicher uff zehalle?
Su langs die Kinn net kenne is m'r sicher,
Do mache se sich aach net hinner bese Bicher;
Un hun se's Schreiwe net gelarnt, losse se's bleiwe,
Do kenne se sich aach dem Deiwel net verschreiwe;
Do werd en wenigstens doch der Verstann net schief,
Do kritzele se sich doch aach kaan Liewesbrief.

Letzt hun aich an gesiehn am Schaffot in der Stadt,
E Halsduch hot d'r dar vun Eise an gehatt;

Dem hun se's Hemm vum Buckel weggestruppt,
Und hun' em wie em Gaul de Brand hibsch druff gebuppt.
Wie e Frosch, wam=mern giekt, su horr=er do gezuckt,
S' hun mehr als dausend Mensche zugeguckt.
E falsch Quitting war schuld an dem seim Fall,
Sunscht wär er noch su ehrlich wie mer All.
Ei hun an Larnerei mein Lebdach net gedocht,
Un hun's jo doch su weit uff sechzich Johr gebrocht.
Uff e erscht Hypedeek, s' seyn jetzt e Johrer acht,
Hun eich drei Kreiz wie Holzbeck druff gemacht.
Eich maane dann, es hätt d'r das gegolle,
Wie eich de Akt ganz um hun stoße wolle,
Uff's Stroh geleht hun eich drum wäre solle.
Das Rechene allans, deß micht de Kopp aam Koor,
Do hun eich noch Reschbeckt dervor.
Awwer m'r is d'r jo, als wär m'r glatt e Narr,
Iwwer sein aigne Kinn jetzt ner=emol net Harr.
Do larne se s' Babeer linjeere,
Un kenne net de Pluh grad dorch de Acker fehre;
Do gewwe se sich ab met Feddern krutze,
Und kenne d'r vor Gott kaan Obstbaam stutze,
Do wisse se wu Moska leit,
Un in der Ortsgemarkung kaan Bescheid.
Un mache=s=er grad noh, und dhun sich aach net rehe.
Am Enn do wolle se gescheider seyn derham,
Als m'r selbscht is, und das biggeert un arjert aam.
Awwer kaans wächst mer doch iwwer de Kopp enaus,
Ei'ch seyn und bleib der Harr im Haus.
Un seyn se, daß m'r kaam an=en enuff kann lange,
Su alt wie Esel un su gruß wie Hoppestange,
De Buwwe, die net heer'n, de Weibsleit beim Geschnatter,
Hun eich's Recht druff ze schlah, dann dofor seyn eich Vatter!

Wer sich eine Vorstellung von dem „goldenen Mainz“ machen, wer sich davon überzeugen will, daß diese Bezeichnung heute noch zutrifft, der mache einen Spaziergang nach der neuen Anlage, jener classischen Stelle, auf welcher ehedem das kurfürstliche Lustschloß Favorite sich erhob. Mit Ausnahme der Stelle, wo sich der Rhein bei Rheinfelden brausend über Felsen herabstürzt, giebt's wohl bis hinunter zum Meere keinen Ort des Stromes, welcher, was Schönheit und Großartigkeit des Bildes anlangt, durch Formenreiz und Farbenpracht desselben gerade diesem wunderbaren Fleckchen Erde gleich käme. Gegenüber liegt Mainz mit seinen alterthümlichen Thürmen und Bauten, über welche Dom und Stephanskirche hinausragen; der silberglänzende Strom, dessen reger Verkehr uns fesselt, umrauscht und bespült die herrliche Stadt, und unmittelbar vor uns spannt sich die gewaltige Eisenbahnbrücke über denselben. Im Hintergrund Bieberich und die lachenden Fluren des Rheingaues, die dunkelen Höhen des Taunus, von welchen sich die Platte und die Kapelle des Neroberges hellleuchtend abheben, vervollständigen das bezaubernde landschaftliche Panorama. Sehe man dieses Bild in die Gluth der Abendsonne getaucht, die dunkelen Häuser der Stadt, wie sie sich abheben von dem tiefen Purpurgrund des Himmels, sehe man die Wellen des Stromes funkelnd in rothem Purpurlicht, und bewege man sich dann wieder unter dem Gewühl des fröhlichen, lebenslustigen Volkes, das an schönen Sommerabenden die neue Anlage aufsucht, und wir scheiden von Mainz mit dem Bewußtsein, daß es die Perle des Rheinstromes nicht nur, sondern daß diese Stadt, wie sie groß durch die wackere deutsche Gesinnung ihrer Bevölkerung ist, auch äußerlich als einer der schönsten Edelsteine erscheint in der reichen Krone deutscher Städte. Ihre Bevölkerung aber gilt uns als ein Muster deutschen Volksthums.

Niemand hat wahrer und schöner ausgedrückt, was vor allem der Schriftsteller empfindet, wenn er Mainz betritt, wie der Humanist Ulrich von Hutten, und heute noch dürfen wir mit ihm sagen: „So oft ich von anderswoher dahin zurückkomme, fühle ich mich erfrischt und ermuntert; ich bin hier immer so aufgelegt zur Lectüre und zum Schreiben, und es ist ganz wunderbar, daß ich nirgend mit mehr Leichtigkeit arbeite." Und — wenn wir scheiden von dieser herrlichen gastlichen Stadt, von ihren lebenslustigen Bewohnern, und ihr ein herzliches Lebewohl zurufen, geschieht dieses jedesmal nicht ohne daß wir leise hinzufügen — auf Wiedersehen!

Die Reste des Mainzer Kurstaates auf dem Gebiet der heutigen Provinz Rheinhessen.

Die Umgebungen von Mainz.

Die Geschichte der auf dem Gebiet der heutigen Provinz Rheinhessen gelegenen Reste des Mainzer Kurstaates ist mit der Geschichte von Mainz so eng verwachsen, daß wir dem oben Gesagten bezüglich der Mehrzahl der Orte kaum viel hinzuzufügen haben. Nur bei einzelnen besonders wichtigen Oertlichkeiten haben wir daher Veranlassung eine Ausnahme zu machen. Mainz gerade gegenüber liegt

Kastel.

Kastel 6618 Einwohner an der Stelle eines von Drusus, etwa gleichzeitig mit dem Castrum Moguntiacum angelegten Römercastells erbaut. Das Römercastell befand sich an der Nordseite der heutigen Stadt. Der Brücke, durch welche es mit dem Castrum auf dem linken Rheinufer verbunden war, wurde bereits oben gedacht. An das Castell schloß sich später eine bürgerliche Niederlassung an, deren Entstehung wohl in das Jahr 150 n. Chr. fallen dürfte. Kastel theilte von Anfang an alle Schicksale mit Mainz. Nach der Wiedererbauung in fränkischer Zeit gehörte der Ort zu dem Comitat des vorderen Rheingaues bezw. zu dem Königshundert und kam dann, entweder unter Erzbischof Wilhelm (954 — 968) oder unter Erzbischof Rupert (970 — 975) an das Erzbisthum Mainz. (Bockenheimer: „Mainz und Umgebung"). Im 13. Jahrhundert galt das durch starke Befestigungen geschützte Kastel nach verschiedenen Autoren eine Zeit lang als Reichsstadt, bis es bald darauf wieder völlig unter die Herrschaft des Mainzer Stuhles kam. Aus kurmainzer Händen ging die Stadt im Lüneviller Frieden auf den Fürsten von Nassau-Usingen über, bis dieser im Jahr 1806 Kastel mit Kostheim und der Petersau an Frankreich abtrat. Nicht fern von Kastel, an der Stelle, wo der Main in den Rhein mündet, liegt das 3237 Einwohner zählende

Kostheim.

Zu Karl des Großen Zeit befand sich hier eine Kapelle und ein kaiserliches Palatium. Kaiser Karl hielt hier im Jahre 795, nach dem Zeugnisse des Albert von Stade, wegen der Sachsen Reichsversammlung ab. Im 13. Jahrhundert bekam das St. Stephanstift in Mainz die Hoheit über das Dorf, welche unter Erzbischof Uriel von Gemmingen völlig an das Erzstift überging. In den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs wurde es völlig zerstört. Kostheim gegenüber auf dem linken Ufer des Mains, sieht man noch Ruinen der von Gustav Adolph 1633 hier angelegten Festung

Gustavsburg. Von der Hessischen Ludwigsbahn wurde hier ein großartiger Bahnhof erbaut und ein Hafen angelegt.

Auf dem rechten Rheinufer gelangen wir, wenn wir zum Neuthor hinaustreten zunächst in die neue Anlage, das letzte Ueberbleibsel des einstigen prächtigen kurfürstlichen Lustschlosses Favorite. Oberhalb der Anlage, auf der Höhe des Berges befand sich das ursprünglich von Erzbischof Richulf 796 als ein Benedictinerkloster gegründete St. Albanstift. Von hier weiter gelangt man auf einem, eine herrliche Aussicht bietenden Wege nach

Weisenau, (3489 Einwohner),

dem alten Sitz der Bolanden, deren Burg im 13. Jahrhundert durch die Mainzer zerstört wurde. Nach dem Aussterben der Bolanden kam das Dorf an Sayn und Isenburg, bis es zuletzt in den Alleinbesitz von Isenburg überging. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde Weisenau von dem Kurfürsten Johann von Schönborn für das Mainzer Erzbisthum erworben. Weisenau ist für die Geschichte der Buchdruckerkunst von einiger Bedeutung. Hier, in dem ausgedehnten Bereich des 1552 durch Albrecht von Brandenburg verbrannten St. Victorsstifts befand, sich seit 1539 die Druckerei des Franz Bohm, der nach der Zerstörung des Stifts nach Mainz in das neben dem „Birnbaum" gelegene Haus zum „Maulbaum" übersiedelte. Von Weisenau führt die Landstraße längs des Rheins nach

Laubenheim (1261 Einwohner),

ein Ort der mit seiner Umgegend bis nach Bretzenheim hin, durch den am 29. October 1795 erfolgten siegreichen Angriff des österreichischen Generals Clairfait auf die sogenannten Mainzer Linien, einer von dem französischen Belagerungscorps eingenommenen, sich von Bodenheim nach Hechtsheim, Marienborn und Gonsenheim und von da bis zum Rhein ausdehnenden befestigten Stellung, denkwürdig geworden ist. Weiter westlich, eine Stunde von Mainz, liegt das bei den Belagerungen dieser Festung jedesmal schwer mitgenommene 2558 Einwohner zählende

Hechtsheim.

Bei Hechtsheim soll sich der militärische Uebungsplatz der Römer (campus martis) befunden haben. Eine Stunde von Mainz, vor dem Gauthore, auf der Pariser Straße, liegt

Marienborn (600 Einwohner).

Das unter dem Namen Chausseehaus bekannte Gasthaus an der Straße ist namentlich durch Goethe's Schilderung der Belagerung von Mainz bekannt geworden. Es gehört zu den schönsten Aussichtspunkten, welche die Umgebung von Mainz darbietet. Eine Viertelstunde von Mainz, rechts ab von der Pariser Straße liegt

Zahlbach,

eine der reichsten Fundstätten römischer Alterthümer. Hier war ehedem der Begräbnißplatz der römischen Krieger und zahlreiche, schon im Jahr 1280 die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher erregende Steine mit römischen Inschriften fördert man hier zu Tage. In einer zwischen Zahlbach und Bretzenheim gelegenen Schlucht (der Alexanderhohl) soll nach Bockenheimer „Mainz und Umgebung" der Ort Cicila zu finden sein, bei welchem der Kaiser Severus Alexander mit seiner Mutter Mammäa im Jahr 234 ermordet worden ist. Die wahrscheinlich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstandene römische Wasserleitung, deren gewaltige Ueberreste bei Zahlbach noch sichtbar sind, wurde bereits erwähnt.

Fehlt es auch Mainz an schattigen Waldanlagen, so entbehren seine Umgebungen doch nicht der Anmuth und Mannigfaltigkeit. Die neue Anlage, die freundlichen Spaziergänge um die Enceinte der Festung, der Linsenberg und in weiterer Entfernung der Leniaberg (Lenneberg) bei Budenheim bieten mannigfaltige Abwechslung. Insbesondere der letzte Punkt gehört zu den schönsten Fernsichten des Rheingaus. In dichten Schaaren pilgert die Mainzer Bevölkerung an den hohen Festtagen und den schönen Sonntagen des Frühlings zu ihm hinauf.

Ungefähr vier Stunden unterhalb Mainz auf dem linken Rheinufer liegt das 2693 Einwohner zählende

Nieder-Ingelheim,

das Noviomagus der Römer, wahrscheinlich gleich dem benachbarten Ober-Ingelheim schon zur keltischen Zeit eine Niederlassung. In dem Namen Noviomagus, welcher sich im Mittelalter in Neumag verwandelte (Magus heißt im Keltischen Wohnort, will man den keltischen Ursprung erkennen, analog Borbitomagus (Worms), Brocomagus (Brumath i. E.) Rilomagus (Remagen). Auch hier legte Drusus eines seiner Kastelle an. Nach J. Hilß (Vergl. dessen Schrift: „der Reichspalast zu Ingelheim" Ober-Ingelheim im Selbstverlag) befand sich dieses Kastell an der heute noch den Namen „Ritterschloß" führenden Stelle. Hilß begründet seine Ansicht dadurch, daß die spätere Bezeichnung „Schloß" in ähnlicher Weise auf ein Römercastell der Vertheidigungslinie des östlichen Odenwalds übertragen wurde, woselbst ein Ort von dem früher dabei gestandenen Kastelle, dem „Schlößchen", den Namen Schloßau erhalten hat.

Der zu Ingelheim geborene Chronist Sebastian Münster, dessen „Cosmographei" und andere Werke Ende des funfzehnten Jahrhunderts erschienen, bezeichnet Ingelheim auf Grund der älteren Geschichtsschreiber als den Geburtsort Kaiser Karl des Großen, eine Ansicht, welcher sich auch Minola in seinem Werk Ereignisse am Rheinstrom, sowie neuerdings der Alterthumsforscher A. v. Cohausen angeschlossen haben. Letzterer macht darauf aufmerksam, daß schon vor dem Jahre 742, dem Geburtsjahr des Kaisers, in Ingelheim eine königliche Villa gestanden habe und daß in diesem „palatio publico" von Pipin, dem Vater Karl des Großen, eine Urkunde zu Gunsten der Abtei Maximin in Trier ausgestellt worden sei.

In der Karolingerepoche wird Ingelheim Engilonheim genannt; doch hat sich die alte Benennung Neumag, wie das Zeugniß Sebastian Münsters beweist, jedenfalls noch lange Zeit forterhalten. Karl der Große erwählte Ingelheim zu seinem Lieblingsaufenthalte. Hier erbaute er den großen, von den Geschichtsschreibern gefeierten Reichspalast, dessen Ueberreste zum Theil heute noch sichtbar sind. Der Platz auf welchem derselbe stand, wird der Hauptsache noch durch die Baron von Harder'sche Besitzung bezeichnet. Ueber einem runden Thorbogen sieht man zur Rechten, über einer 5 Fuß 2 Zoll hohen weißgrauen Marmorsäule, herrührend aus dem alten Palast, eine 2 Fuß lange und 3 Fuß hohe Tafel von rothem Sandstein, auf welcher nachstehende Inschrift verzeichnet steht:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Keysers Carlen, nach ihm Ludwig des milden Kaisers Carlen Sohn im Jahr 1044 aber Keyser Heinrichs und im Jahr 1360 Keyser Carlen Königs in Böhmen Palast gewesen und hat Keyser Carlen der Große neben anderen gegosenen Seyle diesen Saal aus Italien von Ravenna anhero in diesen Palast führen lassen, welche man bei Keyser Ferdinand 2 t. und Königes in Hispanien Philipp den 4 t. nach deren Verordneter hochlöbl. Regierung in der unteren Pfalz den 6 t. Aprili Anno 1628 als der katholische Glaube wiederum eingeführt worden ist, aufgerichtet. Munisterus in Historia von Ingelheim des Herrn Räml. Reichstheil fol . . . MDCLXXXIX."

Die Erbauung des Ingelheimer Palasts dürfte zwischen den Jahren 769 bis 774 stattgefunden haben, indem schon 774 wegen einer Empörung der Sachsen in demselben eine Reichsversammlung abgehalten wurde. Der Palast war für die damalige Zeit mit ungemeiner Pracht ausgestattet. Er war nicht nur mit Bildhauerarbeiten aus Italien geziert, sondern auch die Heimath mußte ihr Schönstes und Bestes dazu hergeben.

In der neuesten Zeit gelang es der Alterthumsforschung festzustellen, daß die in den Rheinlanden z. B. an dem Marktbrunnen zu Mainz, dem Schloßbrunnen zu Heidelberg und anderwärts zerstreuten, aus dem Palaste zu Ingelheim herrührenden Syenitsäulen aus Felsberg-Syenit gearbeitet sind (S. die römischen Steinbrüche auf dem Felsberg von Oberst von Cohausen und Ernst Werner).

Ein unbekannter sächsischer Dichter besang unter König Arnulph (888) den Palast und entnehmen wir diesem Gedichte folgende von Pauli („Alterthümer am Rheine") übersetzte Strophe:

> Ingelheim heißet der Ort, wo Karl sich baute den Prachthof,
> Nicht sah unsere Zeit einen ihm ähnlichen Bau,
> Welchem das stolze Rom die Marmorsäulen verliehen;
> Schöne Ravenna du gabst, freundlich die besten dazu
> Von so weiter Beherrschung und ihrer so rühmlichen Zierde
> Konntest die Kraft du erhalten, o fränkisches Reich!"

Nigellus ein Benediktiner Abt, schreibt unter Ludwig dem Frommen nach Cohausen von dem Palast:

> „Dort am Strome des fluthenden Rheins ist gelegen die Stätte,
> Welche geschmückt mit Pracht, welche mit Festen verklärt,
> Wo sich erhebt das Haus mit hundert Säulen gefestet;
> Viele Thore zugleich, vielerlei Wohnungen auch,
> Tausend Pforten und Thüren, und tausend Verschlüsse der Säle
> Sind hier durch das Geschick künstlicher Meister gebaut.

Kaiser Karl erwählte Ingelheim und seinen neuerbauten Palast oft und lange zum Lieblingsaufenthalt. Im Jahr 787 feierte er hier das Weihnachtsfest, verweilte hier den ganzen Winter, feierte Ostern und berief hierher 788 den Reichstag, auf welchem der Bayernherzog Thassilo wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt und von dem Kaiser zu lebenslänglichem Kloster begnadigt wurde. In der Folge fanden unter den Karolingern und unter den Ottonen wiederholt Reichsversammlungen im Ingelheimer Palaste hier statt; verantwortete sich Ernst von Schwaben vor Kaiser Konrad II. wegen seiner Ansprüche auf Burgund; Heinrich III. feierte seine Hochzeit mit Agnes von Aquitanien und Heinrich IV. wurde hier von seinem Sohne entthront. Turniere und Festlichkeiten wurden in Ingelheim hier abgehalten bis in der Fehde zwischen Diether von Isenburg und Adolph von Nassau schlimme Tage für die alte Pfalz hereinbrachen. Im Jahre 1460 belagerte Erzbischof Diether von Isenburg den durch Mauern und Graben befestigten, von den Einwohnern vertheidigten Saal und steckte den Ort nach der Ueberwältigung der Vertheidiger in Brand. Im Jahre 1689 wurde der Saal von französischen Mordbrennern völlig zerstört.

Seitdem hat der Zahn der Zeit unablässig an den Ruinen genagt. Vor einigen Jahren schien es, als ob die Tage alten Glanzes für die Stätte, auf welcher einst Kaiser Karlen Palast stand, wiederkehren sollten. Ein Herr du Barry aus Reims, erwarb die von Harder'sche Besitzung und hatte sich für seine alten Tage die rühmliche Aufgabe gestellt, das Andenken des großen Karl neu zu beleben und an der Stelle der alten Pfalz, einen neuen prächtigen Palast zu erbauen, der sowohl in der Grundform, wie auch in der übrigen Ausführung sich an den karolingischen Bau auf das Genaueste anschließen sollte. Der Bau wurde in Angriff genommen, schwere Quadermassen schaffte man aus Italien und Frankreich nach Ingelheim und der zur Sockelhöhe gediehene Palast verhieß eine der modernen Prachtbauten des Rheinlandes zu werden. Die Bewohner von Nieder-Ingelheim nahmen freudigen Antheil an dem Fortgang des Unternehmens, von welchem man sich versprechen durfte, daß es den Touristenverkehr von neuem nach dem Städtchen lenken würde, als mit einemmale der unerbittliche Tod alle schönen Hoffnungen zu Nichte machte. Herr du Barry starb plötzlich und seitdem ruht der Bau. Möge das schöne Unternehmen eines reichen Privatmannes unseres 19. Jahrhunderts nicht für immer vernichtet sein und mögen die Söhne eine Ehre darin setzen, das Denkmal zu vollenden, dessen Anfänge einem edlen Impulse des Vaters den Ursprung verdanken.

An Ingelheim knüpft sich auch die Sage von Einhard und Emma, und hier soll es gewesen sein, wo Einhard die Kaisertochter entführte. Ein in der evangelischen Kirche enthaltener Grabstein wird für denjenigen der Prinzessin, welche bekanntlich in Seligenstadt beigesetzt wurde, ausgegeben. Er befindet sich in der Wand unter dem Orgelchor und zeigt eine aufrechtstehende Figur mit Krone und Heiligenschein, den Scepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Die letzteren Attribute lassen auf eine Kaiserin schließen, und sind vielleicht diejenigen der Wahrheit näher gekommen, welche in dem Bildwerk das Grabmonument der Kaiserin Hildegard erblicken. Eingemauerte Kapitäle und Thierköpfe aus dem zehnten Jahrhundert weist die Kirche mehrfach auf.

Ungefähr 1/2 Stunde von Nieder-Ingelheim befindet sich Ober-Ingelheim, (3093 Einwohner) dessen alte Stadtbefestigung noch in einem ansehnlichen Umfang vorhanden ist. Auch hier bewahrt man Reminiscenzen an den großen Kaiser Karl. Sein Sattel, welcher auf dem Rathhause gezeigt wird, gilt als dessen Turnirsattel. Der herrliche weit und breit berühmte Rothwein, der hier gekeltert wird, ist wohl der feurigste Lobredner Karls, und Hunderte, welche während des Sommers von nah und fern nach Ingelheim pilgern, gedenken dankbar des großen Kaisers, der hier und in dem benachbarten Rüdesheim, dessen Häuser und Rebgärten zu uns herüberschimmern, die ersten Weinstöcke pflanzte.

Bingen.

Bei Bingen erschließt sich die Wunder- und Zaubersphäre des Rheingaus, und wenn Abends tiefe Ruhe über der Landschaft herrscht, die Stadt und die dahinterliegende steile Gebirgskette des linken Rheinufers, deren äußerste Vorhöhe Schloß Rheinstein bildet, in dunkelen Schatten getaucht ist, der gegenüberliegende Niederwald aber in tiefem Purpurroth erglüht und in stiller Majestät der Strom sich durch das enge Felsenthor seinen Weg bahnt, dann ahnen und fühlen wir den Zauber des Rheingaues, die poetische Macht jenes Wunderstromes, der, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, der deutschen Dichtung stets neue Kraft und Begeisterung verlieh, an dem, vom Nibelungenlied an bis herab zu der Wacht am Rhein, keine große Periode unserer Geschichte vorüberging, ohne daß auch unsere Literargeschichte ein Denkmal aufzuweisen hätte, eine Dichtung, oder nur ein einfaches Lied das zum Preise des vaterländischen Stromes aus begeistertem Dichtermunde erklang.

Auch die Anfänge der gegenwärtig 7062 Einwohner zählenden Stadt reichen in die früheste Epoche unserer Geschichte zurück. Es ist mit Gewißheit festgestellt, daß das Castellum Bingium zu jenen fünfzig Castellen gehörte, welche Drusus an den Ufern des Rheines erbaute, und wahrscheinlich war es die Stelle der heutigen Burg Klopp, wo sich seine Umwallung erhob. Unmittelbar am Fuße der Höhe, auf welcher die Klopp liegt, gegen die Nahe, befand sich die bürgerliche Niederlassung. Sie reichte bis zur heutigen Pfarrkirche, vom unteren Ende der Schmidtgasse bis zum Gauthore und vom Fuße der Klopp bis zur Grube. Der übrige Theil der jetzigen Stadt, die Salzgasse und die Liebfrauengasse, war theils Forum, theils Begräbnißplatz. Mehrere Legionssteine, welche der Mainzer Sammlung einverleibt worden sind, wurden in Bingen gefunden. Die Brücke über die Nahe war schon zur römischen Epoche errichtet; ein uralter Bogen, welcher sich jetzt auf festem Lande befindet und dem Gasthaus „zur Stadt Kreuznach“ als Keller dient, ist noch von jener römischen Brücke vorhanden. Die gegenwärtige Brücke wurde von Willegis erbaut.

Kaiser Julian besetzte 359 die von den Alemannen 354 zerstörte Stadt. Bingen wird zu jener Epoche ausdrücklich eine Stadt genannt, woraus wir schließen dürfen, daß die Niederlassung damals bereits einen größeren Umfang besaß. In der Folge wurde Bingen, nachdem es Zerstörungen

durch die Vandalen und durch die Hunnen erlitten, Eigenthum der fränkischen Könige, von welchen es in den Besitz der deutschen Kaiser überging, bis es 983 von Kaiser Otto II. dem Mainzer Erzbischof Willegis geschenkt wurde. Die Stadt blieb fortan über 800 Jahre (bis 1797) in Kurmainzischem Besitz und nahm Theil an den wechselvollen Schicksalen des Mainzer Kurstaates.

Zu Bingen auf der Burg Klopp fand am 22. Dezember 1104 jene Zusammenkunft zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem treulosen Sohne Heinrich V. statt, bei welcher der alte Kaiser, getäuscht durch die heuchlerischen Schwüre des Sohnes, sich von diesem verlocken ließ, ihm nach der Burg Böckelnheim zu folgen, wo ihn der Sohn gefangen nahm.

Im Jahre 1165 wurde Bingen und Schloß Klopp von dem Landgrafen von Thüringen zerstört. Die Klopp wurde bald darauf wieder hergestellt, und zu ihrer Vertheidigung wurde eine Burgmannschaft gebildet. Im Anfang des 13. Jahrhunderts trat Bingen dem Städtebunde bei, und in jene Epochen fallen verschiedene Versuche der Stadt, die Unabhängigkeit vom Mainzer Erzstift zu erlangen. Am 29. Mai 1254 war Bingen ein Glied des großen rheinischen Städtebundes. In der Fehde zwischen Kaiser Albrecht I. und Erzbischof Gerhard II. wurde die Stadt 1301 von Albrecht mit Sturm genommen. In die spätere Epoche, gleichzeitig mit dem Aufschwung, welchen Mainz nahm, fällt die Glanzperiode der Stadt, und im 14. und 15. Jahrhundert war Bingen der Sitz eines blühenden Handels; mehrere große italienische Handlungshäuser besaßen daselbst ihre Niederlassungen. Die Mainzer Erzbischöfe hatten hier eine bedeutende Münzstätte errichtet. In den Jahren 1424 und 1438 wurde Bingen dem Mainzer Domcapitel von dem Erzbischöflichen Stuhl abgetreten.

In der Folge litt Bingen schwer unter den Katastrophen, welche nacheinander den Mainzer Kurstaat heimsuchten, namentlich durch den Krieg zwischen Diether von Ysenburg und Adolph von Nassau, durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen, den Verwüster der Pfalz, und auch die Würgengel des dreißigjährigen Krieges verschonten die freundliche Rheinstadt nicht. Im Jahre 1639 wurde Bingen unter Anführung des Herzogs von Longueville von Weimar'schen Truppen genommen, im folgenden Jahre aber von den Kaiserlichen und Mainzern wieder erobert. Im Jahre 1644 besetzten die Franzosen die Stadt und am 5. Juni 1684 zerstörten sie dieselbe völlig. Auch die Mauern der Klopp wurden damals gesprengt. Durch ihre günstige Lage kam sie wieder rasch zur Blüthe, und Bingen, dessen Industrie, Handel und Schifffahrtsverkehr demselben eine hervorragende Stelle anweisen, zählt heute zu den blühendsten Städten des Großherzogthums.

Die Heiligen von Bingen.

Die politische Geschichte der Stadt Bingen bietet, wie aus Vorstehendem ersichtlich, keine Momente von besonderer Wichtigkeit. Sie fällt mit der Geschichte des Mainzer Kurstaats beinahe völlig zusammen. Um so reichhaltiger und für die Culturgeschichte namentlich bedeutungsreich, ist die historia sacra der Stadt und man kann sagen, daß durch lange Jahrhunderte hindurch das Leben der Bevölkerung mit dem Schicksale der Heiligthümer, welche man in Bingen aufbewahrt, innig verwachsen ist. Wir berühren um so lieber hier die Heiligengeschichte, als wir bisher noch wenig Gelegenheit hatten, auf diesen Theil der Geschichte unserer Heimath näher einzugehen. Bingen aber, an welches sich so viele Erinnerungen an jene von der katholischen Kirche als Heilige verehrten frühesten Bringer der Cultur knüpfen, scheint uns der geeignetste Ort, um auch der vaterländischen Erinnerungen, welche die Kirche bewahrt, näher zu gedenken.

Der Verfasser kommt hierdurch weder mit seinem protestantischen Bewußtsein in Widerspruch, noch glaubt er seine Mitprotestanten zu verletzen, wenn er auch diesem historischen Gebiet sich zuwendet. Er glaubt vielmehr im Geiste wahrer Toleranz zu handeln, wenn er den Heiligen von Bingen

hier eine Stelle einräumt, um so mehr als die katholische Heiligenverehrung ihre schönen poetischen Seiten besitzt und im Grunde genommen, nichts enthält, was die freisinnigen und aufgeklärten Söhne und Töchter unseres neunzehnten Jahrhunderts verletzen könnte. Verdanken wir doch der Heiligenverehrung die erhabensten Erzeugnisse der Kunst des Malers und Bildhauers. Auch fehlt es nicht an protestantischen Stimmen, welche sich über diesen Theil des katholischen Kultus sympathisch äußern. So fanden wir noch vor nicht langer Zeit in dem in der reformirten Stadt Bern erscheinenden, überaus freisinnigen „Bund" (Jahrgang 1882, Nr. 348 vom 18. Dezember) unter dem Titel: „Etwas über die katholische Heiligenverehrung" folgenden Artikel:

„Es ist in protestantischen Ländern üblich, über die katholische Heiligenverehrung als über den Inbegriff menschlicher Beschränktheit die Achseln zu zucken. Der nächste beste aufgeklärte Handelslehrling einer reformirten Stadt kommt sich ungemein gescheidt vor gegenüber dem katholischen Bäuerlein, das vor dem Heiligenbilde sein Käpplein zieht, ein Kreuz schlägt oder vorübergehend das Knie knickt. So sei denn an dieser Stelle der Versuch gemacht, den vernünftigen Gedanken der katholischen Heiligenverehrung nachzuweisen; mögen zugleich unsere katholischen Miteidgenossen, so sie diese Zeilen ihrer Aufmerksamkeit würdigen, aus denselben lernen, daß wir freidenkerische Männer im Grunde nicht so böse sind und gemäß der Weitherzigkeit unseres religiösen Fühlens vielleicht auf die Dauer besser mit ihnen auskommen dürften, als die Stockprotestanten von der evangelischen Allianz, mit denen sie in letzter Zeit so arg schön thun. Der vernünftige Gedanke der katholischen Heiligenverehrung wurzelt als in seinem tiefsten Grunde in dem Gefühl der Demuth des Menschen vor Gott, in einer Ehrfurcht, die des unermeßlichen Abstandes bewußt ist, der den unendlichen ewigen Schöpfer aller Dinge von dem kurzlebigen, engbegrenzten Menschlein trennt. Sollte der allgewaltige Geist, der die Welt als Lebensodem durchdringt und von dem es heißt:

„Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord und südliches Gelände
Ruht im Schatten seiner Hände" —

sollte dieser letzte Urgrund aller Dinge, der Heilige, zu dem nur in den seltensten besten Augenblicken menschliche Sehnsucht seufzend ihr Auge zu erheben vermag, sollte er um jedes geringfügigen täglichen Vorkommnisses willen von uns belästigt werden?

Es ist selbst dem durch Weisheit und Wissenschaft geläuterten Menschengeiste unmöglich, sich fortwährend mit dem Urquell alles Seins in eine fühlbare Beziehung zu setzen. Wer wirklich religiös geartet ist und um solche Beziehungen sich abmüht, wird dies zugestehen. Ja, wir möchten die philosophischen Denker fragen, ob sie sich demgemäß nicht auch mit Heiligen umgeben, bei denen sie die Stärkung suchen, die sie nicht unmittelbar aus dem göttlichen Wesen zu erlangen vermögen? Wenn ein Dichter, dem der Tod sein liebstes Kind geraubt hat, in einer Dichtung Befreiung von dem Schmerze sucht, in einer Dichtung, die ihn und uns nach Hellas führt, die das Volk einer ewigen Jugend, das Volk der reinsten Kunstschönheit zum Gegenstande nimmt, (Vgl. Gottfried Kinkel's aus solchem Anlasse entstandenes Gedicht „Tanagra". Braunschweig. Westermann's Verlag 1883) — nun, so hat ein solcher Dichter eben auch bei seinem Heiligen Trost gesucht und gefunden. Und wer die vollen Accorde eines Bachschen Präludiums anschlägt, oder einer Beethoven'schen Sonate, — betet er nicht in seiner Weise zur heiligen Cäcilia? Und wenn Shakespeare mein heiliger Prediger ist, warum soll ich Andere nicht vom heiligen Thomas oder Augustinus sich erbauen lassen? Dich stärkt eine Seite in Immanuel Kant's Pflichtenlehre, die dir zeigt, wie auch, wenn Mißtrauen, Argwohn und Verläumdung dich verletzen, du größer sein mußt, als die Widersacher sich's denken können. Nun, jenes Bäuerlein, das dem von Pfeilen durchbohrten h. Sebastian frommen Gruß darbeut, grüßt es nicht eben einen solchen Mann? Es gibt kräftige Heiligen, die zwischen dem Endlichen und Unendlichen auf und ab steigen wie die Engel an der Himmelsleiter, und jeder Drache finstern Erdengrams findet seinen Michael, der ihm auf's Haupt tritt und dazu das Schwert zückt. Darum — was uns selbst erquickt, lassen wir es doch unangetastet Denen, die es in anderer Weise, aber aus demselben tief menschlichen Bedürfnisse sich zugelegt haben!"

Diese Auffassung des Heiligenkultus, wie sie sich in dem Blatte der reformirten Schweiz vorfindet, ist im Grunde genommen von derjenigen der katholischen Kirche nicht wesentlich verschieden. Der katholische Heiligenkult beruht in der That, wie der „Bund" sagt, in dem Gefühle der Demuth vor Gott und des Bewußtseins des unendlichen Abstandes des Menschen vom Schöpfer. Hieraus ist der Gedanke entstanden, daß sich Gott, in seiner Einwirkung auf die Schicksale der Menschen, der Vermittlung bediene. Der oberste Vermittler und Verleiher der Gnaden ist Jesus Christus, dann folgen die Jungfrau Maria, die Himmelskönigin, die Apostel und die heiligen Märtyrer. Allein die katholische Kirche lehrt auch, daß die Menschen sich einander helfen sollen durch das Gebet, nach der Ermahnung des Jacobus: „Betet für einander". So können die Eltern für ihre Kinder, Kinder für ihre Eltern, Geschwister für Geschwister, Unterthanen für den Fürsten, Freunde für Freund und Feind beten. Gott der Herr will, lehrt die Kirche, daß wir uns einander helfen durch Rath und That, Trost und Gebet. „Es ist nur eine Erweiterung und Erhöhung des Prinzips der Bitte, die wir an Mitlebende richten, sagt der Leipziger Professor der Philosophie G. Th. Fechner, „wenn wir solche auch an dahingeschiedene Lieben oder Heilige richten, uns in dem, worin sie uns besonders nahe, oder über uns, oder zum Gegenstand der Bitte in besonderer Beziehung stehen, aus dem Jenseits (durch Fürbitte). beizustehen und bei Gott mit zu vertreten" (Tagesans. Leipzig 1879). Man kann also an die verschiedensten Personen sich wenden, und diese um ihre Fürbitte angehen. „Man wird begreifen", erklärt aber der Verfasser der in der „Germania" erschienenen „Hamburger Briefe", daß die Anrufung Dahingeschiedener, sobald sie einen gemeinsamen, öffentlichen Charakter annimmt, wegen der möglichen Mißbräuche einer Controle seitens des Kirchenregimentes unterstehen muß. Aus diesem Grunde hat die katholische Kirchenautorität sich vorbehalten, jene ihrer dahingeschiedenen Kinder, deren öffentliche Verehrung und Anrufung in den Kirchen gestattet sein soll, offiziell zu bezeichnen. Eine solche offizielle feierliche Erklärung nennt man in der katholischen Kirche: „Heiligsprechung"; sie ist ein Akt, welchem stets die gewissenhaftesten Informationen über das Leben und die Tugenden des Betreffenden vorausgehen. Indem die Kirche einen Christen „heilig spricht", maßt sie sich keineswegs an, zu glauben, derselbe werde in Folge dieser Erklärung in den Himmel aufgenommen. Auch macht die Kirche, wie derselbe theologische Gewährsmann erklärt, die Anrufung der Heiligen niemals zur strengen Pflicht, sie erklärt nur, daß dieselbe nützlich und heilsam sei. Die Ansicht der Kirche ist nach ihm ausgeprägt in einem Schreiben der Kirche von Smyrna über das Martyrium des h. Polycarp: „Den Sohn Gottes beten wir an, aber seine Martyrer verehren wir als die Jünger und Nachahmer des Herrn, wegen ihrer ausgezeichneten Liebe zu ihrem Könige und Meister."

Die katholische Lehre von den Heiligen hat also für diejenigen, welche überhaupt auf christlichem Boden stehen, durchaus nichts Anstößiges und wir dürfen ruhig uns den Schicksalen der Männer zuwenden, welche in Bingen lebten und welche man heute als Heilige verehrt.

Der heilige Rupert.

Wir beginnen mit dem heiligen Rupert, der im achten Jahrhundert der christlichen Zeichrechnung lebte und dessen historische Persönlichkeit ausreichend festgestellt ist. Der heilige Rupert wohnte auf dem nach ihm genannten, heute auf preußischem Gebiet jenseits der Nahe liegenden St. Rupertsberg bei Bingen. Sein Leben wurde in legendenhafter Weise von der heiligen Hildegard geschildert, der Gründerin eines 1147 auf dem Rupertsberg errichteten, mit achtzehn Jungfrauen bezogenen Klosters. Sie traf dort, (wie sie selbst am Schluß der Rupertuslegende versichert) „eine Kirche, worin der Auserwählte Gottes (Rupertus), zugleich mit seiner Mutter ruhte, die bis auf unsere Zeiten bestanden

hat, so zwar, daß wir sie mit unseren eigenen Augen gesehen, als wir auf Gottes Weisung an jenen Ort gekommen waren.“ Der heilige Rupertus war nach dieser Lebensbeschreibung der heiligen Hildegard (S. St. Rupertus-Büchlein von Dr. Peter Bruder, Caplan in Bingen am Rhein. Dülmen, A. Laumann) der Enkel eines lothringischen, in der Umgebung von Bingen reich begüterten Fürsten, der seiner mit dem heidnischen Herzog Robolaus vermählten, später gleichfalls unter die Heiligen erhobenen Tochter Bertha, der Mutter St. Ruperts, seine Güter bei Bingen als Heirathsgut schenkte. Auch hegte der Vater der heiligen Bertha die Hoffnung, sein Schwiegersohn, den er so reich mit Gütern ausgestattet hatte, werde sich zum Christenthum bekehren und dadurch anderen heidnischen Großen ein gutes Beispiel geben. Das war aber nicht der Fall. Robolaus war und blieb ein wüster Heide, der noch dazu seiner Frau mit Undank lohnte. Das war der frommen Frau ein schweres Kreuz. In ihrem Herzen gelobte sie Gott: wenn er sie von Robolaus befreie, so wolle sie sich nie mehr mit einem anderen Manne vermählen. Oft brachte sie in Seufzern, Thränen und Gebeten und Almosen dem Herrn Opfer des Lobes dar und sprach bei sich: „O, o! wann werde ich befreit werden von dem Drucke dieser Welt, die meiner Seele und meinem Körper ein Kerker ist.“ Doch ihr Schicksal nahm eine bessere Wendung. Sie gebar ihrem Gatten einen Sohn, Rupert, und als der Sohn drei Jahre alt war, wurde sie auch von dem bösen Manne befreit, der in einer Schlacht gegen Christen das Leben ließ. Bertha verließ nun das Schloß, welches ihr Gemahl auf dem Berge Lubun bei Mainz besaß, und siedelte mit ihrem Sohne nach dem Rupertsberge bei Bingen über. Dort lebte sie in Armuth und Niedrigkeit, wies die Freier zurück, welche ihr die Hand boten, war eine Wohlthäterin der Armen und leitete ihren Sohn zu einem heiligen, gottgefälligen Leben an. Der heilige Rupert, der von einem Priester, dem heiligen Wigbert, unterrichtet wurde, zeigte schon früh ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Auf einer Fahrt nach Rom gaben ihm fromme Ordensmänner den Rath: „Gehe hin und verkaufe Alles, was Du hast, und gib es den Armen, und komme und folge mir nach (Matth. 19. 21.). Nach Hause zurückgekehrt, befolgte er diesen Rath. „Er erbaute auf seinem weiten Besitzthum Dörfer und Kirchen, wo solche noch nicht bestanden, und übergab sie seinen Leuten, damit sie dort, so lange sie lebten, wohnen, seiner Mutter dienen und allen Vorüberreisenden und in Noth befindlichen Menschen Hülfe leisten sollten. Er selbst aber gedachte, Herzogthum, Mutter, Dienerschaft und Besitzungen, überhaupt Alles, was er hatte, zu verlassen und um Christi willen ein Pilger zu werden.“

Für die Topographie der Länder an der Nahe sind die folgenden Stellen aus der Lebensbeschreibung der heiligen Hildegard von Belang. „Seine Besitzungen aber“, fährt die Heilige nach Vorstehendem fort, „die er von seinem Vater und seiner Mutter und von seinen übrigen Voreltern ererbt hatte, erstreckten sich von jenem Orte, wo seine Reliquien aufbewahrt sind (zur Zeit der h. Hildegard der Rupertsberg), das heißt, wo der Fluß Nahe in den Rhein fließt, am Ufer des Rheins aufwärts bis zur Selz; von da zogen sie sich hin bis zu zwei anderen Flüssen, von denen der eine Wiesbach der andere Appel heißt; und von hier weiter über die Nahe bis zu dem Flüßchen das Ellerbach heißt; und das daselbst der mittlere von drei Bächen gleichen Namens ist, und von dort bis zum Simmerbach, und von hier durch den Soonwald bis dahin, wo der sogenannte Heimbach in den Rhein fällt. Der Wohnsitz des heiligen Rupertus und seiner Mutter war damals wegen der Annehmlichkeit, der vorbeifließenden Gewässer an derselben Stelle, wo jetzt (d. h. zur Zeit der h. Hildegard) die Reliquien derselben aufbewahrt sind. Ihre Stadt aber, die ebendaselbst lag und mit sehr starken Gebäuden befestigt war, erstreckte sich über die ganze anstoßende Ebene bis zum Fuße des Bergs und bis zum Ufer des Rheins. Auf der anderen Seite der Nahe aber war ein kleinerer Ort, in welchem Wohnungen ihrer Diener und Fischer, ihre Pferdeställe, Scheuern zur Aufbewahrung des Getreides und Keltern zum Auspressen des Weines waren. In jenen Orten herrschte damals größerer Verkehr; auch erfreuten sie sich größerer Reichthümer und höheren weltlichen Ansehens als alle anderen Städte der Gegend, weil dort viele Menschen aus verschiedenen Provinzen beständig hin- und herzogen und verkehrten.“

Rupertus erreichte kein hohes Alter. Als Rupertus das Jünglingsalter erreicht hatte und in’s zwanzigste Jahr getreten war, wollten ihn viele seiner Verwandten und Diener wider seinen Willen zu den Vergnügungen der Welt heranziehen. Er aber widerstand ihnen und wies

sie, da er ganz von Liebe zu Gott entbrannte, mit frommen und treffenden Worten ab. Gott, der Alles, Zukünftiges, Vergangenes und Gegenwärtiges weiß, hatte ja Anderes in ihm vorausgesehen. Denn da dieser Heilige, gleich einem fruchtbeladenen Baume, von Natur so schön gestaltet war, auch so prächtige Anlagen besaß, daß sein Herz durch stolze, weltliche Gesinnung und durch weltlichen Reichthum leicht hätte vom Guten abwendig gemacht werden können wie dieses bei manchen Menschen oft geschieht, die zwar gute Werke begonnen haben, später jedoch darin erkalten, so nahm ihn Gott zu sich."

Der heilige Rupertus starb daher frühe, nachdem ihm sein Tod zuvor geoffenbart worden. An seinem Grabe that Gott Wunder. Acht Jahre lang nämlich wirkte Gott wegen der Verdienste und auf die Fürsprache dieses seines Geliebten an dem genannten Orte sehr viele Zeichen und Wunder an Kranken, Lahmen und Gefangenen, so daß, wer immer von Leiden und Trübsalen gequält wurde, und zu seinem Grabe ging, durch die Gnade Gottes Befreiung erhielt.

„Die heilige Bertha aber, die von Gott auserwählte Wittwe, führte nach dem seligen Hingange ihres Sohnes ein heiliges Leben in großer Zerknirschung ihres Herzens. Alles, was sie besaß, gab sie am Grabe zum Dienste Gottes hin, und reichte aus ihrem Vermögen alles reichlich, dessen die Genossenschaft der Brüder bedurfte, die dort den Gottesdienst besorgten. Nach dem Tode ihres Sohnes lebte sie noch etwa 25 Jahre, während welcher sie gute Werke in Fasten Almosen und Gebeten übte, auch viele Leiden und Mühsale aus Liebe zu Gott fromm und gerecht ertrug."

Nach dem Tode der heiligen Bertha blieb der oben genannte Ort in Ehre, Heiligkeit und friedlicher Ruhe bis zum Einfalle der Normannen. Nämlich einige Jahre nach dem seligen Hintritt der heiligen Bertha verließ das Volk der Normannen seine Wohnsitze und verwüstete, gemäß göttlichem Rathschlusse, sehr viele Städte am Rhein. Auch Trier zerstörten sie (um das Jahr 883), und dann kamen sie, herumschwärmend, bis zur Stadt des Robolaus, wo der Fluß Nahe sich in den Rhein ergießt, wovon oben die Rede war. Auch diese verwüsteten und verbrannten sie gänzlich. Als dann aber endlich diese verruchten Menschen zurückgeschlagen worden waren, von ihrem wilden unbändigen Wesen abließen und in ihre Länder zurückwichen, kehrten die noch übrig gebliebenen Einwohner des oben genannten Orts, welche sich in verschiedene Orte geflüchtet hatten, zurück und erbauten sich, da sie ihre Stadt zerstört sahen, auf der anderen Seite des Naheflußes, wegen des Schutzes der vorbeifließenden Flüsse und der angrenzenden Berge andere Wohnungen. Alles, was sie an Holz und Steinen, auch an ausgebrochenen Fundamenten und anderen Utensilien von dem oben genannten zerstörten Orte wegschaffen konnten, brachten sie auf das andere Ufer der Nahe, um dort zu wohnen. Und so wurde der erstere Ort, der ehedem durch große Volksmenge, hohe Gebäude, großen Reichthum geglänzt hatte, verödet und in den folgenden Zeiten immer öder. Daher kam es, daß alle Güter, die der heilige Rupertus erblich besessen hatte, zerstückelt wurden und an Fremde und verschiedene Menschen kamen und nichts davon unzerstört blieb als die Kirche, in welcher, wie oben gesagt, eben dieser Auserwählte Gottes mit seiner Mutter ruhte und die bis auf unsere Zeit fortbestanden hat, so zwar, daß wir (es sind dieses Hildegards eigne Worte) sie noch mit unseren eigenen Augen gesehen haben, als wir an eben diesen Ort gekommen waren. Nur noch einige wenige Weinberge gehörten damals zur Kirche, und solche kauften wir mit unserem Gelde von dem Herrn Herrmann Bischof von Hildesheim, und seinem Bruder, dem edlen Manne, Bernard mit Namen."

Vorstehendes ist der Hauptinhalt der von der heiligen Hildegard aufgezeichneten Legende, wie wir sie dem „St. Rupertusbüchlein" des Herrn Dr. Peter Bruder, welches eine gefällige Uebersetzung derselben bietet, entnommen haben. Ihr Inhalt ist für den Katholiken eine Sache des frommen Glaubens und von diesem Gesichtspunkte aus entzieht er sich der Diskussion. Anders verhält es sich, wenn wir uns die Frage vorlegen, ob und in wie weit wir in dem Werke der heiligen Hildegard eine Geschichtsquelle vor uns haben. Urkunden bringt die heilige Hildegard für ihre Lebensbeschreibung

des heiligen Rupert und der heiligen Bertha nicht bei. Ihre Quelle ist eine Vision. „Denn wie ich in einer wahren Vision schaue, lebte unser seliger Patron Rupertus, nachdem er seinen Vater verloren, mit seiner Mutter hier an diesem Ort (Rupertsberg), übte sich eifrig in guten Werken, diente Gott in Keuschheit, Demuth und Heiligkeit und erwarb sich mit den hinfälligen und zeitlichen Gütern die ewige Belohnung. Wie nämlich das lebendige Licht in einem wahren Gesichte (Vision) mir gezeigt und mich gelehrt hat, so werde ich von ihm sprechen." Es entsteht zunächst die Frage, ob der heilige Rupertus wirklich jemals lebte. In dieser Beziehung ist es unbestritten, daß wir in dem heiligen Rupert eine geschichtliche Persönlichkeit vor uns haben. Wie Erzbischof Heinrich in einer Urkunde vom Jahre 1152 bezeugt, war schon lange vor den Zeiten der heiligen Hildegard dem heiligen Rupert auf dem Rupertsberge eine Kirche geweiht gewesen, in welcher seine und seiner Mutter Gebeine ruhten und verehrt wurden. Auch stimmt das, was die heilige Hildegard, deren Autorschaft bezüglich der oben mitgetheilten Erzählung, heute von keiner Seite mehr bestritten wird, von allgemeinen geschichtlichen Thatsachen, z. B. des Einfalls der Normannen erwähnt, mit den historischen Quellen aus jener Zeit überein. Was die Heilige über die Stadt am linken Naheufer und über die Wiederauferbauung derselben nach ihrer Zerstörung am rechten Naheufer erzählt, dürfte auf Tradition beruhen, welche sich recht wohl in jener, nicht so raschem Wandel wie die Gegenwart unterworfenen Zeit, bis auf die heilige Hildegard erhalten haben kann. In dem, was die Heilige über die Einzelheiten aus dem Leben der heiligen Bertha und des heiligen Rupert berichtet, dürfen wir dagegen ein Gemisch von Traditionen und frommer Vorstellungen sehen, entsprechend dem Lebensideale der klösterlichen Frömmigkeit des Mittelalters.

Die Verehrung des heiligen Rupert hat sich erhalten bis auf unsere Tage. In der St. Rochuskirche bewahrt man Reliquien, welche als von dem heiligen Rupert, der heiligen Bertha und dem heiligen Wigbert herrührend, bezeichnet werden. Ein kirchliches Lied zu Ehren des Heiligen wurde 1858 vom Hofrath Anton Joseph Weidenbach verfaßt und unsere vaterländische Dichterin Louise von Plönnies feierte den heiligen Jüngling in einem zarten, sinnigen Gedicht (Siehe Louise v. Plönnies Gedichte, Darmstadt 1844).

Der heilige Rochus.

Die Lebensbeschreibung St. Ruperts durch die heilige Hildegard wurde bereits erwähnt. Außerdem sind von derselben Heiligen vier Loblieder auf St. Rupert vorhanden und neuerdings sind die Schriften der Gründerin des Klosters auf dem Rupertsberge, wie wir bereits oben bemerkten, durch Autoritäten der katholischen Kirche wieder zu besonderer Anerkennung gelangt.

Zu dem über die Heilige Gesagten fügen wir nur noch einen Zug rührender Herzensgüte hinzu, welchen die Sage an ihre Jugendgeschichte knüpft. Die heilige Hildegard soll die Tochter eines Burgvogts von Böckelnheim gewesen sein, wohin man den ergrauten Kaiser Heinrich IV. auf Befehl seines verrätherischen Sohnes und unter Mitwirkung des Bischofs Gerhard von Speyer verbrachte. Hildegard habe ihr siebentes Jahr zurückgelegt gehabt; und verschiedentlich das regste werkthätige Mitleid mit dem verlassenen Manne geäußert; besonders rührend und reizend am Weihnachtsfeste:

Es liegt auf den Zinnen, den Dächern, dem Thurm
Der Schnee wohl fußhoch, es haust der Sturm;
Doch aus dem rings umschneiten Haus
Erglänzen zu Thale die Kerzen hinaus.
Durch die runden Scheiben verkünden sie weit:
O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!

O du fröhliche, seelige Weihnachtszeit,
Dem Einen zur Freude, dem Andern zu Leid!
Der Burgvogt bescheert; sein herziges Kind,
Es lauscht durch die Thüre, wie Kinder sind:
Da strahlen die Kerzen; — im Burgverließ
Dort schmachtet der Kaiser, den man verstieß.

Der Kaiser, der tief gebeugte Mann;
Was ficht des Burgvogts Kind doch an?
Wohl sieht es der Kerzen hell flimmerndes Licht;
Doch berühret das Mägdlein die Gaben nicht.
Und ob da Freude und Leben im Haus,
Das Kind sieht still und bekümmert aus.

Der Vater spricht: „Dies Alles ist Dein,
Was du schauest im lichten Kerzenschein".
„O Vater, tief unter dem Burgverließ,
Da schmachtet der Kaiser, den man verstieß;
Und eh' ich erfreue mich all' der Pracht,
Führt her auch den Armen aus Kerkersnacht!"

Was half's, das Mägdlein bittet und fleht,
Bis daß der Burgvogt zum Kaiser geht:
„Auf, auf, du Gefangner, zum Kerzenlicht;
Es berühret mein Mägdlein die Gaben sonst nicht.
So kommet zum Feste zu dieser Stund';
Doch haltet, ich bitte, mir reinen Mund!"

Ernst nimmt der Vogt die Kette ab,
Der Kaiser steiget aus Nacht und Grab
Tritt ein in die Stube, geblendet von Licht;
Und ein Thränenstrom seinen Augen entbricht:
„So hab ich bescheert dem Sohn, — dem Sohn
In Liebe, — das Elend ist mein Lohn!"

Doch das Mägdlein tröstend führt den Mann
Mit zarten Händchen zum Tische heran;
Das Kripplein zeigt es am Baumesstamm,
Darin als Kind das Gotteslamm.
Und der Kaiser, erstickt von Thränen, halb blind,
Er segnet und herzet das fromme Kind, —

Vorüber ist jene Weihnachtszeit,
Vorüber — wie lange! — des Kaisers Leid!
Doch heute noch von der Sage umwebt
Burg Böckelheim im Volke lebt,
Und die herzige Kleine. Denn wißt, es ward
Aus ihr die heilige Hildegard.*

Wir haben der heiligen Hildegard bereits wiederholt in diesem Werke gedacht und wenden uns daher zu einem weiteren Heiligen, dem eigentlichen Schutzpatron der Stadt Bingen, dem heiligen Rochus. Ueber diesen Heiligen enthalten die Act. S. S. Bolland. biographische Mittheilungen. St. Rochus wurde 1295 zu Montpellier geboren. In Italien heilte er durch Gebet und das Zeichen des Kreuzes viele Pestkranke. „In Piacenza ward er selbst von der Seuche angesteckt. Um seinen Mitmenschen nicht lästig zu sein, zog er sich in eine Hütte im Wald nahe bei dem Dorfe Sarmato an der Trebia zurück. Hierher brachte ihm der Jagdhund eines Edelmannes Namens Gotthard täglich ein Stück Brod vom Tische seines Herrn, bis er wieder gesund war. Darauf kehrte Rochus in seine

* Vergl. Eine Rheinfahrt von Karl Rudolph Beisler, Wiesbaden Julius Niedner 1881. Der Verfasser des warm empfundenen, schönen Gedichts ist Amtsrichter in Darmstadt.

Vaterstadt zurück, wo er ungekannt und als Spion längere Zeit eingekerkert, um das Jahr 1327 starb." Nach seinem Tode wurde St. Rochus als Beschützer wider die Pest verehrt, und diese vielfach in Europa übliche Verehrung kam auch in Bingen in Aufnahme (Vergl. die Verehrung des heiligen Rochus zu Bingen am Rhein von Dr. Peter Bruder. Mainz, Verlag von Kirchheim 1881).

Als 1666 die in Europa herrschende Pest auch in Bingen ausbrach, wurde, wie aus den Rathsprotokollen ersichtlich, am 17. Juli 1666 beschlossen, „zu Ehren des heiligen Rochus ein Capell auf dem Hesselberg, zur Abwendung cursirender Seuch aufzubauen".

Die Pest forderte damals furchtbare Opfer, Ende August war bereits die gesammte Pfarrgeistlichkeit, vier Geistliche, gestorben, sowie zahlreiche Ordensgeistliche, welche gleichfalls den Kranken beigestanden hatten und wie die Pfarrgeistlichen von der Krankheit ergriffen wurden. Wir können es uns nicht versagen, bemerkt Dr. Peter Bruder, aus einem bald nach der Pestzeit geschriebenen Manuscript folgende Stelle hier anzuführen: Man hat während der Pestzeit alle Sonntag, sowohl in der Pfarrkirch', als auch bei den P. P. Kapuzinern das Venerabile ausgesetzt, ist um die Kirche gegangen und hat die Litanei von allen Heiligen gesungen. Es ist wohl kläglich zu sehen gewesen, wie während des Umgangs an beiden Kirchenthüren die kleinen Kinder von 4, 5, 6, oder 7 Jahren weinend gesessen und mit gefalteten Händen zu Gott dem Allmächtigen gebetet haben. Ja manchmal waren es 30 bis 40 Kinder, welche während dieser Pestzeit von der Welt abgefordert wurden. Nachdem die Geistlichen, welche der Pest erlagen, alle aufgezählt sind, heißt es in dem Manuscript: „Es ist wohl zu bewundern, daß in der Pestzeit, da bei 1300 Personen gestorben, unter allen diesen nur drei ohne Beicht und Communion gestorben sind. Während der Krankheit ist das neu aufgebaute Gotteshaus uns wohlbekommen, indem man die fremde Handwerkleut und Dienstboten darin gelegt, mit Wein und Bier gespeiset, auch wohl einen alten, wohlerfahrenen Barbierer angenommen hat, um die Kranken zu kuriren."

Im Oktober begann die Krankheit nachzulassen und 1667 hatte die Pest in Bingen vollständig aufgehört, wenn dieselbe auch noch oft genug benachbarte Orte heimsuchte. Der Bau der St. Rochuskapelle wurde im Laufe der Jahre fortgesetzt und im Juni 1677 wurde dieselbe vom Mainzer Weihbischof Gottlieb Adolf Volusius feierlich eingeweiht. Seit dieser Zeit ist die Rochuskapelle auf dem Hesselberg, den die dankbaren Bewohner von Bingen von nun an den „Rochusberg" nannten, dem katholischen Volk am Rhein und der Nahe ein hochangesehener Gnadenort. Alljährlich wird heute noch am 16. August das St. Rochusfest gefeiert, nicht nur ein Fest, welches die Kirche mit allem Prunk begeht, sondern ein rheinisches Volksfest im wahren Sinne des Worts. Das St. Rochusfest vom 16. August 1814 wurde von keinem Geringeren als Goethe verherrlicht, der damals mit Zelter und Cramer einen Ausflug an den Rhein unternahm. Bezüglich des Weiteren verweisen wir unsere Leser auf die sehr verdienstliche Schrift des Herrn Dr. Peter Bruder über „die Verehrung des heiligen Rochus" (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim 1881), in welcher dieselben auch ein reiches, auf die Ortsgeschichte Bingens bezügliches Material vorfinden.

Bartholomäus Holzhauser.

Der letzte aus der Zahl der Männer, denen in Bingen eine kirchliche Verehrung zu Theil wird, ist Bartholomäus Holzhauser, der wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sich einst unter seinen Zeitgenossen eines hohen Ansehens erfreute. Bartholomäus Holzhauser war zu Langenau in Schwaben im Jahre 1613 geboren. Er machte, wie Franz Werner berichtet*, seine theologischen Studien zu

* Siehe dessen Werk: „Der Dom in Mainz" Mainz 1836, Kirchheim.

Augsburg, Neuburg und Ingolstadt. Nachdem er 1642 zum Pfarrer in Leoggenthal und Dechant des St. Johannesstifts daselbst ernannt worden war, erwarb er sich einen großen Ruf durch Errichtung eines Instituts für Weltgeistliche. In diesem Institute wohnten die Weltgeistlichen zusammen, hatten nur männliche Bedienung, besaßen die ihnen als Geistliche zukommenden Einkünfte gemeinsam und standen unter der Aufsicht besonderer Oberen. Diese, seine Einrichtung, wurde noch bei seinen Lebzeiten in den Erzbisthümern Mainz, Salzburg, Würzburg, Regensburg, sowie in Chur und am Chiemsee eingeführt. Nach seinem Tode fanden seine Institute auch in Polen und Ungarn Nachahmung. Von dem Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn wurde er 1655 zum Pfarrer und Dechanten von Bingen ernannt, wo er 1658 im Rufe der Heiligkeit starb. Die Gebeine des frommen Mannes ruhten bis zum 24. August 1880 in der St. Annenkapelle der Binger Pfarrkirche. An jenem Tage wurden sie in ein neues, im St. Barbarabau derselben Kirche errichtetes Grabmal feierlich im Beisein des gesammten Diöcesanklerus übertragen. Ein imposantes, nach dem Plane des Mainzer Dombaumeisters Lukas von Bildhauer Simon in Eltville errichtetes Denkmal, bezeichnet die Stätte, wo die Gebeine des Frommen, in Bingen heute noch von den Gläubigen verehrten Mannes ruhen. Alljährlich, am Bartholomäustag (24. August) zieren Binger Jungfrauen das Grab mit Kränzen.

Bingen war von alten Tagen her der Sitz eines ehrbaren, tüchtigen und zugleich fröhlichen Bürgerthums. Ihre Wehrfähigkeit haben die Bürger Bingens in verschiedenen ernsten Prüfungen, welche die Stadt heimsuchten, bewährt. Das Schützenwesen stand während des Mittelalters in Bingen in Blüthe und neuerdings hat F. W. E. Roth im „Correspondenzblatt des Gesammtvereins für deutsche Geschichts- und Alterthumskunde“ (Jahrgang 1882 Nr. 11) eine Einladungsschrift zu einem am 24. August 1618 in Bingen abgehaltenen Schützenfest veröffentlicht, welche von der Wehrtüchtigkeit der Bürger von Bingen Kunde gibt. Für „die Weite und Ferne des Schießens vom Stand bis zur Scheiben“ wurden 280 gemeine Ellen bestimmt, eine Entfernung, welche nicht nur tüchtige Waffen, sondern auch tüchtige Schützen voraussetzt.

Auch Bingen fehlt es nicht an historischen Denkwürdigkeiten. Am oberen Ende der Stadt, in der Richtung nach Mainz, befindet sich der Drusus-Brunnen. In dem Draiserthor will man das Drusus-Thor erkennen. Bingen gegenüber liegt der Rupertsberg, auf welchem sich einst das Kloster gleichen Namens befand, im 12. Jahrhundert der Aufenthalt der heiligen Hildegard.

Vom Rupertsberg kaum 3/4 Stunden entfernt liegt die Elisenhöhe, eine steile, das ganze Rheinthal beherrschende Felswand, von welcher aus sich dem Beschauer ein herrliches Panorama darbietet. Unmittelbar unter sich erblickt er den Rheinstein und Aßmannshausen, gegenüber den Niederwald und Ehrenfels, Rüdesheim, Geisenheim, in der Ferne Eltville und Biebrich, auf dem linken Rheinufer Bingen mit der Nahe im Vordergrund und dem anmuthig hinter der Stadt sich erhebenden Rochusberg und Scharlachkopf, auf dessen Halden der feurige Scharlachberger, einer der herrlichsten Weine, welche die Ufer des Rheines hervorbringen, gedeiht. In der Ferne bieten die Höhen des Taunus und der Bergstraße dem an dem herrlichen Umblick sich weidenden Auge eine Grenze dar.

Zwischen der Elisenhöhe und dem Niederwald, wo sich der Mäusethurm als Wahrzeichen für den Schiffer erhebt, braust der Rhein durch das unter dem Namen das Bingerloch bekannte Felsenthor. Es ist wahrscheinlich, daß es zuerst die Römer waren, welche den Rhein an dieser Stelle dadurch, daß sie den Felsendamm durchbrachen, für Schiffe passirbar machten. Diese Durchbrechung geschah auf dem linken Ufer, und so entstand jene Felseninsel, auf welcher seit 1219 der Mäusethurm errichtet ist. Unter den Merowingern und Karl dem Großen wurden die Arbeiten der Römer fortgesetzt, allein

erst seit dem 8. Jahrhundert wurde, wie es sich aus den Reisen Ludwig des Frommen und Ludwig des Deutschen auf dem Rheine ergibt, der Rhein zwischen Bingen und Coblenz wirklich schiffbar. Das Riff zwischen der Mäusethurminsel und dem rechten Ufer wurde zum Erstenmale von dem Erzbischof Siegfried II. von Mainz durchbrochen und zur Sicherung des Zolls ließ derselbe gleichzeitig Ehrenfels und den Mäusethurm erbauen. Die Schweden und Franzosen erweiterten später die Oeffnung, welche jedoch für größere Schiffe noch nicht passirbar war. Erst 1818 begann die preußische Regierung die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich hier noch der Schifffahrt entgegenstellten. Die Arbeiten wurden bis 1832 fortgesetzt. Ein unterhalb der Elisenhöhe errichtetes prunkloses Denkmal erwähnt mit bescheidenen Worten der gigantischen Arbeit. Die Inschrift lautet:

„An dieser Stelle des Rheines verengte ein Felsenriff die Durchfahrt. Vielen Schiffen ward es verderblich. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm III., Königs von Preußen, ist die Durchfahrt nach dreijähriger Arbeit auf 210 Fuß, das zehnfache der früheren, verbreitert. Auf gesprengtem Gestein ist dieses Denkmal errichtet 1832.“

Wenn man von Bingen und Bingerbrück aus den Blick nach dem rechten Ufer des Rheins wendet, so erfreuen Rüdesheim mit seiner Bremserburg, einem alten römischen Castell, und die herrlichen Reben bewachsenen Höhen des Niederwaldes, das Auge. Seit dem Jahr 1883 erhebt sich auf der Höhe dieses Bergrückens ein an die ruhmreichsten Tage unseres Volkes erinnerndes Denkmal, das den Opfern des Krieges von 1870 auf 1871 gewidmete, von A. Schilling in Dresden entworfene und modellirte, aus den Mitteln der deutschen Nation errichtete Niederwalddenkmal mit den Riesengestalten der Germania des Krieges und des Friedens. Der in der Münchner königl. Erzgießerei vorgenommene Guß der Germania allein beanspruchte vier Jahre Zeit, vier Güsse waren nöthig, zu jedem waren 200 bis 480 Centner Metall im Ofen bereit. Nach Entfernung aller nicht zur Colossalstatue gehörigen Bestandtheile beträgt ihr schließliches Gesammtgewicht 700 Centner. Für Guß mit Metall, Transport und Aufstellung wurden 56,660 Thaler = 169,980 Mark berechnet. Das Denkmal bildet einen neuen Schmuck der herrlichen Rheinufer. Wir wünschen ihm wie den Rheinufern, recht viel Sonne um seine volle Pracht zu entfalten und vor allem Frieden und seine Segnungen.

Der Rhein oberhalb Mainz.

Rheinaufwärts von Mainz erstreckt sich Weisenau auf der Hügelkette, die sich hier am linken Rheinufer erhebt, gleich allen Orten des ehemaligen Kurstaats, welche wir seither erwähnten, eine uralte römische Niederlassung. Dicht am Rheine zog muthmaßlich die rheinaufwärts führende Heerstraße her, welche Mainz mit Nierstein und den weiter oberhalb liegenden Städten verband. In der späteren christlichen Periode sehen wir den Ort in dem Besitz der Adelsfamilie von Bolanden, deren Schloß die Mainzer Bürger zur Zeit des Städtebundes 1331 niederbrannten. Erst spät, nachdem mehrere Familien, unter anderen auch Ysenburg, Weisenau besaßen, kam das Dorf 1658 an den Kurstaat.

Im 13. und 14. Jahrhundert muß Weisenau einen großartigen Anblick dargeboten haben. Unmittelbar über dem Dorfe auf der Anhöhe lag das von dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zerstörte stattliche Victor-Stift, dessen ausgedehnte Gebäulichkeiten sich weithin erstreckten.

Oberhalb Weisenau betreten wir in Laubenheim abermals eine römische Niederlassung. Auch bei den Nachbarorten Bodenheim und Nackenheim ist ein römischer Ursprung wahrscheinlich, bei Nierstein ist derselbe mit Gewißheit festgestellt. In der christlichen Epoche wird Nierstein frühe, bereits 742 erwähnt. In den frühesten Zeiten scheint es wohl zuerst eine königliche Villa, Reichsdorf, gewesen zu

erst sei[illegible] dem 8. Jahrhundert wurde, wie es sich aus den Reisen Ludwig des Frommen und Ludwig des [illegible] wirklich schiffbar. Das Riff [illegible]
fried [illegible]
und [illegible]
jedoch [illegible]
Schw[illegible]
wurde [illegible]
mit [illegible]

verder[illegible]
nach [illegible]
ist die [illegible]

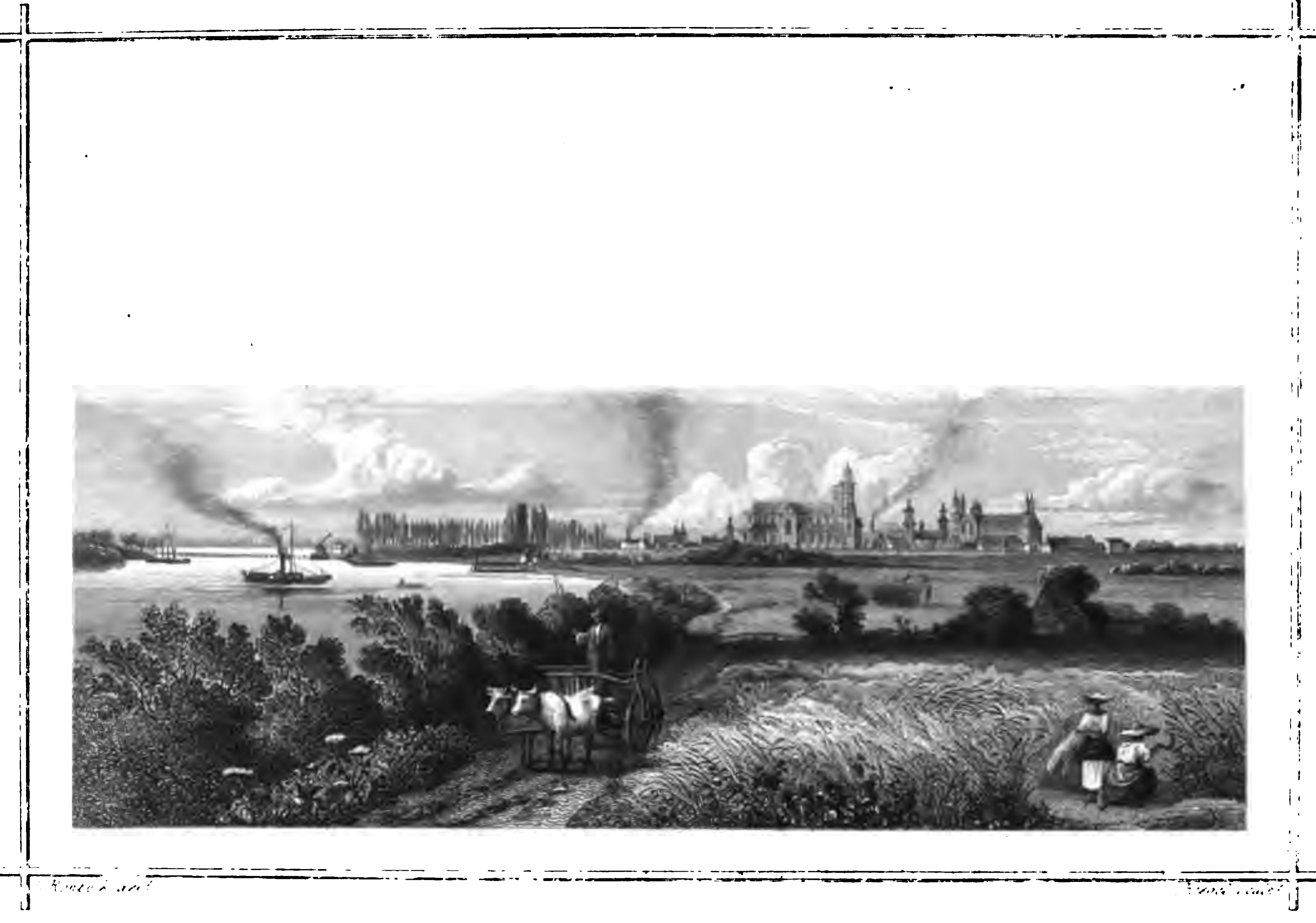
wende[illegible]
Reben [illegible]
Höhe [illegible]
den [illegible]
und [illegible]
gestal[illegible]
nomm[illegible]
ware[illegible]
gehör[illegible]
Tran[illegible]
bilde[illegible]
viel [illegible]

[illegible]

Rhe[illegible]
ural[illegible]
stra[illegible]
der [illegible]
dere [illegible]
dem [illegible]
den [illegible]

Un[illegible] burg-Kulmbach zerstörte stattliche Victor-Stift, dessen ausgedehnte Gebäulichkeiten sich weithin erstreckten.

Oberhalb Weisenau betreten wir in Laubenheim abermals eine römische Niederlassung. Auch bei den Nachbarorten Bodenheim und Nackenheim ist ein römischer Ursprung wahrscheinlich, bei Nierstein ist derselbe mit Gewißheit festgestellt. In der christlichen Epoche wird Nierstein frühe, bereits 742 erwähnt. In den frühesten Zeiten scheint es wohl zuerst eine königliche Villa, Reichsdorf, gewesen zu



WORMS.

sein. Mehrfach wurde es verpfändet und kam so 1375 an Kurmainz und endlich an Kurpfalz. Auf der Anhöhe oben liegt die protestantische Kirche, welche ein zur Vertheidigung eingerichteter Kirchhof umgibt, hinter dessen Mauern die Dorfbewohner gegen plötzliche Ueberfälle des Landadels der Nachbarschaft Schutz fanden. Die Kirche stammt aus dem 15. Jahrhundert, jedoch war bereits in einer weit früheren Periode hier ein Gotteshaus vorhanden. Hierauf deutet folgende Inschrift, welche sich auf der Nordseite der Kirche befindet:

ANNO DNI. MCCCLXX
KL MAII. PRIMVS. LAPIS FV
IT POSITS HVIS STRVCTVRE
GHARDS SMVTZL ET IACOBS
RVHO FECERVT MAGRI FABRICE.

„Im Jahr 1370 am ersten Mai wurde der erste Stein dieses Baues gesetzt; Gerhard Smutzel und Jacobus Ruho schufen ihn als Baumeister."

Es war am 5. Mai 1874, also etwa 600 Jahre später, als ich an einem herrlichen freundlichen, warmen, sonnigen Sonntag die Stelle betrat, wo die Baumeister Smutzel und Ruho ehedem ihren Bau zu begründen begannen. Und jene ferne Zeit, wo man diese Kirche erbaute, stand vor mir: der einfache Leutepriester, wie er den Stein weihte, den man in den Schooß der Erde barg, und die Schaar der frommen Gläubigen, Männer, Weiber, Jünglinge, Jungfrauen und goldgelockte Kinder, die Gebete und fromme Gesänge anstimmten für das Gedeihen des Gotteshauses und zum Preise des Allmächtigen, der ihre Saaten und ihre Reben beschützte und dem zu Ehren sie ihr Kirchlein errichteten. Die Kirche, welche Smutzel und Ruho erbauten, hat unterdessen einer neuen weichen müssen, gleichwie der Glaube, den jener Priester lehrte, eine andere Gestalt angenommen hat, allein noch nennt sie sich eine christliche, und dankbar gedenken wir bei dieser Stätte, wenn wir die lange Reihe der Generationen an uns vorüberschreiten lassen, bis zu jener, welche eben im Gotteshause versammelt ist und deren alte fromme Weisen zum Himmel emporsteigen, der ungeheuren Culturarbeit, welche unter dem Schutze des Christen-Glaubens sich im Lauf der Jahrhunderte vollzog, des Christen-Glaubens, dessen Frucht es zu einem großen Theile ist, daß eine arbeitsame, gesittete Bevölkerung diese Gärten, Felder und Rebberge bebaut. Möge sie auch ferner unter dem Schutze dieses Glaubens wachsen und gedeihen und auch ferner, in dem Kirchlein auf der sonnigen Höhe, wo ihre Väter einst beteten, Trost und Hülfe suchen bei dem Allmächtigen.

Worms, die Nibelungenstadt.

Mit Mainz innig verwachsen ist die Vergangenheit von Worms (19024 Einwohner) und die Geschichte seines Bisthums. Da wir Mainz mit großer Ausführlichkeit behandelt haben, sind wir in der Lage, uns hier um ein Erhebliches kürzer zu fassen, da insbesondere die früheren Perioden der Vergangenheit der Stadt Worms, was die allgemeinen Vorgänge anlangt, kaum wesentlich von denjenigen anderer Städte verschieden sind und wir hier daher nur das zu wiederholen oder zu umschreiben genöthigt sein würden, was wir bei unserer Darstellung der Schicksale von Mainz, Lorsch, Trebur und anderen bereits von uns behandelten Territorien zu bemerken Gelegenheit hatten. Wir begnügen uns daher mit kurzen Zügen dem Leser die Vergangenheit des ehemaligen Bischofsitzes und der freien Reichsstadt vorzuführen.

Worms, die Residenz der Burgundenkönige.

Um die älteste Vergangenheit von Worms hat die Dichtung ihre sinnigen Ranken gesponnen und das großartigste aller altdeutschen Heldengedichte, das Nibelungenlied, nimmt von Worms, der Residenz der Burgundenkönige, seinen Ausgangspunkt. Dr. Max Rieger, einer der hervorragendsten Germanisten, hat neuerdings durch einen 1881 in der Generalversammlung des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen gehaltenen Vortrag über diese älteste Periode der Wormsischen Geschichte wichtige neue Aufklärungen gegeben und entnehmen wir seinen Mittheilungen das Folgende:*

Die frühesten Sitze, darin wir die Burgundionen finden, waren zwischen Oder und Weichsel. Von da wanderten sie im dritten Jahrhundert n. Chr. südwestlich und versuchten schon damals den Rhein zu überschreiten. Von Probus und Maximian zurückgewiesen, setzten sie sich hinter den Alamannen, die damals schon das Römerland auf dem rechten Rheinufer bis südlich zum Neckar inne hatten, im oberen Maingebiete fest und wohnten hier ruhig bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts, in freundschaftlicher Beziehung zu den Römern, denen sie halfen die zwischenwohnenden Alamannen im Schach zu halten. In den siebenziger Jahren des genannten Jahrhunderts erschienen sie wieder, und zwar mit 80000 Mann am Rhein; es wird nicht klar, welche Folgen dies hatte, aber da man von keiner Niederlage hört, wird doch wohl eine Vorschiebung des Gebiets auf Kosten der Alamannen, nach der Mainmündung hin, dabei herausgekommen sein. Sie waren ein monarchisch geeinigtes Volk[1]), die Alamannen unter Gaukönige zertheilt und daher beständig im Nachtheil. Nun wälzte sich im Jahr 406 von Osten her die Völkerfluth der Vandalen, Sueven und Alanen, die durch den Andrang der Hunnen in Bewegung gesetzt waren. Diese mächtige Welle stieß auf die Burgundionen und riß sie mit sich fort über den Rhein. Der Usurpator Constantin machte Gallien den Eindringlingen mit Kraft streitig; aber er selbst wurde vom Heere des rechtmäßigen Kaisers Honorius bekämpft, und während dies geschieht, finden wir Gundahari, das Oberhaupt des Burgundenvolks der hier als Gyntiarios bei dem griechischen Autor Olympiodor zum ersten Mal auftaucht, beschäftigt, sich mit seinem Volk in der gesegneten Germania prima eine Heimath zu gründen. In Gemeinschaft mit dem Alanenhäuptling Goar rief er 411 in Mainz einen Gallier Jovinus zum Kaiser aus, was natürlich voraussetzt, daß dieser Schützling sich verpflichtet hatte, die Burgundionen als römische Föderaten, in der Weise einer Militärcolonie, in's Reich aufzunehmen und anzusiedeln. Demnächst wurde Jovin mit einem Heere, bei dem sich außer Burgundionen und Alanen auch alamannische und fränkische Abenteurer befanden, südwärts geleitet. Das Unternehmen lief dadurch, daß die Westgothen sich auf die Seite der bestehenden Gewalt schlugen, schief ab, Jovin ward 413 in Valence gefangen und hingerichtet; aber der Burgundionenkönig erhielt den Preis, dafür er ihm gedient hatte, nunmehr vom Gegner.

So wurden die Burgunden am Rheinstrom heimisch und gründeten hier ihr Reich. Seit 406 oder 7 war das Volk mit Sack und Pack, Weibern, Kindern, Knechten und Mägden an der Mainspitze angekommen und hatte Mainz mindestens seit 411, wenn auch gemeinsam mit den Alanen, in Händen. Man wird das Rechte treffen, wenn man das ihm eingeräumte Gebiet westlich durch den Hundsrück begrenzt, südlich das Nemeterland einbegreifend sich vorstellt und zugleich annimmt, daß es das gegenüberliegende rechte Ufer, von dem es die Alamannen längst mußte vertrieben haben, festhielt; der im Cod. Lauresh. (I. 16.) erwähnte, in der Heppenheimer Mark enthaltene odenwäldische „Burgunthart“ bewahrte seinen Namen noch 773. Mehr denn 300 Jahre nach der Uebersiedlung des Volkes an den Genfer See meldet nun die Sage, daß König Gunther in Worms seinen Hof hielt. Es spricht die

* Vergl. „Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen“ 1881, 1–4.

größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie damit eine wirkliche Erinnerung erhalten hat, die uns die mageren Geschichtsquellen des fünften Jahrhunderts verschweigen. Worms hatte für den Regierungssitz dieses Staats die richtige centrale Lage.

Den ganzen südlichen Theil unseres Großherzogthums sehen wir also seit 413 im ruhigen Besitze des Königs Gundahari und sofern dessen Geschlecht in der Sage unter dem Namen Nibelungen fortlebte, dürfen wir für diesen Theil den Namen des Nibelungenlandes in begründeten Anspruch nehmen.

Im diesseitigen Theile des burgundischen Gebietes, das zumeist aus Waldboden bestand, lebte nun der kleinere Theil des Volkes auf eignem Grund nach alter Väterweise; auf dem linken Ufer dagegen im Verhältniß römischer Hospites, einquartiert in die Häuser der Vangionen und Nemeter und auf eine Quote ihres Felbertrages angewiesen. In den Gassen der alten Vangionenstadt Borbetomagus (Worms) spielte der bepelzte Fremdling den Herrn, machte lateinisch redenden Hauswirthen das Leben sauer und erregte durch seine Lebensart jenes mit Bewunderung gemischte Naserümpfen, das uns nachmals, auf anderem Schauplatz, in den Briefen des Sidonius Apollinaris so lebendig entgegentritt. Im römischen Prätorium schmauste Gundahari mit seinen Mannen, hörte seinem Sänger zu, revidirte fleißig seinen Hort und seine Ställe und gab kriechenden Provinzialen, die das Deutsche radebrechten, geringschätzig Audienz. Welch ein verschiedenes Bild von dem, das uns die ritterlich stilisierten Schilderungen des Wormser Hoflebens im Nibelungenliede darbieten! Nur wenn es die Heldenjugend auf dem Burghofe den Stein werfen und den Schaft schießen läßt, gibt es noch immer historische Wirklichkeit des fünften Jahrhunderts wieder. Auch sein christliches Costüm trifft wenigstens insofern nicht zu, als es sich für ein selbstverständliches, hergebrachtes giebt; denn eben erst, nach seinem Eintritt in den römischen Reichsverband, hatte König und Volk auch die Reichsreligion nach katholischem Bekenntniß angenommen, während der auf dem rechten Rheinufer verharrende Volkstheil dazu für jetzt noch keinen Anlaß fand und bis 430 das Heidenthum festhielt.

Mit der endlichen Bekehrung dieses Volkstheiles wird von dem Gewährsmann Sokrates ein Sieg in Zusammenhang gebracht, den seine Krieger, nur 3000 an der Zahl, über 10000 Hunnen davon trugen. Wiederholte Bedrängnisse durch dieses Volk sollen vorausgegangen sein; und wir sehen bereits das junge Reich von einem gefährlichen Feind aus Osten bedroht. Freilich wohnte dieser Feind weit entfernt auf den Ebenen Pannoniens, aber alle germanischen Völker des Ostens, Thüringer und Markomannen, Rugier und Skiren, Gepiden und Ostgothen unterstanden dem Machtgebote des asiatischen Herrschers, der diesen Einfluß selbst mit einer halben Germanisirung erkauft hatte, und hunnischen Heerhaufen, die es nach einem Raubzug an den Rhein gelüstete, stand der Weg offen. Ueber den Rhein konnten solche Anläufe für jetzt nicht ausgedehnt werden, denn noch lebten die Hunnen mit dem weströmischen Reich in Frieden, und Aetius, der nun als Magister militum und Patricius Gallien regierte, hielt selbst hunnische Soldtruppen; dagegen war das selbständige Burgundianenland diesseits des Rheins in die Rücksichten, die dem jenseitigen gebührten, nicht eingeschlossen.

In dieser Stellung hatte Gundahari, wie man denken sollte, alle Ursache, sein Verhältniß zu Rom mit größter Vorsicht zu behandeln. Er ließ sich dennoch, nachdem dasselbe 22 Jahre bestanden hatte, im Jahr 435 zu einem Versuche hinreißen, seine Herrschaft über die Belgia prima, deren Hauptstadt Trier war, auszudehnen. (Sidon. Pan. Avit. 234 f.) Ob Anwuchs der Volkszahl dem die Sitze zu enge wurden, ob nur unbefriedigter Kriegsmuth der Seinen die Ursache war, bleibt dahin gestellt; aber der Macht wie dem Talent des Aetius, der eben auch die ripuarischen Franken niedergeworfen hatte, war er nicht gewachsen. Er erlitt durch ihn 436 eine schwere Niederlage, die ihn 20000 seiner Krieger kostete, mußte um Frieden bitten und ihn nehmen wie er ihn erhielt. Kaum von diesem Schlage aufathmend, erlag er mit einem weiteren Theil seines Volkes und mit seinem ganzen Hause den Streichen der Hunnen.

So sind nach M. Rieger die dürftigen Nachrichten der Chronisten über den Untergang der Burgunden zu interpretiren. Unter Letzteren setzt nur Paulus Diaconus den Untergang der Burgunden auf Rechnung der Hunnen. Da dem jedoch die Nachrichten aller Chronisten widersprechen und keine Combination denkbar erscheint, welche einen Angriff des durch die vorausgegangenen Kämpfe furchtbar geschwächten Burgundenkönigs auf die Hunnen glaubhaft erscheinen läßt, hält Rieger es

nicht für unmöglich, daß die Hunnen den König Gundahari bei einem friedlichen Aufenthalt in ihrem Gebiete, sei es mit verrätherischem Vorbedacht, sei es in Folge eines zufällig entstandenen Streites, erschlagen haben. Diese Möglichkeit ist nun diejenige, welche in der Heldensage als Wirklichkeit erscheint, indem hier Gundahari mit den Seinen einer scheinbar freundschaftlichen Einladung des Attila folgt, an dessen Hoflager mit Uebermacht angefallen wird und erliegt. Unverlöschlich hat sich der hunnische Mann, der von der Anhöhe Ofens aus zwölf Königen gebot, mit sammt seinem Bruder Bleda und seiner Gemahlin Kreka, die im mittelhochdeutschen Epos in noch durchsichtiger Entstellung Bloedel und Helke heißen, ins Gedächtniß der Völker eingegraben; aber weder seine riesenhafte Heerfahrt nach Gallien mit der catalaunischen Völkerschlacht, noch sein Zug gegen Rom hat in der Heldendichtung dauernde Spuren hinterlassen. Die einzige That, die sie von ihm verewigte, war die hinterlistige Ermordung eines germanischen Heldengeschlechts, das sie in seinem Untergang nicht müde werden konnte zu verherrlichen. Wenig macht es dabei aus, ob eine aus diesem Geschlecht entstammende Gemahlin, die die Sage dem Mörder gibt, als intellectuelle Urheberin erscheint oder nicht; jedenfalls erscheint Attila in der älteren Ueberlieferung als absichtsvoller Thäter, und der Charakter des guten arglosen Mannes, der nur widerwillig durch eine grauenhafte Veranstaltung in den Streit verwickelt wird, ist ihm erst spät und dann nur in der süddeutschen Dichtung beigelegt worden. Aus den Forschungen Dr. M. Riegers ergibt sich, daß wir in dem Gegenstand der Sage „ein wirkliches, für die Geschichte der mittelrheinischen Gegend bedeutsames, für deren damalige Bewohner tief erschütterndes Ereigniß des fünften Jahrhunderts vor uns haben". „Von ihren eigenen Niederlagen und Verlusten pflegen die Völker trauernd zu schweigen; auch verließen die Burgundionen das Land und verfielen im Süden der Romanisirung. Bei den umwohnenden deutschen Völkern aber muß unmittelbar nach jenem Ereigniß davon gesungen und gesagt worden sein. Die Leistung des Sängers gehörte zu den Bedürfnissen des germanischen Lebens; Fürsten hielten sich ihre eignen, auf den Höfen der Edeln waren die wandernden willkommene, geehrte Gäste. Der Styl, die Poetik stand fest von Alters her, und alte Sagen zu hören wurde man nicht müde; jede neue war nothwendig ein Gegenstand der Sensation. Indem jedoch der Dichtkunst, oder — was dasselbe ist — der Sage durch das Leben immer neuer Stoff zuwuchs, kam nothwendig zugleich alter in Abgang, der spurlos unterging, sobald er aus dem mündlichen Vortrage verschwand; denn jene Menschen hatten außer dem Gedächtniß kein Buch; und so ging es fort, bis in buchgelehrten Zeiten der Beruf des Sängers, das Geschehende zu bewahren, zuerst sank und dann aufhörte. Eine Welt von Ereignissen, die einst in Sang und Sage lebten, ist uns verschollen; von einigen hervorragenden geben Geschichtsschreiber wie Tacitus, Jordanes und Paulus Diaconus eben nur die Notiz, daß darüber Lieder existiert haben, oder benutzen auch solche noch als Quellen für ihre Erzählung. Wie kommt es nun, daß eine Thatsache, wie jene Katastrophe des Wormser Königshauses, die, wenn auch erschütternd für die Zeitgenossen, nicht einmal von großen oder nachhaltigen Folgen für die Geschichte war, sich in der dichterischen Ueberlieferung durch deren wechselnde Style und Idiome hindurch, bei den verschiedensten Stämmen, von Island bis nach Oesterreich, sieben bis acht Jahrhunderte lang unvertilgbar behaupten konnte, bis zu einer mannigfachen schriftlichen Niedersetzung, daraus sie noch zu uns deutlicher redet, als aus den Geschichtsquellen des fünften Jahrhunderts".

Die Bedingung für eine so außerordentliche Erscheinung war, daß die Thatsache in den Zusammenhang eines sagenhaften Ganzen eingefügt wurde, das von solcher Größe der poetischen Conception, von einem so packenden menschlichen Interesse war, daß die Dichtkunst von Geschlecht zu Geschlecht und von Land zu Land es als ihren größten und dankbarsten Gegenstand betrachten mußte, der nach und nach dennoch durch die Zeit angefressen auch in seinen ausgewitterten, des ursprünglichen Zusammenhanges beraubten, wieder neu combinirten und zeitgemäß aufgestutzten Resten noch immer fesselte. Ein solches Ganzes war aber die Sage vom Hort der Nibelunge, und in ihrem Zusammenhang ist die vom Untergange Gundaharis durch die Hunnen frühzeitig genug wirklich eingefügt worden.

Noch im elften Jahrhundert hatten sich Erinnerungen an die alte burgundische Vergangenheit erhalten. In einer Urkunde, worin der Erzbischof Bardo von Mainz 1045 die Grenze des Kirchspieles Brunnon (Schloßborn im nassauischen Amt Königstein) beschreibt, heißt es: in medio monte

Veltberc ad eum lapidem qui dicitur lectulus Brunihilde. So wurde also vor mehr denn 800 Jahren und anderthalb Jahrhunderte vor Entstehung des Nibelungenliedes der allen Besuchern des Felsbergs wohlbekannte riesige Quarzblock auf dessen kahlem Scheitel bezeichnet. Noch weit früher aber, im Jahr 812, wird in der vom Erzbischof Richolf beurkundeten Umgrenzung des Stiftes Bleidenstadt ein Brunhildenstein erwähnt, der 1221 in einer Urkunde der Grafen Heinrich und Rupert von Nassau über die Umgrenzung des Sonnenberger Schloßbezirkes wiederkehrt. Dieser Stein wurde ehemals (von Vogel und noch in der neuen Auflage von W. Grimms Heldensage) für ein Ding mit jenem Brunhildenbette genommen. Daß dies unmöglich ist, hat Schliephake (Gesch. v. Nassau I, 117 ff.) ausführlich und unwiderlegbar gezeigt; ebenso, daß es auf ein anderes hochragendes Felsgebilde des Taunusgebirges zutrifft. Es ist die jetzt sogenannte hohe Kanzel, die ungefähr auf der Linie zwischen Wiesbaden und Idstein, in einer absoluten Höhe von 1836 Pariser Fuß, einen ausgedehnten, nur im Westen unterbrochenen Anblick gewährt.

Felsen und Brunnen weisen oft genug durch ihre Namen auf Personen aus den früheren Perioden der Geschichte. Im späten Mittelalter entartete die Heldensage allerdings unter den Händen der Bänkelsänger und nun gefiel sich der Volkshumor darin, ihren Personen nach Stoff und Dimension abenteuerliche Reliquien beizulegen; so den bekannten Siegfriedstein, der noch jetzt neben dem Wormser Dom zu sehen ist, und den von Helwich im 17. Jahrhundert bezeugten zerbrochnen truncus, der, mit einer im Dom aufbewahrten ingens pinus concurrirend, für Siegfrieds Stange galt, so den kegelförmigen Felsblock bei Saarbrücken, den man bereits 1354 Criemildespil nannte (Kremer diplom. domus Ardennens. p. 484), ich denke vermöge einer Verschmelzung der ersten Siegfriedsbraut mit der zweiten, wie sie ja deutlich im hürnen Seifried vorliegt: denn nur zu Brünhilden paßt die Vorstellung des Steinspiels; und so endlich die pierre Brunehaut, die bei Hollain an der Schelde, südlich von Tournay, 15 Fuß aus der Erde ragt, aus alter Zeit nicht bezeugt ist, aber ihren Namen noch vor 40 Jahren bewahrte (Wolf, Niederl. Sagen S. 675) und ohne Zweifel ursprünglich als von Brünhilden geworfen gedacht ward. Alle diese Dinge beruhen auf der späteren Ansicht, daß die Helden Riesen waren; aber frei von solcher Ansicht war das Zeitalter Karls des Großen, wo wir uns das ungeschriebene Heldenlied noch in edler Blüthe, die Sage noch unentstellt, mit keuschem Ernste bewahrt zu denken haben. Wenn diese Zeit eine felsichte Bergspitze als Brünhildenstein bezeichnete, kann sie es in keinem andern Sinne gethan haben, als in welchem Eppenstein, Frankenstein und zahllose ihres Gleichen nach den Namen früherer Bewohner oder Erbauer genannt worden sind. Man meinte also wohl, dort sei Brünhildens Burg gewesen, vor der Siegfried in Gunthers Gestalt als Freier erschien; jene Burg, die im Nibelungenlied Isenstein heißt und in die märchenhafte Ferne des überseeischen Islands verlegt ist.

Für uns Hessen ist es von besonderer Bedeutung, daß es Dr. Rieger gelungen ist, nachzuweisen, daß die Nibelungensage eigentlich als eine chattische Sage anzusehen ist. Die nordischen Quellen leiteten uns an, die Heimath der Sage vom Hort am Rhein im Frankenland zu suchen; unter dem Namen der Franken aber wurden nachweislich gegen Ende des vierten Jahrhunderts, und damals vielleicht schon geraume Zeit, die Chatten mitbegriffen. Sie waren, so lange die Alamannen das rechte Ufer des Mittelrheines besaßen, von diesen ohne Zweifel durch den römischen Limes geschieden und hatten also am Taunusgebirge wenigstens Theil; vor Ablauf des Jahrhunderts hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Gebiet bis zum Rhein ausgedehnt. Die Localisationen, die wir betrachtet haben, fallen also, auch wenn sie um 400 vorgenommen sein sollten, bereits auf Frankenboden; jedenfalls hieß dieser Boden längst fränkisch, als die Sage in den Norden wanderte, und sie beweisen auf alle Fälle ein frühes Leben und Heimathgefühl derselben im chatto-fränkischen Stamme. Bei weitem nicht in ein so frühes Alter kann, auch im besten Falle, die vom Nibelungenlied bezeugte Ansiedelung Siegfrieds und seines Vaters Siegmund in dem ripuarischen Xanten zurückgehen, denn das linke Ufer des Niederrheins kam erst in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in den Besitz der Barbaren, und dieser Besitz mußte unvordenklich sein, damit man ein germanisches Königsgeschlecht dort wohnhaft denken konnte.

Nachdem Dr. M. Rieger die Art, wie die beiden Nibelungensagen mit einander verwachsen erläutert,

wendet er sich zu den Lokalbeziehungen zurück und sagt: „Zur interessantesten von allen wird nun die Beziehung des Hortes zu unserm vaterländischen Strome. Er wurde nach dem überwiegenden Zeugniß der Sage von den Nibelungen in den Rhein versenkt; ihr ganzer Zusammenhang verlangt, daß er auch ursprünglich, als die drei Asen ihn an sich brachten, aus demselben Strome geholt wurde, obgleich nach dem Isländer Snorri die Stromschnelle, darin der Wächter als Fisch wohnte, in Schwarzelfenheim war. Das ist nur Hypothese des Mythologen; die fränkischen Anwohner des Rheines, von denen die Sage ausging, durften nach Stromschnellen nicht weit suchen, sie hatten die Wahl zwischen denen bei Bingen und St. Goar; und wurde die letzte Oertlichkeit gemeint, so paßt sogar, was erzählt wird, daß die Asen in der Nähe einen Otter sitzen sahen, der einen Lachs verzehrte. Stromschnellen sind mit Wirbeln verbunden; Wirbel aber galten für Mündungen der Unterwelt, für Pforten der dämonischen Wesen, die das Gold besitzen. Diese ganz ursprüngliche Localisirung des Hortes im Grund des Rheines beruht also wohl auf dem thatsächlichen Vorkommen von Gold in seinem Sande, dessen Gewinnung schon Otfrid im 9. Jahrhundert unter den Vorzügen des Frankenlandes erwähnt und das lange vorher muß bekannt gewesen sein, da die Franken das Goldwaschen sicher nicht erfunden, sondern von den Römern gelernt hatten. Freilich gab es, so viel ich weiß, Goldwäschereien nur oberhalb, nicht unterhalb des Binger Loches, und dieses würde physikalisch betrachtet den vermutheten Zusammenhang ausschließen; aber man darf schwerlich von der Sage erwarten, daß sie sich von ihren Annahmen eine genaue physikalische Rechenschaft gab. Ihr wird die allgemeine und gerade in ihrer Allgemeinheit für die barbarischen Gemüther aufregende Kunde genügt haben, daß der Grenzstrom Germaniens das verführerische Metall in seinem Grunde trage, so mochte denn der Mythus diesen natürlichen Umstand zugleich benützen und erklären".

„Man hat nun eine genauere Lokalisirung für die Versenkung des Hortes, die in der alten Goldwäscherei bei Gernsheim einen ansprechenden Grund finden würde, aus der betreffenden Stelle des Nibelungenliedes erschließen wollen (1077 Lachm):

er sancte in dâ ze Lôche allen in den Rîn.

So nämlich, einen Ortsnamen durch den großen Anfangsbuchstaben geflissentlich andeutend, liest die St. Galler Handschrift; die Berliner nahm dies, weil der Schreiber ortsunkundig war und von keinem Lôche wußte, als Fehler für Lorche und amendirte demgemäß; die beiden Münchener Handschriften haben dagegen „loche", und die Lassbergische, die Auffassung als Ortsnamen geflissentlich ausschließend, „zem Loche". Die Autorität der St. Galler Handschrift fordert, daß man sich vor allem mit ihrer Lesart abzufinden suche, und auf deren Grund hat J. Grimm schon 1816 (Altd. Wälder 3. 13.) das aus dem Cod. Lauresh. bekannte Lochheim, das oberhalb Gernsheim lag angezogen".

Von großem Interesse dürften endlich noch die Ausführungen Dr. Max Riegers über die Oertlichkeit sein, wo Siegfried erschlagen ward. Wir wiederholen dieselben um so lieber als wir auf S. 144 dieses Werkes den Leser mit dem bekannt gemacht haben, was die Forschung über den Siegfriedsbrunnen bei Grasellenbach und den Lindbrunnen bei Hüttenthal festgestellt hat. Dr. M. Rieger sagt:

„Nun ist noch übrig zu betrachten, was uns die aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts herrührende Ueberarbeitung des Nibelungenliedes bietet, die hauptsächlich durch die berühmte Lassbergische Handschrift vertreten wird; obgleich ihre Ausbeute nicht eigentlich von Werth für die Kenntniß der wirklichen Sage ist. Ihr Autor, dessen Emendation zem Loche für ze loche wir schon verhandelt haben, war unstreitig am Mittelrhein bewandert, wenn auch der Schluß, daß er da zu Hause war, sich nicht rechtfertigen läßt. Er war im Kloster Lorsch eingekehrt, und hatte begreiflicher Weise da mehr zu thun, als sich vom Grafen Cancor und seiner Mutter Williswinda erzählen zu lassen, oder gar die Nase in den Codex Laureshamensis zu stecken; wohl aber sah er mächtige Sarkophage aus der Karolingerzeit stehen, deren drei wir noch heute vor Augen haben, und er ließ sich entweder eine leichtfertige Localfabel von den Mönchen aufbinden, oder er fabulierte selber frisch drauf los, daß die Königsmutter Ute diese fürstliche Partei gestiftet, dort in einem Sedelhof ihre alten Tage mit Andachtsübungen verbracht habe und in einem Sarge beigesetzt worden sei, den man noch sehen könne. Nicht genug, er weiß hinzuzufügen, sie habe auch ihre verwittwete Tochter Kriemhild bestimmt, dahin zu

ziehen, und diese habe die in Worms beigesetzte Leiche ihres Gemahls, von der sie sich nicht trennen wollte, vor allem nach Lorsch überführen und bei dem Münster begraben lassen.

dâ der helt vil küene in eime langen sarke lît;

Die Brautwerbung Etzels habe aber dann ihre eigne Uebersiedelung verhindert. Dieser witzige Mann verbesserte ferner den topographischen Widerspruch bei der Erzählung von der Jagd, indem er den Wasgenwald in den Odenwald verwandelte, und schloß dann seine Aventiure von Siegfrieds Tod mit der Strophe:

Von dem selben brunnen dâ Sîvrit wart erslagen,
sult ir diu rehten maere von mir hoeren sagen:
vor dem Otenwalde ein dorf lît Otenhein,
dâ vliuzet noch der brunne . des ist zwîvel dehein.

„Hiebei hat W. Grimm in seiner Deutschen Heldensage an das in sehr alten Lorscher Urkunden erwähnte Odenheim im Wormsgau gedacht, weil man, wie er meint, den Wald der dortigen Mark „als zum Odenwald gehörig betrachten mochte". Es fehlt aber jeder Anhalt dafür, daß dieser Name jemals bis zum Rhein oder gar über ihn hinaus gereicht hätte. Will man dem Ueberarbeiter nicht zutrauen, daß er geradezu geschwindelt habe, so muß man eher an Odenheim im Kraichgau, nordöstlich von Bruchsal, denken; denn soweit südlich reicht, nach Dumbeck (Geogr. pag. 47), der Odenwald im Volksmunde. Nur würde der Ausdruck vor dem Otenwalde auch hier nicht passen, denn dieses Odenheim liegt bereits im Gebirge. Ich fürchte sehr, daß der Ueberarbeiter nicht an eine so weit südlich abliegende Oertlichkeit, sondern an die Gegend, die er in Lorsch vor Augen hatte, dachte, wo es niemals ein Odenheim gab; daß er dieses also lediglich nach der Analogie erfunden hat, um sich wichtig zu machen. Er konnte sich dieses Vergnügen gönnen, wenn er nicht für ein mittelrheinisches Publikum schrieb, das in der Lage war ihn Lügen zu strafen."

„Diejenigen aber, die einen Siegfriedsbrunnen tief im hessischen Odenwald gesucht und gefunden haben, hätten von diesem Manne der Vorzeit einen Fingerzeig zu richtiger Erfassung der im Epos angegebenen Oertlichkeit der Jagd entnehmen können. Ich glaube durchaus nicht, daß dieselbe auf wirklicher Anschauung des Dichters beruht; er hat sie sorglos nach allgemeiner Wahrscheinlichkeit skizziert; aber wenn man wollte, konnte man seine Angaben an Ort und Stelle, von Worms gradaus nach Osten gehend, ganz wohl zurecht legen und applicieren. Die Jäger reiten zuerst von dannen in einen tiefen walt (869); das kann nur der Lorscher Wald sein. Sie heißen alsdann herbergen für den grüenen walt uf einen wert vil breit: das ist nothwendig die Niederung an der Weschnitz südwestlich von Heppenheim. Hierauf geht die Jagd in die Heppenheimer Mark, denn dabei heißt es daß der Berg und der Tann widerhallte, daß Berg und Wald von Wild geleert wurde. Nachdem das Signal gegeben worden, kehrt man zur Herberge zurück, wo das Mahl gerüstet ist. Hier fehlt es an Wein, den Hagen angibt irrthümlich nach dem Spechtesharte gesandt zu haben: natürlich nach dem großen allbekannten Gebirgswalde, nicht nach einem obscuren Waldbezirke dieses Namens, auf den drei Stunden von Gras-Ellenbach schon kein Zuhörer mehr verfallen wäre. Nun weiß Hagen hie vil nahen einen brunnen kalt und Siegfried will für die berge zuo dem brunnen gan.

Selbst der kühnsten Phantasie dürfte es heute schwer werden, sich die Stadt der Vangionen und Burgunden in ihrer ehemaligen Größe und ihrem Glanze vorzustellen. Noch vor wenigen Jahren bezeichnete ein grüner Wiesgrund und melancholische Uferweiden die Stelle, wo sich einst Kriemhields Rosengarten befand. Heute saust das Dampfroß über die Fläche weg, weit ausgedehnte Lagerräume und Stationsgebäude erheben sich und unser 19. Jahrhundert, das uns mit all' seinen Schöpfungen entgegentritt, verwischt hier jeden Zauber der Romantik. Auch mit Worms selbst ist dieses der Fall. Gewaltige Fabriken und moderne elegante Wohngebäude, die sich allerwärts erheben, schränken das, was von dem alten Worms übrig geblieben, in immer bescheidenere Dimensionen ein, und nur wenn

man sich inmitten der alten Stadt vor dem ehrwürdigen Dome befindet, oder auf jener schattigen Promenade, welche von dem alten Luginsland aus an der Stadtmauer herführt, oder wenn man die ehedem zur Stadt gehörige, jetzt weit außerhalb gelegene Liebfrauenkirche aufsucht, tauchen die characteristischen Züge des alten „Wormez an dem Rhine" vor uns auf und mit Ehrfurcht schauen wir auf diese letzten Zeugen der großen Vergangenheit der Stadt.

Wie wir bereits bei Mainz bemerkt, ist Worms, das alte Bormetomagus, ursprünglich eine keltische Niederlassung. Auch hier traten germanische Stämme an die Stelle der Kelten. Worms wurde in jener frühen Epoche einer der wichtigsten und bedeutendsten Sitze der Vangionen, bis die Römer unter Cäsar nach Ariovist's Besiegung die deutschen Städte am Rheinstrom unterwarfen. Auch wird sich zu Worms, obwohl der Beweis hierfür nicht erbracht werden kann, eines von jenen fünfzig Castellen befunden haben, welche Drusus an den Ufern des Rheins anlegte. Zahlreiche Funde und Inschriften sprechen für die hervorragende militärische Bedeutung der Stadt. Truppentheilen aus den entlegensten Theilen des Reichs diente Worms nacheinander als Aufenthalt und alle die mannigfachen Ueberreste aus der römischen Epoche, welche die Alterthumsforschung zu Tage förderte, weisen darauf hin, daß Worms zu den bedeutendsten Niederlassungen gehörte, welche die Römer am Rheinstrom besaßen. Nächst Cöln, Mainz und Straßburg waren Speyer und Worms als römische Truppenlager von Bedeutung. Neben der militärischen Stadt erhob sich eine bürgerliche, ein sogenanntes Municipium, eine römische Freistadt; Worms war gleich Mainz der Sitz eines lebhaften Handels und Verkehrs, und gleich der Bergstraße und dem Rheingau gebührt der römischen Herrschaft das Verdienst der frühen Cultur des Landes. Die römischen Legionen betrieben im Frieden den Feld- und Ackerbau, trockneten Sümpfe aus, legten Straßen an; unternehmende Händler folgten ihnen, und wo eine Abtheilung römischer Truppen festen Fuß faßte, versuchte der einzelne Offizier, wie Soldat, soviel dieses thunlich war, auch fern von den schönen Gefilden Italiens sich mit jener Behaglichkeit zu umgeben, die er in dem reichen Süden gewohnt war. So wurden die unwirthlichen Ufer des Rheins, da wo das fremde Volk sich niedergelassen, freundlich und behaglich, und unter dem Schutze der nahezu während vier Jahrhunderten am Rheine unerschütterten römischen Herrschaft blühten und gediehen die einzelnen römischen Niederlassungen.

Diese römische Stadt erhielt sich bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts, wo, nachdem bereits chattische Franken 340 auf kurze Zeit von ihr Besitz ergriffen hatten, während der sogenannten Völkerwanderung, die Horden der Alanen, Sueven und Vandalen die Gefilde der römischen Provinzen verheerten und auch die Mauern von Worms in Trümmer legten.

Im vierten und fünften Jahrhundert, bekanntlich der dunkelsten Periode der Geschichte, finden wir Worms als Mittelpunkt des nicht unansehnlichen burgundischen Reiches, welches Dichtung und Volkssage mit phantastischem Schmucke umgaben. Gibich, Godamar, Gislahar und Gundahar, Namen, welche auch das Nibelungenlied verherrlicht, werden als Könige dieses Reiches, von welchem wir kaum mehr wissen als die Namen seiner Herrscher, von den Chronisten genannt. Um so freigibiger mit ihren Schilderungen ist die Dichtung, aber wenn uns kaum einige positive Daten über jenes burgundische Reich, welches 451 durch Attila vernichtet wurde, bekannt sind, so dürfen wir doch aus den mannigfachen Zügen, welche uns Sage und Dichtung bewahrten, auf die frühe Bedeutung der Stadt zurückschließen.

Kein Autor weiß mit Genauigkeit die Zeit anzugeben, wie lange Worms in Trümmern lag, doch gewiß ist, daß die Stadt von allen Rheinstädten sich am frühesten wieder aus dem Schutte erhob. Vielfach verlegt man die Zeit ihrer Wiedererstehung in die Epoche, welche unmittelbar auf den Sieg in den catalaunischen Feldern folgt, in das Jahr 475, und bezeichnet Childerich als ihren Erbauer. Es wird sich kaum ein sicherer Beweis für diese Behauptung beibringen lassen, aber Thatsache ist, daß sich in Worms schon in den frühesten Zeiten der Sitz eines Gaugrafen und ein Palast der merovingischen und fränkischen Könige befand. Dagobert, der Straßburg und Mainz verschönerte, wandte auch Worms seine Gunst zu; Brunhild, die Wittwe Siegeberts, welche Chlotar eines schmählichen

Todes sterben ließ, wohnte hier und Karl der Große erkor Worms zu einer seiner Lieblingsstädte. Hier hielt er 770 einen Reichstag und 783 eine Maiversammlung ab und 786 vermählte er sich zu Worms mit seiner Gemahlin Fastradana, des fränkischen Herzogs Ruprecht Tochter. Im Jahre 790 zerstörte leider ein Brand die kaiserliche Pfalz. Die Augustinermönche errichteten ein Kloster an der Stelle, welches 1566 abermals eine Feuersbrunst zerstörte. Wo das Kloster und die Pfalz standen, erbaute nun die Stadt ein prächtiges Rathhaus, welches den Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. bei der Einäscherung der Stadt zu Ende des 14. Jahrhunderts zum Opfer fiel.

In der Zeit, welche dem Tode des großen Kaisers folgt, sehen wir Worms in einer Periode des Rückgangs. Die Streitigkeiten innerhalb der königlichen Familie, die Kämpfe, welche sie im Gefolge hatten, zu welchem noch andere allgemeine Calamitäten hinzukamen, ein großes Erdbeben 837, Hungersnoth und Seuchen, welche zu Ende des neunten Jahrhunderts öfter die Rheinlande heimsuchten, verursachten ein Sinken des Wohlstandes der Stadt, deren Glanz unter Karl nicht selten mit Rom und Konstantinopel verglichen wurde. Worms zählte aber fortdauernd unter die Hauptstädte des Reichs. Kaiser Konrad I. hielt sich mit Vorliebe zu Worms auf.

Die Regierungen Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V. wurden bereits in dem Vorhergehenden eingehend geschildert, und unter anderen auch jene Synode des Jahrs 1077 erwähnt, auf welcher Heinrich Gregor VII. des päpstlichen Stuhles verlustig erklären ließ. Worms zeichnete sich in jener Periode durch seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser aus. In Worms endigte auch 1262 durch das dort abgeschlossene sogenannte Calixtinische Concordat der lange Streit um die Investitur.

Bischof und Stadt.

In jener Epoche scheint die Stadt gleich dem benachbarten Mainz in ihre eigentliche Glanzperiode eingetreten zu sein. Namentlich war es Heinrich IV., welcher die ihm treuergebene Stadt reich mit Privilegien beschenkte. Als Bischof Adalbert, ein Bruder des Gegenkönigs Rudolph, dem Kaiser die Thore von Worms verschloß, verjagten die Bürger den Bischof und zogen wohlgerüstet dem Kaiser entgegen. Der Kaiser machte Worms zu seinem Hauptwohnsitz, die Wormser Bürger durften was bisher nur des Kaisers Dienstleuten und den Rittern gestattet war, für den Kaiser das Waffenrecht üben und die Stadt bewahrte zahlreiche Beweise der kaiserlichen Gunst. Aus Dankbarkeit errichteten sie dem Kaiser später an der Rheinseite ein Denkmal mit der Inschrift:

Divo Henrico IV. Rom. Regi Aug. Vangionei
Gratias immortales debere nullo saeculo negabunt.

Dem seligen Heinrich IV., dem erlauchten römischen Könige
Werden die Vangionen nie leugnen unsterblichen Dank zu schulden.

Auch unter den Hohenstaufen blühte Worms empor. Friedrich I. erneuerte die Privilegien Heinrich IV. am 20. Oktober 1156 und bestimmte, um die Freiheit der Bürger besser zu wahren, daß in Zukunft nicht mehr der bischöfliche Vogt, sondern 12 bischöfliche Ministerialen und 28 Bürger unter dem Vorsitz eines Schultheißen Recht sprechen sollten. Der Kaiser vermehrte noch diese Freiheiten in einem besonderen Gnadenbrief, den die Einwohner in Erz gießen und über der Domthüre, wo er noch zu sehen ist, einmauern ließen. Worms, bisher eine bischöfliche Stadt, wurde durch diesen Gnadenakt eine freie Reichsstadt.

Wie allerwärts, suchten sich auch in Worms die Bischöfe die kaiserlichen Hoheitsrechte anzumaßen, und schon in die Zeit der Karolinger fällt der beginnende Machtzuwachs der Wormser Bischöfe.

Zuerst erscheint Hildebold, der Freund und Kanzler Otto II., der als Bischof von Worms außerordentliche Machtbefugnisse in sich vereinigt und nicht nur die gräflichen Rechte über die Kirchengüter, sondern auch ein Aufsichtsrecht über die Stadt ausübt. Die Kaiser hofften durch diese Kräftigung der ihnen ergebenen Bischöfe auch hier die Macht der einheimischen Herzöge zu brechen. Heinrich II. gelang es außerdem, durch Tausch seines Wormsischen Allodialgutes gegen Brussel am Brurrhein den Wormsischen Herzog Otto völlig vom Schauplatz zu entfernen, und er schenkte dessen sämmtliche Besitzungen dem Wormsischen Bischof Burkhard. Ferner gab der Kaiser dem Hochstift noch die Güter, welche der Graf Bezelin im Lahngau besaß, den Wildbann im Föhrenhag und die Grafschaft über den Lobdengau. Mit diesen Schenkungen war der Grund gelegt zur Macht des Wormsischen Bisthums.

Als nun die veränderte Stellung der Bischöfe die Politik der Kaiser darauf hinwies, die Macht der Bürger zu kräftigen, sehen wir auch in Worms einen Streit zwischen Bürgerthum und Bischofsgewalt sich entspinnen, der mit wechselndem Erfolge bis nahe zur Mitte des 13. Jahrhunderts sich fortspinnt.

Nach dem Jahr 1184 sehen wir in Worms die Bürger ihre Beamten, Schultheißen, Patricier und Schöffen aus ihrer Mitte wählen. Der Rath wird ursprünglich aus den Dienstmännischen Geschlechtern und dem Stadtadel genommen, die nicht im Rath sitzenden Bürger bilden die Bürgerversammlung, welche berufen wird, wenn neue Abgaben ausgeschrieben oder Aenderungen der Gesetze vorgenommen werden sollen; Privilegien sichern den Handel, das Selbstgefühl der Bürger wächst, Handel und Gewerbe blühen, glänzende Turniere werden gehalten und die Einwohnerzahl von Worms steigt in jener Periode auf 60000.

Damals erkannten denn auch die Bischöfe zuerst die Gefahr, welche in der immer mehr wachsenden Macht der Städte für sie und ihre Gewalt sich zu entwickeln begann, und von nun an suchen sie ihre Entwickelung zu hemmen, und benutzen klug und geschickt einzelne Kaiser, wie Friedrich II., um sie in diesen Bestrebungen zu unterstützen. In Worms entspann sich nach vielfachen Streitigkeiten endlich 1232 ein hartnäckiger Zwist wegen des Baues eines Rathhauses zwischen den Bürgern und ihrem Bischof Heinrich II. von Saarbrücken. Der Rath, der bisher im Bischofshof sich versammelt hatte, erbaute in der Hagengasse ein stattliches Rathhaus. Der Bischof, unzufrieden mit jenem Bau und zerfallen mit der Bürgerschaft, beschwerte sich hierüber bei Friedrich II. in Ravenna, welcher in demselben Jahr die Freiheit der Stadt förmlich aufhob und sie wieder der Gewalt des Bischofs unterwarf. Als die Bürger von Worms dieses erfuhren, beschlossen sie, nicht Folge zu leisten, und wiewohl Heinrich, Friedrichs Sohn, den der Kaiser in Deutschland als König zurückgelassen hatte, ihre Privilegien auf ihre Bitten bestätigte (17. März 1232), wünschten die Bürger doch dem Bischof die erste Ursache zum Streite hinwegzuräumen, und so rissen sie den neu erbauten Bürgerhof von selbst nieder (2. Mai). Allein als der Bischof aus Italien zurückkehrte, forderte er, gestützt auf die neuen kaiserlichen Beschlüsse, die Stadt zur Unterwerfung auf, und da sie es verweigerte, belegte er sie mit dem Interdikt. Im weiteren Verlaufe des Streits wurden der Papst und König Heinrich als Schiedsrichter aufgerufen und am 27. Februar 1733 kam eine Rachtung zwischen dem Bischof und der Stadt zu Stande, welche folgende Hauptpunkte enthielt. Der Bischof wählt neun Bürger, diese sechs Ritter des Bischofs, welche den Rath unter dem Vorsitze des Bischofs oder seines Stellvertreters bilden und lebenslänglich im Amt bleiben; ihre Ergänzung ist wie die erste Wahl. Der Rath wählt jährlich die Beamten, den Vorstand der Gemeinde, der 16 Bürger zählt; der König wählt aus neun bürgerlichen Rathsherren den einen Bürgermeister, der Bischof aus sechs ritterlichen den andern, die Innungen sind aufgehoben. Nachdem diese Uebereinkunft angenommen war, zog der Bischof vor die Stadt, wo die Bürger ihm entgegenkamen, auf die Knie fielen und Absolution verlangten. Der Bischof absolvirte sie, worauf beide Theile die neue Verfassung beschworen.

Wiewohl die Freiheit der Stadt hiermit so gut wie gebrochen war, wiederholen sich diese Streitigkeiten zwischen Bischof und Stadt stets von Neuem, bis Worms vollständig wieder den Character einer freien Reichsstadt annahm. Auch hier begünstigten die Kreuzzüge, während einerseits Handel und Industrie in einen mächtigen Aufschwung durch sie kamen, den kriegerischen Geist der Bevölkerung. Das Wollweber-Handwerk blühte damals in Worms, der Wohlstand der Stadt ist

rascher Zunahme begriffen, reiche Klöster und Stiftungen entstehen und die Stadt umschließt sich mit mächtigen Mauern und Thürmen. Aber wie in Mainz, äußerte sich auch hier der abenteuernde Zug der Zeit, das Kraftgefühl, welches den Bürger damals beseelte, in inneren Unruhen und Kämpfen mit dem Bischof und seinem Clerus. Insbesondere unter Bischof Eckard (1386) kam der Streit zwischen Bischof und Stadt wieder zum offnen Ausbruch.

Die Bürgerschaft verlangte, daß die Geistlichkeit durch Befreiung von den bürgerlichen Lasten keinen Vorzug mehr genießen solle, namentlich sollte sie von ihren Weinen auch die übliche Zapfgebühr entrichten. Als die Bürgerschaft auf ihrer Forderung bestand und den Mönchen, welche dadurch, daß sie billigeren Wein ausschenkten, die Weinwirthe beeinträchtigten, Zapfgebühr abnahm, zog die Geistlichkeit aus der Stadt und der Bischof sprach über Worms den Kirchenbann aus. In Neuhausen wohnte der Bischof mit seinem Clerus. Als das Interdikt eine Weile gedauert und keine gottesdienstliche Handlung und kein Begräbniß verrichtet werden durfte, kam der Unwille der Bürger, den man gegenseitig in den Trinkstuben schürte zum offnenen Ausbruch. Sie griffen zu den Waffen und unter Vorautragung der Stadtfahnen zogen sie nach Neuhausen, plünderten das Stift, machten es dann dem Erdboden gleich und führten über 38 höhere und niedere Geistliche als Gefangene in die Stadt. Es brach eine Fehde zwischen Bischof und Stadt aus, in welche sich die benachbarten Fürsten und Städte und zuletzt sogar Papst und Kaiser einmischten, ohne daß sie eigentlich zu einem entscheidenden Austrage gekommen wäre. Obwohl unter Eckards Nachfolger, dem Bischof Matthäus, ein Vergleich zu Stande kam, wurde dieser doch bereits unter seinem nächsten Nachfolger wieder gebrochen. Unter Reinhard von Sickingen, 1415—1482, welcher mit Energie und Klugheit regierte, ruhte der Streit, allein gleich unter seinem Nachfolger kam der Kampf, als die Bürger dem Bischofe den Eid der Treue verweigerten, wieder zum offenen Ausbruch. Auf Vorschlag des Bischofs versuchte man den Zwist durch fünf unparteiische Schiedsrichter beizulegen, allein die Bürger fügten sich nicht dem Spruche und es gelang ihnen, Kaiser Friedrich III. sowohl, wie seinen Nachfolger Maximilian I. zur Vernichtung aller von den Bischöfen der Stadt abgezwungenen Rachtungen und Verträge zu bewegen. Worms wurde feierlich von Neuem als freie Reichsstadt anerkannt; vergeblich versuchten die Bischöfe, den Bürgern ihre Freiheiten wieder abzuringen. Es bildete sich nach und nach eine politische Verfassung aus, welche Worms im Wesentlichen bis zu seinem Untergange behielt. Folgendes waren die wichtigsten Bestimmungen dieser Verfassung. Es bestehen zwei Rathskammern, der sogenannte beständige Rath der Dreizehner und der äußere, gemeine Rath. Letzterer besteht aus 6 Rittern, 12 aus den Geschlechtern und 18 Zünftlern, zusammen 36 Mitgliedern. Die Mitglieder des Raths der Dreizehn, welchen die Administration der Stadt oblag, blieben lebenslänglich im Besitz ihrer Würde. Starb einer derselben, so war der Bischof befugt, aus zweien, welche ihm der gemeine Rath präsentirte, das neue Mitglied zu wählen. Der Bischof wählte ferner aus zwei Mitgliedern des beständigen Raths jährlich einen Stättmeister und ebenso aus zwei derselben einen Schultheiß; einen Bürgermeister aber wählte er aus zwei vom äußeren Rath, und auf gleiche Weise werden ihm jährlich 24 aus der gemeinen Bürgerschaft vorgestellt, um daraus 12 zum äußeren Rath zu wählen. Wie sich die städtische Verfassung in jeder Stadt je nach den örtlichen Verhältnissen eigenartig entwickelte, so auch in Worms, und hier macht sich, obwohl die Stadt eine freie Reichsstadt im vollen Sinne des Wortes war, doch die bischöfliche Gewalt, welche durch Jahrhunderte hindurch mit der Stadt rivalisirte, durch einen weit größeren Einfluß auf die Besetzung der Aemter und Würden geltend, welcher ihr schließlich eingeräumt wird.

Wir finden Worms im 14. und 15. Jahrhundert als eine mächtige Stadt, welche in dem deutschen Städtebund an Bedeutung Mainz nicht viel nachsteht, sie besitzt gefüllte Zeughäuser, kriegsgeübte Bürger und ein blühendes Gewerbewesen. Worms zählt zu den bevölkertsten und reichsten Städten am Rhein und weit und breit rühmt Volksmund und Dichtung „Wormez am Rhyne“.

Aber auch der Glanz von Worms erblich. Im späteren Mittelalter nahm die Stadt sichtbar ab, wozu innere und äußere Fehden vieles beitrugen. Der Beginn dieses Niedergangs fällt wohl in das Jahr 1488, wo Pfalzgraf Ruprecht, dessen Land die Bürger von Worms, Mainz und Speyer verwüstet hatten, ihnen bei Worms eine große Niederlage beibrachte, in welcher allein 200 Wormser

getödtet und 300 gefangen wurden.* Insbesondere eine Fehde mit Franz von Sickingen, der zu Gunsten aufrührerischer Bürger gegen die Stadt 1515 die Waffen ergriff, schädigte auf das härteste ihren Wohlstand, und der Schaden, welchen dieser Raubritter, dem die Geschichtsschreibung unverdient den Lorbeer um die Schläfe wand, der Stadt Worms durch seine Fehde brachte, wird von Zeitgenossen auf einen Werth von mehr als 300000 Gulden veranschlagt. Der äußere Glanz der Stadt verhüllte noch lange Zeit das Sinken des Wohlstandes und der Macht, welches im sechzehnten Jahrhundert immer augenfälliger eintrat. Noch hielt man in Worms die Reichsversammlungen. Im Jahre 1495 hielt Kaiser Maximilian hier jenem berühmten Reichstag, auf welchem der ewige Landfriede erklärt und das Reichskammergericht eingesetzt wurde, und endlich fand 1521 hier jener auf ewige Zeiten berühmte Reichstag statt, welcher durch Luthers kühne Manneswort von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde.

Johann von Dalberg.

Die neue Zeit wird in Worms durch einen Bischof eingeleitet, durch dessen Anregung die Reichsstadt sich zu einer nie zuvor und niemals später dagewesenen geistigen Blüthe erhebt, Johann aus dem berühmten Hause von Dalberg, geb. 1445, der, ein gründlicher Kenner des classischen Alterthums, sich den edelsten Vertretern des älteren Humanismus zugesellt. Im Jahre 1482 von Pfalzgraf Philipp zum Curator der Universität Heidelberg ernannt und in demselben Jahre zum Bischof von Worms erwählt, ist sein Name ebenso eng mit dem Ruhme der Universität Heidelberg wie mit einer Glanzperiode der Geschichte von Worms verwachsen. Er erhob, sagt C. Ullmann (Johann von Dalberg das Vorbild eines Curators in den theologischen Studien und Kritiken, 1841 vgl. siehe Falk in den historisch-politischen Blättern, 78 und 79) die Universität nicht nur zu seinen Lebzeiten auf den Gipfel des Glanzes, sondern legte auch den Grund fast zu alledem, worauf noch gegenwärtig ihr Ruhm beruht. Unter seiner Mitwirkung wurde in Heidelberg der Lehrstuhl für griechische Sprache errichtet. Die nachmals unter dem Namen Parlertina weltberühmt gewordene Universitätsbibliothek verdankt ihm ihre Entstehung. Auch sammelte er eine an lateinischen und griechischen Werken reiche Privatbibliothek, die er jedem Forscher zur ungehinderten Benutzung offen stellte. Johann Reuchlin, den Dalberg in seine Nähe zog, nennt sie einen einzigen Schatz Deutschlands und bezeugt dankbar, daß er davon stets nach freiem Belieben Gebrauch machen konnte.

Auch Jacob Wimpfeling gehörte zu den berühmten Männern, welche Dalberg an die Universität berief. Eine Reihe von hervorragenden Männern sagt Jansen,** die lateinischen Dichter Leontius und Jacob Dracontius, der philosophisch gebildete sächsische Edelmann Heinrich von Bünau; die Juristen Adam Werner von Themar, Johann Wacker, genannt Vigilius, Domstiftsherr von Worms und Friedrich von Pleiningen, nahmen Antheil an dem regen wissenschaftlichen und literarischen Leben, das sich unter seiner Aegide in Heidelberg und an seinem Hofe zu Worms entwickelte.

Dalberg war auch Leiter und Ordner der im Jahre 1491 von Conrad Celtes in Mainz begründeten „Rheinisch literarischen Gesellschaft". Unter den Mitgliedern derselben befanden sich die angesehensten Gelehrten aus allen Zweigen der Wissenschaft: Theologen, Juristen, Mathematiker, Aerzte, Philosophen, Sprachforscher und Dichter aus den Rheinlanden, wie aus dem südwestlichen

---

*) Der Volksmund bewahrt noch heute das Andenken an jene Schlacht. Ein Feld, unweit der Stadt, nennt man den Knappen-Acker, zum Andenken an die Handwerks-Gesellen (Knappen), welche hier heldenmüthig fochten und von denen viele den Tod fanden.

** S. dessen Geschichte des deutschen Volks. Bd. I. Neunte Auflage.

Deutschland. Außer Trithemius, Reuchlin und Wimpfeling gehörten dazu Männer wie der kaiserliche Historiograph und Mathematiker Johann Stabius, der tüchtige Kenner des Hebräischen Sebastian Sprenz, später Bischof von Brixen, Ulrich Zasius „der Fürst aller deutschen Juristen", ferner die Humanisten Conrad Peutinger von Augsburg, Willibald Pirkheimer von Nürnberg und Heinrich Bebel von Tübingen.

„Während der Präsidentschaft Dalbergs," sagt Janssen, der auch als Bischof das Muster eines treuen Hirten war, erreichte die Gelehrtengesellschaft ihren höchsten Glanz. Der Tod des Mannes (1503) war für die deutsche Bildung ein noch herberer Verlust als der seines ebenbürtigen Freundes Agricola. „„Ich halte diesen Bischof" schrieb Willibald Pirkheimer, ewigen Andenkens würdig sowohl wegen seiner Tugenden und seiner Humanität, als wegen seiner allseitigen Kenntnisse in den Wissenschaften."" Seine Grabschrift im Dome zu Worms sagt von ihm: „„Er war selbst glücklich und stellte den Nachkommen mit glücklichem Erfolg ein Bild des Lebens auf.""

Der Reichstag vom Jahr 1521.

Wir in unserer Zeit, denen Eisenbahnen und Dampfboote zur Verfügung stehen, glauben häufig, daß erst unsere Gegenwart diese enormen Massenversammlungen, diese großartigen Volksfeste und öffentlichen Schauspiele kenne, bei welchen Tausende und aber Tausende aus allen Ländern der Erde zusammenströmen. Und doch hat bereits das frühe Mittelalter, wie uns das große Ritterfest Barbarossas in Mainz bewiesen, derartige ungeheure Ansammlungen von Menschen gekannt; ein Concil, ein Reichstag verursachte jedesmal eine kleine Völkerwanderung, die nach der Bedeutung der Beschlüsse, welche gefaßt werden sollten, Dimensionen annahm, welche weit über das Maß unserer heutigen Vorstellungen, welche wir uns über jene Vorgänge zu bilden gewohnt sind, hinausgingen.

Eine solche ungeheuere Völkerversammlung, wie sie Worms zum zweitenmale erst wieder sehen sollte, als man dem Manne, der auf diesem Reichstag seinen Mannesmuth bewährte, 1869 dreihundertneununddreißig Jahre später, ein Denkmal errichtete, war der große Reichstag des Jahres 1521.

Der junge Kaiser war schon im November 1520 in Worms angekommen. Es war am Montag nach Pauli Bekehrung, 1521, als die Eröffnung des Reichstages von der sogenannten Münzstube aus vom Reichsherold war verkündet worden. Es waren außer des Kaisers Majestät 7 Kurfürsten und 66 geistliche und weltliche Fürsten mit einem glänzenden Gefolge erschienen; gegen 150 Grafen, Ritter, Prälaten und 60 Gesandten der Fürsten und Reichsstädte nahmen officiell am Reichstage Theil. Domherren, zum Theil aus fürstlichem Geblüt, fremde Botschafter und ganze Schaaren von Mönchen vergrößerten die Versammlung. Mehrere berühmte Theologen, Bucer, Cochläus und andere hatten sich zu derselben eingefunden, auch fremde Nationalitäten, Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener, waren zahlreich auf derselben vertreten und, als ob die soeben entdeckte junge Welt, die neue Welt bereits eine Ahnung habe von der Bedeutung, welche dieser Reichstag für sie haben sollte, war sogar der erste Amerikaner, den Europa sah, ein Mexikaner, den Cortez seinem König zur Huldigung übersandt hatte, in seiner eigenthümlichen Tracht, fast nach Zigeuner Art verschleiert, auf dieser Versammlung anwesend.

Kaufleute aus aller Herren Länder, Bürger und Bauern aus der Umgegend strömten zusammen, vornehme und geringe Buhlerinnen hatten sich zu tausenden gesammelt. Bachus und Venus stritten sich um die Herrschaft, Fest reihte sich an Fest und es schien, als ob ein allgemeiner toller Sinnentaumel den ganzen Volkshaufen erfaßt habe. Sogar der besondere Ablaß, den der päpstliche Legat zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages am 24. Februar ertheilt hatte, besaß nicht Kraft genug einige

Andacht im Volke zu erwecken. „Es ist hier zu Worms“, schreibt ein Zeitgenosse, selten eine Nacht, es werden denn drei oder vier Menschen ermordet. Es hat der Kaiser einen Profoß, der hat schon über 100 Menschen ertränkt, gehangen oder sonst abgethan. Es geht hier wie zu Rom mit Morden und Stehlen, und von schönen Frauen sind alle Gassen voll ꝛc.“

Es war, als ob die sittlichen Früchte, welche die Zeit gezeitigt, einem Jedermann sichtlichen Beweis dafür liefern sollten, wie nothwendig das Werk des Mannes war, der, bleich und von einem Fieber abgezehrt, in seine Mönchskutte gehüllt, auf einem Bauernwagen gekauert, des Kaisers Herold mit dem Adlerwappen voraus, nach Worms hereinfuhr. Es bedurfte eines Anstoßes, der die versinkende alte Zeit in Zerfall brachte und dieser Anstoß war durch das Auftreten Luthers gegeben.

In Gesellschaft von Justus Jonas, nachmaligem Probst zu Wittenberg, des Nicolaus von Amsdorf, des Petrus von Schwawen, eines dänischen Edelmannes, und des Hieronymus Schurf, Rechtsgelehrten von Wittenberg, war er sammt dem kaiserlichen und Reichs-Herold Kaspar Sturm abgereist. Von Frankfurt aus schrieb Luther an seinen Freund den kurfürstlich sächsischen Geheimschreiber Spalatin nach Worms: „Wir kommen, lieber Spalatin, obwohl der Satan uns zum Hinderniß vielerlei Unpäßlichkeiten in den Weg gelegt hat, denn den ganzen Weg von Eisenach nach Frankfurt (wo ich viele Freunde finde), bin ich unpaß gewesen, und auch jetzt noch auf eine mir unbekannte Weise. Ich höre auch, daß Kaiser Karoli Mandat nur zum Schrecken sei herausgegeben. Christus aber lebt; derohalben wollen wir hinein in Worms, zu Trutz aller höllischen Pforten, und denen, die in der Luft herrschen. Ich habe mir vorgesetzt, den Satan zu schrecken und zu verachten. Machet uns also die Herberge zurecht“.

Spalatin, der die erbitterte Stimmung an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, die in Worms gegen den Neuerer herrschte, schickte, um ihn zu warnen, ihm einen Boten nach Oppenheim entgegen und ließ ihn ermahnen, er möge sich nicht so ohne weiteres in so große Gefährlichkeit begeben. Luther aber antwortete: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein!“

So zog er denn auch in Begleitung von vielen Tausenden, die den kühnen Reformator theils mit stummem Staunen betrachteten, theils mit jubelndem Zuruf begrüßten, am 16. April Vormittags in Worms ein. Er stieg in der für ihn bestellten Herberge im Deutsch-Ordenshause ab, wo auch die sächsischen Räthe, Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitsch, nebst dem Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim wohnten. Und Schaaren von Volkes versammelten sich vor dem Hause, um den Mönch, „den Doktor Martinum,“ zu sehen, erzählte Luther.

Während das Volk ihm seine Sympathieen bezeugte, seine Anhänger laut die Menge haranguirten, und auf öffentlichen Plätzen und in Trinkstuben die neue Lehre allerwärts eifrige Apostel fand, regten sich auch seine Gegner. Man versuchte, so wird erzählt den Kaiser zum Wortbruch zu verleiten und ihn zu bestimmen, daß er Luther das Geleit nicht halte. Allein so wenig Karl Luther und seiner Lehre zugethan, muß es doch zur Ehre seines durch und durch ritterlichen Characters gesagt sein, daß er sich wiederholt diesen Zumuthungen widersetzte. „Was man zusagt, das soll man halten,“ erwiderte der junge Kaiser fest und bestimmt.

Bereits am Tage seiner Ankunft, am 17. Vormittags, wurde Luther von dem Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim geladen, Nachmittags 4 Uhr vor der Reichsversammlung zu erscheinen. Die Reichsversammlung wurde in dem rechts vom Dome gelegenen bischöflichen Palast gehalten, an dessen Stelle sich heute der Heyl'sche Garten befindet. Zur bestimmten Stunde erschien des heiligen römischen Reiches Herold, Kaspar Sturm, in der Herberge Luthers und geleitete ihn nach der Reichsversammlung. Da das Gedränge des Volkes so groß war, daß die Trabanten des Kaisers es nicht einmal mit Gewalt wegtreiben konnten, „ja auf die Dächer waren sie gestiegen, den Doctor Martinum zu sehen“, so mußte man ihn durch heimliche Gänge und Gärten (die man heute noch zeigt) nach dem Palaste führen und dort mit der größten Anstrengung die zuströmende Menge zertheilen, um hinein zu kommen. Denn über alle Begriffe groß war nicht allein die Neugierde, sondern auch die Theilnahme des Volkes an Luther. Nach den Berichten von Augenzeugen hatten sich mehrere Tausend Menschen allein in den Vorzimmern und Gängen des Palastes versammelt. In einem jener Vorzimmer fand auch

jene denkwürdige Scene zwischen Luther und des Kaisers Feldhauptmann Georg von Frundsberg statt, wo dieser als er in den Versammlungssaal treten wollte, Luther auf die Schulter klopfte und zu ihm sprach: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Feldobrister auch in ernstester Schlachtordnung nicht gethan. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird Dich nicht verlassen."

Als Luther die Versammlung betrat, munterten ihn mehrere Fürsten und Gesandte auf, muthig auszuharren, und als er vor dem Kaiser und den Reichsfürsten stand, ermahnte ihn der Marschall, nicht anders zu reden, als wenn er gefragt werde.

Des Kurfürsten von Trier Offizial, Herr Johann von Eck, trat nunmehr auf und redete ihn also an: „Martin Luther, des Kaisers Majestät hat, aus Bedenken und Rath aller Stände des heiligen römischen Reiches, Dich vor Ihrer Majestät Stuhl hierherberufen und auffordern lassen, Dich um diese zwei Artikel zu fragen: erstlich, ob Du bekennst, daß diese Bücher (welche auf einem Tische vor Luther lagen), Dein seyen, und ob Du dieselben für die Deinen erkennest oder nicht; zum anderen, ob Du dieselben und was darinnen ist, widerrufen oder auf denselben verharren und bestehen willst!"

Als Luther reden und seine Autorschaft an diesen Werken öffentlich bekennen wollte, fiel ihm Hieronymus Schurf, der ihm als Rechtsanwalt beigegeben war, ins Wort und rief Eck zu: „Man zeige die Bücher mit Namen an."

Als ihm nun die einzelnen Bücher waren genannt worden, sprach Luther: „Von der kaiserlichen Majestät werden mir zwei Artikel vorgehalten. Der erste, ob ich alle Bücher, so meinen Namen haben, wolle für die meinen erkennen; der andere, ob ich die, so bisher von mir geschrieben und ausgegangen sind, vertheidigen oder Etwas widerrufen wolle. Hierauf will ich kürzlich, so viel und so gut ich kann, richtig antworten."

„Erstlich muß ich die jetzt genannten Bücher für die meinen anerkennen und kann derselben nimmermehr eines verneinen. Aber, was da folget, daß ich anzeigen soll, ob ich auch zugleich alles vertheidigen und widerrufen wolle! weil dieses eine Frage vom Glauben und der Seele Seligkeit ist, und Gottes Wort belanget, welches der höchste und größte Schatz im Himmel und auf Erden ist, und wir billig allzumal in Ehren halten sollen, so wäre es vermessentlich und gefährlich von mir gehandelt, etwas Unbedächtiges anzuzeigen; sintemal ich weniger, denn es die Sache erfordert, oder mehr, wenn es der Wahrheit gemäß ist, unbedacht und unbesonnen asseriren und für gewiß sagen könnte, welches beides mich in das Urtheil bringen würde, das Christus gefällt hat, da er sagt: Wer mich vor den Menschen verläugnen wird, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater. Derohalben bitte ich vor Kaisers Majestät auf's allerunterthänigste Bedenkzeit, auf daß ich ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten möge."

Hierauf berathschlagten sich des Kaisers Majestät, die Kurfürsten und Fürsten, und hat ihr Bedenken der trierische Offizial mit folgenden Worten vorgebracht:

„Wiewohl Du Martin Luther jetzt aus kaiserlichem Mandat und Befehl genugsam hättest können verstehen, wozu und warum Du erfordert bist, und derohalben nunmehr nicht würdig wärest, daß Dir weitere und längere Bedenkzeit gegeben würde, so läßt Dir doch kaiserliche Majestät, aus angeborner Güte, noch einen Tag, Dich zu bedenken, also, daß Du Morgen, um eben diese Stunde, gegenwärtig erscheinest; doch dermaßen und mit Condition, daß Du Deine Meinung nicht schriftlich, sondern mündlich anzeigest und vorbringest."

Luther wurde vom Reichsherold wieder in seine Herberge zurückgeleitet. „Der würde mich nicht bewegen, daß ich Ketzer würde," sprach Kaiser Karl V. zu seinem Nachbar, dem Cardinal-Kurfürst Albrecht von Mainz. Viele Ritter aber drängten sich zu Luthers Herberge und versprachen ihm ihren Beistand, wenn es zum Aeußersten kommen sollte.

Am folgenden Tag, am 18. April Nachmittags 4 Uhr erschien wieder der Reichsherold und führte ihn aus seiner Herberge nach des Kaisers Hof, wo er wegen der Fürsten Verhandlungen unter

einem großen Haufen Volk wartete. Um 6 Uhr wurde er in den Sitzungssaal geführt. Der Offizial Eck redete ihn wie folgt an:

„Gestern Abend hat Kaiserliche Majestät Dir, Martin Luther, die Stunde ernennet, sintemal Du die Bücher, die wir gestern erzählt, für die Deinen öffentlich erkannt und angenommen hast. Weil Du aber auf die Frage, ob Du etliche von denselben für nichtig gehalten, oder alles, dazu Du Dich bekennest, für recht halten und billigen wolltest, Bedenkzeit gebeten hast, welche nun aus ist; wiewohl Du von Rechtswegen nicht hättest sollen länger Bedenkzeit erlangen, weil Du eine so lange Zeit wohl gewußt hast, wozu Du erfordert wirst werden, und des Glaubens Sache allen und jeden so gewiß und ein jeglicher darinnen dermaßen berichtet sein sollte, daß er, zu welcher Zeit es von ihm gesucht und begehrt wird, desselben gewissen und beständigen Grund, Ursach und Rechenschaft geben könnte, geschweige denn, da Du ein solcher großer und geübter Doctor der heiligen Schrift bist: wohlan so gib redliche Antwort auf der Kaiserlichen Majestät Suchen, welcher milden Güte Du in der erlangten Bedenkzeit ersehen hast: Willst Du Deine von Dir anerkannten Bücher vertheidigen, oder aber etwas widerufen?"

Hierauf sprach Luther:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser, durchlauchtigste hochgeborene Kurfürsten, gnädigste und gnädige Herren. Ich erscheine als der Gehorsame auf dem Termin, so mir gestern angesetzt und ernennet ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und fürstliche Gnaden wollten diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädig hören, und so ich aus Unverstand etwa einem jeglichen den ihm gebührenden Titel nicht gebe, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch mit Geberden erzeigen würde, mir es gnädigst zu Gute zu halten, als der ich nicht zu Hofe gewesen, sondern im Kloster gestocken bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich dem, was von mir bisher mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben ist, alleine Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe."

„Nun, allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten und Herren, auf die zwei Artikel, so mir gestern von Ew. Kaiserlicher Majestät vorgehalten sind, nämlich: ob ich die genannten und unter meinem Namen ausgegangenen Bücher für die meinen erkennete und dieselben zu vertheidigen verharren oder widerrufen wollte, habe ich meine unterthänige, klare und richtige Antwort gegeben auf den ersten Artikel, darauf ich noch fest bestehe und ewiglich bestehen will, nämlich, daß solche Bücher mein und unter meinem Namen ausgegangen seien; es wäre denn, daß vielleicht durch meiner Abgünstigen Arglistigkeit oder unzeitige Klugheit etwas darinnen geändert, oder böslich heraus gezwackt wäre, denn ich erkenne etwas anders für das meine nicht, denn was allein mein und von mir geschrieben ist ohne eines Menschen Deutung, wie geschickt er auch sei."

„Was ich aber auf den anderen Artikel antworten werde, bitte ich aufs unterthänigste, Ew. Kaiserl. Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden wollen wohl einnehmen und bedenken, daß meine Bücher nicht alle einerlei Art sind. Denn etliche sind, in welchen ich vom christlichen Glauben und guten Werken so schlecht und einfältig und christlich gelehrt habe, daß auch die Widersacher selbst müssen bekennen, sie seyn nütze, unschädlich und würdig, daß sie von christlichen Herzen gelesen werden. Ja, auch die päpstliche Bulle, ob sie wohl geschwind und heftig ist, doch macht sie etliche meiner Bücher unschädlich; wiewohl sie dieselben durch ein ungeheuer widernatürlich Urtheil verdammt."

„So ich nun anfinge dieselben zu widerrufen: was thäte ich anders, denn daß ich weniger unter allen Menschen die Wahrheit, welche beide, Freunde und Feinde, bekennen, verdamme, und allein aller einmüthiger Bekenntniß widerstrebe?"

„Die andere Art meiner Bücher ist, darinnen das Papstthum und die Papistenlehre angegriffen und angetastet wird, als die, so mit ihrer falschen Lehre, bösem Leben und ärgerlichem Exempel die Christenheit an Leib und Leben verwüstet haben. Denn Niemand kann verneinen und dissimuliren, weil es die Erfahrung zeigt und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Papstes Gesetze und Menschenlehre der Christen gläubige Gewissen auf's allergräulichste und jämmerlichste verstrickt,

beschwert und gemartert sind, auch die Güter, Gründe und Possession vornehmlich in dieser hochberühmten teutschen Nation, mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen sind und noch heutigen Tages ohne aufhören unziemlicher Weise verschlungen werden; so sie doch selbst in ihren eigenen Büchern und Dekreten setzen und lehren, daß des Papst Gesetze und Lehre, die dem Evangelio entgegen und zuwider sind, für irrige und untüchtige sollten gehalten werden. Wo ich nun auch dieselben widerrufte, so würde auch anders nichts thun, denn daß ich ihre Tyrannei stärkte, und solcher großen Impietät und gottlosem Wesen nicht allein die Fenster, sondern auch Thür und Thor aufthäte, als die viel weiter und freier toben würden, denn sie bisher haben thun dürfen, und würde durch solches Zeugniß dieses meines Widerrufens ihr tyrannisch Regiment, darinnen ohne daß aller Muthwille, Schalkheit und Bosheit ungescheuet und ungestraft getrieben wird, dem armen gemeinen Manne viel unleidlicher und unerträglicher werden und doch gestärkt und bestätigt, sonderlich so hoch gerühmet würde, daß solches von mir auf Befehl Ew. Kaiserlichen Majestät und des ganzen römischen Reiches geschehen wäre. O! welch ein großer Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei, lieber Gott, würde ich alsdann werden!"

„Die dritte Art meiner Bücher ist, so ich wider etliche Privat- und einzelne Personen geschrieben habe, nämlich, die sich unterstanden haben, römische Tyrannei zu schützen und zu vertheidigen, und die gottselige Lehre, so von mir gelehrt ist, zu fälschen und zu dämpfen. Wider dieselben, bekenne ich frei, bin ich etwas heftiger und schärfer gewest, denn es nach Gelegenheit der Religion und Profession sich gebühret; denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, auch disputire ich nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Dieselbe zu widerrufen will mir auch nicht gebühren; darum, daß durch solch Widerrufen es abermals dahin würde kommen, daß Tyrannei und allerhand gottloses Wesen mit meinem Beifall regieren, überhand nehmen und wider Gottes Volk weit gewaltsamer und gräulicher wüthen, denn jemals bisher geschehen ist."

Doch weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland, Jesus Christus, seiner Lehre gethan hat, welcher da er von dem Hohenpriester um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen schnöden Knecht; wie vielmehr ich, der Erde und Asche ist, und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wollte."

„Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe. Alsdann, so ich deß überzeugt werde, will ich ganz und willig bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will."

„Aus diesem, halte ich, erscheint klärlich und öffentlich, daß ich genugsam bedacht und bewogen habe die Noth und Gefahr, das Wesen und die Zwietracht, so durch Verursachung meiner Lehre erweckt seyn, daran ich gestern hart und stark erinnert worden bin. Mir zwar ist's wahrlich die allergrößeste Lust und Freude zu sehen, daß um Gottes Wort Willen Zwietracht und Uneinigkeit entsteht. Denn dies ist Gottes Wort Art, Lauf und Glück, sintemal Christus, der Herr, selbst sagte, ich bin nicht kommen Friede zu bringen, sondern das Schwert, denn ich bin kommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater. Derohalben ist wohl zu bedenken, wie wunderlich und erschrecklich Gott in seinen Räthen und Gerichten ist; damit nicht vielleicht das, so die Uneinigkeit und Zwietracht hinzulegen fürgewandt wird, aus Vertrauen unserer Macht und Weisheit, so wir's anfingen mit Verfolgung und Lästerung des heiligen Worts Gottes, gereiche zu einer schrecklichen Sündfluth unüberwindlicher Gefahr, beide leiblichen und geistlichen Unfalls und Schadens. Zudem ist auch zu besorgen, damit nicht dieses allerlöblichsten und gütigsten Jünglings des Kaisers Karl (in deß Majestät nächst Gott eine große Hoffnung ist) Regierung, nicht allein einen bösen, unseligen Anfang, sondern auch Mittel und Ende gewinnen möchte."

„Ich könnte diesen Handel mit Exempeln der heiligen Schrift wohl weiter und reichlicher erklären

und ausstreichen, als von Pharao, vom König zu Babel, von den Königen in Israel, welche sich alsdann in den größten Schaden und Verderben brachten, da sie wollten mit den klügsten Anschlägen und Räthen ihre Königreiche befrieden und erhalten; denn er ist's der die Witzigen in ihrem Witz und Klugheit ergreifft, und kehret die Berge um, ehe sie es inne werden. Darum ist's von nöthen, daß man Gott fürchte — aber ich will es jetzt, Kürze halben, unterlassen."

„Solches sage ich nicht, der Meinung, daß solch großen Häuptern Noth wäre meines Unterrichts und Erinnerns; sondern, daß ich teutscher Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht habe sollen, noch wollen entziehen, und will mich hiermit Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstlichen Gnaden auf's Unterthänigste befohlen und demüthigst gebeten haben, Sie wollen sich von meinen Widersachern wider mich ohne Ursach nicht bewegen lassen. Das will ich, um dieselben mit meinem armen Gebet gegen Gott zu verbitten, in aller Unterthänigkeit allzeit beflissen sein."

Als Luther also gesprochen, begann der kaiserliche Orator und erwiderte: Er habe nicht geantwortet, was zur Sache dienlich wäre, auch solle nicht in Zweifel gestellt werden, noch davon disputirt werden, was etwa zuvor in Concilien definirt, endlich beschlossen und verdammt wäre worden: darum würde bei ihm gesucht, er möge eine einfältige, runde und richtige Antwort darauf geben, ob er revociren und widerrufen wolle oder nicht?

Darauf sagte Dr. Luther: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, das ist: die weder beißen noch stoßen kann, und von jedermänniglich soll verstanden werden; nämlich also: Es sei dann, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widerwärtig gewest seyn) und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Wiederholt wurde Luther aufgefordert zu widerrufen, man suchte ihm seine vermeintlichen Irrthümer zu beweisen, aber er erklärte, man möge nicht weiter in ihn dringen, er bleibe unwandelbar bei der gegebenen Antwort.

Das Auftreten Luthers verursachte große Aufregung, die Spanier höhnten, die Deutschen nahmen zum Theil für ihn Partei. Es entstand eine große Bewegung, das Gerücht verbreitete sich, Luther werde gefangen weggeführt, seine Anhänger eilten herbei, um sich zu überzeugen, wie es ihm ergehe. Sie erblickten Luther aufrecht inmitten der Menge, und allerorts erhielt der unerschrockene Mann Beweise der Theilnahme, auch von seinem Freunde Spalatin, der nun zu ihm trat und ihn beglückwünschte. „Und wenn ich tausend Köpfe hätte so wollte ich sie eher abhauen lassen, als einen Widerspruch thun", erwiderte er. Man bedeutete Luther, nachdem die Ruhe wieder hergestellt, er sei entlassen. Er kehrte nach seiner Herberge zurück.

„Sehr wohl hat der Doktor Martinus vor dem Herrn und Kaiser und allen Fürsten und Ständen gesprochen," sagt der Kurfürst von Sachsen, und alle die freisinnigeren Fürsten gaben in der Versammlung ihre Theilnahme unverhohlen zu erkennen. Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte dem Mönch eine Kanne Einbecker Bier. Der Landgraf Philipp von Hessen suchte ihn persönlich auf und schied von ihm mit herzlichem Händedruck und den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doctor, so helf Euch Gott!"

Damit war die Angelegenheit Luthers erledigt. Es wurde ihm zwar eine kaiserliche Erklärung zugeschickt, daß nach abgelaufener Geleitsfrist wider Dr. Luther als offenbaren Ketzer verfahren werden solle und die falsche Lehre verfolgt werden müsse, aber was wollte das bedeuten. Auch der Kaiser und ein Theil der streng gläubigen Fürsten waren hierzu nicht geneigt, und strebten aufrichtig nach einer Verständigung und so nahm denn die Reichsversammlung als solche von Schritten gegen den Wittenberger Mönch Abstand. Herzog Georg von Sachsen, ein erklärter Gegner Luthers, widersetzte sich zum Beispiel, gleich dem Kaiser, dem Ansinnen, Luther das freie Geleit zu brechen auf das Entschiedenste und erklärte,

„Die deutschen Fürsten würden diese Schande, daß man das sichere Geleit sollte brechen, zumal auf dem ersten Reichstag des Kaisers, nimmermehr zulassen, und komme solches mit der alten deutschen Redlichkeit nicht überein; was man verspreche, müsse man halten."

Luther erhielt die Weisung, Worms unter dem Geleit desselben Herolds, der ihn hergeführt, zu verlassen und 21 Tage lang die Sicherheit seiner Person zu genießen. Am 26. April Vormittags reiste er von Worms ab. Als er bereits auf der Wartburg in Sicherheit war, erging gegen ihn das kaiserliche Edikt, wonach er, seine Bücher und seine Anhänger und Schützer in Acht und Aberacht verfielen. Diese Achterklärung, die man nicht durchzuführen wagte, weder gegen ihn noch gegen seine Beschützer und Freunde, war nur eitler Firlefanz. Die Verfolgungen gegen diejenigen, welche seiner Lehre anhingen, hatten nichts gemein mit denjenigen früherer Jahrhunderte; es waren mehr obrigkeitliche Chikanen als wirkliche energische Maßregeln gegen den neuen Glauben. Heribert Klaprother, Gelehrter von Worms, sang damals:

Soll Martin Luther Ketzer sein,
Dann ist er traun ein kecker,
Er spricht nur Worte klar und rein,
Nicht wie verlarvte Hecker.

Der Kaisersberger Geiler schon
Clemangis, Gerson, Wessel
Schon Reuchlin, Hutten, Melanchthon
Bekannten die Religion
Frei von der Kirche Fessel,
Was Wiclef schrieb und Huß gelahrt,
Und was Savanarola
Geeifert gegen die Tiar,
Die drei gekreuzte Stola.
Dies alles schuf das Dogma, daß
Der Papst nur sei der Hintersaß
Der christlichen Gemeine
Mit usurpirtem Heilgenscheine.

Papst Leo X. war nicht wohl bedacht
Die Kirchenzucht zu heben,
Nur auf die Indulgenzenfracht,
Nur auf den Fischfang in der Nacht,
Wie man Mirakel, Heil'gen macht,
Durch Nuncien, Concilien, Legaten
Die Christenwelt mit Frohnden mag beladen,
Die Kirchen immer reicher macht,
Und wie gesichert wird ein prunkes Fürstenleben;
Unsterblichkeit muß ihm die Macht
Des großen Sanzio* erst geben.

Wie sich der Mann von Eisenach
In Worms am großen Reichstag stellte,
Wie er des Herzens Worte sprach,
Der heiligen Bibel reinen Sinn erhellte,
Dort wo vor Kaiser, Erzherzog,
Markgrafen, Erzbischöfen und Prälaten.
Vor Fürsten, Abgesandten, Grafen und Magnaten
Die heil'ge Geistestaube ihn umflog;
Dort wo und wie er vor Gerichtesstufen
Auf Gott und sein Gewissen sich berufen,
Wo er gestellt auf sich in Gottes Hand,
Als starker Sonnenheld als Sieger stand.

Dies kann ich diesem Kämpfer nicht vergessen,
Vergeß es auch im Leben nimmermehr
Und müßt ich mit dem Löwen (Leo)
Schaafe fressen.**

---

* Rafael war bekanntlich beinahe ausschließlich für Leo X. beschäftigt.

** Was wir hier über Luther auf dem Reichstage zu Worms berichten, ist lediglich eine knappe objective Darstellung der äußerlichen Vorgänge. Das innere Getriebe der Parteien, die Dinge, welche sich hinter den Coulissen abspielten, haben wir unberührt gelassen, da die Geschichte der Reformation nicht in den Rahmen dieses ersten Theils unseres Werkes fällt. Die verwickelte Darstellung der inneren Vorgänge derselben haben wir uns für den zweiten, die mit Philipp dem Großmüthigen beginnende Geschichte unseres Großherzogthums enthaltenden Theil aufgespart. Bei dieser Gelegenheit wird auch Luther und sein Werk zur Sprache kommen. Aus diesem Grunde haben wir auch keine Veranlassung vorläufig auf die verschiedenen, die Geschichte der Reformation behandelnden neueren historischen Arbeiten einzugehen. Wir würden hierdurch von dem in diesem ersten Theil von uns verfolgten Hauptzweck einer Geschichte der einzelnen Territorien, zu sehr abgelenkt werden.

Die Einführung der Reformation in Worms.

Wir sind gewohnt, uns die Reformation als eine rein ideale Geistesbewegung vorzustellen, die etwa auf gleicher Höhe stand, mit jener Begeisterung, welche das deutsche Volk im Jahr 1870 im Kampfe wider den Erbfeind ergriff, als einen gewaltigen, die ganze Nation mächtig antreibenden Impuls religiöser Begeisterung. Schwärmerische Mönche sprangen aus den Kutten und predigten das Evangelium, die städtischen Bürger und das Landvolk nahmen den neuen Glauben an und unter Gesang des Lutherlieds: „Eine feste Burg" reichten sich die Neubekehrten die Hände. So ungefähr hat uns der später katholisch gewordene Zacharias Werner in seinem, in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ungemein volksthümlichen Drama: „Luther, oder die Weihe der Kraft", die Einführung der Reformation geschildert und noch heute leben Viele der Meinung, in dieser Weise habe sich die große, für die Geschichte Deutschlands so folgenreiche Umwandlung vollzogen. Dem war jedoch nicht so, wenigstens entspricht die Wirklichkeit nur in seltenen Ausnahmefällen diesem Bilde. Vielfach hatten die Neugläubigen heftige Zwistigkeiten mit den Katholiken zu bestehen, bei welchen es zu den verschiedenartigsten Ausschreitungen kam. Wir haben hierfür bei Darstellung der Geschichte der Reichsstadt Wimpfen hinreichende Beispiele gegeben. Nicht minder aber ließen sich die Anhänger des neuen Glaubens gegen diejenigen, welche der alten Kirche treu blieben, Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen. Man darf auch nicht glauben, daß die Reformation etwa der Ausdruck des Volkswillens war, das Volk hatte damals noch kein Recht der Willensäußerung, sondern die Reformation wurde in den Ländern und Städten, in welchen man das Evangelium annahm, von der Obrigkeit eingeführt. Die Fürsten und Stadtobrigkeiten nahmen, als der Glaubensstreit in Deutschland zum Ausbruche kam, das Recht für sich in Anspruch, über den Glauben ihrer Unterthanen zu entscheiden. Die Bewohner der katholischen Länder blieben katholisch, weil es die Fürsten befohlen hatten und jede Religionsneuerung strenge bestraften, die Bewohner der protestantischen Länder nahmen die lutherische, oder die reformirte Lehre an, weil dieselbe von den Landesregierungen als die officielle und allein gültige eingeführt wurde. In jener, für die Geschichte Deutschlands folgenreichsten Umwandlung wurde das deutsche Volk selbst um seine Meinung gar nicht gefragt; die Regierungen dachten vielmehr für das Volk. Sie führten entweder rücksichtslos den neuen Glauben ein, oder sie unterdrückten, wenn sie der alten Religion anhingen, ebenso schonungslos jede Neuerung.

In den meisten Reichsstädten wurde die Reformation gewaltsam eingeführt. So in Nürnberg, Straßburg, Augsburg, in den schwäbischen Städten und so auch in Worms. Ueber die Geschichte der Wormser Reformation besitzt man eine nichtgedruckte Quelle, welche um so mehr Beachtung verdient, als sie aus protestantischer Hand fließt. Es ist die: Chronologia der uhralten freyen kaiserlichen Reichsstadt Wormbs, aus bewehrten Annalibus 2c. zusammengeschrieben durch M. Fridericum Zornium descripta et absoleta ab Andrea Wilckio Sleusingensi, Wormatensium ecclesiastic. Anno Domini MDCXIII. Auf Grund dieser Angaben Zorns, welche um so wichtiger sind, als im Wormser Stadtarchiv keine auf die Geschichte der Reformation bezüglichen Aktenstücke mehr vorhanden sind, ist in den „Historisch-politischen Blättern" Band 75. S. 325 — 340 eine Darstellung der Wormser Reformation erschienen, welcher wir Folgendes entnehmen.

Wie aus dem Titel der Zorn'schen Chronologie ersichtlich, hat derselbe die Aufzeichnungen eines protestantischen Pfarrers Wilck benutzt. Nach Wilck begann die reformatorische Bewegung in Worms bereits Anno 1525. „Als es von wegen des gemeinen Volks der Bauern Empörung und Auflauf sich ansehen lies, als wollt es hie und anderswo mit den Geistlichen ein seltsam Wesen werden, sind sie (die Geistlichen) etwas geschlachter, demüthiger und kleinlautender, nit allein anderswo, sondern auch fürnehmlich allhie worden. Denn sie sich eines Ueberfalls, Mords, gentzlicher Ausreutung besorgten. Als solches gemeine Stadt und Bürgerschaft allhie vermerkt, haben sie ihrer Priester-

schaft etliche Beschwerungen fürbracht mit Begehren, dieselbig gemeiner Stadt und Burgerschaft zu gut zu enden. Wie denn dieselben von punkten zu punkten hernach gesetzt werden."

„Erstlich soll das Wort Gottes klar und lauter, das Evangelium unverdunkelt und ohne allen menschlichen Zusatz gepredigt werden.

„Item alle Pfarhern und Diener derselben Pfarkirchen sollen durch den gemein deroselben Pfaren Pfarkinder erwehlt, angenommen, gesetzt und entsetzt werden."

Item Mißbrauch und Ceremonien der Kirche und was dem Wort Gottes zuwider ist, sollen genzlich abgethan, kein hurerey von Niemands zugelassen noch gestattet werden."

„Item Zins, Renten und Gulten (sowohl von kirchlichen Stiftungen als auch solche mit Brief und Siegel) sollen todt und ab seyn."

„Item alle Mönch, Pfaffen und Nonnen aussterben zu lassen und daß fürter kein oder keine mehr zu ewigen Zeiten aufgenommen werden."

Item das Domkapitel sollen ihrer vermeinten Gerechtigkeit des neuen Spitals zum h. Geist oberstehen, und dieselbige Verwaltung allein zu der weltlichen Obrigkeit dieser Stadt Worms stehen."

Darauf erfolgte eine Vereinbarung zwischen Clerus und Gesammtbürgerschaft: „Wir Dechan und Capitul des Mehreren, S. Pauls, S. Andreas, S. Martin uns unserer lieben Frauen Stift und ganze gemeine Pfaffheit und Wir, Stättmeister, Burgermeister Rath und ganze gemeine Burgerschaft der Stadt Worms" u. s. w. Durch diese Vereinbarung gab die Geistlichkeit nach, daß in allen Pfarrkirchen der Stadt Worms das Evangelium „lauter, klar, unverdunkelt und ohne allen menschlichen Zusatz gepredigt und die Pfarrherrn oder Prediger in den Pfarrkirchen sammt ihren Dienern durch die gemeinen Pfarrkinder einer jeglichen Pfarren erwählt, aufgenommen, gesetzt und entsetzt werden."

Auch sollten die „Mißbräuche" des hohen und der anderen Stifte, „Läuten mit großen und kleinen Glocken zu hochzeitlichen und anderen Tagen, dazu die Prozession mit Weihwasser, Gesang und andern," beseitigt werden.

„Zudem sollen auch geistliche und weltliche Personen alle verdächtige Mägde und unehliche Beischläferinnen von ihnen thun, gänzlich unterlassen und ihnen dieselben ferner zu halten mit nichten gestattet oder zugelassen werden."

„Weiter haben wir das mit einander vertragen und vereinigt, daß die erkaufte Zins, Rent und Gulten, die wir die gemeine Pfaffheit samt und sonders auf die Burgerschaft ihren gütern in der Stadt Worms und Gemark fallen haben, deren Hauptsumme durch Rechnung und Gulten dreifach bezahlt worden, darzu die Zins und Gulten auf Seelenmessen, Jahrzeiten, Vigilien, Ampeln und dgl. auf der Burger Güter in der Stadt und Gemark zu Worms gestiftet, gänzlich todt und ab sein und hinfür zu ewigen Tagen nit mehr gegeben noch soll jemals jemand Handreichung davon zu thun schuldig sein."

Die noch eine Reihe von Punkten umfassende Vereinbarung wurde am 3. Mai 1525 feierlich beschworen. Allein der Friede dauerte nicht lange. Wie in anderen Reichsstädten begannen auch in Worms Hetzprediger Unfrieden zu säen und in Kurzem loderte der Aufruhr von Neuem empor. Wilck gibt diese Thatsache genau zum Jahr 1525 mit folgenden Worten an: „Als die von Worms das Evangelium angenommen, bald nachdem es wieder von Dr. Martin Luther an Tag gebracht worden, hat der Teufel nit Ruh gehabt, Uneinigkeit zu machen und falsche Lehr zu säen, dasselbig in Verdacht und Verachtung bei den Widersachern und Feinden (Anhängern der alten Kirche) zu bringen. Sind deretwegen durch seine Anstiftung in Pfingstfeiertagen solche Artikel an die Kirchen angeschlagen worden, aus welchen großen Aergerniß im Volk erstanden, welche von Wort zu Wort also gelautet haben, wie denn solches in Truck vorhanden, wie solches post folium 320 zu befinden." „Als solche Artikel Dr. Johanni Cochläi, einem fürnehmen und nit ungeschickten Papisten fürkommen, hat er an einen Rath der Stadt Worms geschrieben, und was er vermeint zu thun sei in diesem Falle erinnert, wie solches auch gedruckt worden. Hat hiermit seine Meinung von beides Theils Artikel zu verstehen geben, welche dermaßen gestellt gewesen, daß er keines Theils als der Schrift gemäß hat approbiert. Welches denn an Ihm als einem scharffen Papisten nit zu verdenken.

Die Streitschrift, welche den Unwillen des berühmten Cochlaeus hervorgerufen, erschien 1527 im Druck. Sie führte den Titel: „Sieben Artikel von Jacob Kautzen (aus Großbockenheim) angeschlagen und gepredigt. Verworfen und widerlegt mit Schriften und ursachen auf zwen weg. Anno M. D XXVIj".

Die Schrift, war eine freche gehässige Streitschrift, wie sie die damalige Zeit in Menge zu Tage förderte. Sie behandelte das Wort Gottes, Kindertaufe, Altarsakrament, und die Verehrung Christi. Die sieben Artikel waren am Dominikanerkloster angeschlagen worden und ihre Vertheidigung sollte am 8. Juni Morgens nach 6 Uhr stattfinden. Aus diesem Pamphlet des Jacob Kautz entwickelte sich ein richtiges Pfaffengezänk. Gegen Kautz trat Ulrich Prew auf, der seine Widerlegung gleichfalls veröffentlichte. Er beginnt: „Ulrich Prew und Johann Freiherr, diener des wort gottes zu Wormbs sampt andern Brüdern." Auf den Streit der beiden Prädikanten selbst gehen wir nicht ein. Die beiden Broschüren gehören, um einen Ausdruck unseres hessischen Ministers Moser zu gebrauchen zum „Theologenmist", der für die Geschichte keinen Werth besitzt, und welchen der treffliche Vorgänger des Herrn von Stark in den Schloßgraben geworfen sehen wollte. Wir erwähnen nur, daß Prew „alle Christen" zum Richter einsetzte, denn diese allein urtheilen aus dem Wort und Geiste Gottes", während Kautz schloß: „über diese abgemalte Artikel soll Niemand anders Richter seyn, dann der alleyn, so in aller Menschen Herzen redet und zeugt."

Zu diesen beiden protestantischen Streitschriften kam eine katholische von D. Johann Cochläus hinzu, der Angesichts des Unfugs der Prädikanten dem Rath ins Gewissen zu reden suchte. „Ehrsame fürsichtige und weyse Herrn Burgermeister und Radt der Statt" u. s. w. redet er die Stadtobrigkeit an und sagt u. A. „aber jetz in dieser lutherischen Lehr wachsen in einer Stadt in einem Jahr zween oder drey, oder vier und noch mehr widerwärtige Secten und Glauben, dardurch das Volk ganz irrig, zweyflich u. s. w. wird" . . . Darumb weil so viel Secten aus Luthers Lehre entspringen, ist je gut zu merken, daß sie nicht aus Gott sei . . . „Wo Ihr aber zusehet, daß sie eyn Buch über andere gegeneinander schreiben, und tägliches wider einander predigen, werdet ihr wahrlich nimmer zu fried kommen, denn solches Schreiben und Zanken hat kein Ende".

Nun ging der von Johann Kautz begonnene Streit weiter. Vom theoretischen ging man auf das praktische Gebiet, von Scheltworten zu Handgreiflichkeiten über. Nachdem zunächst der Rath die Zahl der Feiertage beschränkt, begann man gegen die Klöster vorzugehen und es wiederholen sich in Worms die Scenen, welchen man auch in den anderen Reichsstädten in der Reformationszeit so häufig begegnet. Der Rath gab 1565 den Nonnen zu Nonnenmünster auf, „der Stadt Religion in ihrem Kloster einzuführen", und ließ den Nonnen diese Religion der Stadt Worms predigen. Ein gleiches geschah in der Magnuspfarr. Aber sowohl die Nonnen zu Nonnenmünster wie die Pfaffen widersetzten sich. Die Nonnen wandten sich an das Reichskammergericht, welches am 31. Juli 1566 ein Restitutionsmandat an den Rath ergehen ließ, und auch bezüglich der in der oben erwähnten Vereinbarung zwischen dem Clerus und der Bürgerschaft nicht einbegriffnen Magnuspfarrei wurde gleichfalls ein Proceß am Reichskammergericht anhängig.

In ihrem gesammten Verlauf lassen sich diese Händel nicht mehr alle übersehen, aber es beginnen eine Reihe nicht rühmlicher, von dem obersten protestantischen Geistlichen der Stadt Worms, Wilck, ausführlich erzählter Verfolgungen der Katholiken. Churfürst und Pfalzgraf Friedrich III. zerstörte 1565 Kirche und Stift Neuhausen, weil sich die Stiftsherrn nicht nach seiner calvinischen Kirchenordnung reformiren lassen wollten. „Eben zu dieser Zeit (anno 1565) haben die Pfaffen zu unserer Frauen das gros abgöttisch Marienbild, dazu etwan (ehemals) eine große Walfahrt gewesen, und bey welchem durch Hülff des Teuffels viel Zeichen geschehen, sambt andern großen wechsen (Wachs) bildern, so dahin geopfert, abgeschafft und hinweg gethan".

Weiter heißt es in Chronik von Wilck: Anno 1583. Auf Sonntag Misericordia den 14. Aprilis ist morgens früh um 6 ein gros feuer im reichen Convent ausgangen, hat sich alsbald ein Rhat als Castenvögt des Klosters angemaßt, und haben hernachmals die Nonnen, als die Mutter Elisabeth Glaserin von Wormbs, Rosina, Maria, Anna Walterin, Schwestern im Kloster, coram notariis Jost Hornus und Valentin A. Sterz den 9. Augusti sich williglich mit allen Renten und

Einkommen, und aller Administration des Klosters dem Rhat. übergeben." Der nachfolgende Satz läßt aber entschiedene Zweifel an der Freiwilligkeit der Entschließung der Nonnen aufkommen. Es heißt weiter: „Der Rath hat eine Wacht von etlichen leichtfertigen Bürgen (Burschen) darin gelegt, welche gefressen und gesoffen und sonst übel hausgehalten und der Nonnen geschwengert. Und damit die Nonnen zu cediren desto williger weren, hat man der Mutter (für die) Zeit ihres Lebens 50 fl. 16 Malter Korn, 4 Ohm Wein, den anderen je nach Gelegenheit 40 fl. 3 Ohm, 12 Malter mehr zu geben versprochen."

„Aber Bischoff Georg hat solches Ihnen nit wöllen gestatten, sondern sie deshalb ans Cammergericht citiret, hat an demselbigen erhalten, daß die Stadt bei großer Straff die Nonnen in integrum hat restituiren müssen, doch ihren vermeinten Rechten nichts benommen. Zur Einnehmung des Closters hat (den Rhat der Stadt) heftig betrieben Nicolaus Julcher Doctor juris, und der Stadt Advocat, des Calvinismi suspect."

Blatt 335 erzählt die Chronik bezüglich dieser Sache weiter: „Anno 1587 den 30. December. Als Bischof Georg das Urteil des Reichen Convents halben am Cammergericht erhalten, hat er ihm dasselbig wieder eingeräumbt und in integrum restituirt. Ist alsbald ein Mutter von Eltfeld aus dem Ringaw sampt einer Nonnen, so vormals in gemeltem Closter mit einem Korbmacher ein Kind gehabt und von Hernsheim bürtig war, darin vom Bischof installirt worden."

Noch ausführlicher als in obiger Darstellung findet man die in der Reformationszeit an den Klöstern in und bei Worms verübten Gewaltthaten in einer in dem „Archiv für Hessische Geschichte" Band II enthaltenen urkundlichen Geschichte der Wormser Klöster von Pfarrer Lehmann zu Kerzenheim beschrieben. Doch ergibt sich aus der Lehmann'schen Darstellung zugleich, daß die Klöster in Worms in übergroßer Zahl vorhanden und ihr großer Besitz für die stark „socialdemokratisch" angehauchte Bewegung der Reformation eine Veranlassung zu Ausschreitungen werden mußte.

Klöster in und bei Worms.*

Das Kloster Nonnenmünster, die erste klösterliche Niederlassung wurde 1016 gegründet, lag in der Speyrer Vorstadt und bestand, ungeachtet schwerer, während der Reformation und des dreißigjährigen Krieges erlittner Drangsale, bis zu den französischen Revolutionskriegen.

Die Erinnerung an die Franciskaner, selbst an ihren ehemaligen Wohnsitz ist völlig erloschen. Dieselben kamen schon 1221 noch bei Lebzeiten ihres Begründers Franz von Assisi nach Worms. Während der Reformation bemächtigte sich der Rath des Klosters und legte eine lateinische Schule in demselben an. Bei dem vom Melac befohlenen Brande vom 3. Mai 1689 und der Verheerung der Stadt gingen die Klostergebäude zu Grunde.

Die Dominicaner ließen sich 1226 in Worms nieder. In der Reformation soll der Rath auch ihr reiches, ausgedehntes, für 60 Zellen eingerichtetes Kloster in Besitz genommen haben. Auch dieses ging durch die französischen Mordbrenner am 13. Mai 1689 zu Grunde.

Außerhalb der Stadt nach Westen nach dem Andreasthor lag das Bergkloster. An der Stelle einer zur Andreaskirche gehörigen Stiftskirche ließen sich hier 1243 die „büßenden Schwestern" nieder. Auch dieses Klosters bemächtigte sich der Rath 1554 gewaltsam. Bei dem von Melac angeordneten Brand der Stadt entging es der allgemeinen Zerstörung nur dadurch, daß die Nonnen den Franzosen eine angebliche alte, gut erfundene Erzählung aufbanden, nach welcher unter einem Denkmal der

* Vergleiche Lehmann, Archiv für Hessische Geschichte Band II. Darmstadt 1841.

Kirche drei französische Königstöchter begraben liegen sollten, welche als Heilige verehrt würden. Die Revolutionäre von 1793 hatten selbstverständlich vor diesen Heiligen den Respekt verloren und in der Revolution fand auch dieses Kloster den Untergang.

Im Jahre 1236 entstand abermals im Kirschgarten in der Speyrer Vorstadt ein Nonnenkloster. Es waren Cisternienser Nonnen, die sich gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einem ausschweifenden Leben ergaben. Alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter verpfändeten und versetzten sie und eine ansteckende Krankheit raffte sie hinweg, gleichsam als Strafgericht Gottes. Das leere Gebäude wurde später wieder mit Augustinerchorherrn besetzt, welche, obwohl sie viele Jahre unter dem Leichtsinn der grauen Nonnen büßen mußten, sich durch ihren Fleiß und ihre Ehrbarkeit doch wieder die öffentliche Achtung erwarben und die Finanzen des Klosters wieder zu ordnen wußten. Während der Reformation wurden diese Chorherrn durch die Bürgerschaft gewaltsam aus dem Kloster verdrängt. Seitdem stand das Gebäude verlassen.

Der Reich-Convent wurde von einem Ritter David v. Guntheim gegründet, welcher Ende des 13. Jahrhunderts sein zu Worms befindliches Wohnhaus, Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franciscus vermachte. Im Jahre 1469 wurde diesen Nonnen von Bischof Reinhard die strengere Regel des heiligen Augustinus auferlegt und sie mußten die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Die Art wie diese klösterliche Niederlassung in der Reformation einging, wurde bereits oben erwähnt.

Im Jahr 1264 siedelten sich Augustinereremiten in Worms an. Das Kloster ging 1566 auf nicht völlig aufgeklärte Weise durch einen Brand zu Grunde.

Eine sehr bedeutende klösterliche Niederlassung war das 1276 begründete Kloster Himmelskron bei Hofheim. Nach vielen Plackereien der Nonnen drangen 1563 die Beamten Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz in das Kloster, in welchem sich 22 Nonnen, 15 Laienschwestern und 7 Lehrkinder befanden. Die Räthe des Kurfürsten bemächtigten sich des Kirchen- und Klostervermögens und erklärten das Kloster für aufgehoben.

Eine bereits 1276 neben dem Friedhof zu Hochheim vorhandene Bequinenclause wurde 1455 durch den Bischof von Worms aufgehoben.

Bei dem Stift Neuhausen lag das Dominikanerkloster Liebenau, 1300 durch ein frommes Wormser Ehepaar gestiftet, wurde es mit Nonnen vom Orden des h. Dominicus besetzt. Auch seine reichen Besitzthümer wanderten in die Tasche des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz.

Die Wilhelmiten wurden 1155 gestiftet. Ihr Kloster befand sich in der Mainzer Vorstadt. Auch es ging in der Reformation unter.

„Unserer lieben Frauen Brüder vom Berge Carmel“, die sogenannten Carmeliten, ließen sich gleich den anderen Orden sofort nach ihrer Gründung 1288 in Worms nieder. Das Kloster wurde im dreißigjährigen Kriege verwüstet und dann bei dem großen französischen Brand zerstört. Im Revolutionskrieg wurde dasselbe von der Republik als Staatsgut eingezogen und als Militärspital benutzt.

Die Brüder vom Orden des heiligen Grabs errichteten 1280 ein Spital vor dem Martinsthore. Die Einkünfte des heiligen Grabs sind mit dem städtischen Bürgerhospital vereinigt.

Die Johanniter oder Maltheser hatten schon 1313, die Deutschordensritter bereits 1324 in Worms Niederlassungen. Ueber das Schicksal der Besitzungen beider Orden ist nichts bekannt. Auch die Templer sollen 1228 in Worms ein Haus besessen haben.

Der Bequinen-Convent, welcher schon 1372 bestand, scheint in seinen verschiedenen Clausen durch Ausschweifungen der Nonnen frühe zu Grunde gegangen zu sein. Bereits Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts werden die verschiedenen Bequinereien nicht mehr erwähnt.

Die Jesuiten ließen sich 1613 in Worms nieder und erhielten vom Bischof ein Collegium gestiftet. Sie vermehrten ihren Besitz mit der Zeit erheblich. Ihr Kloster wurde nach Aufhebung des Jesuitenordens ihm Jahre 1773 durch Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz in ein Schulseminar verwandelt.

Den Beschluß bilden die Kapuziner, von welchen sich 1632 die beiden ersten Patres in Worms niederließen. Auch dieser Orden, welcher in der Folge mannichfache Güter erwarb, mußte der fran-

zösischen Revolution weichen. Die Kirche die frühere Jobocuscapelle, wurde abgebrochen, sowie die übrigen Gebäude als Staatsgut veräußert. Innerhalb der Mauern des früheren Klosterbezirkes gedeiht heute die köstliche Liebfrauenmilch!

Worms im Rückgang.

Nach dem großen Reichstag, dem glänzendsten, dessen die deutsche Geschichte gedenkt, tritt Worms, welches zur Zeit, als Deutschlands Kaiser dort Fürsten und Städte um sich versammelt hatte, die Augen der gesammten Welt auf sich lenkte, wieder in den bescheideneren Rahmen einer deutschen Reichsstadt zurück. Es genoß, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung durch den Tumult, welchen die aufständischen Bauern in seiner Nähe verursachten, und die blutige Schlacht bei Pfeddersheim (s. S. 83), in welcher 4800 Bauern erschlagen wurden, einer wohlthätigen Ruhe. Allein auch Worms entbehrt, gleich anderen deutschen Reichsstädten, von nun an der Kraftentfaltung, welche bisher das gesammte deutsche Städtewesen kennzeichnete, und mehr und mehr gerathen seine städtischen Einrichtungen, wiewohl ein trügerischer äußerer Glanz den Rückgang verhüllt, in einen für denjenigen, der den Dingen nachforschen will, unter der glänzenden äußeren Hülle recht wohl sichtbaren Verfall.

Noch nimmt Worms Antheil an den Reichskriegen und entsendet 1531 und 1542 seinen Heerbann gegen die Türken; die Stadt besitzt äußerlich noch eine gewisse Bedeutung, 1534 wird eine Reichsversammlung, 1536 der Reichsdeputationshaupttag hier gehalten. Die Stadt wird zum Sitze der Kreistage erwählt, die protestantischen Städte machen sie gewissermaßen zu einem ihrer Vororte und 1540—1546, 1554, 1555, 1557 und 1583 werden hier Convente und Colloquien gehalten, auch hoher fürstlicher Besuch ehrt noch das ehrwürdige Worms; 1548 sehen wir König Ferdinand hier weilen und 1558 eine Fürstenversammlung hier tagen; aber innere Schwäche und unheilvolle Ereignisse, welche von Außen an die Stadt herantraten, führten sie dem Untergang näher und näher.

Im Jahre 1552 brandschatzte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach die Stadt, und das Bisthum Worms erschöpft sich durch Anleihen und leiht dem Kaiser (1580) um den Tribut an die Türken zu bezahlen, erhebliche Summen, welche es sich selbst borgen muß; die Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Bischofe leben auf's neue auf und erlangten dadurch, daß die Mehrzahl der Wormser Bürgerschaft sich zur evangelischen Lehre bekannte, eine besondere Intensität. Die Wormser Wollenmanufactur ist in jener Periode durch die Concurrenz der englischen und niederländischen Fabrikanten im Sinken, der Handel der Stadt verliert an Bedeutung und die Bevölkerung, welche auf 36000 Seelen herabgesunken ist, zeigt eine gegen die frühere Zahl ungeheure Abnahme.

Das Unheil des dreißigjährigen Krieges, welches nun über Deutschland hereinbricht, und die Mordbrennerzüge Ludwig XIV. halfen den Untergang von Worms vollenden.

Furchtbar waren die Prüfungen, welche Worms im dreißigjährigen Kriege zu bestehen hatte, und keines der dreißig Leidens-Jahre ging vorüber, ohne der Stadt schwere Wunden zu schlagen; allein wir hatten jene entsetzliche Periode in der deutschen Geschichte in diesem Buche schon so oft zu erwähnen Veranlassung, daß wir diesesmal nur in gedrängter Kürze der wichtigsten Ereignisse gedenken können.

Schon im Jahre 1620, als die verbündeten protestantischen Fürsten ihre Völker am Rheine aufstellten, wurde Worms durch Einquartierung und Lieferungen erschöpft. Diese beschlossen darauf, die Stadt zu einem ihrer Hauptpunkte zu machen. Spinola nahte, bedrohte dann Worms mit seinen Spaniern; die Truppen der Union befestigten gegen ihn die Stadt und die Vorstädte, und ein Kampf entspinnt sich um den Besitz von Worms. Bis zum Anfang des folgenden Jahres lagern Truppen der beiden Parteien, von welchen bald die eine, bald die andere verstärkt wird, um die Stadt, bis

sich die Union auflöst. Da erscheint als Vertheidiger der verlorenen Sache des Kurfürsten Friedrich der Graf Ernst von Mansfeld und legt der Stadt neben anderen Lasten eine Brandschatzung von 40000 Gulden auf. Tilly vertreibt ihn dann und erscheint, wie in der Pfalz, als Peiniger der Anhänger der neuen Lehre.

Im nächsten Frühjahr 1622 nimmt Herzog Leopold mit seinem Heere von Worms Besitz und erhebt binnen drei Tagen eine Contribution von 15000 Gulden. Wieder nähert sich Mansfeld der Stadt, Tilly, Leopold und Corduba sammeln sich gegen ihn, allein Worms und die Umgebung si nd schon so ausgehungert, ausgesogen, daß Mangel und Noth die Feinde aus seiner Nähe vertreiben. Die Truppen der Reichsexecutionsarmee überschwemmen bald darauf die Pfalz und das Wormser Gebiet. Man schließt den Protestanten die Kirchen und zwingt sie, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Im Jahre 1631 wurde Worms vom Herzog Karl von Lothringen gebrandschatzt. Er plünderte das Zeughaus, entwaffnete die Bürger und nahm beim Abzuge zwei Geißeln mit sich fort, welche durch 1000 Thaler ausgelöst werden mußten.

Im Jahre 1632 rückte der schwedische Oberst Haubold in die Stadt ein, ein Wechsel, wodurch zwar für die Protestanten eine günstigere Lage herbeigeführt, aber der Bürgerschaft dennoch nur neue Opfer auferlegt wurden. Die Pest und andere Seuchen verheerten und entvölkerten damals Worms, dessen Einwohnerzahl bereits auf 32000 Seelen herabgesunken war.

Noch fürchterlicher schwang der Würgengel in den folgenden Jahren, als nach der Schlacht von Nördlingen die Kaiserlichen wieder Süddeutschland überschwemmten, über der Stadt sein Schwert. Bis zum Jahre 1640 behaupten sich die Kaiserlichen nun in und um die Stadt. Hunger und Krankheiten aller Art lichteten die von den Truppen ihrer Habe beraubte Bevölkerung. Wölfe nisten sich auf den einst blühenden Fluren ein und die Umgegend von Worms wird zur Einöde.

Abermals im Jahre 1640 bemächtigen Schweden und Franzosen sich wieder des Landes, 1643 ergreifen die Lothringer von der Stadt Besitz, um 1644 wieder den Franzosen Turennes zu weichen, welche nun bis 1650 in der Stadt verbleiben. Noch einmal 1647 machen die Spanier einen vergeblichen Angriff, allein die Franzosen widerstehen und verlassen erst 1650 das verarmte, entvölkerte Worms, welches noch 36,846 Gulden Kriegskostenentschädigung an Schweden leisten muß.

Worms war eine Wüste, sein Handel lag darnieder, seine Fabriken standen still; einen tiefen Groll hegte die Bürgerschaft wider den Bischof, der 1613 der Stadt die Jesuiten und 1637 noch Kapuziner aufdrang. Erstere wichen zwar nach dem Frieden, aber die letzteren verblieben in der menschenleeren, verödeten Stadt, deren wenige Bewohner in tiefste Noth versunken waren.

Der Hasenkrieg der Wormser Domherren.

Unmittelbar nach dem dreißigjährigen Krieg entbrannte zwischen dem Wormser Bisthum und dem Pfälzer Kurstaat eine Fehde, die wir als ein Bild der altersschwachen Zustände in den geistlichen Fürstenthümern, als einen jener lächerlichen Vorgänge, welche so häufig die Vorboten des Endes von Regierungen und Staaten sind, nicht unerwähnt lassen wollen.

Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, ein eifriger Nimrod, übte während des dreißigjährigen Krieges, um das liebe Wild vor den durchziehenden Kriegsvölkern zu behüten, über die Grenzforste des Wormser und Mainzer Gebiets ein Schutzrecht aus, und in der That, während man die Menschen hetzte und verfolgte wie das liebe Vieh, so daß sie kaum ein Obdach fanden und, wie der Chronist meldet, in der Nähe von Worms Menschen die Leichen auf den Kirchhöfen ausgruben und verzehrten, fristeten in den Waldungen Hirsche, Hasen und Rehe ein behagliches Dasein. Als der Friede nun herankam, nahm der Kurfürst von der Pfalz in den Wormsischen Forsten, welche er

während des Krieges beschützt, das Wildfangrecht in Anspruch. Die Wormser Domherren waren hierüber arg verdrossen. Sie hatten in steter Hoffnung eines nahen Friedens Leute, Jäger und Jagdhunde unterhalten, und der Pfälzer Nimrod mißgönnte ihnen nun die Freuden der Jagd und den Genuß des Wildprets. Sie versuchten die Jäger des Kurfürsten mit Gewalt zu vertreiben. Man hetzte nicht nur die Hunde, sondern auch die Menschen gegeneinander, aber die der Domherren bekamen bei diesen Händeln jedesmal das Fell gegerbt und die Wormser Domherren mußten, wenn sie Wildbraten essen wollten, den Pfälzer Jägern oder gar Wilddieben das Wild abkaufen und ihre eigenen Büchsen und Waidmesser daheim an den Wänden verstauben lassen.

Sehr ärgerlich waren die Wormser Domherren über ihren Bischof, den alten Hugo Eberhard Grafen Gratz von Scharpfenstein, dem ihr Jagdvergnügen völlig gleichgültig war und der die Rechte des Wormser Bisthums ohne weiteres an den groben, hoffärtigen Pfälzer Nimrod preis gab. Als daher der Bischof in seinem 73. Jahre zu seinen Vorgängern im Amte versammelt ward, beschlossen sie, einen tüchtigen Waidmann, den Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn zu Mainz, der zudem mit dem Pfälzer Kurfürsten schon lange gespannt war, zum Bischof zu wählen.

In der That hatte Johann Philipp, einmal zum Wormser Bischof erwählt, nichts Eiligeres zu thun, als das Jagdrecht des Wormser Stifts wieder in Erinnerung zu bringen. Die Erinnerung wurde nicht beachtet, Monitorien folgten dann auf Monitorien, und als der Mainzer Kurfürst den Pfälzer ernstlich bedrohte, erklärte dieser: „Als vieljähriger Schützer des Waldparcells, welches dem Wormser Domstift gehöre, habe er sich ein Eigenthumsrecht erworben, da seine Entschädigungsforderung, für sein Schutzamt, welche er geltend machen könne, den Werth des Wäldchens bedeutend übersteige. Dabei sei das Jagen ein rauhes, mörderisches Handwerk, es sei unschicklich für Geistliche, für Kirchendiener, ein solches zu treiben, auch vom heiligen Vater und mehreren Bischöfen verboten, es sei also den weisen Disziplinarvorschriften entgegen. Es sei daher ohnehin seine Pflicht den Baum der Versuchung abzuhauen."

Die Wormser Domherren und Johann Philipp waren außer sich über den Spott des hochmüthigen Pfälzers, und Johann Philipp entschloß sich, Gewalt zu brauchen. Er setzte sich mit einigen benachbarten Fürsten in Verbindung und bemächtigte sich Ladenburg's, welches der Kaiser hierauf unter Sequester legte. Die Domherren waren sehr erfreut über diese Energie, und triumphirend durchzogen sie bald darauf im Jagdrock den Wald des Wormser Stiftes auf dem rechten Rheinufer. Allein die Freude dauerte nicht lange. Die Pfälzer brachen über das Wormser und Mainzer Gebiet und verheerten es auf das furchtbarste. Der Krieg, welcher entbrannte, dauerte länger als zwei Jahre und hätte noch länger gedauert, wenn er nicht im Februar 1667 durch französische und schwedische Vermittelung einen Ausgleich gefunden hätte. Die Wormser Domherren kamen durch diesen Vergleich wieder in den Besitz ihres Waldes und konnten Feldhühner und Hasen schießen, so viel ihnen beliebte: aber viele Dörfer waren zerstört und niedergebrannt, Weinberge und Aecker, die man kaum wieder zu bebauen begonnen, verwüstet und Tausende armer Bauern waren auf's Neue durch dieses lächerliche Nachspiel des dreißigjährigen Krieges zu Grunde gerichtet. Es ist berechnet worden, daß jedes Feldhuhn und jeder Hase auf fünfzig Gulden zu stehen kam, und es bewährte sich wieder der alte Spruch: „Packen sich die Großen am Kopf, dann müssen die Kleinen Haare lassen."

„Kostbare Hasen!" spotteten die Wormser Juden, erzählt der Chronist, „Jedes Haar wiegt einen Weißpfennig, au wei!, nu, as sie schon liegen im Pfeffer, ehe sie kommen in der Küch! au wei, au wei!"

Der Mordbrenner Ludwig XIV. läßt Worms zerstören.

Eher als man gedacht, erholte sich das inmitten eines reichen, alles in Hülle und Fülle hervorbringenden Bodens gelegene Worms wieder nach den furchtbaren Unbilden des dreißigjährigen Krieges, und es hätte nur weniger Jahrzehnte bedürft und man konnte hoffen, die an dem Rheinstrom und inmitten der Verkehrsstraße von Italien nach den Niederlanden gelegene Stadt würde sich wieder eines dem früheren ähnlichen Wohlstandes, wenn auch nicht der Macht und des Glanzes erfreuen, die es ehedem besaß, als ein neues furchtbares Verhängniß über die arme, schwergeprüfte Stadt hereinbrach.

Auf dem Throne von Frankreich saß eines jener Scheusale, wie sie die Hölle zuweilen ausspeit, ihnen Kronen auf die Häupter setzt, unter welchen das gemeine, eckle Antlitz des Wütherichs hervorschaut, und sie den Völkern als Zuchtruthe auf den Nacken bindet. Ein solcher Wütherich, ein Teufel in Menschengestalt, von Habgier, eckler Sinnenlust und bornirtem Fanatismus abwechselnd beherrscht, war Ludwig XIV., die gräulichste unter den ecklen Gestalten, welche eine entartete Regentenfamilie der Welt geliefert hat, das Laster auf dem Thron, der Häuptling einer der tiefsten sittlichen Entartung anheimgefallenen Gesellschaft. Es gibt keinen Ausdruck des Hasses und des Abscheues, der stark genug wäre, um diesen gekrönten Räuber zu brandmarken, und was nie in einem deutsch fühlenden Herzen vergessen werden sollte, sind die Gräuel- und Unthaten, die dieser Franzosenkönig unseren Rheinlanden zufügte. Dem Säugling sollte man mit der Muttermilch die Erinnerung an die Mordbrennerfackel dieses von Pfaffen und Maitressen geleiteten Königs einflößen, welcher unsere herrlichsten deutschen Gauen einst in eine Wüste verwandelte. Mehr als je dürfen wir heute die Erinnerung an jene Epoche erwecken, denn nur unserem deutschen Schwert, das in den Händen des greisen kaiserlichen Helden, der es führt, die alte Kraft wieder gewann, haben wir es zu verdanken, daß es französischem Chauvinismus und den Intriguen einer spanischen Buhlerin vor wenig Jahren nicht gelang, unsere herrlichen Rheinufer abermals in eine Einöde zu verwandeln, daß die Zuaven und Turkos des Napoleoniden nicht das Werk der Mordbrenner des Bourbonenkönigs wiederholten.

Der Friede von Nymwegen war 1679 geschlossen, aber Frankreich stellte die Feindseligkeiten nicht ein, mit welchen es fortdauernd das in die Türkenkriege verwickelte deutsche Reich bedrohte. Im Jahre 1681, mitten im tiefsten Frieden, erfolgte die Wegnahme von Straßburg, gegen welche das altersschwache römisch-deutsche Reich kaum einen Widerstand versuchte, und es verstand sich sogar dazu, um den Unruhen ein Ende zu machen, mit Frankreich einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre zu schließen. Allein auch diesen Vertrag brach Frankreich, und ähnlich wie 1870, als Deutschland völlig ohne Ahnung von dem ihm drohenden Unheil sich der Arbeit des Friedens hingab, brach plötzlich im September 1688 eine Armee aus Frankreich in Baden, Württemberg und die Pfalz ein und bemächtigte sich einer Reihe von Städten. In der Pfalz waren es Kaiserslautern, Neustadt, Alzey, Speyer und Oppenheim, welche nach einander die Wuth dieses Kriegvolks empfinden mußten.

Am 1. October 1689 erschien auch ein französisches Corps vor Worms. Durch Drohungen und Versprechungen bewegte man die Stadt zu einer Capitulation, nach welcher dieselbe in ihren kirchlichen und bürgerlichen Gerechtsamen ungekränkt bleiben sollte. Sie solle nur verpflichtet sein höchstens 500 Mann als Garnison aufzunehmen; für welche man Wohnung und Kost von Seiten des Königs den Einwohnern vergüten wolle. Der Commandeur der Truppen, Marquis de Bouflers, und ihr Intendant de la Goubliers machten sich feierlich mit ihrem im Namen und Auftrag des Königs gegebenen Wort für diese Bedingungen verbindlich. Der Magistrat glaubte diesen Versprechungen und ließ die Thore öffnen. Allein statt 500 Mann rückten 1400 ein und die Anzahl der Truppen wurde in wenigen Wochen um die Hälfte vermehrt. Dann nöthigte man den Rath, kostspielige Offiziers-Wohnungen und Wachtstuben einzurichten und leistete der Stadt keine Entschädigung

für die Auslagen, welche sie gemacht hatte. Täglich traten die Franzosen mit maßloseren Ansprüchen hervor und als der Rath sich diesen Anforderungen zu widersetzen wagte, sperrte man die Räthe auf dem Bürgerhofe ein und zwang die Gattinen der Rathsmitglieder zu entehrenden Arbeiten. Täglich mehrten sich die Erpressungen und Schandthaten, welche die Truppen verübten; die Bürger verkauften ihre letzte Habe, um die Ansprüche der Truppen befriedigen zu können, und als der Säckel der Einwohner bis auf den letzten Pfennig erschöpft war, griffen die Franzosen zur Brandfackel.

Am 9. Februar erschien der königliche Intendant Goubliers und mit ihm der General d'Huxelles, um die Festungswerke, ein Muster stolzer mittelalterlicher Baukunst, zu besichtigen. Kurz darauf erschien der Befehl, daß die Mauern gesprengt werden sollten. In wenig Wochen wurde alles, was nur einer Befestigung gleich sah, Mauern, Wälle, Thürme und Thore zerstört, und man nöthigte die Bürger, selbst mitzuhelfen bei der Zerstörung dieser Werke, des Stolzes ihrer Vaterstadt.

Die Bürger glaubten, nun sei die Reihe der Prüfungen vollendet, allein noch war der Becher des Leidens nicht bis zum Grunde geleert. Die Fastnacht des Jahres 1690 war die schrecklichste, welche Worms je erlebt. Französische Soldaten zogen durch die Straßen mit schwarzen Fahnen und sangen unheimliche, schaurige Lieder von Mord und Brand, von zerstörten Städten und verwüsteten Ländern. Eine furchtbare Angst, ein namenloses Grauen erfaßte die Einwohner, und von nun ab war jeder Tag ein Tag der Angst und des Schreckens. Sie hatten bereits kennen gelernt, wieviel ein französisches Königswort werth sei, sie wußten, was sie sich von diesen aus Franzosen, Iren und Schotten zusammengewürfelten Horden zu versehen hatten.

Der Tag des Verderbens nahte heran.

Es war am 21. Mai 1690, am Sonntage vor Pfingsten, als der Intendant de la Fond Abends die Vornehmsten des Raths und der Bürgerschaft zu sich versammeln ließ. Es schien, als ob er die Schauer der künftigen Höllenstrafen im Voraus empfände beim Anblick dieser Leute, die ohne Murren jedem seiner Befehle gehorcht und nicht den leisesten Anlaß zu einer Klage gegeben hatten, die bereits vor ihm standen als ein Bild des Jammers und Elends. Und das Elend, die Noth, welche das Scheusal auf dem Throne Frankreichs über diese Menschen gebracht, war noch nicht groß genug, es forderte noch mehr!

Der Intendant ein alter, hartgesottener Schurke im Dienste dieses Banditenkönigs, hatte noch einen Funken Scham und menschliches Rühren in sich behalten nach all den Scheußlichkeiten, die er Namens seines Herrn schon vollführt. Auch Henker fühlen zuweilen ein menschliches Rühren, auch Banditen fühlten schon Mitleiden mit ihren Opfern. Der Intendant schämte sich des königlichen Befehls, welchen er den Bürgern verkündigen sollte. Er wollte reden, aber das Wort erstarb ihm auf seinen Lippen, die Zunge stockte. Endlich raffte er sich auf und in gebrochener Sprache redete er wie folgt zu den Bürgern:

„Zwar ist der König mit Eurem Betragen in Gnaden zufrieden, aber sein Interesse erfordert es, Euere Stadt zu verbrennen. Er bietet Euch Aufenthalt, Zuflucht und Freiheiten in den nächstgelegenen Städten seines Reiches an; eilet Euch, das Eurige zu retten, was nach sechs Tagen noch übrig ist, wird ein Raub der Flamme sein."

Die Magistratspersonen waren sprachlos. Weinend und händeringend verließen sie den Intendanten. Am nächsten Tage verkündigten sie die Schreckensbotschaft den Zünften. Die Bürger beriethen, ob das Unheil nicht etwa noch abzuwenden sei. Man schickte Abgeordnete zum Marschall Duras, die Weiber nahten flehend, die Kinder an der Hand und Säuglinge auf den Armen, ein Schauspiel, welches die ärgsten Bösewichter gerührt haben würde, ein Jammerbild, das aber die Befehle des Scheusals, welches sich König in Frankreich nannte, nicht abzuwenden vermochte. Die Abgeordneten der Bürgerschaft nahten und flehten um Schonung, um Linderung, um Gnade! Alles vergeblich. Nicht einmal die Erlaubniß erlangten sie, ihre wenige tragbare Habe in die nahen Orte des Mainzischen Gebietes jenseits des Rheines zu flüchten.

Eines erlangte man: der französische Commandant versprach, den Bürgern 500 Wagen zur Verfügung zu stellen, um den letzten Rest ihrer Habe damit hinwegführen zu können. Es geschah, aber was that man? Man stahl noch der Armuth ihren letzten Pfennig, man raubte ihr den letzten

Bissen vom Munde weg, man führte mit diesen Wagen den noch übrigen Vorrath an Lebensmitteln zum Gebrauch des königlichen Heeres hinweg!"

Die Bürger flehten wieder, man möge wenigstens ihr Heiligthum, den altehrwürdigen Dom und den bischöflichen Palast mit den Flammen verschonen. Im Dome hatten die Bürger, was sie noch an tragbarer Habe besaßen, geborgen. Man versprach ihnen Schutz. „In Paris selbst könne ihr Eigenthum nicht sicherer sein," versicherte man den Armen.

Am 26., einem Donnerstag, Nachts 12 Uhr kam der Commandant Boiceniell zu dem würdigen achtzigjährigen Bischof Johann Carl, Freiherrn von Frankenstein, bat um Verzeihung, daß er ihn im Schlafe störe, bestätigte dann die schriftliche Zusicherung und bat dringend, alles zu thun, was dazu dienen könnte, den Dom und den Bischofspalast vor Feuer zu schützen.

Man verlängerte nochmals die Frist der Einäscherung. Die Einwohner versammelten sich in den Kirchen und lagen betend auf den Knien, die Weiber, vom tiefsten Schmerze ergriffen, schwankten mühsam durch die Straßen:

„Was haben sie gesündigt diese Unglücklichen," fragten französische Offiziere, die ihrer menschlichen Gefühle nicht mehr Herr wurden, „was haben sie verbrochen, daß man sie so entsetzlich gepeinigt und gequält?"

„Der König will es," erwiederte der Duc de Crequi, und zeigte denjenigen, welche ihn so fragten, ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern, welche, wie er sagte, alle noch verbrannt werden müßten, weil sich die Deutschen mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholischen König Jacob II. von England verbunden hätten. „Ein solches Verfahren gegen Ketzer ist von unserer Seite zur Erhaltung und Fortpflanzung des allein seligmachenden Glaubens nothwendig, es ist nicht minder gerecht wie der Krieg des deutschen Kaisers gegen die Anhänger Mohameds."

Als die Einwohner noch fortfuhren ihre Habe zu bergen, sagte man ihnen, daß des Guten genug geschehen sei, daß man mit der Einäscherung der Stadt nunmehr beginne. Dem Bischof wurde angezeigt, daß auch der Dom und der bischöfliche Palast nicht verschont würden, daß nach des Königs Befehl kein Stein auf dem andern bleiben dürfe.

Der Bischof zeigte auf seine eisgrauen Haare und erinnerte an das gegebene Versprechen.

„Der König will es", erwiderte man ihm trocken.

Am Pfingstdienstag (31. Mai) zog eine Schaar Mordbrenner von der Armee Melacs ein. Unter Trommelschlag wurde verkündet, daß der Brandtermin um zwei Tage verkürzt sei. Den Einwohnern wurde bei Strafe befohlen, sich nach 12 Uhr Mittags nicht mehr in den Häusern, noch auf den Straßen sehen zu lassen. Jammernd und weinend irrten Väter, Mütter und Kinder in den Straßen umher. Den Bischof lud man auf einen Sessel und schleppte ihn aus seinem Palast. In Folge des Schreckens starb er bald darauf zu Frankfurt.

Reiter sprengten nunmehr durch die Straßen, Infanteristen drangen in die Häuser und forderten die Einwohner zur Flucht auf. Kranke riß man aus den Betten und schleppte sie auf die Straße. Die Soldaten raubten noch, was sie finden konnten.

Nachmittags vier Uhr verkündigt Trommelwirbel, daß die Vorbereitungen zur Niederbrennung der Stadt getroffen werden sollen. Man speichert in den Häusern Stroh und Reisig und allerlei brennbare Materialien auf, die Thüren werden zerschlagen und alles, was brennbar ist, auf Haufen geschichtet.

Sie hatten Uebung diese Schurken, das Niederbrennen von Städten bildete einen Theil ihres Exercitiums.

Ein Kanonenschuß ertönt, und Teufel der Hölle laufen brüllend mit Brandfackeln durch die Stadt und zünden die Reisig- und Strohhaufen an, die man aufgeschichtet. Rauch und Lohe steigt allerwärts zum Himmel empor, die Flammen wälzen sich von Haus zu Haus; ein furchtbarer Qualm hüllt die Stadt ein und mit Jammern sehen von den benachbarten Dörfern aus die Einwohner das Feuermeer, das zum Himmel emporlodert.

Am nächsten Morgen waren alle Häuser der Stadt mit Ausnahme des Marienmünsters, welches man geschont hatte, weil es Ludwig der Fromme gestiftet, des Kapuzinerklosters und des Frauen-

klosters auf dem Andreasberg ein Schutthaufen. Durch einen Zufall war noch die Judengasse verschont geblieben.

Mitten in diesem Elend sendete der Himmel den Einwohnern, welche sich theils auf die Maulbeerau, theils in die nahen Dörfer geflüchtet hatten, ein Zeichen des Trostes, der Versöhnung! Ueber den rauchenden Trümmern erhob sich ein herrlicher Regenbogen am Himmel.

Aber nun begann ein neues eckeles Schauspiel. Die Mordbrenner hatten in der Stadt musikalische Instrumente geraubt, und mit diesen stellten sie sich der Maulbeerau gegenüber an das Rheinufer und höhnten die Unglücklichen durch Aufspielen von lustigen Weisen und Stücken und äfften die Jammertöne nach, welche sich der Brust der armen Unglücklichen entrangen. So eröffnete man diesen zweiten Tag, den eigentlichen Festtag der Mordbrenner. Nunmehr begannen sich diese in den Straßen zu vertheilen und das Werk der Verwüstung zu beendigen, welches die Flamme nicht zu vollenden vermochte.

Man sprengte Mauern und Gewölbe, wo diese nicht von der Flamme geborsten waren. Wo man noch Wein in den Kellern fand, zerschlug man die Fässer, man zerschlug Kanzeln, Beichtstühle und Altäre, stahl die Heiligthümer der Kirchen, erbrach die Grüfte und beraubte und schändete die Leichname, welche man gleich dem Aase auf den Gottesäckern umherwarf. Soldaten fanden in dem Dome ein Gefäß, in welchem das Herz des Fürstbischofs Franz Emmerich von Waldbott-Bassenheim bewahrt wurde. Die Soldaten hatten es im Dome in der Hoffnung, sehr kostbares Metall zu bekommen, herausgegraben, traten es aber mit Füßen, als sie nichts als vergoldetes Erz fanden. Es ward nach Dirmstein gebracht und dort unter dem Hochaltar bestattet. Selbst die Leinwandgewänder riß man den Leichnamen vom Leibe und schleuderte sie umher.

Nachdem die Mordbrenner sechs Wochen lang in der Stadt ihre Schändlichkeiten getrieben und durch Wachen, welche sie ausgestellt hatten, die Einwohner verhindert, die Trümmer ihrer Behausungen aufzusuchen, zogen sie stromabwärts nach Mainz.

Wer erkennt nicht in den Teufelsfratzen, welche in dem brennenden Worms ihr Wesen trieben, das scheußliche Angesicht der Helden des Septembers von 1793, der Plünderer Deutschlands unter Napoleon I., der Banditen der Commune! Es ist die Teufelei und Blutgier der romanischen Race, die hier in ihrer ganzen Scheußlichkeit zum Vorscheine kommt, und unsere heutige Generation, wenn sie an jene Tage zurückdenkt, hat alle Ursache, sich Glück zu wünschen, daß es ihr gelungen ist, diese Bestien zu bändigen, welche Frankreich seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts immer wieder über unsere gesegneten Fluren jagte.

Worms war wüste und leer. Die Mildthätigkeit der Nachbarstädte, besonders der Stadt Frankfurt, machte es den Obdachlosen möglich, nach und nach ihre Hütten wieder aufzubauen, ihre Felder zu bestellen, allein schon im nächsten Jahre ziehen wieder die Franzosen verheerend und plündernd durch das Rheinland einher. Endlich 1697 wurden die Zünfte wieder eingerichtet, die Nachricht vom Frieden belebte auf's Neue den Muth der Unglücklichen und unter dem Schirme des langen Friedens, der nun folgte, erhob sich die furchtbar gequälte Stadt. Die glänzende Industrie von ehedem, die Wollenmanufakturen, die berühmten Waffenschmiedwerkstätten erstanden nicht wieder, das städtische Gemeindewesen blühte nicht wieder auf und auch der altehrwürdige Wormser Bischoffitz verlor seine Bedeutung. Der Glanz des Fürstbischofs war längst verschwunden. Die Einkünfte des Bisthums waren seit der Zerstörung von Worms durch die Franzosen so unbedeutend geworden, daß man seitdem fast beständig einen der benachbarten Kurfürsten von Trier oder Mainz zum Fürstbischof wählte, so waren namentlich die zwei letzten Mainzer Kurfürsten, Emmerich Joseph von Breidenbach-Bürresheim und Friedrich Karl Joseph von Erthal, sowie der letzte Koadjutor K a r l T h e o d o r v o n D a l b e r g auch Fürstbischöfe von Worms. Weder die städtische Verfassung, noch die Fürstbischöfe vermögen Worms wieder auf die frühere glänzende Höhe zu erheben, aber moderne Wissenschaft und die humaneren Ideen der neuen Zeit tragen vieles dazu bei, die Intelligenz der Bürger anzuregen und die Wunden allmählich zu heilen, welche der ehrwürdigen Stadt das vorige Jahrhundert schlug. Aus diesem Geiste der neuen

Zeit gingen das 1729 eröffnete Gymnasium und die zehn Jahre später gegründete Freimaurerloge hervor. Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Einwohnerzahl von Worms wieder auf 6000 gestiegen und namentlich unter Emmerich Joseph, dem trefflichen Mainzer Kurfürst, begann für die Stadt eine Epoche, welche die nachfolgende Generation die goldene Zeit genannt hat. Handel und Schifffahrt lebten wieder auf, in Mißjahren wurden die Nothleidenden unterstützt, des Kurfürsten Hofküche war, wenn er sich in Worms aufhielt, eine Kostanstalt für Nothleidende, und wie in Mainz segnen auch in Worms die Bewohner des guten Kurfürsten Andenken. Allein auch diesesmal, in dieser neuen Epoche, welche mit dem trefflichen Emmerich Joseph anhebt, unterbrechen abermals Stürme, welche von Frankreich aus über Deutschland toben, die Entwickelung der Stadt, und die französische Revolution bereitete Stadt und Bisthum den Untergang.

In Folge des Friedens von Lüneville behielt Frankreich die Gebietstheile auf dem linken Rheinufer, und diejenigen auf dem rechten Rheinufer kamen an Hessen. Der weltliche Staat des Fürstbischofs war unbedeutend und umfaßte kaum vier Quadratmeilen mit etwa 13000 Einwohnern. Die Städte und Dörfer, welche diesseits und jenseits des Rheins fast alle etwa in einem Umkreis von fünf Stunden lagen, waren zuletzt in fünf Aemter eingetheilt, welche zu Dirmstein in der Rheinpfalz, Lampertheim, Neckarsteinach, Ehrenberg in Starkenburg und Neuhausen ihren Sitz hatten. Von der heutigen Provinz Starkenburg gehörten folgende Orte zum Bisthum Worms: Lampertheim, Neuschloß, Hofheim, Bobstadt, Nordheim, Neckarsteinach, Darsberg, Grein und Langenthal. Von dem heutigen Rheinhessen: Neuhausen, Horchheim, Weinsheim, Wiesoppenheim und Rheindürkheim.

Die Franzosen hausten in Worms wieder fürchterlich; blos aus Rache, weil der Prinz Condé darin gewohnt, zerstören sie den schönen bischöflichen Hof, ein tolles Revolutionstreiben herrscht in der zum französischen Cantonshauptort gewordenen Stadt, auch unter dem Kaiserreich gedieh sie nicht, bis endlich unter hessischer Herrschaft eine neue Zeit anbrach. Als der Glanzpunkt dieser, der gegenwärtigen, Epoche aber erscheint der Tag, wo man dem Manne zu Worms ein Denkmal errichtete, dessen mächtiges Wort die gesammte deutsche Nation bewegte, und dessen Auftreten der Markstein ist für das Scheiden der alten Zeit und der neuen Zeit!

Die Wormser Judengemeinde.

Gleich der Judengemeinde zu Mainz ist diejenige zu Worms eine der ältesten in Deutschland und es ist eine weit verbreitete und bekannte Tradition, welche auch in der uralten Chronik der Wormser jüdischen Gemeinde Maseh Nisim, was so viel heißt wie wunderbare oder merkwürdige Geschichten, erzählt wird, daß schon vor Christi Geburt Juden zu Worms gewohnt haben sollen.

Bekanntlich wird auch von der Mainzer Judengemeinde dieses behauptet, und wir haben oben (S. 292 u. d. f.) die geschichtlichen Gründe aufgeführt, welche dafür sprechen, daß schon zu den Zeiten der Römer Juden den Kriegsheeren dieses Volks folgten, geradeso wie sie heute als Handelsleute unsere Bataillone im Felde mit mancherlei für sie erforderlichen Bedürfnissen versorgen.

Für das hohe Alter der Wormser Gemeinde werden außerdem noch einige besondere Angaben aufgeführt, welche von allerdings sehr relativem Werthe sind.

Unter dem Namen der „heilige Sand“ besteht in Worms ein uralter jüdischer Begräbnißplatz, welcher diesen Namen erhalten hat, weil dem Volksglauben nach die Erde desselben von Jerusalem hierher verbracht worden sein soll, und aus diesem Grunde wurden nicht nur Juden der Wormser Gemeinde hier begraben, sondern auch fremde Juden trachteten darnach, in dieser heiligen Erde bestattet zu werden.

Der Hauptsache nach gehören diese Erzählungen und Behauptungen, welche sich auf das hohe Alter der Wormser Judengemeinde beziehen, allerdings unleugbar in das Gebiet der Fabel, allein in ihrer Gesammtheit besitzen dieselben dennoch eine gewisse Bedeutung.

Aus dem heiligen Sand wurde angeblich 1740 ein Grabstein ausgegraben, welcher auf seiner in Form der beiden Tafeln Mosis gestalteten Vorderseite folgende zwei Grabinschriften trug, die in deutscher Uebersetzung wie folgt lauten:

Dieses steht an dem Haupt
des Knaben Baruch,
der ein Sohn des Hochge-
lehrten Meiers Levi
war und begraben
worden am dritten Wochen-
Tag des zwölften Novembers*
hundert dreißig drei nach
der drei Tausendsten gerechnet.
Seine Seele sei eingebunden
in dem Garten der Ergötzlich-
keit (Paradies) Amen.
A. A.

Ferner ist das aufgestellt als ein Grab-
mahl an das Haupt des Knaben Jacob,
des Leviten, der begraben worden
neben seinem Bruder, an dem
vierten Tag im November, im hundert
dreißig drey tausendfältigen
Jahre.

(Die letzten Worte wurden, da ein Stück des Grabsteins abgebrochen war, ergänzt).

Es wäre demnach dieser Grabstein bereits 581 vor Christus gesetzt worden. Man hat es hier unzweifelhaft mit einer völlig irrthümlichen Entzifferung der Jahreszahl zu thun. Leider ist der Grabstein, um welchen es sich hier handelt, nicht mehr erhalten; ja nicht einmal der hebräische Urtext dieser von Moritz in seinen Collectaneis manuscriptis in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Inschrift ist noch vorhanden, so daß also jeglicher Anhaltspunkt fehlt, um aus dieser Mittheilung irgend einen Schluß zu ziehen. Wir machen nur darum Gebrauch von ihr, weil wir der Vollständigkeit halber auch diese Erzählungen nicht unerwähnt lassen zu dürfen glauben.

Vielleicht wichtiger ist dagegen eine von dem Oberrabbiner der jüdischen Gemeinde zu Worms, Herrn Bamberger, 1837 in einem hebräischen Manuscript aufgefundene Nachricht, nach welcher bei dem Bürgeraufstande im Jahr 5375 nach Erschaffung der Welt, also 1615, auf dem israelitischen Friedhof ein Grabstein zertrümmert wurde, welcher damals, laut der darauf befindlichen Inschrift, ein Alter von 1500 Jahren und noch eine bedeutende Anzahl darüber hatte und so hoch geachtet wurde, „daß einzelne Stücke davon weit und breit verschickt wurden".

Man hat es also nur mit einer ganz allgemeinen Angabe zu thun. Man sieht, auch hier fehlt der hauptsächlichste urkundliche Beweis, der Grabstein selbst, der Urtext der Inschrift des Grabsteins und ebenso eine Uebersetzung derselben.

Allein Herr H. Bamberger meint dennoch dieser Mittheilung Glauben schenken zu dürfen, weil, wie er behauptet, der Verfasser jenes Manuscripts ein gelehrter Wormser Jude war, der zur Zeit jener Ereignisse lebte und schrieb. Er glaubt daher auch für erwiesen annehmen zu können, daß seit der Errichtung jenes Grabsteins bis auf das Jahr 1837, das Jahr 5596 nach Erschaffung der Welt, bereits ein Zeitraum von 1700—1800 Jahren verflossen war.

Da nun aber, meint derselbe, in den damaligen Zeiten auf die Gräber ganz armer Personen bei den Israeliten kein Grabstein gesetzt wurde, weil die Zusammenbringung der hierfür erforderlichen Kosten durch allgemeine Beiträge noch nicht geboten war (Herr Bamberger bezieht sich auf den Talmud), so müsse, als dieser Grabstein errichtet wurde, bereits ein gewisser Grad von Wohlstand unter den hiesigen Israeliten anzutreffen gewesen sein, welcher es möglich machte, daß wenigstens einzelne aus der Gemeinde diese Auszeichnung ihren Verstorbenen gewährten.

Herr Bamberger, dessen Schlußfolgerungen wir hier ungeschmälert wiedergeben, gelangt nunmehr

---

* Es sind in dieser Uebersetzung die Bezeichnungen unseres christlichen Kalenders gebraucht.

zu der weiteren Annahme, daß die Wormser Israeliten jedenfalls früher als nach der Zerstörung des zweiten Tempels von Jerusalem durch die Römer eingewandert seien, indem diese Zeit mit der Errichtung jenes Grabsteins ungefähr zusammentreffe und es doch gewiß nicht anzunehmen sei, daß, falls die Israeliten erst damals hier eingewandert wären, unter ihnen einiger Wohlstand anzutreffen gewesen sein würde. Sie waren zu jener Zeit nur arme Gefangene, welche eine lange Reihe von Jahren nöthig hatten, ehe sie sich auch nur aus dem drückendsten Mangel emporarbeiten konnten, und daher keineswegs im Stande gewesen sein können, die, wenngleich damals geringen, Mittel zur Beschaffung von Grabsteinen für das Andenken ihrer Hingeschiedenen aufzubringen. Aber auch abgesehen hiervon, setzt die Errichtung von Grabsteinen die Erwerbung eines eigenen geschlossenen Begräbnißplatzes voraus, welche nicht das augenblickliche Werk der Einwanderung einer von Mitteln entblößten Colonie gewesen sein könne.

Nicht viel besser als der Indicienbeweis des Herrn Bamberger erscheinen aber die in der oben erwähnten Chronik der Wormser jüdischen Gemeinde enthaltenen Mittheilungen. Nach diesen wären bereits um die Zeit der Zerstörung des ersten Tempels durch die Babylonier im Jahr 588 vor Christus viele Juden nach Worms gezogen. Es hätten sich diese dort niedergelassen, weil dieser Ort und die Umgebungen ihnen so überaus wohlgefallen, so daß sie auch auf vielfältige Ermahnungen (?) der Juden im gelobten Lande (?) sich nicht zur Rückkehr dahin entschließen konnten, ja endlich, als dieselben den Wormsern mit der Strafe Gottes gedroht, welcher den Männern geboten, die drei hohen Feste in Jerusalem zu feiern, diese geantwortet hätten, „sie wohnten im gelobten Land, Worms wäre das kleine Jerusalem und ihre Synagoge der kleine Tempel“.

Man sieht, man hat es hier lediglich mit einer ehrwürdigen Tradition zu thun, welche, so ehrwürdig sie auch ist, in den Augen der Geschichtsforschung nicht mehr Glauben beanspruchen kann als jede andere Tradition. Im Mittelalter fand diese Tradition jedoch allgemeinen Glauben. Auch scheint damals die Sage entstanden zu sein, oder wurde, besser gesagt, erfunden, es hätten die in Worms angesessenen Juden an der Kreuzigung Christi nicht nur keinen Antheil gehabt, sondern sie hätten durch ein eigenes Schreiben an den König der Juden ernstlich von der Kreuzigung abgerathen. Die Wormser Juden wurden in Folge dieser Sage mit großen Freiheiten und Privilegien beschenkt, und es entstand das Sprüchwort: „Wormser Juden, fromme Juden!“

Man sieht, alle diese Erzählungen sind weit weniger bedeutungsvoll und entscheidend als die allgemeinen historischen Gründe, welche für den frühen Aufenthalt der Juden am Rhein sprechen, immerhin sind sie aber in ihrem Zusammenhang von einigem Gewicht.

Unter den Privilegien, welche die Wormser Juden im Mittelalter genossen, ist insbesondere eines erwähnenswerth, welches ihnen Kaiser Ferdinand verlieh. Er gestand 1559 den Juden die Freiheit zu, ein Oberhaupt der Synagoge in Deutschland zu haben, und befahl ausdrücklich, daß der Oberrabbiner von Worms vor allen anderen den Vorzug haben solle. Worms zählte zugleich zu den Städten, in welchen sich berühmte Talmudschulen befanden (S. o. der Messias in Offenbach) und auch hieraus erklärt sich zum Theil der Vorzug, welchen man dem Rabbiner zu Worms einräumte.

Die Privilegien und das hohe Ansehen der Wormser „frommen Juden“ hinderten nicht, daß auch sie unter den furchtbaren Judenverfolgungen des Mittelalters schwer zu leiden hatten, und die Wormser Juden hatten vor denjenigen anderer deutscher Städte, namentlich vor der jüdischen Nachbargemeinde in Mainz, durchaus nichts voraus.

Zu bewundern ist unter diesen Umständen die Geschicklichkeit, mit welcher die Wormser israelitische Gemeinde die ehrwürdigen Heiligthümer ihres Gotteshauses durch die Stürme der Jahrhunderte zu erhalten wußte; ja die Synagoge selbst, eine uralte Schöpfung orientalischer Baukunst, blieb unentweiht, und nie ist, so erzählt uns der Hüter, das Licht der ewigen Lampe erloschen, welche, von frommer Hand gespeist, wohl schon weit über ein Jahrtausend auf dem Altare brennt. Noch ist das uralte Judenbad vorhanden, noch zeigt man die Capelle und den Stuhl, auf welchem Raschi, der weise Rabbiner, umgeben von seinen Schülern, die Weisheit des Talmuds einst lehrte.

Das Wormser Lutherfest am 25. Juni 1868.

Es war ein herrlicher Tag als das protestantische Deutschland sich in Worms zusammenfand, um das Andenken des Mannes zu ehren, der auf jenem Reichstag des Jahres 1521 für Deutschland, für die Welt, die Periode des freien Worts eröffnete. Das Schauspiel, das Worms am 25. Juni 1868 bot, stand an Glanz und Pracht jenem großen Reichstag nicht nach, übertraf ihn aber weit an Macht und Tiefe des nationalen Bewußtseins, welches gerade auf diesem Fest, wo die große Masse des Volks ein Vorgefühl von der bevorstehenden Einigung des Reichs hatte, in glänzendster Weise zum Ausdrucke kam; ein nationales Bewußtsein, von welchem die Theilnehmer jenes Reichstags des äußerlich prunkenden, aber der inneren Kraft nach im Sinken begriffenen deutschen Reiches wohl nie eine Ahnung hatten. Jeder fühlte es, daß ein neues deutsches Reich emporstieg, schwarz-weiß-roth, die neuen deutschen Farben schmückten allerwärts Dächer und Fenster und jedermann ahnte es, daß der greise König, den die Macht der Intelligenz und der Waffen an die Spitze Deutschlands stellte, der Schirmherr sein könne, der das Denkmal deutschen Geistes, das man zu enthüllen im Begriffe war, auch vor welschen Mordbrennerhorden zu schützen im Stande sei. Als König Wilhelm von Preußen an der Seite des Enkels Philipp des Großmüthigen durch die festlich geschmückte Lutherstadt fuhr und dem Volke sich zeigte, da brach die Menge in begeisterten Jubelruf aus, es war als ob jeder es sich bewußt sei und fühlte, daß er vor sich sehe den Wiederhersteller und Schirmer des deutschen Reichs.

Wie die neue Zeit licht und hell ist und freundlich dem Menschen entgegenkommt, so war auch der äußere Anblick des Festes. Sonnenschein und Himmelblau eröffneten den Tag, und beinahe kein Haus war in Worms, das zu seinem Schmucke nicht zartes Grün, bunte Teppiche und schwarz-weiß-rothe und roth und weiße Fahnen verwandt hätte. Ein ungeheurer Menschenzufluß von nah und fern hatte nach der Lutherstadt schon seit einigen Tagen stattgefunden und bereits am frühen Morgen des 25. Juni hatte man die Zahl der anwesenden fremden Besucher auf 40000 abgeschätzt. Von Stunde zu Stunde wuchs diese Zahl, Extrazüge der hessischen Ludwigsbahn und die Dampfboote führten fortdauernd neue Besucher herbei und gegen zwei Uhr Mittags beherbergte Worms mindestens 60000 bis 70000 Fremde in seinen Mauern.

Der Protestantismus hatte seine hervorragendsten weltlichen und geistlichen Vertreter gesandt, und die Versammlung, welche die Enthüllung des Lutherdenkmals nach Worms rief, überbot jene große Reichsversammlung weit an geistiger Bedeutung der Theilnehmer, an der Summe der Intelligenz, an Bildung und Wissenschaft, welche, nun zum Gemeingut aller Stände geworden, gerade dieser Versammlung ein Gepräge aufgedrückt hatte, an welchem das Werk der Cultur dreier Jahrhunderte deutlich erkennbar war. Während man auf jenem Reichstag wüste Orgien feierte und, wie der Chronist meldet, in jeder Nacht drei oder vier Menschen erschlagen wurden, kam während der dreitägigen Dauer dieses Volksfestes des neunzehnten Jahrhunderts nicht eine einzige gewaltthätige Handlung, überhaupt nicht das mindeste vor, was das sittliche Gefühl beleidigte. Friedlich circulirten diese Tausende aneinander vorüber und als Ausfluß der Feststimmung, welche alle beherrschte, bestand eine so herzliche Uebereinstimmung unter den einzelnen Theilnehmern der Feier, wie sie wohl nie auf einem ähnlichen Volksfeste zuvor bestanden hat.

Von fürstlichen Persönlichkeiten waren bei dem Feste anwesend: König Wilhelm I. von Preußen, der Großherzog von Hessen, der König von Württemberg, der Großherzog von Weimar, der Kronprinz von Preußen, Prinzessin Carl von Hessen, sowie die Prinzen Wilhelm von Baden und Wilhelm von Hessen.

Die hervorragendsten Vertreter der protestantischen Theologie, Professoren und Geistliche, protestantische Bischöfe und Pastoren aus England, Schweden und Norwegen waren anwesend, und das ferne Amerika, das auf dem Reichstag, auf welchem Luther seine Stimme erschallen ließ, nur durch jenen von Ferdinand Cortez dem Kaiser geschenkten Wilden vertreten, hatte aus der Union und Canada Deputationen des geistlichen Standes gesandt; die Vertreter des Laien-Elements, welche aus Amerika bei dem Feste erschienen waren, zählten nach Hunderten.

Die Ausschmückung der Stadt von den prachtvollen Gebäuden der großen Fabrikanten bis herab zu den bescheidenen Wohnhnungen der kleinen Gewerbsleute und Arbeiter war eine großartige und lieferte einen glänzenden Beweis für die Eintracht, in welcher die verschiedenen Confessionen das Fest des Mannes, welcher die Errungenschaften der neuen Zeit anbahnte, an welchen Errungenschaften alle gleichmäßig Theil nahmen, begingen. Neben den größeren Straßen, Kämmerer-, Speier-, Rhein- und Mathildenstraße, überraschte besonders die alterthümliche Judengasse durch ihren sinnigen Festschmuck. Das vom Wetter und vom Rauch der französischen Brandstiftung gebräunte und geschwärzte Mauerwerk der Gebäude kam kaum zum Vorschein unter dem lichten Grün der jungen Birken, mit welchen man die Straße eingefriedigt. Guirlanden, mit Windlichtern behangen, waren von einem Haus zum andern gespannt, zahllose Fahnen wallten vom Winde bewegt aus den Fenstern, und die Mauern dieser Häuser, welche noch heute viele Angehörige der Judengemeinde bewohnen, waren mit den Bildnissen Luthers, Melanchthons und Zwingli's geziert.

Einen überaus großartigen Eindruck brachte der 54 Klafter lange und 24 Klafter breite Festplatz in der Nähe des Neuthors hervor, die würdige Staffage eines Denkmals, das sowohl in Beziehung auf die gesammte Anlage, wie auch die Ausführung der Details kaum seines Gleichen finden wird. Die Anlage und dieses dekorative Ausschmücken von Festhalle und Festplatz war ein Werk des talentvollen großh. Hauptmanns Beck, der am 18. August 1870 bei Gravelotte den Tod fand.

Bereits gegen 9 Uhr früh waren alle den Festplatz umgebenden Tribünen dicht besetzt und bis gegen Mittag hin mehrte sich rapid die Menge der Zuschauer. Kopf an Kopf standen diese in den angrenzenden Straßen aneinander, und selbst die Bäume und Dächer genügten nicht, um alle die zahllos herbeiströmende Bewohner der Provinz zu befriedigen und ihrer Schaulust Genüge zu thun. Einen wundervollen Anblick gewährten die den Festplatz umgebenden, in gothischem Geschmacke dekorirten Tribünen, deren Pfeiler die Wappen fast aller Länder zierten, und über welchen mächtige Fahnen und Wimpel flatterten.

Gegen 12 Uhr traf der Festzug ein. Denselben eröffneten die Gesangvereine, darunter die „Liedertafel" und die „Harmonie" von Mannheim, die Mainzer „Liedertafel", der Darmstädter „Musikverein". Dann folgten Mädchen, die das Denkmal mit Blumen bekränzten, und hierauf die Geistlichkeit. Unter dieser fielen besonders die amerikanischen, englischen und russischen Theologen durch ihre eigenthümliche Amtstracht auf, so besonders der Bischof von Portland mit violettem Barett, violettem Mantelkragen und Stola. Auch der Rektor der Universität Halle war in seiner alterthümlichen Amtstracht, dem Barett und dem hermelinbesetzten Mantel, erschienen. Viele der Prälaten trugen schwere goldene Ketten mit Kreuzen, Medaillen oder anderen Insignien ihres Ranges.

Als der Zug auf dem Festplatze angekommen war, erschienen die fürstlichen Theilnehmer des Festes auf der für sie bestimmten Tribüne, und die Enthüllungsfeier nahm mit Absingung des 66. Psalms, komponirt von Franz Lachner, ihren Anfang. Am Schlusse der Festrede ertönte das lutherische Glaubenslied „Eine feste Burg", wie ein gewaltiger Orkan dahinbrausend, die Geschütze donnerten und die Hülle fiel, welche das Denkmal, das Meisterwerk Rietschels, bisher verbarg, ein Moment von so mächtig erschütternder Wirkung, daß man ihn mitgesehen, mitgehört und mitgefühlt haben muß, um die Stimmung der vielen Tausende, welche den Festplatz bevölkerten, zu begreifen. Mehr als 50000 Kehlen jubelten laut auf, und viele Minuten lang währten diese Freudenrufe.

Aus dem protestantischen Auslande trafen zahlreiche Beweise für die Theilnahme ein, welche die Feier auf dem ganzen Erdenrund fand. Noch in Worms anwesend, sendete der König von Preußen dem Vorstand des Luther-Denkmal-Vereins folgendes erhebende Telegramm:

„An den Vorstand des Fest-Comités in Worms.

König Wilhelm von Preußen zu Worms am Rhein.

Ich bitte dem Vorstand des Luther-Denkmal-Vereins meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen zur glücklichen Vollendung seiner großen Aufgabe. Im protestantischen England gedenkt man mit aufrichtiger Theilnahme des Wormser Festes, welches die protestantischen Fürsten und Völker Deutschlands heute in Eintracht zusammenführt. Mit großer Freude entledige ich mich dieses Auftrags der Königin von England. Wilhelm, König von Preußen".

Die römischen Emigranten in Perugia schickten gleichfalls einen telegraphischen Festgruß nach Worms und begrüßten mit sympathischen Ausdrücken „Deutschland und seinen Luther".

Noch zahllose weitere Kundgebungen liefen ein und trugen dazu bei, die Begeisterung der Festtheilnehmer stets auf's neue anzufachen und die freudige Stimmung der ungeheuren Versammlung, welche die Festhalle beherbergte, zu steigern.

Das herrliche Fest wird allen, die es miterlebt, an jener erhebenden Stimmung mittheilgenommen, unvergessen bleiben und noch auf lange Jahre hinaus der Stadt Worms zur Ehre und zum Ruhme gereichen, insbesondere aber dem Luther-Denkmal-Comité und dessen Vorständen Dr. Eich und Pfarrer Dr. Keim, deren zwölfjähriger unermüdlicher Anstrengung es gelungen war, den größten deutschen Gedanken und die größte deutsche That in monumentaler Schöpfung zu verewigen. Nicht minderen Dank verdient die Liebenswürdigkeit und Aufopferung der Wormser Bevölkerung, welche unermüdlich war in allem, was zur Verherrlichung und Verschönerung des Festes beitragen und dazu dienen konnte, den Fremden den Aufenthalt in Worms angenehm zu machen.

Die Baudenkmale der Stadt Worms.

Werfen wir noch einen Blick auf die geschichtlichen Urkunden, insbesondere auf diejenigen, welche nicht auf vergilbtem Papier geschrieben sind, sondern welche greifbar als wirkliche Schöpfungen der früheren großen Epochen der Stadt vor uns stehen, so ist insbesondere ein Studium der Baudenkmale der Stadt Worms von hohem Interesse und in mancher Beziehung noch lohnender als dasjenige der Nachbarstadt Mainz. Vor allem ist es die Domkirche zum heiligen Peter und Paul, eines der herrlichsten Denkmale altbyzantinischer Kunst, welche zu einer eingehenderen Betrachtung herausfordert.

Schon in der frühesten christlich germanischen Zeit (soweit die Urkunden reichen bereits im Jahr 639) befand sich an der Stelle des gegenwärtigen Domes eine Basilika, Hauptkirche, des heiligen Petrus und, wie in Mainz, befand sich unmittelbar neben ihre nach einem im achten Jahrhundert immermehr aufkommenden Gebrauch, eine

Taufkirche des heiligen Johannes.

Letztere, eine der merkwürdigsten Schöpfungen altchristlicher Baukunst, hatte sich wunderbarerweise bis zum Jahr 1807 erhalten, als ihr durch eine moderne französische Barbarei der Untergang bereitet wurde. Sie wurde damals auf den Abbruch versteigert, und nur mit größter Mühe gelang es im folgenden Jahre, die felsenfest zusammengefügten Quadern auseinander zu reißen. Das Gebäude war ein achteckiges Rundgebäude, aus großen 12 Schuh dicken Quadern zusammengesetzt und mit einem hutförmig zulaufenden Kuppeldach versehen. Das Innere bestand aus drei über einander gebauten Gewölben, von welchen das obere mitten auf dem Dach des anderen stand, das mittlere, in welches man geraden Fußes von der Erde hineinging, zur eigentlichen Kirche diente und das untere, bis unter die Erde reichte. Das ist ungefähr das Wesentliche, was wir noch von dieser merkwürdigen Kirche wissen. Eine größere Anzahl Säulen und Kapitäle, welche ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte, gehörte zur Sammlung des Particuliers Bandel.

Die Domkirche.

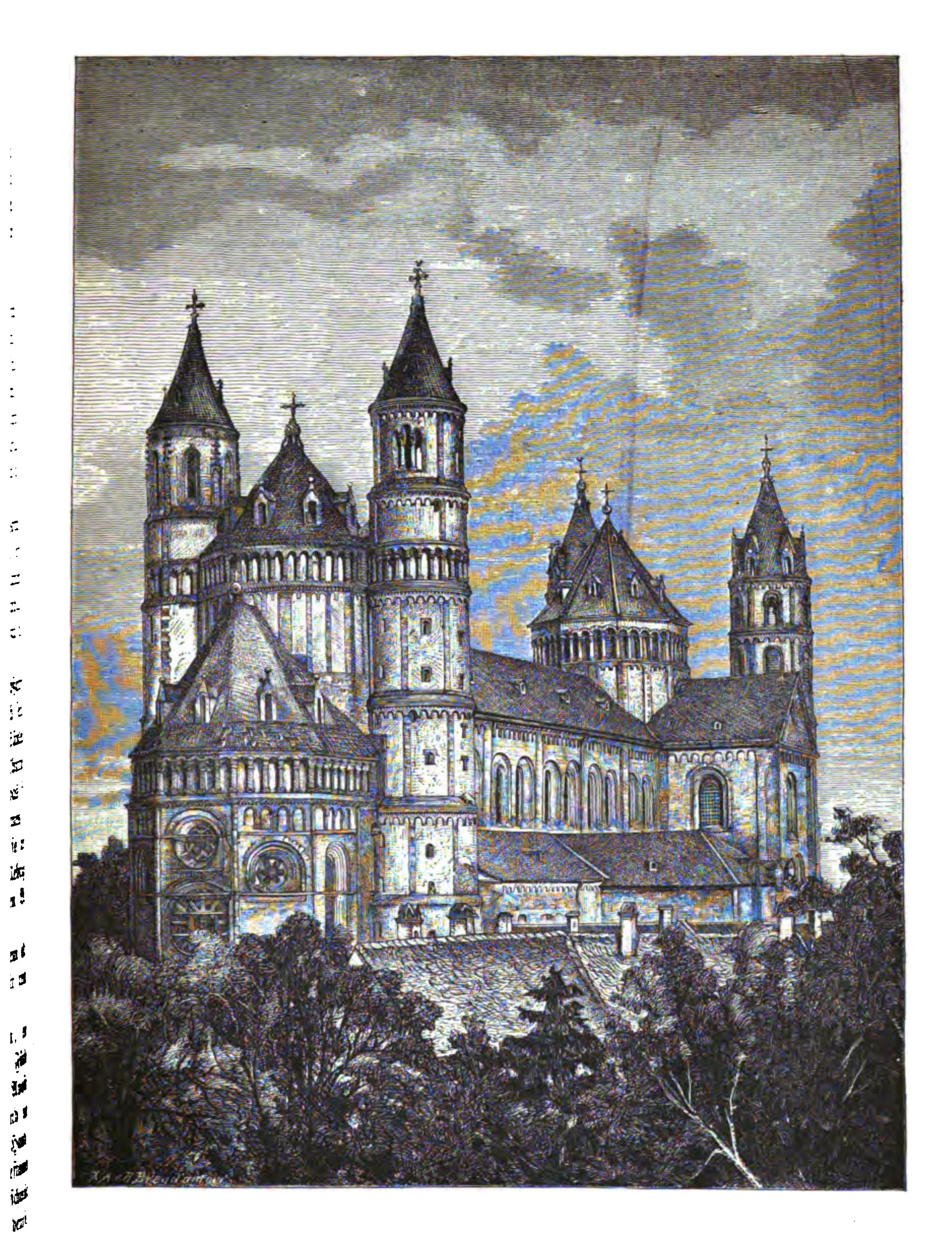
Gleich anderen Domen hat auch der Wormser mannichfache Metamorphosen durchlaufen. Auch hier befand sich an der Stelle des heutigen Baues eine uralte Basilika, welche ein Blitzstrahl 872 in Asche legte. Verschiedene Bischöfe suchten dieses Bauwerk wieder herzustellen, aber die verheerenden Einfälle der Normannen, welche im 9. Jahrhundert mehrmals rheinaufwärts bis nach Worms vordrangen, vereitelten jedesmal ihre Bemühungen. Erst unter dem berühmten Bischof Burkard gelang es gegen das Ende des 10. Jahrhunderts an der Stelle der seitherigen unansehnlichen Kirche einen großen, erhabenen Bau im Geschmacke jener phantasievollen Zeit zu errichten. Der Bau schritt in so kurzer Zeit voran, (996 — 1016) daß seine Vollendung den Zeitgenossen wie ein Wunder erschien. In Gegenwart Kaiser Heinrich II. und vieler weltlichen und geistlichen Fürsten wurde die Kirche 1016 feierlich eingeweiht. Bischof Eppo legte 1107 die letzte Hand an das riesige Werk, worauf die Kirche 1110 nochmals eingeweiht wurde. 1181 wurde abermals eine Wiederherstellung der Kirche nöthig, 1429 fiel der hintere an den Bischofshof stoßende Thurm zusammen, worauf er 1472 vom Bischof Reinhard wieder aufgebaut wurde. Der Hauptsache nach trotzte das Gebäude aber allen Stürmen, welche im Laufe der Jahrhunderte darüber hinwegtobten, sogar den von den Franzosen 1689 angelegten Minen widerstanden die gewaltigen Felsenquadern. Noch heute sieht man Risse, welche ihre Explosion verursachte, noch heute sind die Mauern an verschiedenen Stellen von Pulver geschwärzt. Nur die mit Blei gedeckten Dächer wurden von der glühenden Hitze des Brandes zerstört.

„Unter allen byzantinischen Bauten," schreibt Georg Lange, „behauptet die Domkirche zu Worms durch die edle Einfachheit und ruhige Geschlossenheit der Form im Aeußeren wie im Inneren eine der ersten Stellen. Vier mächtige, runde Thürme begrenzen die beiden Chöre der 470 Schuh langen und 110 Schuh breiten Kirche und gewähren ihr, nebst den über denselben hervorragenden Kuppeln, besonders aus einer gewissen Ferne betrachtet, das Ansehen einer wahren Burgveste Gottes, wozu die hohe Lage des ganzen Gebäudes nicht wenig beiträgt."

„Wenn der östliche, nach der inneren Stadt gekehrte Chor durch seine reichen und großartig stylisirten Formen einen imposanten Anblick gewährt, so hat dagegen der westliche Chor durch seine Abwechslung und Mannigfaltigkeit, besonders aber durch seine doppelten Umgänge mit reichen Säulenstellungen, mehr ein malerisches Ansehen. Dieser Chor verräth auch besonders am rechten Thurme, sowie an der mittleren großen Fensterrose bereits den Uebergang in den altdeutschen Styl, was sich ganz natürlich dadurch erklären läßt, daß man bei Wiederherstellung des einen hinteren Thurmes im 15. Jahrhundert auf die ältere byzantinische Gestaltung des noch stehenden Thurmes nur in so weit Rücksicht nahm als nöthig war, um die Symmetrie des Ganzen nicht völlig zu zerstören, im Uebrigen aber dem herrschenden Geschmack der Zeit huldigte, wodurch dieses auffallende, auf den ersten Blick räthselhafte Formengemisch des neu aufgeführten Thurmes entstand."

„Gleichfalls neu, und zwar aus dem 14. theils aus dem 15. Jahrhundert, sind die dem alten byzantinischen Bau angefügten Seitenkapellen, wovon die an der Südseite des Domes den mit reicher Sculpurarbeit verzierten Haupteingang der Kirche einschließen.

„Im Giebelfelde unmittelbar über dem Eingange erblickt man hier Christus, Maria, einen knieenden Bischof (Burkard) und den heiligen Petrus; das Ganze bedeutet wohl die durch die Fürbitte der heil. Gottesmutter von Christus erhaltene Einweihung der Kirche auf den Namen des heil. Apostels. In den Seitenbögen über dem Eingange befinden sich Darstellungen aus dem alten und neuen Testament. Von den zunächst an den Seitenwänden stehenden Figuren bezeichnen die linker Hand die vier Evangelisten, die rechter Hand aber wahrscheinlich die vier Hauptpropheten des alten Testaments. Ganz oben in der höchsten Spitze des Giebelfeldes erscheint ein mit einer Mauerkrone geschmücktes Weib, welches auf einem Thiere reitet und, wie die an dem viergestaltigen Haupte und den demselben entsprechenden Füßen sichtbaren Attribute der vier Evangelisten (Ochse, Löwe, Mensch, Adler) deutlich erkennen lassen, die triumphirende christliche Kirche bezeichnen soll. Rechts und links folgen nun noch an den nächsten Eckpfeilern verschiedene Figuren, wovon sich die linker Hand als bekannte Heiligenbilder 2c.



Der Dom in Worms.

von selbst erklären, die vier rechter Hand eine besondere Deutung erfordern. Von diesen bezeichnet nämlich die erste obere Figur mit der Büchse in der Hand und den beiden Verehrern zu ihren Füßen den wahren Glauben, die unmittelbar darunter befindliche aber mit der Binde um die Augen, zurückgefallener Krone, zerbrochenem Speer und mit dem Bock und Messer in der Hand das Judenthum; die zweite obere mit zerbrochenem Scepter das Heidenthum und die unter diesen stehende mit dem Schild in der rechten Hand und den Kröten, Schlangen und Eidechsen auf dem Rücken den Irrglauben. — Diese und andere noch unwesentlichere Ansätze ausgenommen, gibt die Domkirche den reinsten byzantinischen Styl des 11. Jahrhunderts in allen seinen charakteristischen Einzelheiten zu erkennen, wohin besonders die glatten Mauern aus Quadern, die Fenster von geringer Höhe mit halbkreisrunder Bedeckung, die gleiche einfache Verzierung der Pforte, ferner die Reihe halbkreisrunder Bogen unter den Gesimsen, die Würfelknäufe mehrerer Säulen der Gallerien und endlich diese Säulenumgänge selbst zu zählen sind. — Treten wir in das Innere dieses majestätischen Gebäudes, so erhalten wir ganz denselben Totaleindruck, welchen das Aeußere auf uns machte; denn überall erblicken wir hier die nämliche Einfachheit und Ruhe, dieselbe Festigkeit und Zweckmäßigkeit, wie im Aeußern, wozu der Anblick der rein ohne Ueberstrich gelassenen Quadersteine nicht wenig beiträgt. Eilf mächtige viereckige Pfeiler, welche mit Halbsäulen nach altrömischer Art verziert sind, halten auf jeder Seite die kühngesprengten Bogen empor, auf welchen das leichte mit bloßem Tuffstein bedeckte Gewölbe der Kirche ruht. Einfach groß ist die Hinsicht von einem Chore zum andern, kühn und erhebend der Aufblick zu den dieselben begränzenden Kuppeln, von welchen die östliche die höchste ist und 137 Schuh in der Höhe beträgt. Selbst der gänzliche Mangel aller eigentlichen statuarischen Monumente an den Pfeilern und Wänden der Kirche trägt nicht wenig dazu bei, den einfach großartigen Grundbau derselben um so ungestörter und wirksamer hervortreten zu lassen, so sehr übrigens dieser hauptsächlich durch die Verwüstung der Franzosen im Jahr 1689 herbeigeführte Verlust für die bildende Kunst zu bedauern ist. Von allen ursprünglich dem Dom angehörenden Merkwürdigkeiten dieser Art hat sich nichts erhalten, als die in einer Seitenkapelle eingemauerten uralten Hautreliefs, Daniel in der Löwengrube darstellend. Außerdem erblickt man hier und da noch ein Wandgemälde im altbyzantinischen Style, von welchen ehedem eine große Anzahl den Tempel geziert zu haben scheinen. Besondere Auszeichnung verdienen darunter die kolossalen Gestalten der beiden Schutzpatrone der Kirche, deren großartige, edle Haltung und geistvolle Miene noch aus dem fast ganz erbleichten Gemälde durchscheint. In noch kolossalerer Größe ist an der den östlichen Chor begränzenden Kirchenwand das Brustbild der heil. Jungfrau nebst dem Muttergotteskinde angebracht mit der (nicht ganz zu entziffernden) Unterschrift: Per. te strena. datur. morbi. genus. ome. || Fugatur † aura. fames. pestis. christi christo fore te CT. Höchst merkwürdig sind auch die in dem genannten Chor einander gegenüber aufgehängten Holztafeln mit den auf Goldgrund gemalten beiden Schutzheiligen der Kirche im ältesten byzantinischen Style. — Die übrigen Denkmäler dieser Kirche sind mit Ausnahme eines Grabsteins aus dem vorigen Jahrhundert sämmtlich erst in den neuesten Zeiten hier aufgestellt worden; so in der Kirche selbst: der sehr zierlich in gothischem Style ausgehauene Grabstein der drei fränkischen Königstöchter St. Embede, St. Warbede und St. Willibede, welcher aus der zerstörten Kirche des ehemaligen Frauenklosters auf dem Andreasberg (des sogenannten Bergklosters) herstammt; in der südlichen Seitenkapelle: die Kreuzabnahme Christi, gleichsam ein Gemälde in Stein von wahrhaft ergreifendem Ausdruck, die Geburt unseres Heilands, der Stammbaum der Maria 2c., sämmtlich sowie die vielen kleinen Wappenschilder aus dem zerstörten Kreuzgange des Doms, der Taufstein aus der abgebrochenen Johanniskirche. — Von dem Kreuzgange hat sich übrigens noch ein sehr sehenswerther Chor im byzantinischen Style erhalten. Offenbar stand also an der Stelle des nunmehr völlig abgerissenen Kreuzgangs, welcher den Baustyl des 15. Jahrhunderts an sich trug, ein älterer im byzantinischen Styl, welcher, jenem Chore nach zu urtheilen, vielleicht in gleicher Zeit mit der Domkirche entstanden ist. Unter die Vorzüge der Domkirche gehört noch das herrliche Geläute, welches, besonders in seiner vollständigen Harmonie an hohen Festtagen, einen wahrhaft imposanten, ganz des erhabenen Gebäudes würdigen Eindruck gewährt."

Die Liebfrauenkirche.

Nächst dem Dome besitzt Worms in der Liebfrauenkirche das seltenste Baudenkmal. Ehedem stand an der Stelle der heutigen Kirche eine kleine, dem heiligen Petrus geweihte Kapelle, welche König Heinrich II. im Jahr 1006 stiftete. Später wurde dieselbe der Jungfrau Maria geweiht und mit dem Wachsthum des Marienkultus zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte. Durch die reichen Spenden, welche in den Opferstock der Kapelle flossen, wurde es im 13. Jahrhundert möglich eine Kirche im Style jener Zeit an ihrer Stelle zu erbauen, welche Bischof Emicho zu einer Collegiatkirche erhob und mit denselben Vorrechten versah, deren sich auch die anderen Stiftskirchen seiner Diöcesen erfreuten. In der neuen Kirche fand alljährlich ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen bei den Marienfesten statt und die Geldmittel flossen so reichlich, daß der Rath und die Bürgerschaft von Worms diese Kirche 1467 von Grund aus abreißen und die heutige prächtige gothische Kirche an derselben Stelle erbauen ließ. Um an die Betheiligung der Wormser Bürgerschaft bei dem Baue zu erinnern, sind an der Decke der Kirche die Wappen der Zünfte der ehemaligen Reichsstadt angebracht. Gleich dem Dome hat auch die Liebfrauenkirche die Unbilden, welche die Stadt Worms seitdem erdulden mußte, überdauert und nur einer ihrer Thurmspitzen wurde sie bei der Verwüstung der Stadt durch die Franzosen 1689 beraubt.

Die Kirche zeichnet sich durch eine für die Zeit ihrer Erbauung besonders auffallende edle Einfachheit im Aeußern wie im Innern aus. Die einzige Sculpturarbeit befindet sich über der nach Westen zu liegenden Hauptthüre. Im Felde des Giebelbogens erblickt man hier die sterbende Maria, umgeben und beweint von ihren Freunden und Freundinnen, und unmittelbar darüber ihre Krönung durch Christus; in den Seitenbogen aber sind rechts die sieben klugen und links die sieben thörichten Jungfrauen abgebildet. Das Ganze bildet eine Allegorie, durch welche Maria als Muster der Weiblichkeit für Zeit und Ewigkeit dargestellt werden soll. Lange macht bei dieser Kirche auf eine auffallende Erscheinung in ihrer inneren Construction, auf den freien Rundgang um den Hochaltar aufmerksam, welcher nach Außen hin den östlichen Umbau umschließt. Einzelne Theile des mittleren oder Hauptschiffs müssen wegen ihres, besonders an den engen Fenstersprengungen erkennbaren älteren Styls einer früheren Kirche angehören.

Zu den Werken der byzantinischen Baukunst zählt noch die St. Andreaskirche, deren Hauptportal und der untere Theil des östlichen Thurmes noch jener Epoche (1020) entstammt. Nichts Hervorragendes bietet die St. Magnuskirche, während die St. Martinskirche noch zahlreiche Merkmale ihres altbyzantinischen Styles sich erhalten hat. Schon im 9. Jahrhundert wurde an dieser Stelle, wo angeblich ehedem der heilige Martinus, als er noch im Kriegsheere des Kaisers Julian diente, wegen seines öffentlich bekannten Christenthums gefangen gehalten und gemartert worden sein soll, von den frommen Bewohnern von Worms ein Bethaus errichtet, welches Kaiser Otto III. später in eine Collegiatsstiftskirche verwandelte, welcher er durch eine feierliche Urkunde alle seine Besitzungen, Rechte und Gefälle zu Boppard schenkte. Im Jahr 1265 wurde die Kirche umgebaut. Der Stadtbrand im Jahr 1689 zerstörte sie. Später wurde sie wieder für den Gottesdienst auf's Neue hergerichtet. Die Dreifaltigkeitskirche steht, wie bemerkt wurde, an der Stelle des bei dem französischen Brande zerstörten Rathhauses. Zuvor erhob sich hier das Kloster der Augustinermönche, welches diese auf den Trümmern der kaiserlichen Pfalz erbaut hatten.

Endlich erwähnen wir von den öffentlichen Gebäuden der Stadt Worms, welche eine historische Bedeutung besitzen, noch das Collegiatstift zum heiligen Paul. An dieser Stelle befand sich ehedem die Pfalz der mächtigen Herzöge von Worms. Kaiser Heinrich IV. schenkte die Burg dem Bischof

Burkard, welcher alsbald (1003) die verhaßte Veste zerstören und aus ihren Trümmern das Paulstift (vollendet 1016) hervorgehen ließ. Im Jahr 1261 erlitt dasselbe nebst der dazu gehörigen Parochialkirche St. Rupert solchen Brandschaden, daß beide Kirchen fast von Grund aus wieder aufgeführt werden mußten. (Die Rupertskirche wurde Ende dieses Jahres auf den Abbruch versteigert.) Beim großen Stadtbrand (1689) erhielt sich von dieser Kirche glücklicherweise die ganze Vorderseite nebst der Kuppel und den beiden Seitenthürmen bis auf die Dachspitze, sowie der hintere Chor ziemlich unversehrt; dagegen brannte das Schiff der Kirche seiner ganzen Länge nach ab. In neuerer Zeit ging diese Kirche, seitdem sie aufgehört hatte, zu gottesdienstlichen Zwecken zu dienen, ihrem gänzlichen Verfall mehr und mehr entgegen.

„Es ist dies um so mehr zu bedauern", sagt Lange, „als sich dieselbe sowohl durch ihre Zierlichkeit und Eleganz, als auch besonders durch die Eigenthümlichkeit ihres Styls auszeichnet, welcher deutlich den Uebergang des byzantinischen in den altdeutschen bezeichnet. Unverkennbar ist dies an den leichten und gefälligen Kapitälen des Portals, insbesondere aber den vier aus der Façade hervortretenden Pfeilern zu ersehen, ja gewissermaßen auch an der über dem Eingang befindlichen Kuppel, indem da die spätere Gewohnheit, denselben mit Thürmen zu versehen, schon deutlich hervortritt. Das älteste Gepräge an der ganzen Kirche trägt jedenfalls der hintere Chor mit seinen Säulenumgängen an sich. Aus den späteren Zeiten des altdeutschen Baustyls ist dagegen das anstoßende Capitelgebäude."

Dem 19. Jahrhundert endlich war es beschieden, dem monumentalen Schmuck der Stadt Worms durch Rietschels herrliches Lutherdenkmal so recht eigentlich die Krone aufzusetzen, und Worms ist mit seiner Einrichtung das Ziel zahlreicher Pilger, welche ihre Wallfahrt unternehmen im Glauben an die freie Forschung und das freie Wort, und welche hierhereilen, um ihre Andacht da zu verrichten, wo die Geistesbewegung der neuen Zeit ihren Anfang nahm, wo Häuser, Kirchen und Straßen, vor allem aber Rietschels wunderbares Meisterwerk mit überzeugender Kraft reden von Luther und seiner That!

Das Lutherdenkmal.

Es war im Jahr 1856 als zu Worms ein Kreis von Männern, Pfarrer Keim und Dr. Eich an der Spitze, zusammentrat, welche den Plan faßten, ein Denkmal Luthers an dem Ort zu errichten, an welchem er auf dem Reichstag mit seiner ganzen Persönlichkeit zum Erstenmale für seine Ueberzeugung eingetreten war. Der Gedanke fand einen Anklang, der wohl weit die Erwartungen derjenigen überstieg, welche ihn zuerst gefaßt hatten, die Mittel wurden beschafft, das gesammte evangelische Deutschland steuerte bei zu dem nationalen Unternehmen, und es fand sich auch der Künstlergenius, welcher fähig war, den nationalen Gedanken zu verwirklichen. Ernst Rietschel, der gefeierte Schüler Rauchs, war es, auf welchen sich die Augen des Comité's lenkten. Die Büste Luthers, einer der ersten Aufträge, welche der Künstler erhielt, war es ja, welche so zu sagen seinen Ruf begründet hatte. Im Jahr 1831 bestellte König Ludwig sie bei dem damals Siebenundzwanzigjährigen für die Walhalla, und Rietschel schrieb an Rauch: „Luther! ich bin so glücklich darüber, daß ich es nicht aushalten kann". Und mit der gleichen Wärme und Tiefe der Künstlerbegeisterung nahm er jetzt den Ruf an, der Seitens des Wormser Comité's an ihn ergangen war. „Welch' ein Auftrag! schrieb er, — „Wo könnte es einen solchen noch geben, der ehrenvoller wäre!" Und Rietschel unternahm den Entwurf, und während schon schon seine letzte Krankheit seine Kräfte lähmte, begann er zwei Statuen selbst zu modelliren, und noch wenige Tage vor seinem Tode ließ er sich die großen Gypsmodelle aus dem Atelier in den Garten rücken und freute sich an dem Anblicke seines Werkes. An

demselben Tage, an dem es zum Erstenmale öffentlich ausgestellt wurde, 21. Februar 1861, entschlief er.

Mit Bewunderung sah man das von den Bildhauern G. Kietz, A. Donndorf und J. Schilling in Dresden vollendete Modell des Denkmals, dessen Guß am 15. Mai 1867 in dem gräflich Einsiedel'schen Hüttenwerk Lauchhammer glücklich vollbracht wurde. Staunend betrachteten Tausende und Abertausende bereits in Worms das Werk, dessen Enthüllung einen so gewaltigen Eindruck hervorbrachte, daß sie die ungeheuere Zuschauermenge, in einen wahren Taumel der Begeisterung und des Entzückens versetzte.

Es ist uns nicht möglich, bei der Beschreibung des Werks einen Ausdruck zu finden, welcher nur annähernd dem gleichkommt, was der Beschauer beim Anblicke der gewaltigen Gruppe empfindet. Unsere Aufgabe kann es daher nur sein, objectiv den Sinn der Figurengruppe, zu erklären, durch welche eine deutsch-nationale Idee bildlich verherrlicht wird.

Das Ganze erhebt sich auf einem durch zwei Stufen erhöhten, viereckigen. Granitunterbau, von. dem jede Seite 40 Fuß rheinisch mißt. An den vier Ecken dieses Unterbau's stehen auf 8 Fuß hohen Postamenten aus polirtem Syenit die 8½ Fuß hohen Broncestatuen der mächtigsten Stützen und Förderer der Reformation: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, und Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, Johann Reuchlin und Philipp Melanchthon; also die deutschen Fürsten, welche mit dem Schwerte und die Gelehrten, welche mit der Schrift und der Macht des Geistes kämpften.

Die Vorderseite des Vierecks ist offen und bildet zwischen den Gestalten der beiden Fürsten den 30 Fuß breiten Eingang in den inneren Raum; die drei übrigen Seiten dagegen sind durch drei 4 bis 5 Fuß hohe Zinnenmauern, ebenfalls aus Syenit, abgeschlossen, aus deren Mitte sich auf 7 Fuß hohem Syenitpostament je 6 Fuß hohe sitzende Städtefigur erhebt, nämlich Augsburg und die protestirende Speier. Auf der Innenseite von 24 Zinnen sind die Wappen von 24 Städten angebracht, welche für die Reformation stritten und litten. Inmitten dieser architectonisch weiß und schön gegliederten burgartigen Umfriedigung steht das Hauptdenkmal. Auf den vorspringenden vier Sockelpfeilern des 16 Fuß hohen, lebendig gegliederten und reich verzierten Postaments sitzen die Vorkämpfer der Reformation: Petrus Waldus, Johann Wiklef, Johann Huß und Hieronymus Savonarola; als krönender Abschluß überragt auf dem Postamente das Ganze die 10½ Fuß hohe Kolossalstatue Luthers. Der Künstler hat in ihr Lthers Persönlichkeit im Vollgewicht ihres Charaktercentrums dargestellt.

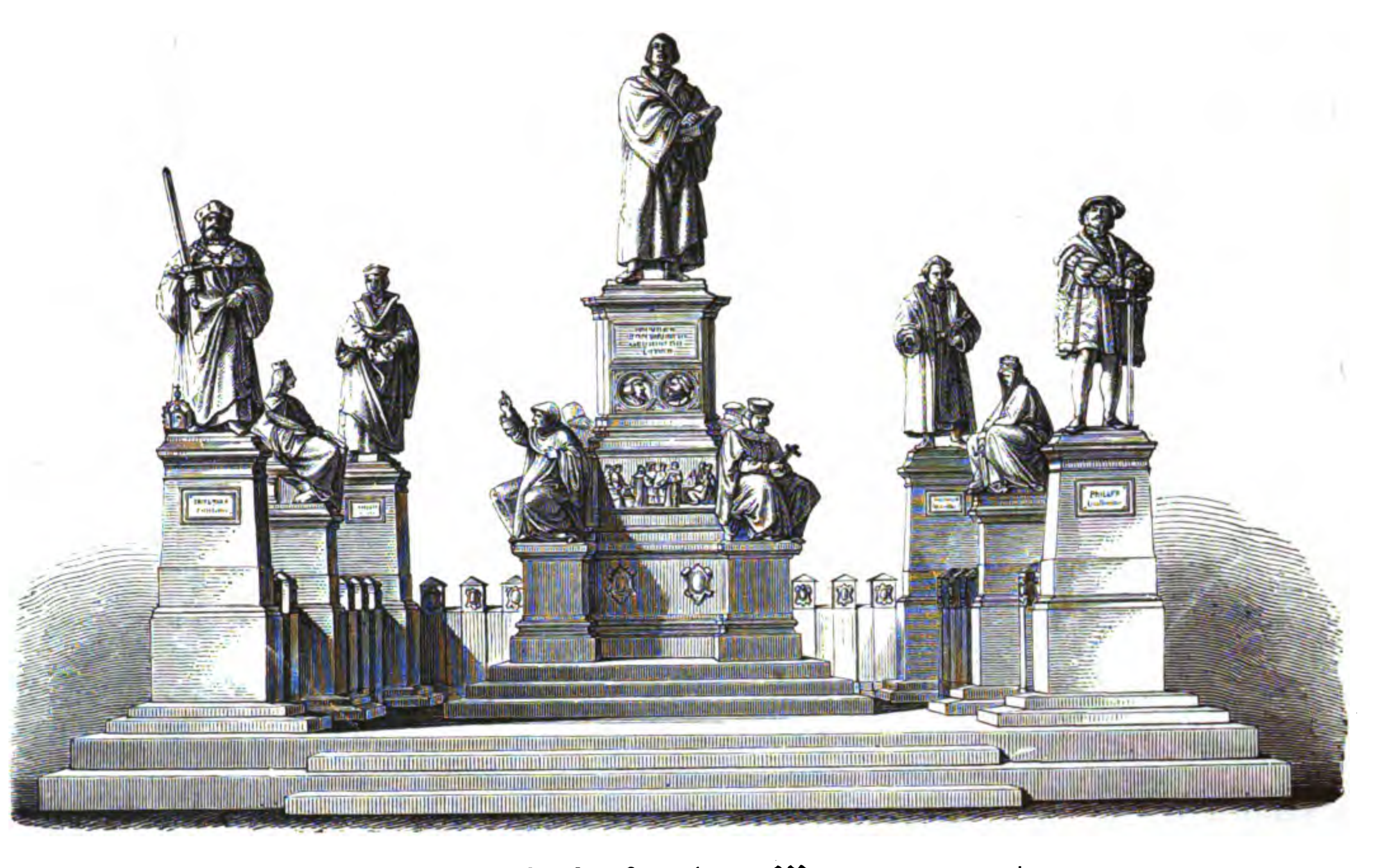
Das Postament, worauf das Lutherdenkmal errichtet ist, besteht aus drei Theilen: dem Untersatz oder Sockel von polirtem Syenit und zwei Würfeln in Bronceguß ausgeführt. Der obere Würfel enthält auf seinen vier Seiten je ein Kraftwort Luthers und darunter je zwei Portraitmedaillons von Männern, welche vor, mit und nach Luther für die Reformation thätig waren. Auf der Vorderseite, unmittelbar unter der Lutherstatue, liest man jenes kühne und entscheidende Wort, um dessentwillen das Denkmal in Worms errichtet wurde und welches der Künstler auch als Grundmotiv für Stellung und Ausdruck seines Luther wählte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Darunter sieht man die Bildnisse der beiden sächsischen Kurfürsten Johann des Beständigen und Johann Friedrich des Großmüthigen. Auf der Rückseite steht die Stelle: „Das Evangelium, welches der Herr den Aposteln in den Mund gelegt hat, ist sein Schwert; damit schlägt er in die Welt als mit Blitz und mit Donner."

Noch weiter unten befinden sich die Bildnisse Ulrich von Huttens und Franz von Sickingens.*

---

* Bei Sickingens Medaillon können wir nicht umhin auf die Ironie aufmerksam zu machen, welche darin liegt, daß Sickingen gerade in Worms auf einem deutschen Nationaldenkmal verherrlicht wurde. Sickingen focht wiederholt im Solde des französischen Königs gegen Deutschland. Sein Zug gegen Trier, durch welchen er „dem Evangelium eine Oeffnung machen" wollte, war ein gewöhnlicher Raubzug. Den Schaden, den er in seiner berüchtigten Fehde der Obergrafschaft Katzenellenbogen, der heutigen Provinz Starkenburg, beifügte, wird auf 300 000 Gulden geschätzt. 1515 brach er gleichfalls den Landfrieden und befehdete unter wichtigen Vorwänden die Stadt



Lutherdenkmal zu Worms.

Auf der Seitenfläche zur Rechten Luthers findet man die zwei Stellen: „Der Glaube ist nichts anders, denn das rechte und wahrhaftige Leben in Gott selbst". — „Die Schrift recht zu verstehen dazu gehört der Geist Christi."

Unter diesen beiden Sprüchen befinden sich die Bildnisse der treuen Gefährten und Mitarbeiter Luthers, des Justus Jonas und des Johann Bugenhagen.

Auf der Seitenfläche zur Linken Luthers stehen die Worte: „Die Christus recht verstehen, die wird keine Menschensatzung gefangen nehmen können. Sie sind frei nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Gewissen."

Unter dem Spruche befinden sich die Medaillons der beiden Schweizer Reformatoren Johann Calvin und Ulrich Zwingli.

Der untere Würfel enthält endlich Basreliefs, welche die Grundzüge von Luthers Leben und Lehre veranschaulichen:

Luther vor dem Reichstage zu Worms;
Anschlag der Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg;
Das Abendmahl in beiderlei Gestalt von Luther gespendet;
Die Priesterehe, Luther von Bugenhagen getraut;
Die Bibelübersetzung;
Die Lutherpredigt.

Unter den Reliefs bedarf eines besonders wegen der Details eines kleinen Kommentars: Luther auf dem Reichstag zu Worms wie er den Widerruf verweigert. Die Fürsten und die hohen Herren, welche den Eiferer weltmännisch verachten, sitzen umher; nur das charaktervolle Gesicht Friedrichs des Weisen blickt ihn ermuthigend an. Ein hoher Rittersmann und drei Vertreter des Bürgerstandes, von Luthers Worten ergriffen, schließen rechts die Gruppen. Diese letzteren sind die Portraits der Herren Eich und Keim und dasjenige von Rietschel selbst.

Der Untersatz oder Sockel endlich zeigt auf seinen vier Feldern die Wappen der fünf deutschen Fürsten und der zwei Städte, welche die Augsburgische Confession unterschrieben und am 25. Juni 1530 dem Kaiser übergeben haben.

Alles steht in strengen Wechselbeziehungen. Von den Inschriften und dem monumentalen Schmuck bis zur Hauptfigur gibt die Composition in harmonischer Entwicklung ein Denkmal des gesammten Reformationszeitalters.

Von Rietschel selbst wurden die Statuen Luthers und Wiklefs modellirt, von A. Donndorf sind: Savanarola, Friedrich der Weise, Reuchlin, Petrus Waldus, die Magdeburg, vier Portraitsmedaillons und zwei Reliefs.

Von G. Kietz sind: Philipp der Großmüthige, Melanchthon, Huß, die Augsburg, vier Portraitsmedaillons und zwei Reliefs.

J. Schilling hat die Speyer modellirt.

Endlich ist des Verdienstes zu erwähnen, welches sich Professor Nicolai in Dresden um den architectonischen Theil des Werkes erworben hat.

Der treffliche Guß und besonders die sorgfältige Ciselirung gereichen dem Hüttenwerk Lauchhammer zur Ehre.

Schwer wird es uns jedesmal von dem Meisterwerk, dem Ruhm deutscher Kunst und der schönsten Zierde der Stadt Worms, uns zu trennen. Möge es, gehütet von der aufgeklärten und ächt deutschgesinnten Bürgerschaft der Stadt, unentweiht auf die Nachwelt übergehen, vor etwaigen künftigen französischen „Mordbrennerbanden geschützt durch das deutsche Schwert, welches es schon einmal

---

Worms. In der Nähe von Oppenheim machte er einen Raubanfall auf dreißig zur Messe reisende Wormser Kaufleute, worunter der Altbürgermeister und mehrere Rathsherrn. Den Bürgermeister plünderte und marterte er mit eigener Hand, ließ durch geworbenes beutelustiges Volk die Umgegend von ganz Worms verwüsten und Brücken und Straßen zerstören. Ob sich der Raubritter nicht im Grabe herumbrehte, als man sein Medaillon auf dem Wormser Denkmal anbrachte?"

1870 behüten mußte, um noch den spätesten Generationen ein Zeugniß zu sein für die großen und erhabenen Schöpfungen, die der nationalen Geistesbewegung, welche unsere Gegenwart beherrscht, entsprangen.*

Die Umgebung von Worms.

Nur eine halbe Stunde von Worms liegt Neuhausen, der einzige ehedem auf dem linken Rheinufer zum Bisthum Worms gehörige Ort. Neuhausen war gleichfalls, wie beinahe die Mehrzahl der rheinhessischen Orte, eine römische Niederlassung. Zahlreiche Funde haben dieses dargethan. Im Jahre 1818 wurden 15 Steinsärge in der ehemaligen Abtei zum heiligen Cyriacus ausgegraben. Einer dieser Steinsärge, welcher noch vorhanden ist, trägt folgende Inschrift:

LVPVLIO LVPERCO DOCTORI ARTIS
CALCVLATVRAE NOVIONIA MOTVCA
MATET PER LVPVLIVM LVPIANVM FILIVM E.

„Dem Lupulius Lupercus, dem Lehrer der Rechenkunst, hat die Mutter Novionia Motuca durch ihren Sohn Lupulius Lupianus (diesen Sarg) machen lassen."

Aus der nachrömischen Zeit weiß man, daß sich zu Neuhausen ein fränkischer Palast befand, welchen Dagobert angeblich in ein Stift des heiligen Dionysius umwandeln ließ. Später wurde dasselbe in ein Kloster des heiligen Cyriacus verwandelt. Diese Umwandlung fällt ungefähr in das Jahr 847. Um die gleiche Zeit kommt zum Erstenmale der jetzige Name des Orts vor; die älteste Urkunde von 851 schreibt Nivvihusa, dann Niuuhusa, Nuhusa und seit 1308 ist Neuhausen in Aufnahme. Der Ort und das Stift theilen von früh auf das Schicksal der Stadt und des Bisthums Worms.

Pfiffligheim.

Durch die Sage ist das ehemalige kurpfälzische Dorf Pfiffligheim (1256 Einwohner), eine halbe Stunde von Worms entfernt, enger mit der Geschichte von Worms verwachsen. In Pfiffligheim ragte bis 1874 der sogenannte Lutherbaum, eine uralte Ulme von gewaltigem Umfang, für die ganze Gegend weit sichtbar empor. Es ist nichts seltenes, daß die nimmer rastende Phantasie des Volks seine Helden mit Sagen, Legenden und Wundern umgibt. Nicht nur Luther, noch weit spätere

* Der Kopf der Lutherstatue hat neuerdings in Folge einer Auslassung Lübke's zu einer Controverse Veranlassung gegeben, welche zu Tag gefördert hat, daß dieser Kopf kurz vor dem Tode Rietschel's von seinem Schüler Donndorf neu gestaltet wurde. Diese von Donndorf vorgenommene Ueberarbeitung des Rietschel'schen Lutherkopfes weicht erheblich von einer, von Rietschel selbst geschaffenen, als Modell zu benutzenden Luthermaske ab. Letztere erinnert in ihrer Auffassung insbesondere durch den Idealismus des Ausdrucks, an die Köpfe Schillers und Lessings, wie sie der Meister geschaffen. Der Luther Rietschels, dessen Maske sich in dem Atelier des Professor Dr. Kietz zu Dresden befindet, entspricht dem gläubigen Luther, während derjenige des Wormser Denkmals uns den Reformator in seinem polemischen und kämpfenden Auftreten vorführt. Noch schärfer tritt dieses bei dem für Tübingen von Donndorf geschaffe[illegible] hervor.



1870 behüten mußte, um noch den spätesten Generationen ein Zeugniß zu sein für die großen und erhabenen Schöpfungen, die der nationalen Geistesbewegung, welche unsere Gegenwart beherrscht, entspra

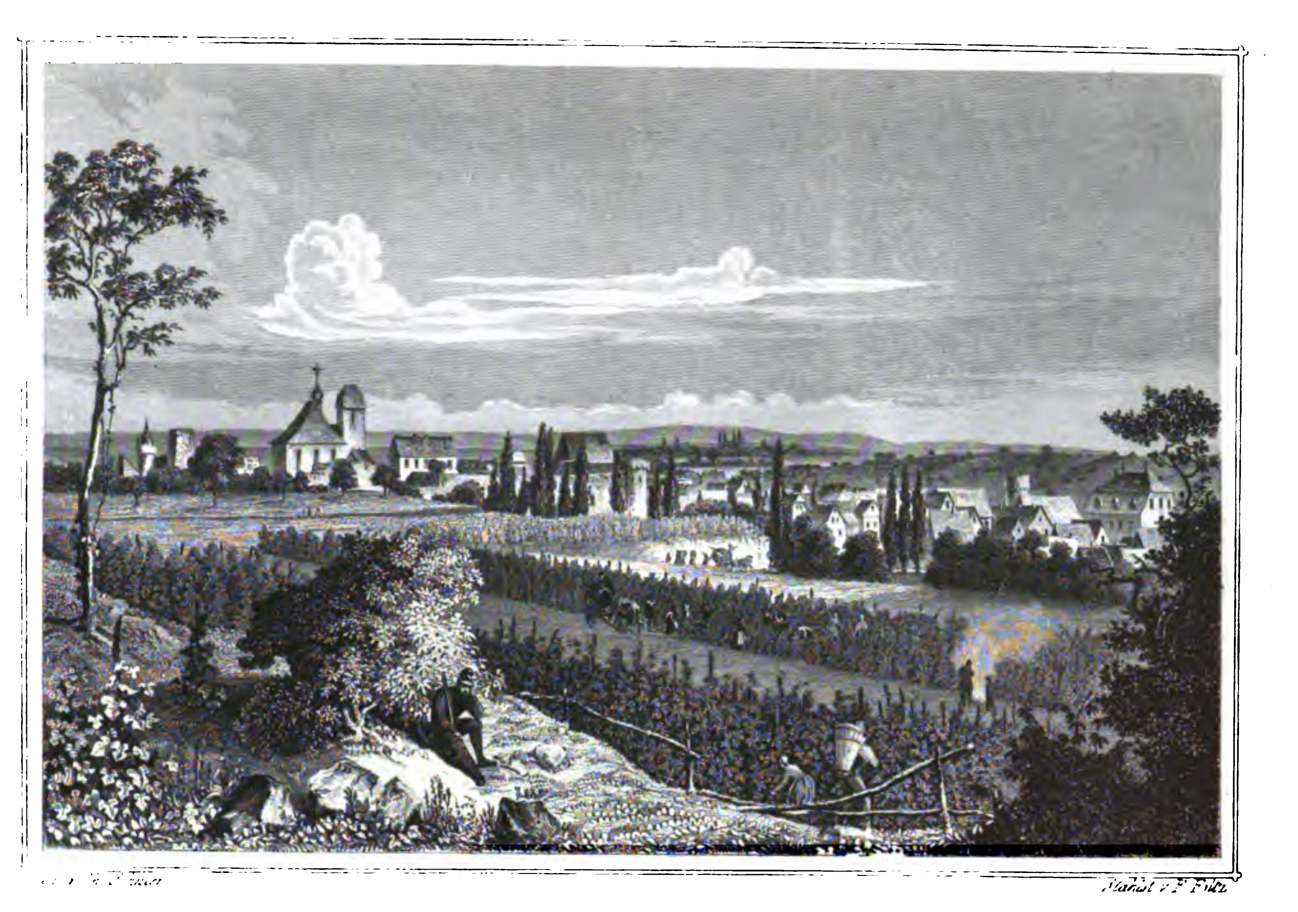
ufer
rhei
181
dies

ihre

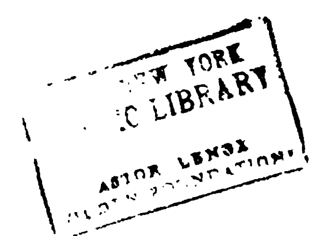
wel
dass
Jah
Urk
Au
Wo

St
bis
Ge
sein

lass
Dor
weic
innert in ihrer Auffassung insbesondere durch den [illegible]
wie sie der Meister geschaffen. Der Luther Rietschels, dessen Maske sich in dem Atelier des Professor Dr. Kietz zu Dresden befindet, entspricht dem gläubigen Luther, während derjenige des Wormser Denkmals uns den Reformator in seinem polemischen nnd kämpfenden Auftreten vorführt. Noch schärfer tritt dieses bei dem für Tübingen von Donndorf geschaffenen Lutherbild hervor.



PFEDDERSHEIM



Lieblinge des Volkes aus einer uns viel näher liegenden Epoche leben fort in der Volkssage, und an Luther knüpft der Volksmund hier in Pfiffligheim ein Wunder, das die Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre bestätigen soll. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," sagt uns der Dichter, und so hat der innige, kindlich fromme Volksglaube hier eine Dichtung geschaffen, die in ihrer rührenden Einfachheit und Naivität von Generation zu Generation sich fort erhielt, und alle, welche Worms, die Lutherstadt, besuchten, wanderten auch nach dem benachbarten Pfiffligheim, um den alten Lutherbaum zu sehen, der hier zum Himmel ragte als ein Zeugniß für die göttliche Sendung des Reformators.

Zwei Weiber, erzählt die Sage, gingen zur Zeit Luthers miteinander nach Worms und geriethen in heftigen Streit über die neue Lehre. Die eine nahm leidenschaftlich Partei für den Mönch, die andere war ihr ebenso hartnäckig entgegen. Die Gegnerin Luthers griff zuletzt zu ihrem Stab, stieß ihn vor Pfiffligheim an dem Platze, wo beide am heftigsten zankten, in den Boden und rief: „So wenig wie dieser Stock je Blätter trägt, wird Luthers Lehre Bestand haben." Der Stock blieb in der Erde stecken. Aber siehe da, es dauerte nur wenige Wochen und der dürre Stock fing an Sprößlinge zu treiben, er begann im Boden zu wurzeln und belaubte sich. Staunend sah das Volk das Bäumchen, man erzählte sich den Vorgang, der sich daran knüpfte, und mit treuer Hand pflegten die Bewohner des Dorfes das grüne Reis, bis es emporwuchs zum stattlichen Baum. Jahrhunderte hindurch stand er, bis ihn, alt und morsch geworden, ein rauher Septembersturm hinwegfegte. Allein auch der alte, mürbe, umgestürzte Baum war noch ein Gegenstand der Verehrung und als Reliquie wurde sein Holz weithin versandt.

Die ehemaligen kurpfälzischen Besitzungen in der Provinz Rheinhessen.

Des pfälzischen Kurstaats Sinken und Untergang.

Der Kurfürst Karl Ludwig.

Im Beginn dieses Werkes, bei der Beschreibung der ehemaligen pfälzischen Besitzungen in der Provinz Starkenburg, schilderten wir S. 74 bis S. 92 die Entstehung und das Aufblühen des mächtigen pfälzischen Kurstaats einschließlich der Epoche, welche den Wendepunkt in der Geschichte desselben bezeichnet, dem für die große Mehrzahl der Stände des früheren römisch-deutschen Reiches verhängnißvollen dreißigjährigen Kriege. Insbesondere Kurpfalz war es, welches durch die furchtbare Katastrophe, die über Deutschland hereinbrach, den schwersten Stoß erlitt. Eine Reihe weiterer fürchterlicher Prüfungen, welche über den pfälzischen Staat ergingen, vollendeten dessen Untergang. Von diesen Prüfungen wurden insbesondere die linksrheinischen Besitzungen der Pfalz am härtesten betroffen, und dieses bestimmt uns, die zweite Hälfte unseres Ueberblicks über die kurpfälzische Geschichte bei der Beschreibung der Provinz Rheinhessen einzuschalten.

Am 2. October 1649 kehrte Karl Ludwig, der Sohn Friedrich V., wieder in das Land seiner Väter, welches er als Kind verlassen hatte, als zweiunddreißjähriger Mann zurück. In seinen Jugenderinnerungen lebte noch das Bild der lachenden Fluren der Pfalz am Rhein. Er betrat statt dessen eine Wüste mit entvölkerten Städten und Dörfern. Er selbst trug noch die frische Wunde im Herzen, welche ihm die am 30. Januar 1649 erfolgte Enthauptung seines Oheims Karl Stuart geschlagen hatte, und furchtbar drückte ihn das Verhängniß, welches mit eherner Faust auf seinem ganzen Geschlechte lastete. Nur eines richtete den Niedergebeugten auf, die Anhänglichkeit und Treue, das herz-

liche Entgegenkommen seines Volkes. Ein Empfang wurde dem vertriebenen, nun in die Heimath zurückkehrenden Fürsten bereitet, so freudig und so innig, wie dieses nur bei dem herrlichen Character der rheinländischen Bevölkerung möglich ist. Die Rückkehr des Fürsten gestaltete sich zu einem wahren Volksfest, und durch die verödeten Weinberge und Felder zogen ihm, dem Bringer des Friedens, die Bürger mit ihren Knäblein entgegen, und es preßte ihm manche Thräne aus, als man ihm in der Heimath in so kindlich frommer Weise entgegenjubelte.

Die Freude bildete mit dem Aussehen des Landes einen herzzerreißenden Gegensatz. Der blühende Landstrich, der sich von Mosbach neckarabwärts und rheinabwärts bis Oppenheim, Alzey und Bacharach ausdehnte und welchen auf der einen Seite die Bergstraße, auf der anderen das Hardtgebirge umschließt, der Garten Deutschlands, war eine Einöde, „die Felder waren mit Dorngestrüpp umzogen, die Weinberge lagen wüst da, und statt reicher, dicht gesäeter Ortschaften stieß man nur auf zerfallene Hütten, in denen Armuth und Elend, oft Raub und Verbrechen ihre Zuflucht gefunden. Vor dem unseligen Kriege hatten die Städte mächtiger geblüht als jemals in der pfälzischen Zeit; Frankenthal hatte 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach 2000 Familien gezählt; Mannheim, Heidelberg, Neustadt und die anderen Amtsstädte befanden sich in gleich blühendem Zustand; jetzt rechnete man, daß noch der fünfzigste Theil der ganzen Bevölkerung übrig war, und auch dieser war durch Krieg, Raub, Anarchie und mehrfache Confessionswechsel so verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hinderte als förderte. Heidelberg lag zum Theil in Trümmern; das alte Stammschloß der pfälzischen Wittelsbacher, das vor Friedrich V. Wegzug mit seinen Prachtgebäuden, zierlichen Gärten, Wasserkünsten und Statuen mit allen Höfen Europa's rivalisirte, war jetzt in so traurigem Zustande, daß Karl Ludwig nicht einmal eine anständige Wohnung für sich finden konnte.“

Karl Ludwig, ein durch die Schule des Leidens hindurchgegangener Fürst, nahm sich mit allem Ernst des verwüsteten Landes an. Er sorgte dafür, daß sich wieder Hände fanden, welche das menschenleere Land bebauten. Man that alles mögliche, um die ausgewanderten pfälzischen Unterthanen zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen. Man munterte die Baulust und die Gewerbthätigkeit auf. Wer alte Häuser reparire, heißt es in einer Verordnung vom 7. Mai 1650, solle auf zwei Jahre und wer neue baue auf drei Jahre von jeder Häusersteuer frei sein; wüste Felder anzubauen befreie ein Jahr von allen Abgaben, wer ganz verwilderte Plätze anbaute, war auf drei Jahre, wer Weinberge anbaute auf sechs Jahre durchaus von jeder Abgabe befreit. Man zog Colonisten aus fremden Ländern herbei, gewährte den aus Piemont verjagten Waldensern ein Asyl, übte Duldung gegen die Lutheraner, die Wiedertäufer, die Juden, gegen Angehörige jeder Confession, ja sogar auch die Juden-Christen, die Sabbatianer, fanden Aufnahme in dem pfälzischen Staat. Karl Ludwig erlaubte ihnen, sich in der Pfalz anzusiedeln; er wies ihnen das Kloster Lobenfeld an und hoffte sie durch Arbeit und Verkehr mit der christlichen Bevölkerung von ihrem Irrglauben zu heilen. Innere Zwistigkeiten führten diese sabbatianische Gemeinde jedoch rasch ihrem Untergang entgegen.

Das fruchtbare Land blühte rasch unter der weisen Regierung Karl Ludwigs empor; bereits seine am 12. Februar 1650 erfolgte Vermählung mit Elisabeth, Tochter der Landgräfin Amalie von Hessen-Cassel, gestaltete sich zu einem glänzenden Feste, und als 1658 der französische Feldmarschall Grammont, welcher vor zwölf Jahren mit einem Heer durch das Land gekommen war, in einer diplomatischen Mission dasselbe durchreiste, erstaunte er, als er die Pfalz in aufkeimendem Wohlstande sah, die Dörfer neu aufgebaut, das kurfürstliche Schloß hergestellt und innen schön geschmückt fand. Heidelberg und das ganze Land war so bevölkert, als wenn niemals ein Krieg geführt worden wäre.

Die Kirche und das treffliche Schulwesen sahen in Karl Ludwig ihren Wiederhersteller. Von 350 reformirten Predigern waren 313 vertrieben worden, nur 37 waren noch übrig, nämlich 15 auf dem rechten und 22 auf dem linken Rheinufer, und auch diese hatten sich nur dadurch gehalten, weil sie durch schwedische Garnisonen geschützt waren. Die Universität Heidelberg wurde am 1. November 1651 wieder eröffnet. Nur sieben Professoren waren bei der Feierlichkeit anwesend,* binnen wenigen

* Vergl. Häusser, pfälzische Geschichte.

Jahren aber gelang es Karl Ludwig einen Kreis bedeutender Männer nach Heidelberg zu berufen, und ein wissenschaftliches Leben blühte auf der neuen Universität auf, durch welches dieselbe in dieser Periode auch den glänzendsten Zeiten vor dem Kriege nicht nachstand. Es bewährte sich nach der schrecklichen Katastrophe sowohl die unverwüstliche Kraft des Pfälzer Bodens, wie die Elasticität der pfälzischen Bevölkerung, welche sich mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit nach den entsetzlichen Leiden, welche sie erduldet, wieder zu energischer Production nicht nur, sondern auch zu frischem geistigen Leben aufraffte, und Kurpfalz bot nur wenige Jahrzehnte nach dem entsetzlichen Kriege wieder den Anblick eines in voller Blühte und Kraft befindlichen Landes.

Beginn der französischen Raubzüge 1674 und 1675.

Und abermals sollten die Furien des Krieges über die herrliche Pfalz am Rhein dahintoben. Immer drohender gestaltete sich der Einfluß, welchen die consolidirte Königs-Gewalt, die sich in Frankreich nach und nach entwickelt hatte, auf das mehr und mehr verfallende deutsche Reich ausübte. Schon bei der 1658 in Frankfurt stattgehabten deutschen Kaiserwahl wurde in allem Ernste der Plan verfochten Ludwig XIV. zum deutschen Kaiser zu erwählen. Bayern, Köln, Trier und Mainz waren schon bereit die deutsche Sache zu verkaufen, und nur der nationale Sinn, der in den Häusern Brandenburg und Sachsen lebte, ließ den Plan scheitern. Doch Ludwig XIV. konnte mit seinen Plänen warten, und dreizehn Jahre später bot sich ihm ein neuer Hebel, um gegen das deutsche Reich seine Angriffe zu richten. Es gelang ihm 1671 Karl Ludwig zu bewegen, daß er seine Einwilligung zur Verlobung seiner einzigen Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Bruder des Königs, dem Herzog von Orleans, gab. Wider ihren Willen mußte die von der Geschichte als ein Muster deutscher Frauen gefeierte Fürstin diese Verbindung eingehen. Sie war, wie sie selbst sich ausdrückte, das politische Lamm, das man dem Staate opferte. Karl Ludwig entschloß sich zu dieser Verbindung aus Rücksicht auf die völlig schutzlose Lage der Pfalz, welche von dem altersschwachen Reiche bei einem Kriege mit Frankreich kaum eine Unterstützung zu erwarten hatte. Durch die Vermählung seiner Tochter hoffte er in Frankreich einen freundlichen Nachbar, vielleicht auch einen Verbündeten zu gewinnen.

Es dauerte kaum drei Jahre und Karl Ludwig konnte sich von dem Werth dieser französischen Freundschaft überzeugen. Als der Krieg zwischen Ludwig XIV. und Kaiser Leopold auszubrechen drohte, kam 1673 ein Gesandter Ludwigs zu dem Kurfürsten mit der Bitte, einer Schaar französischer Truppen von 3000 Mann das Besatzungsrecht in Oppenheim einzuräumen, ein Gesuch, welches Karl Ludwig, der die Schlinge merkte, rundweg abschlug. Karl Ludwig war entschlossen, in dem Kriege, der sich zu entspinnen drohte, eine strenge Neutralität zu bewahren. Von diesem Augenblicke an begannen die Drangsale der Pfalz. Völkerrechtswidrige Durchzüge, bei welchen die von Turenne geführten Franzosen die schamlosesten Erpressungen verübten, ängstigten schon 1673 das pfälzische Volk, und am Neckar, an der Bergstraße und an der Nahe hausten die französischen Horden. Neun Wochen lang lag das Heer an der Nahe, bei Kreuznach und Wolfstein; „mit Raub, Brand, Schändung," sagt ein Geschichtschreiber dieser Zeit, „ward der schönste Theil Deutschlands schmählich verwüstet, Land und Menschen wurden mehr als feindselig behandelt, die Bewohner zu militärischen Zwangsarbeiten genöthigt und Kriegssteuern schonungslos erpreßt." Als der Kurfürst über diese Gewaltthaten bei Ludwig XIV. Beschwerde führen ließ, antwortete der König, den man heute da und dort so gerne als ein Muster der Ritterlichkeit und feiner höfischer Manieren darzustellen liebt, dessen Hofetikette und Vergnügungen man heute wieder zu verherrlichen sucht, mit impertinenter Despotengrobheit: „Was dann ein Kurfürst von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge."

Karl Ludwig trat in Folge dieser Gewaltthaten, durch welche ihn Ludwig XIV. mürbe zu machen suchte, nur entschiedener auf die Seite des Reiches. Frankreich suchte nun durch diplomatische Unterhandlungen den Pfälzer Kurfürsten für sich zu gewinnen, und als Karl Ludwig sich nicht willfährig zeigte, brachen im Februar 1674 abermals 5000 Franzosen unter Rochefort und Vaubrun in

1870 behüten mußte, um noch den spätesten Generationen ein Zeugniß zu sein für die großen und erhabenen Schöpfungen, die der nationalen Geistesbewegung, welche unsere Gegenwart beherrscht, entsprangen.*

[illegible]

ufer [illegible]
rhei [illegible]
181 [illegible]
diese [illegible]

[illegible]

ihren [illegible]

welch [illegible]
dasse [illegible]
Jah [illegible]
Urk [illegible]
Auf [illegible]
Wo [illegible]

[illegible]

Stu [illegible]
bis [illegible]
Geg [illegible]
seine [illegible]

---

lassu [illegible]
Donn [illegible]
weich. [illegible]
innen [illegible] wie sie der Meister geschaffen. Der Luther Rietschels, dessen Maske sich in dem Atelier des Professor Dr. Lietz zu Dresden befindet, entspricht dem gläubigen Luther, während derjenige des Wormser Denkmals uns den Reformator in seinem polemischen und kämpfenden Auftreten vorführt. Noch schärfer tritt dieses bei dem für Tübingen von Donndorf geschaffenen Lutherbild hervor.



PFEDDERSHEIM

Lieblinge des Volkes aus einer uns viel näher liegenden Epoche leben fort in der Volkssage, und an Luther knüpft der Volksmund hier in Pfiffligheim ein Wunder, das die Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre bestätigen soll. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," sagt uns der Dichter, und so hat der innige, kindlich fromme Volksglaube hier eine Dichtung geschaffen, die in ihrer rührenden Einfachheit und Naivität von Generation zu Generation sich fort erhielt, und alle, welche Worms, die Lutherstadt, besuchten, wanderten auch nach dem benachbarten Pfiffligheim, um den alten Lutherbaum zu sehen, der hier zum Himmel ragte als ein Zeugniß für die göttliche Sendung des Reformators.

Zwei Weiber, erzählt die Sage, gingen zur Zeit Luthers miteinander nach Worms und geriethen in heftigen Streit über die neue Lehre. Die eine nahm leidenschaftlich Partei für den Mönch, die andere war ihr ebenso hartnäckig entgegen. Die Gegnerin Luthers griff zuletzt zu ihrem Stab, stieß ihn vor Pfiffligheim an dem Platze, wo beide am heftigsten zankten, in den Boden und rief: „So wenig wie dieser Stock je Blätter trägt, wird Luthers Lehre Bestand haben." Der Stock blieb in der Erde stecken. Aber siehe da, es dauerte nur wenige Wochen und der dürre Stock fing an Sprößlinge zu treiben, er begann im Boden zu wurzeln und belaubte sich. Staunend sah das Volk das Bäumchen, man erzählte sich den Vorgang, der sich daran knüpfte, und mit treuer Hand pflegten die Bewohner des Dorfes das grüne Reis, bis es emporwuchs zum stattlichen Baum. Jahrhunderte hindurch stand er, bis ihn, alt und morsch geworden, ein rauher Septembersturm hinwegfegte. Allein auch der alte, mürbe, umgestürzte Baum war noch ein Gegenstand der Verehrung und als Reliquie wurde sein Holz weithin versandt.

Die ehemaligen kurpfälzischen Besitzungen in der Provinz Rheinhessen.

Des pfälzischen Kurstaats Sinken und Untergang.

Der Kurfürst Karl Ludwig.

Im Beginn dieses Werkes, bei der Beschreibung der ehemaligen pfälzischen Besitzungen in der Provinz Starkenburg, schilderten wir S. 74 bis S. 92 die Entstehung und das Aufblühen des mächtigen pfälzischen Kurstaats einschließlich der Epoche, welche den Wendepunkt in der Geschichte desselben bezeichnet, dem für die große Mehrzahl der Stände des früheren römisch-deutschen Reiches verhängnißvollen dreißigjährigen Kriege. Insbesondere Kurpfalz war es, welches durch die furchtbare Katastrophe, die über Deutschland hereinbrach, den schwersten Stoß erlitt. Eine Reihe weiterer fürchterlicher Prüfungen, welche über den pfälzischen Staat ergingen, vollendeten dessen Untergang. Von diesen Prüfungen wurden insbesondere die linksrheinischen Besitzungen der Pfalz am härtesten betroffen, und dieses bestimmt uns, die zweite Hälfte unseres Ueberblicks über die kurpfälzische Geschichte bei der Beschreibung der Provinz Rheinhessen einzuschalten.

Am 2. October 1649 kehrte Karl Ludwig, der Sohn Friedrich V., wieder in das Land seiner Väter, welches er als Kind verlassen hatte, als zweiunddreißigjähriger Mann zurück. In seinen Jugenderinnerungen lebte noch das Bild der lachenden Fluren der Pfalz am Rhein. Er betrat statt dessen eine Wüste mit entvölkerten Städten und Dörfern. Er selbst trug noch die frische Wunde im Herzen, welche ihm die am 30. Januar 1649 erfolgte Enthauptung seines Oheims Karl Stuart geschlagen hatte, und furchtbar drückte ihn das Verhängniß, welches mit eherner Faust auf seinem ganzen Geschlechte lastete. Nur eines richtete den Niedergebeugten auf, die Anhänglichkeit und Treue, das herz-

„wenn die Protestanten eine Interpretation davon verlangten, möchten sie nur bei dem König von Frankreich deßhalb anfragen".

Abermals gleich nach geschlossenem Frieden bemächtigte sich Frankreich einer Reihe pfälzischer Besitzungen, Reinheim, Lauterburg, Rheinzabern, Nußdorf, Queichheim und Lützelstein, und der erbärmliche Johann Wilhelm richtet nun lamentabele Briefe an Ludwig XIV., worin er den Verwüster der Pfalz „einen unvergleichlichen Monarchen" nennt und seine Großmuth und Billigkeit rühmt, ohne daß er durch diese elenden Betteleien etwas auszurichten vermochte. Die Franzosen behielten die pfälzischen Dörfer und Städte und der Kurfürst tröstete sich damit: „es sei zwar bedauerlich, daß die Franzosen solche Executionen vornähmen, aber man müsse sich damit trösten, daß die Reformirten desto mehr abgeschreckt würden, sich in Zukunft wieder ärgerlicher Gewaltthaten mit Insolenz zu unterfangen."

Einer solchen Jammergestalt war das Scepter anvertraut, das einst Friedrich der Siegreiche so ruhmvoll führte.

In dichten Haufen, dem Heerwurm gleich, der mit aller zerstörenden Gefräßigkeit sich über die Felder wälzt, kamen jetzt die schwarzen und braunen Kutten, Jesuiten und Kapuziner, in das Land.

Allerwärts bemächtigten sich die Katholiken der Kirchen, und bei Processionen mußten, wie dieses in Weinheim geschah, die Protestanten ihre Häuser mit Maienbäumen zieren und vor dem Sanctissimum das Knie beugen.

Erst durch Preußens Vorgehen, welches gegen die Katholiken Repressalien ergriff, wurde 1705 diesem Jesuitenunfug ein Ende gemacht. Die pfälzische Regierung erklärte sich bereit, die Gewissensfreiheit nach dem westpfälischen Frieden zu handhaben und den Reformirten ihre Kirchen, Güter und Gefälle zurückerstatten zu wollen. Auf Preußens weiteres Drängen kam am 21. November 1705 endlich ein Vergleich zu Stande, die sogenannte Religionsdeclaration, die fortan als gesetzliche Grundlage der pfälzischen Kirchenverhältnisse dienen sollte und durch welche völlige Religionsfreiheit gewährt wurde.

Johann Wilhelm starb am 8. Juni 1716 achtundfünfzig Jahre alt. Es war, wie wir gesehen haben, ein trübseliger Monarch und nicht dazu geeignet, der Wiederhersteller des arg heimgesuchten Landes zu werden. Bei seinen Regierungshandlungen folgt er den Eingebungen der Jesuiten, zu seiner fürstlichen Zerstreuung vergeudete er die Mittel des darbenden Landes, so daß Elisabeth Charlotte von Orleans einst schrieb: „Der Kurfürst thäte besser sein Geld an die armen verderbten Pfälzer zu verwenden, als zu Carnevals-Divertissements." Während der schweren Bedrängnisse des Landes pflegte der Kurfürst eifrig der Jagd, er reiste mit einem Gefolge von mehr als hundert Personen und der vierfachen Zahl von Pferden, vergeudete seine Mittel für kostspielige Bauten, und an seinem Hofe duldete er nicht allein die heillose Verschwendung, sondern auch die schamlosesten Unterschleife. Das Silberzeug wurde so geplündert, daß zuletzt die Tafel kaum mehr gedeckt werden konnte, und einem ehrlichen Hofbeamten, der sich darüber beschwerte, soll Johann Wilhelm geantwortet haben: „Stiehl du auch!"

Das Ende des pfälzischen Kurstaats.

Es widert uns an, den weiteren Schicksalen des pfälzischen Staates unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Immer verheerender machte sich die Wirkung des moralischen Gifts geltend, welches durch Jesuiten und Mönche einerseits und den Versailler Hof andererseits sich über die Höfe verbreitete und besonders in der Pfalz willige Aufnahme fand. Religionsstreitigkeiten und thörichte Verschwendung trugen dazu bei, den gesunden Sinn des Volks und den Wohlstand des Landes gleichzeitig zu untergraben. In dem Kurfürsten Karl Philipp, der seinem Bruder in der Regierung folgte, sehen wir einen jener unwürdigen Nachahmer des Franzosenkönigs vor uns, welche alles Gefühls für ihre

Regentenpflichten und nationale Ehre entbehrten. Bei dem Reichskrieg, der aus Anlaß der sogenannten pragmatischen Sanction mit Frankreich ausbrach, ließ die pfälzische Regierung die französische Armee bei Speier über den Rhein. Unter den Kanonen von Mannheim schlugen die Franzosen ihre Brücke, und die Besatzung von Neckarau zog sich höflich zurück. Als später die deutsche Armee unter Prinz Eugen herannahte, brachen die Pfälzer Brücken und Zugänge ab, und während man die Franzosen reichlich mit allen Bedürfnissen und Lebensmitteln versorgte, verweigerte man der deutschen Armee jegliche Beisteuer. Tiefes Elend herrschte in dem ausgesogenen pfälzischen Lande, so daß sich die französische Verwaltung dazu verstehen mußte, den Bauern Saatkorn zu liefern, aber die armen Leute weigerten sich, die Aussaat zu besorgen, weil sie voraussahen, daß dieses nur zum Vortheil des Landesfeindes geschehen würde. Während das Land schmachtete und Prinz Eugen über die Falschheit des pfälzischen Hofes klagte, bereitete man in Schwetzingen einem Noailles, Richelieu und Bellisle glänzende Feste. Karl Philipp war einer jener traurigen Satelliten des französischen Hofs, welche zur Schmach des deutschen Vaterlands in jener Epoche mit besonderer Schamlosigkeit den Vaterlandsverrath zur Schau trugen. Im Jahre 1749 bei dem Nymphenburger Vertrag trat dieses mit großer Klarheit zu Tage.

Das Haus Habsburg war in seinem männlichen Zweige ausgestorben, und da es nicht gelungen war, der weiblichen Linie die Erbfolge vollständig zu sichern, sprachen verschiedene Prätendenten das Erbe an und suchten zugleich die erledigte deutsche Kaiserwürde zu erlangen. Mit Hülfe Frankreichs, unter dessen Schutz sich Bayern und die Pfalz offenkundig seit 1729 gestellt hatten, hoffte Karl Philipp seinen bayerischen Vetter Kurfürst Karl Albrecht auf den Kaiserthron zu erheben. In demüthig kriechender Weise suchte er bei dem Kardinal Fleury Frankreichs Hülfe nach, und es gelang ihm dadurch, daß er den Franzosen die deutsche Westgrenze versprach, diese zu erkaufen. Karl Philipp verweigerte seiner Großnichte Maria Theresia die Anerkennung in ihren Erbstaaten, gestattete französischen Truppen den Durchzug, und endlich wußte er es auch dahin zu bringen, daß der Kurfürst von Bayern als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt wurde.

Wie unter seinem Vorgänger herrschte auch unter Karl Philipp eine wahnsinnige Verschwendung an dem Pfälzer Hofe. Noch in seinem vierundachtzigsten Jahre eröffnete der Kurfürst dadurch, daß er sich in seinem Sessel den tanzenden Paaren voranrollen ließ, einen Hofball. Die Finanzen des Landes waren zerrüttet, die Beamtenstellen erblich oder käuflich und die gräßlichste Mißwirthschaft war bei seinem am 30. December 1742 erfolgten Tode eingerissen.

Mit Karl Philipp, der keine männlichen Nachkommen hinterließ, war das Geschlecht der neuburgischen Pfalzgrafen ausgestorben und die Kurwürde ging an die gleichfalls katholische Sulzbachische Linie, an Karl Philipp Theodor, über, den am 11. December 1724 zu Drogenbusch bei Brüssel geborenen Sohn von Johann Christian zu Sulzbach. Unter Karl Theodor, einem völlig von den Jesuiten verleiteten Fürsten, nahm die Mißwirthschaft noch mehr überhand. Es war Grundsatz in öffentlichen Aemtern, „kein der reformirten oder lutherischen Religion zugethanes Subjectum zu befördern" eine Convertitenkasse, mit jährlich 10000 Gulden dotirt, wurde angelegt, um die Protestanten zu bekehren; für kostspielige Bauten, Theater und Hoffeste wurden unermeßliche Summen vergeudet, die Bevölkerung, einst einer der intelligentesten Stämme Deutschlands, war abergläubisch und unwissend geworden, die Bauern verarmt, eine Beute der Wucherer und der Name „Pfälzer" war indentisch mit Heimathloser geworden, wie (Häusser) treffend bemerkt.

Die französische Revolution, welche Karl Theodor noch erleben mußte (er starb am 16. Februar 1799, nachdem ihn ein Schlaganfall in unliebsamer Weise beim Kartenspiel gestört hatte,) machte diesem Unfug ein Ende. Durch den Frieden von Luneville endigte die Existenz auch dieses verschuldeten, von gewissenlosen Priestern ruinirten Staates. Die rechtsrheinischen Besitzungen gingen zum größten Theile an Baden, zum kleineren an Hessen und Nassau über, die linksrheinischen Territorien nahm Frankreich in Besitz.

Der größte Theil der letzteren fiel 1815 an Bayern und Hessen, und 1870 gelang es dem deutschen Heldenheere abermals einen Theil des ehemaligen Kurstaats, dessen Territorium sich nun wieder völlig in deutschen Händen befindet, Frankreich abzuringen. Mit Stolz kann der Pfälzer wieder

das Haupt erheben und mit Ruhe die Saat reifen sehen, welche er dem mit Blut getränkten Boden seines Landes anvertraut.

„So endigt die Geschichte der Kurpfalz'" schließen wir mit Häusser. „Wer wollte bei einem unbefangenen Blick auf das letzte Jahrhundert ihrer Zustände das Ende beklagen? An wenig Stellen der deutschen Geschichte hat Fremdherrschaft und kriegerische Barbarei, der Druck der Fürsten und ihrer Räthe, das Schleichen der Priester und ihrer Gesellen tiefer in's Mark des Volkes und Landes eingewühlt, als in der Pfalz. Dieses Paradies des deutschen Landes hat mehr Epochen der Oede und Zerstörung gesehen als der Blüthe! Welch' heilige Verpflichtung für alle die, denen ein Boden anvertraut ist, woran eine der ehrwürdigsten Erinnerungen unserer großen historischen Zeit noch haftet, die Wunden der alten Zeit zu schließen, neue nicht zu schlagen; die Nachgebornen werden dann gerne vergessen, daß das älteste rheinische Kurfürstenthum aufgehört hat zu sein."

Oppenheim als Dorf und Reichsstadt.

Auf dem Wege zwischen Worms und Mainz steigt Oppenheim (3288 Einwohner), mit einem grünen Kranze von Rebbergen geschmückt, malerisch empor. Gleich allen Rheinstädten stoßen wir auch hier auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit. Es ist zwar nicht erwiesen, daß die Römer hier eine Niederlassung besaßen, aber es erscheint doch ziemlich wahrscheinlich, daß, wie in anderen Nachbarstädten, die Cultur auch hier bereits auf römischen Ursprung zurückzuführen ist, daß sich, obgleich alle Spuren verwischt sind, hier bürgerliche Niederlassungen befanden, welche in den Stürmen der Völkerwanderung wieder zu Grunde gingen. Erst nachdem die Ruhe wiedergekehrt, erstand eine neue Niederlassung, deren zum Erstenmale im Jahre der Stiftung des Klosters Lorsch (764) Erwähnung geschieht. Ein gewisser Folrad schenkte damals dem Kloster einen Weinberg in pago Wormatiense in der Oppenheimer marca. Eine Reihe von Schenkungen folgen nunmehr, welche auf den reichen Grundbesitz des Klosters in Oppenheim schließen lassen, so daß wir in dem damaligen Oppenheim — in einer Urkunde Kaiser Karls von 774 wird „Obbenheim" eine villa (Dorf) genannt — ein ziemlich ansehnliches Dorf vermuthen dürfen, welches durch Schenkung des Kaisers an das Kloster überging, in dessen Besitz es 372 Jahre verblieb.

Viel wissen wir nicht von diesem Dorfe. Gewiß ist, daß neben dem Ackerbau damals bereits der seit den Römern in der Gegend heimische Weinbau betrieben wurde, auch eine Mühle wird 785 im Lorscher Urkundenbuch erwähnt und 865 wurde eine Kirche und ein Kloster in Oppenheim errichtet. Die Kirche stand auf dem damals sogenannten „Abrahamsberge", wo sich die 1837 niedergerissene protestantische Kirche befand. Ihr Portal wurde in die St. Katharinenkirche eingemauert und trägt zwei Inschriften, deren eine von Franck wie folgt gelesen wird:

Ampla patet dignis
via clauditur arta malignis.

Weit öffnet sich die Pforte den Würdigen,
Eng aber schließt sich der Weg vor den Bösen.

In derselben Weise, wie wir das bei anderen Klosterbesitzungen wahrgenommen haben, nahm die Stadt an Bedeutung zu. Der Abt von Lorsch erlangte 1008 das Marktrecht für den Flecken, der Ort wuchs an Einwohnerzahl und Reichthum und zwei Jahrhunderte später, als 1218 Friedrichs II. sententia de immunitate civitatum erschien, durch welche alle mit Wochen- und Jahrmarktsprivilegium versehenen Orte die eigene Gerichtsbarkeit erlangten, gehört Oppenheim zu den Städten des Reichs. „Eigene Jurisdiction und Befestigung waren die Hauptkennzeichen einer Stadt, und so sehen

wir überall aus den Marktflecken auf dem königlichen Grundeigenthum unter Friedrich II. Städte entstehen, ohne daß deren Erhöhung auf ausdrücklicher Verleihung des Stadtrechts beruht hätte. Die Niederlassungen, welche die Voraussetzung der Stadtverfassung hatten, legten sich eben auf Grund derselben ohne Weiteres den Namen „Stadt" bei, und die Kaiser und Könige sanctionirten dieses Verfahren stillschweigend bei der nächsten Gelegenheit, indem sie die neuen Bezeichnungen in ihren Urkunden selbst zuließen und die getroffenen Einrichtungen im Einzelnen und Ganzen nachträglich bestätigten.*

Wir sehen nun in der Folge Oppenheim als einen treuen Bundesgenossen der Hohenstaufenkaiser, welche den Grund zu seinem Glanze, der mit seiner Erhebung zur Reichsstadt beginnt, gelegt hatten. Wegen ihrer Treue gegen Friedrich's Sohn Konrad IV. wurde die Stadt in Bann gethan und König Wilhelm von Holland verpfändete sie zwanzig Jahre später (1252) für 2000 Mark Silber an Erzbischof Gerhard von Mainz mit dem Anfügen: „Der Erzbischof möge die Einwohner als Rebellen behandeln".

Ueber den Antheil von Oppenheim am Städtebund haben wir bereits in unserer Darstellung der Geschichte der Stadt und des Kurstaats Mainz berichtet. Schultheiß Marquard von Oppenheim war es, welcher Namens der Stadt mit Arnold von Walpoden jenes denkwürdige Bündniß zwischen den Städten Mainz, Worms und Oppenheim am 12. Juli 1254 abschloß, welches die Grundlage des späteren großen rheinischen Städebunds bildete.

Gleichzeitig mit der Gründung des Städtebundes beginnt sich in Oppenheim das deutsche freie Bürgerthum des Mittelalters zu entwickeln und etwa in die Jahre 1330 und 1354 fällt die Ausbildung einer einheitlichen Stadtregierung. Um jene Epoche wurde die Rathsverfassung begründet, welche alle Zweige der städtischen Regierung umfaßte, und durch Deputationen verwaltete. Durch eine geschickte Politik verstand es die 1314 von Neuem an den Mainzer Stuhl durch Kaiser Ludwig den Bayer verpfändete Stadt mehr und mehr die Gunst der Mainzer Bischöfe zu gewinnen und namentlich leistete sie Erzbischof Heinrich, dem Freunde Kaiser Ludwigs, erheblichen Beistand. „Erzbischof Heinrich war 1335 genöthigt gewesen, sein Domkapitel in den Pfandbesitz von Oppenheim aufzunehmen, um sich durch dieses Capitel gegen den Papst zu kräftigen, der ihn ursprünglich erhoben, nachher aber verfolgt hatte, weil der Erzbischof zu dem Kaiser Ludwig, dem Gegner des Papstes, hielt. In solchen Zeiten mußte ein Erzbischof dem Burg und Stadt die Thore öffneten, dieses mehr als eine Huld, denn als eine Pflichterfüllung ansehen und so wurde Oppenheim immer mehr als eine Bundesgenossin, denn als eine Pfandangehörige behandelt. Dieses gilt namentlich von der Zeit der Gegenwahlen Karls IV. von Luxemburg gegen Kaiser Ludwig und Gerlachs von Nassau gegen Erzbischof Heinrich bis zum Ende der Mainzer Pfandschaft. Ludwig starb plötzlich im Jahre 1337, der Streit mit den Bischöfen dauerte aber bis zu Heinrichs Tode. Die Partei König Karls und Gerlachs hatte in Oppenheim zuletzt die Oberhand und dort entließ auch am 18. December 1353 dieser Erzbischof die Stadt feierlichst der Pfandschaft, in welcher sie der Stuhl fast 40 Jahre gehabt hatte."**

Der Zeitpunkt der Wiedererlangung seiner Freiheit ist auch für Oppenheim der erste Markstein seines Rückgangs. Die Freiheit war in Folge der immerwährenden Geldverlegenheiten der deutschen Kaiser, welche, wenn sie eine Anleihe aufnehmen mußten, Städte verpfändeten, nur von kurzer Dauer. Bereits drei Jahre später wurde Oppenheim nebst den Orten Obernheim, Schwabsburg, Nierstein und Ingelheim von Karl IV. an Mainz für 33000 fl. verpfändet, und als es 1637 ausgelöst wurde, trat König Wenzel 1378 die Stadt, sowie dieselben Orte an den Pfalzgrafen Ruprecht ab. Von da ab blieb Oppenheim eine pfälzische Stadt und bei der Pfalz bis zum Untergang des rheinischen Kurstaats.

---

* Franck, W., Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Oppenheim, Darmstadt 1859.

** Siehe Karl Klein, die hessische Ludwigsbahn, Mainz 1856.

Oppenheim unter Kurpfalz.

Es war eine prächtige stolze Stadt, dieses Oppenheim, wie es in den Besitz der Pfalz überging. Sechzehn Thürme vertheidigten die Mauern, durch welche neun Thore einführten. Drei Vorstädte lagen vor dem Rheingau- und Fischer-Thor. Drei Marktplätze dienten den Landbewohnern zum Feilbieten ihrer Waaren. Viele große prachtvolle Patricierburgen und adelige Höfe zählte die Stadt, Kapellen und Kirchen, und die prächtige Katharinenkirche galt weit und breit am Rhein als ein Ruhm der deutschen Baukunst und verkündete dem Reisenden schon von ferne den Glanz und den Reichthum der Stadt. Als im Mittelalter Kreuzfahrer auf der Heimkehr den Rhein hinabfuhren, glaubten sie, ein Gesicht sei es, welches ihnen das heilige Jerusalem vorführe, und es sei die Katharinenkirche Salomonis Tempel, die Landskrone die Burg Zion, die Anhöhe bei Dienheim aber der Calvarienberg.*

Die Pfälzer Kurfürsten bestätigten zwar die Privilegien der Stadt, es wurden in ihr öfter Reichsgerichte gehalten und manchmal war Oppenheim der Sitz der pfälzischen Hofhaltung, aber dennoch befindet sich der Glanz Oppenheims nun in raschem Zerfall.

Es war nicht die pfälzische Herrschaft, sondern die Ereignisse, welche in der nun folgenden Zeit über das Reich und insbesondere die Pfalz hereinbrachen, welche den Untergang der Stadt herbeiführten. Albrecht von Brandenburg plünderte Oppenheim 1552, der dreißigjährige Krieg verwüstete die Stadt** und machte sie öde und menschenleer, und endlich begegnen wir auch hier der Teufelsfratze Ludwig XIV., welche uns 1688 und 1689 aus der Zerstörung der Stadt entgegengrinst. Insbesondere die Verwüstung des Jahres 1689 bietet ein fürchterliches Bild.

Die Franzosen rissen sämmtliche Befestigungswerke der Stadt nieder und öffneten Breschen in den Mauern, durch welche man colonnenweise eindringen konnte. Die Thürme wurden gesprengt, und das Schloß Landskron von Grund aus zerstört. Den Bürgern nahm man nicht nur ihre Vorräthe, sondern auch die Früchte auf dem Felde weg und drohte ihnen, selbst die Oefen aus den Häusern zu nehmen, wenn sie nicht eine Contribution von 2000 fl. aufbrächten. „Wer mit seiner Habe zu entfliehen suchte, wurde weithin verfolgt, bis endlich der Befehl kam, sich aus der Stadt zu entfernen, weil diese der Zerstörung geweiht sei. Am 3. Mai erscholl von Mainz aus das Glockenzeichen, worauf der Mordbrand beginnen sollte. Die obdachlosen Bürger lagerten auf den benachbarten Auen und dem rechten Rheinufer, mit Seelenangst des Momentes harrend, wo die Flamme ihre Heimath vernichten werde. Sie sollten nicht lange warten, die Befehle des großen Königs wurden mit erschreckender Pünktlichkeit vollzogen, Oppenheim wie seine Schwesterstädte, war bald darauf ein Schutthaufen, den die Zerstörer noch dazu eine Zeit bewachten."

„Viele Oppenheimer hatten sich nach Frankfurt gewandt, wo sich Flüchtlinge jeden Alters, Standes und Geschlechts aus den zerstörten Städten zusammenfanden. Sie hatten nicht vielmehr als das nackte Leben gerettet, von den vielgerühmten städtischen Privilegien waren in den Händen des Raths nur 40 urkundliche Belege übrig geblieben. Am härtesten waren von den Franzosen überall die protestantischen Geistlichen behandelt worden, denn im Gefolge des Heeres fehlte es nicht an Versuchen, die Dragonaden in's Deutsche zu übersetzen."***

Die lüderliche Regierung und der Obscurantismus, welcher unter den aus der Schule der Jesuiten hervorgegangenen Neuburger und Sulzbacher Kurfürsten herrschend war, trugen das ihrige dazu

* Franck, Geschichte von Oppenheim.

** Siehe Franck, Geschichte von Oppenheim.

*** S. S. 89 und 90.

bei, im Laufe des folgenden Jahrhunderts die Stadt auf das tiefste herunterzubringen, und am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts ist das ehemalige prächtige Oppenheim, das die Kreuzfahrer mit Jerusalem verglichen, eine ärmliche kleine Stadt, deren 1611 Einwohner, welche an 352 Feuerstellen zusammenwohnten, vielfach mit Schulden belastet, sich mühsam nährten. Die französische Revolution, welche das Uebel des Pfaffenregiments von der Wurzel aus heilte, war die rettende That, deren segensreiche Folgen sich namentlich in den ehemals pfälzischen Besitzungen fühlbar machten. Unter dem französischen Regiment wuchs jene aufgeklärte, geweckte unternehmende Bevölkerung heran, welche heute hervorragt durch ihren deutschen Patriotismus, welche, aufgewachsen in den freiheitlichen Traditionen der ersten französischen Revolution, auch den Werth der äußeren Machtstellung Deutschlands schätzen gelernt hat. Durch seinen äußeren Wohlstand, die Blüthe seines Acker- und Weinbaus aber ist das heutige Oppenheim eine der Perlen des Großherzogthums und eine Zierde des Rheinstroms.

Erwähnt sei noch ein Curiosum. Im Glockenthurme der Katharinenkirche sieht man die Gestalt eines Ritters mit einem collosalen Sack zwischen den Beinen. Es ist das Bildniß eines „Conrad von Hanstein, kaiserl. Majestät (Karl V.) Feldobrister," welcher nach der Inschrift 1553 zu Oppenheim starb. Lersners Chronik gibt über diesen Ritter mit dem Sacke nähere Auskunft. Hanstein vertheidigte Frankfurt am Main 1552 gegen die Liga, also gegen Moritz von Sachsen und die Hessen. Die Sachsen lagen vor Avestein (jetzt Affenstein) bis zur Bockenheimer Warte, die Hessen standen an dem Sachsenhäuser Berg. Eine Straße: „Sachsenlager" im Nordosten der Stadt bezeichnet jetzt die Stelle, wo die Sachsen ein „Trutzfrankfurt" erbaut hatten.

Hanstein vertheidigte die Stadt wacker und gebrauchte unter Anderm die seltsame Vorsichtsmaßregel, daß er zwei Thürme, einen am Bockenheimer Thor, den anderen am Petrithor, umlegen ließ, um zu verhindern, daß dieselben durch die feindlichen Geschoße zu Fall gebracht und dann, nach außen fallend und den Graben ausfüllend, den Sturm erleichtern würden. Lersners Chronik enthält verschiedene Lobgedichte auf diesen wahrhaft „fürchsichtigen Herrn". 1553 hielt der Kaiser in Speier Hoflager. Wahrscheinlich blieb der alte Hanstein auf dem Wege dahin in Oppenheim bei einem seiner Freunde liegen, kneipte zu viel von dem trefflichen Oppenheimer „Sackträger" (daher der Sack zwischen den Beinen des Ritters) und verschied.

Die Katharinenkirche.*

Weithin sichtbar überragt das herrliche Münster, die Katharinenkirche, die Stadt Oppenheim, eines der schönsten und edelsten Denkmale der deutschen Baukunst, welche an Vollendung und Harmonie des Ganzen, wie an Schönheit der Ausführung der Einzelheiten den berühmtesten Bauwerken unseres Vaterlandes unmittelbar an die Seite gestellt wird. Die Katharinenkirche entstammt der Blüthezeit der Gothik. Sie wurde 1262 angefangen und ist mithin nur vierzehn Jahre später entstanden als der Kölner Dom. Beide Bauwerke sind trotz ihrer verschiedenen Dimensionen sowohl

* Vgl. F. K. Müller, die Katharinenkirche in Oppenheim, ein Denkmal deutscher Kirchenbaukunst aus dem 13. Jahrhundert, geometrisch und perspectivisch dargestellt mit erläuterndem Text, Darmstadt 1836. W. (Buchner) die Oppenheimer Katharinenkirche. Frankfurter Conversationslexikon. W. Franck, Geschichte von Oppenheim. Moller, Denkmale deutscher Baukunst.

in der Grundidee, wie in der Ausführung bis in die kleinsten Theile so verwandt, daß Viele meinen, ein und derselbe Baumeister habe den Plan zu beiden Kirchen geliefert. Wenn aber dieser kühne Geist in dem Dom zu Köln ein Werk schuf, das zu groß war, um von den hinfälligen Menschen sofort ausgeführt zu werden, das höchstens nur Jahrhunderte der Vollendung nahe bringen konnten, so wollte er, vielleicht das Geschick des Kölner Domes ahnend, seinen Zeitgenossen und nächsten Nachkommen zeigen, „daß der Deutsche, der die größten Gedanken faßt, sie gewöhnlich nur sofort im Kleinen darzustellen vermag, daß aber dieses Kleine in seiner Pracht und Vollendung die Sehnsucht nach dem Höchsten Jahrhunderte lang erhält und steigert, bis auch jenes in seiner ganzen Größe vor den Augen der staunenden Welt vollendet dasteht."

Die Katharinenkirche ist das Hauptgebäude der eigentlichen Stadt. Der weite Kirchhof, welcher sie umgibt, diente früher zu Gerichtssitzungen und Huldigungsfeierlichkeiten. Der eigentliche Malplatz befand sich unter der Linde zwischen der größeren (südlichen) Kirchenthür und der Treppe. Innerhalb des Kirchhofs befand sich außerdem eine im fünfzehnten Jahrhundert entstandene Grabkapelle und ein Beinhaus, dessen Entstehung bereits in eine frühe Zeit fällt, also keineswegs etwa wie vielfach geglaubt wird, als hier im dreißigjährigen Kriege Spanier mit Schweden kämpften, entstanden ist.

Schon früher gab es eine Katharinenkirche in Oppenheim, welche wahrscheinlich an derselben Stelle wie die heutige stand und welche Erzbischof Gerhard von Mainz zur Pfarrkirche erhob. Vier Jahre darauf begann der Bau der jetzigen Kirche. In dieselbe Epoche fällt eine Fehde des Erzbischofs Engelbert mit den Kölner Bürgern (1261—1275) und steht es fest, daß der Dombau durch dieselbe eine Unterbrechung erlitt und die Werkleute flüchteten. Man vermuthet daher, daß damals die Werkleute des Kölner Domes rheinaufwärts gewandert seien und den Bau der Katharinenkirche während ihres Exils geschaffen haben. Begünstigt durch den deutschen König Richard von Kornwallis und den Mainzer Erzbischof Werner von Eppstein schritt der Bau rasch voran (1259 bis 1284) und scheinen die zwei kaiserlichen Wappen, welche eines der östlichen Fenster aufweist auch auf zwei kaiserliche Beschützer, auf Richard und auf den späteren Wohlthäter der Kirche, Rudolph von Habsburg hinzuweisen.

Ueber die einzelnen Theile der Kirche ist es festgestellt, daß es jedenfalls der Ostchor war, welcher zuerst entstand, die strenge Einfachheit weist hier auf die früheste Periode der Gothik hin. Das reicher ausgestattete Langhaus dürfte dagegen dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angehören, und führt man zum Beweis für die Richtigkeit dieser Vermuthung folgende neben der südlichen Thüre angebrachte Inschrift an:

DO DAZ BROD
EJN HALLER
GALT DO W
ART . . .
CAPP . . .
†*
ANE GEHAB
EN
† ANO D N J
M CCC XVII

Es ist nicht festgestellt, ob die drei Thürme gleichfalls innerhalb dieser 55 Jahre (von 1262 bis 1317) entstanden sind. Der achtseitige Hauptthurm scheint, obwohl hier der gothische Styl in minderer Reinheit durchgeführt ist, dieser Periode anzugehören. Die beiden anderen am Westende des 1317 vollendeten Schiffes befindlichen Thürme scheinen theilweise noch von der früheren Kirche herzurühren. Viel späteren Ursprungs (1400—1439) ist der Westchor, oder die eigentliche Stiftskirche, welche jetzt

* Hier ist ein runder Leib Brod abgebildet.

nur noch als Ruine vorhanden ist. Sie zeigt eine gewisse Leichtigkeit und Feinheit der Form, steht aber im Uebrigen dem Ostchor und den älteren Theilen der Kirche um ein Bedeutendes nach.

Die Kirche, welche 15 Altäre besaß, war früher glänzend dotirt und bildete ein reiches Stift, welches Kaiser, Päpste und Erzbischöfe beschenkten. Als 1567 unter kurpfälzischer Herrschaft die Reformation eingeführt wurde, hob man das Stift auf. Die Kirche selbst wurde 1689 bei der Zerstörung von Oppenheim durch die Franzosen vom Untergange ereilt. Die Thürme und Mauern widerstanden zum größten Theil dem Brande, die Gewölbe stürzten dagegen theilweise sogleich ein; wunderbarerweise erhielt sich ein Theil der kostbaren Glasmalereien, unter welchen namentlich die prachtvolle Rose, sowie das östliche von den vier Mittelfenstern der Südseite hervorragen. Auch das Gewölbe der Stiftskirche erhielt sich, 1713 endlich stürzte auch dieses während des Gottesdienstes (ohne jedoch Schaden zu thun, da die Besucher der Kirche sich rechtzeitig flüchteten) zusammen. Die Kirche war nun völlig eine Ruine, bis Anfangs der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts der treffliche Bürgermeister Dietrich von Oppenheim, unterstützt durch den Territorialkommissär Schmidt von Mainz, die Widerherstellung dieses Meisterwerkes anregte. Berühmte Architecten und Künstler, darunter Moller und F. H. Müller, haben seitdem die Wiederherstellung des herrlichen Denkmals angeregt, bis endlich die jetzige großherzogliche Regierung durch die Initiative des Ministerpräsidenten Freiherrn von Starck mit Vorschlägen zur Restauration des Werkes vor die Kammer trat und durch Annahme des Freiherrn von Rabenau'schen Antrags die Aussicht eröffnet wurde, das Werk in würdiger Gestalt, wiedererstehen zu sehen.

Von der herrlichen Rose erzählt die Sage, daß dieses Fenster vom Lehrlinge, das andere am Ende der nämlichen Seite vom Meister gefertigt worden sei. Dieser, einsehend, wie sehr der Knabe ihn übertreffe, habe ihn im Zorne darüber von der Leiter gestürzt. In der That überragt die Rose, welche man auch das Wappenfenster nennt, weit die Arbeit des Meisters. Das Wappen der Reichsstadt Oppenheim, der kaiserliche Reichsadler im goldenen Feld, welches sich im Innern befindet, wird von zwanzig kleineren Wappen umgeben, ein herrliches fein gearbeitetes und gegliedertes Denkmal der Glasmalerei, das uns die ganze Pracht des früheren Baues ahnen und errathen läßt.

Hoffen wir, daß das herrliche Denkmal, welches heute noch zu einem großen Theil in Trümmern liegt in einer würdigen Weise restaurirt wird, nicht nur theilweise, sondern in seiner ganzen Ausdehnung wiederersteht und daß nicht nur Hessen die Wiederherstellung des Werkes in die Hand nimmt, sondern daß das gesammte deutsche Volk, dessen künstlerischer Begeisterung wir den Ausbau des Kölner Domes verdanken, durch Wiederherstellung der Katharinenkirche, der muthmaßlichen Schwesterkirche des Kölner Baues, eine nationale Ehrenpflicht erfüllt.

Die Wiederherstellung der St. Katharinenkirche.

Der Wunsch mit welchem wir unsere Betrachtungen über die St. Katharinenkirche als die erste Auflage dieses Werkes erschien, schlossen, ist seitdem in reichem Maße erfüllt worden. Das für die Geschichte der deutschen Baukunst hochbedeutsame Denkmal soll in stilvoller Erneuerung sich erheben und von der großartigen, seit Wiederherstellung des deutschen Reichs unser Volk durchziehenden nationalen Erhebung ein beredtes Zeugniß ablegen. Die hessischen Landstände haben seitdem, unter der Bedingung daß das Reich eine gleiche Summe für die Wiederherstellung des Bauwerkes verwillige, einen Landesbeitrag von 200 000 Mark zugesichert und die Reichsverwilligung von 200 000 Mark ist gewährt worden. Vereine und Private haben zu dem wahrhaft nationalen Unternehmen beigesteuert und eine von dem Baucomité veranstaltete Gemäldelotterie warf allein einen Gewinn von

40000 Mark ab. Die materiellen Mittel für das Unternehmen, für welches Lokalcomités noch fortdauernd Sammlungen veranstalten, erscheinen daher gesichert.

Die Wiederherstellung der St. Katharinenkirche ist keinem Geringeren als dem Oberbaurath und Dombaumeister Friedrich Schmidt zu Wien, einem der berühmtesten Gothiker, durch die hessische Regierung übertragen worden, welche durch diese Wahl einem im Schoße des Baucomités lebhaft gehegten Wunsche entsprach. Seit Juli 1878 hat Friedrich Schmidt die Vorarbeiten kräftig geführt und zwar gemeinsam mit seinem die Gothik als Lebensaufgabe betrachtenden Sohne Heinrich Schmidt. Das nächste Ergebniß dieser Vorarbeiten ist ein umfassender Wiederherstellungsentwurf nebst begleitendem Bericht, Kostenvoranschlag und Bauprogramm. Es verlohnt sich, dem zuerst im deutschen Reichstag an die Oeffentlichkeit gelangten Entwurf näher zu treten und ihn in seinen Hauptpunkten näher zu verfolgen. Der Verfasser gibt in dieser Beziehung einer kunstgeschichtlichen Autorität das Wort, Dr. G. Schaefer, Hofrath und Professor der Kunstgeschichte am großherzoglichen Polytechnikum zu Darmstadt, welcher in C. V. L. Lützows „Zeitschrift für bildende Kunst“ unter dem Titel die St. Katharinenkirche zu Oppenheim und der Entwurf für ihre Wiederherstellung 1880 eine hoch interessante Arbeit veröffentlichte. Herr Dr. G. Schaefer sagt:

Zu der allgemeinen Orientirung möge ein gedrängtes Bild der Oertlichkeit, Hauptanlage, Baufolge und der neueren Schicksale der Katharinenkirche vorausgehen. Stolz wie eine Königin, wenn auch zum Theil des alten Schmuckes beraubt, thront das kunstreiche Bauwerk auf dem Abhang eines rebenbepflanzten Hügels unterhalb der Ruine der Kaiserburg Landskron und beherrscht durch seine Lage die Stadt Oppenheim und das weit geöffnete Rheinthal. Diesseits, auf der linken Stromseite, ziehen sanfte Hügelreihen hinauf zum Wonnegau; jenseits, auf dem rechten Ufer, dehnt sich die Riedebene bis zur Bergstraße mit dem dahinter sichtbaren Odenwald. Hüben taucht am Südhorizont die thurmreiche Gruppe des Wormser Domes empor; drüben liegen die beiden geschichtlich denkwürdigen Orte: das alte Tribur, von dessen Kaiserpfalz jedoch kein Stein mehr auf dem andern ist, und die ehemalige Reichsabtei Lorsch mit der halbzerstörten romanischen Basilika und der wohlerhaltenen Grabkapelle König Ludwig des Deutschen, das zierlichste Denkmal der Karolingerarchitektur am Rhein.

Die St. Katharinenkirche setzt sich aus mehreren Bautheilen in ungewöhnlicher, eigenartiger Weise zusammen. An den Ostchor mit übereckgestellten Seitenchören lehnt sich die von einem stattlichen Vierungsthurm gekrönte Kreuzvorlage. Dann folgt das Langhaus in basilikaler Anordnung mit hohem Mittelschiff und niedrigen Seitenschiffen, nebst Kapellenreihen an den Flanken und Eingängen auf der Süd- und Nordseite. Die westliche Abgrenzung des Langhauses bildet ein Thurmpaar, dessen Zwischenbau von einem Portal durchbrochen ist, das aus der Kirche nicht ins Freie, sondern in einen großräumigen zweiten Chor führt, der den Baucomplex im Westen abschließt. Ganz abgesehen von der Monumentalität des Werks und dem Formenreichthum des Aeußeren und Inneren, ist diese vielgestaltige Plananlage schon an und für sich geeignet, dem Denkmal das Gepräge des Unicums zu geben. Sie läßt aber auch das formenbefreundete Auge sofort erkennen, daß das Werk nicht die Schöpfung eines Gußes ist.

Wie zahlreiche andere Sacralarchitecturen des Mittelalters gehören die Haupttheile der Katharinenkirche verschiedenen Jahrhunderten an. Nicht ein einziger Meister hat den Bau entworfen und ausgeführt, sondern durch die vereinigte Kraft einer Folge von Künstlern ist er in allmählichem Wachsthum entstanden in der Weise, daß er die Geschichte der Deutschen Kunst vom 12. bis in's 15. Jahrhundert, und wenn wir architektonische Einzelheiten und plastische Werke mit hinzurechnen, bis in's 16. und 17. Jahrhundert hinein vertritt. Darin liegt außer der Schönheit und Großartigkeit, nicht zum mindesten der zauberhafte Eindruck der gesammte Baugruppen.

Selbverständlich machen sich in Folge dieser weit getrennten Entstehungszeiten sehr abweisende Stilgesetze geltend. Die unterschiedene Formensprache tritt jedoch nicht in der bunten Mischung einer widerspruchsvoll sich durchdringenden Polyglotte auf.

Jeder Bautheil ist vielmehr das in sich beschlossene Product eines ganz bestimmten Entwicklungsstadiums in der Weise, daß die Hauptpartien das Werden, die Entfaltung und den Niedergang der Gothik in ebenso charakteristischer wie ausgezeichneter Aufeinanderfolge offenbaren.

Das vorgothische Stylstadium ist vertreten durch die beiden, das Westende des Langhauses flankirenden Thürme. Sie sind der einzige Ueberrest einer spätromanischen Kirche und blieben von den Schöpfern des Werkes pietätvoll geschont, vielleicht in dem Bewußtsein, daß es thatsächlich der romanische Styl war, welcher den Gegenden am Mittelrhein, in erster Linie durch die Trias der Dome zu Mainz, Speier und Worms ihre characteristische baukünstlerische Signatur schon gegeben hatte.

Als Gründungszeit der frühesten, dem gothischen Gesetz folgenden Bautheile, Ostchor, Kreuzvorlage und Seitenchöre, gilt das Jahr 1262. Sieht man von dem Vierungsthurm und den Transeptgiebeln ab, die offenbar jünger sind, so stimmt die Stylstrenge der Ostpartie nach alten Analogien sehr wohl mit jener Zeitstellung überein.

Das Langhaus mit Hauptschiff und Seitenschiffen sammt Nebenkapellen gehört dem entwickelten, die höchste Pracht anstrebenden Stadium der Gothik an. Eine Inschrift neben der kleinen Südpforte gibt ausdrückliche Kunde, daß die dortige Nebenkapelle i. J. 1317 „angehoben“, d. i. begonnen worden sei. Dieser Umstand berechtigt zu einem ziemlich verlässigen Schluß auf die Entstehungszeit des gesammten Langhauskomplexes am Schluß des 13. und im Beginn des 14. Jahrhunderts, zumal die Nebenkapellen mit den Strebepfeilern der Seitenschiffe im Mauerverband stehen, also nicht erst später zwischen die Streben eingeschoben sein können, wie mitunter angenommen wird.

Das im Westen angebaute zweite Chorhaupt, der Stiftschor, dessen Erbauung mit der Erhebung der Katharinenkirche zur Kollegiatkirche zusammenhängt, erhielt 1439 die Weihe. Dieser Bautheil ist also spätgothisch. Aber er ist es im besten Sinne und gehört zu den schönsten und großartigsten Choranlagen der Zeit. Der Erbauer verläugnete nicht das Hochanstrebende des späteren Stylstadiums. Aller Verkünstelung abhold, war er aber auch sichtlich bestrebt, den schlanken Bau durch maßvolle, ruhige Formen in ein harmonisches Gleichgewicht mit den älteren Partien zu bringen. Namentlich imponiren die hochragenden Lichtöffnungen und die Reste der Gewölbeansätze durch ihre kühne Schönheit.

An diesem Bautheil zeigt sich am meisten das schwere Verderben, welches über die Katharinenkirche hereinbrach, als der Befehl Ludwig's XIV., „de brûler le Palatinat,“ die denkmälerreiche Pfalz zur Wüste machte. Dach und Wölbungen sind verschwunden; nur die Hochwände stehen noch aufrecht. Auch am Langhaus und Ostchor fraßen damals die Flammen die Verdachung weg und sprengten die Gewölbe. Aber an diesen Partien wurde in der Folge die Eindeckung wiederholt erneuert, zuletzt durch die Restauration der dreißiger Jahre, welche die im 18. Jahrhundert als Nothbehelf eingezogene flache Bretterdecke beseitigte und an deren Stelle ein spitzbogiges mit Gypsbewurf überkleidetes hölzernes Sparrenwerk als illusorische Architektur setzte. Unberührt von dieser ephemeren Erneuerung blieb der Westchor seinem Schicksal überlassen; seit zwei Jahrhunderten spannt der Himmel sein Dach über eine Ruine.

In dieser chronologischen Folge ist die Entwickelung der Gothik an Ostchor, Langhaus und Westchor zum Ausdruck gekommen. Die vollendetesten Formen des frühen, des ausgebildeten und des dekorativen Stadiums sind an diesen drei Bautheilen mit so ausgeprägter Stylbestimmtheit vertreten, wie nicht leicht an einem andern Denkmal der Kirchenarchitektur in deutschen Landen. Diese Urbanität edler Formensprache, fern von herben oder excentrischen Idiommängeln, ist für den Künstler und Kunstfreund des eingehendsten Studiums werth; sie gibt dem Werke eine hohe ästhetische Bedeutung und sichert ihm, im Bunde mit seiner großartigen Monumentalität, die Ehre eines Architekturdenkmals ersten Ranges. Manche Formen gewähren auch dadurch ein besonderes kunstgeschichtliches Interesse, daß sie, gleichwie das Bauwerk topographisch in der Mitte zwischen Oberrhein und Niederrhein gelegen ist, künstlerisch eine vermittelnde Stellung zwischen den Centren dieser beiden Zonen, d. h. zwischen den Hauptwerken zu Straßburg und Köln anstreben. Auffällig giebt hiervon u. A. die Fensterarchitektur Zeugniß, die in Rosettenmotiven an das Münster im Elsaß, in andern Prachtlichtöffnungen an den Riesenbau am Niederrhein erinnert, ohne übrigens der Selbständigkeit des mittelrheinischen Werkes in seiner Gesammtheit Eintrag zu thun, das seine Freiheit und Unabhängigkeit in den Hauptzügen nirgends preisgiebt.

Mit Rücksicht auf die bestehenden stilistischen Analogien ist gewiß mit gesteigertem Interesse die Thatsache zu begrüßen, daß nun, nach fünf Jahrhunderten Raum, die Wiederherstellung der Katha-

rinenkirche in der Hand eines Künstlers liegt, dessen Heimath und Bildungsstätte der oberrheinischen Denkmälerzone benachbart ist und der in erfolgreichster praktischer Thätigkeit von der wiedererstandenen niederrheinischen Bauhütte aus seinen hohen Flug unternahm. Friedrich Schmidt ist bekanntlich Süddeutscher von Geburt und am Kölner Dom zum Meister herangereift. Seine frühesten Werke stehen in und um Köln. Vom grünen Rhein trug er seine Kunst an die blaue Donau und sie kehrt nur in wohlbekannte Gegenden zurück, indem sie St. Katharina zu Oppenheim in neuem Glanze wiedererstehen läßt, dasselbe Baudenkmal, das einst für Friedrich Schmidt, als jungen Architekten, auf seiner Wanderung gen Köln zum Leitstern geworden war. Diese Jugenderinnerungen und Jugendeindrücke mögen es denn auch mit erklären, warum der Meister für seine Person die Lösung der Aufgabe in der uneigennützigsten Weise übernommen hat, daß er das Ueberwinden der nicht geringen Schwierigkeiten als eine Herzenssache und das Gelingen als den schönsten Ehrensold betrachtet.

Auch der jüngere Meister, Heinrich Schmidt, ist dem Rheinland nicht fremd. Seine Wiege stand im Schatten des Kölner Domes. Am Mittelrhein ist er schon seit einigen Jahren bei der Wiederherstellung mittelalterlicher Monumentalarchitekturen thätig, theils zu Frankfurt, wo er unter Derzinger als Bauführer am Dom wirkte, theils zu Gelnhausen, wo er als selbständiger Künstler durch die sehr glückliche Restaurirung der Pfarrkirche verdienten Ruf sich erwarb. Auch der Wiederherstellungsbau der Stiftskirche zu Kaiserslautern ist ihm anvertraut. Kein Zweifel, daß unter so günstigen Umständen die denkbar verlässigste Gewähr gegeben ist, daß das Oppenheimer Werk einen gedeihlichen Fortgang nehme und das rechte Ziel erreiche.

Das energische Zusammenwirken von Vater und Sohn unter Mithilfe auserlesener stylgeübter Kräfte der Dombauhütten und Schulen von Wien, Köln und Hannover machte die Fertigstellung des Entwurfs in verhältnißmäßig kurzer Zeit möglich. Schon zu Anfang des vorigen Jahres überreichten beide Meister ihre umfangreiche Arbeit dem hessischen Ministerpräsidenten, Freiherrn von Starck, welcher, persönlich ein Freund und Kenner der bildenden Kunst, dem schönen Unternehmen die lebhaftesten Sympathien zuwendet."

Dr. G. Schaefer bespricht hierauf den Entwurf nach der formellen Seite, die Ausführung der Pläne, Risse u. s. w. in technischer Hinsicht und geht hierauf zur materiellen Seite des Wiederherstellungsentwurfs über. Er hebt hervor mit wie eifriger Sorgfalt der Entwurf „überall darauf Bedacht genommen, überall die äußere Erscheinung der Katharinenkirche in ihrer Ursprünglichkeit zu schonen und das Bauwerk vor dem gleißenden Aufputz eines Neubaues zu bewahren. Nach richtigen Restaurationsgrundsätzen steht durchweg die Erhaltung des Alten im Vordergrunde der Aufgabe. Neuschöpfungen sind nur vorgesehen, insofern die Fertigstellung des Denkmals solche unabweisbar nothwendig machen, also überall da wo Trümmerhaftes des Ersatzes bedarf, da wo ganze Bauglieder von Anfang an unvollendet geblieben sind.

„Im Großen und Ganzen stand allerdings die Kirche bis zur Brandkatastrophe des Jahres 1689 als ein in sich geschlossenes Werk da, und ihre gewaltsame Zerstörung ist und bleibt ein barbarischer Akt der französischen Pfalzverwüstung. Nach den neuesten Untersuchungen kann jedoch kein Zweifel mehr sein, daß der bedenkliche Grad des Trümmerhaften durch die Abwesenheit wichtiger Bauglieder und durch die in Folge dessen bestehenden Mängel der Wasserläufe, wofür seit Jahrhunderten und bis zur Stunde nur Nothbehelfe dienen, mit veranlaßt worden ist. Der Eindruck des Unfertigen tritt an nicht wenigen, konstruktiv wie ästhetisch bedeutenden, Stellen offen zu Tage. Verfolgen wir das Bauwerk auch in dieser Beziehung von Ost nach West und sehen wir zu, wie der Entwurf die Lösung der verschiedenen Ergänzungs- und Erneuerungsfragen anstrebt.

Im Verhältniß zum Umfang der Zerstörung an den mittleren und westlichen Bautheilen stellt sich die Ostparthie, Hauptchor und Seitenchöre insbesondere, als die minder geschädigte Gruppe dar. Zu einer technisch umfassenden Thätigkeit ist hier nur Veranlassung gegeben durch die Ausbesserung einiger Stellen in den Hochwänden der Kreuzflügel, die bei der späteren Errichtung des Vierungsthurmes eine erhebliche Senkung erlitten haben und in Folge dessen von Spalten und Rissen stark durchfurcht sind. Mögen die Bewegungen im Unterbau des Oktogons längst aufgehört haben: die Schäden sind der Art, daß Gefahr im Verzug ist.

Zu der streng technischen Frage treten am Chorhaupt dekorative Forderungen. Die Bekrönung des Hauptgesimses ist niemals zur Ausführung gekommen; es fehlen die Strebepfeilerendigungen, die Fialen. Hier bot sich also den Autoren des Entwurfes eine prinzipielle ästhetische Frage zur Lösung da. Reifliche Erwägungen und der Fund eines alten Abdeckungssteines im Schutt der Gewölbekessel führten zu dem Entschluß, die Bildung der Pfeilerendigungen an diesem älteren Bautheil, unbeirrt durch die Formensprache analoger Glieder an benachbarten jüngeren Bautheilen, lediglich in der technischen und stylistischen Uebereinstimmung mit dem Abschluß der Chorhochwand selbst zu suchen. Und dies mit Recht. Wohl fehlt es der Ostpartie nicht an Fialenbildungen. Spitzsäulen dieser Art schießen am Oktogon des Vierungsthurms zwischen den Wimpergen empor; sie flankiren in ähnlicher Weise die Fußpunkte des nördlichen und südlichen Transeptgiebels und deren Abstufungen. Alle diese Pfeilerendigungen gehören jedoch, wie Vierungsthurm und Transeptgiebel selbst, nicht dem älteren Baustadium des Chores an. Die größeren dieser Fialen sind denen am Langhaus Zug um Zug identisch; sie folgen dem Kanon der schlankeren Formengebung, zu welcher die ausgebildete Gothik diese Zierglieder gesteigert hat. Motive solcher Art würden dem frühgothischen Charakter des Chorhauptes um so weniger homogen sein, da das jüngere schlanke Fialenschema die Verbindung mit Galeriebrüstungen zur Voraussetzung hat.

Analog der Gestaltung dieser Glieder an andern rheinischen Baudenkmälern gleicher Zeitstellung zeigt daher der Entwurf einen schlicht gedrungenen Fialenaufbau als Endigung der Strebepfeiler am Ostchor, ohne Galerievermittelung. Als praktische Handhabe und unzweideutiger Hinweis für diese Lösung war der Umstand maßgebend, daß die Beschaffenheit des Chorgesimses, das jeglicher Falzspur entbehrt, für die ursprüngliche Anlage einer Wasserrinne in einer Anordnung spricht, die den Gedanken an Galeriebrüstungen entschieden abweist. Kein Zweifel, daß schon die alten Architekten des Langhauses dieses Sachverhältniß wohl erwogen hatten. Als sie sich entschlossen, die Gesimsgalerien ihres Hochschiffes auch um die von ihnen aufgesetzten, reichgestalteten Giebel der Kreuzvorlagen herumzuführen, machten sie in diesem Vorgehen am Chor Halt. Geleitet von einem richtigen ästhetischen Gefühl mußten jene Werkmeister im Schurzfell sich sagen, daß der ältere Ursprung des Chorhauptes und seine schlichteren Formen die Fortsetzung des Galeriesystems, das für die Kreuzflügel noch zu wagen war, an dieser Stelle verwehre. Hierin liegt ein Grund mehr für die Richtigkeit der projektirten Lösung.

Im Anschluß an die Hauptchorfialen sind im Entwurf auch die Fialenergänzungen an den gleichfalls unvollendet gebliebenen Pfeilerendigungen der beiden Seitenchöre nach der Analogie der gedrungenen Fialenform zahlreicher rheinischer Kirchenbauten des frühgothischen Stylstadiums gebildet. Anstatt der Walmdächer soll die Bedeckung der Seitenchöre die zeltförmige Bedachung erhalten, in Uebereinstimmung mit der Aufgipfelung der ganzen Ostpartie.

Umfassender gestaltet sich die Aufgabe hinsichtlich der Wiederherstellung der jüngeren Bautheile dieser Gruppe: Transeptgiebel und Vierungsthurm. Von den beiden Transeptgiebeln befindet sich derjenige der nördlichen Kreuzvorlage in einem Zustande bedenklichen Verfalles. Wiederholt machten wir die Wahrnehmung, daß die herabgestürzten Fragmente in verhältnißmäßig kurzer Zeitspanne gefahrdrohend sich mehrten. Der Südgiebel ist von etwas besserer Erhaltung; er hat vor etlichen vierzig Jahren eine Ausbesserung erfahren. Allein die Behandlung der Einzelformen ist stylistisch so mangelhaft und das eben nicht besonders glücklich gewählte Material ist bereits an mehreren Stellen von Steinfraß so stark mitgenommen, daß auch hier gründliche Nachhilfe Noth thut. Stylistische Fragen kommen dabei nicht weiter in Betracht, da die Motive in den erhaltenen Formen mit hinreichender Bestimmtheit gegeben sind.

Schwierigkeiten stylistischer wie technischer Natur hatte dagegen der Entwurf in ausgiebigem Maße beim Vierungsthurm zu überwinden, welcher der Zeitstellung des Langhauses angehört und ein enges architektonisches Verhältniß zu den Transeptgiebeln verräth. Zum Verständniß der im Entwurf gegebenen Lösung der hier gleichmäßig sich aufwerfenden baulichen und ästhetischen Fragen, ist es nöthig, sich ein Bild dieses Bautheils zu gestalten.

Aus der Bedachung von Chor, Transept und Hochschiff baut sich der Vierungsthurm zunächst im

Quadrat empor und setzt alsbald in die Oktogonalform um, mit der von Wimpergen und Fialen bekrönten, hochanstrebenden Laterne, deren Abschluß in einem Zwiebelbach aus dem vorigen Jahrhundert bestand. Der Uebergang vom Viereck in's Achteck wird durch vier kleine Ausbauten vermittelt, die ursprünglich als offene Lauben von Maßwerk durchbrochen und mit Fialen geschmückt waren. Nur die beiden südlichen Lauben sind zur Ausführung gekommen, ob vollständig oder nur bruchstückweise, mag dahin stehen. Genug, zur Zeit legen sich die in ihren Durchbrechungen seit Langem vermauerten Ausbauten mit einer Schieferbedachung an das Oktogon an, eine Abdeckung, die bisher für ursprünglich angesehen wurde. Der Entwurf zeigt eine andere, technisch gediegenere und formenreichere Lösung. Wir sehen die Laubendächer in Stein projektirt und die vorhandene Eckfiale wird von einer mitten aus der Steinbedachung aufschießenden zweiten Fiale überragt. Kein Zweifel, daß eine solche Veränderung eine wohlbegründete Verbesserung sein muß. In der That haben die neuesten Untersuchungen das Vorhandensein des Basamentansatzes der zweiten Fiale unter der Schiefereindeckung klar gestellt und diese letztere um so untrüglicher als einen Nothbehelf gekennzeichnet, da ein alter Werkmeister nie sich unterfangen haben würde, im Widerspruch mit „der Fialen Gerechtigkeit" der Bauhütten seiner Zeit, diese zierlichen Spitzsäulen aus Schieferdächern emporsteigen zu lassen. Mag im Uebrigen das Motiv der Laubenausbauten mit der früheren Maßwerkdurchbrechung nicht mit zwingender Nothwendigkeit aus der Struktur des Oktogons sich ergeben und mag es schon in Ansehung der Unvollkommenheit der Wasserläufe mehr ein Ergebniß künstlicher Berechnung als technischer Vollkommenheit sein: die Wirkung ist eine glückliche und um ihretwillen können wir nur bedauern, daß diese zierlichen Baukörper, in Rücksicht auf die an verschiedenen Stellen des unteren Thurmgeschosses mangelnde Festigkeit, nur auf der Südseite mit luftigen Durchbrechungen des Maßwerks, auf der Nordseite dagegen, zumal hier die Witterungseinflüsse stärker wirken, als geschlossene Ausbauten ausgeführt werden sollen. Wir billigen übrigens diese Sorgfalt und Vorsicht. Der Vierungsthurm ist ja einer derjenigen Bautheile, welche durch die gewaltsame Zerstörung die schwerste Schädigung erlitten haben. Schon das Untergeschoß, in welchem über dem Vierungsgewölbe, bis zu dessen Einsturz, das aus Laterne und Helm herabgefallene Balkenwerk zu einem wahren Flammenkrater Nahrung geboten haben muß, zeigt Spuren arger Zerrüttung. Indessen dürfte es einer geschickten Ausbesserung gelingen, dieser Thurmpartie die ursprüngliche Festigung zurückzugeben.

Für das eigentliche Oktogon, für die von großen Lichtöffnungen durchbrochene, wimperg- und fialenumkränzte Laterne, erschien dagegen nach Schmidt's Versicherung jede Restauration zwecklos; der Bautheil ist bereits niedergelegt. Es war schon für den einsichtsvollen Laien nicht schwer, geschweige denn für den Fachmann, dem gewiegten Techniker beizupflichten. Wer, wie wir, jemals den Versuch gewagt, die Vierungslaterne zu ersteigen, wird erstaunt gewesen sein über den trostlosen Zustand des Baukörpers. Ungeachtet zahlreicher Verankerungen hielt das Mauergefüge nur nothdürftig zusammen. Die Wände klafften von Spalten und Rissen. Namentlich an den oberen Thurmtheilen war der Steinverband vollständig gelöst; die Werkstücke waren ausgesprengt und dem Füllmauerwerk fehlte der organische Zusammenhang mit den Quadern. Es brauchte Einer gar nicht von Natur aus ängstlich zu sein, um den Aufenthalt innerhalb dieses in den letzten Zügen gelegenen Bautheils im höchsten Grade bedenklich und ungemüthlich zu finden. Wir begreifen die Diagnose des Architekten, daß alle Hilfsmittel nicht im Stande waren, den Patienten zu retten. Die völlige Auflösung des Steinverbandes und damit der Einsturz des Thurmes war nur noch eine Frage der Zeit. Es blieb nichts Anderes übrig, als das Oktogon bis auf die Sohlbank der großen Lichtöffnungen herab niederzulegen, eine Forderung, vor welcher der Freund des Alterthums zurückschrecken mochte, deren Verwirklichung aber leider dringend geboten erschien und deren Ausführung, da Gefahr im Verzug war, allen übrigen Wiederherstellungsarbeiten vorauszugehen hatte.

Hiernach ist in dem Entwurf eine totale Erneuerung der Oktogonlaterne mit neuen Wimpergen und Fialen projektirt, selbstverständlich genau nach dem alten Vorbilde, jedoch mit nach innen verstärkten Pfeilern. Als Bekrönung ist anstatt des seitherigen Zwiebelbaches eine Helmspitze vorgesehen. Damit sind wir an einem Kardinalpunkt der Vierungs-Restauration angelangt.

Die Frage nach der Gestaltung des Thurmhelmes ist es nämlich, welche seit geraumer Zeit die Gemüther, die kunstfreundliche Laienwelt nicht zum mindesten, lebhaft beschäftigt. Und das ist begreiflich, da in der That die Krönung des stattlichen Vierungsthurmes als ein ästhetisch hochbedeutender Faktor am ganzen Bau auftritt. Die meisten Kunstfreunde im großen Publikum, geleitet von einem berechtigten Schönheitsgefühl, aber technischen Anforderungen mehr oder minder fremd, erwarteten mit Zuversicht von dem Entwurf einen pittoresken, in reichster Ornamentirung prangenden durchbrochenen Steinhelm. Das Verlangen war insofern nicht ganz unberechtigt, als in so manchen kunstgeschichtlichen Werken (F. Kugler's Geschichte der Baukunst nicht ausgenommen) der Vierungshelm von St. Katharina in idealer Rekonstruktion mit allem Schmuck einer maßwerk- und bossenreichen Steinpyramide nach den Gesetzen der Dekorativ-Gothik abgebildet ist.

Die Kunstfreunde, welche auf solche Vorstellungen ihre Erwartungen gründeten, werden sich beim Anblick des Entwurfs bitter getäuscht finden. Anstatt der ersehnten Steinpyramide läßt das Projekt einen schlichten, von einfachen Lukarnen umgürteten Schieferhelm über dem Oktogon emporsteigen. Hier war keine Wahl. Zwingende Gründe der Technik mußten in dieser Frage den ästhetischen Wünschen voranstehen, im Zusammenhang mit der ganzen Entstehungsgeschichte des Vierungsthurms. Schmidt's Untersuchungen haben dargethan, daß die Vorgänger der Erbauer des Thurmes, die Werkmeister des frühgothischen Chores und Transepts, einen monumentalen Oktogonalbau gar nicht beabsichtigt hatten. Die ganze Disposition der Vierung, ihre Tragebögen und deren Widerlager sind von so geringer Stärke, daß die ursprüngliche Absicht kaum über die Errichtung eines einfach konstruirten Dachreiters hinausgegangen sein kann. Die Architekten des 14. Jahrhunderts erwogen dieses Verhältniß sehr wohl, als sie die Steigerung des Bautheils zu machtvoller Monumentalität unternahmen und zum Aufbau des Vierungsthurmes schritten. Sie waren gezwungen, die Steinkonstruktion der Oktogonalwände so dünn wie nur irgend möglich zu gestalten, ein vorsichtiges Verfahren, welches sie mit so viel Geschick durchzuführen verstanden, daß ihre Schöpfung als ein bewunderungswürdiges Werk ungemeiner Leichtigkeit und seltener Kühnheit erscheint. Schmidt nimmt übrigens an, daß es schon damals an Bedenklichkeiten nicht gefehlt habe, daß schon während des Baues manche allzu gewagte Durchbrechung aus Festigkeitsgründen wieder vermauert werden mußte und daß sowohl diese Vorkehrungen wie die infolge der Mutation eingetretene Setzung der Flügelmauern des Querschiffes den alten Werkmeistern manche schwere Stunde bereitet haben müsse. Diese aus dem Thatbestande sich ergebenden Erwägungen führen zu der Erkenntniß, daß den Erbauern des Vierungsthurmes nichts ferner lag als dessen Krönung mit einem Steinhelm.

Zur Beruhigung etwaiger Zweifler sei auf Mathäus Merian's „Typographia Palatinatus Rheni" verwiesen, deren Ausgabe vom Jahre 1645 vor uns liegt. Sie enthält zwischen Seite 68 und 69 einen den Raum von zwei Folioseiten umfassenden Prospekt der Stadt Oppenheim, welcher als ursprüngliche Oktogonkrönung der Katharinenkirche eine einfache kaum denkbare, nur von wenigen Lukarnen unterbrochene glatte Helmspitze deutlich erkennen läßt. Wir sind nun unsererseits weit davon entfernt, das Werk des alten Merian als eine verlässige Quelle für das Studium der Baustyle des Mittelalters anzusehen. Die sonstigen Verdienste des eifrigen Topographen der sinkenden Renaissance in allen Ehren, war er eben doch ein Sohn seiner Zeit, aus deren Bewußtsein das Verständniß der gothischen Formensprache längst entschwunden war. Aber die Bedachung des Vierungshelmes mit einfachen Schieferflächen ist auf dem Kupferstich in die Augen springend. Was die Treue der Wiedergabe betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß gerade der Prospekt von Oppenheim, im Vergleich zu andern Blättern, eine ganz besondere Sorgfalt der Ausführung verräth: eine Erscheinung, die in Merian's verwandtschaftlichen Beziehungen zu dieser Stadt eine naheliegende Erklärung findet.

Im Text des „Palatinatus" kommt die Katharinenkirche, im Verhältniß zur Geschichte der Stadt, allerdings kurz weg. Da heißt es: „Hat eine Pfarrkirch, zu St. Katharina genannt, ziemlich groß und eine von den schönsten Kirchen am Rheinstrom, ist zierlich und wohl gebauet, von vielen Fenstern, gar hell, und hat zwey Chor, eines gegen Morgen das ander gegen Abend, ist im Jahr 1258 von Gerardo, dem Ertzbischoffen zu Mäyntz, gestifftet worden, darüber ein sonderlicher Brieff, beym Trithemio, in Chron. Sponheim. fol. 283 zu lesen . . ."

Die Armuth dieser Beschreibung vermag der Bedeutung des Prospekts keinen Eintrag zu thun. Der Kupferstich ist und bleibt ein verlässiges Zeugniß für die Beschaffenheit der Bedachung des Vierungsthurmes nahezu ein halbes Jahrhundert bevor die Flammen der Pfalzverwüstung sie hinwegfraßen. Baugeschichtliche Anhaltspunkte verbinden sich also mit den technischen Forderungen, um an Stelle eines schmuckvoll durchbrochenen Helmes in Stein die Wahl eines einfachen, schieferbedeckten Helmes in Holz mit starkem Knauf und verziertem Eisenkreuz zu rechtfertigen, in welcher Beziehung das Projekt überdieß in voller Uebereinstimmung sich befindet mit zahlreichen andern Thurmbedachungen der rheinischen Denkmälerzone.

Mit kaum geringeren Schwierigkeiten hatte der Entwurf zu kämpfen bei der Lösung der sehr verwickelten Frage der Wiederherstellung des Langhauses der Kirche. An diesem Bautheile herrscht die größte Einheitlichkeit und Pracht der ausgebildeten Gothik, aber auch der erbarmungswürdigste Zustand der Zerrüttung und Zerstörung. Hier ist es, wo der Augenschein unzweideutig die Thatsache bestätigt, daß außer den verheerenden Flammen und den Wirkungen des nagenden Zahnes der Zeit die Abwesenheit niemals fertig gestellter wichtiger Bauglieder den ruinösen Zustand mitveranlaßt hat.

Unter diesem Gesichtspunkte nimmt die Herstellung der Südseite des Langhauses, der sogenannten Schauseite, alles Interesse in Anspruch. Von den vier Strebpfeilern steht nur noch ein Exemplar mit vollständiger Fialenendigung aufrecht, ein willkommenes Muster für seine zu ergänzenden Genossen, die nur in geringer Höhe vorhanden sind. Von den korrespondirenden Strebebögen hingegen existirt kein einziger, und so scheint es schon von Anbeginn gewesen zu sein. Es fehlte also den Verfertigern des Entwurfes ganz und gar an einem konkreten Vorbilde für die Ausgestaltung des Strebesystems, insbesondere für die Entwickelung der Bögen und ihre Ausschmückung. Glücklicher Weise kamen einige wichtige, wenn auch nothdürftige Andeutungen am Werke selbst der Lösung dieser schwierigen Frage zu Hilfe. An dem erhaltenen Strebpfeiler und an dem ihm entsprechenden, von kurzen Rundsäulen mit Laubkapitälen getragenen, übereck stehenden Widerlagspfeilern am Hochschiff treten in voller Deutlichkeit die Ansätze eines Strebebogens mit Betonung der Neigungsrichtung der gradlinigen Abdeckung und des Deckprofiles der Wasserrinne hervor. Auf Grund dieser Anhaltspunkte, die für die Zwecke des Baukünstlers die nämliche Bedeutung haben, wie für den Anatomen einzelne Knochenreste zur Bestimmung des Skeletts, ist im Entwurf die Konstruktion der Strebebögen projektirt. Die Entwickelung ihrer künstlerischen Ausstattung aber stützt sich auf die ziemlich gleichzeitigen Strebemotive an den Münstern zu Straßburg und Freiburg mit einfach durchbrochenen Dreipässen. Das luftigere System des jüngeren Stylstadiums, welches das geradlinige Deckgesimse als isolirten Körper zu behandeln und durch ein Pfostenwerk mit dem Strebebogen zu verbinden pflegt, ist also im Entwurfe vermieden zu Gunsten der älteren, dem statischen Gesetz entsprechenderen wandartigen Form, wodurch dieser Bautheil den Ausdruck des ihm innewohnenden Charakters des Kräftigen, Kompakten, Massigen nicht einbüßt.

Der auf den ersten Blick überraschenden Thatsache, daß am Hochschiff die zur Aufnahme der Strebebögen bestimmten Widerlagspfeiler, mit Ausnahme des erwähnten alleinigen Ansatzfragmentes, scharfkantig stehen geblieben sind und scheinbar gegen jeden Anschluß sich ablehnend verhalten, legte Schmidt die Wichtigkeit nicht bei, welche Andere darin finden wollen; er erklärt die Erscheinung einfach aus der Praxis der Bauhütten, wonach die alten Werkmeister solche Anschlüsse allemal erst bei der Ausführung zu bewerkstelligen pflegten, ein Verfahren, das unter anderen auch am Chorhaupt des Kölner Domes zur Anwendung kam, mit welchem Bauwerk das Oppenheimer Denkmal ohnehin in so manchen Stücken parallel läuft. Das sind schwerwiegende Gründe, wohl geeignet, entgegenstehende Meinungen abzuweisen, um so mehr als am Hochschiff der Katharinenkirche auch die Einfügung der Schenkel der Wimperge in die Widerlagspfeiler in gleich ungezwungener Weise stattgefunden hat.

Wenn nun aber der Entwurf, zur künstlerischen Belebung der geradlinigen Strebeabdeckungen, das die Schenkel des östlichen Wimpergs der Schauseite zierende, einfach knospenartige Bossenmotiv bei sämmtlichen Bögen gleichmäßig und ausschließlich vernutzt, so erlauben wir uns dieser schlichten Anordnung gegenüber die Frage, ob es im Interesse harmonischer Uebereinstimmung nicht ein Vorzug wäre, die von Ost gen West zu größter Mannigfaltigkeit sich steigernde Bossenbildung der Wimperge,

welche mit Knospen beginnend zu halbgeöffneten Blüthen übergeht, um schließlich am westlichsten dieser schmuckreichen Giebeldreiecke zu vielblätterigen Rosen sich zu entfalten in gleicher Stufenfolge als ästhetisches Korrelat auch auf den Kantenschmuck der korrespondirenden Strebebögen zu übertragen.

Als eine besonders schwierige, unseres Erachtens im Entwurf glücklich gelöste Aufgabe wurde seither mit Recht die Bedachung der Seitenschiffe und die an diesen Bautheilen nothwendige Einrichtung der Wasserläufe angesehen. Das Horst'sche Projekt hatte eine flache Abdeckung mit Steinplatten vorgeschlagen, und Schmidt hatte seiner Zeit in der Begutachtung dieses Projekts gegen diesen Punkt, soweit wir uns entsinnen, nichts Erhebliches einzuwenden. Der Entwurf zeigt, daß Schmidt in dem Vorschlag der Steinplatten-Abdeckung nicht die absolute Lösung der Frage erblickt. Kein Zweifel, daß auch hier das Hervortreten der eigensten persönlichen Ueberzeugung des Meisters eine Verbesserung anstrebt: anstatt der flachen Steinbedeckung erblicken wir Zeltbedachungen über den Jochen der Seitenschiffe. Schmidt motivirt diese Anordnung, indem er davon ausgeht, daß die Erbauer des Langhauses hinsichtlich der Höhenverhältnisse, zwischen Mittelschiff, Seitenschiffen und Nebenkapellen in einer gewissen Zwangslage sich befanden, Höhenverhältnisse, welche durch die ältere Ostgruppe (Chorhaupt, Seitenchöre und Kreuzvorlagen) annähernd vorgeschrieben waren. Die Durchführung des gewählten dreischiffigen und, wenn man die Nebenkapellen mitrechnet, fünfschiffigen Kathedralsystems stieß infolge dessen auf nicht geringe Schwierigkeiten und war nur auf Kosten der rationellen Eindeckung und Abwässerung der Seitenschiffe zu bewerkstelligen. Was thaten die alten Meister? Die neuesten Untersuchungen haben es zu Tag gebracht, wie sie sich zu helfen suchten. Sie ließen den Scheitelpunkt der Gewölbe der am Seitenschiffe nur um ein Geringes über die an der Wand des Mittelschiffes hinlaufende Wasserrinne emporragen, eine Erhöhung, die jedoch beträchtlich genug ist, um den Gedanken nahezulegen, daß für die Seitenschiffe, in Uebereinstimmung mit der Bedachung der Seitenchöre, keine andere Bekrönung vorgesehen sein konnte als mäßige Zeltdächer mit Schieferdeckung und Wasserläufen von schwachem Gefäll. In diesem Sinne ist im Entwurf, wie schon angedeutet, die heikle Frage gelöst. Ob aus technischen Rücksichten die Eindeckung der Zeltdächer mit Metall der projektirten Schieferbedachung nicht vorzuziehen wäre, ist ein untergeordneter Punkt, auf dessen flüchtige Erwähnung wir uns beschränken.

Im Uebrigen können wir uns mit dieser Lösung prinzipiell um so rückhaltloser befreunden, weil sie den natürlichsten Abschluß für Seitenschiffgewölbe bildet und dem künstlerischen Geiste der Epoche nach allen Analogien vollkommen entspricht. Jede andere Lösung, wohl gar der Abschluß der Umfassungsmauern der Seitenschiffe durch Galeriebrüstungen, was auch schon einmal vorgeschlagen wurde, wäre ebenso unhistorisch und dem Grad der Stylausbildung widersprechend wie technisch irrationell: letzteres um so mehr, weil keinerlei Andeutung einer Galeriebrüstung an dieser Stelle vorhanden ist, die Gesimsbildung vielmehr einen solchen Anschluß entschieden abwehrt. Wer freilich die Wirkung der Schauseite nach dem geometrischen Aufriß oder nach den bei Holzamer in Worms und Hertel in Mainz erschienenen photographischen Aufnahmen beurtheilt, dürfte das Bedenken hegen, die projektirten Zeltdächer könnten dem Anblick der unteren Theile der Fensterarchitektur des Mittelschiffes Nachtheil bringen. Hier trügt der Schein. An Ort und Stelle liegt die Sache anders. Geometrische Aufrisse kommen selbstverständlich bei der Beurtheilung perspektivischer Wirkungen nur mittelbar in Betracht. Die erwähnten photographischen Aufnahmen aber stimmen nicht mit dem normalen Standpunkt überein, wie er für den Beschauer durch die Bedingungen des am Fuße der Schauseite befindlichen schmalen Terrassenraumes gegeben ist. Der für diese Aufnahmen gewählte Standpunkt war ungewöhnlicher Art, sei es ein Gerüste, sei es das Obergeschoß eines benachbarten Wohnhauses. Von der Holzamer'schen Aufnahme wissen wir letzteres bestimmt, sie wurde von der Lichtöffnung im Dachgiebel des nahen Pfarrhofes aus bewerkstelligt. Diese Abbildungen können sonach für die normale perspektivische Beurtheilung nicht maßgebend sein. Es ist wichtig, dies zu betonen, da Exemplare jener Photographien, gleichzeitig mit dem Entwurf, auch dem deutschen Reichstag vorgelegen haben. Außer dem nahen Standpunkt auf der schmalen Kirchenterrasse läßt sich nach den örtlichen Bedingungen nur in größerer Entfernung eine günstige Stelle für den vollen Ueberblick des brillanten Bautheils gewinnen. Aber weder in dem einen noch in dem andern Falle benachtheiligt die mäßig hohe Zeltbedachung den Prospekt.

In der Nähe gesehen entzieht sich dem Auge kein wesentlicher Theil der Fensterarchitektur, und aus der Ferne betrachtet werden die niedrigen Zeltformen, anstatt der Wirkung zu schaden, vielmehr den Nutzen haben, daß sie dem Blick einen wohlthuenden Ruhepunkt darbieten beim Uebergang von dem quellenden Reichthume des Fenstermaßwerks der Seitenschiffe zu den nicht minder mannigfaltigen Lichtöffnungen und Schmuckgiebeln des Hochschiffes. Ohne die Vermittelung der zeltförmigen Bedachungen, eventuell durch eine flache Steinabdeckung, würde die Formenfülle der Schauseite zu sehr ineinanderfließen, zumal auch die im Untergeschoß zwischen den Strebepfeilern vortretenden Nebenkapellen im lebendigsten Stab- und Maßwerk der Fenster und Wände prangen.

Die Nebenkapellen! Wenn die Wiederherstellung dieser charakteristischen und zierlichen kleinen Heiligthümer leider bis jetzt noch nicht in dem Umfang der in Aussicht genommenen Restaurationsarbeiten Aufnahme gefunden, so machten wir doch mit Befriedigung die Wahrnehmung, daß der Entwurf diesen Bautheilen einstweilen in idealer Rekonstruktion gerecht geworden ist. Er hat den flankirenden Kapellenreihen die geraubte Ursprünglichkeit zurückgegeben und sie wieder in den motivirten Zusammenhang zum Ganzen in der Weise gebracht, wie die Anordnung in den meisten kunstgeschichtlichen Handbüchern als Thatbestand beschrieben und in Grundrissen graphisch dargestellt ist, in Wahrheit aber nicht mehr besteht. Die alte Anlage dieser originellen Heiligthümer ist nämlich durch die Restauration der vierziger Jahre bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Der damalige Architekt, die alten Werkmeister korrigirend, riß die dreigetheilte Arkadenstellung, vermittelst welcher die Kapellen fast zur Hälfte ihrer Breite in die Seitenschiffe hineinragten, total nieder und setzte je einen der in Folge dieser Schlimmbesserung überflüssig gewordenen Arkadenpfeiler als Stütze unter die als Entlastungsbogen konstruirte Sohlbank der Seitenschiffe, wodurch die eleganten kleinen Hallen einen beträchtlichen Theil ihres früheren Ruhmes einbüßten und zu einfachen Nischen herabgedrückt wurden. Das nannte man damals Restauriren!

Sorgfältige Forschungen unter dem Plattenboden der Seitenschiffkorridore haben glücklicher Weise zur Auffindung der Fundamente der verschwundenen Arkadenstellungen geführt. Nach diesen Resten und den graphischen Darstellungen des im Jahre 1824 erschienenen Prachtwerkes von Hubert Müller sind im Entwurfe die Nebenkapellen rekonstruirt, die, mögen sie immerhin mit dem im Bauwerke waltenden organisatorischen Prinzip nur lose zusammenhängen, das Streben der alten Meister bekunden, ihrem Werke das Gepräge einer Originalität zu geben, die an dieser Stelle etwas Ueberraschendes hat und unseres Wissens an rheinischen Denkmälern in gleicher Weise nirgends wiederkehrt.

Schon bei der allgemeinen Schilderung der Hauptpartien des Baukomplexes nach ihrer chronologischen Folge ist betont worden, daß die Nebenkapellen mit den Strebepfeilern der Seitenschiffe im Mauerverband stehen, also nicht erst später zwischen die Streben eingeschoben sein können, wie Manche annehmen. An dieser Stelle, wo es sich um die genauere technische Beschaffenheit der schmuckvollen Sanktuarien handelt, sei als Beweis für ihr gleichzeitiges Entstehen mit den benachbarten Bautheilen noch auf ein anderes Moment hingewiesen. Die Sohlbänke unter den Fenstern der Seitenschiffe sind als scheitrechte Bögen konstruirt, zeigen also durch diese Konstruktion die Absicht der Erbauer, die Wände unter den Fenstern durchbrochen zu lassen. Dieser wichtige Umstand schließt jeden Zweifel aus, daß schon beim Bau der Seitenschiffe auch der Bau der Nebenkapellen mit beabsichtigt war und daß der Plan dafür fest und bestimmt vorgelegen haben muß, zumal eine spätere Einfügung der Sohlbänke unter den großen Rosettenfenstern, sammt dem, wie der Augenschein lehrt, richtigen Steinverband mit ihnen als eine technische Unmöglichkeit erscheint.

Am Außenbau der Nebenkapellen befindet sich der Entwurf in Uebereinstimmung mit früheren Vorschlägen, indem er eine als Umgang dienende Steinabdeckung in Aussicht nimmt. Anders ist an diesen Bautheilen die Frage nach der Bekrönung der Umfassungsmauern gelöst, die schon für so manches forschende Auge ein Gegenstand ernsten Nachdenkens gewesen ist. Wie an den Seitenschiffen, so vereint der Entwurf auch hier das ehemalige Vorhandensein oder die Absicht einer Galeriebrüstung in Stein, mit Fialen auf den übereck gestellten, am Gesims als Verkröpfungen markirten, lisenenartigen Vorsprüngen. Gestützt auf die sowohl Fialen wie Steingalerie abwehrende Bildung dieses Gesimses und auf den technischen Widerspruch, die Wasserläufe in die Längenrichtung der Schiffe zu legen,

gelangt er vielmehr zu der Annahme, daß als Bekrönung aller Wahrscheinlichkeit nach ein einfaches Eisengeländer beabsichtigt war, dessen Vertikalstäbe ihre Fußpunkte in den vortretenden Verkröpfungen des Gesimses finden sollten. Ein positiver Anhaltspunkt ist für diese Annahme nicht mehr vorhanden, da das entscheidende Gesims im Jahre 1835 eine durchgängige Erneuerung erfuhr. Es ist daher als ein Zeichen behutsamen Vorgehens zu betrachten, wenn vorerst das hypothetische Schmiedeeisengeländer nicht zum graphischen Ausdruck gekommen ist, mag im übrigen die Lösung dieser untergeordneten Frage weder durch praktische noch durch ästhetische Gründe geboten erscheinen.

Wo aber der Entwurf, nachdem er steinerne Galeriebrüstungen am östlichen Chorhaupt, an Seiten- und Nebenschiffen ausgeschlossen, mit Entschiedenheit für einen solchen Bekrönungsmodus eintritt, das ist am Kranzgesims des Hochschiffes. Hier ist der Galerieabschluß, durch den Thatbestand selbst, im bejahenden Sinne entschieden, und zwar durch das Vorhandensein eines Ansatzsteines, dessen Beschaffenheit zugleich der Art ist, daß sie verlässige Anhaltspunkte für die Formgebung der beabsichtigten, nie zur Ausführung gekommenen, Brüstung darbietet. Als ein Ergebniß eifriger Forschung und Vergleichung zeigt der Entwurf, daß die Galeriebekrönung nicht durchlaufend, sondern nur an den freien Stellen des Hauptgesimses so gedacht war, daß hinter den hochaufstrebenden Wimpergen kleine Schopfdächer den Brüstungszug unterbrechen und eine Vermittelung mit der Langhausbedachung herstellen sollten. Es kann nur als eine richtige ästhetische Consequenz angesehen werden, wenn der Entwurf diese Galerie, welche von den Erbauern des Langhauses auf das Hauptgesims der von ihnen errichteten Transeptgiebel übertragen worden und daselbst thatsächlich zur Ausführung gekommen ist, auch für die Flügelmauern der Kreuzvorlagen in Anspruch nimmt, wo zur Beruhigung der Zweifler, die zur Aufnahme der Brüstung dienenden alten Falze deutlich am Kranzgesims erkennbar sind. Dieß die Hauptpunkte des Wiederherstellungsprojekts auf der gen Süden gelegenen Schauseite.

Verschieden davon und ungleich einfacher liegen die Dinge auf der Nordseite des Langhauses. Hier haben die alten Meister augenscheinlich einer Einschränkung des Formenreichthums mit Absicht sich befleißigt, ohne Zweifel in Erwägung des Umstandes, daß auf dieser Seite, mit Ausnahme der Vogelschau von der Höhe der Burg Landskron, eine wirkungsvolle und genauere Ansicht der Kirche durch die örtliche Beschaffenheit des steil abfallenden, schon zu Merian's Zeiten mit Mauern umschlossenen Rebenhügels verwehrt ist. Zu der größeren Schlichtheit der Formen tritt hier, mehr noch wie an andern Stellen, die Abwesenheit wichtiger, nie zur Vollendung gediehener Bauglieder. Auch an der Nordseite sind weder Strebepfeiler noch Strebebögen jemals ausgeführt worden. Hier war sonach der Entwurf abermals drauf angewiesen, unbeirrt durch die prunkvolleren Formen analoger Bauglieder der Südseite, die Gestaltung der zu ergänzenden Theile in Uebereinstimmung mit dem einfacheren Charakter der nördlichen Langhauspartei zu suchen, was vollständig gelungen ist.

Mit welcher Entschiedenheit schon die alten Meister das einmal festgestellte Gesetz der Einschränkung beobachteten, dafür sei ein bemerkenswerthes, originelles Faktum als Beleg angeführt. An dem Hauptgesims des Hochschiffes ist die Gesimsbildung der Kreuzvorlage nur bis ungefähr zum Beginn der zweiten Jochabtheilung fortgeführt. An dieser Stelle bricht jedoch das Motiv der Profilirung plötzlich ab, uud, gleichsam als stilistisches Interpunktionszeichen, ein besonderes Ornament an den Gesimskranz setzend, geht sie bleibend in eine jüngere Form über, womit weder Fialen, noch Wimperge, noch Galeriebrüstungen sich vereinigen lassen. Diesen charakteristischen Fingerzeig hat der Entwurf wohl erwogen und der planmäßigen Schlichtheit der Nordpartie mit Treue und Consequenz sich angeschlossen. Uebrigens hat auch diese Seite des Langhauses, ungeachtet geringeren Formenreichthums, viel des Schönen und des Herrlichen aufzuweisen. Leider fehlt es aber auch hier, wie an der Schauseite, nicht an zahlreichen trümmerhaften Stellen, denen mit einer bloßen Ausbesserung nicht geholfen ist, sondern woran Erneuerungen von Grund aus nothwendig sind. Am gegenüberliegenden Beinhaus und an der darüber sich erhebenden Todtenkapelle, die für die Dauer der Arbeiten als Reißboden benützt wird, ist die Wiederherstellung schon der Vollendung nahe.

In dem bisher Besprochenen sind wir dem Entwurfe Schritt um Schritt durch sämmtliche Bautheile gefolgt, die in nächster Zukunft für die Wiederherstellung definitiv in Aussicht genommen sind. Auch die davon noch ausgeschlossenen Nebenkapellen haben wir in Betracht gezogen, deren Erneuerung

auf altem Steinmetzengrund im Interesse der Kunst ganz besonders wünschenswerth ist. Aber der Entwurf geht weiter; er erstreckt sich, wie schon Eingangs flüchtig erwähnt, auf den Gesammtkomplex der Katharinenkirche. Und das mit Recht, da, um es wiederholt zu betonen, die volle Wirkung eines Kunstwerks nur vom Ganzen ausgeht. Gehen wir dem Entwurfe auch auf diesem Zukunftsgebiete nach, so führt schon ein rascher Ueberblick zur Erkenntniß, daß noch Manches, ja Vieles zu thun übrig bleibt, wenn dem Denkmal nicht auch ferner das traurige Wahrzeichen der Zerstörung anhaften soll.

Die romanischen Thürme mit ihrem spätgothischen, im Gewölbe technisch hochvollendeten Obergeschoß (inschriftlich von 1469) und ihren gleichaltrigen Schieferhelmen werden die bessernde Hand des Architekten nur wenig in Anspruch nehmen. Es wird genügen, die Durchbrechungen der Untergeschosse von späteren Vermauerungen zu befreien, an den Schallöffnungen des Obergeschosses das Maßwerk zu ergänzen und die schadhaften Stellen der Galeriebrüstungen wieder in normalen Stand zu setzen.

Andere Mängel begegnen dem formen- und farbenbefreundeten Auge des Beschauers bei dem Betreten des Inneren der Kirche. Wessen Blick fühlte sich nicht beleidigt Angesichts des butterfarbigen Ockeranstrichs, der in öder, ununterbrochener Monotonie den majestätischen Raum in allen seinen Gliedern und Abtheilungen überzieht und dem warmen satten Ton des bunten Sandsteins gewaltthätig jede Wirkung raubt? Und dann: wie lange sollen die vier hölzernen Joche des Mittelschiffgewölbes mit ihren ausdruckslosen Profilirungen des Rippenwerks fortbestehen, jenes Produkt der Scheinarchitektur aus den vierziger Jahren, ein Nothbehelf, der doch nur für eine sehr beschränkte Zeitdauer geschaffen sein kann? Hoffen wir, daß mit der Vollendung des Strebensystems am Außenbau auch dem Innenbau sein monumentales Recht widerfahre, daß das mit Gips verkleisterte Sparrenwerk verschwinde und neuem Gewölbe aus Stein Platz mache, und daß durch die Entfernung des geschmackwidrigen Leimfarbenanstrichs die rein architektonische Bildung des wundervollen Raumes und mit ihr die leuchtende Wirkung der alten Glasgemälde den vollen Zauber wieder ausübe, der die gesättigte Grundstimmung des bunten Sandsteins zu absoluter Voraussetzung hat und worauf ohne Zweifel schon die ganze Anordnung der feinfühligen Werkmeister des 14. Jahrhunderts hinausgegangen war.

Hand in Hand mit der konstruktiven Gewölbeerneuerung und der dekorativen Instandsetzung des Inneren — wobei hier nur im Vorübergehen der aus ästhetischen Gründen dringend gebotenen Beseitigung des modernen, selbst den bescheidensten Forderungen des Styles Hohn sprechenden plumpen Kanzelwerks gedacht sein soll — wäre die Mutation der Einzelformen an der zwischen den romanischen Thürmen sich einspannenden Giebelwand vorzunehmen, wo das neuere Pfosten- und Maßwerk der großen Lichtöffnung von höchst zweifelhafter Gothik ist und im bedenklichen Gegensatz steht zu dem darunter befindlichen edel profilirten Portale mit der allen Kunstfreunden wohlbekannten naiven Reliefdarstellung des englischen Grußes.

Der Schwerpunkt dessen, was zur allseitigen Wiederherstellung des Baukomplexes zu geschehen hat, liegt aber im Westchor. So lange dieses durch Eleganz der Formen und Weichheit der Linien ebenso ausgezeichnete, wie durch seine Höhenabmessung großartige Chorhaupt als Ruine dasteht, fehlt der ganzen Monumentalgruppe Abschluß und Vollendung. Wir haben diesen Bautheil als eine treffliche Schöpfung des 15. Jahrhunderts schon gekennzeichnet. An dieser Stelle sei nur noch darauf hingewiesen, daß die Schönheit des Westchores nicht in dem pittoresken Spiel einer phantastischen Combination zahlloser bunter Formen beruht, sondern in jener edlen organischen Schönheit, die auch in dekorativer Hinsicht keinem Bauwerke fehlen darf, welches Anspruch auf Vollendung erhebt. In diesem Sinne genommen erinnert der Oppenheimer Westchor, obgleich bescheidener an Ausdehnung, an die würdevolle Eleganz des gothischen Chorschlusses am Münster in Aachen.

Dieser Bedeutung eingedenk, wenn auch fürs Erste, aber hoffentlich nicht aussichtslos der Zukunft vorgreifend, hat der Entwurf für diesen hochwichtigen Bautheil, auf Grund des in den Säulenvorlagen und Rippenansätzen waltenden Gesetzes, ein maßvolles Rautengewölbe mit steiler Bedachung vorgesehen, ebenso die Nebenbauten, Sakristei und Zither in diesem Sinne ideal reconstruirt und dadurch der ganzen, nach Form und Inhalt gleich trefflichen, Arbeit die Krone aufgesetzt.

Auf Eines sei zum Schluß noch hingewiesen. Da der Westchor durch die Giebelwand zwischen

den flankirenden Thürmen als ein in sich beschlossener Bautheil dasteht, dessen Zusammenhang mit dem Langhause nur durch eine besondere Thüre vermittelt wird, während als Zugang von Außen eine selbständige Pforte auf der Südseite dient, so wirft sich unwillkürlich die Frage auf, welchem practischen Zweck die wundervolle Halle in Zukunft dienen soll? Wie man uns versichert, sind Ostchor und Langhaus mehr als ausreichend zur Aufnahme der evangelischen Kirchengemeinde, so daß für deren gottesdienstliche Zwecke der Westchor, auch nach seiner Wiederherstellung entbehrlich erscheint. Der katholischen Kirchengemeinde, die in der ehemaligen Franziskanerkirche ihr eigenes Gotteshaus schon besitzt, den Westchor zur Benutzung zu überlassen, dazu liegt ebensowenig ein hinreichender Grund vor, was übrigens nicht ausschließt, daß dies ein Akt rühmenswerther Toleranz sein würde, zumal die ältere Schwestergemeinde die Katharinenkirche Jahrhunderte lang im Besitz hatte, eine sinnige rituelle Verwendung solcher Heiligthumsräume im Geist der katholischen Kirche liegt und die beiden Confessionen unterschiedslos zur Wiederherstellung des Bauwerks beisteuern. Da nun aber die Lage der Dinge, eine freie Hingabe der verwaisten Halle, in diesem Sinne schwerlich Aussicht auf Verwirklichung hat, so dürfte Wunsch und Vorschlag gerechtfertigt sein, den herrlichen Chorraum mit Berechnung zu dem zu machen, was er halb aus Zufall, durch die darin befindlichen Denkmäler der Plastik, thatsächlich schon ist: ein historisches Museum für christliche Kunstalterthümer des pfälzisch-rheinhessischen Landes. Schon sehen wir im Chorhaupt das Tympanon des Portals der niedergelegten St. Sebastianuskirche an dieser Stelle geborgen und den Wänden entlang stehen figurenreiche Grabmäler pfälzischer Herrengeschlechter, Schöffenfamilien und Reichsschultheißen. Die Skulpturen gehören theils dem Mittelalter, theils der Renaissance an. Nicht wenige von ihnen haben, neben dem historischen und archäologischen, bedeutenden künstlerischen Werth. Leider waren sie im dachlosen Raume allzu lange den Unbilden der Elemente preisgegeben, bis ihnen vor einiger Zeit durch die Sorgfalt der jetzigen Bauleitung, bei Abdeckung der Hochwände des Westchores, der nöthige Schutz zu Theil geworden ist. Sowohl diese Skulpturwerke, wie die im Ostchor und Langhaus befindlichen, mitunter höchst ausgezeichneten plastischen Denkmäler, worunter Grabstätten der Dalberg, Knebel, zum Jungen, Hanstein u. a., fordern eine ausbessernde Hand, die jedoch in ihren Ergänzungen glücklicher sein müßte als jene, die seiner Zeit mit Gips nachhalf, der nun von Nasen, Händen und Gewändern wieder abbröckelt.

Kein Zweifel, die Bedeutung eines solchen Museums würde bei den ringsum im Lande, ungeachtet der Verwüstung und Profanirung, noch immer zahlreich vorhandenen Kunstalterthümern, die der Bergung harren, rasch zunehmen. Manche ehrwürdigen Reste deuten wie mit Fingern auf solche Schutzbedürftigkeit. Sollen wir Beispiele nennen? Wohlan im nahen Nierstein dient ein frühchristlicher inschriftreicher Sarkophag als Brunnentrog und das Becken eines edelgothischen Taufsteines einem noch profaneren Zwecke.

Durch die Verwendung als christliches Museum würde der Westchor eine religiöse und patriotische Bestimmung zugleich erhalten. Der gesammte Baukomplex von St. Katharina aber würde mit der Wiederherstellung dieses durch seine ungewöhnliche Bautechnik und Formenschönheit gleich bewundernswerthen Heiligthums aufhören Das zu sein, was die Kirche bei fortdauernder Trümmerhaftigkeit des Chores bleiben müßte — ein Torso.

Indem wir daher den Wiederherstellungsentwurf, nächst seiner Vortrefflichkeit im Einzelnen, auch wegen seiner auf die Wirkung des Ganzen ausgehenden allseitigen Vollendung besonders freudig begrüßen, wünschen wir seine fortschreitende Verwirklichung in künstlerisch realem Lapidarstil am Werke selbst in allen seinen Theilen, auf daß die darin waltende Idee in ächter Wiederherstellungskunst mit voller Reinheit zum Ausdruck komme, zum Ruhm der alten und neuen Meister, zum Schmuck der Stadt Oppenheim und des Rheinlandes, zur Ehre des hessischen und des deutschen Namens.

Am Markte steht der Münz- oder Kaufhausbau, das jetzige Rathhaus, dessen Aeußeres Bildschnitzereien aus dem 15. Jahrhundert zieren. In der Nähe befindet sich die im 14. Jahrhundert entstandene ärmliche Barfüßerkirche. Die heilige Geistkapelle wird heute als Bierbrauerei benutzt, Reste der Stadtmauern sind noch vorhanden, auch ein Thurm derselben hat sich erhalten, wie wohl nur die Fundamente aus der früheren Zeit stammen. Er war von König Wilhelm von Holland neben der Zollstätte am Rheine erbaut. Im Jahr 1813 wurde er von den Franzosen abgebrochen und 1841 wurde er wieder neu aufgebaut. Er dient zum Gefängniß und wird der Glockenthurm genannt. Von den Thoren ist das Gauthor theilweise noch erhalten. Unter den Häusern der Stadt erwähnen wir endlich die noch vorhandene Herberge zur Kanne, in welcher Luther — als er zu Oppenheim rastete — sein Glaubenslied: Ein feste Burg", gedichtet haben soll.

Das Testament eines deutschen Königs.

Es ist fast kein Ort in unserem heutigen Großherzogthum, an dessen Boden sich nicht das Andenken an eine nationale Schande, an eine tiefe Schmach knüpfte, welche in ihrer Wuth die größten Feinde Deutschlands, der Papst, die Türkei und Frankreich, jeder für sich oder mit einander verbündet, unterstützt durch die deutsche Zerrissenheit, uns anthaten, und heute, wo man unserem deutschen Volke so gern die Lust an seiner schönsten Schöpfung, an unserem auf solideren Grundlagen als das alte geschaffenen neuen deutschen Reiche verleiden möchte, kann es ihm nicht oft genug gesagt werden, was es einst war, wie manchen Schimpf man seinen ohnmächtigen Kaisern und Königen ungestraft zufügen durfte, wie sie, ein Spott der Gassenjungen, als hülflose Schattenkönige auf ihrem Throne saßen.

Ein solcher bejammernswerther Schattenkönig war der deutsche König und Pfälzer Kurfürst Ruprecht III.

Als die deutschen Kurfürsten 1398 den lüderlichen Wenzel absetzten, wurde an den Kurfürsten und Pfalzgrafen Ruprecht die Dornenkrone der deutschen Könige vergeben. Man verpflichtete ihn, die Würde des Reiches geltend zu machen in den Punkten, in welchen sie Wenzel versäumt hatte, aber das war nur eine schöne Redensart, denn denjenigen, welche ihn hierzu verpflichteten, war es um nichts weniger zu thun als um die Würde und Kraft des Reiches. Die Hauptsache war, daß der König den alten Unfug von Privilegien, Immunitäten u. s. w., welche nicht nur den König in seinen Regierungshandlungen lähmten, sondern auch das Mark des Landes aussaugten, bestätigte und seine Wähler für ihre Bemühungen reichlich belohnte.*

So sehen wir Ruprecht, einen intelligenten, unternehmenden und energischen Fürsten, von Anfang an der Macht beraubt, deren er zur Ausübung seines Herrscheramts bedurfte. Er versuchte es, den sich immer mehr lockernden Reichsverband wieder fester zu knüpfen und namentlich Metz, Toul und Verdun, welche sich damals loszulösen begannen, wieder dem Reiche zu nähern; allein es gelang ihm nicht, in dem von blutigen Fehden und wüsten Privathändeln der einzelnen Fürsten- und Dynastengeschlechter zerrütteten deutschen Vaterlande nur einen mäßigen Grad nationalen Interesses rege zu machen. Der König selbst wurde nur von Wenigen anerkannt; er war geradezu von der Gnade der Fürsten Deutschlands abhängig und er mußte sich von denen, über welche er mit seinem Scepter zu herrschen berufen war, jede Gunst mit Privilegien erkaufen und mit schwerem Golde aus seiner Tasche bezahlen.

Mit Mühe und Noth erlangte Ruprecht 1401 ein paar Tausend Ducaten zu einem Römerzug,

---

* Vergl. Häusser, Pfälzische Geschichte.

und die Beihülfe Leopold's von Oesterreich, der mit 1000 Lanzen zu seinem Heere stieß, mußte er mit der Verleihung des Landgerichts im Elsaß und durch einen monatlichen Geldzuschuß von 25000 Gulden bezahlen. Endlich brachte er ein etwa siebzehntausend Mann starkes Heer zusammen. Auch 2000 Mann italienische Elitetruppen unter Franz von Carrara stießen zu ihm, allein als es am 20. October bei Brescia zur Schlacht kam, gehorchten die deutschen Fürsten nicht dem Oberfeldherrn Franz von Carrara, welchen der Kaiser ernannt hatte. Herzog Leopold von Oesterreich unterhielt sogar verrätherische Beziehungen mit den Mailändern, und bald darauf fiel er offen von dem Könige ab und kehrte nach Hause zurück.

Auch der Papst, damals Bonifacius IX., unterhielt ein geheimes Einverständniß mit den Gegnern des deutschen Königs, und als Ruprecht die Anerkennung und die Kaiserkrone forderte, trat er mit schimpflichen Bedingungen hervor und erklärte namentlich, wenn er schwören wolle, sich um die Kirchenspaltung nicht zu bekümmern, wolle er ihn zum Kaiser krönen. Ruprecht besaß zu viel Mannesstolz, um sich durch eine Erniedrigung und durch eine Versäumniß seiner religiösen und seiner monarchischen Pflichten die Krone zu erkaufen, und zog es vor, den Rückweg nach Deutschland wieder zu betreten.

Er war aber durch diesen Zug in so große Noth gekommen, daß er seine Kleinodien und sein Silbergeschirr um 12000 Gulden verpfänden mußte, und ruhmlos und in seinen Entwürfen völlig gescheitert kehrte er nach Deutschland zurück. Ein alter Chronist, Oelfeld, schreibt über diesen unglückseligen Römerzug: „Der König wollte ziehen mit Gewalt gegen Rom und wollt Kaiser werden, das doch nit geschah; denn so bald sie kamen in das Gebirg mochten sie weder Herberg noch Speise bekommen, dazu mochten sie durch n·lsche Land nit kommen wider die Herrn und wurden erschlagen und sturben Hungers, ein Theil mußte wiederkehren mit Schande und Spott und kam halb wieder her mit Armuth.“ In Deutschland sang man Spottlieder auf den König, der ohne Kaiserkrone aus Italien wiedergekehrt war, ja in seiner eigenen Residenz, in seinem Schlosse zu Heidelberg, dessen herlichen Ruprechtsbau er als sorgenfreier Pfälzer Kurfürst einst erbauen ließ, hörte der arme Ruprecht die Kinder in Spottliedern seinen Zug besingen. Der Oberhofmeister wollte die bösen Jungen strafen, allein Ruprecht, welchem die Geschichte den Beinamen der Milde beigelegt hat, verbot es und sagte: „Laß es gut sein, laß die Kinder nur singen; wir wollen Gott danken, daß wir gesund zurückgekommen sind“.

Nach Deutschland zurückgekehrt, ging sein Elend von Neuem an. Die Anarchie im Reiche gefährdete seine Krone, das verrätherische Oesterreich bedrohte ihn und während das Verhalten der Fürsten zweifelhaft war und ein energisches Handeln erheischte, mußte er seine Zeit vergeuden, um die Vasallen des Mainzer Erzbischofs, die Raubritter in der Wetterau, zur Ruhe zu bringen und ihre Raubnester zu zerstören. Da wurde der König den gewissenlosen Fürsten unbequem, man machte es ihm zur Anklage, daß er dem Raubritterwesen steuerte, man nannte sein gerechtes Verfahren unbillig und erklärte seine Strenge für hart und gewaltsam.

Fürsten und Bischöfe, Erzbischof Johann von Mainz und Graf Eberhard von Würtemberg an der Spitze, fanden in seinem Vorgehen einen Vorwand, um sich gegen ihn aufzulehnen, und auch die wetterauischen Raubritter schickten dem deutschen König offen ihre Fehdebriefe zu. Ruprecht mußte überall belehnen, Zölle abtreten und Geld aus eigener Tasche opfern, um sich bei Ansehen zu erhalten. Die ritterliche Räuberbande „zum Lux“, mit welcher sich der Erzbischof von Mainz verbündet hatte, machte Ruprecht furchtbar zu schaffen, und außerdem ist es Frankreich, dessen Hülfe hier zum Erstenmale von einem deutschen Fürsten, dem Erzbischof von Mainz, gesucht wird, welches die Sicherheit des Reichs bedroht. Zu all den Feinden kam noch der Erbfeind der deutschen Kaiser und des deutschen Reiches, der Papst Alexander V., Gegenpapst Gregor XII., der die wenigen Getreuen, welche Ruprecht noch geblieben waren, gegen ihn aufwiegelte, und schon rüstete sich der achtundsechzigjährige, aber immer noch thatkräftige Mann, mit den Gegnern um seine Krone zu ringen.

Allein Ruprecht war arm und elend. Seine Zölle und Kroneinkünfte waren alle verpfändet und sogar die Mitgift seiner reichen Schwiegertochter, der Tochter Heinrich IV. aus dem Hause Lancaster, mußte er in Anspruch nehmen. Da erlöste den Hülflosen der Tod von seinen Qualen. Als

er sich zum Kriege gegen den Erzbischof Johann von Mainz vorbereiten wollte, überfiel ihn auf dem Schloß Landskron bei Oppenheim, einem seiner Lieblingssitze, ein Fieber, dem er am 18. Mai 1410 erlag. Auf der Landskron hat er auch zwei Tage vorher sein Testament gemacht und die Urkunde in ihrer rührenden Einfachheit zeigt uns so recht deutlich das Elend des armen, hülflosen deutschen Schattenkönigs.

Das von Johannes von Winheim, des Königs Protonotarius, aufgesetzte Testament lautet:

In Gottes Namen Amen! Kund sei allen denen, die dieses gegenwärtige öffentliche Instrument ansehen, lesen, oder hören lesen, daß in dem Jahre, da man zählt nach Christi Geburt vierzehnhundert und zehn Jahre, in der dritten Indiktion, in dem vierten Jahre des Papstthums des allerheiligsten in Gott Vatters und Herrn Gregory des zwölften Pabstes, an dem sechzehnten Tage des Maien umb prime Zeit oder nahe dabei auf der Burg zu Oppenheim in Gegenwärtigkeit dieser hier unterschriebenen Zeugen vor mir dem öffentlichen Schreiber gesessen ist: der alldurchlauchtigst Fürst und Herr, Herr Ruprecht Römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, mein allergnädigster Herr, auf der Bank bei seinem Bette, als er krank und doch vernünftig seiner Sinne war, wie man das merken mocht, und hat dieses nachgeschrieben sein Testament und seinen letzten Willen geordnet, gesetzt und gemacht in der besten Form, als das die allerbest Kraft oder Macht haben soll und mag."

Auf das genaueste trifft in dem Testament der König alle Bestimmungen über die Erbfolge seiner Kinder und ordnet alle seine Angelegenheiten wie ein gewissenhafter Hausvater. Es heißt dann:

„Item er will auch, daß meine Frau, die Königin, bei ihrem Wittthum verbleiben soll nach Ausweisung der Briefe, die darüber gemacht sind. Und daß meines Vaters selig Jahrzeit jährlich ausgericht werden soll, nachdem er das dann gesetzt hat."

„Auch hat er gesagt: er sei zu Heidelberg etlichen armen Leuten Geld schuldig, als mit Namen dem Apotheker Zwengel, dem Schmied Wartinhuß, dem Schuhmacher, dem Maler und etlichen Anderen. So sei er auch zu Amberg etlichen armen Leuten schuldig. Das sei sein Meinung; sei es denn, daß unser Herrgott über ihn gebiete, so soll man seine Krone, Heftel, silbern Dringfaß (Trinkgefäße) und Schüsseln nehmen und die verkaufen und dieselbe Schuld damit bezahlen. Und er hat das zu Heidelberg befohlen meinem Herrn, Herzog Ludwig, und meinem Herrn von Speier, und zu Amberg meinem Herrn Herzog Johansen und meinem Herrn von Speier auszurichten und zu bezahlen."

„Hierüber heischte und forderte mich, den hier unterschriebenen öffentlichen Schreiber, obgenannter mein allergnädigster Herr König Ruprecht auf, ein öffentliches Instrument zu machen. Dies ist geschehen in dem Jahre nach Christi Geburt als oben geschrieben steht. Und hierbei sind gewest die allerdurchlauchtigst hochgeborene Fürstin und Frau, Frau Elisabeth, römische Königin, meine gnädige Frau, der ersame Heinrich von Homberg, Lehrer der heiligen Schrift, der strenge Ritter Herr Tham Knebel, Schultheiß von Oppenheim, Heinrich von der Huben und Kune Alheim, Edelknechte, die als Zeugen aller oben geschriebenen Sachen gebeten und gefordert worden sind." *

So endigte König Ruprecht. Er ward in Heidelberg in der Kirche zum heiligen Geist, welcher er viele Wohlthaten erwiesen, bestattet und dort ruhten die Gebeine des gleich einem armen Wild geplagten und gehetzten unglücklichen Königs, bis 1689 die Mordbrennerbanden Ludwig XIV. sein Grab aufwühlten und zerstörten und seine Asche in die vier Winde zerstreuten.

Deutschland verlor in ihm einen der letzten Könige, welche, ihrer Aufgabe sich bewußt, den Versuch machten, der Anarchie ein Ziel zu stecken, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts über das Reich hereingebrochen war.

Wer aber unter den Trümmern des prachtvollen Bergschlosses Landskrone wandelt (gleichfalls ein Opfer der Mordbrennerfackel des Bourbonenkönigs), der gedenke, wenn er in die lachende Rheinebene und auf jenes blühende Land hinabsieht, das sich unten vor ihm ausbreitet, auch jenes unglücklichen Königs, der hier oben seine Tage abschloß, und versäume nicht, daraus für die Gegenwart seine Nutzanwendung zu machen. Das „Willegis, was du gewesen nie vergiß", ziemt auch unserem Volke als Wahlspruch.

* S. Janssen, Frankfurts Reichscorrespondenz, Freiburg 1863. Bd. I.

Paul Wallot.

Wir können an Oppenheim nicht vorübergehen, ohne einen der Seinigen zu nennen, der berufen ist, dem schmucken rheinischen Städtchen zur Zierde zu gereichen; Paul Wallot, dessen Name durch seinen, mit dem ersten Preis gekrönten, in Folge der Sitzung des deutschen Reichstags vom 9. Juni 1883 auch im Wesentlichen zur Ausführung bestimmten Entwurf, nunmehr denjenigen der ersten jetztlebenden Architekten sich zugesellt. Paul Wallot, der vierte von sechs Brüdern, wurde im Jahr 1842 als Sohn eines Weinhändlers zu Oppenheim geboren. Er besuchte zuerst die Realschule seines Wohnorts und vertauschte dieselbe später mit der höheren Gewerbeschule in Darmstadt, wo der treffliche Landschaftsmaler August Lucas derjenige unter seinen Lehrern war, der das in dem phantasievollen Jüngling verborgene Talent zuerst entdeckte. Unser Großherzogthum ist bekanntlich arm an hervorragenden modernen Bauten, namentlich die Casernen und Kanzleien unserer Residenz vermögen nicht den Feuerfunken einer Künstlerseele zu erwecken. Um so mehr schwebte Wallot das Bild der heimathlichen Katharinenkirche vor Augen. Er beschloß Architect zu werden, besuchte 1861 bis 1862 das Polytechnikum zu Hannover, im nächsten Jahr die Bauacademie in Berlin und begab sich dann, mit der Absicht in den hessischen Staatsdienst zu treten, nach unserer Landesuniversität Gießen, wo er sein Facultätsexamen ablegte. Nach einem kürzeren Aufenthalt zu München trat er dann seinen Acceß in Darmstadt an und hatte die Freude, namentlich unter Oberbaurath Müller verschiedene größere Projecte zu bearbeiten. Wallot blieb jedoch nur kurze Zeit im Staatsdienst und siedelte zum zweitenmale nach Berlin über, wo er bis 1868 in den Ateliers von Gropius und Lucä und Hitzig thätig war. Seitdem ließ er sich als selbständiger Architekt in Frankfurt a. M. nieder und besuchte wiederholt England und Italien. Frankfurt a. M. hat von ihm eine Reihe größerer, in „Licht's Architektur Deutschlands“ publicirter Bauten aufzuweisen. Er betheiligte sich unter Andern auch erfolgreich bei der für die neue, großartige Friedhofanlage in Dresden ausgeschriebenen Concurrenz. Paul Wallot's Entwurf, der auch zur Ausführung kam, erhielt den ersten Preis. Möge Paul Wallot das Unternehmen des Reichstagsbaues glücklich zur allgemeinen Befriedigung zu Ende führen und möge ihm, um einen Wunsch des Abg. Peter Reichensperger zu wiederholen, „dabei das Leben nicht allzusauer gemacht werden“.

Die Umgebung von Oppenheim.

Rings um Oppenheim erblickt man fruchtbare Felder und die herrlichsten Weinberge, welche Rheinhessen darbietet. Abwärts erstrecken sich dieselben bis vor Mainz, aufwärts bis nach Worms, und jeder dieser Weine, sei es nun von Nierstein, Bodenheim, Osthofen, Westhofen, Bechtheim, Guntersblum oder Oppenheim, ist der Stolz der Bewohner des Orts, welche ihn pflanzen. Ein herrlicher Gang ist es durch diese grünen Rebberge, die in mannigfaltiger Abwechslung sich längs des linken Rheinufers erstrecken, und über dem erfrischenden Anblick, den sie darbieten, vergißt man die historischen Erinnerungen, welche sich an den Boden knüpfen, auf welchem die Rebe gedeiht. Man vergißt sie um so rascher, als die Cultur hier fast überall die Spuren verwischt hat, welche frühere Jahrhunderte zurückließen, und nur da und dort findet der Wanderer noch einen Thurm, eine Kirche, einen Brunnen, an den sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen.

Ungefähr eine Stunde von Oppenheim, in einem Seitenthale des Rheines, eine halbe Stunde von Nierstein, ragt der viereckige, aus colossalen Rustica-Steinen erbaute Thurm der

Schwabsburg, (846 Einwohner)

hervor. Der sogenannte Schwabsburger Schloßberg, auf welchem er errichtet ist, gehört zu den besten Weinlagen der Niersteiner Gemarkung. Die Schwabsburg war gleich der Landskrone ehedem eine Reichsburg und hatte gleich dieser ihre eigenen Burgmannen. Gleich Oppenheim und Nierstein kam auch die Schwabsburg mit dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe gleichen Namens an die Pfalzgrafen. Zahlreiche römische Alterthümer, welche man in der Gemarkung findet, lassen annehmen, daß sich hier einstens eine römische Niederlassung befand, ja die viereckige Form des Burgfrieds der Schwabsburg, die colossalen Rustica-Steine und die Thatsache, daß sich der Thurmeingang etwa 10 Fuß über der Erde befindet, also nur mit einer Leiter betreten werden konnte, wie dieses bei den römischen Thürmen üblich war, lassen auch bei der Schwabsburg selbst auf einen römischen Ursprung rathen.

Ungefähr anderthalb Stunden oberhalb Oppenheim liegt

Guntersblum, (2009 Einwohner).

Es hieß ehedem Nordhofen und bei einem Theile des Fleckens hat sich dieser Name als „Nordheim" noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Ort war bereits im frühen Mittelalter eine Leiningensche Besitzung, und einem Grafen Gunter von Leiningen, der es seine Blume nannte, soll es auch seinen heutigen Namen verdanken. Das neue Schloß der Grafen von Leiningen, welche durch die französische Revolution ihre herrschaftlichen Rechte einbüßten, sowie der schattige Park des Schlosses sind heute noch eine Zierde des Orts. Das alte Leining'sche Schloß dient als Gemeindehaus. Die evangelische Kirche von Guntersblum, erbaut 1619 ist eine der schönsten Rheinhessens; ihr Portal und ihr Taufbecken zählen zu den werthvollsten Kunstdenkmalen. In Guntersblum, dessen herrliche Lage diese Muthmaßung glaubhaft erscheinen läßt, sucht man die Gegend, wo sich einst der Rosengarten Kriemhildens befand, und insbesondere ist es die große terrassenförmig westlich vom Ort ansteigende Fläche, welche zur Anlage eines großen fürstlichen Gartens weit geeigneter erscheint, als das sumpfige Terrain auf dem rechten Rheinufer Worms gegenüber, welches heute diesen Namen führt. Ein Schmuck von Guntersblum ist endlich die uralte Ulme, welche den Julianenbrunnen beschattet. Die Bewohner des Orts sind liebenswürdig und gastfrei, und wer je einen Abend in der Kellerstraße verbracht und von dem herrlichen Traminer und Rießling, den die Weinberge Guntersblums hervorbringen, gekostet hat, der wird dem freundlichen Flecken ein dankbares Andenken bewahren.

Eine halbe Stunde abwärts von Guntersblum liegt Ludwigshöhe (779 Einwohner), der jüngste Ort der Provinz Rheinhessen. Der Ort führte früher den Namen Rudelsheim und lag beinahe unmittelbar am Rhein (Rudolfesheim wird schon 765 erwähnt). Die furchtbaren Ueberschwemmungen, von welchen Rudelsheim fortdauernd heimgesucht wurde, veranlaßten die Bewohner, sich 1823 auf jener Anhöhe, welche sich von Oppenheim bis Osthofen erstreckt, neu anzubauen. Am 25. August wurde der Grundstein zu der neuen Ortsgründung gelegt, und den Namen entliehen die Bewohner dem gütigen Fürsten, dem das moderne Hessen seine Blüthe verdankt. Sämmtliche Bewohner von Rudelsheim, an welches heute nur noch ein einzelner Hof erinnert, siedelten nach Ludwigshöhe über.

Zwischen Ludwigshöhe und Oppenheim, nur eine Viertelstunde von Letzterem entfernt, liegt Dienheim (916 Einwohner), ein Ort, welcher bereits 756 erwähnt wird. Die Herren von Dienheim, die ersten bekannten Besitzer, verkauften Dienheim 1495 an Kurpfalz. Auch Dienheim war ehedem eine römische Niederlassung und im städtischen Museum zu Mainz befindet sich ein 1834 gefundener römischer Grabstein mit folgender Inschrift:

SJLIVS ATTONIS F
EQ · ALAE PICENT
An · XLV · STIP · XXIV
H · F · C

„Silius, der Sohn des Atto, Reiter in dem Picentinischen Geschwader, alt 45 Jahre, im Dienste 24 Jahre (liegt hier); (der Erbe ließ den Stein setzen).“

Osthofen.

Ein gleichfalls bedeutender Marktflecken des ehemaligen Kurpfälzischen Gebietes ist das ungefähr anderthalb Stunden unterhalb Worms gelegene Osthofen (3167 Einwohner). Es ist nachgewiesen, daß der Ort bereits im achten Jahrhundert vorhanden war; zum Erstenmale wird er 784 urkundlich erwähnt. Die deutschen Könige, die Bisthümer Metz, Mainz und Worms, die Klöster Hornbach, Mülheim und Lorsch, die Tempelherren und Malteserritter besaßen hier bedeutende Güter und übten die verschiedenartigsten Gerechtigkeiten aus. In jener Epoche, wo in Osthofen ein großer Theil der liegenden Güter Reichsgut war, ernannte der Kaiser, wie wir dieses bereits öfter, da wo wir uns mit den früheren Perioden der deutschen Geschichte beschäftigten, gesehen haben, als seine Stellvertreter kaiserliche Vögte zu Osthofen. Die Vögte zu Osthofen waren also unmittelbare Reichsvasallen. Auf dem Berge, auf welchem sich jetzt die protestantische Kirche weithin sichtbar erhebt, hatten sie 1195 eine wohlbefestigte Burg erbaut, welche Bischof Landolf von Worms, als diese Reichsvögte Raubritter geworden waren, 1235 überfiel und zerstörte. Die Vogtei über Osthofen kam hierauf an die Ebernburg, später wurden die Leiningen damit belehnt. Nach und nach erwarb sich Kurpfalz Besitzthum in Osthofen, bis der Ort 1468 völlig zum kurpfälzischen Gebiet gehörte.

Im Bauernkrieg litt Osthofen schwer. Ein großer Theil des Orts wurde verbrannt und die Bewohner sahen sich genöthigt, wenn sie nicht Leben und Vermögen verlieren wollten, mit den Empörern gemeinschaftliche Sache zu machen. Im dreißigjährigen Kriege wurden Osthofen und das nahe Westhofen am 2. März 1621 völlig in Asche gelegt.

Die Kirchen des Orts sind nicht ohne historische Bedeutung. Die 1792 erbaute katholische Kirche, deren Thurm jedoch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt, gehörte ehedem zum Johanniterkloster. Die Tempelherren aus dem nahen Mülheim, an welche auch noch die Tempelgasse durch ihren Namen erinnert, übten über die Kirche das Patronatsrecht aus.

Auch die im Ort befindliche evangelische Kirche ist neuen Ursprungs (1778). Sie wurde an Stelle des bei der Zerstörung von Osthofen 1621 mitverbrannten Rathhauses erbaut, von welchem noch der untere Theil des Kirchthurms mit der Jahreszahl 1581 herrührt.

Auf dem Berge erhebt sich weithin sichtbar die zweite, ehemals dem heiligen Remigius geweihte evangelische Kirche, deren untere Thurmtheile noch von der ehemaligen Burg herrühren. Eine herrliche Aussicht auf Worms, die Bergstraße und bis nach den fernen Bergen des Taunus, deren graciöse Linien den Horizont begrenzen, lohnt den Gang auf die sonnige, rebbepflanzte Anhöhe.

Westhofen.

Ursprünglich gehörte Westhofen (1739 Einwohner) zu den weitläufigen Besitzungen des Benediktinerklosters Mauromünster in Weißenburg. Einer Reihe von Adligen, unter anderen den Bolanden, welche hier ein gemeinsames Besitzrecht ausübten, trat das Kloster später seine Ansprüche ab. Die Vogtei wurde den Grafen von Leiningen zum Lehen übergeben. Die letzteren belehnten wieder die Dynasten von Hohenfels, welche hier ein festes Schloß erbauten, dessen Spuren jedoch völlig verschwunden sind. Wie in Osthofen erwarben auch hier die mächtigen, über großes wohl arrondirtes Besitzthum verfügenden Pfalzgrafen nach und nach in den Jahren 1400, 1412, 1548 und 1579 die vielgetheilten Eigenthumsrechte, bis wir Westhofen 1615 völlig im Besitz der Pfalzgrafen finden. Im Bauernkrieg wurde Westhofen von den wüthenden Bauern verbrannt. Noch schwerere Prüfungen erlitt es in dem dreißigjährigen Kriege.

Am 18. Februar 1621 erschienen 2000 Reiter und 4000 Mann zu Fuß, zu dem Heere Spinola's gehörig, unter dem Rittmeister Usel vor Westhofen. Nachdem die Einwohner und die aus 300

pfälzischen Reitern bestehende Besatzung sich über sechs Stunden lang auf das Tapferste gewehrt hatten, gelang es den Spaniern eines der Thore zu stürmen und sich des Orts zu bemächtigen. Westhofen mußte damals 16000 und das benachbarte Osthofen 10000 fl. Contribution bezahlen, um der Plünderung zu entgehen. Da Spinola sich in Ost- und Westhofen festzusetzen beabsichtigte, rückten die Truppen der Union gegen beide Orte an und brannten sie am 2. März 1621 vollständig nieder.

Eine Stunde von Ost- und Westhofen liegt der ehemalige Leining'sche Ort Bechtheim, ein durch seinen vorzüglichen Wein bekannter Marktflecken, dessen Bevölkerung gleich derjenigen der beiden vorgenannten Orte hervorragt durch ihre Lebhaftigkeit, ihre Gastfreundschaft, ihre Aufklärung, und deutschnationale Gesinnung.

Das ungefähr eine halbe Stunde entfernte Mettenheim trugen die Leiningen vom Wormser Bisthum zum Lehen. Später wurde es den Stammgütern der Familie einverleibt.

Weiter abwärts, eine halbe Stunde von Mettenheim am Fuße des Höhenzuges, welcher sich von Osthofen nach Oppenheim erstreckt, liegt Alsheim, gleichfalls ein ehedem Wormsisches Lehen der Leiningen, welches 1467 an die Pfalz überging.

Herrnsheim.

Etwa eine Stunde oberhalb Osthofen liegt Herrnsheim (1616 Einwohner), der Stammsitz der uralten freiherrlichen Familie von Dalberg, welche an Ahnenstolz jenen spanischen Granden, deren Stammbaum auf Abraham oder Moses zurückging, nicht viel nachgab. Leitete doch die Familie ihren Ursprung von Juden ab, die bald nach Christi Geburt in Worms einwanderten, und rühmten sich manche ihrer Glieder doch zuweilen ihrer Verwandtschaft mit der Jungfrau Maria. Von einer Freifrau von Dalberg erzählt man, daß sie, wenn sie nach Worms zur Liebfrauen-Kirche fuhr, zu sagen pflegte: „Ich besuche meine Base".

Als Kaiser Barbarossa 1155 bei einem Aufstand in Rom durch die Tapferkeit Heriberts von Dalberg gerettet wurde, mußte zur Erinnerung und zur ewigen Ehre für das Dalberg'sche Geschlecht bei jeder Kaiserkrönung der Reichsherold rufen: „Ist kein Dalberg da!" worauf ein anwesender Dalberg vom neuen Kaiser den ersten Ritterschlag als Reichsritter empfing.

Es gereicht nach unserem Ermessen nicht zur Ehre der späteren Nachkommen des Geschlechts, daß auch unter Napoleon diese Sitte sich forterbte und daß die deutschen Reichsritter es nicht unter ihrer Würde fanden, sich von dem französischen Kaiser den Ritterschlag ertheilen zu lassen.

Der Herrnsheimer Zweig bekleidete das Kämmereramt bei den Bischöfen von Worms und Mainz und mehrere Mainzer Kurfürsten und Wormser Bischöfe sind aus ihm hervorgegangen. Zu seinen Besitzungen gehörten in Rheinhessen die Orte Abenheim, Heßloch und Gabsheim. In Herrnsheim wurde am 4. Februar 1744 Karl Theodor Anton Maria von Dalberg geboren, seit 1787 Coadjutor des Kurfürsten Carl Josef Erthal, nachmals von Napoleons Gnaden 1810 Großherzog von Frankfurt, welcher 1817 als Erzbischof von Regensburg seine Tage beschloß.

Sein Bruder war Wolfgang Heribert von Dalberg, der bekannte Vorstand des Mannheimer Theaters. Mit dessen Sohn Emmerich Joseph von Dalberg, Pair von Frankreich, welcher am 27. April 1833 in Herrnsheim verschied, starb der Herrnsheimer Zweig der Dalberg in der männlichen Linie aus. Seine Tochter vermählte sich mit Lord Granville.

Das prächtige Schloß und der herrliche Park mit seinen kühlen Laubgängen ist ein beliebter Ausflugsort für die Bewohner der Umgebung.

Alzey.

Ein prächtiges, fruchtbares Hügelland ist das weite Gebiet des alten pfälzischen Alzeyer Gaus, und mitten in einer freundlichen, einladenden Umgebung, in welcher reiche Korn- und Waizenfelder mit Weinreben abwechseln, liegt das (5655 Einwohner zählende) Städtchen Alzey, dem nur zwei Dinge mangeln, Wiese und Wald, um das Bild der Anmuth zu vollenden, welches es darbietet. Wie in ganz Rheinhessen, hat die Cultur sich auch hier des geringsten Fleckchens Erde bemächtigt, um es den Interessen der Menschen dienstbar zu machen. Ehedem, als die ersten celtischen Ansiedler sich in dem Thale der Selz niederließen, erstreckte sich wohl ein weiter grüner Wiesengrund an Stelle des Ackerlandes der Thalsohle, und reiche, üppige Waldungen deckten die Hügelgruppen, welche Alzey umschließen, bis in späteren Epochen stückweise das äußere Bild, welches die Stadt uns darbietet, eine Umgestaltung erlitt.

Der celtische Ursprung Alzey's ist wahrscheinlich, soweit überhaupt die Wissenschaft hierüber einen Aufschluß zu geben im Stande ist; gewiß aber zählt es zu den ältesten Städten in Deutschland. Der römische Name Altiaia läßt auf eine Ableitung aus dem celtischen Al (soviel wie vorzüglich, meist) und ty (Haus oder Niederlassung) schließen, so daß wir annehmen müssen, daß der Name, welchen die celtischen Ureinwohner ihrer Niederlassung verliehen, auch bei den nachfolgenden Germanen und Römern sich erhielt.

Gleich anderen Städten, welche wir schon untersucht, Mainz, Wimpfen, Worms und Bingen, war auch wohl Alzey der Sitz einer bedeutenden römischen Cultur, wenn auch bei der Kleinheit der Stadt, mehr als dieses bei Mainz der Fall war, die Einfachheit der Provinzialstadt hervortrat. Die Entstehung dieser Römerstadt dürfte ungefähr in die gleiche Epoche wie diejenige von Mainz und Worms zu verlegen sein, und wir haben es hier wohl mit einem Flecken zu thun, welcher, wie die große Mehrzahl der Niederlassungen in den Rheinlanden, von geringer begüterten römischen Bürgern und Freigelassenen begründet wurde, welche hier ihr Glück versuchten. Ein solcher Freigelassener, welcher sich wahrscheinlich reichliche irdische Güter erwarb, ließ in Alzey den Nymphen einen Altar errichten, welcher heute, nachdem er 1783 aufgefunden wurde, noch erhalten ist. Der Altar ist gegenwärtig in dem Garten des Herrn Werzius aufgestellt und seine Inschrift lautet:

IN H · D · D
DV · NYMPHIS
VICANI · AL
TIAIENSES
ARAM · POSVER
CVRA · OSTONI
CASSI · X · DEC
MXIMO · ET · AELIANO · COS.

Vervollständigt lautet diese Inschrift: „Divis Nymphis vicani Altiaienses Aram posuerunt Cura Ostonii Liberti Titi Ostonii Cassii, X Kalendas Decembris, Maximo et Aelinano Consulibus."

In deutscher Uebersetzung: „Zu Ehren des göttlichen Hauses setzten den Nymphengottheiten die Einwohner des Vicus Altiaia diesen Altar, unter der Obhut des Ostonius, Freigelassenen des Ostonius Cassius, am 22. November, unter den Consuln Maximus und Aelianus.

Es ergibt sich aus dieser Jahreszahl, daß Alzey bereits 223 Jahre nach Christi Geburt als römischer Wohnsitz vorhanden war.

Noch zwei andere Altarsteine wurden hier gefunden. Einer derselben wurde von einem gewissen Vitalinius der Minerva gewidmet, ein anderer von Gnatius Mascello der Göttin Fortuna.

Eine bedeutende Rolle hat der Flecken Alzey wohl zur Römerzeit nicht gespielt, doch wollte es der Zufall, daß einst ein römischer Kaiser Valentinian I. auf seinem Feldzuge gegen die Burgundionen hier Rast hielt und eine Verordnung erließ.

Als die Völkerwanderung der römischen Herrschaft am Rhein ein Ende bereitete und Worms zum Hauptsitz des kleinen burgundischen Reiches wurde, finden wir auch Alzey wieder erwähnt, und das Nibelungenlied prieß als einen der tapfersten Vasallen König Gunthers, den kühnen Ritter, den Fiedler Volker von Alzey, dessen sagenhafte Gestalt leider die einzige Reminiscenz ist, welche uns von dem Alzey jener Periode Kunde gibt.

Allein auch das Burgundische Reich sank in Trümmer und erlag dem Andrang der Horden Attilas. Es erscheint kaum zweifelhaft, daß gleich den anderen Städten, welche wir bereits erwähnt, auch der kleine Flecken Alzey durch diese sengende und mordende Bande in Trümmer fiel. Eine Sage erzählt, daß damals die flüchtigen Bewohner der Umgebung auf den Donnersberg zogen und in einer der Schluchten desselben, welche das Volk heute noch die Mordkammer nennt, von den wüthenden Hunnen niedergemetzelt wurden. Das Volk führt den Namen die „Mordkammer“, welchen die Schlucht trägt, auf diesen Vorgang zurück. Auch der „heilige Blutberg“ bei Weinheim soll seinen Namen von den Mordscenen, welche sich in jener fernen Zeit hier ereignet, erhalten haben.

Auch hier setzte die Schlacht von Zülpich den Wirren der Völkerwanderung ein Ziel, und nicht nur das Gebiet des früheren Burgundenreichs, sondern auch das gesammte, der alemannischen Herrschaft unterworfene Gebiet bis hinüber zum Neckar fiel den Franken anheim.

Alzey und sein Gau gehörte unter dem Frankenreiche zum Nahegau, und in jene Zeit fällt auch wohl die Wiederherstellung von Alzey nach der Völkerwanderung. Wir haben unseren Lesern schon an mehreren Beispielen gezeigt, wie die Frankenkönige die zu Grunde gegangene römische Cultur an fruchtbaren Orten wieder herzustellen suchten und wie sie zahlreiche, von den germanischen und hunnischen Schaaren zerstörte Städte wieder aufbauten. Pipin ließ 748 Alzey wieder aufbauen, und jedenfalls war es, mitten in einer reichen fruchtbaren Gegend gelegen, ein nicht unbedeutender Sitz der fränkischen Herrschaft. Ada, welche Viele für eine Schwester Karls des Großen halten, soll hier zeitweise gewohnt haben, und man schreibt ihr die Gründung eines Klosters von Benediktinerinnen zu. Der Ort, wo das Kloster der Benediktinerinnen gestanden, ist unbekannt, ein Stadttheil Alzey's trägt jedoch den Namen „die Atzel“, und Wimmer, der Geschichtsschreiber der Stadt*, glaubt diesen Namen von Ada Zelle, die Ad' Zell', woraus Atzel entstand, ableiten zu dürfen.

Alzey scheint unter dem Frankenreich rasch aufgeblüht zu sein, und bereits 1076 finden wir es als Stadt erwähnt. Um jene Zeit war es auch, wo nach Abt Tritheim von Sponheim ein nicht genauer bezeichneter Rheingraf die Burg in Alzey erbaute, oder, was wahrscheinlicher, die bereits vorhandene Burg weiter ausbaute. Etwa ein Jahrhundert später (1176) sehen wir Alzey als Sitz einer Pfarrkirche und als eine Stadt, welche eine für die damalige Zeit erhebliche Bedeutung besaß. In jener Epoche ging auch Alzey, bisher eine königliche Stadt, in den Besitz der Pfalzgrafen über.

Alzey unter Kurpfalz.

Wie uns scheint, ist Wimmer mit Recht der Ansicht, daß Alzey bereits zur Zeit Conrad des Hohenstaufen in den Besitz der Pfalzgrafen kam, und man darf annehmen, daß Kaiser Friedrich, als er seinem Bruder die Pfalzgrafenwürde verlieh, denselben auch mit ansehnlichen Gütern belehnte. Der

---

* Vergleiche Geschichte der Stadt Alzey von Carl Wimmer, Postdirektor, ein vortreffliches Werk, welches wir hier zu Grunde gelegt haben.

Truchseß von Alzey, welcher hier bisher an des Königs Stelle Gericht hielt, wurde vermuthlich dem pfälzischen Lehensverband zugetheilt; gewiß ist, daß Pfalzgraf Heinrich bereits 1209 den Truchsessen von Alzey zu seinen Getreuen und Lehenträgern zählte.

Im Jahre 1220 hält Pfalzgraf Otto hier Hof, und unter Otto ist es auch, wo König Heinrich II., dem ungerathenen Sohne Friedrich II., die Burg von Alzey als Gefängniß angewiesen wird. Ungefähr um dieselbe Zeit sehen wir auch die Truchsesse von Alzey in den Vordergrund treten. Sie traten dem Städtebund bei, allein bereits wenige Jahre später standen sie ihm wieder feindlich gegenüber, und namentlich mit Worms geriethen sie in öftere Fehden, welche einen unglücklichen Ausgang nahmen und zur Folge hatten, daß Alzey, „weil alle Landstreicher und bösen Buben Aufenthalt darinnen hatten", von dem Bischof von Worms und seinen Verbündeten, dem Erzbischof Werner von Mainz, dem Bischof von Speyer und mehreren Edelleuten, darunter Diether von Katzenellenbogen, auf St. Margarethenabend Alzey „schier in Boden auf den Grund hinweggerissen" wurde.

Nach diesem Unglücke blühte übrigens Alzey, nicht nur der Sitz der pfälzischen Truchsesse sondern auch eines zahlreichen Adels, rasch wieder empor, und vornehmlich ist es die Gunst der Pfalzgrafen, welche sich dem Städtchen mehr und mehr zuwendet. Ludwig II. von der Pfalz sehen wir den Wildgrafen Emicho zu Alzey zu seinem Burggrafen daselbst ernennen, und bald darauf suchte er bei König Rudolf um Verleihung reichsstädtischer Freiheit für die Stadt nach. Der König gewährte diese auch. „In Anbetracht der Treue und Unterwürfigkeit", heißt es in der am 24. Oktober 1277 in Wien ausgefertigten Urkunde, „durch welche sich der Pfalzgraf gegen König und Reich auszeichne, verordnete er, daß die genannte Stadt alle Freiheit und Verrichtungen, Rechte und ehrbaren Gewohnheiten, welche die Städte des Reiches leisten müßten, besitzen solle; es müsse jedoch die Stadt Alzey dem Pfalzgrafen zu den gewöhnlichen und schuldigen Dienstleistungen verpflichtet bleiben."

Durch dieses Privileg beabsichtigte der König, Alzey nicht etwa zu einer freien Reichsstadt zu machen, sondern er wollte ihr nur nach Art der Reichsstädte als Bevorzugung der Alzeyer Bürger einen eigenen unabhängigen Gerichtsstand geben, jedoch so, daß der Pfalzgraf und seine Nachfolger dadurch in ihren Rechten nicht beschränkt wurden.

Im Uebrigen ist nicht ersichtlich, was Alzey unter der pfälzischen Herrschaft an hervorragenden Vortheilen genoß. Die Stadt ernährte sich selbst und gedieh, Dank der Fruchtbarkeit ihres Bodens, welche es ihr auch gestattete, alle die Katastrophen zu überstehen, welche im Laufe der Jahrhunderte über das herrliche Pfälzer Land hereinbrachen. Der Krieg des mit Trier, Cöln und Mainz verbündeten pfälzischen Kurfürsten gegen Kaiser Albrecht (1300), die Kämpfe Friedrich des Siegreichen von der Pfalz, die Verwüstung der Pfalz durch Landgraf Wilhelm von Hessen, der dreißigjährige Krieg und die Verwüstung des Pfälzer Landes durch Ludwig XIV., alles geschichtliche Perioden, welche wir bereits wiederholt ausführlich schilderten, waren furchtbare Prüfungen für die reiche und angesehene Stadt. In der ersten Hälfte des Oktober 1689, als die Franzosen alle Städte der Pfalz zerstörten, zündeten sie auch Alzey an allen Ecken an und brannten es fast von Grnnd aus nieder. Kaum 40 Häuser blieben damals von der Wuth des Elements verschont. Das Haus „zum Raben" in der Spießgasse ist heute das einzige Denkmal, welches mit seinen geschwärzten Mauern noch an jenes Alzey vor der Pfalzverwüstung Ludwig XIV. erinnert.

Erst unter der geordneten französischen Verwaltung des ersten Kaiserreichs begann sich die in den letzten Jahrhunderten der pfälzischen Herrschaft hart geprüfte Stadt wieder zu erholen, namentlich aber war es die hessische Regierung, unter welcher sie sich bisher dauernd der Segnungen des Friedens zu erfreuen hatte. Alzey hat gegenwärtig eine Blüthe erreicht, wie nie zuvor, und die Stadt bietet alles, was das Leben angenehm machen kann. Namentlich an „Kränzchen" fröhlicher Zecher ist kein Mangel, welche sowohl in Wein wie auch in Bier Bedeutendes leisten.

Das Keßlerlehen.

Nichts bietet uns einen treueren Einblick in den wunderbaren, alles individualisirenden Organismus des deutschen Reiches als die mannigfachen, uns heute so barock erscheinenden Lehensherrlichkeiten. Oben im Elsaß übten die Herren von Rappoltstein über die Pfeiffer (Musikanten) „und andere ehrlose onechte Lüte“ ein Schutzrecht aus und waren Könige aller Pfeiffer vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst. Alljährlich wurden die Streitigkeiten der Zunft der Spielleute auf dem Pfeiffertag zu Rappoltstein geschlichtet. Die Juden waren des Kaisers Eigenthum, über die Schäfer übten die Fürsten von Hohenlohe ein Schutzrecht aus, und der Kurfürst von Sachsen war „der Heerpauker und Feldtrompeter hoher Patron“.

So hatten auch die Keßler oder die Genossen des „Kalt-Kupferschmied-Handwerks vom Alzeyer Tag“ ihre eigenen Gerechtsame. Das erste bekannte Keßler-Privilegium rührt vom Jahr 1377 her, und bekennt durch dasselbe Ruprecht der Jüngere von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, des heiligen römischen Reiches oberster Truchseß und Herzog zu Bayern, „daß alle Keßeler, die in diesen Terminen und Kreisen sind oder hernach kommen, von der Saare an bis zum Elsaß, und von Kyrn bis gen Cobelentze, von Cobelentze bis gen Munteburn, von Munteburn bis gen Friedeberg, von Friedeberg bis gen Gelnhusen und gen Miltenberg, von Miltenberg gen Dinkelsbühl und von Dinkelsbühl bis an die Entz und von der Entz bis an die Murg und die von der Murg bis an die Saare gesessen sind, es sei in Städten und Festen, Märkten oder Dörfern, daß die unser eigen sind und wir sie auch von dem Reiche zu Lehen haben“.

Die Keßler, welche in der früheren Periode des Mittelalters zugleich Waffenschmiedekunst ausübten, gerade so wie später die Glocken- und Stückgießer eine Zunft bildeten, waren dem Kurfürsten von der Pfalz lehenspflichtig, mußten ihm treu und hold sein, ihn von jeder Gefahr, die der Pfalz drohte, benachrichtigen und seinem Heerbanne folgen. Es sind eine Reihe von Fällen bekannt, wo man die Keßler zur Ableistung der Heerespflicht aufforderte: in der bayerischen und sickingen'schen Fehde, sowie bei Beginn des dreißigjährigen Krieges durch den Kurfürst Friedrich VI. Endlich zum letzten Mal wurden sie durch Kurfürst Karl Ludwig zur pfälzischen Miliz herangezogen.

Diese Pflichten der Keßler wurden ausgeglichen durch außergewöhnliche Rechte. Sie bildeten eine bevorzugte Zunft, und in dem gesammten oben bezeichneten Bezirk hatten die Keßler des Alzeyer Tages allein das Recht, ihre Waaren zu verkaufen. Die Alzeyer Keßlerzunft übte unbeschränkt in dem ganzen Gebiet, welches von Murg, Neckar, Main, Lahn, Mosel, Nahe, Saar und Selz umgrenzt wird, also in dem größten Theil des heutigen Baden, in dem gesammten heutigen Hessen, dem ehemaligen Kurhessen und Nassau, in der gesammten bayerischen Rheinprovinz und Unter-Elsaß ihr Gewerbe aus, und kein anderer Keßler hatte das Recht, hier Waaren zu verkaufen. Oberster Lehnsherr der Keßler war, wie bemerkt, der Pfalzgraf, welcher die Schultheißen, Schöffen und Zunftmeister ernannte.

Wie in Rappoltstein die Pfeiffer am 17. September ihren Pfeiffertag abhielten, so wurde in Alzey auf Johanni alljährlich der Keßlertag abgehalten, Streitigkeiten innerhalb der Zunft geschlichtet und nach Keßlerrecht abgeurtheilt. Noch in den Jahren 1668, 1714, 1733, 1746 und 1761 wurden in Alzey feierliche Keßlertage abgehalten. Von ihrem Sammelplatz — dem Obermarkt — zogen die festlich geschmückten Keßler, in Waffen und Harnisch, das prächtige Zunftbanner voran, vor Bürgermeister, Rath und Gericht defilirend, zum Schlosse, wo ihnen ein Gefangener ausgeliefert wurde, dem sie nach altem Herkommen und zugestandenem Recht die Freiheit schenken durften. Mit einem solchen Gefangenen in der Mitte bewegte sich dann der Zug durch die verschiedenen Straßen wieder zurück nach dem Obermarkte zum „Pfalzstein“, von welchem dem armen Sünder die Freiheit feierlich verkündet wurde.

Das Lehnrecht über die Keßler im Elsaß vergab der Pfalzgraf wieder an die Familie von Rathsamhausen, das in Franken an die Zobel von Giebelstatt. Die Rathsamhausen übten ihr Lehnrecht über die Keßler des Elsaßes „zwischen dem Hagenauer Forste und dem Hauenstein und der alten Brucken und zwischen dem Forste und dem Schwarzwalde" bis Mitte vorigen Jahrhunderts aus, und Professor Heitz zu Straßburg erinnert sich noch, bei einer Freiin von Rathsamhausen die zahlreichen Denkmäler der Kunstfertigkeit des Keßlergewerbes, Kessel von der mannigfachsten Gestalt, welche die Zunft ihrem Könige alljährlich als Ehrengeschenk überreichte, gesehen zu haben.

Die Familie von Rathsamhausen ist in ihrer männlichen Linie ausgestorben. Eine Freiin von Rathsamhausen, die letzte dieses alten Geschlechts, hat sich mit dem General Freiherrn von der Tann vermählt, welcher sich seitdem von der Tann-Rathsamhausen nennt. Der Sieger von Orleans wäre es also, welcher, wenn die Oberlehnsherrlichkeit über die Keßler noch bestünde, heute darauf Anspruch hätte und auch über Alzey ein Patronatsrecht besäße, was wir, da der berühmte Feldherr hierdurch Alzey näher steht, nicht unerwähnt lassen wollen.

In die Zeit, wo die Keßler-Zunft in Blüthe stand, fällt auch die Glanz-Epoche der Stadt Alzey. Der Hof der Truchsesse war ein kleines Abbild des glänzenden Pfalzgrafenhofs zu Heidelberg, die Kunst blühte, und Gelehrte, darunter der Mönch Conrad von Alzey, der Verfasser des Nibelungenliedes, erwählten sich Alzey als Wohnort. Als Kanzler des Pfalzgrafen Ruprecht I. führte er 1359 auf dem Reichstage zu Mainz das Wort für die Geistlichkeit gegen die Ansprüche des Papstes, der von allen ihren Einkünften den Zehnten für sich beanspruchte. Später kam er nach Passau, wo er dem Neffen von Bischof Pilgrim sein Nibelungenlied widmete. „Da kam der Bischof Pilgrim einhergewandelt, und hinter ihm brachte der Stallmeister ein weiß Rößlein, das war altersschwach und schäbig, und wenn man ihm näher in's Gesicht schaute, war's am einen Aug' blind, und der Bischof nickte mit seiner spitzen Inful und sprach gnädiglich: „Meister Conrad, was Ihr meinem Neffen zu Liebe geschrieben, sollt Ihr nicht umsonst geschrieben haben, mein erprobtes Streitroß sei Euer." Da zuckte der Meister Conrad wehmüthig lächelnd die feinen Lippen und dachte: Es geschieht mir schon recht, warum bin ich ein Dichter worden! Laut aber sprach er: Gott lohn's Euch, Herr Bischof, Ihr werdet mir wohl ein paar Tage Urlaub schenken zum Ausruhen von der Arbeit."*

Noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert dauerte die Blüthe der Stadt fort. Zahlreiche öffentliche Gebäude wurden errichtet und im späteren Mittelalter befand sich in dem benachbarten Schaafheim eine Buchdruckerei. Der dreißigjährige Krieg und die Raubzüge Ludwig XIV. brachten den Glanz der Stadt zum Erlöschen. Die meisten früheren Einrichtungen waren wesentlich geändert worden. Keine glänzenden Feste wurden im Schloß mehr gefeiert und der Pfalzstein auf dem Obermarkt war nicht mehr Zeuge prunkvoller Belehnungen. Statt des raugräflichen Truchsessen hatte nach dem dreißigjährigen Krieg ein Gefällverweser seinen Sitz in Alzey, ein Amtskeller, Ober-Einnehmer, Heerfaut, Zollbereiter und Zöllner verwalteten die kurfürstlichen Gefälle, und die Würde des Burggrafen hatte völlig ihre Bedeutung verloren. Der Glanz von Alzey sank auch mit dem Glanz der Pfalz am Rhein und mit dem alten deutschen Reich, um erst wieder von Neuem zu erwachen, als das neue deutsche Reich emporstieg. Alzey, wo sich am 24. Juli 1870 das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl befand, bildete in jenem ruhmreichen Jahr die erste Etappe auf dem Siegesmarsch der deutschen Armee.

---

* S. Scheffel's Ekkehard.

Die Umgebung von Alzey.

Eine Reihe stattlicher Flecken und Dörfer umgibt Alzey. Uns beschäftigen vorerst nur diejenigen, welche für uns ein historisches Interesse darbieten, und von diesem Gesichtspunkte aus ist es zunächst

Armsheim,

welches unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Armsheim (1063 Einwohner), ehedem Arbimesheim, auch Armodesheim genannt, war im 8. Jahrhundert eine Besitzung Pipins von Heristal. Der Ort gehörte unter den fränkischen und deutschen Königen zum Krongut, d. h. Armsheim war eine villa regia, bis sich die Pfalzgrafen von Veldenz, etwa im elften Jahrhundert, das Lehnsrecht daselbst erwarben. Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, der Gegner Friedrich I. des Siegreichen, befestigte 1444 Armsheim und machte es zu der festesten Stadt des Gaues. Gerade hierdurch veranlaßte er, daß sich Friedrichs Zorn gegen den kleinen Flecken entlud. Er stürmte die Burg von Armsheim, die Madenburg, und überwältigte nach mehrtägiger Belagerung auch Armsheim selbst. Die aus hundert Kriegern bestehende Besatzung ließ er nach Alzey bringen und vierzig derselben mit dem Schwert niederhauen. Bald darauf kam Armsheim in den Besitz des Kurfürsten. Auch Armsheim theilte nun die Schicksale der Pfalz, 1504 wurde es durch Landgraf Wilhelm von Hessen sammt seiner Kirche völlig zerstört. Der Ort wurde wieder aufgebaut, erhob sich aber nie wieder zu seiner früheren Bedeutung. Die Mordbrennerbanden Ludwig XV. betraten die kleine Stadt nicht.

Sehenswerth sind die Ueberreste der herrlichen Kirche, die Zierde des Ortes, deren Thurm insbesondere als ein Meisterwerk der Gothik gilt. Die Kirche wurde 1431 zu Ehren des heiligen Remigius feierlich eingeweiht und würde es sich lohnen, das treffliche Bauwerk im ursprünglichen Style völlig wieder herzustellen.

Gleichfalls nur wenig entfernt von Alzey, etwa 1½ Stunden südwärts an der Straße nach Oppenheim, liegt

Odernheim (1700 Einwohner),

zum Unterschied von dem gleichnamigen Orte an der Glan, Gau-Odernheim genannt. Schon in der fränkischen Zeit befand sich hier ein kaiserliches Palatium und, wie Armsheim, gehörte auch Odernheim zum Krongut. Die Bolanden übten später als kaiserliche Vögte Namens des Kaisers das Schirmrecht aus, und erst in den Stürmen, welche später über die Pfalz hereinbrachen, der bayerischen Fehde, (1504) dem dreißigjährigen Krieg und dem Orleans'schen Erbfolgekrieg, ging ihre Burg, von welcher heute noch ein solid gemauerter Burgthurm, dessen Mauerkern eine Dicke von 16 Fuß besitzt, emporragt, allmählig zu Grunde. Noch erinnern die Grabdenkmale der Bolanden an das einstige mächtige Geschlecht.

Im Jahre 1287 erhielt Odernheim von Kaiser Rudolph I. alle Freiheiten und Rechte der Stadt Oppenheim. Es theilte nun das Schicksal anderer Städte, welche die Kaiser, wenn sie Geld brauchten, beliebig verpfändeten und verkauften. Pfalzgraf Ludwig, als er römischer König geworden, verpfändete es mit anderen Städten an den Kurfürst Peter von Mainz. Später wurde es wieder eingelöst. Von Carl IV. wurde Odernheim an die Stadt Mainz verpfändet und dann 1375 dem Pfalzgraf Ruprecht überlassen. Von da ab blieb das Städtchen volle vier Jahrhunderte bis zum Untergang des pfälzischen Kurstaats bei Kurpfalz. Das Städtchen genoß außergewöhnliche Freiheiten, und erst eine Empörung der Bürger gegen den Kurfürsten Friedrich III. brachte Odernheim



Stadt Oppenheim. Es theilte nun das Schicksal anderer Städte, welche die Kaiser, wenn sie Geld brauchten, beliebig verpfändeten und verkauften. Pfalzgraf Ludwig, als er römischer König geworden, verpfändete es mit anderen Städten an den Kurfürst Peter von Mainz. Später wurde es wieder eingelöst. Von Carl IV. wurde Obernheim an die Stadt Mainz verpfändet und dann 1375 dem Pfalzgraf Ruprecht überlassen. Von da ab blieb das Städtchen volle vier Jahrhunderte bis zum Untergang des pfälzischen Kurstaats bei Kurpfalz. Das Städtchen genoß außergewöhnliche Freiheiten, und erst eine Empörung der Bürger gegen den Kurfürsten Friedrich III. brachte Obernheim



OSTHOFEN

um die Berechtigungen des eigenen Blutbanns, der freien Jagd, sowie vieler anderer Freiheiten, welche die Bürger, nachdem sie reuig Abbitte geleistet, zum Theil durch Pfalzgraf Kurfürst Ludwig VI. zurückerhielten.

Auch Obernheim war ehedem weit bedeutender als es heute erscheint. Es erstreckte sich bis beinahe unmittelbar zu dem nahen Petersberge, auf dessen Gipfel sich eine berühmte Kirche erhob, in welcher man seit dem Jahre 1127 den Leib des heiligen Rufus, der von 211 bis 240 Bischof zu Metz war, bewahrte. Seit 1483 wurde diese Reliquie alljährlich am 6. Januar feierlich ausgestellt. In dem dreißigjährigen Kriege wurde sie durch die Spanier nach Brügge in Flandern verbracht.

Auch die neuere heutige, im 15. Jahrhundert erbaute Kirche wurde dem heiligen Rufus geweiht. Noch ist ein Phantasiebild des Patrons der Kirche in Form einer Grabplatte vorhanden. Der Thurm der Kirche ist modern. Der alte Thurm stürzte, wie eine Inschrift an der Außenseite des Schiffs erzählt, am 29. Pluviose des Jahres VII. zusammen, zerschmetterte die Kirchenwand und erschlug sieben Einwohner des Orts, deren Namen genannt sind.

Obernheim hat sich heute noch einige Reste seines früheren Habitus bewahrt. Mehrere alte Privathäuser, darunter eines mit Erkerbau, an dessen Thüre sich ein ganz netter Thürklopfer befindet, kann man noch bemerken. Wem es gelüstet nach Alterthümern zu jagen, der kann sie heute noch in dem kleinen Flecken finden.

Kaum eine Stunde von Obernheim entfernt liegt das für den Kunstfreund gleichfalls einen köstlichen Schatz bietende Bechtolsheim, dessen Kirche zu den schönsten Denkmälern der Gothik zählt, welche Rheinhessen aufweist. Die Kirchenstühle, Meisterwerke der Holzschnitzkunst, erregten, als man auf ihre Schönheiten Anfangs der fünfziger Jahre durch den jetzigen Professor Kumpa am Großh. Polytechnikum aufmerksam wurde, das höchste Aufsehen bei den Kunstfreunden. Die Schnitzereien, Blumenverzierungen mit wunderbar zarten Linienschwingungen und durch harmonischen Farbenauftrag gehoben, abwechselnd mit gewaltigen gothischen Namenszügen, wirken geradezu überraschend. Der aus dem Jahre 1530 stammende Taufstein gehört nicht zu den geringsten Zierden der Kirche. Nur um wenige Jahre jünger als der Mainzer Marktbrunnen, weisen die auf ihm angebrachten Verzierungen auf einen mit diesem gleichzeitigen Ursprung hin. Masken, Meerungethüme mit Menschenköpfen, Vasen und andere Ornamente wechseln mit einander, alle in jener graciösen Manier durchgeführt, welche wir bei den Anfängen der deutschen Renaissance bewundern.

Das äußere Ansehen der Bechtolsheimer Kirche ist ungemein stattlich. Mit ihr selbst verbindet sich kein anderer Thurm und nur ein Dachreiter sitzt auf der Mitte des Daches auf. Aehnlich wie bei den italienischen Kirchen erhebt sich, wenige Schritte von ihr entfernt, ein großer viereckiger Thurm.

Bechtolsheim war ehedem der Sitz der längst ausgestorbenen Ritterfamilie von Bechtolsheim, pfälzischen Lehensleuten. Ein Grabmal eines dieser Ritter, welches die Jahreszahl 1339 trägt, befindet sich an der Außenwand des Chors.

Neubamberg.

Ungemein reich an Romantik ist das etwa drei Stunden von Alzey unweit der Stelle, wo die bayerische und die preußische Grenze einander berühren, gelegene 587 Einwohner zählende Neubamberg, eine alte Veste, in Urkunden Boinborg und Nuwenbemberg genannt. Es gehörte bis zu dem 16.

Jahrhundert einem der vornehmsten Grafengeschlechter, den Wild- oder Raugrafen, und kam, nachdem es in pfälzischem Besitz war, dann an Kurmainz. Die Raugrafen von Neubamberg, pfälzische Lehensleute, welche — da dieser Landstrich seit uralten Zeiten zum kaiserlichen Privatgut gehörte — gewissermaßen als kaiserliche Vögte hier Hof hielten, genossen eine Reihe von Vorrechten. Sie waren reichsunmittelbar und behaupteten vor allen rheinischen Grafenfamilien einen Vorrang. Sie bekleideten die höchsten Erbhofämter und Würden bei dem Pfalzgrafen, dem ersten aller kaiserlichen Vasallen, sie waren dessen Truchsessen, Burggrafen zu Alzey.

Der Glanz der Raugrafen erlosch um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als ein Truchseß von Alzey, aus der Familie der Raugrafen, einen Königsmord versuchte. Bekanntlich stimmten nach dem Tode Kaiser Heinrich VII. 1313 die Kurfürsten bei der Wahl eines neuen Königs nicht überein, als der lange Zwist zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayer entbrannte. Des letzteren Bruder, Pfalzgraf Rudolph, der von jeher eifersüchtig auf diesen gewesen, schloß sich an den Oesterreicher an und kam in den Verdacht, um die Frevelthat des Truchsessen gewußt zu haben. Der Truchseß wagte einen Mordversuch auf das Leben Ludwigs. Der König ließ den Truchseß gefangen nehmen und zu Oppenheim von Pferden zerreißen. Das gesammte Geschlecht wurde aller Ehren und Würden verlustig erklärt. Der Letzte des Hauses, Engelbrecht, Raugraf, Herr zu Alten- und Neuen-Bamberg, starb Mitte des 16. Jahrhunderts und seine Besitzungen fielen an Kurpfalz. Später erneuerte Kurfürst Karl Ludwig den Namen und Titel und verlieh ihn seiner Maitresse, der Baronin von Degenfeld (1659—1675). Die 13 Kinder, welche er mit dieser zeugte, führten sämmtlich den Titel Raugrafen und Raugräfin. Kurmainz errichtete, als Neubamberg an es überging, in dem 18. Jahrhundert ein besonderes Amt Neubamberg. Grabmäler der raugräflichen Familie sieht man noch in den Kirchen zu Alzey und Armsheim angebracht.

Ein merkwürdiges Kunstdenkmal bewahrt das unweit Neubamberg gelegene Ywen, oder

Iben,

ein Hofgut mit den Ruinen eines im 16. Jahrhundert von den Freiherren von Kronenberg erbauten Schlosses. Die kleine Kapelle, welche einen Theil der Ruinen bildet, ist eines der merkwürdigsten Denkmale der gothischen Baukunst, welche das Großherzogthum darbietet. Ein hervorragender Sachverständiger schreibt über dieses Baudenkmal in Nr. 146 der Darmstädter Zeitung vom Jahr 1874:

„Iben stand in der wunderbaren Vollendung seines Details bisher ganz vereinzelt; kein einziges Denkmal in der Nähe kann sich mit ihm messen. Erst die jüngsten Funde im Mainzer Dom, die beiden herrlichen Träger von dem frühgothischen Lettner, boten Arbeiten aus gleicher Zeit und von ähnlicher Formvollendung. In Mainz selbst fehlen uns jedoch zwischen diesen vereinzelten Erzeugnissen der blühendsten Frühgothik und den letzten Arbeiten romanischer Kunstweise die vermittelnden Stufen. (Nur die kleine Thüre mit den schweren Laubbossen im Geläufe im nördlichen Transepte könnte allenfalls hieher gerechnet werden.) Zeitlich stehen sich die Arbeiten am Westchore des Domes (1239) und die bezeichneten Ornamentstücke so nahe, daß ich selbst einen noch so kleinen Zwischenraum nicht mit Sicherheit behaupten möchte. Aber welcher Abstand bezüglich der formalen Entwickelung! Einerseits die Schablone der romanischen Baustätten, hier im Mainzer Kreise nicht eben sonderlich entwickelt; anderseits die ganze Höhe einer mit wundersamer Frische aufsprießenden Kunst. Neben der formalen Verschiedenheit, wie sie in der veränderten Stylrichtung und in der gänzlich neuen Zeichnung sich geltend macht, kommt ein anderes Moment in Betracht, und das ist die technische Meisterschaft, welche sich in unseren jüngsten Mainzer Funden, wie in den Details zu Iben auf den ersten Blick kund gibt. Solche Leistungen sind nur das Resultat einer auf der Höhe stehenden Schule. Da nun — und dies ist mein Schluß — unser Mainzer Kreis namentlich im Ornament über eine derbe Rauhheit und herkömmliche Formenbildung bis zu den vierziger Jahren des 13. Jahrhunderts nicht herausgekommen war, so sehe ich sowohl Iben, wie unsere erwähnten Mainzer Skulpturen als das Werk fremder Kunst an. Köln konnte solche Erzeugnisse uns nicht bieten. An Wimpfen im Thal aber haben wir den

Gez. v. Chr. Schuler

Stahlst. v. J. Umbach

NEUBAMBERG

RHEINHESSEN

Beleg, daß die neue Kunst, das opus francigenum, seinen Weg über den Rhein zu finden wußte, ja bis in das Herz des deutschen Reiches, bis Naumburg und Halberstadt vordrang".

Das Denkmal, welches der gegenwärtige Eigenthümer des Grundstücks niederzureißen beabsichtigt hatte, ist durch einen Antrag des Abg. Dumont und durch die Intervention des Großherzoglichen Ministeriums vor dem Untergang behütet worden, und hoffentlich verbleibt diese Probe französischer Gothik, welche unser Hessen aufweist, restaurirt und geschützt noch lange eine Zierde unseres Großherzogthums.

In unmittelbarer Nähe von Iben erhebt sich der Eichelberg, der höchste Berg der Provinz Rheinhessen, in dessen Steinbrüchen regelmäßige sechsseitige Basalt-Säulen von 12—20 Fuß Länge zu Tage gefördert werden.

Zu den raugräflichen Besitzungen gehörte auch die nahe gelegene Ostenburg, deren Trümmer noch heute vorhanden sind. Auch das kaum eine Stunde entfernte

Wöllstein (1603 Einwohner),

war Eigenthum der Wild- und Raugrafen, nachdem die Abtei St. Maximin bei Trier dasselbe mehrere Jahrhunderte besessen hatte. Späterhin wechselten Kurpfalz, Kurmainz und Nassau-Saarbrücken in dem Besitze des Orts.

Ein Altarwerk der altkölnischen Schule.

Fünfundzwanzig Minnten südlich von Wöllstein liegt das kleine Dorf Siefersheim, dessen Kirche ein prachtvolles Altarwerk der altkölnischen Schule darbietet. Die Kirche ist klein und unansehnlich und bietet kaum sonst etwas Auffälliges, so daß bis jetzt unerklärt ist, wie sich in dieser Umgebung ein Kunstwerk vorfindet, das entschieden zu dem Kostbarsten und Schönsten gehört, was die mittelalterliche Kunst aufweist. Folgende Beschreibung entwirft ein Kunstreferent der Darmstädter Zeitung von dem Werke:

„An der ungenügend beleuchteten Nordwand des Chores hängt über der Rückwand des Kirchenstuhles, von einem mächtigen Rahmen eingefaßt, eine Bildtafel von länglicher Form mit Malereien auf Goldgrund, die von reicher Architektur bekrönt sind.

An den Schmalseiten lassen sich noch die Stellen erkennen, wo Beschläge befestigt waren, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß das Ganze ursprünglich ein Flügelaltar gewesen, dessen Mittelstück uns hier noch erhalten ist.

In der Anordnung folgt das Altarwerk noch der älteren Form der schlichten Schreinaltäre, bei welchen der plastische und malerische Schmuck sich nur innerhalb des viereckigen Rahmens bewegt; das Siefersheimer Werk hatte, wie sich aus genauer Besichtigung ergab, weder Bekrönung noch Aufsatz, sondern zeigt in der einfachen Rahmenform die ursprüngliche Anordnung.

Der Schrein hat eine Länge von 3 M. 03 und eine Höhe von 1 M. 71, also höchst bedeutende Abmessungen, welche das Werk für eine große Kirche durchaus geeigenschaftet hätten. Der Rahmen hat eine Holzstärke von 0,12 Tiefe und ist nach innen mit einer wirksamen Kehle umzogen, in welcher vierblätterige Rosen sitzen. Der tiefliegende Grund des Bildes ist durch eine vierkantige Strebenarchitektur in sieben Felder zerlegt, wovon das mittlere 0,57, die seitlichen 0,36 breit sind. Die Architektur ist in weichem Holz aufgelegt. Zwischen die Streben spannen sich Wimperge ein, die mit Krabben und doppelten Kreuzblumen besetzt sind. Geometrisches Ornament füllt die Giebelfelder; ein dreifacher Zackenbogen mit verkleinerter Wiederholung desselben Motivs bekrönt die Bildflächen. Zwischen den Fialen der Pfeiler und den Giebeln spannt sich tiefliegend Stabwerk von äußerst zarter Behandlung; darüber zieht sich ein Fries von feingeschnittenen Vierpässen.

Nur die Pfeilerstellungen haben eine gewisse Stärke im Holz; alle anderen Architekturtheile sind sehr flach gehalten. Offenbar sollte ihnen ein mehr dekorativer Charakter bewahrt bleiben. So sind

die Laubbossen und die Kreuzblumen nicht als rundes Ornament behandelt, sondern nur einseitig in flaches Holz geschnitten; auch die Wimpergschenkel haben nicht die tief gekehlten Profile der Steinarchitektur, wie sie in späterer Zeit auch in die Holzarbeiten Eingang finden, sondern nur in flacher Andeutung eine Folge von Gliederaugen, deren Wirkung durch die Bemalung mit Roth, Blau und Gold entsprechend gesteigert wird. Gerade durch diese mehr dekorative Behandlung der Architektur ist das fragliche Werk bedeutungsvoll für die Entwickelung der Altarwerke, trägt darin aber gleichzeitig auch den Nachweis seiner frühen Entstehungszeit. Das Mittelfeld hat eine Breite von 0,57 und bis zu dem Ansatz der Giebelarchitekur eine Höhe von 0,86. Statt eines geradschenkligen Giebels überdeckt hier ein etwas gedrückter Spitzbogen von geschwungener Form das Feld. Es enthält die Hauptdarstellung: Christus am Kreuze mit Maria und Johannes. In den Seitenfeldern sind paarweise die Apostel zusammengeordnet.

Der Grund der Tafel ist mit Leinwand bezogen, die in der traditionellen Weise mit Kreidegrund für Temperamalerei vorbereitet ist. Der Goldgrund hat keinerlei Musterung, sondern war blank aufgetragen.

Das Bild des Gekreuzigten ist nach der überlieferten Darstellungsweise der kölnischen Schule stark ausgespannt; der Kopf sitzt tief zwischen den emporgezogenen Schultern; der Unterkörper ist in gerader Linie scharf angezogen. Der Ausdruck ist leidensvoll, aber dabei doch von verklärter Ruhe im Tode. Die übrigen Figuren haben eine Höhe von 0,66 und sind von edlen, schlanken Verhältnissen. Die Köpfe sind klein, von goldig rothem Haare umflossen, das Gesicht rundlich mit spitzem Kinn und feingeschnittenem Munde, das Colorit des Gesichtes ist von zartrosigem Ton. Die Gewandung ist in großen Linien geordnet und schmiegt sich den sanft geschwungenen Gestalten weich und fließend an. Zeichnung und Färbung bekunden gleichmäßig die altkölnische Malerschule. Der hohe ideale Zug, welcher in der ganzen Auffassung uns entgegentritt, läßt die Entstehung der Malereien in einer Zeit suchen, wo die Kölner Schule noch ganz unter den Einflüssen ihrer ersten großen Meister stand. Halten wir damit die Architekturformen zusammen, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Siefersheimer Altarwerk einer älteren Zeit angehört, als das Kölner Dombild (1451) und wohl mit gutem Grunde in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts zu versetzen ist.

Das Werk trägt keine Inschrift, und, so weit es dermalen möglich war, ließ sich auch eine Bezeichnung der Malereien nicht entdecken. Ob die auf dem weißen Untergewande des heiligen Apostels Bartholomäus regelmäßig wiederkehrende Buchstabenform M als eine Art von Monogramm anzusehen ist, scheint sehr zweifelhaft, da derartige Motive durchweg einen ornamentalen Charakter tragen. Nachforschungen über die Herkunft oder Stiftung des Werkes blieben bis jetzt ebenso erfolglos. Urkundlich ist nichts bekannt; nach der mündlichen Tradition soll das Bild immer an derselben Stelle gewesen sein, und jedenfalls spricht die ganze Art der Befestigung an der Wandfläche dafür, daß es wohl mehr denn ein Jahrhundert an demselben Orte aufgehängt war.

Die ganze Umgebung von Wöllstein war oftmals, besonders aber im Jahre 1673, der Schauplatz kriegerischer Scenen, deren Andenken wohl noch in den Benennungen obere und untere Schanze, wie man zwei Anhöhen bei Wöllstein nennt, sich erhalten haben mag. Damals als Ludwig XIV. seinen ersten Verwüstungszug in die Pfalz veranstaltete, schlug Turenne bei Wöllstein sein Lager auf und blieb neun Wochen lang hier stehen, indem er das umliegende Land durch Sengen und Brennen auf das fürchterlichste verwüstete. Bei der herannahenden kalten Jahreszeit bezogen die Franzosen in der Grafschaft Spanheim und am Saarfluß Quartier. Im folgenden Jahre dauerten die Verwüstungen fort und ließen erst nach, als der Kurfürst den Söldling Ludwigs zum Zweikampfe fordern ließ.

Eine andere ehedem raugräfliche Besitzung ist das alte Wörrstadt (2074 Einwohner), angeblich das varistatic der Römer. Urkundlich wird der Ort bereits 749 genannt. Nach dem Aussterben der Raugrafen kam Wörrstadt an die Bolanden, von diesen an die Fürsten von Salm-Kyrburg, die es in Gemeinschaft mit den Grafen von Grumbach bis zur französischen Revolution besaßen. Wörrstadt ist ein freundlicher, stolz aussehender Marktflecken, rings von schattigen Baumgängen umgeben, und er bietet gleichfalls den wohlhäbigen und freundlichen Anblick der rheinhessischen Orte.

Religionsstreitigkeiten in heute zur Provinz Rheinhessen gehörigen Gemeinden im vorigen Jahrhundert.

Wer heute unser blühendes, reiches Rheinhessen durchschreitet, der hält es kaum für möglich, daß diese fruchtbaren Höhen im vorigen Jahrhundert einer unwissenden, unglücklichen verarmten Bevölkerung als Wohnort dienten. Die Gemeinden waren überschuldet, die nothwendigsten Gemeindeanlagen konnten nicht vorgenommen werden; die Pfarrer, namentlich diejenigen lutherischer Confession, fristeten nothdürftig ihre Existenz und der Bauer, der für die Erzeugnisse des Bodens keinen Absatz fand, war zum Heimathlosen geworden und suchte in dem fernen Amerika sich ein neues sorgenfreies Dasein zu gründen. Massenhaft entvölkerte damals die Auswanderung unsere heutigen rheinhessischen Gemeinden. Die Ursache dieser beklagenswerthen Erscheinung war theils in der unvollkommenen Entwickelung der wirthschaftlichen Zustände zu suchen, zu einem großen Theil aber auch in der üblen Verwaltung der einzelnen, kleinen reichsunmittelbaren Landesherrn, die zum Theil mit abscheulicher Härte ihre Unterthanen aussaugten, nach dem Beispiele Ludwig XIV. ihr Land regierten, großartige verschwenderische Prachtbauten errichteten, oder die Einkünfte ihrer über und über verschuldeten Herrschaften am französischen Königshofe verpraßten. Verarmt und siech, elend, von dem sittlichen Pesthauch des französischen Hofs auf's Tiefste vergiftet, kehrten sie meist in die Heimath zurück; als das lästigste Uebel für ihre Unterthanen aber brachten namentlich die zahlreichen katholischen Landesherrn eine am Hofe des allerchristlichsten Königs eingesogene Bigotterie und Unduldsamkeit, welche sich in den mannigfachsten Belästigungen ihrer evangelischen Unterthanen äußerte, mit in die Heimath zurück. Am schlimmsten aber war es, wo geistliche Herren die Souveränität über evangelische Dörfer ausübten. Hier wurde zur mehreren Ehre Gottes ein übriges gethan und selbst fromme geistliche Damen entblödeten sich nicht evangelische Christen in der Ausübung ihrer Religion zu stören.

So liegt ein von Belegen begleitetes Schreiben des kurpfälzischen Kirchenraths zu Heidelberg an das corpus evangelicorum, datirt Heidelberg 6. August 1735 vor uns, nach welchem sich die Klosterfrauen zu St. Rupertsberg und Eubingen, den Bestimmungen des Westphälischen Friedens zuwider, in dem Orte Bermersheim verschiedene grobe Eingriffe in die kurpfälzischen Episcopalrechte zu Schulden kommen ließen. Der Uebermuth der Klosterfrauen äußerte sich Anfangs hauptsächlich in Plackereien des vom Kirchenrath zu Heidelberg 1724 neu ernannten reformirten Schulmeisters, sowie in groben Störungen des Gottesdienstes. Im Jahr 1733 wurde die reformirte Kirche auf Befehl des katholischen Pfarrers Spring von Heimersheim am 2. Dezember 1733 gewaltsam erbrochen, der Communiontisch der Reformirten „unter die Bord-Kirch geworfen und auf dessen Platz zu dreien Malen ein mit Steinen gemauerter Altar gesetzet". Die Katholiken verrichteten nunmehr ihren Gottesdienst in der Kirche von Bermersheim und brachten die katholischen Glaubenszeichen in derselben an. Hierüber wurde an das Oberamt Alzey und an den reformirten Inspektor daselbst berichtet, welch letzterer die Kirche wieder gewaltsam öffnen ließ und reformirten Gottesdienst in derselben verrichtete. Nachdem dieses geschehen, erschien der katholische Pfarrer wieder, ließ ebenfalls gewaltsam die Kirche öffnen und ver-

richtete katholischen Gottesdienst. So wurden, wie die Akten berichten, successive für drei Gulden Schlösser abgeschlagen. Dann wurden dem reformirten Pfarrer die Besoldung und alle Subsistenzmittel entzogen und die Sache immer weiter getrieben. Als der intellectuelle Urheber aller dieser Feindseligkeiten erscheint der katholische Pfarrer Spring zu Heimersheim, ein junger, in Mainz erzogener Fanatiker, bis zu dessen 1719 erfolgter Ankunft, die katholischen und evangelischen Einwohner in Bermersheim in Friede und Freundschaft mit einander lebten, nach dessen Amtseinführung aber auch sofort die Unruhen begannen. Spring war es auch, der um jene Zeit mit Hülfe des adligen Frauenklosters zu Eubing ein Dekret der kurpfälzischen Regierung zu erlangen wußte, mit Hülfe dessen der katholische Gottesdienst in der Gemeinde Bermersheim eingeführt und ihm deßwegen die Hälfte der Pfarrbesoldung zugesprochen wurde. Später wußte Spring fast alle Besoldung von den drei Orten Heimersheim, Albig und Bermersheim allein zu ziehen, so daß dem reformirten Pfarrer Nahrung und Subsistenz beinahe völlig entzogen wurde. Obwohl Spring durch die kurfürstliche Regierung 1721 genöthigt wurde, die Signa catholica aus der Bermersheimer Kirche wieder zu entfernen und dem reformirten Pfarrer alle Verluste zu ersetzen, begann er doch 1732 und 1733 seine Umtriebe auf's Neue und mußten die Betheiligten das corpus evangelicorum am Reichstage anrufen, um Schutz ihrer Rechte zu erlangen.

Eine andere Beschwerde wurde 1735 von dem corpus evangelicorum wegen der St. Magnuskirche in Worms an den Kaiser gerichtet, welche in demselben Jahre, während Worms von den Franzosen besetzt war, auf Betreiben des von den Jesuiten angestifteten französischen Commandanten, den Jesuiten übergeben worden war. Als jedoch die französischen Beschützer der Väter von der Gesellschaft Jesu wieder abgezogen waren, erschien es diesen klugen und vorsichtigen Herren rathsam, Angesichts der Erbitterung der evangelischen Bürger der Stadt Worms ihre Schlösser wieder abzunehmen und die Kirche für ihre rechtmäßigen Besitzer und Eigenthümer offen stehen zu lassen.

Desgleichen waren evangelischen Pfarrern und Schultheißen des linken Rheinufers durch die französischen Befehlshaber eine Reihe sogenannter Reverse, Transactionen, Remunerationen, Cessionen und Attestate, durch welche dieselben auf ihre Gerechtsamen unter den verschiedensten Formen Verzicht leisteten, abgepreßt worden. Die evangelischen Fürsten und Stände beantragten am 17. Dezember 1735 bei dem Kaiser, derselbe wolle alle diese Aktenstücke für null und nichtig erklären.

Es wird in verschiedenen uns vorliegenden Akten ausdrücklich hervorgehoben, daß seit dem bekannten Reunionskrieg Ludwig XIV. (1684 bis 1691) diese von Frankreich aus geförderten Bedrückungen der Evangelischen ihren Anfang genommen. Bei den häufigen Raub- und Diebszügen der Franzosen nach dem linken Rheinufer waren es immer französische Offiziere, welche zunächst der evangelischen Religion feindselig gegenübertraten. So in der katholischen Familie Booß von Waldeck gehörigen Gemeinde Hüffelsheim, welche 1624 auch nicht einen einzigen katholischen Einwohner zählte, deren Bewohner aber durch ihre Herrschaft und mit Hülfe der Franzosen so gequält wurden, daß auch hier die Ausübung der evangelischen Religion beinahe zur Unmöglichkeit wurde. Im Jahr 1114 wurde mit Beihülfe des französischen Obersten Kleinholz der Chor der Kirche, von deren Gebrauch man schon 1704 die Evangelischen auszuschließen versuchte, wesentlich verändert. Weil die Evangelischen hierzu nicht frohnden wollten, wurden ihnen 600 Gulden Strafe und Unkosten auferlegt und sie durch eine mit Kurmainzer Soldaten bewirkte Militärexekution zur Zahlung dieser Summe genöthigt. Dann wurden dem evangelischen Pfarrer und Schulmeister die Gehälter entzogen, ein katholischer Pfarrer und Schulmeister eingesetzt und die Gemeinde blos wegen des hiergegen erhobenen Protestes um 50 Gulden gestraft. Man störte die Protestanten im Gottesdienste, häufte in der Kirche eine Masse katholischer Insignien an, veranstaltete Processionen und richtete allerwärts Kreuze und Heiligenbilder auf. Dann nöthigte man die Evangelischen zur Beobachtung der katholischen Feiertage und 1735 veranlaßte die Booß-Waldeckische Herrschaft und der französische Parteigänger Kleinholz, ein deutscher Söldling, welcher um französisches Gold sein Vaterland an Frankreich verrieth, eine abermalige militärische Exekution.

Aehnliche Gewaltthaten widerfuhren um diese Zeit der evangelischen Gemeinde Rimmelsheim bei Bingen, wo seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die katholischen Familien von der Leyh, von Stromberg und von Ullner in der Bedrückung der Evangelischen immer kecker voran gingen. In

Rimmelsheim wurde durch französische Gewalt ein katholischer Pfarrer eingeführt und den Evangelischen sogar untersagt privatim zur Ausübung ihres Gottesdienstes zusammenzukommen. Die Parochialakte durfte nur der katholische Pfarrer ausüben, Kinderbetterinnen mußten sich von ihm aussegnen lassen und die Kinder mußten in die katholische Schule geschickt werden. So wurde auf die Protestanten ein wirksamer Druck ausgeübt und während im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur 4 katholische Familien in Rimmelsheim wohnten, war die Zahl der Evangelischen 1735 schon auf 60 Seelen reducirt.

Ganz ähnliche Beschwerden liegen aus dem den Freiherrn von Stromberg gehörigen Orte Bendersheim aus dem Jahr 1337 vor.

Die Gewaltthaten in Bermersheim wiederholten sich unter des französischen Parteigängers von Kleinholz Leitung 1735; sie veranlaßten wiederholte Schritte des kurpfälzischen Kirchenraths bei dem corpus evangelicorum, und suchte diese Behörde noch durch eine vom 18. Juli 1743 datirte Eingabe den Glaubensbedrängungen der Evangelischen abzuwehren. Zugleich wurden durch den unterdessen zum Brigadegeneral avancirten Kleinholz im Pfalz-Zweibrückischen Orte Badenheim neue Gewaltthaten gegen die Evangelischen verübt. Man plünderte dort des evangelischen Pfarrers und Schulmeisters Mobilien, „evangelische Einwohner und Dienstboten zu Badenheim wurden mit Schlägen und Geschoß heftig und tödtlich verwundet".

Aehnliche schwere Religionsgravamina wurden von den evangel. Ständen 1741 und 1742 wider die katholischen Ganerben zu Bechtolsheim vorgebracht. Die Bewohner von Bechtolsheim wurden, wie ein an den Kurfürsten von der Pfalz gerichtetes Schreiben der evangelischen Kurfürsten, Fürsten und Stände besagt, „durch die katholischen Ganerben daselbst, in den elendesten und erbärmlichsten Zustand versetzt, durch die von Kurpfalz requirirte Execution ärger mit ihnen umgegangen, als in Kriegszeiten von einer, feindliche Exekution erpressenden Partei geschieht. Neun Mann wurden gebunden auf's Rathhaus geführt, sogar der evangelische Pfarrer und Schulmeister ebenfalls gebunden auf's Rathhaus geschleppt und dann weiter zum Flecken hinausgeführt".

Aus dem Jahr 1748 liegt ein vom 17. Juli datirtes an die römisch-kaiserliche Majestät gerichtetes Schreiben der Churfürsten, Fürsten und Stände vor, welches der gegen die Evangelischen in Friesenheim verübten Gewaltthaten gedenkt. Zahlreiche solcher, den Evangelischen angethaner Drangsale, werden auch von den katholischen Ganerben zu Schornsheim berichtet.

In Udenheim ließ sich der Baron Köth von Wanscheid bereits 1720 Religionsbedrückungen zu Schulden kommen, welche sich in den Jahren 1729 derart häuften, daß auch hier das corpus evangelicorum eintreten mußte. Es ist beinahe kein einziger, einem katholischen Herrn gehöriger Ort der Pfalz vorhanden, aus welchem nicht den obigen ähnliche Beschwerden bei den evangelischen Ständen des Reichs eingelaufen wären. Immer sind es Störungen des Gottesdienstes, gewaltsame Einführung katholischer Pfarrer und Drangsale, welche die Evangelischen zu erdulden hatten, die in allen diesen Beschwerden sich gleichmäßig wiederholen. Fragt man nach dem Ergebniß dieser für die Beschwerdeführer mit ungeheuren Geldopfern verbundenen Schritte, so war dasselbe in den meisten Fällen gleich null. Der Kaiser verfügte, wenn's gut ging, Restituition der Evangelischen in ihre Rechte, die katholischen, von Kurmainz oder Kurpfalz protegirten Herren aber trieben die Wirthschaft weiter wie zuvor. Alle diese Beschwerden kamen lediglich den Advokaten zu Gute. In dem sächsischen Archive und in der königl. Bibliothek füllen dieselben ganze Reihen von Bänden und ganze Bündel von Akten, an welchen unzählige Schreiber sich die Finger lahm schrieben, ohne daß irgend ein rascher thatsächlicher Erfolg aus denselben zu ersehen wäre. Alle diese Schriften könnten als Makulatur angesehen werden, wenn sie gerade heute nicht ein eminentes historisches Interesse besäßen. Man hat in den letzten Jahren viel von „Diocletianischen Verfolgungen" gesprochen. Es ist gut Angesichts derartiger Vergleiche sich an jene Zeit zu erinnern, wo die von den Jesuiten geleitete katholische Linie Pfalz-Neuburg das alte herrliche Kurpfalz zu Grunde richtete und wo Jesuiten von französischen Heerführern und katholischen Territorialherrn unterstützt, die evangelischen Bewohner der Rheinpfalz und des heutigen Rheinhessens peinigten. Wir schreiben dieses nicht etwa um auch den von uns lebhaft bedauerten Kulturkampf zu beschönigen. Allein wir machen auf diese Ausschreitungen der Gegenreformation aufmerksam,

wie wir diejenigen der Reformation unter Worms erwähnten, um daran zu erinnern, wie Vieles wir in den confessionellen Händeln der letzten Jahrhunderte einander gegenseitig abzubitten und nachzusehen haben.

Die Leser haben nunmehr die wichtigsten Städte und Dörfer des früheren Kurpfälzischen Gebietes und ihre Kunstdenkmale in dem heutigen Rheinhessen kennen gelernt. Das Kurpfälzische Gebiet in seiner Gesammtheit umfaßte, abgesehen von der Ingelheimer Mark, beinahe die ganze südliche Hälfte der Provinz Rheinhessen, wenn man eine gerade Linie von Oppenheim über Wörrstadt nach Armsheim führt. Ausgenommen sind hierbei das Wormsische Territorium und verschiedene Leining'sche und Salm'sche, Falkenstein'sche und andere Dörfer, deren Eigenthümer jedoch durch Lehensverbände dem pfälzischen Hause näher standen. Die wichtigsten dieser Besitzungen früherer reichsunmittelbarer Herren haben wir bereits erwähnt. Zu einem näheren Eingehen auf die Geschichte dieser adeligen Familien bietet sich uns keine Veranlassung. Es befindet sich keine darunter, welche durch ihre Verdienste Anspruch darauf hätte der Nachwelt im Gedächtniß zu bleiben. Keiner derselben kömmt ein rühmlicher Antheil an einer großen That des deutschen Geistes zu, keine derselben hat gleich Franz von Erbach einen gütigen Mäcen aufzuweisen, der auf seinem Schlosse den Musen ein freundliches Heim errichtete. Wir übergehen daher die Geschichte der kleineren Territorien mit Stillschweigen. Der schönen reichen Provinz gereichte diese Vielherrschaft nur zum Unsegen, und Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Bauerndörfer zurückgekommen und verarmt. Den Bewohnern fehlte es, weil nicht einmal die Straßen im Stand gehalten wurden, an Absatzquellen für ihre Produkte, und Zehnten und Frohnden erschöpften die Bevölkerung. Es verlohnt sich kaum der Mühe, näher auf die Einzelgeschichte der kleineren Territorien einzugehen, wohl aber ist es die Bevölkerung, welche Rheinhessen bewohnt, der herrliche Pfälzer Stamm, dessen Thatkraft es gelungen ist, das schon so häufig in eine Wüste umgewandelte Land wieder zu dem Garten Deutschlands zu machen, welche mehr als diese kleinen adeligen Familien unsere Beachtung verdient. Betrachten wir uns diese Pfälzer, bevor wir uns von der heutigen Provinz Rheinhessen trennen, nochmals in ihren Sitten, ihren Gewohnheiten, und wir werden eine neue Ursache finden, welche uns das Land schätzen und lieben lernt.

Pfälzer Bauern.

Meine Landsleute in Rheinhessen dürfen mir erwidern, ich verläumde mich selbst, denn ich bin selbst zur Hälfte rheinhessischer Abkunft, aber ich muß dennoch mit der Behauptung beginnen, daß unter allen deutschen Stämmen gerade bei dem Pfälzer das wenigste germanische Blut vorzufinden sein wird. Unsere Leser haben bereits gesehen, wie gerade auf diesem Gebiet die Völker in buntester Reihenfolge einander Platz machten und sich kreuzten. Germanen verdrängten die celtischen Ureinwohner; die Juden zählten zu den frühesten Einwanderern des Landes, schon in der vorrömischen Zeit hatten sie sich in der fruchtbaren Pfalz niedergelassen; die Römer eroberten das Land, dann brauste der Sturm der Völkerwanderung darüber, der alemannische Völkerbund trat an die Stelle der Römer, das Burgundenreich wurde begründet, bis die Schlacht von Zülpich abermals einen Wechsel herbeiführte und der fränkische Völkerbund an die Stelle des alemannischen die Herrschaft errang. Das Karolingerreich und die Begründung des nachmaligen deutschen Reichs machte die teutonische Race wieder zu derjenigen, welche die Oberhand erlangte, aber die Einwanderung Fremder, Italiener, Holländer und anderer Nationalitäten, die an dem gesegneten Rhein sich niederließen, dauerte fort; der Zerfall des deutschen Reiches führte die Schweden, Spanier und zahlreiche, lange dauernde französische Invasionen herbei, unter der toleranten früheren pfälzischen Herrschaft siedelten sich sogar zahlreiche

Zigeuner in der Pfalz an, so daß man mit Recht fragen kann, was ist deutsches an dieser wunderlichen Racenmischung von Kelten, Vangionen, Nemetern, Burgunden, Römern, Juden, der Alanen, Vandalen und Hunnen gar nicht zu gedenken, Alemannen, Franken, Slaven, Spaniern, Holländern, Franzosen und Zigeunern.

Aus dieser in kurzen Zügen geschilderten Entstehungsgeschichte erklärt sich des Volkes gesammtes Wesen und Art, seine Beweglichkeit in Sitte und Politik, aber auch seine leichte Auffassung, sein Sinn für Neuerungen, seine Strebsamkeit und Unternehmungslust. Von allen deutschen Stämmen ist der rheinische Pfälzer der am meisten politisch vorangeschrittene nicht nur, sondern zugleich der am stärksten kosmopolitisch angehauchte. So gut deutsch er gesinnt ist, so schließt er sich ebenso leicht an Fremdes an, entschließt sich mit leichtem Muthe zur Auswanderung und gründet sich fern über dem Meere unverdrossen eine neue Heimath, so daß sogar am Niederrhein „Paalzer" und Auswanderer identische Begriffe geworden sind.

Aus dieser bunten Mischung der Racen erklärt sich am meisten die Leichtigkeit, mit welcher die Pfälzer und Rheinhessen neue Ideen in sich aufnehmen, ja danach haschen, die ersten zu sein, welche sie verwirklichen.

„Der Rheinhesse macht die Mode mit." Schon in den Wirthshausschildern spiegelt sich die Mode. Ihre Namen wechseln wie man in Paris die Boulevards umtauft und heute von einer rue du Dauphin, morgen von einer rue Austerlitz und einige Jahre später von einer rue de la nation spricht. In Mainz gibt es heute noch einen „römischen Kaiser", in Worms einen „alten Kaiser", die Aufschrift zum französischen Kaiser hat da und dort das Wetter verwischt. Im fröhlichen Jahr 1848 entstand in Worms ein Wirthshaus „Zur Republik", noch 1853 bestand daselbst ein „Gasthaus zur Barricade" und seit dem Jahr 1871 sind die Gasthäuser: „Zum deutschen Kaiser" und „Zum Kaiser Wilhelm" zu Dutzenden aus dem Boden emporgeschossen.

Von allen Bewohnern der Rheinstädte hat der Mainzer mit dem Pariser Volkscharacter die meiste Aehnlichkeit. Im Gegensatz zu ihm ist auf den Straßburger zweihundertjährige Einwirkung französischen Lebens erfolglos geblieben.

Während im Elsaß das alemannische Wesen sich argwöhnisch eng gegen Fremdes abschließt, so daß ein großer Theil der Bevölkerung von den geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte kaum Vortheil gezogen und namentlich am Oberrhein noch dicke Finsterniß und Aberglauben in den Köpfen spuckt, ist der Pfälzer der aufgeklärteste unter allen Anwohnern des Rheins, und während der Mainzer als das leibhafte Ebenbild des Parisers erscheint, ist der Straßburger, spottweise auch „Steckelburger" (gleichbedeutend mit „Pfahlbürger") genannt, das ächte Conterfei des Frankfurter Bürgers, jener „Borgercapitäne" und Hampelmänner aus der Epoche vor 1848, wie sie in den trefflichen Volksstücken von Malß so bezeichnend geschildert sind.

„Gescheidheit" und Aufklärung geht dem Pfälzer über alles. Beschränktheit ist so ziemlich das ärgste „Laster," das in seinem Handbuch der Moral aufgezeichnet steht. Er verabscheut es so entsetzlich, daß jeder sein Möglichstes thut, um auch den leisesten Schein zu vermeiden, als sei er bei der Vertheilung der Geistesgaben zu kurz gekommen. Daher die Redseligkeit und die Zutraulichkeit gegen Fremde und der am ganzen Rhein vielleicht in ganz Deutschland am gemüthlichsten zu Tage tretende Volkshumor. Es ist kein Zweifel — unsere Rheinhessen und Pfälzer sind die „Gescheidesten" unter uns allen, aber sie bilden sich auch etwas darauf ein, und es ist eine bekannte Erzählung, daß als ein französischer General der Armee Ludwigs XIV., erbittert über den 1683 von den Bewohnern der Stadt Neustadt geleisteten Widerstand, „die drei Gescheidesten" aufzuhängen befahl, sämmtliche Neustädter davonliefen.

Nicht minder stolz sind unsere Pfälzer auf den Reichthum und die Fruchtbarkeit ihrer Provinz. In mancher drastischen Redensart kommt dieses Selbstbewußtsein und mitunter recht derbe Pratzen zum Ausdruck. „Bei uns werd die Kuh gefüttert und driwwe werd se gemolke," sagt der Rheinhesse mit prahlender Ueberhebung von den rechtsrheinischen Theilen des Großherzogthums, und wenn er in der richtigen Renommirlaune ist, preist er die Fruchtbarkeit seiner Provinz in den erbaulichsten Kraftausdrücken. „Bei uns kalbe sogar die Ochse" und die „Belleut" (Betteleute) bezahle Capitalsteuer."

Der Rheinhesse ist, namentlich Fremden gegenüber, Renommist comme il faut und steht darin dem schönsten Sohn der Gascogne nicht nach. Die Pfalz hat bekanntlich von jeher den süddeutschen Universitäten die flottesten Studenten, die besten Schläger und die tüchtigsten Zecher geliefert, und der Mainzer commis voyageur, besonders wenn er in Wein macht, kann sich, was äußere Repräsentation anlangt, mit den Vertretern der ersten Pariser Firmen messen.

Ein schöner Zug im Volke ist das lebendige Rechtsbewußtsein, das in ihm lebt und das in seinen Auswüchsen allerdings leider zu Prozeßsucht und unfruchtbaren Streitigkeiten führt. Im großen Ganzen ist der Rheinhesse Gentleman und er thut sich etwas darauf zu Gute, als Gentleman aufzutreten. Kein Laster ist mehr verspottet und verachtet, als das unedelste, das es nur geben kann, der Geiz, und unerbittlich straft der Volkswitz die „Pfennigfuchser", „Linsenspalter", „Aschenbrenner". Wahrhaft antik ist die rheinhessische Gastfreundschaft. Keine Weinlese geht vorüber, wo nicht der Weinbergbesitzer ein erhebliches Quantum seiner Reben für seine Freunde bereit hält, und kein Fremder betritt einen rheinhessischen Ort, der nicht von dieser Gastfreundschaft sich überzeugen kann. Es gibt heute noch Haushaltungen größerer Gutsbesitzer, in denen der Grundsatz gilt, es muß zum Mittagstisch genug gekocht werden, damit noch so viel übrig bleibt, um einen Handwerksburschen zu speisen. Vor Jahren lernte ich im Elsaß einen reichen Bauunternehmer kennen, der sich noch dankbar an Rheinhessen erinnerte, das er als mittelloser Handwerksbursche einst durchreiste. Am schönsten offenbart sich die rheinhessische Gastfreundschaft im Weinkeller, und keinen größeren Stolz gibt's für den Weinbauer, wenn er die Erzeugnisse seines Bodens und seines Fleißes, einer feiner und würziger wie der andere, Traminer, Riesling, Muskateller, ein Jahrgang feuriger wie der andere, 69er, 66er, 65er, 56er, 55er, 53er, 52er, 48er, 46er, und gar den herrlichen 42er vorführen kann. Wer Glück hat, kann auch da oder dort noch einen Schluck 34er erhaschen. Der feurige Wein öffnet die Herzen und löst die Zungen, und wer das behagliche Glück solcher Stunden, verbracht in einem rheinhessischen Kelterhause genossen, der erinnert sich noch für alle Zeiten dankbar daran und stimmt mit uns ein in den Ruf:

„Fröhlich Palz, Gott erhalts!"

Die Provinz Oberhessen.

Es ist bei der Provinz Oberhessen wie bei den Provinzen Starkenburg und Rheinhessen der staatliche Ursprung ein sehr verschiedener und sie erscheint als ein Conglomerat der verschiedenartigsten, früher reichsunmittelbaren Territorien.

Die Provinz Oberhessen ist zusammengesetzt: 1. aus den alten hessischen Oberämtern und Aemtern: Gießen, Allendorf an der Lumbda, Alsfeld, Bingenheim, Blankenstein, Burggemünden, Butzbach und Philippseck, Cleeberg, Grebenau, Grünberg, Homberg an der Ohm, Hüttenberg, Königsberg, Nidda, Lißberg, Oberrosbach, Schotten, Stornfels, Storndorf und Ulrichstein. 2. Aus Theilen des ehemaligen Mainzer Oberamts Königstein (Vilbel und das Amt Rockenberg). 3. Der vormaligen freien Reichsstadt Friedberg, 4. der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Homburg, (Dorf Peterweil), 5. der Burggrafschaft Friedberg, (Burg Friedberg, Amt Altenstadt Amt Büdesheim, Amt Großkarben), 6. der Herrschaft der Grafen von Stolberg-Ortenberg, 7. der Herrschaft der Grafen von Stolberg-Gedern, 8. den ehemalig fürstlich Braunfelsischen Aemtern (Aemter Hungen und Gambach, Wölfersheim und Grüningen), 9. den ehemaligen Aemtern des Fürsten zu Solms (Lich und Niederweisel), 10. den ehemaligen Aemtern des Grafen zu Solms-Laubach, (Laubach und Utphe), 11. den ehemaligen Aemtern des Grafen von Solms-Roedelheim, (Roedelheim, Niederwöllstadt, Assenheim), 12. dem ehemaligen Amt Engelthal des Grafen Solms-Wildenfels, 13. der ehemaligen Abtei Arnsburg, 14. der Grafschaft Schlitz, 15. den Besitzungen der Freiherren von Riedesel (Amt Lauterbach, Gericht Stockhausen, Gericht Landenhausen, Gericht Altenschlirf, Gericht Moos, Gericht Freiensteinau), 16. der gräflich Leiningen-Westerburgischen Herrschaft Ilbenstadt. 17. der ehemaligen Ganerbschaft Staden, 18. der ehemaligen Malthefer Ordens-Commende Niederweisel, 19. den ehemaligen Deutsch-Ordensbesitzungen (Schiffenberg, Kloppenheim), 20. den mittelrheinisch reichsritterschaftlichen Orten der Familien von Löw, von Frankenstein, v. Wetzel, von Rau zu Holzhausen, von Günderode, von Venningen und anderer, 21. der ehemaligen Fuldaischen Stadt Herbstein, 22. den ehemaligen Hanauischen Aemtern Rodheim, Münzenberg und Ortenberg, 23. dem fürstlich Ysenburgischen Amte Wenings, 24. der Grafschaft Ysenburg-Büdingen (die Aemter Büdingen und Morstadt), 25. dem ehemaligen Ysenburg-Meerholz'schen Amte Marienborn, 26. dem Ysenburg-Wächtersbach'schen Amte Assenheim, 27. der Gräflich Ingelheim'schen Patrimonialherrschaft Obererlenbach.

Die Geschichte dieses bunten Länderstrichs, und die Bevölkerung, welche darauf wohnt, zu betrachten, wird von nun an unsere Aufgabe sein. Sie ist in vieler Beziehung nicht minder merkwürdig, als diejenigen der Provinzen Starkenburg und Rheinhessen und bietet uns sogar diesen gegenüber mannigfache neue historische Gesichtspunkte, welche ein näheres Eingehen in die Vergangenheit der Provinz in hohem Grade lohnend erscheinen lassen.

Der Mensch ist zu einem großen Theil in seinen geistigen Anlagen und Charaktereigenschaften ein Produkt des Bodens, auf welchem er wohnt. Von diesem Gesichtspunkte aus, welchen die moderne Wissenschaft gewonnen, haben wir Starkenburg und Rheinhessen beurtheilt und wir werden ihn auch bei Oberhessen einnehmen und bewährt finden.

Unter den drei Provinzen, aus welchen unser Großherzogthum gegenwärtig besteht, ist Oberhessen seiner geographischen Lage nach die am meisten nördliche, zu einem großen Theil hoch über der Meeresfläche gelegen, seinem Umfang nach die bedeutendste und im Vergleich zu demselben die am wenigsten bevölkerte. In seiner Bodenformation ist es erheblich von den beiden anderen Provinzen verschieden. Es hat keine Ebene wie Starkenburg und ähnelt auch nicht dem fruchtbaren rheinhessischen Hügelland. Oberhessen ist theils wellenförmiges Hügelland, theils ein in seinem oberen Theile rauher und unwirthlicher Gebirgsrücken, der Vogelsberg, jene ungeheure Basaltmasse, welche mit ihren Verzweigungen den gesammten östlichen Theil der Provinz einnimmt.

Der höchste Punkt dieses Gebirgs ist der 3131 Fuß hohe Taufstein. Die Herchenhainer Höhe hat 2963, die Feldbrückerhöhe 2590 Fuß. Concentrisch laufen die Thalmulden dieses Gebirgsstocks zusammen und eine große Zahl klarer Bergwasser, welche sich theils in das Stromgebiet des Rheins, zunächst in die Flüsse Main und Lahn, zum Theil in das Stromgebiet der Weser ergießen, nimmt in jenen Thalmulden des Vogelsbergs ihren Ursprung. Die Schwalm, welche am nördlichen Vogelsberg entspringt, die Schlitz am nordöstlichen, die aus der Wetter, Horloff, Nidda, Nidder und Seemen sich bildende Nidda sind solche Gewässer, deren Quellgebiet auf den Höhen des Vogelsbergs liegt.

Ungleich hat die Natur ihre Gaben über diese ausgedehnte Provinz vertheilt und es sind die zwei Hälften der Provinz die östliche und die westliche, die nicht ungleicher gedacht werden können. Wer mit der Main=Weser=Bahn von Norden kommt, wird, wenn der Zug aus den letzten bewaldeten Höhen bei Butzbach heraustritt, auf das angenehmste überrascht durch den Blick in ein reiches herrliches Hügelland, dessen zahlreiche Dörfer, Höfe und Mühlen ein überzeugender Beweis für die Fruchtbarkeit des Bodens sind. Die stattliche Ruine Münzenberg hebt sich in der Ferne empor und es entfaltet sich ein landschaftliches Bild, das an Anmuth und Schönheit keinem derjenigen, welche uns in mannigfacher Zahl die beiden anderen Provinzen bieten, nachsteht. Auf diesen Theil der Provinz, den berühmten Gau Wettereiba, die Wetterau, hat die Natur das Füllhorn ihrer Schätze in verschwenderischem Maße ausgeschüttet. Nicht nur, daß Getreide, Obst und Hanf gedeihen und üppiges Wiesen= und Weideland sich darbietet, auch tief unten im Schooße der Erde enthält der Boden Schätze, welche den Bewohnern zu Gute kommen. In ferner Vorzeit war das gesammte zwischen Taunus und Vogelsberg ausgebreitete wellenförmige Hügelland eine Bucht des Mainzer Beckens. Nach Abfluß der Wasser entstanden auf dem fetten Schlammboden Nadelholzwälder von ungeheurer Ausdehnung, die durch neue Wasserfluthen den Untergang fanden. Neues Land wurde angeschwemmt — wer weiß es wie viele Tausende von Jahren diese Umwandlung erforderte, das angeschwemmte Land lagerte sich über den Nadelholzwäldern, das Holz versteinerte nach und nach unter der dicken Erdschicht — es büßte seinen Wassergehalt ein, wie der Chemiker den Vorgang erklärt, und es entstanden durch einen Prozeß, der zu seiner Vollendung eine unendlich lange Zeit erforderte, jene gewaltigen Braunkohlenlager, ein unerschöpfliches Brennmaterial für die Bewohner. Auch Torflager bietet die Wetterau vielfach. Salzquellen entspringen bei Nauheim, Salzhausen und Münzenberg dem Boden und kohlensäurereiche, treffliche Mineralwasser sprudeln aus ihm hervor. Berühmt ist der Ludwigsbrunnen bei Großkarben, und da und dort entspringen noch mehr oder minder werthvolle Mineralwasser.

Anders ist die östliche Hälfte der Provinz, der sogenannte Vogelsberg, welcher 1238 in Urkunden zum ersten Male als „Fogelsberg“ erwähnt wird, geartet. Eine zum Theil nur mäßige Humusdecke hat sich über die Lavamassen geschichtet, welche der ungeheure Vulkan in einer früheren Periode der Erdbildung ausspie. Weit ausgedehnte Waldungen, abwechselnd mit Wiesen, bedecken die Abdachungen der stets terrassenförmig emporsteigenden Gebirgshöhen. Weit von einander sind die kleinen, aber freundlichen, oft dicht am Waldessaum lagernden Ortschaften zerstreut, denn der Boden vermag keine dichte Bevölkerung zu ernähren und die zahlreichen ausgegangenen Dörfer, welche gerade der östliche Theil der Provinz aufweist, sind ein Beweis dafür, mit welchen Mühen seitdem die Geschichte uns über das Thun unseres Geschlechts berichtet, der Mensch sich auf jenen unwirthlichen Höhen ernährt.

Dieser Beschaffenheit des Landes entspricht auch der Character der Bevölkerung. Während die Wetterau einen Bauernstand aufweist, der durchgehends wohlhäbig, ja sogar reich ist und dem es in Folge dieses Umstandes auch nicht an derber Lebenslust gebricht, sehen wir den Bewohner der höher gelegenen Landestheile seine Bedürfnisse auf das äußerste Maß einschränken, aber, ob auch kümmerlich, er ernährt sich auf diesen unwirthlichen Bergen und Hochebenen und auf der mageren Scholle, die er lieb gewonnen hat. Er nährt sich, wie sich seine Voreltern seit Jahrhunderten hindurch nährten, und hegt keinen Groll gegen die ihm wenig freundlich gesinnte Natur, denn weit entfernt von den gesegneten Fluren an den Ufern des Rheinstroms fehlt ihm der Vergleichsmaßstab und er hat keine Gelegenheit, die zu beneiden, welchen der Himmel ein freundlicheres Aeußere zeigt.

Diese geringe Ergiebigkeit des Bodens, verbunden mit der Unwirthlichkeit des Klimas haben die gesammte geschichtliche Entwickelung und den Charakter der Bevölkerung bestimmt, und es treten in Oberhessen Züge zu Tage, welche völlig verschieden sind von dem Bilde, das uns der Rheinhesse darbietet. Fern von der großen Völkerstraße, dem Rheinthale, gelegen und zu einem großen Theile unfruchtbar, sehen wir die heutige Provinz Oberhessen von vielen der Katastrophen unberührt, welche Deutschland und insbesondere die Rheinlande heimsuchten. Kein gieriger Eroberer hat nach dem Vogelsberg jemals die Hand ausgestreckt, und während die Pfalz beinahe in jedem Jahrhundert oft mehrere Male verwüstende Horden durchziehen, sehen wir den nördlich des Mains gelegenen Theil unseres Großherzogthums einen völlig naturgemäßen staatlichen Entwickelungsprozeß durchmachen, der kaum durch tiefer gehende Katastrophen gestört wird. Er wird nicht die Beute gewaltsamer Eroberungen durch völlig fremde Nationalitäten, von Jahrhundert zu Jahrhundert bewohnten Abkömmlinge derselben Race die Gauen der Wetterau und die Höhen des Vogelsberges und nirgends im ganzen Großherzogthum hat sich deutsche Art und deutsches Wesen so rein und ächt erhalten, als in den Thälern der Schlitz und Nidder und hoch oben auf jenen rauhen Gebirgshöhen der Provinz.

Der oberhessische Bauer ist ein völlig anderer wie der rheinhessische. Er ist kein „Herr“ wie dieser und macht keinen Anspruch auf dieses Prädikat noch auf die moderne Anrede Sie, er fühlt sich als Bauer und will als solcher gewürdigt werden. „Wer mich ehrt, der Ihrt mich“, lautet ein oberhessisches Sprüchwort, und heute noch ist in einem großen Theil der Provinz, wie an unserem Ober-Rhein im Elsaß, die Anrede „Ihr“ anstatt das „Sie“ die beliebtere und gebräuchlichere. Noch weniger mag sich der Oberhesse wie der Rheinhesse als Gentleman geriren, auch bei Vergnügungen und Festen ist er mäßig, sparsam, und ängstlich hält er mit dem zu Rathe, was er sich durch seinen Fleiß errungen. Wein ist für ihn nur ein seltener Genuß; in der Wetterau tritt das Erzeugniß des Landes, der treffliche Apfelwein, an seine Stelle und im Vogelsberg ist der Kornbranntwein das Festtagsgetränk. Eine Tugend, die neben der Sparsamkeit hergeht, die als ihre nothwendige Folge erscheint, ist die strenge Rechtlichkeit, welche die Bevölkerung auszeichnet, die Ehrbarkeit und gute Sitte. Keinem Lande stellt die Statistik der Verbrechen ein günstigeres Zeugniß aus, als unserem Oberhessen. Strenge Religiosität zeichnet im Allgemeinen die in kirchlichen und politischen Dingen im Vergleich zu den beiden anderen Provinzen vorwiegend conservative Bevölkerung aus, und erst nach reiflicher Prüfung entscheidet sie sich für Neuerungen. Nie hat sie sich fremden Eindringlingen gutwillig gefügt, und von den Chatten, den gefürchteten Gegnern der Römer, bis herab zu jenen Oberhessen, die 1793 gegen die

französischen Revolutionsheere zu den Waffen griffen, sehen wir sie im Laufe der Jahrhunderte mehrmals mit gewaltiger Energie den heimischen Boden vertheidigen.

So blieben sie sich gleich im Lauf der Jahrhunderte, und noch heute gilt von dieser Bevölkerung, was Tacitus in seiner Germania sagt: „daß sie sich durch keine Ehen mit anderen Stämmen befleckt, von Anbeginn an ein eigenes, unvermischtes und sich nur selbst ähnliches Volk gewesen".

Aus der conservativen Gesinnung der Bevölkerung entspringt auch die Treue gegen das in Oberhessen seit Jahrhunderten angestammte großherzogliche Haus, und kein Landestheil hat seine Treue in den schwersten Prüfungen, welche über Hessen hereinbrachen, ächter und reiner bewahrt, als unsere oberhessische Provinz. Nicht minder ragt Oberhessen durch seine nationale Gesinnung hervor, und vielleicht nirgend in unserem gesammten Großherzogthum weiß man die Treue gegen Kaiser und Reich so gut mit derjenigen zu vereinigen, welche man dem angestammten Fürstenhause schuldet, als dieses nördlich des Mains der Fall ist. Möge unser Oberhessen auch ferner blühen und gedeihen und den anderen Provinzen voranleuchten als ein Vorbild altchattischer Tugenden!

Die ersten Bewohner des Landes.

Die fruchtbaren Matten des Lahnthals und der Wetterau verlockten den Menschen schon in der frühesten Zeit zur Niederlassung, und es ist kein Zweifel, daß eine Reihe von Orten der Wetterau zu den ältesten, welche wir kennen, zu den Ansiedelungen der Urzeit, gezählt werden darf. Wie in Rheinhessen und Starkenburg waren auch wohl hier jene Völkerschaften, welche man unter dem gemeinsamen Namen der Celten begreift, diejenigen, welche zuerst die mühsame Arbeit der Cultur des Bodens übernahmen, und welche zunächst an den Ufern der Flüsse ihre einfachen, anspruchslosen Niederlassungen gründeten. Eine Reihe von Fluß-, Berg- und Ortsnamen Oberhessens führt die Sprachforschung auf einen celtischen Ursprung zurück.

„Weser, Diemel, Eder, Lahn, Nidda und Nidder", sagt Arnold, „lassen eher fremde als deutsche Ableitung zu. Die Weser hat Förstemann* als den Westfluß zu deuten versucht, allein die älteste Form bei Tacitus lautet nicht Wisera, sondern Visurgis. Weser ist auch der deutsche Name der belgischen Vesdre, die bei Lüttich in die Maas mündet. Eder und Lahn können nur gezwungen aus dem Deutschen abgeleitet werden; bei den anderen ist der celtische Ursprung ihrer Namen noch weniger zweifelhaft. Und nun kommen in Hessen, Waldeck, Nassau und der Wetterau eine Reihe weiterer Namen für Flüsse und Bäche vor, bei denen uns gleichfalls jede Möglichkeit einer einfachen deutschen Erklärung abgeht".**

Die Ohm mit der Klein, die bei Kirchhain in diese fließt, und die Orte Ober- und Nieder-Ohmen, Amöneburg, Ober- und Nieder-Klein weiß Arnold nur celtisch zu deuten. Die Ohm, die alte Aman — aha (lateinisch amnis fluvius), die Klein, nach alter Schreibweise Glen, oder Glene, glan. Auch die Use und die Göns, sowie die mit diesen Silben zusammengesetzten Ortsnamen scheinen celtischen Ursprungs zu sein, und eine Reihe anderer hessischer Bachnamen läßt eher keltische als deutsche Ableitung zu.

In der Wetterau findet man die celtischen Namen ungemein zahlreich vertreten, und es liegt die Vermuthung nahte, daß unter dem Schutze des römischen Pfahlgrabens die celtischen Ansiedler dem Andrängen der Germanen gegenüber länger zu widerstehen vermochten.

---

* Altdeutsches Namenbuch, Nordhausen 1872.

** Vergl. Wilh. Arnold, Wanderungen und Ansiedelungen deutscher Stämme. Marburg 1876.

Es gehören dahin: Bingenheim bei Staden (castellum Bingenheim), gleich Bingen am Rhein celtischen Ursprungs, Birstein bei Wächtersbach, das alte Byrsenstein (1328), Dorheim bei Nauheim (Doraheimera marca, Turenheim), Echzell bei Nidda (Achzunila Echecila) Wald- und Nieder-Girmes bei Wetzlar, Kaichen bei Friedberg, (Kochene, Coichin, Couchen, Kouchene, Keuchen, Keuchene, Kaichen 13. bis 15. Jahrhundert), Groß-, Klein- und Okarben (Akarben, Ahakarben), Ober- und Nieder-Gleen (Glene), Lich, (Liochen), Ober- und Unter-Mokstadt bei Staden (Muggunstat) Ober- und Nieder-Ohmen, (Amana), Schlitz (Seitesa, Slidesa), Selters bei Ortenberg (Saltrisse).

Solcher Namen können, namentlich, wenn man zu den Namen von Gemarkungen und Walddistrikten greifen will, immer noch einige nachgewiesen werden. „Gewiß", sagt Arnold, „auf dessen epochemachende Untersuchungen wir uns hier beziehen, „sind es im Vergleich zu den vielen tausend deutschen nur wenige, aber man mag eben bei bewohnten Orten lieber übersetzt oder umgedeutscht haben, und vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß die celtischen Ansiedelungen im Urwald überhaupt nicht zahlreich gewesen sein können. Sind auch im Einzelnen noch mancherlei Zweifel möglich, so erscheinen die Zeugnisse in ihrer Gesammtheit doch zwingend genug, um den Beweis zu liefern, daß einst die Gallier auch in Hessen wohnten, dann noch eine Zeit lang in den benachbarten südwestlichen Strichen (Vergl. oben Rheinhessen S. 296 und 297) sich behaupteten und nach ihrer Vertreibung wenigstens eine Reihe von Namen als Spuren ihres früheren Daseins zurückließen".

„Ich kann nicht umhin, in diesem Zusammenhang eines besonderen Völkchens zu gedenken", fügt Arnold hinzu, „das mitten unter den übrigen Hessen in Sprache, Tracht und Sitten bis auf den heutigen Tag ein eigenartiges Wesen sich bewahrt. Es sind dieses die sogenannten „Schwälmer". Sie wohnen etwa von Ziegenhain aufwärts bis zur darmstädtischen Grenze zu beiden Seiten der Schwalm und werden auf nahezu 20,000 Köpfe geschätzt. Kleinere Verschiedenheiten in Mundart, Kleidung und Gebräuchen finden sich überall im Land, jede Gegend hat ihr Besonderes; man könnte fast sagen jedes Dorf; allein wir haben es hier noch mit etwas anderem zu thun, denn Schwälmer sind ein ganz besonderer Menschenschlag".

„Während der Hesse, zumal auf dem Land, wo sich die Bevölkerung rein erhalten hat, blond und blauäugig ist, haben die Schwälmer dunkle Haare und braune Augen, jener ist etwas kleiner, aber gedrungener, die Schwälmer sind groß und schlank, doch nicht so breitschulterig; kurz schon die Körperbildung ist verschieden. Und so bildet das Völkchen ein geschlossenes Ganzes für sich, heirathet nur unter sich und hält zäh an seiner eigenthümlichen Tracht, Sitte und Lebensweise fest".

„Wie sollen wir diese merkwürdige Erscheinung erklären! Hessen sind es nicht, obwohl ringsumher auf allen Seiten Hessen wohnen. Slaven sind es ebensowenig, denn diese fanden sich im Lande nur zerstreut als hörige Colonen angesiedelt, ganz abgesehen davon, daß die Schwälmer durchaus nicht den slavischen Typus zeigen; eingewandert sind sie in historischer Zeit auch nicht, wenigstens fehlen uns zu einer solchen Annahme alle Anknüpfungspunkte."

„Wäre es nicht möglich, daß sie ein Rest im Lande zurückgebliebener Kelten seien, die man in dem einsamen Winkel zwischen Knäll und Vogelsberg geduldet und später als verbündet in die germanische Heer- und Gau-Ordnung aufgenommen hätte? So unwahrscheinlich es sein mag, unmöglich ist es doch wohl nicht. Darauf daß die Schwälmer wie die Bretonen noch jetzt in Blau trauern, nicht in Schwarz wie die Germanen, mag weniger Gewicht zu legen sein, obwohl die Thatsache auffallend genug ist. Soviel aber ist sicher, daß der Schwälmer Typus besser zum keltischen als zum germanischen paßt. Und daß im Uebrigen das Völkchen im Laufe von zweitausend Jahren völlig germanisirt worden ist, dürfte uns am wenigsten Wunder nehmen. Es ist kaum zu hoffen, daß wir über seine Herkunft je völlige Gewißheit erlangen. Das Gesagte soll nicht als Vermuthung, sondern nur als Andeutung einer Möglichkeit gelten."

Diese Möglichkeit, als welche Arnold bescheiden seine sinnreichen Ausführungen bezeichnet, wird Niemand bestreiten wollen, der überhaupt sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen konnte, mit welcher Zähigkeit einzelne, mitten von fremden Völkern umgebene, von ihrer Nation losgerissene Stämme durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch ihre Eigenart behaupten, z. B. die Obotriten in Mecklenburg, die Schwaben in Südrußland, die Sachsen in Siebenbürgen, die Alemannen oben

im Elsaß. Während das französische Element nach Osten vordrängte, schloß sich der alemannische Bauer ängstlich gegen fremdes Wesen ab. Diese Alemannen der linken Rheinufer heirathen nur unter sich, sie dulden sogar theilweise die Niederlassung von Fremden in ihren Gemeinden nicht und, obwohl das französische Gesetz die Freizügigkeit eingeführt hat, fand sich doch in einer Reihe ächt alemannischer Dörfer des Unter-Elsaßes, Ober-Modern, Schalkendorf, Mietesheim und anderen Dörfern des Hanauer Landes bis auf den heutigen Tag nie ein alemannischer Bauer, der einem „Welschen" sein Grundeigenthum verkauft, oder ihm gar seine Tochter zur Ehe gegeben hätte.

Unter Isabella der Katholischen flüchteten viele um ihres Glaubens willen verfolgte Juden nach Konstantinopel. Durch Jahrhunderte hindurch hielten diese zähe an ihren Sitten und ihrer alten Sprache fest, und noch Ende vorigen Jahrhunderts suchten Sprachforscher jene spanischen Judenfamilien in Konstantinopel auf, um von ihnen jenes Spanisch zu lernen, wie man es zur Zeit Isabella der Katholischen sprach. In ähnlicher Weise hat sich der alemannische Bauer des linken Rheinufers die Sprache seiner Väter erhalten, sie hat nicht an der Fortentwicklung der Sprache seines Volkes theilgenommen, sie ist stehen geblieben auf jener Stufe, auf welcher sie sich zur Zeit der Eroberungen durch Ludwig XIV. befand, und wer den Mitte des 17. Jahrhunderts erschienenen Symplicissimus gelesen, dessen Verfasser man den Elsäßischen Schriftstellern zuzuzählen das Recht hat, erstaunt über die Aehnlichkeit seiner Ausdrucksweise mit der Sprache des heutigen elsäßischen Volks.

Nach solchen Analogien kann man nicht nur die Möglichkeit zugeben, sondern es sogar nicht für unwahrscheinlich halten, daß wir in den Schwälmern einen Ueberrest der alten keltischen Ureinwohner des Landes vor uns haben, welche sich ungeachtet des Andringens der Chatten in dem von ihnen bewohnten Territorium zu erhalten vermochten.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Kelten im 4. Jahrhundert vor Christi Geburt von den anrückenden Germanen, zu deren vordersten Stämmen die Chatten gehörten, verdrängt wurden. Allmählig nahmen sie das Land ein und wahrscheinlich war es das heutige Thüringen, durch welches sie dem Laufe der Saale, Ilm und Hörsel, entlang in's Werrathal ihren Weg nahmen. Von da gingen sie durch die Thäler der Ulster, Taft, Eitra, der Hersa und Sulz, der Suhl und Ulfe, etwa bei den heutigen Orten Eiterfeld, Friedewald und Hönebach vorbei in's Fuldathal, eine uralte Völkerstraße, die der Sage nach auch Attila mit den Hunnen gekommen sein soll.

Die chattischen Einwanderer und die späteren Bewohner haben beinahe jede Spur der alten Ureinwohner der Gegend verwischt. Nur alte Steinwaffen, welche in der Wetterau häufiger als anderwärts angetroffen werden, und welche das Volk „Donnerkeile" nennt, waren lange Zeit die einzigen Funde, die an jene ersten Anfänge menschlicher Cultur erinnern.

Ueber die ältesten Bewohner des Landes in Oberhessen hat uns also bisher die Sprachforschung zu umfassenderen Resultaten geführt, wie die eigentliche, auf Funde sich stützende Alterthumsforschung. Doch sind die Forschungen auch auf diesem Gebiete neuerdings um ein Bedeutendes vorwärts geschritten. So hat Herr Gustav Dieffenbach 1882 bei Fauerbach vorhistorische Erdeinschnitte aufgefunden*, welche sich deutlich als Wohnstätten aus der frühesten Zeit des Menschengeschlechts zu erkennen geben. Gefäßreste, Knochen von Hausthieren, Steine, auf welchen Feuer angemacht wurde, finden sich in derartigen Gruben, deren Maße solche sind, daß eine erwachsene Person bequem unter Wind sitzen und auch zugedeckt werden konnte. Wir verweisen in dieser Beziehung auf das Corespondenzblatt, wo Herr Gustav Dieffenbach die von ihm aufgefundenen Gruben ausführlich beschrieben und seine Darstellung durch Abbildungen erläutert hat. An diese Entdeckung schließt sich ein prähistorischer Fund

---

* Vergl. „Correspondenzblatt der Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Nr. 1 und 2, Jahrgang 1881."

des Herrn Friedrich Kofler von Darmstadt an*, der gleichfalls dafür eintritt, daß die Wetterau, bereits in der Urzeit vielfach besiedelt war. Bei einem Aufenthalt in Holzhausen v. der Höhe wurde dessen Aufmerksamkeit durch Herrn Bürgermeister Ried auf die an der alten Weinstraße (Mainzerstraße) gelegene Lehmgrube gelenkt, wo sich mitten in dem gelblichen Lehm, Brandgruben vorfinden sollten. Herr Kofler suchte den Ort in Begleitung des Herren Forbach und Ried, sowie des Flurschützen auf, welch' letzterer die Arbeiten an der Grube zu besorgen hatte und dabei eine größere Anzahl dieser Erdlöcher vorfand. Obschon der Boden fest gefroren und hier und da mit einer Erdkruste überzogen war, ließen sich doch zwei dieser Brandgruben sofort erkennen. Sie heben sich mitten in dem gelben Lehm durch eine tiefe schwarze Farbe ab, ihre Seiten sind senkrecht und 1—1,2 m tief, der Boden ist abgerundet und etwa 1 m breit. Dem Anscheine nach sind sie kesselförmig, was auch mit den Aussagen der Flurschützen übereinstimmen würde. Da man keine Arbeitsgeräthschaften mitgenommen hatte, war man genöthigt, das Innere derselben mittelst der Spazierstöcke zu untersuchen. Es bestand dies aus einer fetten tief schwarzen Erde, reichlich durchsetzt mit Holzkohlen und Scherben thönerner Gefäße, die mit der Hand geformt waren. Ihr Material ist ein zarter Thon ohne Zusatz von Sand, ihre farbe ist auf den beiden Flächen roth, im Innern schwarz; die Masse ist so weich, daß sie sich mit dem Messer beschneiden läßt. Außer diesen Scherben fand man noch ein kleines Steinwerkzeug; der Flurschütz will viele Knochenreste in der Grube vorgefunden haben.

Jedenfalls sind dieses die ältesten, bisher innerhalb des Gebietes des Großherzogthums Hessen aufgefundenen Wohnstätten. In den Erdhöhlen hausten die Ureinwohner der Wetterau. Bei Tag der Jagd obliegend, zogen sie sich Abends in diese Löcher zurück, um ihre Mahlzeiten zu bereiten und die Nacht in denselben zu verbringen. Viel über das Thier erhob sich jenes Geschlecht noch nicht; den Unbilden der Witterung, Krankheiten, namentlich Rheumatismus und Gicht ausgesetzt, mögen diese armseligen, in Bastdecken und Pelze gekleideten Urbewohner ein klägliches Dasein geführt haben.

Elend war das Loos jenes Geschlechts, dessen Wohnstätten hier zurückgeblieben sind. Aber allmählich, Jahrhunderte lang sich abmühend und einen harten Kampf gegen die Elemente führend, vervollkommnete es sich und ein etwas cultivirterer Menschenschlag, ein ackerbautreibendes Volk, bevölkerte nach und nach die Wetterau und die klimatisch günstigeren Theile Oberhessens. Wir wissen nicht welche Völker vielleicht alle einander auf dem Boden des oberhessischen Culturlands gefolgt sind, aber die ersten bekannten Bebauer des Landes waren Celten. Dieses, den Uebergang in die historische Zeit bildende Volk war ursprünglich über ganz Südwest-Deutschland verbreitet. Im 4. Jahrhundert vor Christus etwa wich es, wie oben bemerkt wurde, vor dem Andrängen der Germanen nach Westen über den Rhein zurück. An die Stelle der Celten traten die Chatten.

Die Chatten.

In der Wetterau, dem oberen und unteren Lahnthale und an der Eder befanden sich die ausgedehntesten Wohnsitze der zum Völkerbunde der Sueven gehörigen Chatten, östlich von dem zu jener Zeit noch unbewohnten Vogelsberg, dem südlichen Harz, Meißner und Rhön begrenzt, und in einzelnen Gehöften errichteten sie hier, wo eine Quelle oder Waldlichtung, eine fruchtbare Stelle sie einlud, ihre Ansiedelungen. Gegen das Andringen der Römer schützten sie sich durch Burgen, Höhenringe, altergermanische Ringwälle,* welche sie auf den Höhen der Berge anlegten, und Altkönig, Hausberg,

* Vergl. Correspondenzblatt 1883 Nr. 5.

* Dem Verfasser ist wohl bekannt, daß die altgermanische Herkunft der Ringwälle neuerdings bestritten wird. Er selbst ist geneigt, auf Grund von in Elsaß gemachten Wahrnehmungen viele dieser Wälle Bewohnern Deutsch-

Dünsberg waren durch solche von innen nach außen geworfene Ringwälle befestigt. Auch der Hunnenstein auf den Altenbergen bei Gladenbach, der Todtenberg bei Trais an der Lumda, die Altenburg bei Schotten und die Glauburg bei Glauenberg zeigen solche Ringwälle, und es ist nicht unmöglich, daß diese Höhenburgen auch als Wohnstätten dienten. Zahlreiche Grabhügel, namentlich in der Lindner Mark, in welcher etwa fünfzig derselben zerstreut sind, geben heute noch Kunde von der Anwesenheit des chattischen Stammes, der von Nordwesten und Osten her gegen den Rhein hin sich vorgedrängt hatte.

Ueber die Ursachen der chattischen Wanderungen kennen wir nur die von Tacitus geäußerten Vermuthungen. Dem Volk wurde, als es sich vermehrte, das Land zu enge, es suchte sich günstigere Plätze für neue Niederlassungen aus und zahlreich wanderten seine Stammesangehörigen auf dem oben bezeichneten Wege (s. S. 296) nach der Lahn und Eder. An der unteren Eder war nach Tacitus der Hauptsitz seiner Macht und der Mittelpunkt des Stammes. Dort, zu Maden, war das oberste Gericht des Gaues und noch zur hessischen Zeit wurden daselbst die Landtage gehalten. In dem nahe gelegenen Gudensberg residirten die hessischen Landgrafen, ehe Heinrich das Kind, der den Wiedererwerb des sächsischen Hessens beabsichtigte, die Residenz nach Cassel verlegte.

Zahlreiche Stätten des altgermanischen Cultus erinnern noch an die Anwesenheit unserer Vorfahren. Fritzlar, Metz, Wichdorf, Altenstädt, Gudensberg, der Berg des Wotan, und Geismar, wo Bonifacius die Donnereiche fällte.

Altchattische Namen lassen sich auch in unserem heutigen Oberhessen in großer Zahl nachweisen und namentlich das obenerwähnte Werk Arnold's giebt hierfür hinreichende Beispiele. Offleiden an der Ohm, Eifa bei Alsfeld (Eibenwasser) Buseck bei Gießen (Buches eichehe), Wetter (von wattir, vat eine furt), Horloff, Ulfa, Hollar bei Friedberg und noch viele Dutzende, die wir hinzufügen könnten. Wem fällt nicht die alte Endung „born" auf, die sich in Oberhessen so häufig vorfindet, die Cent Lohr bei Gießen, der Erda-Gau und das Dörfchen Erda, das an die schöpferische Erdenmutter, die Göttin Erda, die Schützerin der Cultur und des Ackerbaus, erinnert.

Die neuere Forschung hat unsere Kenntnisse über das chattische Volk wesentlich vermehrt. Seine Ausdehnung und seine Wanderungen wurden nächst dem erwähnten Werke W. Arnolds „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" namentlich durch Hermann v. Pfister's „Chattische Stammeskunde" (Kassel 1880) dargethan. Endlich haben die Ausgrabungen einer chattischen Stadt von Gustav Dieffenbach in Friedberg für die höhere Cultur der alten Chatten wichtige Beweise dargebracht.

Die Chatten sind ein hochdeutscher Stamm und gehören, wie oben bereits bemerkt wurde, zum suevischen oder hermin'schen Verbande der Germanen. Herr v. Pfister leitet den Namen des Volks aus der Wurzel „chat" ab. Davon kommen zwei Zeitwörter: „chatôn", d. i. hassen, und chatiom", d. i. hetzen; dann die Hauptwörter „Chata" = Katze, sowie „Chatia" oder Chatius = Jäger und Held. Die römischen Schriftsteller überliefern uns als Namen unseres Volksstammes die angeglichenen Formen „Chatta" und „Chattus", indem hier „ti" zu „tt" geworden ist. Im altnordischen haben beide Formen sich noch lange lebendig erhalten, und zwar erscheint Chatia als Hetja (Name einer jagenden Walkyre — dann Held); Chatius aber als Höttur, Höttr (Beiname Odins), indem hier erst „ti" zu „tt" angeglichen ist und dann der dem altnordischen eigenthümliche Umlaut des „ä" durch das „u" in „o" eintrat. „Hetja" und „Höttr" sind buchstäblich „Chatta" und Chattus".

Das „ch" des Anlauts konnte mit der Zeit sowohl „h" als „k" werden, wofür sich im Neuhochdeutschen sattsam Belege finden; wohl einige Dutzend Wörter führt das Grimmische Wörterbuch in der doppelten Gestalt mit „h" und „k" auf (z. B. hocken oder hauchen neben kauchen; heichen neben keichen oder keuchen; Ringel anstatt Hringel — neben Kringel u. s. w.), — da wir die Zeitwörter „hassen" und „hetzen" haben, so würde uns der Volksname Chatten in heutiger Sprache wahrscheinlich „Hatzen" lauten, wie die Form gewisser Oertlichkeiten z. B. Hatzfeld (Campus chattorum)

---

lands, welche vor den Germanen ansässig waren, zuzuschreiben. Um aber den Leser nicht mit prähistorischen Untersuchungen zu ermüden, zieht er es vor, in dieser Beziehung den früheren Text unverändert zu lassen, zumal bewährte Autoritäten für den altgermanischen Ursprung der Ringwälle sich aussprachen.

Hatzstein u. s. w. zu bestätigen scheint. Auch mit unverschobner alter Tenuis erscheint der Volksname noch in vielen örtlichen Benennungen als Hatten-rode, Hatten-hausen, Hatten-born, Hatten-heim, Hatten-bach u. s. w. Das Hauptwort „Chatta" (felis als jagendes Thier) ist uns aber zur Katze geworden. Ebenso ward der Volksname in der Form Chatti-Melibok zu Katzenellenbogen.

Auch das hessische Löwenwappen führt H. v. Pfister auf die alte chattische Katze wohl ganz zutreffend zurück.

Bei den Römern standen die Chatten in großem Ansehen. Der beste Beweis hierfür ist die Beschreibung, die Tacitus von ihnen gegeben hat.

30. Ueber diese (die Bewohner des Zehntlands) hinaus, beginnt zuerst mit dem hercynischen Walde der Chatten Gebiet und nicht so flach und sumpfig sind diese Gegenden, wie die übrigen Gauen in Germaniens Ebnen. Hügel nämlich ziehen sich ganz hindurch, werden nur allmählich seltner und es begleitet seine Chatten der hercynische Wald und verläßt sie auch erst an ihrer Grenze. Dieses Volk hat einen festeren Körperbau, gedrungene Glieder, einen drohenden Blick und größere Regsamkeit des Geistes. Groß ist, für Germanen, ihr Verstand und ihre Gewandtheit. Sie wählen sich ihre Befehlshaber, leisten ihnen dann Gehorsam, kennen Reih und Glied, nehmen Gelegenheit wahr, verschieben den Angriff, machen ihre Eintheilung für den Tag, Umwallung für die Nacht, halten Glück für etwas Ungewisses, für's Gewisse Tapferkeit, und rechnen, was so selten und sonst römischer Kriegszucht nur gegeben, mehr auf den Feldherrn als auf das Heer. Ihre ganze Stärke besteht im Fußvolk, welches sie außer den Waffen auch noch mit eisernem Geräth und Lebensmitteln belasten. Andere sieht man in die Schlacht ziehen, die Chatten in den Krieg. Selten sind Streifzüge und zufälliger Kampf. Das ist freilich eine Eigenthümlichkeit der Reitermacht, schnell den Sieg zu erkämpfen und schnell sich zurückzuziehen; aber man kann auch sagen, Schnelligkeit sei der Furcht verwandt, Bedachtsamkeit komme festem Muthe näher.

31. Was auch bei anderen Völkern der Germanen üblich ist, wo selten nur und bei Einzelnen sich solcher Kühnmuth zeigt, das ist bei den Chatten allgemein geworden, sobald sie in's Jünglingsalter getreten sind, Haupthaar und Bart wachsen zu lassen nnd erst nach Erlegung eines Feindes, die der Tapferkeit gelobte und verpflichtete Gestaltung ihres Antlitzes wieder abzulegen. Ueber Blut und Waffenbeute enthüllen sie die Stirn und meinen nun erst ihres Daseins werth zu sein und ihres Vaterlandes, ihrer Eltern würdig, — Feigen und Kriegsscheuen bleibt ihr Wust — die Tapfersten tragen überdies einen eisernen Ring (eine Schande bei diesem Volke), gleich einer Fessel, bis sie sich durch Tödtung eines Feindes davon erlösen. Sehr viele Chatten ziehen aber einen solchen Aufzug vor, und sind oft schon ergrauend noch in dieser Auszeichnung und wie bei den Feinden, so bei ihren Landsleuten hoch angesehen. In allen Schlachten machen sie den Anfang, sie sind stets die erste Schlachtreihe, ein befremdender Anblick. Nimmt ihr Antlitz doch im Frieden selbst kein milderes Aussehen an. Keiner hat eine Wohnung, noch ein Feld, noch irgend ein Geschäft. Zu wem sie gerade kommen, von dem werden sie ernährt. Verschwender fremden Guts, des eigenen Verächter, bis kraftloses Alter sie zu so rauher Kriegsmannschaft unfähig macht.

Nach den letzten Aeußerungen des römischen Schriftstellers möchte man die Chatten als ein abenteuerndes Kiegsvolk ansehen, das dahin zog, wo ihm das Kriegsglück winkte. Allerdings fehlt es zum Ausgang des Mittelalters und bis zum Beginn der neueren Geschichte, nicht an Zügen, welche diese Wahrnehmung des Tacitus bestätigen, aber doch ergiebt sich aus dem Gesammtbilde, welches der römische Schriftsteller von den Chatten entwirft, daß auch dieses Volk, gleich den Alemannen (S. S. 123 und 124) in ein geordnetes Staatswesen gegliedert war. Auch waren die Chatten keineswegs ein die Nachbarvölker bald da bald dort bedrohendes Kriegsvolk, sondern sie besaßen ebenso wie die Alemannen regelmäßige und dauernde Ansiedlungen. Beim Ausgraben großer Löcher zum Einsetzen von Bäumen nördlich des alten Spielsaals zu Bad-Nauheim fanden sich Topfscherben ganz derselben Form mit ganz gleicher Verzierung, wie solche in großer Zahl auf dem chattischen Gräberfelde östlich des Bahnhofs bei Nauheim gefunden und dem Museum von Frankfurt am Main einverleibt wurden. Bei diesen Bruchstücken fand sich ein tulpenförmiger Thontrichter, wie eine Menge Bruchstücke von alten Salzsiedegefäßen wie deren schon eine große Menge zu Tage gefördert wurde. Die große Dimen-

sion des Gräberfeldes, welches bis jetzt 660 Schritte lang verfolgt ist, wie auch die Masse von Ueberresten, welche allenthalben in und bei Nauheim, in so großer Ausdehnung nach Ost und Süd zu Tage treten, verrathen eine bedeutende Niederlassung der Chatten und da dieselben in Verbindung mit einzelnen römischen Ueberresten zu Tage treten, eine bedeutende Chattenstadt zur Zeit der Occupation der Römer. Aus dem jetzigen Namen Nauheim läßt sich höchstens das Verschwinden der früheren Benennung dieser Stätte herleiten (G. Dieffenbach).

Obgleich die Chatten zweifellos ein geordnetes Staatswesen und Städte und Dörfer besaßen, tritt doch der eigenthümliche Wandertrieb des deutschen Volkes, mehr wie bei allen anderen gerade bei dem chattischen Stamme hervor. Die eigentliche Geschichtschreibung hat uns verhältnißmäßig wenig hierüber überliefert, desto mehr aber liefern uns die germanistischen Forschungen und Untersuchungen über die Mundarten der Bewohner des heutigen Deutschlands Fingerzeige über die einstige Verbreitung des chattischen Stammes.

Bei Ptolemäus findet sich eine Angabe über Sitze suevischer Langobarden südlich der Sigambrer am Rhein. Ptolemäus schrieb um das Jahr 140 n. Ch. Diese Angabe hat durch Verwechslung mit den in der späteren Periode der Völkerwanderung auftretenden Langobarden, zu mannigfachen Widersprüchen Veranlassung gegeben. Von Pfister beseitigt durch Verweisung auf die von Tacitus geschilderten struppigen chattischen Jünglinge, welche nach ihm identisch sind mit den Langbärten des Ptolemäus, diese Zweifel und erblickt in ihnen Chatten die schon zu Zeiten des Ptolemäus die uralte Wacht am Rhein hielten.

Auch die oben mitgetheilte Stelle des Tacitus läßt auf eine weite Ausdehnung des chattischen Gebiets schließen. Nach Tacitus beginnt dieses Gebiet mit dem hercynischen Wald und es begleitet seine Chatten der hercynische Wald und verläßt sie erst an ihrer Grenze. Wir müssen uns daher das Gebiet der Chatten zur Zeit, wo die Schrift des Tacitus entstand, etwa in einer Ausdehnung von den südlichen Ausläufern des Schwarzwalds bis zum Harze denken. Die Stämme jenseits des Grenzwalls waren vorzugsweise chattische Völker. Erst während der Völkerwanderung gelang es diesen vorzubringen und durch die 496 erfolgte Schlacht von Zülpich gelang es dem aus Chatten, Chamaven, Sigambrern und anderen, gebildeten fränkischen Völkerbunde dauernd zwischen Rhein und Main die Herrschaft zu erringen (S. S. 78).

Allein nimmt man zu diesen kurzen historischen Nachrichten die Ergebnisse der Alterthumsforschung und Sprachforschung hinzu, so gelangt man zu weit ausgedehnteren Ergebnissen. Wie wir bereits oben (S. S. 298) bemerkt, geht das chattische Alterthum weit zurück. Auch während der römischen Herrschaft scheint in Mainz neben Vangionen, Nemetern und Juden eine zahlreiche chattische Bevölkerung anwesend gewesen zu sein. Auch auf die zahlreichen chattischen Ortsnamen in Rheinhessen, Rheinpreußen, Elsaß und Lothringen wurde bereits auf Grund der Forschungen von W. Arnold hingewiesen. Aehnliche Wanderungen, welche den römischen Schriftstellern, den einzigen, die uns über Vorgänge in den früheren Perioden unserer Geschichte berichten, unbekannt blieben, führten die Chatten nach dem Norden und Osten Deutschlands. Bis weit nach Thüringen, Oberfranken und Sachsen erstrecken sich diese chattischen Ortsnamen. (S. S. 297 u. 298.)

Es läßt sich num nicht mehr nachweisen, in wie weit es sich bei diesen chattischen Ansiedlungen jedesmal um dauernde Erwerbungen handelte, aber es ergiebt sich doch bei genauerer Betrachtung eine ganz bedeutende räumliche Ausdehnung des chattischen Stammes. In den von Hermann v. Pfister genau untersuchten Mundarten ist in dieser Beziehung ein wichtiges Merkmal zurückgeblieben. Sechs große Gaue sind es, deren Bevölkerung nach diesen Forschungen als chattisch gelten muß: „der fränkische Hessengau — oder Niederhessen; der Oberhessengau — oder das eigentliche Oberhessen; die Wettereiba — oder die Wetterau; der Nieder-Lahngau — oder Nassau; Buchonien — oder das fuldische Land; der Maingau — oder die Darmstädter und Aschaffenburger Gegend." Wechselnd in seiner Ausdehnung war im Laufe der Zeit das chattische Gebiet. In der Völkerwanderung gesellen sich die Chatten zu dem großen Völkerbunde der Franken. Die chattischen Franken entschwinden nach und nach unseren Blicken. Von dem Poeten Sidonius werden sie 455 zum Letztenmale mit ihren

alten Namen genannt bis sie 719 nach der düsteren dreihundertjährigen merovingischen Periode von Neuem als Hessen hervortreten.

Nach H. v. Pfisters mundartlichen Forschungen würde sich das chattische Gebiet innerhalb des heutigen Großherzogthums Hessen sogar noch weiter erstrecken als man dieses nach anderen Merkmalen annehmen möchte. Die Bevölkerung südlich des Mains sind theils unvermischte Chatten — denen auch der ganze bayerische Speßhart zugehörte — theils pfälzische Alemannen, theils endlich beide Völkerschaften im gewissen Mischungsverhältnisse.

„Reine Chatten", schreibt uns Herr v. Pfister, „ohne irgend welche alemannische Färbung der Sprache, wohnen im Odenwalde bis zur Linie Zwingenberg-Klingenberg". Nördlich dieser Stammesscheide heißt es nach chattischer Weise: Last, lustig, koste; südlich aber nach alemannischem Gesetze: lascht, luschtig, koschte. Ferner verwandelt der Chatte sein „d" zwischen den Selbstlauten in „hr", z. B. leihre, Seihre, Weihre, = leiden, Seide, Weide (Gerte). Endlich verkleinert der Chatte mit „che", der pfälzische Alemanne mit „le".

„Jene Linie Zwingenberg ist eine scharfe Völkermarke. Sie ist zugleich auch die älteste Grenze der chattischen Obergrafschaft Ober-Katzenellenbogen gegen die pfälzischen Lehenslande der Grafen von Erbach. Heißt es z. B. also zu Fränkisch- d. i. Chattisch-Grumbach z. B. „das ahle Männchen kann die harde Kost nit leihre" so lautet derselbe Satz zu Pfälzisch-Grumbach bei Lindenfels: „das ahle Männle kann die harde Koscht nit leide". Auch daran sind die chattischen Ansiedlungen im Odenwalde kenntlich, daß man nicht „Brunnen „(fons) sondern „Born" sagt. In Rheinhessen sind nach H. v. Pfister folgende Ortschaften rein chattisch: „Nierstein, Lörzweiler, Nackenheim, Bodenheim, Hechtsheim, Laubenheim, Weisenau, Marienborn, Bretzenheim, Gonzenheim, Mombach. Das übrige Rheinhessen spricht wesentlich pfälzisch-alemannisch. Zieht man jedoch eine Linie von Nierstein über Saulheim nach Geisenheim an den Rhein und dann im Nassauischen weiter bis Geroldstein, so erhält man ein noch wunderbareres Uebergangsgebiet, dessen sprachlich gemischtes Gepräge den Grad der Blutsmischung anzeigt und das man allenfalls auch noch für chattisch gelten lassen dürfte. Heißt es rein chattisch: „hoste Lust, hinwieder rein pfälzisch: hoschte Lust? — so sagt man in jenem Uebergangsgebiete: „hoste Luscht? Also das „st" im Wortstamme wird nach alemannischer, das in den Endungen nach chattischer Weise ausgesprochen. So sagt man dort auch „de klaanste" = „die kleinsten," und nicht wie die übrigen Rheinhessen: „de klenschte".

Nach H. v. Pfister darf das Großherzogthum Hessen im Kleinen immer noch als ein Ausdruck des gesammten chattischen Gebiets gelten, da es von allen sechs Gauen des Stammes Bruchtheile besitzt; sogar von dem nördlichsten, von Niederhessen, die Stadt Grebenau. Für Geschichte und Wachsthum des Staates ist es ebenfalls nicht ohne Belang, daß die Hauptstadt des Landes, daß Darmstadt auf echt chattischem Boden gelegen. Sogar im Namen Bessungen, alt Bezzingen, noch älter Battungen, erscheint eine Bezugnahme auf die Batten, jenes chattische Gauvolk, das in vorrömischer Zeit aus dem Oberlahngau (Battenberg) nach den Niederlanden (Batavien) ausgewandert war. So ist denn die Bevölkerung des Großherzogthums Hessen in ihrer großen Mehrheit doch eines Stammes. Selbst der südlichste Odenwald und das pfälzische Rheinhessen haben chattische Einwanderung erfahren. Nach der Zülpicher Schlacht siedelten sich chattische Adlige und Gemeinfreie zwischen die besiegten Alemannen, welche einen Theil ihres Grund und Bodens abtreten mußten, an."

Wir können zu obigem hinzufügen, daß die chattischen Wanderungen ihre sogar noch bis zu dem heutigen Tag sichtbaren ethnographischen Spuren in Starkenburg zurückgelassen haben. Der Chatte

ist gleich dem Alemannen — wo die Bevölkerung nicht durch Fabriken und Lüderlichkeit entartete — hoch von Wuchs, allein weniger wie dieser zur Bildung üppiger Körperformen geneigt. Vor allem fehlt den Hessen seit uralten Zeiten ein Körpertheil, den man ohne Entschuldigung vor zimperlichen Gemüthern nicht gut nennen kann, den aber unser Altmeister Goethe — auch ein Chatte, wo es nothwendig war jederzeit mit seinem richtigen Namen genannt hat, der „Popo", oder Hintere, alemannisch das Fötele. Schon im Zeitalter der Reformation wird den Niederhessen nachgespottet, daß ihnen der „Popo" fehle. Nun, derselbe Spott haftet in der Umgebung von Darmstadt den Bewohnern von Messel an, die zugleich im Allgemeinen höher und kräftiger gebaut sind, als die Bewohner der Nachbardörfer. Nach einer Erzählung des vor mehreren Jahren verstorbenen, lange Zeit in Messel als Oberförster stationirt gewesenen Forstmeisters Dittmar in Jugenheim, herrscht daher in Messel und Umgegend der Glaube, die Messeler gehörten einem anderen, aus der Urzeit dort zurückgebliebenen Menschenschlag an, sie seien vielleicht Abkömmlinge der alten Celten. Nun, von den Celten können die Messeler den Eigenthümlichkeiten ihres Körperbaues nach zu urtheilen, nicht abstammen, wohl aber von den Chatten. So hätte sich also, durch Mischheirathen noch wenig verdorben, in unmittelbarer Nähe der Residenz des einzigen, von dem alten Chattenlande im Besitz einer gewissen politischen Selbstständigkeit gebliebenen Theils, auch der alte Chattenstamm in ziemlicher Reinheit erhalten.

Ungestört blieben die Chatten im Besitze des von ihnen bewohnten Gebiets, bis Drusus von der Operationsbasis aus, welche er sich durch sein großes verschanztes Lager zu Mainz geschaffen, auch nach diesem Theile Germaniens vordrang.

Die Römer in Oberhessen.

Auch in Oberhessen schufen sich die Römer, nachdem sie unter Drusus und Tiberius siegreich in Germanien vordrangen, ein „Vorland des Reichs", das innerhalb des Grenzwalls gelegen, zum Schutze der linksrheinischen Besitzungen bestimmt war. Hier brach sich der erste germanische Anprall; von da aus sicherte man nach Norden hin das große Castrum zu Mainz gegen die Ueberfälle der Chatten. Auch in Oberhessen errichteten die Römer, gleich den Odenwaldcastellen, ihre Standquartiere, in denen der abgehärtete römische Soldat, an wenig Bedürfnisse gewöhnt, gegen die Ungunst des germanischen Klimas ankämpfte und in vielen Fällen, nachdem er mit dem Grenzland mehr vertraut geworden, das unwirthliche Land zur zweiten Heimath sich erwählte; denn die Umgebung der Castelle war Staatsgut und wurde unter die einzelnen, besonders die älteren, Soldaten vertheilt, um ihnen ihre Lebensbedürfnisse zu liefern. Wie in Starkenburg und an den Ufern des Neckars siedelten sich Colonisten innerhalb der Befestigungslinie an, meistens Gallier, Leute, die nicht viel zu verlieren hatten, und so wurde, schneller als uns dieses heute möglich erscheint, eine ganz neue Bevölkerung geschaffen. Handwerker ließen sich nieder, Straßen wurden angelegt, der Kaufmann führte sein Saumthier, oder seinen mit Waaren beladenen Karren auf der Straße daher und zog von Colonie zu Colonie. Es entwickelte sich ein gesellschaftliches Leben, das freilich mit dem Luxus, der in der Residenz des römischen Reiches herrschte, anfänglich wenig gemein hatte. Das theure Olivenöl und die köstlichen Weine des Südens konnten wohl nur die Wohlhabenden genießen; aber Kleiderstoffe, Gefäße und Werkzeuge wurden sicher in größerer Menge aus der südlichen Heimath eingeführt. Jene üppigen römischen Gelage kannten diese ersten rauhen Colonisten wohl nur von Hörensagen, und ihre Zerstreuung bildeten wahrscheinlich nur die in Germanien ungemein ergiebige Jagd und das Spiel,

die bei dem ungebildeten Naturmenschen beliebtesten Auskunftsmittel gegen die Langeweile. Spielmarken gehören zu den häufigsten aus der römischen Epoche. Erst in einer späteren Zeit, als die römische Herrschaft hier gesichert, fand etwa im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung römischer Luxus auch nach dem heutigen Oberhessen seinen Weg.

Der Pfahlgraben und die römischen Niederlassungen in Oberhessen.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf das Gebiet, von welchem das alte Rom im Chattenlande Besitz ergriff. Die Grenze desselben wird durch den Pfahlgraben bezeichnet, dessen Elias Neuhof (Nachricht von den Alterthümern in der Gegend und auf dem Gebirge bei Homburg v. d. H. Homburg v. d. H. 1780) in folgender Weise erwähnt. Unweit des alten römischen Castells Saalburg, sagt derselbe, läuft der Pfahlgraben an der Usingischen Grenze vorbei, nach dem Abhange des Feldbergs, des höchsten Bergs in der Gegend, und von da nach einem Grund bei dem alten, drei Stunden von Homburg entfernten, Schloß Reifenberg. In diesem Grund entspringt die Weil, die bei Weilburg in die Lahn fließt. Bei dem Ursprunge derselben zeigen sich wieder starke Ueberreste von einer römischen Verschanzung. Sie war ungefähr so groß wie die Saalburg, und mit einem ansehnlichen, an etlichen Stellen noch über 10 Fuß hohen Steinwall umgeben. In der Mitte steht ein Rundell, gleichfalls von aufgeworfenen Steinstücken, es ist aber auch hier, ebenso wie bei der Saalburg, alles mit Buschwerk umwachsen. Dergleichen Schanzen sind hier mehr. Die größte unter allen ist auf dem Altkün, dem höchsten Berg in dieser Gegend nach dem Feldberg, von dem er nur durch ein tiefes Thal getrennt ist. Der oberste Gipfel hat eine große mit niedrigem Gesträuch bewachsene Ebene von ungefähr 800 Schritten in die Länge, und 600 in die Breite, also geräumig genug, eine ganze Legion zu fassen. Sie ist rundum mit einem aufgehäuften Steinwall eingefaßt, der auf dem Boden über 30 Schuh breit, und wenigstens über 18 Fuß hoch ist. Die Steine sind groß und klein übereinander geworfen, und auf diese Art zu einem Wall gethürmt worden. Nirgends zeigt sich die geringste Spur von Speis, oder was sonst eine eingefallene Mauer verrathen könnte; es waren auch den Römern überhaupt dergleichen Verschanzungen von Steinwällen nicht ungewöhnlich. Ungefähr 150 Schritte tiefer den Berg hinab geht um den ganzen Kopf desselben eine zweite Umwallung von der nämlichen Art und Stärke. Die Steine sind wahrscheinlich auf dem Berge selbst gebrochen worden, oder es würde die Arbeit, sie den steilen Berg hinauf zu bringen, beinahe unbegreiflich sein. Daß dieses Hauptcastrum mit der Saalburg und dem Standlager zu Heddernheim durch eine gepflasterte Straße verbunden war, habe ich oben schon erwähnt.

Wenck gibt vom Pfahlgraben folgende Erklärung:

Es war eigentlich ein tiefer Graben mit einem hohen und festen Erdwall, der unten ein Fundament von Steinen hatte, und oben mit starken, nach Art einer natürlichen Hecke verbundenen Pfählen oder Pallisaden besetzt war. Derselbe sagt weiter:

In der Gegend der vormaligen, und demolirten Warte bei Butzbach ist er noch jetzo an manchen Stellen 15 Fuß tief, und zieht von da durch einen Wald auf Philippseck, und dann zwischen den Dörfern Ziegenberg und Langenhain. In den Ackerfeldern ist er hier zwar längst planirt, aber in der Holzung zwischen Werheim und Köppern wieder sehr deutlich, ebenso am Walde bei dem vormaligen Nonnenkloster und jetzigen Hof Thron, von dem er durch die Seulburger Mark nach dem sogenannten eisernen Schlag läuft, einem Ort der Landstraße, wo der Postweg von Homburg auf Usingen durch den Pfahlgraben selbst geht. Ungefähr 300 Schritte von dieser Stelle, nach Homburg zu, und noch eine starke Stunde von dieser Stadt, liegt auf dem Abhange der Gebirge die bekannte alte Saalburg. Der Name lautet zwar teutsch, ist aber gewiß erst im mittleren Zeitalter

entstanden, wo man ein jedes Palatium einen Saal nannte, und eben daher auch diesem alten römischen Schloß den nämlichen Namen gab: dann daß es ein wirkliches Castrum war, beweist sowohl die ächt römische Gußmauer, welche die ganze Schanze als ein Fundament umgibt, als auch die Inschriften und andere da herum entdeckte Alterthümer.

Dahin gehört besonders ein ansehnlicher im Jahre 1723 entdeckter Stein, mit einer Inschrift zu Ehren des Kaisers M. Antonius. (S. Neuhof I., cap. 32.) Ebendaselbst findet man noch von vielen Merkwürdigkeiten, römischen Urnen, Waffen, Geräthen Nachricht, von denen sich dieser Gelehrte eine ganze Sammlung gemacht. Viele rothe gebackene Steine sind mit der Cohorte III. Rhaetorum und Cohorte IV. Vindelicorum bezeichnet, die in dem Castrum zur Besatzung lagen. Unter dem Kaiser Marc. Aurel. Antonius lagen in dem Castro Moguntiaco außer einem Theil der XXII. Legion noch vier Cohorten Rhätier, Vindelicier, Thracier und Dalmatier (Fuchs alte Geschichte von Mainz Th. II. S. 353), von welchem aus die Vorposten an dem Pfahlgraben besetzt wurden. Ein Theil der XXII. Legion lag zu gleicher Zeit auf der eine Stunde von der Saalburg nahe dem Pfahlgraben gelegenen sogenannten Kappersburg, wie man aus einem daselbst gefundenen Legionstein sieht. Neuhof I. cap. 19. Wenck sagt ferner:

Von dem vorerwähnten Reifenberg läuft der Pfahlgraben meistens sehr wohlerhalten durch Waldungen über die Dörfer Krifftel, — wo eine Wiesenquelle den Namen des Pohlborns führt —, Lanssan, Heftrich, Dasbach, den Wald Gerrlach, nahe bei der Stadt Idstein, die er rechter Hand liegen läßt, die Grenze ihrer Feldmark und kommt nach dem Dorf Limbach. Die von diesem Dörfchen benannte große Limbacher Heide, auf der die Wege von allen Seiten zusammenstoßen und besonders die Straße von Mainz über Limburg nach dem ganzen nördlichen Deutschland zieht, war ein schöner erhabener Lagerplatz der Römer. Hier ist der Pfahlgraben noch vorzüglich ansehnlich, an manchen Stellen noch über 12 Fuß tief und an der Quelle der Aar, die bei Diez in die Lahn fällt, sind die deutlichsten Spuren einer großen, viereckigen, an den Ecken abgerundeten, römischen Schanze, der man im Mittelalter den Namen Altenburg gegeben. Sie war mit einer runden Gußmauer, ungefähr 20 Schuh im Lichten, eingefaßt und hatte eine Länge von 260 Schritten und 160 in die Breite, ohne den Graben den sie umschloß. Man hat vor einigen Jahren wohl an 2000 Karren grober Steine, die in dieser Gegend selten sind, aus der Schanze gegraben und zum Straßenbau verwendet, auch bei dieser Gelegenheit eine Menge Alterthümer, Münzen, Grabsteine von Ziegeln, Legionstafeln, Scherben von römischen Gefäßen entdeckt.

Der Pfahlgraben zieht weiter nach Adolphseck und Born, wo ein Wiesengrund noch jetzo die Pohlwiese heißt und über die Aar nach dem Dorfe Kemel zu. Hier theilt sich der Pohlgraben; ein Arm desselben geht südlich über Wiesbaden, von da nach dem Dorf Birstadt, wo er sich allmählig wieder verliert. Zwischen Langenschwalbach und Bärstadt, nahe bei Schlangenbad, ist dieser Nebengang noch sichtbar; vermuthlich wollte man dadurch die Gegend von Wiesbaden, das schon damals durch sein Bad berühmt war, so viel stärker verwahren. Der Hauptgang des Pohlgrabens hingegen der bei Kemel vorzüglich tief und ansehnlich ist, läuft nördlich der Landstraße, die nach Nassau führt, auf das davon benannte Dorf Pohl, wo er auf einem hohen Waldkopf von einer starken Schanze geschützt war, dann zwischen Honzel und Berge auf Dornholzhausen und Schweiphausen; zwischen den beiden letzten Dörfern verwahrt ihn abermals eine Schanze und soweit der Wald geht ist er auch sichtbar. Von hier zieht er durch einen Waldkopf bei Becheln nach Frücht und so weiter unter Ober-Lahnstein zwischen Braubach an dem Rhein. — Ich komme nun wieder nach der Stadt Butzbach zurück, von der ich ausgegangen und dem Pfahlgraben nach dem Rhein zu gefolgt war. Er zog sich eben so von der anderen Seite der Stadt durch die Wetterau und ein großes Stück von Franken. Es ist aber dieser Theil bei weitem noch nicht so genau untersucht worden, wie der erste. Ich habe ihn oben bei der Butzbacher Warte angefangen und er setzt von dieser seine Linie, bei dem nach ihm benannten Dorf Pohlgöns vorbei, durch das Amt Hüttenberg bis an das Städtchen Grüningen fort, dann weiter durch einen Wald des Klosters Arnsburg, durch das Solmsische zwischen Langsdorf und Hungen, durch die Grafschaft Nidda auf das Dorf Utph und von da durch einen Wald an dem Dorf Hütten vorüber, bis auf eine halbe Stunde von Wächtersbach. Hier soll er an die Kinzig stoßen und längst

dem Bach Biber auf das Dorf Kassel, zwischen diesem und dem Städtchen Orb hin auf die Dörfer Wiesen, Jakobsthal, dem Michelbacher Wald, das Dorf Eichelbach und das Dammsfeld gehn, wo er an den Main stößt. Auf dem linken Ufer des Flusses deckte den Pfahlgraben auf einem Berge bei der heutigen Stadt Obernburg ein starkes Kastell und auf dem rechten Ufer sicherte ihn der Strom bis an die Fuhrt bei Trennfurt an den Main. Von diesem Orte aus findet man die Spuren des Pfahlgrabens durch den Weilbacher Grund gegen das Kloster Amorbach und bei dem Städchen Walldüren vorbei. Hier wendet er sich gegen Süden und zieht über die Mainzischen Dörfer Hausen und Bödigheim nach Jarthausen, Pfahlbach und Oeringen, also in die Grafschaft Hohenloh, wo man schon so viele römische Alterthümer entdeckt hat. Wahrscheinlich ist er weiter durch das Gebiet der Reichsstadt Halle bis nach Dünkelspiel gelaufen und da an die sogenannte Teufelsmauer angestoßen, die sich zuletzt bei Pförring, unweit Regensburg, an die Donau anschließt. Auch an diesem Theil des Pfahlgrabens hat man hier und da vielerlei Merkmale von Schanzen und Kastellen entdeckt.

In dem vierten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts hat der um die hessische Spezialgeschichte hochverdiente Professor Dr. Ph. Dieffenbach zu Friedberg die römische Befestigungslinie genau untersucht und gibt derselbe über den Pfahlgraben folgende übersichtliche Darstellung.*

Der Pfahlgraben durchschneidet quer das ehemalige Herzogthum Nassau. Er berührt den nördlichen Abhang des großen Feldbergs und bildet von da an, fast immer in nordöstlicher Richtung sich ausdehnend, auf einer ziemlich langen Strecke die Grenze zwischen Nassau und Hessen. Einer der bedeutendsten Stützpunkte der römischen Vertheidigung bildete hier die Saalburg. An dem sogenannten Dreiherrenstein finden wir zum erstenmale auf hessischem Gebiet die Ueberreste dieser römischen Befestigungslinie. Von dieser Stelle aus verlängert er sich bis zur Capersburg und weiter nach Langenhain, und von Zeit zu Zeit findet man Spuren jener Wart- und Wachtthürme, welche die Römer, je nach Bedürfniß und Lage des Orts, innerhalb der großen Vertheidigungslinie errichteten.

Von Langenhain nach Hochweisel ist die Spur des Pfahlgrabens mit weniger Deutlichkeit zu verfolgen. Sowie man dagegen jenseits Hochweisel auf der nach Hausen führenden Straße, an dem östlichen Fuße des kleinen Hausbergs, den Wald betritt, erscheint auch der Pfahlgraben wieder beinahe ganz unversehrt. Der Kirchthurm von Hochweisel liegt genau innerhalb der Befestigung. „Nun ist dieser Kirchthurm seltsamer Weise rund," sagt Ph. Dieffenbach „und nur nach der Seite offen, welche an die Kirche stößt und zwar zur Benutzung als Chor. Dadurch erhielt der Chor zwar eine runde Form; allein dieses ist nicht dieselbe wie bei anderen Kirchen, deren Chor einen Halbkreis bildet, sondern der ehemalige Chor der Kirche zu Hochweisel bildet beinahe zwei Drittheile eines Kreises. Durch dieses alles wird man versucht, anzunehmen, der Thurm habe entweder früher eine ganz andere Bestimmung gehabt, sei vielleicht ein römischer Wachtthurm gewesen und später zum Kirchthurm benutzt, oder auf den Substructionen eines solchen Wachtthurms sei später der Kirchthurm errichtet worden."

An Hausen, Butzbach und Niederweisel vorbei nimmt der Pfahlgraben von da seine Richtung nach dem sogenannten Schränzer, eine Richtung, welche mit der nachherigen mehrstündigen nach Grüningen beinahe eine grade Linie bildet. Diese letztere Richtung schlägt der Pfahlgraben bei dem 1834 demolirten sogenannten „stumpfen Thurme" ein, dessen bereits Winkelmann gedenkt. Die über 4000 Klafter lange gerade Linie erstreckt sich bis jenseits des Wartbergs bei Grüningen. Von dem Volk wird diese Strecke, welche die Grenze eines Solms-Braunfelsischen Walddistriktes bildet, der Heeggraben genannt. Auch an diesem Theile des Pfahlgrabens sind mehrfach die Ueberreste von Wartthürmen zu erkennen. Im Allgemeinen ist die Richtung des Pfahlgrabens immer eine gerade, und nur da, wo das Terrain es erfordert, weicht er von der geraden Linie ab. Von dem Grüninger Wartberg aus zieht er nach mehreren Abweichungen süd-süd-östlich nach dem Colhäuser Hof. Er folgt dieser südöstlichen Richtung durch den Solms-Braunfelser Klosterwald, geht zwischen Arnsburg und dem Colhäuser Hof über die Wetter, „von da geht er aufwärts über den Hardberg durch den Arnsburger Wald und endigt mit demselben an dem Hardfelde, nach Birklar zu, etwa hundert Schritte von der Mauer, welche

* Archiv für hessische Geschichte IV. 1845.

das Arnsburger Kloster einschließt.“ Zahlreiche Fundamente alter Mauern und sonstige Spuren ehemaliger Vertheidigungswerke finden sich auch auf dieser Strecke des Pfahlgrabens vor; einer ungeheuren, befestigten Allarmlinie, welche, eine Art Busen bildend, dazu bestimmt war, den fruchtbarsten und angebautesten Theil des Landes zwischen Rhein und Main gegen einen nach Westen, Norden und Nordosten wohnenden Feind zu decken.

Neuerdings hat v. Cohausen, der bewährte Kenner des römischen Alterthums, unter dessen Leitung gegenwärtig auch sehr erfolgreiche Ausgrabungen auf der Saalburg stattfinden, die ganze Strecke des Pfahlgrabens von Groß-Krotzenburg am Main bis Rheinbrohl am Rhein wieder begangen und zahlreiche Pläne und Profile aufgenommen. W. Arnold hat in seinem Werk, die deutsche Urzeit, ebenfalls den Pfahlgraben zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Er bestätigt im Wesentlichen die Ansichten von Arnd (der Pfahlgraben nach den neusten Forschungen und Entdeckungen, Frankfurt 1880) und sieht im Pfahlgraben einen 20′ hohen Erdwall mit vorliegendem 10′ tiefen Graben überall mit Kastellen und Wachtposten versehen. Eine sehr vollständige, genau referirende Beschreibung des Pfahlgrabens giebt Dr. A. Hammeran in seiner „Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend“, (Frankfurt a. M. 1882.)

Halten wir nun Umschau innerhalb dieses Territoriums, welches der Grenzwall umschloß, und betrachten wir die einzelnen Stätten, an welchen sich die bürgerlichen Niederlassungen des römischen Volkes befanden. Sie sind in großer Zahl vorhanden, und dem Anscheine nach gehörte gerade die Wetterau zu den Landestheilen Germaniens, auf welche römische Speculanten die größten Hoffnungen setzten, und welche durch die Colonisten dieses Volks am frühesten urbar gemacht wurden. Die Spuren römischer Niederlassungen sind hier ungleich häufiger als in dem zum großen Theil zur römischen Zeit noch aus sumpfigen Niederungen bestehenden Starkenburg, und fast ist man zur Vermuthung geneigt, daß dieses fruchtbare Land in demselben Maße wie Rheinhessen und die rheinische Pfalz, gleich dem Neuholland, Neuseeland, Californien und Texas unserer Gegenwart durch die moderne Auswanderung, damals durch römische Ansiedler bevölkert worden sei.

An den südlichen Grenzen der Wetterau begegnen wir drei Römerstädten, der Altenburg bei Rückingen und Spuren von ausgedehnten römischen Niederlassungen zu Bergen und Heddernheim. Nicht minder reich ist die Gegend von Bonames, Nieder-Erlenbach und Peterweil. Gleichfalls in dieser Gegend der Wetterau, auf ehemaligem Homburgischen Gebiet, befand sich das nicht unbedeutende, heute unter dem Namen die Saalburg bekannte 280 Schritte lange und 180 Schritte breite Castell. Besonders zahlreich sind die in Friedberg gemachten Funde. Münzen, Urnen, Todtenlampen, Teller, Schüsseln, Töpfe, Legions- und Cohortensteine zeigen, daß hier bürgerliche Niederlassungen neben einem größeren befestigten Lager entstanden sind. Letzteres befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle der heutigen Burg. Diese bildet, wie Ph. Dieffenbach hervorhebt, in ihren jetzigen Mauern ein längliches, wiewohl nicht ganz regelmäßiges Viereck, welches das Plateau dieses Theils der Anhöhe einnimmt. „Daraus läßt sich schließen, daß die jetzigen Mauern auf Substructionen der alten römischen Mauern ruhen. Daß aber die jetzige Burg bereits von Römern bewohnt war, sieht man nicht nur an den Gegenständen, welche man in derselben auffand, sondern auch an dem Schutte, welcher am nördlichen Abhange derselben sich befindet und eine Menge Gegenstände enthält, welche von den Römern herrühren. Dieser Schutt kann aber erst nach ihrem Abgange und unmittelbar vor dem zweiten Anbaue der Burg dorthin gekommen sein. Damit stimmen auch ganz die Lagen des Bodens überein, welche man fand. Es zeigten sich nämlich über dem Felsen fünf Schichten, aus welchen man die Geschichte der Hauptanlagen der Burg entnehmen kann. „Die unterste bestand aus Humus, welcher sich auf dem Felsen gebildet. Ueber demselben befand sich Steingeröll, welches wohl von der ersten Anlage der Römer herrührte. Auf diesem war eine dritte Schichte, die den Schutt enthielt, in welchem sich die römischen Alterthümer befanden. Ueber demselben war eine Schichte Steingeröll, welches von jenem zweiten Anbau herrühren möchte, der nach dem Abzuge der Römer statt hatte, und über diesem Geröll hat sich wieder eine zweite Lage von Humus gebildet, der dazu wohl über ein halbes Jahrtausend Zeit gehabt haben muß.“ Diese Beweisführung Ph. Dieffenbachs ist durch die sorgfältige Localuntersuchung, auf welcher sie beruht, eine so überzeugende, daß über die Richtigkeit der Vermuthung, daß

sich an Stelle der heutigen Burg ehedem ein römisches Castell befand, wohl kaum noch ein Zweifel bestehen kann.

Wie von Wimpfen, Trebur und anderen Städten weiß auch in Friedberg die Volkssage von einer einstigen großen Vergangenheit zu erzählen, und auch hier hat sich durch Tradition die Erzählung von einem großen Brande fortgepflanzt, der die einst reiche und mächtige Stadt zerstörte. Man darf annehmen, daß in den Stürmen der Völkerwanderung, wie in Mainz, Worms, Alzey und anderwärts, nach dem Abzug der Römer auch hier alles zu Grunde ging und die herandrängenden Horden mit Schwert und Brand alles vertilgten, was an die römischen Ansiedler erinnerte.

Nächst Friedberg waren noch eine Reihe anderer oft nicht unbedeutender römischer Niederlassungen vorhanden. Die Capersburg zwischen Friedberg und Wehrheim, ein Viereck, das ungefähr 600 Schritte im Umfange mißt, war ein römisches Castell, welches, wie durch einen 1832 aufgefundenen Legionstein nachgewiesen werden kann, eine Zeit lang durch jene tapfere, unter dem Beinamen primigenia pia fidelis bekannte XXII. römische Legion vertheidigt wurde, welcher wir bereits in den Bergen des Odenwalds begegneten. Möglicherweise ist diese Legion auch die Erbauerin des Castells.

Bei Langenhain sind die Burg und die Gickelsburg ehemalige Römerstätten, auch die Gegend von Butzbach war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Theil der Wetterau, in welchem sich, und zwar zum Theil unmittelbar an der Stelle der heutigen Stadt, zahlreiche römische Niederlassungen befanden. Schon der Chronist Winkelmann macht auf die vor dem Lahnthore gelegene Hunenburg oder Heunenburg, nach welcher ein rechts von der Chaussee abzweigender Pfad, der Hunenburgpfad, führt, aufmerksam und schreibt: Nächst von der Stadt Gärten an der Gießer Landstraßen ist ein Ort, annoch die Heuneburg genannt, allwo man das alte Gemäur, als ob es eine Burg gewesen, sehen kann, und die Ackerleute öfters alte Römische Münzen finden, dergleichen mir selbsten eine kupferne Münze, darauf Kaiser Trajani Bildniß gestanden, zukommen, auch ohnlängst ein großer Stein, darauf der Göttin Juno Namen stehet, gefunden ist." Etwas weiter sagt er: „Vor etlichen Jahren hat sich in der Stadt ein alter heidnischer Stein mit einer Schrift gefunden, welche aber beim Heraushacken von den Mäurern verdorben und nunmehr nicht zu lesen ist." Eine Reihe von Funden ist seitdem auf dem Gebiet der ehemaligen Hunenburg gemacht worden, und namentlich hat sie Ph. Dieffenbach zum Gegenstand einer sorgfältigen Durchsuchung gemacht. Von diesen Funden erwähnen wir beispielsweise Statuetten, Theile von Handmühlen, Pilaster, Legionssteine der XXII. Legion, einen Stein mit einem Stempel der VIII. Legion, Toilettegegenstände, als Agraffen, Haarzängelchen, Ringe und Anderes. Aus Ph. Dieffenbachs Forschungen ergibt sich, daß die Hunenburg eine wohlbevölkerte Römerstätte war, deren Länge 1700, deren Breite ungefähr 1000 Schritte betrug. Die Gebäude scheinen ungewöhnlich dauerhaft gebaut gewesen zu sein, und alles weist darauf hin, daß man sich hier bequem eingerichtet und mit allen Bedürfnissen des Lebens versehen hatte.

Als eine andere römische Niederlassung erscheint die in nächster Nähe des Klosters Arnsburg gelegene Altenburg. Auch sie ist durch die daselbst gemachten Funde als Römerstätte nachgewiesen. Die unter dem Namen: „auf der Mauer" bekannte Stelle bei Inheiden, sowie das Heidenschloß bei Niederwöllstadt sind als Römerstätten erkannt. Römische Funde bieten die Gegenden von Echzell und Rockenberg und endlich ist Vilbel neuerdings als eine bedeutende römische Niederlassung dargethan worden.

Der Vilbeler Mosaikboden.

Ein hochwichtiger Fund wurde 1849 aus Veranlassung des Baues der Main-Weser-Bahn zu Vilbel gemacht. Als man mit der Aufführung des Bahnhofes der Stadt Vilbel beschäftigt war, fanden sich auf der Nordseite der Station bedeutende Reste von altem Mauerwerk. Die weiteren Arbeiten

und Durchforschungen des Bodens führten zur Entdeckung des berühmten Vilbeler Mosaikbodens, welcher sowohl durch Größe, Reichthum der Composition und Kunstwerth unter allen bisher bekannt gewordenen Mosaiken eine hervorragende Stelle einnimmt. Der Vilbeler Mosaikboden bildet eine Zierde des Darmstädter Museums, und 1864 machte ihn Gymnasialdirector Dr. Boßler zum Gegenstande einer Monographie, welcher wir Nachfolgendes entnehmen.

Der Vilbeler Mosaik hat einem Baderaum zum Schmucke gedient und dieser Bestimmung entsprechen die auf demselben dargestellten Wasserwesen, nämlich eine größere Gruppe von Fluß- und Seethieren mit Eroten untermischt und von phantastischen Gebilden aus dem Kreise neptunischer Dämonen umgeben. Die nämlichen Gestalten erscheinen zwar alle vereinzelt oder in kleinerer Zahl auch auf anderen Mosaiken, können aber auf keinem der bisher entdeckten in derselben reichen Mannigfaltigkeit und in so lebensfrischer Gruppirung nachgewiesen werden."

„Die Arbeit," sagt Boßler, „gehört jener feineren, unter den Namen opus vermiculatum und lithostrotum begriffenen Mosaik an, welche durch Zusammensetzung von kleinen und verschiedenfarbigen Steinchen, gebrannten Thonwürfelchen und Glaspasten auf einem gemeinsamen, die einzelnen Würfel verbindenden Untergrunde Gemälden möglichst nahe zu kommen sucht. Daß diese Kunst in der römischen Kaiserzeit in allen Provinzen des Reichs mit großer Vorliebe geübt wurde und hauptsächlich zur Verzierung der Zimmerböden diente, beweisen die zahlreichen Entdeckungen solcher Arbeiten am linken Rheinufer, in England, Frankreich, den Donauländern und neuerdings in Algerien und Kleinasien. Die zum Vilbeler Mosaik verwendeten Würfelchen haben eine Oberfläche von $1/2$ Quadratzoll und zeigen die verschiedensten Farben, durch deren feine Nüancen der Künstler die Schattirung trefflich darzustellen wußte. Die weißen, hell- und dunkelgrauen, schwarzen und violetten sind von Marmor, die hell- und dunkelrothen, die braunen in mancherlei Abstufungen sind von gebrannter Erde; dazu kommen einige Glaspasten von lebhaftem Blau und Grün. Da jedes Steinchen oder Stiftchen so gewählt und zubereitet ist, daß eine und dieselbe Farbe durch das Ganze hindurchgeht, so lassen die daraus gefertigten mussivischen Arbeiten eine wiederholte Politur durch Abschleifung zu, ohne daß das ursprüngliche Gemälde dadurch zerstört oder abgeändert wird. Auch das unserige besitzt nicht mehr seine erste Spiegelfläche. Bei dem Ausgraben war nämlich das Ganze mit einer dicken Kruste von Kalksinter dergestalt überzogen, daß diese nur mit Mühe entfernt werden konnte und eine neue Politur nothwendig machte. Das Kunstwerk hat außer dem in dünnen Blättchen stellenweise angebrachten Goldschmuck, von dem bei der Ausgrabung noch einige Spuren wahrgenommen wurden, nichts eingebüßt, wir sehen das ursprüngliche Bild vor uns in seiner künstlerischen Vollendung. Während die überwiegende Zahl der bekannt gewordenen Mosaiken einen so geringen Kunstwerth hat, daß die lobenden Prädikate häufig nur mit Beziehung auf die mühevolle Arbeit und die den Künstler beschränkenden Mittel gelten können, bedarf unser Künstler in der That dieser Entschuldigung nicht; sein Werk fordert in Zeichnung und Colorit die Kritik eines Gemäldes heraus. Jene ist scharf und fein, dabei leicht fließend und schwungvoll. In der idealen Auffassung einer genau beobachteten frischen Natur haben die besseren Werke aus der Zeit griechischer Kunstblüthe zum Muster gedient. Im Stil herrscht das Anmuthige, Sanfte, ja Weiche vor, und selbst die grotesken Gestalten des Senthiasos haben bereits — im Vergleich zu den Bildungen derselben auf den älteren Kunstwerken — einen milderen Charakter angenommen. Ausgezeichnet ist das Colorit und die ganze malerische Wirkung des Bildes. Ohne Haschen nach Effecten und weit entfernt davon, nur die buntesten Farben recht grell und in offenbarem Widerspruch mit dem natürlichen Colorit zusammenzustellen, wie wir dieses auf Mosaiken so häufig hinnehmen müssen, zeigt unser Künstler seinen geläuterten Geschmack zunächst in einer naturgetreuen und richtigen Auswahl der Hauptfarben, sowie in einem tüchtigen Verständniß für die Wirkung derselben. Seine Meisterschaft bewährt er aber in der genauen Beobachtung und Nachahmung der Lichterscheinungen, welche die als Flächen angeschauten und auf eine solche übertragenen Körper bieten, durch die sorgfältigste Behandlung der Uebergänge in den Farben selbst, ihrer Verschmelzung und der wechselnden Licht- und Schattentöne. Sogar die Wirkung der eigentlichen Luftperspective — im Verschwimmen der Conturen und Ineinanderfließen verschiedener Farben auf der Begrenzungslinie verschiedener Körper und Körpertheile — sind seiner Beobachtung nicht entgangen. Sämmtliche Figuren erscheinen, dem Zweck ent-

sprechend, von ihrem Untergrunde wie losgelöst, freischwebend, fliegend, schwimmend und durchaus körperlich. Mag nun auch der Verfertiger dieses Mosaikbildes Gestalt und Ausdruck, Bewegung und sogar die Gruppirung seiner Figuren von älteren Werken einer besseren Zeit entlehnt haben und als Zeichner bloß geschmackvoller Copist gewesen sein, so kann dieses doch nicht von dem Maler gelten, durch dessen Gediegenheit der Vilbeler Fund, was die malerische Behandlung des Gegenstandes anlangt, keinem antiken Mosaikbilde nachsteht, die Mehrzahl derselben sogar weit übertrifft.

„Diese Eigenschaften würden uns berechtigen die Arbeit einer Zeit beizulegen, in welcher die Malerei wieder einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, wie dieses unter Hadrian der Fall gewesen ist; leider fehlt uns aber bei den Vilbeler Ausgrabungen jeder genauere Anhaltspunkt für eine genauere Zeitbestimmung des Gefundenen. Daß unter Trajan und Hadrian bereits römische Wohnsitze am Main und an der Nidda bestanden haben, daß solche unter diesen Kaisern theils wieder hergestellt, theils neu angelegt wurden, läßt sich wohl mit Sicherheit aus den Angaben der Alten entnehmen, demungeachtet werden wir aus der Größe und Kostbarkeit unseres Mosaikbodens, sowie aus den umfangreichen friedlichen Bauanlagen, welchen er angehörte, auf eine Zeit zu schließen haben, wo die Römerherrschaft in jenen Gegenden durch eine längere Dauer befestigt und bereits gesichert schien. Aus diesem Grunde setzen wir denselben am liebsten in die durch Inschriften bezeugte Blüthe des benachbarten vicus novus bei Heddernheim — in den Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung."

Der Vilbeler Mosaikboden, der Grund eines großen 28 Fuß langen und 19 Fuß breiten Badebassins, sowie die weiteren, offenbar einem reichen Provinzbewohner gehörigen Badeanlagen, welche einen Theil eines Landsitzes ausmachten, sind ein deutlicher Beweis für den Luxus, mit welchem sich auch in Germanien in der späteren Periode der römischen Herrschaft die Bewohner der Provinz umgaben und wie der reiche Boden der Wetterau damals schon demjenigen, der ihn bebaute, die Mittel verschaffte, seine Umgebung in einer Weise zu verschönern, welche heute noch unsere Bewunderung erregt, wie in jener ferner Zeit in den Behausungen der größeren Grundbesitzer den schönen Künsten weit von der prächtigen Hauptstadt ein trauliches Asyl geschaffen wurde.

Der Mithrastempel in Friedberg.

Nicht minder folgenreich wie die Entdeckung des römischen Luxusbades zu Vilbel ist für die Culturgeschichte ein anderer, kurz nach der Anlage der Main-Weser-Bahn 1849 zu Friedberg gemachter Fund. Es wurde im März jenes Jahres unweit des Bahnhofs der Keller zu einem neuen Hause gegraben. Man gelangte bald zu bedeutendem alten Mauerwerk, besonders einer unterirdischen Thüre, was Professor Dr. Ph. Dieffenbach zu Friedberg, den man als hervorragend Sachverständigen sofort von dem Funde benachrichtigte, zu dem Schlusse führte, daß hier noch Bedeutendes zu suchen sein müsse. In der That kam am 21. März in einer Tiefe von mehr als 12 Fuß ein Hautrelief zu Tag, das Ph. Dieffenbach für einen jener Fackelträger erkannte, wie sie als Begleiter des Abbildes des persischen Gottes Mithras häufig vorzukommen pflegen, und zwar war es derjenige Träger, welcher mit gehobener Fackel dargestellt wird. Das Werk war durch Verwitterung des Gesteins etwas beschädigt, aber meisterhaft aus grauen Sandsteinen gefertigt. Es fanden sich der Gegenstände noch mehrere, welche als ein Beweis erschienen, daß man sich hier auf den Trümmern eines Mithrastempels befinden müsse, insbesondere auch die Reste des zweiten Fackelträgers, desjenigen mit der umgekehrten Fackel.

Ein zweiter aufgefundener Stein trug durch seine Inschrift noch mehr zur Lösung des Räthsels bei. Diese Inschrift stellt sich wie folgt dar.

D v I v M
CAVTOPAT

und ist nach Ph. Dieffenbach wie folgt zu lesen!

Deo invicto Mithrae
Cautopati

Unter Mithras und Cautopates ist hier ein und dieselbe Person zu verstehen, jener zu den unterirdischen Göttern gehörige Mithras, der in unterirdischen Tempeln verehrt wurde. Cautopates ist einer der vielen Beinamen des persischen Gottes, welcher aus dem Persischen ins Griechische überging. Ein Kenner der westasiatischen Sprachen bemerkt erklärend, daß die Endsilbe bad zu Ende vieler persischer Wörter in der Bedeutung von Herr, Besitzer, vorkommt, und daß dieses nichts anderes ist als das Sanskrit pati, Herr, z. B. Mahîpati, Erdherr u. dgl. Anlangend an den ersten Theil des Wortes Cautopates, so wäre kein anderes persisches Wort als gîti, Welt, Sanskrit, Kschîti, anzuführen, was vielleicht, wenn durchaus ein persisches Wort verglichen werden soll, dem Cauto oder Gauto, wie es auch geschrieben wird, zur Seite gestellt werden könnte, so daß Gîtibad — Weltherr bedeuten dürfte; eine Erklärung, welche Glauben verdient, da Mithras auch den Beinamen des Allmächtigen (omnipotens) erhält, ein Beiname, der mit Weltherr gewissermaßen synonym erscheint.

Ein Opfergefäß, wie es beim Mithrasdienst benutzt wurde, beweist gleichfalls durch die Symbole, welche sich an demselben vorfinden, die Schlange und den Scorpion, für den Mithraskult; bildliche Darstellungen, welche sich auch an anderen diesem Cult geweihten Gefäßen vorfinden.

Fragt man nun, wie es kam, daß an dieser entlegenen Stelle des römischen Reiches der Cultus des geheimnißvollen unterirdischen Gottes Mithras geübt wurde, so geben uns die aufgefundenen Cohortensteine mit dem Stempel COH. I. F. DAM. ∞ d. h. — Cohors prima Flavia, Damascenorum Milliaria — hierüber Auskunft. Es ist durch diese Steine dargethan, daß eine Damascenische Cohorte bald nach der Eroberung Jerusalems sich hier aufgehalten haben muß, und durch diese Asiaten wurde der persische Mithrasdienst in das ferne Germanien verpflanzt.

Aus unserer Darstellung der Geschichte des römischen Mainz ersehen die Leser wie nach und nach Legionen aus den entlegensten Theilen des Reiches nach der Hauptstadt des römischen Oberrheins versetzt wurden und wie namentlich jene legio XXII. Dejotariana, welche lange Zeit in Aegypten ihre Standquartiere hatte und an der Zerstörung Jerusalems Theil nahm, in unseren Gegenden ihre festen Wohnsitze hatte. So fanden ursprünglich asiatische Ideen und Vorstellungen schon in jener frühen Epoche auf germanischem Boden Eingang und Aufnahme. In unterirdischen Räumen verehrte man Mithras den Allmächtigen, den Weltherrn, den selbstgeschaffenen Gott, ein Cultus, der mit dem Sturz des Römerreichs seinen Untergang fand, um erst mit Bonifacius als derjenige des allmächtigen Christengottes wieder aufzuerstehen.*

Die Römerstraßen in Oberhessen.

Wie das heutige Starkenburg und Rheinhessen war auch Oberhessen von einem dem lebhaften zur Römerzeit herrschenden Handelsverkehr entsprechenden Straßennetze durchzogen. Auf diesen Straßen verkehrte der römische Händler, der jüdische Hausirer und die Gewerbtreibenden chattischer Abstam-

* Ueber den Mithrastempel in Fiedberg vergl. Ph. Dieffenbach in dem Archiv für hessische Geschichte Bd. VI. Neuerdings wurden auch Mithrasbilder in Großkrotzenburg, Heddernheim und Osterburken gefunden. Neue Funde dieser Art machte Gustav Dieffenbach in Friedberg. (Vergl. Correspondenzblatt des Gesammtvereins deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine, Nr. 11 und 12. Jahrgang 1881.)

mung, die ihre Erzeugnisse nach den größeren römischen Niederlassungen verbrachten. Von diesem römischen Straßennetz hat Dr. A. Hammeran in seiner „Urgeschichte von Frankfurt a. M. und der Taunusgegend" („den Mitgliedern der deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewidmet bei Gelegenheit der XIII. Jahresversammlung, Frankfurt a. M. 1882) neuerdings eine sehr anschauliche Darstellung gegeben. „Die Straßen," sagt derselbe, „laufen vorzugsweise nach der Richtung des Limes und verbinden Castelle und Ansiedlungen. An dem Straßennetze zeigt sich deutlich, mit welcher Intensität die Römer das Land durchdrungen und beherrscht haben und wie zweckmäßig sie ihre Verbindungen wählten. Nichts spricht so sehr für ihre spielende Beherrschung der Terrainschwierigkeiten und ihre Allgegenwart in der Taunusebene; aber das ganze Straßensystem richtet sich nach dem Nordosten, zum Taunus und der Wetterau, nicht nach dem südlichen Mainuferland. Die Niederung bei Frankfurt bleibt fast unbeachtet. Dagegen ziehen die Straßen sehr nahe bei der Stadt dicht über die Höhe Bockenheim-Bergen; beim Friedhof und der Güntersburg nähern sich die Ansiedlungen bedeutsam dem Mainthal und besonders überrascht die große Zahl kleiner römischer Wohnplätze rund um das heutige Frankfurt, die eine von Süden ungestörte Besiedlung andeuten. Nach der Gegend von Friedberg und nach dem Limes zu bleiben die in die Wetterau ziehenden Linien auch heute noch theilweise ungewiß. Dagegen ist in unzweifelhafter Weise die große römische Heerstraße Castel-Praunheim-Okarben nachgewiesen. Sie hat eine Breite von 11 Meter (36 Fuß rheinisch) an Stellen, wo sie noch in ganzer Mächtigkeit erhalten ist. Der Feldbau engt sie aber überall mehr ein oder verschleift sie vollends. Sie ist, ihrer Breite nach, eine Consularstraße und ihre schnurgerade Linie in die Wetterau zeigt die Richtung nach dem Limes. Sie hatte auf beiden Seiten Gräben zum Wasserabfluß, in Heddernheim (wahrscheinlich in ihrem ganzen Lauf), auch Bankette."

Die nächste von Hammeran aufgeführte Straße ist die Elisabethenstraße. „Ihren Namen führt sie seit dem Mittelalter nach dem auf ihr geleiteten Zug der Pilger, die von Mainz aus zum Grabe der heiligen Elisabeth nach Marburg wallfahrteten. Die Construction der Straße ist nach einem Durchschnitt bei Nieder-Erlenbach, wie ihn Römer-Büchner S. 89 Note beschreibt, folgende 1) die unterste Lage, das Statumen, große Silex, 2) der rudus, kleine zerschlagene Feldsteine, 8 Zoll hoch 3) auf 5" gestampfter Erde, eine 1' hohe Lage von kleinen Steinen und Kies, die crusta. Das Statumen besteht aus großen Grauwacken und Basalten. Der Name „Elisabethenstraße" gilt, wie es den Anschein hat, nur von Castel und Praunheim oder Bonames. Diese erste Section der Straße zieht schnurgerade von Westen nordöstlich nach der Römerstätte bei Hofheim; aus dieser austretend steigt sie, fast im rechten Winkel nach Norden ausbiegend, zwischen der Hofheimer Papiermühle und Hofheim auf die östliche Höhe und läuft dann wieder in gerader nordöstlicher Richtung an Zeilsheim und Unterliederbach vorüber bis Praunheim. Aus der hier gelegenen römischen Stadt nördlich austretend wendet sich die Straße rechts ab nach Osten in der Richtung auf Bonames, wo sie als eine gesteinte Straße durch die Wiesen läuft und zwar da, wo die Felder endigen und die Wiesen anfangen; sie geht alsdann nördlich an Bonames vorüber. Von hier hat sie den Namen „Steinstraße" in der Tradition des Volksmundes, auch „alte Mainzerstraße" (Dieffenbach, Urgesch. der Wetterau .S 254), Weinstraße, Königsstraße (Römer-Büchner, Beiträge &c. S. 89), „lange Meile" (Pfarrer Becker, bei Walther Alterthümer der heidn. Vorzeit S. 99), „alte Straße" und „hohe Straße" (Schmidt Nass. Ann. VI. 1. S. 149). Von Bonames geht die Richtung bis gegen Okarben, wo sie sich vor Erreichung des Ortes an der Landstraße verliert."

„Die Verlängerung würde, in gerader Linie weiter geführt, etwa auf die Gegend von Bingenheim nach dem Limes gerichtet sein. Es geht indeß aus verschiedenen Umständen hervor, daß die Straße von Okarben aus, vielleicht um den Nidda-Uebergang zu umgehen, eine etwas nördlichere Wendung nahm. Da nämlich zwischen Okarben und Niederwöllstadt abermals eine römische Befestigung liegt, so muß die Straße diese erreicht haben. Von hier würde ihr Zug alsdann zwischen Niederwöllstadt und Ilbenstadt hindurch auf die zwischen Assenheim und Dornassenheim dicht an der Landstraße gelegene Befestigung gerichtet sein, um, falls sie geradlinig weiter fortgesetzt sein sollte (was aber aus verschiedenen Gründen nicht wahrscheinlich ist), etwas nördlich von Heuchelheim den Limes zu erreichen. Dicht bei der letztgenannten Befestigung, zwischen Assenheim und Dornassenheim zieht die sogenannte „hohe Straße" durch."

Eine dritte Straße ist die hohe Straße, auch alte Straße, Weinstraße, Mainz-Butzbacherstraße. Schmidt berichtet: Eine römische Heerstraße, unter diesen Namen bekannt, verband das Castell „Hunenburg“ bei Butzbach mit Castel und Heddernheim. Sie bildete das ganze Mittelalter hindurch die Hauptverbindung zwischen Mainz und Marburg. Von Butzbach bis Heddernheim ist sie heute nur noch theilweise fahrbar; sie verschwindet mit jedem Jahre mehr. Von Heddernheim zieht sie an Kahlbach und Obereschbach vorbei, bildet eine Strecke weit die Grenze zwischen Hessen-Darmstädtischem Gebiet und hessen-homburgischem (preußischem), geht dann bei Holzhausen über den Erlenbach, dann über Beinhardsdorf nach Oberroßbach. Ueberall tritt in diesen letzten Partien die römische Besteinung zu Tage. Von Oberroßbach läuft die Straße über den Straßheimer Hof, westlich von Obermörlen vorüber, östlich von Ostheim zur Hunenburg bei Butzbach.“

Eine weitere, wahrscheinlich römische Straße ist die Heerstraße (Weißkirchen, Obererlenbach, Peterweil); ferner erwähnen wir die Steinstraße (Bergen-Vilbel), die Berger Straße oder hohe Straße (Preungesheim-Bergen), den „Eselspfad“ oder Breuneweg, der von Heddernheim über Eschersheim und Berkersheim nach Vilbel führt. Dieser Weg zeigt in seiner ganzen Länge römische Besteinung. Eine andere Römerstraße verbindet Heddernheim mit der Saalburg. Der sogenannte „Pflasterweg“ im Taunus verbindet Heddernheim beinahe in gerader Linie mit dem Friedberger Castell. Die auf der hessischen Generalstabskarte eingetragene alte, „lange Meile“ genannte, von der Saalburg über Homburg nach Bonames ziehende Geleitsstraße, zählt gleichfalls zu den Römerstraßen. In der Gegend von Kloppenheim, südwestlich von Okarben, zweigt sich, nach Römer-Büchners Angabe von der großen Heddernheimer „Steinstraße“ eine Straße ab, welche über Kaichen nach dem Limes-Castell Altenstadt führt. Bei Kaichen finden sich im Wald ihre „unverkennbaren Spuren“. L. Jacobi in Homburg hat außerdem noch in dem Umkreis dieser Stadt eine Anzahl Parallel-Straßen verzeichnet, deren 4 in gerader Richtung nach den Limes-Castellen ziehen, während eine fünfte südlich um Homburg herum (fast concentrisch mit der Straße Gonzenheim-Holzhausen) läuft und eine sechste kleine Verbindung nach den Kurhausanlagen Homburgs gerichtet ist. Eine der erstgenannten geht direkt nach der Capersburg, eine zweite verbindet das Castell der „Lochmühle“ am Limes mit Köppern, die anderen beiden gehen nach der Saalburg und münden in die große Heddernheimer Straße ein.

Die Völkerwanderung und das fränkische Reich.

Julian und Valentinian (364—375) waren, wie unsere Leser sich aus früheren Darstellungen erinnern, die letzten römischen Cäsaren, welche siegreich auf dem rechten Ufer des Rheines vordrangen. Bis über Wiesbaden hinaus huldigten Valentinian die Alemannen, deren Wohnsitze sich damals noch bis an den Taunus und die Lahn erstreckten, und noch sind Gesetze und Verordnungen vorhanden, welche dieser Kaiser von Altrip, Worms, Alzey und Mainz aus erließ. Im Frühjahr 375 brach er von Trier auf und ging an die Donau, um die Quaden zu bekämpfen. „In Bregation in Pannonien von den Gesandten derselben zu grimmigem Zorne gereizt und mit schmähenden Worten sie anfahrend, stand er plötzlich da wie vom Blitze getroffen, Athem und Stimme gehemmt, die Wangen von feurigem Scheine geröthet, die Stirne vom Todesschweiße benetzt. Hierauf zu Bette gebracht, gab er nach hartem Todeskampfe seinen Geist auf. Ein durch den Jähzorn veranlaßter Schlagfluß hat dem Leben dieses Mannes ein Ende gemacht, der ein hartes und strenges Regiment geführt hatte, dessen Lieblinge zwei nach Menschenfleisch gierige, neben seinem Schlafzimmer hausende Bärinnen gewesen waren, Innocentia und Mica aurea genannt. Seine Muster waren Busiris und Antäus, und um ein Phalaris zu sein, fehlt ihm nur der Agrigentinische Stier. Gleichwohl hat er sich ein großes Verdienst erworben um die Rheinlande durch Anlage von Städten und befestigten Grenzen. Auch darin hat Mäßigkeit seine

Herrschaft ausgezeichnet, daß er bei Religionsstreitigkeiten nicht Partei nahm, Niemand beunruhigte, keinen Befehl erließ, dies oder jenes zu verehren, daß er nicht durch drohende Edicte den Nacken seiner Unterthanen unter das Joch des eigenen Glaubens beugte, sondern ungetrübt die Zustände bestehen ließ, wie er sie vorgefunden hatte."*

Mit Valentinians Tod fällt, durch den Uebergang der Hunnen über den Tanais, der Beginn der Völkerwanderung zusammen. Wir verlieren hier während einer langen Zeit den Faden, der uns über die Schicksale des Gebiets des gegenwärtigen Großherzogthums und namentlich über das heutige Oberhessen Aufschluß gibt. Im Jahr 406 erfolgte der Rheinübergang der Vandalen bei Mainz und die Zerstörung dieser Stadt, ein Ereigniß, von welchem Salvianus sagt: „Aufgestört zu unserem Ruin und Schimpf wurde das Volk der Vandalen, welches, von Ort zu Ort vordringend, von Stadt zu Stadt übergehend alles verwüstete. Zuerst ergoß es sich aus seinen heimischen Wohnsitzen in das erste Germanien, dem Namen nach ein Barbarenland, aber unter römischer Herrschaft, nach dessen Untergang der Brand zunächst über das Land der Belgier sich wälzte."

An dem Namen eines Vandalenkönigs Crocus, oder Carocus, nach Gregorius von Tours, ein Alemannenkönig (294), knüpft die Volksvorstellung alle die Gränel jener Periode, und nach der Erzählung Tritheim's, an welche auch das bekannte Commerslied anknüpft, habe die Mutter des Carocus also zu ihm gesprochen: Wenn du einen ewigen Namen gewinnen willst, so höre und folge meinem Rathe. Alle Gebäude, die anderne Könige und Fürsten erbaut haben, mußt du zerstören, und alle Menschen umbringen, die jene verschont haben. Denn bessere und schönere Gebäude kannst du nicht bauen, und mit Menschenliebe, Mäßigung und Gnade die Ueberwundenen schonen, wird deinen Namen nicht ruhmvoll machen."

Wir gehen auf diese schon mehrfach in unserem Buche erwähnte völlig dunkele geschichtliche Periode nicht weiter ein und erwähnen nur, daß wir von Valentinian bis zu Attila ohne alle Nachrichten sind über die Grenzscheiden zwischen Alemannen und Franken. Aus einer Stelle des Sidonius Appollinaris scheint hervorzugehen, daß zu Attilas Zeit die Franken bis zum Neckar sich ausdehnten; andere Angaben stehen mit dieser Stelle jedoch im Widerspruch und alles, was wir über jene geschichtliche Periode wissen, beruht gleichfalls nur auf Combinationen. Erst nach der Schlacht in den catalaunischen Feldern begegnen wir zuverlässigeren Angaben. Es beginnt das Reich des Frankenkönigs Meroveus, der als Schützling des Aetius an der Spitze seines Heeres mitgekämpft hatte nunmehr zum Begründer des fränkischen Reiches wurde.

Das Reich des Meroveus erstreckte sich von der Somme bis nach Thüringen und bis zum Main und bis zur Lahn. Auch der nördliche Theil des jetzigen Rheinhessen mit Mainz und Bingen erscheinen als fränkische, beziehungsweise chattische Besitzungen (S. S.297 u. 298), während im südlichen Theil von Rheinhessen rheinaufwärts und westlich weit nach Lothringen hinein, im ganzen Elsaß und dem heutigen Baden und Württemberg die Alemannen die Herrschaft behaupteten. Diese Theilung Deutschlands zwischen Alemannen und Franken fällt in das Jahr 454, welchen Zeitpunkt wir auch als denjenigen betrachten können, in welchem der letzte Rest römischen Wesens, das sich etwa durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten haben mochte, zusammenbrach. Um 455 werden von dem Poeten Sidonius die Chatten zum letztenmale mit ihrem alten Namen genannt. Diese Chatten waren es, welche wie wir oben ausführten, Mosel- und Nahaufwärts bis weit in das heutige Frankreich hinein von dem linken Rheinufer Besitz ergriffen. Sie erscheinen nun als chattische Franken, und zu dem großen Völkerbunde der Franken gehörig, entschwinden sie seitdem unseren Blicken, bis sie 719, nach der düsteren, dreihundertjährigen Merovingischen Periode von Neuem als Hessen hervortreten.

---

* S. Dilthey, das Gebiet des Großherzogthums Hessen in der Zeit der Völkerwanderung, Archiv für Hessische Geschichte VI.

Die Zeit der Merowinger.

Nicht minder dunkel wie über die Völkerwanderung sind die Nachrichten, welche wir über die Maingegend und das heutige Oberhessen aus den Zeiten der Merowinger besitzen. Fränkische Grabstätten wurden bisher in ziemlicher Häufigkeit in der Umgebung von Frankfurt am Main gefunden, allein dieselben geben doch noch keinen Maßstab für die gewiß weit bedeutendere Zahl fränkischer Niederlassungen. Mit dem Ende des 4. Jahrhunderts erscheinen die Franken auf den Fersen der Römer im Maingebiet, römische Terrasigillatascherben in ihren Gräbern hinterlassend. Dr. A. Hammeran* kann zehn vollkommen bezeugte Friedhöfe der Merowinger Zeit bis heute in der unteren Maingegend nachweisen. Frankfurt, Enkheim, Mittelbuchen, Hebbernheim, Niederursel, Oberhöchstadt, Niederwöllstadt, Kaichen. Desgleichen wurden bei Hochheim und Erbenheim ebenfalls Frankengräber gefunden.

„Unbedenklich," sagt Dr. A. Hammeran, ist die Gründung Frankfurts, die seither vielfach mit einem Schein von Recht den Karolingern zugeschrieben wurde (von 773 datirt die erste urkundliche Erwähnung), bedeutend weiter zurückzuverlegen. In dem Jahre 774 wird Frankfurt bereits ein „locus celeber" genannt. Dies war nicht möglich, wenn die Gründung nicht schon in merovingischer Zeit stattgefunden hatte. In der That haben auch verschiedene Historiker dies erkannt und die Entstehung der Stadt in die merovingische Periode gelegt. (Fichard Entsteh. Frankf. S. 2. ff., Batton I. S. 11., Stricker, Frankf. Mittheil. 5, S. 72.) Die Entdeckung des fränkischen Friedhofs macht dies unzweifelhaft und rückt ganz unzweideutig die erste Anlage um etwa 300 Jahre zurück. Wir müssen uns die Franken in Frankfurt am Main natürlich denken als ächte Germanen; dazu gehört eine Furt, wovon die Stadt den Namen hat (Franconefurt bedeutet jedoch nicht „Furt der Franken", sondern, worauf Ludwig Holthof aufmerksam gemacht hat, „Furt im Frankenlande"). Die Furt dürfen wir in nicht zu großer Entfernung vom Begräbnißplatz suchen. Nun ist eine bekannte Furt am Leonhardsthor, über welche Batton I. S. 13 und 25 spricht. Wir haben ferner die großen Höfe und Klöster in der Gegend der alten Mainzergasse, das Carmeliter-Kloster und das Weißfrauenkloster, vor allem aber die romanische Anlage der Leonhardskirche am Main. Sie alle weisen darauf hin, daß zwischen diesem Punkte und dem Friedhof die fränkische Ansiedlung bestand. An der Stelle der Leonhardskirche könnte immerhin eine noch ältere kleine Holzkirche gestanden haben, wie dies an vielen fränkischen Orten nachgewiesen ist. Die auf dem jetzigen Hühnermarkt erbaute Capelle ist aus Gründen der Entfernung jedenfalls nicht diejenige, welche hier in Betracht kommt; über deren spätere Erbauung haben wir auch positive Nachrichten."

„Außer dem Frankfurter Begräbnißplatz kommt vorzugsweise noch der von Niederursel in Frage, welcher für das Frankfurter Museum reiche Funde ergab. Er liegt auf einem Platz, wo die römische Straße Heddernheim-Salburg mitten hindurch ging. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß wir die Franken sich dicht hinter der Römerstadt, die doch wohl damals völlig zerstört war, ansiedeln sehen. Keineswegs ist anzunehmen, daß sie die Straße benutzt haben; die Saalburg war für sie kein Objekt, das sie zum Besuche gereizt hätte."

Der lebhafte, zwischen Frankfurt a. M. und der Wetterau schon in der Römerzeit bestandene Verkehr läßt uns eine, der Verbreitung der merowingischen Franken in der Umgegend von Frankfurt am Main entsprechende Besiedlung der Wetterau durch dieselbe annehmen. Allerdings sind es keine eigentlichen Franken, sondern Germanen, welche dem fränkischen Völkerbunde sich anschlossen, namentlich

---

* dessen Urgeschichte von Frankfurt a. M. Frankfurt 1882.

chattische Franken, die in dem fünften Jahrhundert von dem ganzen Land zwischen Rhein und Mosel (S. S. 298) bis weit hinüber nach Metz Besitz ergriffen.

Für das Gebiet der Chatten lassen sich in der Merowingerzeit etwa folgende Grenzen feststellen. Es umfaßte ungefähr den heutigen, nördlich von Kassel gelegenen Theil der Provinz Hessen-Nassau, sowie ein erhebliches Stück von Westphahlen bis in die Gegend von Corwei. Sodann gehörte das ganze heutige Oberhessen bis an den Main mit dem östlichen Theil des früheren Herzogthums Nassau dem chattischen Gebiet an. Nach Osten hin fällt das Fuldische Gebiet und ein Theil des Stifts Würzburg mit der Grafschaft Henneberg in die chattischen Grenzen. Zeitweilig erfuhr dieses Gebiet nach Norden und Osten hin eine größere Ausdehnung, erhielt sich aber der Hauptsache nach in dem bezeichneten Umfang bis in die karolingische Epoche.

Die Gaugrafen in Hessen.

Die Karolingerzeit brachte für das chattische Land tief greifende Veränderungen und mit ihr beginnt eine Umgestaltung der alten germanischen Einrichtungen. Bonifacius bekehrte die Hessen zum Christenthum (744—752 S. S. 300) und unaufhaltsam brachen nunmehr neue Einrichtungen sich Bahn. Die wichtigsten Neuschöpfungen brachte die Regierung Kaiser Karl des Großen. Kaiser Karl führte seine Heeresverfassung in Hessen ein, ernannte Gaugrafen für die einzelne Gauen und erhub Steuern und Zölle. In seinem dreißigjährigen Kampfe, welchen er zur Unterjochung der freiheitliebenden Sachsen führte, wurde Hessen das Hauptbollwerk seiner Macht. Mit Härte und Grausamkeit ging der Kaiser gegen den alten Adel vor, wo sich derselbe seinem Willen nicht unterwarf. Einem Herzog Hardrart, der gegen Karl eine Verschwörung angesponnen haben soll, weil Meinhard, ein Anhänger Karls auf eignen Antrieb, oder auf Wunsch Karls, seine Tochter gewaltsam nach Hause führen wollte, ließ Karl die Augen ausstechen und Meinhard erhielt seinen Willen.

Die Zeit nach dem Tode des Kaisers bringt für Hessen, dessen Bestand sich ungeschmälert erhielt, nichts hervorragendes. 911 sehen wir einen hessischen Gaugrafen, Konrad, sich die deutsche Königskrone auf's Haupt setzen und zählt die Regierung Konrad I. zu den glücklichsten, welche die Jugendepoche des deutschen Reichs aufweist. Er wurde in Weilburg mit Helm und Schild begraben († 31. Dezember 918).

Nach dem Tode Konrad I. versammelten sich die Häupter der Franken und Sachsen in Fritzlar, dem Hauptort des hessisch-conradinischen Hauses und riefen Heinrich, Konrads Sohn, zum Könige aus. Dessen Sohn, Otto der Große, zählt zu den gewaltigsten Kaisern, welche nach Innen und Außen mit mächtiger Hand das Ansehen der Krone zu wahren wußten.

Unter den sächsischen Kaisern erfuhr Hessen jedoch das Schicksal derjenigen Länder, aus welchen Fürsten hervorgegangen, deren Streben auf Begründung einer Weltmacht gerichtet ist. Alte Freiheiten wurden unterdrückt und schwere Opfer wurden dem Lande auferlegt. Ein Graf Conrad von Hessen fiel am 10. August 955 in der siegreichen Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfelde bei Augsburg.

Es ist für unsere Zwecke nicht erforderlich, auf diese frühe Periode des Hessenlandes näher einzugehen. Zahlreiche, für die Geschichte ziemlich bedeutungslose Grafen und Herren folgten einander, ohne daß für uns Veranlassung gegeben wäre, auch nur des Namens eines derselben Erwähnung zu thun. In ihrer Gesammtheit aber ergibt die Periode, während welcher Hessen unter Gaugrafen (752 bis 1077) stand, erhebliche, wenn auch langsame Umgestaltungen. In das neunte und zehnte Jahrhundert fallen die Anfänge des Ritterthums, Städte werden gegründet, Stadtrechte und Höferechte bilden sich aus und in einer Reihe von Orten, Alsfeld, Cassel, Eschwege, Hofgeismar, Fulda, Fritzlar, Helmarshausen, auf den Burgen von Frankenberg, Gudensberg, Grünberg, Marburg und Gießen, hatten sich

freie Menschen zu Gemeinden vereinigt. Die Freiheit des Mannes ist ein altes hessisches, schon von den Chatten überkommenes Erbe. Die Leibeigenschaft haben die Hessen nie in dem Maße gekannt wie andere deutsche Stämme, namentlich in Norddeutschland, ähnlich wie in Starkenburg, wo sie beinahe nur in den Territorien der kleinen reichsunmittelbaren Herren bekannt war, hat dieselbe wohl auch in einem großen Theil des alten hessischen Stammlands gar nicht, oder in erheblich milderer Form bestanden.

Wie südlich des Mains, übten die Gau- und Centgrafen auch im Hessenland die Gerichtsbarkeit aus. Das Gaugericht war in Maden, der alten Wahlstätte des fränkischen Hessengau's. „Vor dem Sitze zu Maden“ sagt Rommel*, erschienen selbst Grafen, wie die von Ziegenhain, in eigner Person; die Landrichter von Maden, welche sich für geringere Sachen Schultheißen hielten, wenn sie auch von niederem Adel waren, führten den Titel der Herren (Domini), ihre Schöffen und der Umstand des Gerichts war aus Rittern und freien Bauern, welche diese Gerichtsversammlung bildeten. Als der thüringische Mannesstamm ausgestorben war, sandte der Vormund von Hessen, Markgraf Heinrich von Meißen, Generalcommissarien des Landes zu Hessen, welche das höhere Gericht fortsetzten. Die Landgrafen von Hessen, welche Landrichter zu Maden eine Zeit lang beibehielten, wenn sie ihre Stände, Prälaten, Ritter und Städte versammelten, hielten dies zumeist auf der durch Alterthum geheiligten offenen Stätte von Maden.

„Alles Verfahren war öffentlich und unter der Mitwirkung der Schöffen, welche der Richter befragte. Aber man achtete gerne örtliche Eigenthümlichkeiten, wie in dem ungebotnen Pfingstgerichte der Grafschaft Nidda zu Krainfeld, nach dessen Hergang die Unterthanen kniend hörten, was ihnen zu Recht gewiesen worden. Die Berufung von den Weisthümern der Schöffen geschah meistens mit Hinwerfung eines Huts oder einer Mütze vor ihre Bank; der Ring an der Hausthüre, das Ausstechen eines Stückes Erde, die Einsetzung mit Kissen und Stuhl, das Schlagen zu Hand und Halfter, waren symbolische Zeichen bei der Einsetzung in zugesprochenes Eigenthum oder bei Uebergabe lebendiger Pfänder; die altfränkische Uebergabe oder Verzichtleistung von Gütern durch das Symbol eines Halmes blieb am längsten in Gebrauch. Die Beweismittel waren, wie bei uns; aber der Eid hatte eine hohe Feierlichkeit, der Zweikampf vor dem höchsten Dingstuhle erhielt die Erinnerung der alten Zeit, den Abscheu willkürlicher oder nicht gefundener Rechtssprüche, und das Gefühl der ungeschwächten Kraft. Nur Eigene oder Hörige wurden zuweilen durch die Probe eines glühenden Eisens dem Zufalle der Natur und der List der Richter preisgegeben. Alles geschah bald, weil lange Händel erbittern, und, weil die Menschen in den Gährungen der ersten Niederlassung, in der schwierigen Festhaltung ihrer Rechte, oder in der Verschlagenheit, welche der höhere Druck erzeugt, selbst verwickelte Fälle zu entscheiden gelernt hatten, weil noch keine ausländischen Namen und Vorschriften die Lust am schlichten vaterländischen Rechte unterdrückt hatten, nach der Meinung des Volks.“

Hessen unter den Landgrafen von Thüringen und die heilige Elisabeth.

Im Jahre 1130 ertheilte König Lothar bei Gelegenheit einer Versammlung der Reichsfürsten zu Quedlinburg Ludwig I., Landgraf von Thüringen, welcher auch Graf in Hessen war, ein Enkel Ludwigs des Bärtigen, die Fahnen der Landgrafschaft in Thüringen. Die unter den letzten Grafen zerstückelten Hoheitsrechte in Hessen gelangten durch diese Belehnung wieder in die Hand eines einzigen, im Lande wohnenden Fürsten. Der Sohn Ludwigs war der von der Volkssage und von der

* S. dessen Geschichte von Hessen Marburg und Kassel 1820.

deutschen Dichtung verherrlichte Landgraf Ludwig der Eiserne „der Heilige," den, als er einst auf der Jagd umherstreifte, die Stimme eines Schmieds im Ruhler Wald an seine Regentenpflichten mahnte. Unter den Regenten aus diesem Hause hat Landgraf Ludwig IV., durch seine Gemahlin, die heilige Elisabeth eine Bedeutung erlangt, welche uns veranlaßt, wenigstens dieser zu gedenken. Im Jahre 1221 vermählte sich der einundzwanzigjährige Ludwig IV., mit Elisabeth, der Schwester Dietrichs von Meißen, die durch ihre Tochter Sophia zur Stammmutter des hessisch-brabantischen Fürstenhauses werden sollte. Ludwig IV. starb bereits nach kaum siebenjähriger glücklicher Ehe im September 1228 als Theilnehmer eines Kreuzzugs auf der St. Andreasinsel am Fieber. Er hinterließ einen vierjährigen Sohn, Hermann II., eine Tochter Sophia und eine zweite Tochter Gertrude, welche von der frommen Landgräfin schon im Mutterleibe für das Kloster Altenberg bei Wetzlar bestimmt wurde. Der Beichtvater der heiligen Elisabeth war der berüchtigte Ketzerrichter Konrad von Marburg, welchem sie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls das Gelübde der Keuschheit ablegte, für den Fall sie Wittwe werden sollte (ganz analog der heiligen Bertha S. S. 406 unter Bingen). Ihre Liebe zu Christus, erzählten ihre Biographen, war größer als diejenige zu ihrem Gemahl, den sie Bruder nannte und an dessen Seite sie sich oft durch eine Kammerjungfer (welche sie am Fuß zupfen mußte), mitten in der Nacht zum Gebet wecken ließ. Nach dem Tode ihres Gemahls hielt sie der Einfluß ihres Beichtvaters davon ab in ein Kloster zu treten, aber sie trat dem dritten Orden des heiligen Franzciscus bei, einem beiläufig bemerkt, keine allzu strengen Pflichten auferlegenden Orden. Nach dem Tode des heiligen Ludwig IV. folgte Elisabeth ihrem Beichtvater nach Marburg und die Aufzeichnungen des Letzteren sind nun die hauptsächlichste Quelle aller Nachrichten über ihr Leben. Als Konrad von Marburg sah, daß Elisabeth auf dem Wege zur Heiligung durch innere Beschauung, durch Verachtung alles weltlichen Tands, und selbst durch willige Uebernahme von Büßungen unaufhaltsam fortschreite (so erzählt er Papst Gregorius IX.), so entzog er sie nicht länger diesem Rufe. Elisabeth führte nun unter Leitung ihres Beichtvaters das Leben einer die niedrigsten Dienste verrichtenden frommen Schwärmerin, dessen unappetitliche Einzelheiten wir unseren Lesern ersparen. Sie starb im vierundzwanzigsten Jahre ihres Lebens, am 21. November 1231; ein frühes Ende, welches Niemand überraschen wird, der erfährt, welch' unnatürliche Fasten und Qualen sie ihrem Körper auferlegte und mit welchem Eifer sie die eckelhaftesten Kranken aufsuchte, um sich ihrer Wartung zu widmen. Sie wurde in Marburg in einer von ihr zu Ehren ihres Zeitgenossen des heiligen Franciscus errichteten Kapelle beigesetzt. Nach ihrem Tode geschahen viele Wunder und Gnadenzeichen an ihrem Grabe und 1235 wurde Elisabeth heilig gesprochen. Ihr Grab war ein berühmter Wallfahrtsort und ein gewaltiger Dom, die von den deutschen Herrn erbaute St. Elisabethenkirche erstand über der Stelle, wo ihre Gebeine in einem prächtigen Sarkophage niedergesetzt waren. Eine von dem deutschen Kaiser Friedrich II. geschenkte goldene Krone, welche dieser ihr selbst auf den Schädel gesetzt hatte, schmückte später die heiligen Gebeine und letztere ruhten in einer kostbaren Lade, deren vier in Silber und Gold gearbeitete Hauptgestalten Elisabeth in Gesellschaft des lehrenden und gekreuzigten Heilands und der heiligen Maria, umgeben von den zwölf Aposteln darstellten. Viele Tausende von Wallfahrern pilgerten alljährlich zu ihrem Grabe und noch jetzt tragen die Stufen des Altars, auf welchem sich ihr Standbild erhob, die Spuren inbrünstiger Beter. Der Goldschmuck mit welchem man die Ueberreste der Heiligen umgeben hatte, gereichte diesen zum Verderben. Am 18. Mai 1539 drang Landgraf Philipp von Hessen („der Großmüthige") mit mehreren Tausend Menschen in der St. Elisabethenkirche und ließ das Grabmal gewaltsam erbrechen. „Vergebens", schreibt Janssen (S. dessen Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters, Freiburg 1883) „bat der Comthur Wolfgang Schutzbar, der Landgraf „möge sein, als eines armen Gesellen Ehre und Pflicht und Eid bedenken, auch die künstliche Arbeit schonen." Nachdem ein Loch in den Boden des Sarges gebrochen, streifte Philipp seine Aermel zurück, griff hinein und zog die Gebeine heraus mit den Worten: „Das walt' Gott, das ist St. Elisabeth's Heiligthum, mein Gebeines, ihre Knochen. Komme her, Muhme Els; das ist mein Aeltermutter Herr Landcomthur; es ist schwer, wollte wünschen, daß es lauter Kronen wären, es werden die alten ungarischen Gulden sein." Die Reliquien wurden einem Knechte übergeben, der sie in einen bei sich

gehabten Futtersack steckte und auf's Schloß trug. Wenn etwa das Gewölbe einstürzte, spottete der Landgraf während seines Unterfangens in der Kirche, so würde alle Welt sagen, St. Elisabethens Heiligthum habe sichtlich gewirkt. Auch das Haupt der Heiligen mit der von Kaiser Friedrich II. geschenkten Krone von gediegenem Gold wurde aus einem gewaltsam eröffneten Wandschrank weg genommen. Die goldene Krone sah man damals zum Letztenmal." Den Sarg ließ der Landgraf, nachdem er selbst daran geschnitten", durch Goldschmiede probiren, und als sich fand, daß die Masse Kupfer und nur übergoldet sei" schimpfte er, wie eine in der „Vorzeit" (Taschenbuch für das Jahr 1824) enthaltene handschriftliche Nachricht berichtet, auf die deutschen Pfaffen, welche die Leute betrogen."

Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutschland.

Um jene Zeit, wo die Landgräfin Elisabeth nach Heiligung rang und durch widerliche Bußen den Himmel zu erlangen suchte, beginnen auch die ersten Versuche zu einer Reform der christlichen Kirche und zum Erstenmale gibt sich das Bestreben kund, die christliche Kirche in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder herzustellen. Gleichzeitig liegt Friedrich I. im Kampfe mit dem Papstthum und in Rom auf dem Capitol hält 1139 Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards glühende Strafreden gegen die Verweltlichung der Geistlichen und gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Arnold von Brescia unterlag. Er wurde von Kaiser Friedrich I. zu dem er sich nach Sutri geflüchtet, an Papst Hadrian IV. ausgeliefert. Damals (1179) erklärte ein Concil im Lateran, daß die Furcht vor der Todesstrafe zuweilen ein heilsames Mittel zur Rettung der Seele sei. Arnold von Brescia wurde erwürgt und sein Leichnam verbrannt.

Zu jener Zeit tauchte auch die Secte der Albigenser auf, welche gleich Arius, die Lehre von der Dreieinigkeit läugnete und insbesondere gegenüber der Ueberpracht und Ueppigkeit der römischen Hierarchie durch Einfachheit und Enthaltsamkeit wieder eine Rückkehr zu dem Urchristenthum versuchte. Der heilige Dominicus vergoß Ströme Bluts zur Unterdrückung der Albigenser. Aus den Albigensern gingen die Waldenser hervor, deren Stifter, der Kaufmann Petrus Waldus (S. S. 269) die Einfachheit der ersten Christen nachahmte und wie Arnold von Brescia die verweltlichte römische Hierarchie bekämpfte. Die Waldenser, deren viele in Folge der Verfolgungen, welche sie in ihrer südlichen Heimath, in Südfrankreich, Piemont und Savoyen erdulden mußten, in Deutschland eine Zuflucht suchten, wichen von den Hauptlehren des Christenthums nicht wesentlich ab. Sie enthielten sich aber vieler Ceremonien der katholischen Kirche, gestatteten keinen Eid und verwarfen die Todesstafe. Auch glaubt man, daß sie die römische Kirche nicht für die Mutterkirche erkannten und sie bestritten angeblich, daß seit Sylvester I. (zu welcher Zeit die römische Kirche von den Schätzen der alten heidnischen Tempel Besitz ergriffen hatte), kein Papst mehr heilige Gewalt gehabt habe zur Absolution. Man rühmte den Waldensern Einfachheit und Strenge der Sitten, Wahrhaftigkeit, Treue und Ehrbarkeit nach.

Gegen die Waldenser in Deutschland entflammte der fromme Eifer Konrads von Marburg, den Papst Innocentius III. (1214) zum Beichtvater des heiligen Ludwig und der heiligen Elisabeth bestellt hatte und dessen Einfluß in Hessen und Thüringen im Lauf der Jahre sich zu einem wahrhaft allmächtigen gestaltet hatte. Im Verein mit Bischof Arnold von Hildesheim ersann er die schändlichsten Fabeln und Hirngespinnste, um den Haß der römischen Curie gegen die Waldenser zu entflammen. In einem Bericht an Papst Gregor IX. beschuldigte er die Sectirer eines mystischen Teufelsdienstes und verabscheuungswürdiger Ausschweifungen.

Seit Arnold von Brescia, wie oben erwähnt, erwürgt und verbrannt worden war, kam die Todesstrafe gegen die Ketzer in Aufnahme, welche zuvor nur mit Ausschließung aus der Kirche bestraft wurden. Konrad von Marburg ging, nachdem er vom Papste besondere Vollmachten zur Untersuchung

der Klöster und Ausrottung der ketzerischen Meinungen in Deutschland erlangt hatte, mit wüthendem Fanatismus gegen die unglücklichen Waldenser vor. „Er erfand," sagt Rommel, „in seinem Eifer ein so kurzes Mittel der Untersuchung, daß er sich mit dem Zeugniß der Ankläger in Abwesenheit der Verklagten begnügen konnte. Die Verklagten, wenn sie eidlich geläugnet hatten und nicht durch ein Gottesurtheil gerettet wurden, mußten sterben; wenn sie sich für schuldig erkannten und zum Zeichen ihres Rücktritts zur allgemeinen Kirche scheeren ließen, retteten sie ihr Leben, aber nicht ihr Gewissen; sie mußten Mitwissende nennen. Viele stürzten ihre Verwandten aus Todesfurcht, andere ihre Feinde aus Rachsucht, man glaubt selbst, daß Ketzer sich freiwillig angaben und scheeren ließen zur Verfolgung der Rechtgläubigen. Konrads Helfer galten selbst für gewesene Ketzer; Konrad von Tours ein Dominikaner und Hans, welchen der Verlust eines Auges und eines Arms gegen die Leiden seiner Mitmenschen abgestumpft hatte. Mit dieser Begleitung erschien er in Leyden, in Straßburg, in Erfurt und in Goslar, wo der Bischof von Hildesheim in seiner Gegenwart einen Probst verbrennen ließ, welcher erklärt hatte, daß im Himmel eine größere Gottheit sei als Maria, nämlich die Weisheit. Auch die Ketzerbach in Marburg erhält das Andenken seiner christlichen Wuth. Dörfer, deren Schulen in Verdacht der ketzerischen Lehre waren, wie Willesdorf im Siegen'schen, vernichtete eine Anklage Konrads von Marburg. Die Anzahl der Hingerichteten ist zwar ungewiß, aber nachdem Konrad Bauern, Bürger und den niederen Adel verfolgt, und, vom Papst bestärkt keine Furcht mehr kannte, erhob er seinen Arm auch über Adel und Fürsten. Graf Heinrich von Sayn (der Große genannt), Graf von Solms (Heinrich), ein Graf von Henneberg und eine Gräfin Loos kamen fast zugleich als Anhänger der neuen Lehre in Untersuchung. Graf von Solms, um sein Leben zu retten, bekannte sich schuldig. Heinrich von Sayn, der letzte seines Stammes, vermählt mit einer Enkelin des Landgrafen Ludwig III., ein unerschrockener Mann, beschloß um den Preis seines Lebens ein größeres zu wagen. Eine Reise nach dem heiligen Grabe zeugte von seiner rechtgläubigen Gesinnung, aber sein Stolz oder der Schutz, den er den Verfolgten angedeihen ließ, mochte Konrad von Marburg gegen ihn aufgebracht haben. Da erschien König Heinrich mit den ersten Prälaten des Reichs, Konrad von Marburg und der von ihm geladene Graf von Sayn auf einen Reichstag zu Mainz (S. S. 229). Der Graf, seiner Unschuld bewußt, sprach selbst für seine Sache; die Gegenwart so vieler Fürsten, welche Konrads Verfahren mißbilligten, gab ihm ungewöhnlichen Muth. Als er sich für einen rechtgläubigen Christen erklärte, sein Leben und seine fromme Pilgerschaft anführte, war seine Beredtsamkeit so rührend, daß Ankläger und Zeugen zurücktraten und gestanden, sie seien durch Furcht oder List verführt worden. Konrad, als päpstlicher Bevollmächtigter, verlangte einen Aufschub. Vergebens bat der Graf, man möge ihn sogleich richten nach seiner Unschuld. Der König, der voraussehen mochte, daß bei einer zweiten Untersuchung das Verfahren der Ketzerrichter noch mehr beleuchtet werden würde, bestimmte die Zeit der Lichtmesse des folgenden Jahres zur Fortsetzung des Processes. Der Graf bat von neuem. Da trat Erzbischof Dietrich von Trier auf und rief: „Mein Herr, der König will, daß diese Sache aufgeschoben werde." Zum Volke trat er und sprach: „Wisset, daß der Graf von Sayn als unüberwiesen und als ein Katholischer von hinnen geht". Aber Konrad trat auf und bezeichnete gegen alle anderen, die als Angeklagte nicht erschienen waren, das Volk mit dem Kreuz. Vergebens hatte ihm der Erzbischof von Mainz erst allein, dann mit den Erzbischöfen von Köln und Trier, zugeredet, daß er mit mehr Mäßigung und Vorsicht verfahren möchte. Er hielt sich geschützt durch die Vollmacht des Papstes, oder handelte aus Ueberzeugung; andere erzählen, daß er unwillig über die verlorene Sache, oder gewarnt durch eine allgemeine Stimme den Entschluß gefaßt, sein Leben in Marburg ruhig und unbekümmert zu beschließen. Als er von Mainz wegzog, war bei ihm Gerhard, ein unbescholtener Franziskaner. Konrad von Tours ging nach Straßburg, der einäugige Hans nach Freiburg. Konrad näherte sich dem Lahnberg in der Gegend von Kappel, ohnweit Marburg; da erschienen plötzlich die Ritter Dernbach von Herborn, wo ihrer Burg Spuren noch sichtbar sind, vermuthlich Vasallen der Grafen von Sayn, mit ihnen sechs angeklagte Ketzer, welche nachher sich selbst angegeben haben. Als Konrad ihre Absicht erkannte, bat er weinend um sein Leben. Sie, denen Mitleid hier Verrath schien, sprachen sich gegenseitig Muth ein. „Tödtet den Grausamen", rief eine Stimme, „als der selbst keines Menschenlebens geschont hat". Also fiel Konrad mit dem Franziskaner Gerhard unter ihren Stichen. Seine Ruhe

fand er neben dem Grabe seines heiligen Beichtkinds. Einige Brüder des Ordens der Dominikaner, denen verdienstlich sein mochte, was zur Behauptung eines so ausgearteten Christenthums so unchristlich geschehen, haben in den späteren Zeiten Konrad zu den ersten Märtyrern ihres Ordens gezählt.*

Rommel sagt, Konrad von Marburg habe vermuthlich dem Geschlecht der Herrn von Schweinsberg angehört. Diese Annahme ist unwahrscheinlich, denn nach einer Familientradition der Schencken von Schweinsberg gehörte ein Schenck von Schweinsberg zu den Rittern, welche Konrad erschlugen. Hätte Konrad zu dem Hause der Schencken gehört, so würde sich schwerlich ein Angehöriger desselben unter den Rächern seiner Gräuel befunden haben und wenn dieses der Fall gewesen wäre, würde man danach getrachtet haben, das Andenken an die That vergessen zu machen. Viel wahrscheinlicher erscheint es, daß auch ein Schenck von Schweinsberg zu denjenigen gehörte, welche der wahnsinnige Fanatismus des Ketzerrichters verfolgte. Wie die Schenck'sche Tradition behauptet, ließ Konrad eine Bauersfrau, welche den Schencken unterthänig war, verbrennen. (S. S. 229.) Durch die Tödtung Konrads wurde ein gutes Werk vollbracht, durch das Deutschland vor weiteren Versuchen jene abscheulichen Glaubensgerichte, welche Spanien zur Einöde machten und seinen Verfall herbeiführen halfen, bei uns einzuführen, behütet wurde. Das Uebel wurde mit der Wurzel ausgerottet und niemals erhob die „heilige" Inquisition in Deutschland wieder ihr scheußliches, blutbeflecktes, schlangenumhülltes Medusenhaupt mit dem todtbringenden Blick.

Die Hessen unter den letzten Thüringern.

Hermann II. der einzige Sohn der heiligen Elisabeth, erreichte ein Alter von nur neunzehn Jahren († 1242). Während der Vormundschaft dieses Fürsten hatte Landgraf Konrad II. († 1240) die besondere Verwaltung der Erbgrafschaft Hessen übernommen. Im Jahre 1247 wurde der ältere Vormund Hermanns II., Heinrich Raspe der Rauhe, alleiniger Herr in Thüringen und Hessen. Dieser Heinrich Raspe war jener unglückselige „Pfaffenkönig", der sich unter der Regierung Kaiser Friedrich II. auf Betreiben des Papstes Innocenz IV. zu Hochheim am Main, unweit Würzburg, „zur Ehre Gottes und zum Besten der Kirche", zum König der Deutschen wählen ließ. Raspe, der Gegenkönig, spielte eine traurige Rolle. Die Mehrzahl der Fürsten und Städte erkannten ihn nicht an, und wiewohl er Anfangs gegen den Reichsverweser Konrad glücklich focht, war sein Königthum doch bald zu Ende. Er erlag 1247 einer in der verlorenen Schlacht bei Ulm im Kampfgewühl erhaltenen Wunde.

Heinrich Raspe IV. hinterließ seine dritte Gemahlin Beatrix, Tochter Herzog Heinrich II. von Brabant, welcher, während fast gleichzeitig der Landgraf von Thüringen sein Tochtermann wurde, dessen Nichte Sophia, Tochter der heiligen Elisabeth, zur zweiten Gemahlin genommen hatte. Heinrich II. wurde der Vater Heinrich I. „des Kinds", des ersten Landgrafen von Hessen. Gewaltige Umwälzungen hatten sich während der Regierung der Thüringer Landgrafen in Hessen vollzogen und ganz neue Verhältnisse fand die kommende Dynastie vor. Deutschland war durch die furchtbaren Kriege innerhalb seiner Grenzen zerstückelt worden und in den Kämpfen, den die von dem Papste begünstigten deutschen Reichfürsten gegen die Macht des Kaisers führten, war nicht nur die Macht des Reichsoberhauptes geschmälert worden, sondern auch die Zerstückelung des Reichs hatte allenthalben zugenommen. „Als die großen Güter und Würden des konradinischen Hauses innerhalb und außerhalb dieses Bezirks" (das Land zwischen Diemel und Weser und der Werra bis zu den Ufern des Rheins und Mains, das Chattenland), sagt Rommel, zerstückelt wurden, und weder der Kaiser, noch der Herzog von Franken,

* S. Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. I. S. 297—300.

noch ein hessischer Graf die alten Gauen des chattischen Stammes zusammenzuhalten unternahm oder vermochte, da erhuben sich viele einzelne Herrn über den unfreien Thälern; das gemeinsame Vaterland retteten und erhielten erst die geistlichen Stifter, dann die Städte, hierauf deren Schirmvoigte und Schutzherrn, die Landgrafen von Thüringen, Erbgrafen von Gudensberg, Gaugrafen von Maden, vom Stamm Ludwig des Bärtigen, eines Abkömmlings des alten konradinischen Hauses. Noch besaß Ludwig der Fromme, der Vater Sophia's von Brabant, der Großvater Heinrich I., Landgrafen von Hessen, kaum den dritten Theil aller Burgen und Städte in Hessen; allenthalben lag Lehn- oder Stammgut der Grafen und Herrn und des übermächtigen Erzstifts Mainz". Allein auch hier vollzog sich allmählich eine bedeutsame Wandlung und der unter trüben Zeitverhältnissen und zu einer Zeit, wo die alten Stammlande arg zerklüftet waren, geborene Heinrich, welchem die Geschichtschreiber den Beinamen „das Kind" geben, wurde der Stammvater eines aufblühenden Geschlechts und eines sich bildenden lebenskräftigen Staatswesens.

Die ersten Landgrafen aus dem brabantischen Hause.

Nach dem Tode des alten Heinrich Raspe wurde die Erbgrafschaft Hessen in Folge Erbtheilung von Thüringen getrennt, was um so weniger Schwierigkeiten bot, da dieselbe immer als ein Besitz für sich betrachtet wurde und unter einer gesonderten Verwaltung gestanden hatte. Sophia, die Tochter der heiligen Elisabeth, die Mutter Heinrich I. des Kinds, behielt alle Erbgüter und die Herrschaft in Hessen; Heinrich, der Erlauchte, Markgraf von Meißen, ein nicht vollbürtiger Schwestersohn Ludwig des Heiligen und des Heinrich Raspe, dem schon zu Lebzeiten seines Oheims Raspe von Kaiser Friedrich II. die Anwartschaft auf die thüringischen Reichslehen zugesprochen worden war, wurde von dem Kaiser mit Thüringen belehnt. In Hessen erklärten sich Ritter und Städte sofort nach dem Tode des Heinrich Raspe für den damals dreijährigen Heinrich. Sophia, eine energische Frau, wußte in jener trüben Epoche wo der Schattenkönig Wilhelm von Holland herrschte und Vasallen die Machtlosigkeit des Reichsoberhaupts zur Beraubung ihrer Mitstände benutzten, ihrem Sohne sein Erbe zu bewahren. Als ihr einst die Stadt Eisenach den Einzug verweigerte, hieb sie selbst mit einer Axt wieder das St. Georgenthor und erzwang dessen Oeffnung. Durch Vermählung ihrer Tochter Elisabeth mit Herzog Albrecht, dem Nachfolger Otto des Kinds von Braunschweig, gewann sie sich einen der tapfersten Fürsten des Reichs. Diese Bundesgenossenschaft wurde für Sophia von großem Nutzen in der durch die Ansprüche Sophia's auf die thüringischen Erbgüter hervorgerufenen Fehde mit Heinrich dem Erlauchten, in welche sie nach den ersten friedlichen Jahren ihrer Regierung verwickelt wurde, allein diese Fehde, der sogenannte thüringische Krieg, führte doch 1265 zu dem Ergebniß, daß Heinrich von Hessen am 21. Mai den Titel eines thüringischen Landgrafen ablegte und seinen Stammgütern in Thüringen entsagte. Sophia und Heinrich behielten nur Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Wahnfried, nebst einigen Schlössern an der Werra.

Heinrich I., Landgraf des Hessenlands, wußte sich in den mannigfachen Fehden mit Mainz und mit dem benachbarten Adel glücklich zu behaupten und legte den Grund zu dem heutigen hessischen Besitz, denn die Landgrafschaft Hessen ist nicht entstanden wie die von Thüringen, durch förmliche Einsetzung in eine vom Reiche abhängige, mit großen Lehn versehene Würde, sondern sie bildete sich nach und nach auf Grundlage alter Vorrechte des Hessenlands. Heinrich I. starb nach beinahe vierundvierzigjähriger Regierung am 21. Dezember 1308.

Unsere Aufgabe ist es nicht, hier eine Geschichte des Hauses Hessen, oder eine Geschichte von Hessen überhaupt zu geben. Es bleibt dieses einem späteren, noch beabsichtigten zweiten Theile des

Werks vorbehalten. Unser Zweck ist es, hier lediglich den Zusammenhang zu verfolgen, in welchem die heutigen althessischen Theile der Provinz Oberhessen mit der früheren Landgrafschaft Hessen stehen. Hierzu ist eine eigentliche Darstellung der Regierungsgeschichte der einzelnen hessischen Landgrafen nicht erforderlich; es genügt schon auf einige der wichtigsten Thatsachen aus der Periode der alten Hessischen Landgrafen aufmerksam zu machen.

Auf Landgraf Heinrich I. folgte Johannes I. (1308—1311) in Kassel und dem für ihn abgetheilten Niederhessen, und Otto in Marburg und Oberhessen. Otto, nach dem 311 erfolgten Tode des Johannes, nunmehr alleiniger Herr in Hessen, wurde in einen für die heutige Zeit ziemlich gleichgültigeu Lehnsstreit mit Mainz verwickelt, da der Mainzer Erzbischof alle von Johannes besessene Mainzer Lehen für heimgefallen erklärte. Die betreffenden Städte wurden Otto durch ein zusammenberufenes Manngericht am 18. Dezember 1324 abgesprochen. Eine Fehde zwischen Landgraf und Erzbischof brach aus, welche 1328 durch den beinahe gleichzeitig erfolgenden Tod der streitenden Regenten zum Nutzen der beiderseitigen Unterthanen geendet wurde.

Otto folgte Heinrich II., der Eiserne (1328—1377), dessen erstgeborener Sohn, Otto der Schütz, von der Dichtung mannigfach verherrlicht wurde und welchen auch ein Darmstädter Componist, Friedrich Netz, zum Object für eine 1868 auf der Hofbühne zu Darmstadt zur Aufführung gelangte Oper gewählt hat. Otto, dessen Armbrust und Jagdflasche vor 1866 noch zu Cassel gezeigt wurden, zog unerkannt nach Cleve und trat als Schützenhauptmann in die Dienste Graf Dietrich IX. Ein hessischer Ritter, von Hombergk, der auf der Durchreise durch Cleve Otto erblickte, verrieth sein Incognito und der gute alte Graf Dietrich, hoch erfreut über die Entdeckung Hombergk's, machte Otto zu seinem Tochtermann. Otto, ein wackerer Ritter, der seinem Vater bei seinen mannigfachen, die Erweiterung Hessens bezweckenden Fehden tapfer beistand, starb plötzlich am 10. December 1366. Seine Gemahlin Elisabeth, Gräfin von Cleve, überlebte ihn sechzehn Jahre. Nach dem Hingange Otto des Schützen wurde ein Neffe Heinrichs, Hermann der Gelehrte, Mitregent, der nach dem 1377 erfolgten Tode Heinrichs II., diesem in der Regierung folgte. Unter Heinrich II. lebte Johann von Langenstein, im Ausland Heinrich von Hessen (Henricus de Hassia) genannt; ein außerordentlicher Kopf, der sich als Professor der Theologie an der Universität Paris einen großen Namen erwarb. Erzherzog Albrecht berief ihn später zum Vorstand der neu errichteten Universität Wien, wo Albrecht selbst zu seinen Zuhörern zählte. Johann von Langenstein war nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern auch manchen Theologen der Gegenwart weit voraus. Er beschäftigte sich mit Mathematik und Naturwissenschaften und bekämpfte damals schon die abergläubischen Vorstellungen über die Kometen, welche noch drei Jahrhunderte später protestantische Theologen der Universität Gießen als Zuchtruthen Gottes darstellten. Heinrich II. Regierung war mannigfach beunruhigt; namentlich trieb unter ihm die unter dem Namen „der Sternbund" bekannte adlige Räuberbande ihr Unwesen. Ganz Hessen wurde Ende der sechziger und Anfangs der siebenziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts durch die adligen Räuber geängstigt. Landgraf Hermann, der Mitregent, schien nicht im Stande meuchlerischen Anschlägen auf sein Leben zu widerstehen. Zugleich machte Otto, der Quade, Herzog von Braunschweig, Ansprüche auf Hessen für den Fall des Aussterbens des Mannesstamms geltend und diese Gefahren bestimmten die Landgrafen Heinrich II. und Hermann am 9. Juni 1373 mit Thüringen und Meißen (Friedrich, Balthasar und Wilhelm, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen) zu einer ewigen Erbverbrüderung, mit Ausschluß der weiblichen Ansprüche sich zu vereinigen. Durch diesen Vertrag, welcher Braunschweig von der Erbfolge völlig ausschloß, übertrug Hessen seine Erbrechte an die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen; ein Vertrag, welcher eine Schutzwehr gegen die alle Menschenwürde herabsetzenden Veräußerungen und Zerstückelungen des Gebiets gewährte und welcher als eine der segensreichsten Regierungshandlungen Heinrich II. angesehen werden kann. Hessen wurde durch diesen Vertrag in seiner Gesammtheit zu einem größeren Reichslehen und einer Landgrafschaft. Die Erbverbrüderung wurde am 13. Dezember 1373 zu Prag vom Kaiser bestätigt. Heinrich der Eiserne starb 1377. Noch 1376 errettete ihn ein wackerer Bürger von Gießen (Eckhard Holzschuher) vor einem Mordanschlag der adligen Räuberbande „von der alten Minne" und kurz vor seinem Tode erlebte er den Ver-

druß, daß ihm die Städte Niederhessens auf dem Rathhause zu Kassel 1376, Freitag nach Sylvester, die Steuer verweigerten.

Im folgte der seitherige Mitregent, Hermann der Gelehrte 1377—1413. Dessen Regierung fällt in eine der unruhigsten Zeiten des deutschen Reichs, und brauchen wir nur an die Absetzung Kaiser Wenzels und die mehrfach erwähnte Regierung König Ruperts von der Pfalz (S. S. 428) zu erinnern. Der von der sächsischen Partei zur Zeit der Regierung Wenzels zum Kaiser ausersehene Herzog Friedrich von Braunschweig, wurde damals auf hessischem Gebiet, in dem Hohlweg von Kila in Eglis bei Fritzlar von Mainzischen Vasallen, an deren Spitze Graf Heinrich von Waldeck, Oberamtmann des Erzstifts Mainz stand, und reichsunmittelbaren Herrn, sowie einigen hessischen, dem Landgrafen nahestehenden Rittern, Friedrich von Herdingshausen und Kunzmann von Falkenberg, erschlagen. Die beiden Letzteren waren sogar diejenigen, welche den Herzog tödteten. Seine Begleiter, Kurfürst Rudolf von Sachsen, wurden mit vielen Grafen und Rittern auf das Schloß des Grafen von Waldeck geführt und alle im Gefolge des Kurfürsten befindlichen sächsischen Grafen und Ritter ihrer Kleinodien, goldenen Ketten u. s. w. beraubt. Der Verdacht diese That angestiftet zu haben, fiel auf den Erzbischof von Mainz, damals Johannes II. von Nassau. Johannes schwur jedoch nach der Absetzung Wenzels in Gegenwart des neuen Königs und des Grafen von Waldeck einen Reinigungseid und erhielt von diesem Grafen, sowie von Friedrich von Hartingshausen und Kunzmann von Falkenberg, eine eidlich urkundliche Erklärung, daß er unschuldig sei des Raths, der That, der Wissenschaft und des Zuthuns. Allein der Verdacht der Zeitgenossen wurde hierdurch nicht vernichtet. Ein Rachekrieg, an dessen Spitze der Herzog von Braunschweig und Landgraf Hermann, dessen Gebiet von seinen eignen Vasallen verletzt worden war, standen, kam Ostern 1402 zum Ausbruch und nach schrecklichen Verheerungen der beiderseitigen Länder, stiftete König Ruprecht im September 1402 im Kloster Hersfeld eine Sühne und am 3. Februar 1403 sprach der König folgendes Urtheil: die Ritter von Hertingshausen und Falkenberg sollten der Seele des Herzogs Friedrich eine ewige Messe und einen Altar zu Fritzlar stiften, nach dem eidlichen Versprechen, keine Rache an den Verwandten des Herzogs zu nehmen, in einem Thurme gefangen sitzen so lange es dem König gefällig sei und nach ihrer Loslassung zehn Jahre lang Deutschland meiden, vier Jahre lang ohne Gnade, sechs Jahre lang mit Gnade des Königs.

Eine neue Fehde kam hierauf zum Ausbruch, auf welche 1405 der Friede folgte. Die Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig war ein Ausbruch des wüsten, rohen Geistes jener Zeit, welcher sich in demselben Jahre, wo dieser Handel beglichen wurde, wieder auf einem zu Darmstadt abgehaltenen Turnier (S. S. 11) in widerlichster Weise bekundete. Fehden und kirchliche Streitigkeiten erfüllten auch die letzten Regierungsjahre Hermanns, der im dreiundsiebzigsten Jahre eines unruhvollen Lebens am 23. Mai 1423 zu seinen Vätern versammelt wurde.

Auf Landgraf Hermann folgte dessen elfjähriger Sohn, Ludwig der Friedsame (1413—1458), dessen Regierung, obgleich er auch manche Fehde namentlich mit Kurmainz zu bestehen hatte, doch eine weit ruhigere war, als diejenige seines Vorgängers. Die Finanzverhältnisse Hessens waren im Anfange seiner Regierung keine günstigen und einmal sehen wir den Landgrafen, der Geld bedurfte, die hessische Krone, einen aus den Tagen der heiligen Elisabeth herrührenden goldenen Hausschmuck, an die Stadt Braunschweig für tausend rheinische Gulden verpfänden. Landgraf Ludwig wurde bei einem Aufenthalt in Rom am Sonntag nach Lätare 1450 von Papst Nikolaus eine Ehre erwiesen, welche in unseren Tagen Isabella von Spanien zu Theil wurde. Papst Nikolaus überreichte dem Landgrafen in einer Versammlung von Fürsten, als dem würdigsten, eine von ihm geweihte goldene Tugendrose und gab ihm den Titel „eines Fürsten des Friedens“ (princeps pacis). Ludwig, dessen Regierung eine lange, friedliche und glückliche war, starb plötzlich in einem nirgends erwähnten hessischen Kloster am 17. Januar 1458. Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher noch in demselben Jahr den pästlichen Thron bestieg, thut dieses Todesfalls Erwähnung und schreibt ihn einer Vergiftung zu. Aber eine alte hessische Chronik läßt es zweifelhaft, ob nicht Landgraf Ludwig, der sich viel mit Alchemie beschäftigte, durch giftige, bei seinen chemischen Arbeiten eingeathmete Dämpfe, seine Tage selbst verkürzt habe. Uebrigens sind Herzlähmungen und Schlaganfälle, welche man damals nur sehr ungenau beobachtete, so häufig, daß man derartiges noch nicht einmal anzunehmen braucht. Ludwig der Friedsame übertraf alle seine

Vorgänger in der Ausführung planmäßiger, weiser, zeitgemäßer, in einem Geiste durchgeführter Maßregeln, er war der Schiedsrichter und Rathgeber aller benachbarten Fürsten und Hessen hatte sich unter ihm zu einer ansehnlichen Höhe erhoben.

Hessen unter den späteren Landgrafen des brabantischen Hauses.

Auf Ludwig den Friedsamen folgten dessen Söhne Ludwig II., der Freimüthige, genannt, (1458 bis 1471) und Heinrich III. oder der Reiche (1458 bis 1483). Letzterer erhielt in Folge friedlicher Uebereinkunft das Land an der Lahn, aber Ludwig allein führte das Majestätssiegel und übte alle Souveränetätsrechte aus. Heinrich, ein leidenschaftlicher Jäger, erlaubte sich einen für die damalige einfache Zeit ungewöhnlichen Luxus und trug, wie die spießbürgerlichen Chronisten hervorheben, „zwei große, rothe Hahnenfedern auf dem Hut und ein schwarz wollenes Wamms"(!). Unter beiden Landgrafen schloß Hessen 1461 eine neue Erbverbrüderung mit Sachsen ab. Unter den Fehden, die Hessen damals führte, erwähnen wir dessen Allianz mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz (S. S. 81 u. 82). Dreizehnhundert hessische Reiter, alle in blau und weiß gekleidet, schützten in jener Fehde unter Ludwigs persönlicher Führung die Gegend um Mainz im Anfang des Kriegs gegen Ueberfälle, bis Landgraf Ludwig sich mit Pfalzgraf Friedrich vereinigte und an der siegreichen Schlacht von Pfeddersheim am 4. Juli 1460 Theil nahm, in welcher Ludwig mit 600 Reitern mit Glück eine Umgehung ausführte. Ludwig entschied im weiteren Verlauf der Schlacht durch seine persönliche Tapferkeit und die Art, wie er dem überlegenen Erzbischof von Mainz zu Leibe ging, den Sieg. In der Mainzer Stiftsfehde stand Landgraf Heinrich dem Erzbischof Diether von Ysenburg (S. S. 80, 81, 82, u. 83, sowie S. 202 u. 203) wacker bei und Hessen erlangte hierdurch auf Kosten des Mainzer Erzstifts mehrfache Gebietsvergrößerungen. In den der Säckinger Schlacht vorausgehenden Kämpfen fochten die Landgrafen Ludwig und Heinrich gleichfalls mit Auszeichnung. Im Jahre 1463 nach der Einnahme von Mainz, hatte Erzbischof Adolf von Nassau von Mainz 600 Wallonen durch das Gerauer Land nach Oberhessen gesandt, allein den Landgrafen schnelle Gegenwart hinderte es, daß diese gefährlichen Söldner die verruchten Plane des Erzbischofs zur Ausführung bringen konnten. Diese Fehde endigte zu Gunsten Hessens, dessen Erwerbungen der Erzbischof schließlich alle bestätigte. Im Jahre 1464 brach in Kassel anläßlich eines Streits zwischen den Bürgern und dem Stadtrath ein Aufstand aus, welchen Ludwig durch Einsetzung eines neuen Stadtraths beschwichtigte. Beider Landgrafen Regierung war im Gegensatz zu der friedlichen Regierung ihres Vaters eine sehr unruhige, durch mannigfache Fehden unterbrochene. Den Höhepunkt erreichten diese 1468 in einer Fehde zwischen den Landgrafen selbst, der Bruderfehde, zu welcher die Erbtheilung Veranlassung gab. Durch eine 1469 geschlossene Erbeinigung und Einsetzung eines Erb- und Austrägalgerichts wurde der Streit geschlichtet. Ludwig II. starb plötzlich. Die einen wollten eine Vergiftung vermuthen, andere schrieben, da er abermals eine Fehde vor hatte, das Verdienst seines Todes dem Apostel Bonifacius zu, der Hessen vor Krieg bewahren wollte.

Auf Grund der oben erwähnten Erbeinigung wurde Heinrich III. als Vormund über die beiden Söhne des verstorbenen Ludwig II. und als Regent über Hessen anerkannt. In dem von Karl dem Kühnen von Burgund gegen das Kölner Erzstift eröffneten Kriege, zu dessen Pfleger und Verweser Hermann, der Bruder des Landgrafen ernannt worden war, zog Heinrich seinen Bruder zu Hülfe und die Hessen unterstützten die denkwürdige Vertheidigung der von den Burgundern unter Herzog Karl belagerten Stadt Neuß. Herzog Karl unternahm sechsundfünfzig Sturmangriffe, allein Hermann, der persönlich die Vertheidigung von Neuß leitete, ließ sich nicht schrecken bis endlich nach einer nahe zu einjährigen Belagerung, vom 29. Juli 1474 bis 28. Juni 1475) ein Ersatzheer unter Kaiser Maxi-

milian herannahte. Ueber 12000 seiner besten Truppen hatte Karl von Burgund vor Neuß verloren. Unter Landgraf Heinrich III. fiel 1480 das Katzenellenbogen'sche Erbe an Hessen (S. S. 236—268).

Rommel* gibt von dem Anfall der Obergrafschaft Katzenellenbogen an Hessen folgende Darstellung: „Johann III., Graf von Katzenellenbogen, hatte durch seine Vermählung mit Anna, der Tochter Eberhard VI., (dessen Gemahlin eine Gräfin von Dietz war), nach einer mehr als hundertjährigen Trennung die obere und die niedere Grafschaft vereint. Von nun an erhob sich das Haus, welches die stärksten Festen am Rheine und den einträglichen Zoll zu St. Goar mit der ganzen Gegend von Darmstadt (Darmundestadt) besaß, zu einem bedeutenden Ansehen. Der Erbe Johann III. Graf Philipp der Aeltere, welcher angefüllte Fruchthäuser, Weinkeller und Geldkasten (er selbst bediente sich hölzerner Schüsseln) aber bei einer herrschsüchtigen Gemahlin, Anna von Württemberg, keinen Hausfrieden hatte (Papst Calixtus erlaubte ihm die Trennung von Tisch und Bett), verlor seinen einzigen Sohn Philipp den Jüngeren, durch einen gewaltsamen Tod in Brügge; seine übrig gebliebene Erbtochter gab er dem Sohne des weisen Ludwig von Hessen, Heinrich, von nun an, ungeachtet seiner geringen Mitgift „der Reiche" genannt. Zwar hatte des Grafen unglücklicher Sohn, Philipp der Jüngere, von seiner Gemahlin, Ottilia von Nassau-Dillenburg, eine gleichnamige Tochter hinterlassen, aber der Tochter eines Sohns, der seinen Vater nicht beerbt hatte, konnte nach deutschem Recht kein Vorzug vor der Tochter des Erblassers und letzt regierenden Herrn gebühren. So meinte es auch der alte Graf. Unbekümmert um Kaiser Friedrichs, dem Könige von Böhmen ertheilte Lehnsanwartschaft auf die ganze Grafschaft (die nur einige Zölle und Vergünstigungen vom Reiche besaß), suchte er für seinen Schwiegersohn die wahren Lehnsherrn, Mainz, Trier, die Pfalz, Würzburg, Abtei Prüm und Stift Fulda, zu gewinnen. Nachdem dieses zuerst beim Abt von Fulda, dessen Lehn am unbedeutendsten waren und dem Bischof von Würzburg (dem Lehnsherrn der Grafschaft Bessungen, worin Darmstadt, gelungen, übergab er dem Landgrafen selbst die ganze obere Grafschaft amtsweise bis auf Widerruf (Sept. 1470). Da starb plötzlich die geschiedene Gemahlin des alten Grafen und der einundsiebenzigjährige, sich freier fühlende Greis, von Vasallen und Freunden beredet, vermählte sich noch einmal mit Anna, Wittwe Herzog Otto's von Braunschweig-Lüneburg, der Tochter desselben Grafen Johann IV., von Nassau-Dillenburg, dessen Nichte Ottilia schon dem unglücklichen Sohne des Grafen zu Theil geworden war. Diese Betriebsamkeit des Nassauischen Hauses, (welches die Grafen von Katzenellenbogen ungern im Besitz eines Theils der Hadamar'schen Erbschaft und der Grafschaft Dietz sah) war verzeihlicher als der bald darauf entdeckte Anschlag auf das Leben der Neuvermählten, wer auch immer dessen Urheber gewesen sein mag."

„Johann von Bornich, einem trier'schen Dorfe, Kapellan zu Rheinfels, ein Priester der seit vier Jahren nicht gebeichtet hatte, ein Auswurf jenes Zeitalters, bekannte kurz vor dem Anfange der Belagerung von Neuß einem von dem Erzbischof von Köln niedergesetzten Gerichte eine Menge, theils aus Haß, theils aus Habsucht um geringe Geldsummen an Geistlichen und Weltlichen verübte Vergiftungen, hierunter einen gleichen Versuch gegen das Leben der Gräfin von Katzenellenbogen, seiner Wohlthäterin. Es war, wenn die Gräfin in der Kapelle zu Rheinfels zur Messe ging, herkömmlich, daß neben den Altar ein silbernes Gefäß oder ein Glas mit Wein gesetzt wurde, welcher nach der Messe zu Ehren St. Johannis gesegnet, der Gräfin überreicht wurde. Der verworfene Priester mischte Arsenik in den Wein. Die von der Gräfin zufällig bemerkte Trübung entschuldigte er mit Unreinlichkeiten. Nachdem die Gräfin in Folge des Trunks erkrankt war und die Flucht des Priesters den Verdacht erhöht hatte, wurde er auf eifriges Betreiben des Vaters der Gräfin, Johann von Nassau, zu Köln verhaftet, verhört, gefoltert, nach der Wiederholung der Geständnisse vor dem Generalvicar des Erzbischofs, vier Weihbischöfen, dem Fiscal und Zeugen degradirt, dem weltlichen Arm überliefert und verbrannt. Die Chronik der heiligen Stadt, welche allein unter allen Zeitgenossen diese Unthat der Nachwelt überliefert, erwähnt vorsichtig nur eines gemeinen Gerüchts von Anstiftern derselben, und wie die Landgräfin von Hessen nach dem Tode ihres Vaters einen großen, mächtigen Schatz von Geld und eine

* S. dessen Geschichte von Hessen, III. Theil, Kassel 1827.

schöne Landschaft geerbt. Dreihundertvierundzwanzig Jahre barg das nassauische Archiv eine ausführliche Urkunde, das Urtheil des geistlichen Gerichts mit der Aussage des Verbrechers. Diese benennt, obgleich in verstümmelten Namen, Hans von Dörnberg (Tornbach) den Minister des Landgrafen (totus factor ac negotiorum gestor illustris dominis Landgravii) als Hauptanstifter; als Helfer und Fortsetzer drei Unbekannte (Nikolaus Heckstock, Schloßwächter zu Boppard, Gontpelhenne, Hausdiener des Landgrafen, und einen gewissen Trumpeknecht, oder Trumpener, beide letztere vermuthlich eine Person, nämlich Compenhans, damaliger Thor- und Thurmknecht des Landgrafen zu Marburg). Die Verabredung sei zu St. Goar in einem Wirthshause gleich nach der Vermählung der Gräfin geschehen. Der Preis sei tausend Gulden für den Priester, ebensoviel für seine Schwester gewesen, die jener Anfangs als Mitschuldige angab und dann widerrief."

Bezüglich des Hans von Dörnberg erwähnt Rommel, daß derselbe vor der Hinrichtung des Priesters nach Cöln eilte und den von dem Rathe, den Richtern und Schöffen der Stadt bezeugten Widerruf desselben erlangte. Der eigentliche Anstifter des Verbrechens wurde demnach nie ermittelt. Die Erwerbung der Grafschaft Katzenellenbogen machte hierauf weitere Fortschritte. Mit des Grafen Genehmigung gab nach zwei Jahren Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, kurz vor seinem Tode, 1476 die Anwaltschaft auf den katzenellenbogischen Antheil an dem Vierherrengericht oder der Grafschaft zu Emrich, und auf andere Lehngüter; der Kurfürst von Trier, ein Vertheidigungsbündniß mit Hessen schließend, auf das Schloß Reichenberg, die Dörfer Bornich, Hausen (St. Goarshausen), Patersberg und Offenthal, nachher auch auf die Hälfte des Schlosses Hadamar und das von Gottfried von Eppenstein erkaufte Viertel der Grafschaft Dietz; der Abt von Prüm, der älteste Lehnsherr von Katzenellenbogen, auf die Vogtei des Stifts und der Stadt St. Goar (2. Juli 1479). Vor seinem Tode erneuerte und bestätigte noch Graf Philipp die acht Jahre vorher verabredete Heirath seiner Enkelin, Elisabeth, der Tochter des Landgrafen, mit Johann V. dem Sohne des Grafen Johann von Nassau-Dillenburg (wodurch aller gegenseitiger Haß getilgt werden sollte) und wie er seiner Tochter Anna, im Falle des Abgangs seines Mannesstamms, ihr väterliches und mütterliches Erbe vorbehalten, so bedung er für Elisabeth, als sie ihren Verzicht leistete, nur im Falle des Abgangs Landgrafs Heinrichs und dessen Mannesstammes ihre Rechte „an das mütterliche Erbe und allen dem, was von der Grafschaft Hessen herkomme", wodurch ihr Erbrecht von dem ihrer Mutter, der Landgräfin von Hessen abhängig wurde. Auf diese Art schien Landgraf Heinrich alle seine Absichten erreicht zu haben. Und als der siebenundsiebenzig jährige Greis, der letzte seines Stammes, entschlief und mit Helm und Schild in seinem Erbbegräbniß zu Eberbach beigesetzt worden, nahm der Landgraf im Namen seiner Gemahlin von der ganzen oberen und niederen Grafschaft förmlich Besitz. Landgraf Heinrich III., dessen Wirken ein vielfach fruchtbares und wohlthätiges, das Aufblühen des Landes förderndes war, starb am 13. Januar 1483 am Aussatz.

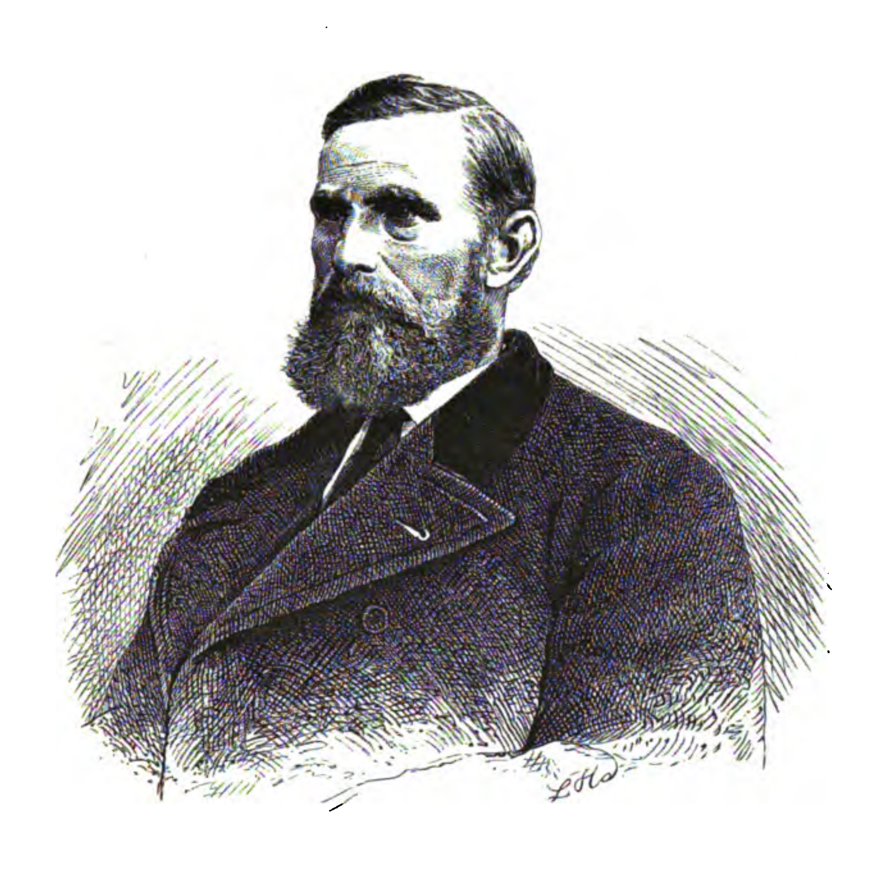
Zum Nachfolger Heinrichs war Wilhelm I., der ältere Sohn Ludwig II. und der Mechtildis von Württemberg in Aussicht genommen, ein zweiter, am Hofe des Erzbischofs von Cöln erzogner jüngerer Bruder Wilhelm, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt. In der That trat der ältere Wilhelm anfänglich auch allein die Erbfolge an, allein Wilhelm II., der Jüngere, später der mittlere, hatte am Cölner Hofe am Regieren mehr Gefallen gefunden als am geistlichen Stande. Er kehrte 1485 zurück und machte seine Ansprüche auf einen Theil der Landgrafschaft geltend. Wilhelm I. verschmähte zur Geltendmachung seiner unbestrittenen Rechte gewaltsame Mittel und es fand ein Vergleich statt, dem zufolge Wilhelm dem Jüngeren ein ansehnlicher Theil des Landes eingeräumt wurde. Beide Brüder schlossen dann am 16. Juni 1487 eine Erbeinigung. Mit Sachsen wurde wenige Tage später, 25. Juni, die alte Erbverbrüderung erneuert. Während des im folgenden Jahr ausgebrochenen Kriegs mit Flandern zog Landgraf Wilhelm II. Kaiser Maximilian mit 500 Reitern zu Hülfe und gehörte nun zu dessen ständigen Begleitern. Mit 1000 Reißigen kämpfte er 1490 gegen Matthias Corvinus. 1492 dankte der von einer Pilgerfahrt aus dem heiligen Lande zurückgekehrte, an Schwermuth leidende Wilhelm I. ab und Wilhelm II. ergriff die Regierung des Landes, während der ältere Wilhelm sich nach Erfurt zurückzog, um sich alchemistischen Arbeiten und mystischen Studien zu widmen. Auf dem Reichstag zu Worms im Jahr 1492 erlangte Wilhelm II. die Belehnung mit der Obergrafschaft Katzen-

schöne Landschaft geerbt. Dreihundertvierundzwanzig Jahre barg das nassauische Archiv eine ausführliche Urkunde, das Urtheil des geistlichen Gerichts mit der Aussage des Verbrechers. Diese benennt, obgleich in verstümmelten Namen, Hans von Dörnberg (Tornbach) den Minister des Landgrafen (totus factor ac negotiorum gestor illustris dominis Landgravii) als Hauptanstifter; als Helfer und Fortsetzer drei Unbekannte (Nikolaus Heckstock, Schloßwächter zu Boppard, Gontpelhenne, Hausdiener des Landgrafen, und einen gewissen Trumpeknecht, oder Trummer..., beide letzt... [illegible]

ein [illegible]
Di [illegible]
ges [illegible]
die [illegible]

Pri [illegible]
Wi [illegible]
Die [illegible]
Gen [illegible]
die [illegible]
Em [illegible]
schli [illegible]
und [illegible]
stein [illegible]
boge [illegible]
erne [illegible]
Elis [illegible]
Nass [illegible]
Ann [illegible]
so be [illegible]
richs [illegible]
Graf [illegible]
abhä [illegible]
als [illegible]
in se [illegible]
von [illegible]
ein v [illegible]
nuar [illegible]

von [illegible]
jünge [illegible]
der ä [illegible]
der m [illegible]
Er ke [illegible]
versch [illegible]
gleich [illegible]
Brüde [illegible]
25. Ju [illegible]
mit Fl [illegible] ...Maximilian mit 500 Reitern zu Hülfe und gehörte nun zu dessen ständigen Begleitern. Mit 1000 Reißigen kämpfte er 1490 gegen Matthias Corvinus. 1492 dankte der von einer Pilgerfahrt aus dem heiligen Lande zurückgekehrte, an Schwermuth leidende Wilhelm I. ab und Wilhelm II. ergriff die Regierung des Landes, während der ältere Wilhelm sich nach Erfurt zurückzog, um sich alchemistischen Arbeiten und mystischen Studien zu widmen. Auf dem Reichstag zu Worms im Jahr 1492 erlangte Wilhelm II. die Belehnung mit der Obergrafschaft Katzen-



Karl Weyprecht.

ellenbogen. Später erhob noch Wilhelm III., der Jüngere, ein Sohn Heinrich III. Erbansprüche, welche befriedigt wurden, aber Wilhelm III., ein leidenschaftlicher Jäger, der schon einmal auf der Jagd verunglückt war, stürzte bei der Verfolgung eines Hirsches und gab, unheilbar verletzt, am 17. Februar 1500 seinen Geist auf. Wilhelm II. war nun alleiniger Herr in Hessen. In der Folge hat Wilhelm II. durch seine Verwüstung der Pfalz im pfalzbayerischen Erbfolgekrieg 1503—1505 (S. S. 85, 86 u. 87) unseren Hessen einen recht übeln Namen gemacht und Jahrhunderte lang hat sich das Andenken an seine Pfalzverwüstung erhalten. Wilhelm II. starb am 11. Juli 1509 an einer, dem Betroffenen keine Ruhe bringenden Krankheit, die er sich bei Gelegenheit jenes Verwüstungszugs durch die Pfalz als Folge seiner Ausschweifungen zugezogen hatte.

Innere Unruhen und die Minderjährigkeit seines Sohnes Philipp, nach den Tode Wilhelm des Aelteren, der alleinige männliche Sprößling des Hauses, veranlaßten nach dem Tode Wilhelm II. die Einsetzung einer Regentschaft. Versuche Wilhelm den Aelteren, dessen Schwermuth nach und nach sich in völlige Geistesschwäche verwandelt hatte, die Regierung zu übertragen, scheiterten. Der unglückliche Fürst endigte 1413 durch die Schuld habsüchtiger, betrügerischer Beamten in schimpflicher Noth. Mit Erreichung seiner Volljährigkeit sollte Landgraf Philipp, nach einem, am 15. September vom Reichstag gefaßten Beschluß, die Regentschaft übernehmen. Unterdessen stand Anna von Braunschweig, die Wittwe Wilhelm I. von 1513—1518 an der Spitze des Regentschaftsraths. Die Regentin stellte, soviel als thunlich, wieder geordnete Verhältnisse her und befestigte vor allem jenes zwischen dem hessischen und dem herzoglich sächsischen (albertinischen) Hause bestehende freundschaftliche Verhältniß. Herzog Georg von Sachsen, der spätere Schwiegervater Landgraf Philipps, übte lange Zeit einen wohlthätigen mäßigenden Einfluß auf dessen Regierung.

Landgraf Philipp der Großmüthige (1509—1567).

Nachdem wir das Wirken der bisherigen Landgrafen nur mit wenigen Worten kurz scizzirten, sind wir genöthigt bei Philipp dem Großmüthigen etwas länger zu verweilen. Wir wissen, daß die gegenwärtige Zeit neu auflodernden confessionellen Haders zur Besprechung der Wirksamkeit eines Fürsten wenig geeignet ist, der, wie kein anderer neben ihm, das Werk der Reformation mit rechten und unrechten Mitteln gefördert hat. Allein ohngeachtet des scharfen Kampfs der Gegenwart verschweigen wir unsere Meinung über die Regierungshandlungen Philipps nicht, in der Erwartung, daß unsere Leser, einerlei, welchem politischen oder confessionellen Standpunkt sie angehören, erkennen, daß wir von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit und den Grundsätzen wahrer Toleranz uns leiten lassen. Beginnen wir mit den Lebensschicksalen des Landgrafen.

Landgraf Philipp, berichten die Chronisten, wurde von seiner Mutter Anna von Mecklenburg auf dem Schloß zu Marburg gerade zu der Zeit geboren, wo ihr Gemahl das gegen den Pfalzgrafen gezogene Schwert ungern, aber auf Geheiß des Kaisers in die Scheide steckte. Bei seiner Geburtsstunde in der Nacht Saturni in der Stunde Solis, Morgens nach 5 Uhr, schien die Stellung der Gestirne so merkwürdig, daß man einen Sterndeuter herbeirief, welcher dem jungen Fürsten, außer vielen anderen großen herrlichen Dingen, bei kecken kriegerischen Thaten, hohem unbeugsamem Sinn, viel Mäßigkeit im Sieg, Sicherheit und Heimlichkeit der Maßregeln, Weisheit und hohe Vernunft in Gesetzen und Urtheilen, viel Liebe bei seinen Dienern („gelehrten Räthen, Rentmeistern und Schreibern"), zum wenigsten zwei Weiber und selbst viel Glück außer der Ehe prophezeite. (Diese Prophezeiung stimmt so merkwürdig mit den späteren Schicksalen Philipps überein, daß man eine nachträgliche Anfertigung vermuthen möchte, jedoch versichert Rommel, der jene im Hofarchiv zu Cassel ehemals aufbewahrte Nativitätsstellung gesehen, daß dieselbe alle Zeichen der Authenticität besitze.) Der Horoscop hat zehn

Häuser aufgestellt, worin besonders die Aspecten des Mars (der rückgängig war), der Venus und des Jupiters merkwürdig sind. „Venus, heißt es, im anderen Combusta, und darzu in der Conjunction Martis wurd diesem Fürsten machen ein bös Geschrei mit den Werken der Unkeuschheit." Taufpathe des Kindes war Graf Philipp von Waldeck, von welchem der Prinz den Namen erhielt.

Philipp erhielt eine Erziehung so gut sie damals möglich war. Besonders fühlte er sich durch das Studium der Geschichte angezogen, noch mehr aber durch kriegerische Uebungen und Jagd, um derentwillen er manchmal die Frühmette versäumte oder abbrach. In seinem vierzehnten Jahre (1518) wurde der Prinz, nach dem im hessischen Hause herrschenden Gebrauch, für volljährig erklärt und ergriff die Regierung.

Der junge Landgraf wurde nur zu bald auf eine harte Probe gestellt. Der mit dem König von Frankreich und zahlreichen adligen Freibeutern verbündete Raubritter Franz von Sickingen sandte ihm, von einem erfolgreichen Raubzug gegen die Reichsstadt Metz heimkehrend, einen Fehdebrief. Mitten im Frieden überfiel Sickingen Darmstadt und das Gerauer Land und der Schaden, welchen seine wüste, 10000 Fußgänger und 3000 Reiter starke Horde, anrichtete, wird auf 300000 Gulden abgeschätzt (S. S. 21). Im Odenwald trieb der Raubritter Goetz von Berlichingen sein Unwesen und in Hessen war große Noth. Der Landgraf mußte zur Vollziehung des Hauptartikels des Friedenschlusses 35000 Gulden binnen drei Wochen an Sickingen zahlen. Sein Eintritt in den schwäbischen Bund schützte den Landgrafen vor weiteren beabsichtigten Angriffen des Raubritters.

Nach diesen Erfahrungen trug Philipp Sorge seine Macht zu befestigen. Verbündet mit Herzog Georg von Sachsen sandte er 2500 Hessen über die Weser, den Herzogen von Kalenberg und Wolfenbüttel Erich I., und Heinrich dem Jüngeren, und dessen Neffen zu Hülfe. Die Herzoge waren von den im Einverständniß mit König Franz I. von Frankreich, der damals seine geheimen Umtriebe in Deutschland begann, handelnden Bischöfen Johann von Hildesheim und Heinrich dem Aelteren von Lüneburg mit Krieg überzogen worden 'und die Bischöfe verwüsteten das Gebiet der Herzoge, sowie das Gebiet des diesem befreundeten Bischofs von Minden. Die Hessen vertrieben die Truppen der Bischöfe, aber nach dem Siege brach über die Vertheilung der Beute zwischen den hessischen und braunschweigischen Truppen Streit aus, welcher am 28. Juni 1519 mit einer großen Niederlage der letzteren bei Soltau auf der Lüneburger Heide endigte. Erich selbst und Wilhelm, ein Bruder Heinrichs, wurden gefangen. Die Wahl Karl V., eines Gönners der Herzoge, veränderte später wieder die Sachlage. Den nach Frankreich geflüchteten Bischof von Lüneburg und den Bischof von Hildesheim traf die Reichsacht und auf Aufforderung des Kaisers zog Philipp abermals dem Herzog Erich und seinem Neffen mit 350 Pferden und 1500 Mann zu Hülfe. Diese halfen das Stift Hildesheim (1521) erobern, wodurch Heinrich und Erich groß wurden. Damals schrieb Heinrich an Philipp, „seinen lieben Lips", er halte ihn für seinen besten und zuverlässigsten Freund; sollte einer seiner Söhne dieses nicht erkennen, so wolle er ihn lieber mit eignen Händen erwürgen. Unmittelbar darauf erneuerte der Landgraf die alte Erbverbrüderung mit Sachsen.

Die Reformation.

Wie man sieht, nahm Philipps Regierung einen Anlauf, der sich von derjenigen seiner Vorfahren in gar nichts unterscheidet. Allein die Verhältnisse lagen doch wesentlich anders und es sollten Ereignisse eintreten, durch welche Philipp, mitten auf die Weltbühne gerufen, die ihm bei seiner Geburt vorausgesagten „kecken, kriegerischen Thaten" zu vollführen Gelegenheit fand. Europa war zu einer großen Umgestaltung heran gereift, welche von den erleuchteten Geistern gefühlt, vorausgeahnt, jeden

Augenblick eintreten konnte. In überraschender Weise war äußerlich die Macht des Hauses Habsburg herangewachsen, seitdem Kaiser Karl V. die deutsche Kaiserkrone trug. In dem Reich des Kaisers ging die Sonne nicht unter, wie er selbst sagte und mit der Erwählung Karls kam das deutsche Reich, die Niederlande mit Oesterreich, Burgund, Arragonien, Castilien, ein Theil von Navarra, Neapel und Sicilien, Mexico und Peru und bald darauf Böhmen und Ungarn an ein einziges Regentenhaus. Aber dieser ungeheure Staaten- und Ländercomplex konnte mit noch viel mehr Fug und Recht als das heutige Rußland „ein Coloß mit thönernen Füßen" genannt werden. Die überseeischen Colonien Spaniens erforderten ungewöhnliche Kraftanstrengungen des Mutterlandes; in Spanien selbst hatten Karl und sein Nachfolger blutige Aufstände zu bekämpfen. Nach Navarra und Neapel streckte Frankreich die Hand aus und gegen die Oesterreichischen Besitzungen erhoben sich drohend die Heere des damals auf dem Höhepunkt seiner Macht befindlichen osmanischen Reichs. Eifersüchtig sah der Papst das Wachsthum der spanisch-habsburgischen Monarchie und eine Zeit lang sehen wir sogar den „heiligen Vater" mit „dem Schatten Gottes auf Erden", dem Nachfolger Muhammeds, gegen den Kaiser verbündet. Französisches Geld unterstützte den Sultan und den aufständigen Wojwoden Zapolya von Ungarn in ihren Unternehmungen gegen den Kaiser, in Deutschland aber fand König Franz I. von Frankreich in zahlreichen, meistens tiefster Verschuldung und Verlumpung anheimgefallenen deutschen Reichsfürsten immer bereite Helfer. Gierig lauerten viele derselben auf den Augenblick, wo ihnen die Schwäche des Reichsoberhaupts Gelegenheit gab, auf Kosten des Reichs oder ihrer Mitstände ihr Gebiet zu vergrößern. Unter diesen waren die Mehrzahl der Bisthümer, Abteien und geistlichen Stifter zum Untergange reif. Nicht nur, daß der allezeit die Regierungen und Communen zur Aneignung und zu Uebergriffen reizende Besitz in der „todten Hand" eine ungemessene Höhe erreicht hatte, die Kirche zeigte sich auch unwürdig des angehäuften ungeheuren Reichthums. Der päpstliche Hof und die Mehrzahl der Höfe der geistlichen Kurfürsten und Bischöfe waren der Frivolität und Lüderlichkeit verfallen und die entsetzliche allgemeine Mißwirthschaft und Verlotterung erregte den tiefsten Unwillen in allen Kreisen der Nation. „Das Hofwesen so mancher geistlichen Fürsten Deutschlands", sagt der katholische Historiker Janssen*, „insbesondere des Erzbischofs Albrecht von Mainz, stand in schreiendem Widerspruche mit dem Berufe eines kirchlichen Würdenträgers, aber der Hof Leo X. mit seinem Aufwand für Spiel und Theater und allerlei weltliche Feste entsprach noch weniger der Bestimmung eines Oberhaupts der Kirche. Der Verweltlichung und Ueppigkeit geistlicher Fürstenhöfe in Deutschland ging die des römischen Hofs voraus, und erstere wäre ohne diese kaum möglich gewesen, wenigstens nicht so lange geduldet worden. Geraume Zeit, bevor in Deutschland die Wissenschaft und Kunst vom heidnischen Geiste angesteckt wurde, hatte sie sich in Italien losgelöst von den alten christlichen Traditionen, und die Achtung vor der christlichen Vergangenheit verloren. Die bezeichnendste Thatsache hierfür ist der Befehl Papst Julius II. vom Jahr 1506 die alte Basilika von St. Peter, die seit so vielen Jahrhunderten geheiligte Stätte der ganzen Christenheit, niederzureißen, um an ihrer Stelle ein Nachbild des Pantheons zu errichten." Die alte geistliche Zucht war längst aufgelöst durch die Nachahmung des alten Heidenthums, durch die an den Höfen der geistlichen Fürsten herrschende Prunksucht und Ueppigkeit. Nur die wenigsten Bischöfe waren den hohen Anforderungen, welche das bischöfliche Amt stellt, gewachsen, viele waren dessen geradezu unwürdig. Ein Erzbischof von Köln (1540) hatte zehn Jahr lang keine Messe gehört und nie mehr als drei Messen gelesen, denn er verstand nicht einmal lateinisch, dagegen war er ein vorzüglicher Waidmann. Ueber den Bischof von Münster berichtet Janssen, daß sein „unehrbarer Wandel mit einer Concubine" dem katholischen Westphalen großes Aergerniß gab. Auch von Ossa, der ihn einmal in Sachen des Schmalkaldischen Bundes persönlich in Waldeck aufsuchte, berichtet in seinem Tagebuch über die unwürdige Haltung des Bischofs. „Derselbe hat", sagt er, „fast Tag und Nacht ein trefflich Saufen gethan, sonderlich mit Hermann von der Malsburg, so daß, wenn er sich gegen Morgen hat zu Bett legen wollen, vier oder sechs von beiden Seiten an ihm haben steuern

---

* S. dessen Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. VI. Freiburg 1883. S. 64.

müssen. Dennoch fiel er einmal hin. Wenn er recht getrunken, so hat man die Trompeten und Paucken aufspielen zu lassen".

„Schon vor dem Ausbruch der neuen Secten", schrieb der katholische Carl von Bodmann am 27. Juli 1524 (S. d. Werk Janssens) „gab es unter dem Welt- und Ordensclerus sträfliche Dinge, Aergernisse und Verkehrtheiten genug, und durch nichts haben diese Secten mehr Verbreitung gefunden als durch die Sünden des Clerus." „Mit dem äußeren Wohlleben", sagt Janssen war es bei vielen Bischöfen noch schlimmer geworden als zu jener Zeit, von der Christoph Stadion, Bischof von Augsburg vor öffentlicher Synode sagte: „An den Tafeln der Männer, welche die bischöflichen wie die übrigen hohen Würden der Kirche an sich reißen, sind die erlesensten Leckerbissen und Weine, aus den entferntesten Ländern mit großen Kosten herbeigeschafft, aufgehäuft um dem verwöhnten Gaumen zu genügen. Diener in großer Zahl stehen hinter den schmausenden Würdenträgern der Kirche; einige derselben tragen die Speisen auf, andere credenzen die Getränke, einige zünden Rauchwerk an, andere bewegen den Fächer. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten wegen jener Würdenträger der Kirche, welche dem Fleische leben, Einsamkeit, Frömmigkeit und Demuth fliehen, Unterhaltung mit Frauen, Kaufhandel, Processe und Geldgewinn lieben". „Viel übermäßig Köstlichkeiten", heißt es über ein von weltlichen und geistlichen Fürsten in Heidelberg im Juni 1524 abgehaltenes Armbrustschießen, „wurde zum Aergerniß des Volks von etlichen Bischöfen getrieben, die öffentlich tanzten und jubilirten. Es waren meist Herrn aus hohem Geblüt, die nit achteten der Betrübniß des Volkes über die Ketzereien, noch der Noth der Kirche und war die Noth doch sehr groß." In diese sardanapalische Sünden- und Lasterwirthschaft fährt die That eines Mönches wie ein Donnerschlag hinein und mit Einemmale strecken die verschuldeten Reichsfürsten, der heruntergekommene Adel und das arme gedrückte Volk gleichzeitig nach dem Besitz der üppigen, in ihrem Fette erstickenden Geistlichkeit die Hand aus.

Martin Luther, der am 10. November 1483 geborene Sohn des Bergmanns Hans Luther zu Eisleben, hatte, nachdem er unter kümmerlichen Verhältnissen seine Studien vollendet, das Kloster aufgesucht und legte 1507 bei den Augustinern in Erfurt das feierliche Gelübde ab, der Regel des heiligen Augustinus gehorsam, arm und keusch zu verharren bis in den Tod. „Ich war ein ernster Mönch", sagt er von sich, „lebte züchtig und keusch, ich hätte nicht einen Heller genommen ohne meines Priors Willen, ich betete fleißig Tag und Nacht."

Allein Luther that mehr als Das. Selbstquälerisch rang er nach Seligkeit und es bildete sich bei ihm die Meinung aus, daß der Mensch durch die Erbsünde durchaus böse geworden sei und keinen freien Willen mehr besitze. Luther kam hierdurch zu seiner Lehre, von der Rechtfertigung durch den Glauben. „Darum ist dies eine hohe Predigt und himmliche Weisheit, daß wir glauben unsere Gerechtigkeit, Heil und Trost stehen außer uns, daß wir vor Gott seien gerecht, angenehm, heilig und weise und doch in uns eitel Sünde, Ungerechtigkeit und Thorheit." Der rechtfertigende Glaube an Christus ist Luthers Stärke. Hierin beruht sein Gegensatz zu dem modernen Protestantismus. „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde, darum müssen wir des ganz gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist Alles verloren und behält Papst und Teufel und Alles wi der uns den Sieg und das Recht." Diesen gläubigen Luther, der seinen Glauben durch innere Kämpfe in der Einsamkeit seiner Zelle errang, müssen wir im Auge behalten, wenn wir dem Reformator gerecht werden wollen und dieser feste Gottes- und Christusglauben ist es auch, welchen Janssen in seiner Characterschilderung Luthers nicht genug hervorhebt. Ohne diesen aber verliert Luther seine Berechtigung für den Beruf eines Reformators. Unter katholischen Schriftstellern gesteht auch Dr. Franz Hettinger („die Krisis des Christenthums") ein, daß Luther ein gut Theil Glaubens aus der alten Kirche mit herübergenommen habe. Auf diesem festen errungenen Glauben beruht die Subjectivität seines Auftretens, wenn wir auch nicht verfehlen können, daß dieser Subjectivismus den Keim für die später der evangelischen Lehre durch Meinungsspaltungen erwachsenden Gefahren in sich barg.

Die weitere wichtige Lehre Luthers war die Lehre, daß in Zukunft die heilige Schrift als einzige Quelle für die Erkenntniß christlicher Wahrheit dienen solle. Auch diese Lehre barg, wie die Geschichte der Reformation beweist, einen inneren Zwiespalt in sich.

Luther wurde 1508 als Professor der Theologie an die 1502 gegründete Universität Wittenberg berufen. In Wittenberg, wo sich seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, im Gegensatz zu den von ihm verworfenen guten Werken, nur noch mehr ausbildete, brachte ihn ein anscheinend wenig bedeutender äußerer Anlaß mit Einemmale mit der Kirche in Zwiespalt. Leo X. hatte für den Bau der Peterskirche in Rom einen Ablaß ausgeschrieben und der Dominikanermönch Tetzel kam nach Wittenberg, um im Auftrag des Erzbischofs von Mainz Ablaßbriefe zu verkaufen. Da schlug Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen zum Zweck der Disputation über die Kraft des Ablasses an. Luther sprach sich in diesen Thesen nicht nur gegen die Mißbräuche des Ablasses, sondern gegen den Ablaß selbst aus. Die That Luthers rief einen tiefgehenden Principienstreit hervor und veranlaßte eine ungeheure Bewegung in den gebildeten Kreisen Deutschlands. Namentlich unter den humanistischen Gelehrten, welche die einflußreichsten Lehrstühle an den deutschen Universitäten inne hatten, fand Luther warme Sympathien; Ulrich von Hutten, der die kühnste Feder in Deutschland führte, schloß Freundschaft mit ihm und der verwegene Abenteurer Franz von Sickingen, der sich Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone machte, erklärte sich für Luther. Der Streit wuchs zu immer größerem Umfange. Eine päpstliche Bulle vom 15. Juni 1520 verurtheilte einundvierzig in Luthers Schriften enthaltene Lehrsätze, Luther antwortete mit zwei fulminanten Schriften: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und: „Wider die Bulle des Antichrists“ und durch diese Schriften, sowie durch die Agitation Ulrich von Huttens und der Humanisten, wuchs die Erregung im Deutschland. Luther wurde endlich zur Rechtfertigung seines Thuns vor den 1521 unter dem neu erwählten Kaiser Karl V. versammelten Reichstag zu Worms vorgeladen.

Der Reichstag zu Worms.

In Worms, wo Sickingen Schaaren von vielen hundert Reitern gesammelt und wo sich der Anhang Luthers und die Unzufriedenen in großer Zahl eingefunden hatten, herrschte ungeheure Aufregung (S. S. 428). Dort in Worms wurde Luther durch den Einfluß der deutschen Fürsten und des unzufriedenen Adels vielleicht in eine Stellung gedrängt, welche jede Versöhnung zwischen der Kirche, dem Kaiser und dem Augustinermönche unmöglich machte. Ein aufrührerischer Zettel mit dem Losungswort der Bauern: „Bundschuh“, wurde am Rathhaus angeklebt, Hutten ermahnte Luther mit feurigen Worten zum Ausharren, Sickingen drohte mit Aufruhr und Thomas Münzer sagte später in einer Streitschrift über den Einfluß unter dem Luther zu Worms stand: Daß Du zu Worms vor dem Reich gestanden bist, Dank hab' der deutsche Adel, dem Du das Maul so wohl bestrichen hast und Honig gegeben. Denn er wähnte nicht anders, Du würdest mit Deinen Predigten böhmische Geschenke geben, Klöster und Stift. So Du in Worms hättest gewanket, wär'st Du eher vom Adel erstochen worden, denn losgegeben, weiß doch ein Jeder.“ In Worms suchte der Landgraf Philipp den Mönch in seiner Herberge auf, drückte ihm die Hand und sprach: „Habt Ihr recht Herr Doctor, so helf euch Gott.“ Mit des Landgrafen starkem und sicherem Geleite reiste Luther nachdem er vom Kaiser entlassen worden, von Worms durch Hessen, über Friedberg, (wo er den kaiserlichen Herold mit Danksagungsschreiben an den Kaiser und die Stände zurücksandte), Grünberg, Alsfeld und Hersfeld nach Thüringen. Landgraf Philipp gehörte seit dem Reichstag zu Worms zu den eifrigsten Förderern der Reformation. In demselben Jahre wurde in Cassel zum Erstenmal in deutscher Sprache die Messe gelesen.

Die Trier'sche Fehde.

Während Luther auf der Wartburg saß, stand das Werk der Reformation in Hessen geraume Zeit stille; Sickingen, der es für vortheilhaft gefunden hatte, während über Luther die Reichsacht ausgesprochen war, dem Kaiser seinen Arm zu leihen, hatte darauf gegen den ihm tödtlich verhaßten Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau, Landsknechte geworben und beschloß im August 1522 den Krieg gegen Trier. Auf einer von ihm veranstalteten zahlreichen Zusammenkunft der rheinischen Ritterschaft in Landau kam am 13. August zum Schutze des Adels gegen das Fürstenthum eine „brüderliche Vereinigung" zu Stande, als deren Hauptmann Sickingen erkoren wurde. Aus Furcht gebrandschatzt zu werden, streckte Straßburg eine ansehnliche Summe dar und bald hatte Sickingen fünftausend Reiter und zehntausend Mann Fußvolk im Sold. Fanatische Prediger begleiteten das Heer und die Religion sollte einen ganz gewöhnlichen Raubzug, der sich von den früheren Zügen Sickingens in die Pfalz und in's Darmstädtische in gar nichts unterschied, beschönigen. Sickingen verwüstete und brandschatzte auch das Erzbisthum, wie früher die Umgebung von Darmstadt, aber vor Trier scheiterte sein Plan an der Tapferkeit des Erzbischofs und seiner Bürger. Zudem zog Landgraf Philipp mit hessischen Hilfstruppen zum Schutze des Erzbischofs heran; auch pfälzische Truppen nahten und Sickingen mußte den Rückzug antreten. Reich mit Beute beladen, kehrte er heim auf seine Schlösser.

Das Treiben Sickingens war eine Gefahr für das Reich. Herzog Georg von Sachsen hatte schon längst darauf gedrungen, man solle dessen „Nester" zerstören. Auch Markgraf Joachim von Brandenburg verlangte, daß man dem Treiben Sickingens ein Ende mache; dieser sei der „Türk im Reich", heute an einem, morgen an einem, anderen Fürsten." Sickingen selbst erklärte sich für ein „von Gott zur Bestrafung der Geistlichkeit auserwähltes Werkzeug".

Die Kurfürsten von Trier, von der Pfalz und Landgraf Philipp gingen mit großer Energie vor. Im April 1523 rückten sie vor Sickingens Burg Nannstuhl bei Landstuhl, um „den Vogel im Neste zu ergreifen," während Sickingens Sohn Schwicker beim Grafen Eitelfritz von Hohenzollern die Absendung eines Entsatzheers betrieb. Schon am dritten Tag fiel Sickingen tödtlich verwundet durch ein Stück eines zerschmetterten Balkens, welches ihm die ganze Seite aufriß, so daß „Lunge und Leber deutlich blosgelegen." „Zu Nannstuhl," sagt Rommel, „fand man zwei Schränke voll Briefe, welche die Fürsten verbrannten. Es waren die Beweise einer großen Verbindung des Adels." (S. S. 359 u. 360).

In demselben Jahre (1523) vermählte sich der neunzehnjährige Landgraf Philipp mit Christina, der achtzehnjährigen Tochter des Herzogs Georg zu Sachsen. Die Hochzeit fand auf Wunsch des Schwiegervaters in aller Stille zu Dresden statt.

Der Bauernkrieg.

Im Jahr 1525 mußte Philipp abermals zu den Waffen greifen. Die furchtbare Bedrückung der Bauern durch den Adel, die Ausbeutung des Volks durch die Finanzerei und durch große, künstlich die Preise von Lebensmitteln und Waaren vertheuernden Aufkaufsgesellschaften, hatten bei dem Landvolk und bei dem gemeinen Mann in den Städten eine tiefgehende Unzufriedenheit hervorgerufen, welche

sich schon mehrmals in den vergangenen Jahren bei verschiedenen Anlässen durch Aufläufe, Crawalle und Unruhen in den Städten kundgegeben hatte. Die Armen und Elenden, bei welchen die leidenschaftliche, auf dem Predigtstuhl und in der Presse in den letzten Jahren betriebene Agitation den lautesten Wiederhall gefunden, legten sich Luthers Lehre von der freien Schriftauslegung in ihrer Weise zurecht und an die kirchliche und politische Revolution, welche die Reformation bereits eingeleitet hatte, schloß sich die sociale Revolution. Es brach jene furchtbare, unter dem Namen des Bauernkriegs bekannte Empörung aus, welche 1525 u. 1526 ganz Oberdeutschland mit Schrecken erfüllte. Die Brandfackel der Bauern, die „das Evangelium handhabten", verwüstete Städte, Burgen und Klöster, ihr Schwert triefte von Blut und weite Länderstrecken wurden in Einöden verwandelt. Der Landgraf trug durch seine Energie viel zur Unterdrückung des Aufruhrs bei und namentlich sein Sieg über die von Thomas Münzer geführten Bauern bei Frankenhausen machte einen tiefen Eindruck auf die Rebellen. „Wir haben Frankenhausen erobert, schrieb er am 16. Mai," am Tage nach der Schlacht, „und, was darin von Mannespersonen befunden, Alles erstochen, die Stadt geplündert, und also mit Hülfe Gottes Sieg und Ueberlage erlangt, daß wir dem Allmächtigen billig dankbar sein sollen, in der Hoffnung damit ein Werk ausgericht und vollbracht zu haben."

Die Reformation in Hessen.

Nach Beendigung des Bauernkriegs trat Landgraf Philipp förmlich zur evangelischen Lehre über. Es muß in dieser Beziehung hervorgehoben werden, daß die Einführung der Reformation in Hessen in weit ruhigerer Weise wie anderwärts von Statten ging. „Schon seit Heinrich von Langenstein (genannt von Hessen (S. S. 540), dem beredten Vorgänger der Kirchenversammlung zu Pisa und Konstanz", sagt Rommel, „hatten die Landgrafen von Hessen gegen die Mißbräuche, Verderbnisse und Anmaßungen einer größtentheils ausländischen Geistlichkeit gekämpft; zuletzt mit Ungestüm wiewohl vergebens, eine gründliche Reform der Klöster vom Papst verlangt. Die Zeit der Nothwehr war gekommen. Noch ehe Luther aufstand, bildeten Gabriel Biel und Wendelin Steinbuch zu Butzbach, nachher Beichtväter und Rathgeber Eberhard des Bärtigen zu Württemberg, ihre Schüler und Nachfolger die Kugelherrn zu Marburg, Johannes Usener, Prediger zu Schotten an der Nidda, der besonders die Ueberhäufung der kirchlichen Feiertage tadelte, Kaspar Wenix, welcher ohnweit Butzbach das Evangelium von einem hohlen Baume herab predigte, Heinrich Rockenhagen, Kugelherr zu Butzbach, dessen Vergiftung später einen öffentlichen Aufstand gegen die dortigen Pfaffen erregte, eine evangelische Schule in Hessen. Zu Marburg verkündete ein Barfüßermönch, Jacob Limburg, fast zugleich mit Luther, daß das Evangelium von Christo seit 500 Jahren verfälscht sei. Da warfen ihn seine Brüder, die Ordensgeistlichen in einen Kerker unter dem Stadtgraben. Vierzehn Tage lang versammelten sich unbemerkt seine wißbegierigen Schüler unter seinem einsamen Fenster, und vernahmen seine trostreichen Lehren. Plötzlich verstummte seine Stimme. Aus einem verborgenen Klostergewölbe wurde er über den Lahnberg in eine unbekannte Gegend geschleppt. „Wohin Gott will," antwortete er den erbitterten Bürgern von Marburg, die ihn ohnweit des Ziegenbergs an der Lahn entdeckten, das Verdeck seines Wagens aufrissen, und fragten wohin er fahre. Zur Zeit als Landgraf Philipp noch mit keinem Gedanken des Abfalls vom Papst umging, hörte er auf der Jagd von Romrod von dem Aufsehn, welches die Lehre Tielemann Schnabels, Augustiner Provinzials zu Alsfeld, des ersten und treuesten Anhängers Luthers in Hessen erregte. Er verbot ihm die öffentliche Predigt. Tielemann legte die Mönchskutte ab, und ging zu seinem großen Lehrer, der ihm eine Stelle zu Leisnig an der Mulde verschaffte. Aber sein Andenken war den Bürgern zu Alsfeld so theuer, daß sie ihn als Lohn ihrer im Bauernkriege bewiesenen Treue vom Landgrafen zurückerhielten. Noch vor Karlsstadts Reformen

in Wittenberg und der Kirchenverbesserung zu Lochau (dem Sitz des Kurfürsten von Sachsen) führte Johann Kirchhayn in der Kirche der damaligen Neustadt zu Kassel die deutsche Messe ein; auch in anderen Städten Hessens, in Homberg, Treyssa, Marburg und Fritzlar traten damals Männer auf, welche das Volk zu den großen Reformen der Kirche im Stillen vorbereiteten. Als aber in Hersfeld die ersten evangelischen Prediger, Heinrich Fuchs, und sein Kapellan Johannes Ringk mit den Seelmessen und Vigilien zugleich die Concubinen der Domherrn angriffen und weder beim Magistrate noch beim Abte, der sonst ein Verehrer Luthers war, Schutz fanden, entstand ein gefährlicher Aufstand."

Durch die öffentliche Meinung in Hessen wurde Philipp zum Werke der Reformation gedrängt, wozu er durch die in allen Kreisen der damaligen gebildeten Welt sich kundgebenden Urtheile über die Kirche noch ermuthigt wurde. Hatte doch Papst Hadrian, ein geborener Niederländer, auf dem Reichstag zu Nürnberg öffentlich erklären lassen, daß die Zerrüttung der Kirche aus den Sünden der Geistlichkeit entstanden und daß eine Reformation der Kirche vom Haupt bis zu den Gliedern nothwendig sei. Auf Philipps Veranlassung verfaßte Melanchthon einen kurzen Begriff der erneuerten christlichen Lehre und Philipp schrieb im Februar 1526 seinem Schwiegervater, dem katholischen Herzog Georg zu Sachsen, daß er, besiegt von der Wahrheit, zugleich mit dem Kurfürsten von der Pfalz (der aber selbst katholisch blieb) sein Land dem Evangelium öffnen wolle. Die Einführung der neuen Lehre verlief, da keine gegentheiligen Nachrichten vorliegen, in Hessen dem Anscheine nach in leidlicher Ordnung und selbst Janssen, der über alle, während der Reformation von evangelischer Seite vorgekommenen Uebergriffe sehr sorgfältig Buch und Rechnung führt, weiß mit Ausnahme der oben erzählten Aneignung der goldenen Krone der heiligen Elisabeth (S. S. 540) dem Landgrafen Philipp nichts besonders Gravirendes vorzuwerfen. Landgraf Philipp ist allerdings derjenige unter den deutschen Fürsten, der aus dem Speyrer Reichstagsabschied zuerst ein Recht auf Bildung eines Landeskirchenthums herleitete und er reformirte in Uebereinstimmung und auf Grund der Synode zu Homberg die kirchliche Verfassung in Hessen. In Hessen wurde in dieser Beziehung allerdings Zwang geübt und wo es sich um Aufhebung von Klöstern handelte die Mönche bearbeitet. „Als Herzog Heinrich von Braunschweig", sagt Janssen, „einmal dem Landgrafen heftige Vorwürfe machte über die Verwendung der Kirchengüter, erwiderte Philipp zu seiner Vertheidigung: „kein Kloster sei eingezogen worden, es sei denn mit der Personen Willen geschehen", aber fügte der Landgraf offen hinzu: „Wo wir Unwillen vermerkt, da haben wir dennoch Willen gemacht". Etwa fünfzig bis sechzig Klöster wurden aufgehoben.

Die Handlungsweise des Landgrafen wird noch erheblich gemildert durch die Verwendung der Güter der aufgehobenen Klöster. Janssen sagt selbst (Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters Bd. III. S. 53) „Ein Theil der Kirchengüter wurde zu Hospitälern verwendet, ein anderer Theil zur Gründung der Universität Marburg, welche die vornehmste Pflanzstätte des Evangeliums in Hessen bilden sollte". Philipp hat also diese Kirchengüter nicht wie Herzog Ulrich von Württemberg und andere Fürsten im eigenen, sondern im öffentlichen Nutzen verwandt und namentlich hat sich der Landgraf in dieser Beziehung durch die Stiftung des heute noch blühenden Hospitals Hofheim Anspruch auf den Dank der Nachwelt errungen.

Die Bündnisse Philipps.

Um den in der evangelischen Kirche über die Gegenwart Christi im Altarsacrament ausgesprochenen Zwiespalt zu beseitigen, veranstaltete Philipp vom 1. bis 3. October 1530 zu Marburg ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli, welchem außer Philipp, die Theologen der Universität, Herzog Ulrich von Würtemberg, Graf Wilhelm von Fürstenberg, Gesandte Sachsens und die hervorragendsten

Vertreter des Protestantismus beiwohnten. Luther hatte den Vorschlag gemacht, der Unparteilichkeit wegen sollte man an diesem Gespräch auch Papisten Theil nehmen lassen. Das Religionsgespräch führte zu keinem Ergebniß, da der noch mehrfach in den Anschauungen der alten Kirche festgewurzelte Luther sich zu keinem Zugeständniß verstand.

Die Verdienste Philipps um die protestantische Sache sind unbestreitbar, aber wenn man diese Verdienste von dem national deutschen Standpunkte betrachtet, kann man doch nur eine getheilte Freude empfinden. Nur in ihrer Jugendperiode, bis zu dem Reichstage zu Worms, erscheint die Reformation als eine frische ideale, von der Begeisterung eines großen Theils des deutschen Volks getragene Bewegung. In der späteren Zeit verliert sie dadurch, daß ein großer Theil der protestantischen Fürsten die Sache des Glaubens dazu ausnützt, um ihre eigene Macht zu vergrößern und die Macht des Kaisers zu brechen, ihren ursprünglich reinen Character. Luther, der frei von jeder Nebenansicht, den großen geistigen Kampf unternommen, erscheint in den Hintergrund gedrängt, er wirkt nicht mehr organisatorisch ein auf die Entwickelung der evangelischen Kirche in den einzelnen deutschen Ländern, das besorgen alles die Fürsten und ihre Räthe, sondern er erhebt zumeist nur zürnend die Stimme gegen das „römische Sodoma".

Auch Philipp kann von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden, zu der üblen Richtung, welche die Politik der protestantischen Reichsstände einschlug, vieles beigetragen zu haben. Seine Freundschaft mit dem Söldner des französischen Königs, dem als Mörder geächteten und gebrandmarkten „Henker von Württemberg", Herzog Ulrich, seine eigene Gesandschaften an König Franz I. von Frankreich, welchen er wiederholt um Geld angeht und von welchem er auch Geld erhält, seine Gesandschaft an Zapolya, den Woiwoden von Ungarn, von welchem er gleichfalls Geld forbert, um den Gegner des Woiwoden, den römischen König Ferdinand in Deutschland angreifen zu können, sein mit französischem Geld geführter Feldzug im Jahre 1534, durch welchen Herzog Ulrich von Württemberg wieder eingesetzt wurde, lasten als ebenso viele schwere Vorwürfe auf seiner Regierung. Philipp gehört zu jenen deutschen Fürsten, welche die Noth des, im Osten von der auf dem Höhepunkt ihrer Macht befindlichen Türkei, im Westen von dem beutegierigen, nach den Besitzungen Deutschlands am Rhein lüsternen Frankreich bedrohten deutschen Reichs, nach Kräften zu ihrem Vortheile ausnutzten. Als Franz I. von Frankreich sich mit dem Sultan und dem Corsarenhäuptling Chaireddin gegen Deutschland verbündete, da waren Philipp und Herzog Ulrich schon einige Jahre zuvor für ihn gewonnen, und der bayrische Kanzler Eck war mit französischem Gelde bestochen.

Die Doppelehe des Landgrafen.

In dem Jahre 1540 begann ein verdießlicher Ehehandel des Landgrafen die protestantischen und nicht protestantischen Stände im Reich zu beschäftigen. Philipp beabsichtigte, obgleich seine Gemahlin Christine noch lebte, eine zweite Gemahlin zu nehmen, eine durch die Halsgerichtsordnung Carl's V. mit „peinlicher Strafe" bedrohte Zuwiderhandlung gegen die Reichsgesetze. Schon im Jahr 1526 hatte Philipp die Möglichkeit einer Doppelehe in Erwägung gezogen und den Rath Luthers eingeholt, der aber erwiderte: „Derohalben ich hierzu nicht zu rathen weiß, sondern widerrathen muß, sonderlich den Christen; es wäre denn die hohe Noth da, als daß das Weib aussätzig oder sonst entwendet würde. Den Andern aber weiß ich's nicht zu wehren".

Die Dame, welche Philipp als zweites Eheweib für sich ausersehen hatte, war Elisabeth von der Sale, ein Hoffräulein seiner Schwester, der verwittweten Herzogin von Rochlitz. Philipp wandte sich wiederholt wegen der beabsichtigten Doppelheirath an Theologen und zunächst an den Wittenberger Hofprediger Butzer (1539), er führte als Grund für die beabsichtigte Ehe an, daß er in Ehebruch

und Unzucht lebe und, um nun aus den „Stricken des Teufels zu kommen“, wünsche er „zu dem jetzigen allbereits habenden Weib nur noch Ein Weib.“ Obwohl Philipp von seiner Gemahlin bereits drei Söhne und vier Töchter erhalten, erklärte er, „er könne und möge sich“, ohne zu ihr eine zweite Frau zu bekommen, der Unkeuschheit nicht erwehren. Philipp heirathete wirklich die Margaretha von der Sale, nachdem er seiner Gemahlin Zustimmung hierzu zu erlangen wußte.

Als der Ehehandel des Landgrafen öffentliches Aergerniß erregte, schlug Butzer, an den Philipp sich gewandt hatte, demselben vor, er möge Margaretha dahin bringen, vor Notar und Zeugen einen Contract einzugehen, „wonach sie als eine Concubine, wie Gott sie seinen lieben Freunden nachgegeben habe, gelten solle“. Ferner möge der Landgraf die Gerüchte über die von ihm geschlossene Doppelehe durch offene Abläugnung zum Schweigen bringen und erklären, „er sei von Gott dem Allmächtigen nicht so verlassen worden, daß er nicht erkenne, der Christenheit sei die Gnade beschehen, daß die heilige Ehe wieder zur Einsetzung der einzigen Gemahlschaft gebracht werden, daß nicht allein die Kirchendiener, sondern auch andere Christen jeder nur ein Gemahl haben sollen. Solche Gabe Gottes, Zierde der Christenheit wolle er ungern für sich verletzen oder solches Jemand bei den Seinigen gestatten. Er bitte deßhalb man wolle gegen ihn von Mißgünstigen erdichteten, falschen Ausgaben keinen Glauben schenken“.

Philipp erzürnte sich heftig über diesen Rath des heuchlerischen Hoftheologen, aber derselbe blieb bei seiner Weisung und schrieb: „Wo Ew. Gnaden nicht täglich der Lügen, wie ich gerathen, gebraucheten, würde es längst viel Irrthum bracht haben. Die Welt muß oft von Erkenntniß der Wahrheit durch Engel und Heiligen abgewandt werden. Deß ist die Bibel voll.“

Auch Luther bestand darauf, die Sache müsse öffentlich abgeläugnet werden, denn, „was ein heimlich Ja ist“, erklärte er, “das kann kein öffentlich Ja werden, sonst wäre heimlich und öffentlich einerlei.“ Darum muß das heimlich Ja, ein öffentliches Nein und wiederum bleiben“.

Die Doppelehe des Landgrafen verursachte vielen Lärm, aber, wie so vieles andere, wurde auch dieser Handel vergessen. Politische Nachtheile für Philipp hatte dieselbe nicht im Gefolge. Diejenigen, welche sich für dieses Kapitel aus der Geschichte Philipps näher interessiren, verweisen wir auf Janssens „Geschichte des deutschen Volks“, Freiburg 1883.

Der schmalkaldische Krieg.

Seit Luthers reformatorischem Auftreten waren eine Reihe von Reichstagen, zu Augsburg 1526, zu Speyer in demselben Jahre, zu Speyer 1529 und zu Augsburg 1530 abgehalten worden, ohne daß weder die Religionsfrage in Deutschland geordnet, noch daß Versuche gemacht worden wären, den Frieden Deutschlands und die Autorität des Reichsoberhaupts dauernd zu sichern. Die schwankende, zweifelhafte, zweideutige Politik Karl V. verdient hier keinen geringeren Tadel als das Verhalten der auf die Bedrängniß des Reichsoberhaupts zählenden protestirenden Stände. Es ist uns unmöglich, uns durch den ganzen Fuchsbau politischer Intriguen hindurchzuwinden, der endlich zum schmalkaldischen Kriege führte. Im October 1530 faßte Philipp den Gedanken zur Gründung eines Bundes der protestantischen Reichsstände zum gegenseitigen Schutze. Dieser Bund, welcher Ende Dezember desselben Jahres auf einem Tage zu Schmalkalden in's Leben trat, wurde durch die Art seines Auftretens und durch seine Verhandlungen mit dem Ausland zu einer wirklichen Gefahr für das Reich. Rasch an Mitgliederzahl wachsend, erlaubten sich die Bundesverwandten, im Bewußtsein ihrer Macht, immer größere Uebergriffe. Insbesondere wurde Herzog Heinrich von Braunschweig der frühere Freund und Bundesgenosse Philipps, 1542 als er seine eigenen Truppen dem Kaiser wider die Türken zu Hülfe geschickt hatte, von den

Truppen Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen und Landgraf Philipps von Hessen mitten im Frieden überfallen. Kirchen und Klöster plündernd, überzogen beide mit 22000 Mann das wehrlose Land. Gott selbst habe den Braunschweiger besiegt, schrieb damals Luther; er habe Wunder gewirkt. „Die heiligen Engel haben die Unsrigen geschützt", meldete Melanchthon dem Herzog Albrecht von Preußen. Das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel wurde hierauf gewaltsam protestantisirt. Das gleiche geschah mit dem Stift Hildesheim. Diese Gewaltthaten standen im Widerspruch mit früheren Reichstagsbeschlüssen. Ein neuer, 1543 in Nürnberg abgehaltener Reichstag bewies abermals für die feindseligen Gesinnungen der Schmalkaldner, welche, während die Türken in Ungarn eingefallen waren und der Seeräuber Barbarossa den Kaiser in Italien bedrohte, weder in Nürnberg noch auf dem 1544 folgenden Reichstage zu Speyer, sich zu einer Türkenhülfe verstanden. So trieben die Dinge, trotz aller Unentschlossenheit Karl V., immer mehr zum Krieg. Die Schmalkaldner zählten auf die Hülfe Frankreichs, Englands und Schwedens. „Im Spätherbst 1545, sagt Janssen, hatten die Bundeshäupter, wie der päpstliche Internuntius aus Paris an den Cardinal Alexander Farnese berichtete, durch ihre Abgeordneten den französischen König auffordern lassen, seine Waffen gegen den Kaiser zu erheben, sie würden ihm zur Eroberung Mailands und zur Niederdrückung des österreichischen Hauses behülflich sein, und ihn auf den Kaiserthron bringen." Auf einem 1546 zu Regensburg abgehaltenen Reichstag wurden von den katholischen Ständen neue Klagen über die Vergewaltigungen der Schmalkaldner vorgebracht. Die Schmalkaldner selbst rüsteten zum Kriege. Landgraf Philipp suchte beim König von England um eine Geldhülfe von 100000 Kronen nach, auch um eine persönliche Pension, „zur Vertheidigung gegen die Papisten". Gleichzeitig suchte er bei König Franz I. von Frankreich Geld für die nöthigen Rüstungen herauszuschlagen.

Der Krieg, bei welchem Philipp „ein besser Land als das Land Hessen" zu gewinnen hoffte und für welchen er sich in Frankfurt einen „vergoldeten Küraß" mit goldnem Adler und Krone darauf schlagen ließ, nahm einen schlechten Ausgang. Die Schmalkaldner eröffneten im Herbst 1546 den Krieg selbst, aber bald ging ihnen das Geld aus und die französischen und englischen Subsidien, auf welche sie gerechnet hatten, kamen nicht, während der mit dem Papst verbündete Kaiser durch seinen Verbündeten reichlich mit Geldmitteln versehen wurde. Unter den Schmalkaldischen Führern herrschte Uneinigkeit, unter den Truppen Unzufriedenheit, Lüderlichkeit und Desertion. Der Feldzug des Kaisers war ein Siegeszug und der für die Kaiserlichen unblutige Sieg bei Mühlberg, am 24. April 1547 beendigte den Krieg mit der Gefangennahme Kurfürsts Johann Friedrichs von Sachsen und der gänzlichen Niederlage des schmalkaldischen Heeres.

Die Capitulation des Landgraf Philipp.

Der Schmalkaldische Krieg nahm für seine Anstifter und Führer einen verdrießlichen Ausgang. Kurfürst Johann Friedrich verlor die Kur, die auf die Albertinische Linie in Dresden überging. Er willigte in die Ueberlieferung seiner Festungen in die Hände des Kaisers und versprach am Hofe des Kaisers oder seines Sohnes, so lange es demselben gefällig sei, zu bleiben. Landgraf Philipp, der an der Schlacht bei Mühlberg nicht Theil genommen hatte, sondern bereits nach den ersten Niederlagen in Oberdeutschland und dem allgemeinen Reißaus der Schmalkaldner in sein Land zurückgekehrt war, befand sich in einer verzweifelten Lage. Die Bevölkerung Hessens war erschöpft und Philipp sah sich außer Stand in dem gänzlich ruinirten Lande Widerstand zu leisten. Er beschloß Frieden zu machen und gab König Heinrich II. von Frankreich von dieser Absicht brieflich Nachricht. Er habe kein Geld, schrieb Philipp, die sächsischen Städte und Seestädte hätten ihn auf seine wiederholten Gesuche um Hülfe im Stiche gelassen; seinen Unterthanen könne er nicht trauen. Aus all' diesen Gründen habe

er sich, seinen völligen Ruin voraussehend, einen Frieden mit dem Kaiser zu machen entschlossen. Der Herzog Moritz von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg hatten sich erhoben, für ihn mit dem Kaiser in Verhandlung zu treten. Ueber diese Verhandlungen gab der Kaiser seinem Bruder Ferdinand am 15. Juni schriftlich Nachricht. Es sei ausdrücklich vereinbart worden, daß der Landgraf sich einfach und unbedingt ergeben werde, auf Gnade und Ungnade. (Die betreffende Correspondenz findet sich bei F. B. v. Buchholtz, Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, 1831). „Wahr ist", schreibt der Kaiser, daß die beiden Kurfürsten die Versicherung erlangt haben, daß ich ihn nicht strafen lassen würde an seiner Person, noch durch immerwährendes Gefängniß. Sie haben diesen Ausdruck „immerwährend" gebraucht und auch zugestanden, daß derselbe in den mir überreichten Bericht gesetzt werde. Ich habe dem Verlangen willfahrt, erachte es aber immer für gut, den Landgrafen wenigstens für einige Zeit in den Händen zu behalten und ihn, wenn er kommt, zum Gefangenen zu machen, und darüber werden sich die Kurfürsten nicht beklagen können, weil ich dadurch nicht der ertheilten Versicherung, welche des Gefängnisses mit dem Beisatz „immerwährend" erwähnt, entgegenhandeln werde. Auf Grund dieser Capitulationsverhandlungen der beiden Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg begab sich Philipp nach Halle, wo er vor dem Kaiser einen Fußfall thun sollte. Daß er nicht völlige Verzeihung erlangen würde, mußte ihm bereits im Voraus bekannt sein, da Kurfürst Moritz auf eine Anfrage seines Raths Fuchs bei Bischof Granvell die Antwort erhalten hatte, daß der Kaiser dem Landgrafen nach dem Fußfall nicht die Hand reichen werde. Ueber den Fußfall gibt ein in der Dresdner königl. öffentlichen Bibliothek enthaltenes, unmittelbar nach dem Ereigniß gedrucktes, fliegendes Blatt aus Halle eine ausführliche Schilderung.

„Am Sonntag den 19. Juni, heißt es daselbst u. A. ist der Landgraf in seiner Herberge blieben, und hat ihme predigen lassen. Aber nach Mittag sind die Kurfürsten sammt dem von Ebleben, obgemeldter Unterhandlung halb, mehr denn einmal zu kaiserlicher Majestät geritten und wieder zum Landgrafen und also ab und zu. Darnach um 5 Uhr gegen Nacht ist kaiserliche Majestät aus seinem Zimmer auf den langen Saal des langen Bau's gegangen, allda Ihrer Majestät ein Stuhl mit umhangenden Tapeten zugericht gewesen, darauf sich Ihre Majestät gesetzt und zu beiden Seiten, auch vor und um Ihre Majestät gestanden: Erzherzog Maximilian, Herzog von Savoyen, Herzog von Alba, Administrator des Hohenmeisteramts, Bischof von Arras, Bischof zu Naumburg, Bischof zu Hildesheim, Heinrich, Carl, Eich, Victor und Philipp, Herzoge zu Braunschweig, ein junger Herzog von der Liegnitz, die päpstlichen, Bömischen, Dänischen, Cleve'schen und der Seestädte Botschafter, auch andere, viele Kur- und Fürsten, Grafen, Herrn vom Adel und sonst eine große Menge Volks".

„Indessen kamen die Kurfürsten mit dem Landgrafen auch geritten, sind im Hofe abgestiegen und führten den Landgrafen zwischen ihnen bei dem Rock von schwarzem Sammt, darunter er eine rothe Binde quer getragen, welchen der Herzog Ernst von Braunschweig und all' ihr Hofgesinde vor und nachgangen. „Und als sie alle auf den erwähnten Saal kommen, haben die kaiserlichen Hofmeister Platz gemacht, damit die Kurfürsten sammt dem Landgrafen vor kaiserliche Majestät, welche wie vorgemeldt schon gesessen, kommen möchten, wie dann geschehen. Also ist der vilgemelt Landgraf sammt seinem Kanzler, Dr. Dilman Güntherode, ohn einige Vorrede, vor dem Teppich, darauf kaiserl. Majestät Stuhl gestanden, auf dem Estrich auf die Knie gefallen. Doch zuvor er niedergekniet mit dem Kurfürsten geredet und gelächelt. Aber die kaiserliche Majestät sauer gesehen. Und gedachter Kanzler also kniend sammt seinem Herrn, nachfolgende Bitt um Gnad und Verzeihung aus einer Schrift oder Zettel von Wort zu Wort gelesen". (Folgt die Bitte um Gnade und die vom kaiserlichen Vicekanzler Seld verlesene Antwort.)

Nach einem von Janssen benutzten Bericht Sastrow's soll der Kaiser, als der Landgraf lächelte, gesagt haben: „Wart, ich will dich lachen lehren".

Als der Landgraf seinen Fußfall gethan, blickte der Kaiser finster und reichte ihm nicht die Hand. Der Landgraf stand darauf aus eignem Entschluß auf, wurde von dem Herzog von Alba außerhalb des Saales in Haft genommen und der Obhut von acht bis zehn Rotten spanischer Hackenschützen übergeben. Auf Grund der Stelle der Capitulation, durch welche der Kaiser sich verpflichtete, ihn nicht mit „immerwährendem Gefängniß" zu bestrafen, blieb der Landgraf fünf Jahre lang gefangen. Rommel

behauptet, die Capitulationsurkunde, auf Grund deren Philipp festgehalten wurde, sei gefälscht worden. In der den erwähnten Unterhändlern vorgelegten Urkunde habe es geheißen, „noch zu einigem Gefängniß“, später sei das Wort „einigem“ in „ewigem“ verwandelt worden. Diese Urkunde behielt der Kaiser angeblich in Händen und sie sei erst nach der Gefangennahme des Landgrafen den betrogenen Kurfürsten wieder vorgezeigt worden. Diese Auslegung erscheint wenig glaubhaft. „Nachdem die Kurfürsten mit dem Landgrafen und auch mit ihren Räthen sich unterredet“, schreibt Karl V. an seinen Bruder Ferdinand, „erklärten sie, sie hätten es nicht verstanden, daß der Landgraf könne in Haft behalten werden, und sie hätten ihm deßhalb Versicherung gegeben“. Man bewies ihnen darauf das Gegentheil aus dem Text des Vertrags und aus der ihnen oft ertheilten Erklärung, daß man für die Erfüllung des Vertrags keine hinlängliche Sicherheit finden könne, als nur durch die Person des Landgrafen, denn auf dessen Wort, das er mir so oft nicht gehalten, könnte ich mich nicht verlassen, bis die Thaten mir Bürgschaft gewährten. Was sie, ihrer Aussage nach, dem Landgrafen versprochen, hätten sie ihm nicht versprechen können gegen meinen Willen, um so weniger, da sie durch ihre Schrift das Gegentheil versprochen hätten. Von einem Mißverständniß, bedeutete der Kaiser dem Kurfürsten von Brandenburg, könne keine Rede sein, denn die Schrift, in welchem von „immerwährendem Gefängniß“ die Rede, sei von ihm selbst gestellt worden, und zwar zu deutsch; ehe aber ein Zweifel bleibe, ob er den Landgrafen in Haft behalten könne, wolle er lieber, daß alles als nicht geschehen betrachtet werde, und Philipp in ihrem Geleite wieder in sein Land zurückkehren möge. Schließlich gestanden die Fürsten zu dreien Malen ein, „daß der Kaiser nach allem was bewilligt worden, sowohl durch die Capitulation als die Erläuterung derselben berechtigt sei, den Landgrafen in Haft zu behalten; sie würden dieses gegen Jedermann, der das Gegentheil sage, behaupten, und wenn ein Fehler vorgekommen, so trügen sie die Schuld“.

Im Jahr 1552 wurde Philipp in Folge eines durch Kurfürst Moritz von Sachsen, Johann Albrecht von Mecklenburg und Philipps Schwager, Wilhelm von Hessen, im Bunde mit Frankreich unternommenen Feldzugs wieder frei. Die Befreier führten die französischen Lilien in ihren Fahnen und König Heinrich II. von Frankreich erbeutete Metz, Toul und Verdun. Das Ende der Regierung Philipps war ein friedliches. Unter dem Schutze des Friedens verbesserte er in der letzten Periode seines Lebens die Landeseinrichtungen und es wurde ihm nachgerühmt, daß er die öffentlichen Straßen im Stande hielt und daß er den Grund legte zu der trefflichen Forstwirthschaft Hessens. Auch die durch die langen Kriege heruntergekommenen Finanzen brachte er in bessere Ordnung. Er starb am 31. März 1567. Schmeichler haben, wie schon der Beiname, „der Großmüthige“ beweist, dem Fürsten viel übertriebenes Lob gespendet und der Eifer der Liberalen hat über Landgraf Philipp Vorstellungen erweckt, welche der Wirklichkeit gar nicht entsprechen. Reden wie: „Bedenken Sie, wir leben im Lande Philipp des Großmüthigen“, oder: „So etwas geschieht im Lande Philipp des Großmüthigen“ konnte man in den sechziger Jahren in der ständischen Rotunde zu Darmstadt oft genug vernehmen. Wir haben uns bezüglich der Regierung dieses Fürsten nur auf die nothwendigsten Daten beschränkt, wir haben nicht einmal Zeit gefunden, des Elends der armen, durch Brandschatzungen und übermäßige Steuern ausgesogenen Landesbewohner zu gedenken, aber die Ueberzeugung werden unsere Leser hoffentlich gewonnen haben, daß das Hessen Philipps des Großmüthigen mit unserem heutigen Hessen und dessen Einrichtungen, sowie mit den Pflichten, welche dasselbe dem Reich gegenüber zu erfüllen hat, nur noch sehr wenig Beziehungen besitzt, keinesfalls aber uns als nachahmungswürdiges Beispiel vorgehalten werden kann.

Nach Landgraf Philipps Tode, fand auf Grund der testamentarischen Bestimmungen die Erbtheilung statt. Philipps ruhmwürdige, wenn auch nicht alleinige Gemahlin Christina, hatte ihm nach sechsundzwanzigjähriger Ehe vier Söhne und fünf Töchter hinterlassen. Mit Margaretha von der Sale hatte Philipp sieben Söhne und eine Tochter. Gegen die Erbberechtigung der Kinder dieser Ehe protestirten die Söhne in einer vor Eröffnung des väterlichen Testaments verlesenen Erklärung. Von den Söhnen aus der rechtmäßigen Ehe Landgraf Philipps erhielt der älteste Landgraf Wilhelm das Niederfürstenthum Hessen mit der Hauptstadt Cassel und dem Amt Schmalkalden. Landgraf Ludwig, der zweite Sohn erhielt das Oberfürstenthum oder das Land an der Lahn (Ohm, Edder und Wiesek) wovon Marburg die Hauptstadt war, (von Burken und Frankenberg an bis nach Grünberg und Gießen) mit der Grafschaft Nidda und der Fuldaischen Mark zu Bingenheim, der Pfandschaft zu Limburg, Rohrbach, Butzbach in der Wetterau u. s. w. Der dritte Sohn Philipp erhielt die Besitzungen Rheinfels, St. Goar und das gesammte Gebiet der Niedergrafschaft Katzenellenbogen. Landgraf Georg erhielt nicht ohne Vorzug vor seinem älteren Bruder die obere Grafschaft Katzenellenbogen, nämlich die Schlösser, Städte und Aemter von Darmstadt, Rüsselsheim, Dornberg, Lichtenberg, Zwingenberg und Auerbach.

Die Erbschaft Landgraf Georgs, der Anfang des heutigen Großherzogthums Hessen, wurde bereits in ihrer geschichtlichen Entwicklung unter dem der Provinz Starkenburg gewidmeten Abschnitt behandelt. Desgleichen die Erwerbungen in Starkenburg und Rheinhessen. In der Provinz Oberhessen erwarb die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt zuerst die Aemter Schotten und Stornfels, welche bei der Theilung des Nachlasses des 1583 kinderlos verstorbenen Landgrafen Philipp, des dritten Sohnes Philipp des Großmüthigen, in Folge Vertrags vom 28. August 1548 an den Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt fielen.

Zu ihrem dermaligen Umfang gelangte die Provinz Oberhessen durch folgende weitere Erwerbungen in chronologischer Ordnung:* Im Jahre 1627 fielen in Folge des zur Schlichtung der nach dem Ableben des Landgrafen Ludwig, des zweiten Sohnes Philipp des Großmüthigen († 1604), über die Theilung der hessischen Lande entstandenen Streitigkeiten am 24. September 1627 zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt abgeschlossenen Hauptvertrags, die Marburger Succession betreffend, an Hessen-Darmstadt:

a. das ganze Oberhessen wie es von des Landgrafen Ludwig Nachlaß herrührt;
b. die Niedergrafschaft Katzenellenbogen (S. S. 236 — 272);
c. der Hessen-Cassel'sche Antheil an dem Amt Umstadt;
d. das Amt Schmalkalden;
e. die Güter und Gefälle der Universität Marburg.

Nachdem jedoch 1646 durch Waffengewalt Marburg und ein Theil Oberhessens sowohl als der Niedergrafschaft Katzenellenbogen wieder in Besitz genommen war, kam mit letzterem am 14. April 1648 ein neuer, durch den Westpfälischen Frieden bestätigter Vertrag zu Stande, in dessen Folge 1/4 von Oberhessen oder die Hälfte der sogenannten Marburger Portion mit der Stadt Marburg, ferner die Niedergrafschaft Katzenellenbogen (mit Ausnahme des Amts Braubach und des Kirchspiels Katzenellenbogen), der Hessen-Cassel'sche Antheil an Umstadt und das Amt Schmalkalden wieder förmlich an Hessen-Cassel abgetreten wurden. Später wurden auch die Gefälle der Universität Marburg wieder zurückgegeben. Zu der 1648 bei Darmstadt verbliebenen sogenannten Gießer Portion gehörten außer einigen 1650 wieder an Cassel abgetretenen Dörfern und dem Amt Braubach: I. Amt Gießen mit dem Busecker Thal; II. Amt Königsberg; IV. Amt Biedenkopf; V. Amt Battenberg; VI. Herrschaft

* Vergleiche Beiträge zur Statistik des Großherzogthums Hessen, Beiträge zur Landeskunde von L. Ewald Darmstadt 1862. Jonghaus.

Itter (die drei Aemter Biedenkopf, Battenberg und die Herrschaft Itter wurden im Jahr 1866 in Folge Friedensvertrags an das Königreich Preußen abgetreten), VII. Amt Allendorf mit dem Gericht Londorf; VIII. Amt Grünberg; IX. Amt Homberg an der Ohm; X. Amt Burg-Gemünden; XI. Amt Alsfeld; XII. Amt Grebenau; XIII. Amt Ulrichstein; XIV. Amt Nidda; XV. Amt Lißberg; XVI. Amt Bingenheim; XVII. Amt Butzbach, (die Stadt zur Hälfte, nämlich zwei durch Kauf 1478 von Epstein und 1595 von Mainz erworbene Viertel). XVIII. Amt Roßbach; XIX. der hessische Antheil am Hüttenberg; XX. Die von Riedesel'schen Lande, soweit sie nicht reichsunmittelbar waren, sondern unter hessischer Oberhoheit fanden.

Im Jahre 1629 fielen durch Abtheilungsvertrag mit Hohensolms die Orte Bischoffen, Oberweidbach, Niederweidbach, Roßbach, Naunheim, Waldgirmes, Frankenbach und Wilsbach an Hessen, ferner wurde ein Viertel von Butzbach durch Kauf erworben.

Im Jahre 1642 kam die Ysenburgische Hälfte des zwischen den Grafen von Ysenburg und den Herrn von Cronenberg gemeinschaftlichen Orts Peterweil an Hessen-Darmstadt, welcher 1768 an Hessen-Homburg abgetreten wurde.

Im Jahre 1703 wurde durch Vertrag mit Nassau-Saarbrücken die Gemeinschaft des Hüttenbergs aufgehoben und die Orte Allendorf an der Lahn, Amerod, Haußen, Leihgestern, Langgöns, Kirchgöns, Schloß Schiffenberg und Neuhof Hessen zugetheilt.

Im Jahre 1741 wurde von Solms-Braunfels durch Kauf das letzte Viertel von Butzbach erworben.

Im Jahre 1803 fielen von Kurmainz in Folge Reichsdeputationshauptschlusses an Hessen-Darmstadt:

I. Das Amt Vilbel, II., das Amt Rockenberg mit der Reichsstadt Friedberg.

In Folge der rheinischen Bundesakte erhielt Hessen die Souveränität über A. die Herrschaft Ilbenstadt, B. die Burggrafschaft Friedberg, C. die Besitzungen der Grafen von Stollberg-Gedern, (jetzt Stollberg-Wernigerode), D. die Besitzungen der Grafen von Stollberg-Ortenberg, E. die Besitzungen der Fürsten von Solms-Braunfels, F. die Besitzungen der Fürsten von Solms-Lich, G. die Besitzungen der Grafen von Solms-Braubach, H. die Besitzungen der Grafen von Solms-Rödelheim, J. die Besitzungen der Grafen von Solms-Wildenfels, K. das dem Gesammthaus Solms gehörige Kloster Arnsburg, L. das dem Grafen von Elz gehörige Drittel von Burggräfenrode, M. die reichsritterschaftlichen Besitzungen: I. der Freiherrn Löw zu Steinfurth, II. der Freiherrn v. Frankenstein, III. der Freiherrn v. Wetzel, IV. der Freiherrn Rau von Holzhausen, V. der Freiherrn v. Günterrode, VI. der Freiherrn v. Specht, N. die reichsunmittelbaren Besitzungen der Freiherrn von Riedesel, O. die Ganerbschaft Staaden, P. die Besitzungen der Grafen von Schlitz genannt von Görtz, Q. die Besitzungen der Maltheserordenscommende zu Niederweisel.

Im Jahre 1809 fielen in Folge der Aufhebungen des deutschen Ordens im Gebiete der Rheinbundsstaaten, dessen Besitzungen in Hessen, nämlich der Ort Kloppenheim, einige Besitzungen in Okarben und das Kloster Schiffenberg an Hessen.

Im Jahre 1810 in Folge Staatsvertrags mit Frankreich wurden außer dem Amt Babenhausen (S. S. 190) A. die vormals Hanau-Münzenbergischen Besitzungen an Hessen abgetreten. B. das dem Fürstenthum Fulda gehörige Amt Herbstein.

Im Jahre 1816 erwarb Hessen die kurhessische Hälfte von Vilbel durch Staatsvertrag.

In demselben Jahre durch Staatsvertrag mit Preußen und Oesterreich, die Oberhoheit über eine Anzahl zu Ysenburg-Birstein, zur Standesherrschaft Ysenburg-Büdingen, zur Standesherrschaft Ysenburg-Meerholz, zur Standesherrschaft Ysenburg-Wächtersbach gehöriger Orte, sowie die Gräflich Solms'sche Hälfte von Niederursel.

Im Jahre 1817 wurden eine Anzahl zur Burggrafschaft Friedberg gehöriger Orte, welche nach der rheinischen Bundesakte (1806) Hessen-Darmstadt blos mit Souveränität, nach dem Tod des Burggrafen aber mit vollem Eigenthum besitzen sollte, durch Vertrag mit dem Burggrafen noch vor dessen 1819 erfolgtem Ableben mit dem Gebiet des Großherzogthums Hessen vereinigt.

Im Jahre 1819 wurde nach Aufhebung der Ganerbschaft Staaden der Ort Stammheim dem Großherzogthum Hessen zugetheilt.

Im Jahre 1866 erhielt Hessen in Folge Friedensvertrags mit Preußen die kurhessische Stadt Nauheim bei Friedberg. An Preußen abgetreten wurde der Ort Rödelheim in der Wetterau, das sogenannte Hinterland und die Herrschaft Itter (S. O.)

Die Anfänge der Stadt Gießen.

In jener Epoche, die den Beginn der Karolingischen Periode, in welcher die alten Chatten zum Erstenmale unter dem Namen Hessen erscheinen, bezeichnet, nimmt auch das Territorium der heutigen Provinz Oberhessen zum Erstenmale eine bestimmte und greifbare Gestalt an, wir finden es in größere Marken abgetheilt, in denen später verschiedene Ortschaften auftauchen, deren Benennung sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Als solche größere Marken stellen sich in dem Lahngau die Mark von Göns dar (Gunniser marca 777, Gunnesheim 779), von Kleen (Cline, Cleheim 774), Linden, (Lindun, Linder marca 790, 792), Girmes (Germitzer marca 771, 775), Wieseck, (Wisicher marca 777), und Buseck (Bucheseichehe, Buchesecke). Die Namen dieser Marken deuten auf Ansiedelungen der Urzeit. Auch anderer Ansiedelungen, z. B. Leihgestern (Leitcastre) und Allendorf kommen schon frühzeitig vor (790 und 804). Zwei solcher alten Ansiedelungen bilden die Anfänge der Stadt Gießen. Es sind dieses die Dörfer Selters (Saltrisa), welche schon im Lorscher Urkundenbuch neben Wieseck 775 genannt wird, und Kropbach, dessen Entstehung gleichfalls in eine frühe Zeit fällt. Der Volksmund weiß noch von einem dritten Dorfe, Aster, zu erzählen, über dessen Vorhandensein die geschichtliche Forschung bis jetzt jedoch noch kein Licht zu verbreiten vermochte.

In der Nähe von Selters entstand die Stadt Gießen, deren urkundlich 1197 zum Erstenmale Erwähnung geschieht. In früheren Perioden wird der Name gewöhnlich Gysen, Giezen, Gizen, Gyezen, Gießen, Giezin, Gyzen, auch Geyzen, meistens „zu den Gizen", oder später „zum Gießen" geschrieben. Diese verschiedenen Benennungen erklären ziemlich deutlich die Herleitung des Namens, denn derselbe bedeutet: „zu den Wassern," „zu den Bächen".

Nachdem so die Stadt Gießen in der Nähe von Selters entstanden war, zogen sich, wie Kraft* ausführt, die Bewohner des offenen Dorfs nach und nach immer mehr in die feste Stadt; wenigstens waren schon im Anfang des 14. Jahrhunderts Burgmannen und Bürger von Gießen vielfach im Besitz von Gütern und Gärten zu Selters. Das alte Selters schwand mehr und mehr; im 17. Jahrhundert war kein Gebäude des Dorfs mehr vorhanden, mit Ausnahme der Selterser Mühle, welche am Fuß des Seltersberges an der Wiesek lag und erst bei der Erbauung der neuen Brücke über die Wiesek (1817) abgebrochen wurde.

Das Dorf Kropbach (Crupbach) kommt erst im 13. Jahrhundert vor. Das Dorf war erweislich noch im 15. Jahrhundert vorhanden, aber eine Verschiedenheit der Gemarkung von Gießen und Cropbach bestand um jene Zeit nicht mehr. Im 16. Jahrhundert war es verschwunden und die Gemarkung zu der von Gießen gezogen und dahin beedpflichtig. Kropbach war ein kleines Dorf; eine Kirche oder Kapelle scheint es niemals besessen zu haben und seine Bewohner waren nach Heuchelheim eingepfarrt.

Als die frühesten Besitzer der Gegend erscheinen in Urkunden die Grafen von Gleiberg, (Glitzberg). Salome von Gleiberg wird im Jahr 1197 „Gräfin zu Gießen" genannt. Diese Gleiberger Familie, über welche der Leser in dem Kraft'schen Werk ausführliche Mittheilungen findet, war in mehrere

---

* Oberappellationsrath Dr. Kraft. „Geschichte von Gießen und Umgegend", Abhandlung enthalten im Archiv für Hessische Geschichte.



GIESSEN



Zweige getheilt, von welchen einer sich nach der Burg zu Gießen benannte. Die Gräfin Salome vermählte sich mit Hugo von Eberstein. Ihre Tochter Mathilde war die Gemahlin Rudolphs, Pfalzgrafen von Tübingen, und brachte diesem Geschlechte die Hälfte der Gleibergischen Besitzungen mit Gießen zu, während Irmengard, die Gemahlin Hartrads von Merenberg, die andere Hälfte an des letzteren Familie überbrachte. Wilhelm von Tübingen, der Sohn Mathildens, nennt sich Graf von Gießen und auch sein Sohn, Pfalzgraf Ulrich, erscheint 1264 noch als Herr zu Gießen. Im Jahre darauf 1265 ging Gießen durch Kauf in den Besitz des Landgrafen Heinrich I. von Hessen über.

Gießen unter hessischer Hoheit.

Als Gießen in hessischen Besitz überging, erscheint es bereits als eine Stadt mit städtischer Ordnung und Gerechtsamen. Es erwählt Bürgermeister und Schöffen, besaß eine Citadelle, d. h. eine durch besondere Burgmannen vertheidigte Burg, und man vermuthet in dem sogenannten Heidenthurm einen Rest dieser Burg. Schon 1325 schien sich die Stadt zu vergrößern. Durch eine Urkunde verlieh damals Landgraf Otto den außerhalb der Ringmauern wohnenden Bürgern (Pfahlbürgern) gleiche Rechte mit den Bürgern der Stadt. Gießen tritt nun nach und nach in die Geschichte ein, denn es hat zu dulden durch die Streitigkeiten und Zänkereien der Großen. Der Erzbischof Matthias von Mainz gerieth mit dem Landgrafen in Fehde und belagerte 1327 mit dem Erzbischof Balduin von Trier die Stadt. Nach einer vierwöchentlichen Belagerung, in welcher die Bürger heldenmüthigen Widerstand leisteten, wurde Gießen erobert. Aufgebracht durch die erduldeten Mißhandlungen, griffen die Bürger jedoch nach einigen Wochen abermals zu den Waffen und verjagten die Feinde aus ihren Mauern. Der Erzbischof zog von neuem vor die Stadt, aber Landgraf Heinrich rückte ihm entgegen und rettete 1328 durch eine siegreiche Schlacht die Stadt vor einer neuen Belagerung.

Die Treue eines Gießener Bürgers gegen den Landgrafen ist einer der rührenden Züge aus jener Epoche. In einer der Fehden, welche Landgraf Hermann der Gelehrte mit den Rittergesellschaften besonders mit dem Sternenbunde und dem Bunde „Zur alten österš Minne“ zu bestehen hatte, rettete ihn die Treue eines Gießer Bürgers, des Eckhard Holschuhers. In einem hohlen Baume versteckt, hörte der Bürger den Anschlag der Feinde, als sie sich beriethen, wie sie den Landgrafen überfallen und tödten sollten. Zur Belohnung erhielt der Bürger im Jahr 1377 für sich und seine Nachkommen die Befreiung seiner Hofstatt „vor der Seltirs-stadtgarten“. (Der Seltersweg lag außerhalb der Ringmauer).

Um das Jahr 1333 erscheint Philipp IV. von Falkenstein als Burgmann von Gießen und einige Jahre später hatten die Falkensteiner einen Antheil von Gießen pfandweise inne.

Unter Landgraf Philipp dem Großmüthigen begann der Neubau der Festungswerke, wobei die sämmtlichen Gemeinden der Provinz in der Frohnde arbeiten mußten, so daß nach vier Jahren der Bau bereits beendigt war. Während der Gefangenschaft des Fürsten wurden die Festungswerke auf kaiserlichen Befehl durch den Grafen Reinhard zu Solms wieder geschleift. Als jedoch Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er sie innerhalb fünf Jahren von 1560 an wieder herstellen. In jene Epoche fällt ein großer Stadtbrand, dessen Andenken sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Am 27. Mai 1560 zündete ein Blitzstrahl und bewirkte eine Feuersbrunst, die in Kurzem 160 Wohnungen, einschließlich der Nebengebäude, zerstörte. An jene Katastrophe erinnert heute noch die Bennenung eines freien Platzes: „am Brand“ und die Brandgasse.

Unter Ludwig IV. wurden die neuen Bäue aufgeführt, das Zeughaus erbaut und der Festungsbau erweitert. Ein Theil der Vorwerke wurde unter Georg II. angelegt und stellte die Festung eine

durch 11 Bastionen vertheidigte Umwallung dar. Während des dreißigjährigen Krieges hielt sich Georg II. beinahe fortwährend in Gießen auf.

Gegen Ende des dreißigjährigen Kriegs (1646) fand zu Gießen auf öffentlichem Marktplatz die Enthauptung Willichs, des Commandanten von Marburg statt, gegen welchen Georg II. wegen der schimpflichen Uebergabe dieser Festung an den Feind die ganze Strenge des Kriegsrechts zur Anwendung brachte. Durch den nach dem Kriege geschlossenen hessen-darmstädtischen und hessen-casselschen Erbvergleich fiel Marburg an Hessen-Cassel und Gießen wurde von da an die Hauptstadt des Oberfürstenthums und erhielt eine ständige Garnison. Während des siebenjährigen Kriegs fiel Gießen in die Hände der Franzosen, welche es von 1759 bis zum Frieden von 1763 besetzt hielten. In den Revolutionskriegen wurde die Stadt am 8. Juli 1796 von den Franzosen, welche vom Niederrhein aus vordrangen, besetzt und erst am 11. September desselben Jahres zwang sie der siegreich vordringende Erzherzog Carl zum Rückzug. Im Weichen beschossen die Franzosen von der Hard aus die Stadt. Bereits im folgenden Jahre sah Gießen eine neue Invasion unter Hoche, der bald darauf zu Wetzlar einer Kugel zum Opfer fiel, und unter Bernadotte, den die Universität wegen des Schutzes, den er den wissenschaftlichen Instituten angedeihen ließ und wegen der Freigebigkeit, mit welcher er außerdem die Bibliothek beschenkte, honoris causa zum Dr. der Philosophie promovirte, eine Würde, von welcher er später bei einer öffentlichen Verhandlung auch Gebrauch machte. Vom Anfang October 1805 bis zum 6. Januar 1806 schlug Ludwig I. seine Residenz zu Gießen auf und fortan litt es lange Zeit schwer unter dem Einfluß der Kriegsereignisse, welche ohne Unterbrechung Deutschland beunruhigten. Erst 1815 kehrte auch für Gießen der dauernde Friede wieder und unter den Segnungen dieses nun nahezu achtzig Jahre genossenen Friedens ist es zu einer 16951 Einwohner zählenden Stadt geworden, die als der Sitz eines blühenden Verkehrs und eines lebhaften Gewerbfleißes unter den Städten des Großherzogthums einen hervorragenden Rang behauptet.

Die Universität Gießen.

Tritt auch Gießen in der politischen Geschichte unseres Landes nur wenig hervor, und hat es sich auch eigentlich nie über die Stellung einer Provinzialstadt zweiten und dritten Ranges erhoben, so beansprucht es doch durch seine geistige Bedeutung, durch den Umstand, daß an ihm eine jener großen Culturstätten gegründet wurde, denen unser heutiges deutsches Volk seine geistige Größe und seine politische Wiedergeburt verdankt, einen hervorragenden Rang, und Gießen beansprucht, wenn wir die Namen derjenigen prüfen, die im Laufe der Jahre seine Lehrstühle zierten, eine hervorragende Stellung unter den deutschen Städten nicht nur, sondern es erscheint uns geradezu als einer jener auserlesenen Gipfelpunkte, welche zuerst von der Sonne der heranbrechenden neuen Zeit bestrahlt, für ganze Generationen Phanal und Wahrzeichen sind, welche ihrer gesammten Geistesbewegung die Richtung bezeichnen.

In dieser Richtung hat Gießen eine Geschichte, es ist einer der hervorragenden Punkte, von denen ausgehend der Geschichtschreiber die Culturentwickelung unseres gesammten Volkes beurtheilt, und keine deutsche Culurgeschichte wird geschrieben werden könneu, in welcher nicht der Universität Gießen Erwähnung geschehe. Von diesem Gesichtspunkte aus, in Berücksichtigung der großen culturgeschichtlichen Bedeutung der kleinen Stadt liegt uns die Verpflichtung ob, in diesem vaterländischen Werke gerade der Universität Gießen eingehender zu gedenken, um durch die Schilderung der Vergangenheit dieser Anstalt die Gegenwart an die Verpflichtungen zu mahnen, welche sie ihr gegenüber schuldet.

Die Gründung der Universität (1607) fällt in jene unerquickliche, dem dreißigjährigen Kriege vorausgehende Periode, in welcher wir das gesammte deutsche Volk in einem sittlichen und wissenschaftlichen Rückgang begriffen sehen, dem erst das Wiederaufblühen des Sinns für das classische Alterthum und die Schönheit der Antike, die geistige Neubildung unseres Volkes, welche sich mit Beginn der classischen Periode vollzog, ein Ziel setzte. Dieser Zersetzungsprozeß, der innerhalb einer zweihundertjährigen Periode vor sich ging, der sich vollziehen mußte, ehe die Neubildung beginnen und die Einsicht der Nothwendigkeit einer Umgestaltung sich Bahn brechen konnte, beeinflußte auch vielfach die Entwicklung der Universität, und es ist daher nothwendig, daß wir den Leser, wenn wir mit der Darstellung ihrer Geschichte anheben, in jene Epoche unerquicklicher theologischer Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten zurückführen, für deren unheilvolle Folgen bereits die Geschichte des Hauses Ysenburg (s. S. 200—210) ein Beispiel geliefert.

Zur Erörterung der Veranlassung der Gründung der Universität bedarf es zunächst eines kurzen Eingehens auf die mehrerwähnten Erbstreitigkeiten zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt.

Nach dem Tod Landgraf Philipp des Großmüthigen erfolgte bekanntlich gemäß des Testaments desselben eine Theilung von Hessen. Das Oberfürstenthum Hessen mit Gießen gelangte an den zweiten Prinzen, Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg. Landgraf Ludwig IV. starb den 9. October 1604 und mit ihm erlosch die Linie Hessen-Marburg. In seinem Testament setzte er seine Vettern von den beiden noch bestehenden Linien, Cassel und Darmstadt, zu Erben ein und verordnete, daß das von Philipp dem Großmüthigen gegründete Marburg Gesammt-Universität bleiben und daß das Zeughaus zu Gießen, welches er selbst erbaut und ausgerüstet, unzertrennlich bleiben sollte. Diesem fügte er noch zwei Clauseln hinzu, daß keiner der Nachfolger in seinen Ländern die evangelisch-lutherische Religion abschaffen und keiner sein Testament anzufechten oder umzustoßen versuchen solle. Wer dieses thue, solle der Erbschaft verlustig sein. Durch diese Bestimmung suchte er die von ihm befürchtete Einführung der reformirten Lehre durch den jungen Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel, in seinen Landen zu verhüten. Landgraf Moritz ließ sich jedoch nicht hindern, das Lutherthum abzuschaffen, und allgemein führte er die reformirte Lehre in seinem Erbland ein.

Die lutherische, darmstädtische Linie beschwerte sich über diese Mißachtung des Testaments und machte geltend, daß Landgraf Moritz hierdurch die Erbschaft verwirkt habe. Cassel erwiderte, daß Hessen-Darmstadt nunmehr das Testament angefochten habe, mithin gleichfalls der Erbschaft verlustig sei.

Landgraf Moritz von Hessen-Cassel und Ludwig V. von Hessen-Darmstadt setzten nunmehr ein Austrägalgericht nieder, nach dessen Ausspruch das Fürstenthum in zwei gleiche Theile getheilt und jenem die Universität Marburg, diesem die Festung Gießen mit dem Zeughaus zuerkannt wurde. Landgraf Ludwig ließ sich bal din dem ihm zugesprochenen Lande huldigen, behielt sich jedoch weitere Ansprüche und Rechte dabei vor. Er wollte nämlich eine Erbtheilung nach Stämmen und nicht nach Köpfen, wie sie seine Brüder beanspruchten.

Die Maßregeln, zu welchen nun Moritz in dem ihm zugesprochenen Marburg schritt, gaben die Veranlassung zur Entstehung der Universität Gießen. Nach Antritt der Marburger Erbschaft änderte Landgraf Moritz in Cassel und in ganz Niederhessen sofort den Ritus der Communion nach reformirter Lehre um, der lutherische Katechismus wurde abgeschafft und einiges der hessischen Kirchenordnung Zuwiderlaufende eingeführt. Die Aenderungen ließ der Landgraf hierauf auch in Marburg vornehmen. Es erschien eine Verordnung, die vier Verbesserungspunkte enthaltend. Sie betrafen die Allgegenwart Christi dem Leibe nach, die Anordnung der zehn Gebote, das Brodbrechen und die Abschaffung der Bilder und Bildsäulen. Den Professoren der Theologie wurde nicht nur untersagt, etwas diesen Punkten zuwiderlaufendes zu lehren, sondern sie wurden auch durch den Kanzler und die Räthe, und hierauf vom dem Landgrafen selbst wiederholt ermahnt, diese Punkte anzunehmen und zu unterschreiben. Da sie sich mit Bestimmtheit erklärten, daß dieses ihrem Gewissen zuwiderlaufe, erhielten sie am 27. Juli 1605 ihren Abschied. Ihre Stellen wurden sogleich durch reformirte Prediger besetzt. Dieses Vorgehen des Landgrafen rief unter den gut lutherisch gesinnten Gemeindeangehörigen eine allgemeine Erbitterung hervor, und nur mit Mühe gelang es, den Ausbruch von Unruhen zu verhüten. Nur die Geistlichen fügten sich nicht und 55 derselben — mit Einschluß der Marburger Theologen —

waren characterpoll genug, ihre Entlassung sogleich zu nehmen, 36 dagegen unterzeichneten und blieben im Amte.

Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt wahrte nun die lutherischen Interessen. Er richtete ein Schreiben an die Marburgischen Theologen Leuchter, Winkelmann und Mentzer, in welchem es heißt: „daß er in Entstehung der Marburgischen Reformation und Tumults gerne vernommen, daß sie sich von da abgewendet, daß er, weil sie ohne einige rechtmäßige Ursache ihrer Dienste wären entlassen worden, mit ihnen ein christliches und fürstliches Mitleiden trage und auf Mittel und Wege bedacht sein wolle, ihnen gebührenden Unterhalt zu verschaffen.“ Er beschied sie zugleich nach Darmstadt und wies ihnen zu diesem Zweck Amtsfuhren an.

Das Ergebniß der Berathung des Landgrafen mit den drei Professoren war, daß der Landgraf am 2. September 1605 mit den Ständen des Oberfürstenthums und der Ober-Grafschaft Katzenellenbogen einen Landtag zu Gießen eröffnete und auf demselben bekannt machte, daß er den Entschluß gefaßt habe, zu Gießen ein Gymnasium illustre zu gründen. Die Stände bewilligten zu diesem Zwecke für die folgenden vier Jahre, daß von jedem hundert Steuergulden ein halber Schneckenberger jedes Jahr erhoben werden sollte. Zugleich sollte neben dem Gymnasium illustre ein Paedagogium trilinque, worin lateinisch, griechisch und hebräisch gelernt werden sollte, eröffnet werden. In der That fand am 10. Oktober 1605 unter dem ersten Rector magnificus Johann Winkelmann die feierliche Eröffnung beider Anstalten statt. So entstand aus bescheidenen Anfängen die Universität Gießen.*

Das neue Gymnasium wurde von Ludwig V. kräftig unterstützt, und zur Bestreitung der Besoldungen der Lehrer wurden von ihm die Einkünfte aus den Antoniterhöfen Grünberg und Gießen angewiesen. Auch die Stadt Gießen trug zu den Einkünften bei und verwilligte zu diesem Behuf jährlich 250 Gulden aus dem Einkommen des Weinzapfs. Das neue Gymnasium erfüllte offenbar ein allgemein gefühltes Bedürfniß, und in dem ersten Jahr der Amtsführung des neuen Rectors wuchs die Zahl der Studirenden bereits auf 300 an. Bald nach der Eröffnung des Gymnasiums hatte sich der Landgraf persönlich in Prag an Kaiser Rudolph II. gewandt und den Kaiser um Ertheilung der kaiserlichen Privilegien angegangen. Von Prag brachte er das kaiserliche Privilegium, durch welches Gießen die gleichen Rechte und Freiheiten mit den anderen Universitäten erhielt, zurück; ein dicker Pergamentbrief mit dem Majestätssiegel in einer großen silbernen Capsel, dessen Ausfertignng 1030 Goldgulden kostete.

Am 7. October 1607 wurde, nachdem am 25. August bereits der Grundstein des neuen Universitätsgebäudes in Abwesenheit des Landgrafen gelegt worden war, in Gegenwart desselben die neue Universität feierlich eingeweiht.** Die Eröffnung geschah im großen Saale des Rathhauses und ging nach dem von dem Landgrafen selbst festgesetzten Programme vor sich. Der Landgraf hielt an die anwesenden Professoren, Beamten, Studirenden der Universität und den Stadtmagistrat von Gießen eine Ansprache, worauf er durch seinen Kanzler Johann Strupp die kaiserlichen Privilegien vorlesen ließ. Ludwig V. machte hierauf der Universität zwei silberne mit goldenen Verzierungen geschmückte Scepter zum Geschenk zur Erinnerung an die damit verbundenen Privilegien. Der Landgraf rief am Schlusse seiner Ansprache den Dr. Gothofried Antoni zum Rector aus und übergab diesem die Scepter. Durch ein Dekret wurden dem neuen Prorector 15 Gulden jährliche Zulage zugesichert. Alsdann wurde sofort von den kaiserlichen Privilegien Gebrauch gemacht und Professor Fink als Prorector rief 28 Candidaten theils zu Magistern, theils zu Baccalaureen aus. Die ganze Versammlung verfügte sich hierauf, unter Vorantragung der Scepter, nach der Stadtkirche, wo der Superintendent Jeremias Vietor die Lob- und Dankrede hielt und die auf dem Altar niedergelegten Scepter einsegnete.

Der von dem Landgrafen zum Rector ernannte Gothofredus Antonii gehört zu der nicht kleinen Zahl von Gießner Juristen, deren Namen in der Geschichte der Rechtswissenschaft mit Achtung genannt

* Vergleiche, die Vorzeit, Jahrgang 1828, Geschichte der Universität Gießen von Nebel.

** Die ältesten, mit kaiserlicher Genehmigung der Universität Gießen verliehenen, vom 12. October 1607 datirten Privilegien und Statuten hat Professor Dr. H. Waschersleben, Kanzler der Landesuniversität, in dem zum 25. August 1881 veröffentlichten Programm neu herausgegeben.



MARKTPLATZ IN GIESSEN

werden. In einer 1881 von Dr. Lothar Seuffert gehaltenen Rectoratsrede wurden dessen Verdienste durch eine biographische Studie besonders gefeiert. Gothofredus Antonii wurde 1571 zu Freudenberg geboren und erwarb am 3. November 1596 in Marburg die juristische Doctorwürde. 1603 erhielt er in Marburg eine Pandektenprofessur und wurde 1605 nach Gießen berufen.

Der Landgraf sorgte nun reichlich für die Unterhaltung der neuen Universität. Außer den Vogteien, welche bereits erwähnt wurden, schenkte er zwei Leiningen-Westerburgische Kapitalien, das eine von 40,000 fl., das andere von 9000 spanischen Thalern. Zur Unterhaltung armer Theologie Studirenden hatten sich schon 1559 sämmtliche Städte und Kirchenkasten von Hessen, Katzenellenbogen und der Grafschaft Eppstein verpflichtet; auch Familienstipendien wurden gegründet und es wurde nichts versäumt, was dazu dienen konnte, das Gedeihen der Universität zu fördern.

Der Ruf der neuen Universität, für welche der Landgraf Lehrer gewann, die wie Dieberich, Helvicus und Bachmann in jener Zeit einen hervorragenden Namen besaßen, war bald ein weit ausgebreiteter, und Studenten aus Oesterreich, Böhmen, Schlesien, Dänemark, Schweden, Kurland und Liefland erwähnen die Matrikelbücher. Zwei Prinzen von Holstein, Enkel König Christians III. von Dänemark, kamen 1608 nach Gießen, um zu studiren. In jener Zeit kam auch die Sitte auf, daß die Professoren auf landgräfliche Kosten sich malen ließen und jedem Professor wurden zu diesem Zweck fünf Gulden bewilligt. Noch heute sind diese Gemälde in Gießen zu sehen. Die Theologen tragen auf denselben schwarze Mäntel, die Juristen himmelblaue, die Mediciner rothe und die Philosophen violette. Diese Gemälde, welche sich in der Aula befinden, gehören zu den interessantesten historischen Denkwürdigkeiten der Universität.

Der lutherische Katzenkrieg.

In jene Periode fällt ein für die Geschichte der Universität nicht unwichtiger literarischer Streit, dessen Dimensionen man nicht unnatürlich finden wird, wenn man sich daran erinnert, daß die Universität Gießen überhaupt nur einem theologischen Streit, dem Pfaffengezänk zwischen Reformirten und Lutherauern, ihre Entstehung verdankte. Der von Marburg herübergekommene Theologe Mentzer, ein Haupt-Kampfhahn, hatte 1616 gelehrt, daß die Allgegenwart des Leibes Christi als eine bloße Wirkung zu verstehen sei. Seine Collegen Winkelmann und Gesenius behaupteten dagegen die Allgegenwart des Fleisches Christi vermöge der persönlichen Vereinigung der beiden Naturen, der göttlichen und der menschlichen. Beide entrüsteten sich sehr über die neue Mentzer'sche Lehre und erklärten sie für halbcalvinistisch, was bei guten Lutheranern soviel wie ketzerisch bedeutete. Mentzer aber hielt seine Meinung aufrecht und er fand an seinem Schwiegersohne Feuerborn einen rüstigen Mitstreiter. Die Sache erregte solches Aufsehen, daß der Landgraf die vier Theologen nach Darmstadt beschied und persönlich Frieden stiftete. Es erfolgte eine anscheinende Versöhnung, aber die Gegner Mentzer's wußten es nun so einzufädeln, daß die Tübinger Theologen den Kampf wieder aufnahmen. Namentlich Lucas Osiander zu Tübingen griff Mentzer an, der mit seinem Schwiegersohn sich tapfer zur Wehre setzte. Osiander und die Seinigen behaupteten, daß Christus im Stande der Erniedrigung Himmel und Erde auf eine verborgene Weise regiert habe, die Gießener aber behaupteten, daß die Erniedrigung Christi eine wirkliche Verzichtleistung auf die Majestät gewesen sei. Die übrigen Gießener Theologen standen nun Mentzer gegen die Tübinger Theologen bei und beide Theile warfen sich gegenseitig Ketzereien vor zur großen Belustigung der Jesuiten, die allerwärts über diesen „lutherischen Katzenkrieg," wie er von ihnen genannt wurde, spotteten und witzelten. Der Landgraf schickte eine Gesandtschaft nach Tübingen, um den Streit zu beendigen, auf daß seine neue Universität nicht sofort bei ihrem ersten Entrée in den Augen aller Vernünftigen sich lächerlich mache. Nach mehreren Berathungen wurde man einig, das Urtheil

der kursächsischen Theologen zu erwarten. Die Sachsen gaben ihre Sentenz ab, allein die Tübinger erklärten das Urtheil für partheiisch und das Gezänke dauerte fort. Wäre Mentzer nicht gestorben und hätten nicht während des dreißigjährigen Kriegs, der während des Zanks ausbrach, die Theologen gleichfalls nicht für nothwendigere Dinge zu sorgen gehabt, der Streit über die geheimnißvolle Weltregierung Christi im Stande seiner Erniedrigung würde heute noch fortdauern.

Die Universität während des dreißigjährigen Krieges.

Gießen hat vielleicht von allen Städten des heutigen Großherzogthums am wenigsten durch den dreißigjährigen Krieg gelitten. Wenn es auch mehr als einmal durch fremde Kriegsvölker bedroht wurde, so wurde es doch nie erobert, und von einem Bild so schrecklicher Verarmung und tiefem Elend, wie es die Pfalz und das heutige Starkenburg darboten, wissen die Schriftsteller jener Periode nichts zu berichten. Theuerung trat allerdings ein, durch das überall verbreitete schlechte Geld stieg der Speciesthaler auf 4, 3 und zuletzt auf 10 fl. Die Gehälter der Professoren wurden nicht pünktlich ausgezahlt, aber was wollten alle solchen kleinen Nöthen bedeuten im Vergleich zu den entsetzlichen Drangsalen, welche Heidelberg und das schöne Pfälzer Land zu erdulden hatten.

Die erste Gefahr drohte der Stadt schon beim Beginne des Kriegs 1621 als Herzog Christian von Braunschweig mit seinem Heere den Durchzug aus Westpfalen nach dem Main und der Pfalz erzwingen wollte. Er hatte deswegen Amöneburg und die Aemter Homberg an der Ohm und Alsfeld besetzt und dem Landgrafen, welcher den Durchzug verweigerte, den Krieg erklärt. Bei Altenbuseck wurde er von den verbündeten Bayerischen, Mainzischen und Darmstädtischen Truppen am 20. Dezember zurückgeschlagen. Aus Furcht vor den Drangsalen des Krieges wollten damals viele Studenten die Universität verlassen, allein der Rector Winkelmann ermunterte sie, sich in den Waffen zu üben, um im Falle der Noth bei der Vertheidigung mitwirken zu können. In der That vereinigten sich die Studenten, sie bildeten ein eigenes Corps, welches eine Fahne mit der Inschrift führte: Litteris et armis ad utrumque parati.

In der Folge drohte Gießen keine ernste Gefahr mehr und vor allem scheint die wissenschaftliche Thätigkeit der Universität keine Unterbrechung erlitten zu haben, wofür eine Menge Anschläge Reden und Programme beweisen. In jener Epoche machte die Universität eine werthvolle Erwerbung an den mathematischen Instrumenten und physikalischen Apparaten des Landgrafen Philipp von Butzbach, der am 29. April 1648 durch die Unvorsichtigkeit seiner Diener in einem mit Branntwein bereiteten Bad, welches Feuer fing, ein trauriges Ende fand. Mehrere dieser Instrumente hatte der Landgraf selbst verfertigt und selbst Kepler durch seine Arbeiten Bewunderung abgerungen. Die Instrumente bestanden in einem Himmelsglobus, welchen man den Kopenhagnern, von Tycho de Brahe verfertigten, noch vorzog. In dem Herzen des Löwen befindet sich des Landgrafen Bildniß, in dem Gestirn der Jungfrau das seiner Gemahlin. Quadranten, Sextanten und Oktanten und andere Instrumente bildeten die weiteren Theile der Sammlung.

In Gießen, dessen Gräben und Bollwerke hinreichenden Schutz gewährten, konnte die Wissenschaft sicher gedeihen und blühen und auch der Landgraf Georg II., der von 1631 an 14 Jahre ununterbrochen in dem Universitätsgebäude wohnte, fand hier Sicherheit und Schutz.

Neue Blüthenperiode der Universität.

War auch die Thätigkeit der Universität während des dreißigjährigen Krieges nicht unterbrochen worden, so mußte sich doch, nachdem der Friede wieder Einkehr zu halten begann, das Bedürfniß geltend machen, die Universität in einer Weise zu heben, durch welche es ihr möglich war mit den Nachbaranstalten die Concurrenz zu bestehen. Die Auseinandersetzungen mit Hessen-Cassel wegen der Universität Marburg gaben den ersten Anstoß hierzu. Nach dem zwischen beiden Häusern geschlossenen Hauptreceß sollte die Universität Marburg gemeinschaftlich bleiben, allein es ergab sich, daß die beiderseitigen Interessen so verschiedene waren, daß man darin übereinkam, daß jedem eine eigene Akademie kraft der vorhandenen kaiserlichen Privilegien bleiben solle. Auf Darmstädtischer Seite tauchte damals die Idee auf, die junge Universität nach Darmstadt zu verlegen, Andere brachten Gießen, Grünberg und Alsfeld in Vorschlag. Allein man verblieb schließlich bei Gießen, denn gegen Darmstadt machte man geltend, daß es fürstliche Residenz sei, Alsfeld sei eine Grenzstadt und Grünberg sei ein „kaltes, ungesundes Loch“. Gießen zeigte sich auch der Ehre würdig. Es erhöhte bedeutend die eigenen Beiträge zur Universität, bewilligte 10 Morgen Land für die Professoren, 10 Wagen Holz für die Aufrichtung des Pädagogii, gestattete jedem Professor und praeceptori classico so viele Schweine in die Mastung zu treiben, als einem Bürger erlaubt war, verwilligte den Professoren gleich den Bürgern Loosholz und gestattete ihrem Gesinde Abfallholz in den Waldungen zu lesen.

Erheblich vermehrten sich die Einkünfte der Universität durch den hessischen Antheil an Marburg und die nun erfolgende Abfindung. Bei der Theilung mit Marburg erhielt die abziehende Universität für die zurückgelassenen Gebäude 8000 fl. Es blieben ihr ferner außer den von ihr früher besessenen Vogteien Grünberg, Alsfeld und Gießen diejenigen zu Kalbern, Kugelhaus Marburg und Predigerhaus Marburg. Die Gießener Universität erhielt ferner den silbernen, goldverzierten Scepter mit dem Reichsadler, worunter sich die kleine Büste Karl V. mit der Inschrift befindet:

Carole quinte vale, tu sceptre scholamque dedisti
Benipotens patrias ego fundo Philippus Athenas.

Noch mehrere andere Schaustücke erhielt die Gießer Universität von Marburg ausgeliefert, und ein Patent Landgraf Georg II., welches in Hessen und zu Frankfurt an allen Kirchthüren angeschlagen wurde, verkündigte die Wiedereinführung der Universität zu Gießen, sowie: „Daß der Fürst geschickte, erfahrene, treufleißige und tapfere professores in omnibus et singulis facultatibus nominirt habe.“ Im Beisein der beiden Söhne Georgs, Ludwig (später Ludwig VI.) und Georg (Georg III. der Mittlere zu Böhl) und zahlreicher hoher Herren fand am 5. Mai die feierliche Einweihung der erneuerten Universität statt. Alle Pfarrer und Rathsherren der Städte des Oberfürstenthums mußten auf Befehl des Landgrafen bei der Feier gegenwärtig sein. Ein großer Zug bewegte sich von dem Universitätscolleggebäude nach der Stadtkirche, wobei Kraft Adam von Buseck die Scepter und andere Adelige den kaiserlichen Stiftungsbrief, Matrikelbuch, Siegel und Dekanatsbücher trugen. Der Superintendent Haberkorn hielt die Einweihungspredigt, der ambrosianische Lobgesang beschloß die kirchliche Feier, worauf der Geheimerath und Hofkanzler Fabricius als Vertreter der Regierung eine Ansprache an die Versammlung richtete, in welcher er sich über die Bedeutung der Feier aussprach, worauf er den Professor der Theologie Feurborn kraft fürstlicher Vollmacht zum Rector magnificus ernannte.

Am folgenden Tage, 6. Mai wurden feierliche Doctorpromotionen vorgenommen, wobei der Promotor dem Candidaten als Symbole ein offenes und ein zugeschlagenes Buch überreichte. Alsdann setzte er ihm einen Hut auf, als das Zeichen der Freiheit und des Adels, steckte ihm einen Ring an,

weil er der Wissenschaft gleichsam anvermählt sei, und überreichte ihm eine brennende Fackel als das Zeichen des Lichts, auch als Hochzeitsfackel.

Wie in der ersten Periode seiner Entstehung bietet Gießen auch hier wieder das unerquickliche Schauspiel, daß die theologischen Streitigkeiten in dem wissenschaftlichen Leben der Universität allzusehr in den Vordergrund treten und eine Menge tüchtiger Kraft aufzehren, welche weit besser im Dienste ernster wissenschaftlicher Arbeit Verwendung gefunden hätte. Der Superintendent Professor Peter Haberkorn insbesondere genoß den Ruf eines gewaltigen theologischen Streiters. Er wurde daher von dem zur katholischen Religion übergetretenen Landgrafen Ernst von Hessen Rheinfels 1651 nebst Calixtus von Helmstädt und Crocius von Marburg zu einem Religionsgespräch mit Pater Valerianus Magnus und einigen anderen Capuzinern nach Rheinfels beschieden. Dieses Religionsgespräch blieb ergebnißlos; auch fand ein anderes öffentliches Religionsgespräch und Controverse am 7. Februar 1653 mit dem Jesuiten Johannes Rosenthal statt, welches gleichfalls ergebnißlos blieb.

Bald darauf gefährdeten andere religiöse Thorheiten den Frieden der Universität. Die von Phil. Jacob Spener angeregten pietistischen Zusammenkünfte hatten auch in Gießen Nachahmung gefunden und mußten auf Befehl des Landgrafen 1678 allgemein untersagt werden. Im Jahr 1689 eröffnete Johann Heinrich May aufs Neue solche Versammlungen und wurde das Haupt der Pietisten. Der Superintendent Hannecken eiferte nun von der Kanzel gegen die Pietisten; Pietismus und Orthodoxie geriethen in offenen Streit, und in zwei Parteien getheilt standen sich Studenten und Professoren einander gegenüber. Der Streit nahm aus dem Hörsaal auf die Straße und in die Schenke seinen Weg und die Entzweiung wurde unter der Bevölkerung der academischen und der bürgerlichen, so allgemein, daß 1693 zwei fürstliche Commissarien, Staatsminister von Schereß und Oberhofprediger von Bielefeld, erschienen und den Frieden wieder herstellten. Die Versöhnung wurde in beiden Kirchen verkündigt und Gott dafür gedankt.

Johann Konrad Dippel.

Kurz nach diesen unerquicklichen Streitigkeiten folgte ein Rückschlag, welcher von der Unduldsamkeit jener Epoche Zeugniß ablegt. Der Streit zwischen Orthodoxen und Pietisten sollte nicht ohne übele Folgen bleiben. Hannecken sah sie voraus und folgte einem Rufe nach Wittenberg, während die anderen bei dem Streite Betheiligten alle mehr oder weniger für ihre Antheilnahme an demselben empfindlich gestraft wurden. Die Professoren der Philosophie Balthaser Mentzer III. und Schlosser wurden 1695 für immer abgedankt, Pfasiar auf vier, Gregor Nitsch auf drei Monate suspendirt, weil sie theologischer Irrthümer und der Heterodoxie beschuldigt waren. Der Professor Hedinger, der erste Lehrer des Natur- und Völkerrechts, welcher in einer Schrift, Vale Hassiacum betitelt, die Pietisten übel mitgenommen hatte, mußte öffentlich widerrufen und seine Schrift wurde confiscirt. Er folgte bald darauf einem Rufe nach Stuttgart. Diese und ähnliche Fälle waren in jener Periode häufig, und manche tüchtige Lehrkraft ging durch die gegenseitige Unduldsamkeit der Universität verloren; die Studirenden aber sogen jenen verderblichen Fanatismus ein, der noch auf lange Zeit hinaus den Frieden und die Ruhe der protestantischen Kirche gefährdete. Um diese Zeit, diese Periode des Rückgangs der Wissenschaft und des Beginns der Periode der Charlatanerie und des Schwindels, welche in den späteren Cagliosto und St. Germain ihre eminentesten Vertreter besitzt, dem Leser persönlich näher zu führen, sie ihm begreiflicher erscheinen zu lassen, müssen wir ihm das Bild eines Mannes vorführen, der uns geradezu als ein leibhaftiges Denkmal der Irrthümer und Thorheiten seiner Zeit erscheint; eines Mannes, der in der Geschichte der Universität Gießen eine bedeutungsvolle Stelle einnimmt und der, seinen Zeitgenossen gegenüber gestellt, durch seine geistige Begabung mächtig hervorragt, und groß erscheint durch seinen, die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens umfassenden Genius.

Johann Conrad Dippel, der Sohn eines Predigers zu Nieder-Ramstadt, wurde am 10. August 1673 auf dem Schlosse Frankenstein geboren, wohin sein Vater vor den damals die Pfalz und die Bergstraße verwüstenden Franzosen geflohen war. Er verrieth bereits frühe seltene Geistesanlagen, so daß er, zum Studium der Theologie bestimmt, schon mit 16 Jahren die Universität beziehen konnte. Sein theologisches Studium war jedoch nur dazu bestimmt, ihm sein ganzes Leben zu vergällen. Von einem brennenden Ehrgeiz getrieben und von einem tüchtigen Theil theologischen Dünkels besessen, betheiligte er sich mit wahrem Fanatismus an den damals trefflich gedeihenden religiösen Zänkereien, namentlich ergriff er lebhaft gegen die Pietisten Partei. Die Erfolge seiner Disputirsucht befriedigten ihn ungemein und er gesteht selbst von jener Periode seines Lebens, „daß sein Eigendünkel größer als derjenige des vollblutigsten Adels gewesen sei, und daß er mit Vergnügen gesehen habe, daß der Adel gleich einem alten Thurm baufällig würde, die Gottesgelahrten dagegen immer noch Mittel und Wege fänden, ihre Würde zu behaupten und zu vergrößern."

Nachdem sich Dippel die Magisterwürde erworben, nahm er, um seine durch die Kosten, welche seine Studien ihm verursacht, derangirten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen, eine Stelle als Hauslehrer bei einem Beamten auf einem Schlosse im Odenwalde an. Hier lebte er drei Jahre und versuchte hierauf eine Professur bei der philosophischen Facultät zu Gießen zu erlangen; ein Bemühen, das jedoch ein erfolgloses war. In der Hoffnung anderwärts besseres Glück zu haben, begab er sich nach Straßburg.

Auch in Straßburg erreichte er seinen Zweck nicht, denn man verweigerte ihm die Erlaubniß, eine von ihm verfaßte, mit vieler prunkvoller Gelehrsamkeit ausgestattete, gegen die Pietisten gerichtete Streitschrift öffentlich zu vertheidigen. Dippels Unmuth war unbeschreiblich, doch erschien es ihm gewissermaßen als eine Vergeltung seines Verdrusses, daß er von den Leuten auf der Straße der „hochstudirte Magister" angeredet wurde.

In Straßburg predigte er zuweilen und hörte nicht auf, sich mit der theologischen Wissenschaft zu beschäftigen, dabei entwickelten sich aber zugleich die ersten Anfänge seines späteren Abenteuerthums. Er trieb Chiromantie und hielt Vorträge über diese Scheinwissenschaft. Dabei führte er ein Leben wie der verlorene Sohn, vergeudete sein Vermögen für lächerlichen Putz und kostbare Anzüge und betheiligte sich bei Schmausereien, Zechereien und Raufereien.

Ueberschuldet, war es schon längst seine Absicht, aus Straßburg zu entweichen, als ihn ein unerwarteter Vorfall nöthigte, diesen Vorsatz früher, als er es beabsichtigte, zur Ausführung zu bringen. In einer Gesellschaft, bei welcher er zugegen war, wurde einer seiner Freunde tödtlich verwundet. Alle wurden in Haft genommen, nur Dippel, den man wahrscheinlich noch nicht gefunden hatte, bekam hiervon noch frühzeitig genug Kenntniß, um durch die Flucht dem Gefängnisse entgehen zu können. Nicht ohne Gefahr, verfolgt von Straßburger Häschern und anderem Ungemach, gelang es ihm, die Heimath zu erreichen. Bei einem Wirthe in Neustadt an der Hardt, welchem er die Zeche nicht bezahlen konnte, entwich er heimlich und übersandte ihm als Pfand dafür vom nächsten Dorfe aus ein von ihm wider die Pietisten geschriebenes Buch und eine Schuldverschreibung. Zu Hause angekommen, empfand er über sein wildes Leben, das er zu Straßburg geführt, eine bittere Reue, wozu wohl die Strafpredigten, welche ihm von elterlicher Seite zu Theil wurden, das ihrige beigetragen haben mögen. Er gelobte ernstliche Besserung und suchte durch den Schein eines strengen Pietismus, den er von nun an in seinen Predigten zur Schau trug, sich namentlich die Gunst des Landgrafen und des Hofes, vor welchem er mehrmals predigte, zu gewinnen. Er war aber, wie seine eigenen Worte hierüber lauten: „in der Haut ein Schalk und ein Feind des Kreuzes Christi, der durch seine Pietät damals vornehmlich den Nutzen dieses Lebens suchte, nämlich eine fette Stelle oder eine reiche Heirath".

Beides gelang ihm nicht, eine Stelle wurde ihm nicht und bei einer Heirathswerbung ward ihm ein Korb zu Theil. Er blieb bis zum Jahre 1696 bei seinen Eltern und befaßte sich mit theologischen Studien und mit der Abfassung von Streitschriften im pietistischen Sinne. Nach Beendigung einer solchen größeren Arbeit begab er sich nach Gießen, wo er sich in Dr. Zentgraf einen Gönner erworben hatte. Auch in Darmstadt hatte er Freunde und er hoffte sein Ziel, die Erlangung einer theologischen Professur, nunmehr zu erreichen.

Wie oben bereits bemerkt, war Dippels Pietismus der Hauptsache nach nur äußerlich, in Wahrheit befand er sich auch mit vielen der Lehrmeinungen der pietistischen Partei in völligem Widerspruch und diese seine abweichenden Meinungen wurden in einer von ihm verfaßten Schrift: **Papismus protestantium vapulans**, oder das gestäubte Papstthum an die Verfechter der blinden Menschensatzungen in der protestirenden Kirche, niedergelegt.

Als seine Aussichten auf Erlangung einer Professur sich zerschlugen, sah er sich veranlaßt, diese berühmt gewordene Streitschrift herauszugeben, deren Inhalt nur dadurch bedauerlich erscheint, als er den Beweis liefert, wie sehr ihr streitlustiger Verfasser, der sie erst, nachdem er keine Aussichten mehr hattte, durch seinen Pietismus Vortheile zu erlangen, veröffentlichte, doch Gewicht darauf legte, keine Meinungen zu äußern, die ihm in seiner Carriere Schaden zu bringen vermochten. Die Schrift an sich kann Dippel, der um ihretwillen bis an sein Lebensende verfolgt wurde, nur zur Ehre gereichen, und viele der von ihm aufgestellten Sätze lassen uns ihn heute als einen aufgeklärten, seiner Zeit weit vorausgeeilten Theologen erscheinen.

Er widerlegt z. B. die übertriebenen Meinungen von der Wirkung der Taufe, welche diese auf den Täufling haben soll, und hält sie für einen willkürlichen, nur durch sein Alter ehrwürdigen Gebrauch; er reducirte die über das Abendmahl und die Transsubstantiationslehre verbreiteten Ansichten und behauptete neben manchen mystisch-tollen Ideen eine Menge Dinge, die man heute, ohne Anstoß zu erregen, sagen darf, die aber damals die gesammte theologische Welt in Harnisch brachten, so daß in ganz Deutschland, in Schriften und auf den Kanzeln wider ihn polemisirt wurde.

Im Jahr 1704 begab sich Dippel nach Darmstadt, und nun beginnt eine bedenkliche Wendung in seinem Lebenslauf. Haben wir seither schon Gelegenheit gehabt, auf Manches hinzuweisen, was vom Standpunkt der strengen Moral aus nicht gebilligt werden kann, so beginnt jetzt eine Richtung in seiner Wirksamkeit, die uns geradezu verbrecherisch erscheinen würde, wenn wir nicht die wissenschaftlichen Verkehrtheiten seiner Zeit, sowie seine glühende, allem sogenannten „Uebernatürlichen" zugängliche, willig sich angenehmen Selbsttäuschungen hingebende Phantasie mildernd in Betracht ziehen müßten. Er wurde Alchemist und es fanden auf ihn die Verse nahezu Anwendung, welche ein Zeitgenosse, der Nürnberger Pastor Bezzel, dichtete:

> Wer im gemeinen Dienst dem Staat nützen kann,
> Wer jung als Passagier sein Hab' und Gut verthan,
> Will nun im Müssiggang aus Gläsern, Rauch und Kohlen,
> Schaut doch dies Wunderwerk! — des Schadens sich erholen.

Dippel erzählt, es sei ihm gelungen, eine Tinktur herzustellen, mittelst deren er 50 Theile Silber oder Quecksilber in Gold verwandelt habe. Diese Unwahrheit beruht entweder auf einer Selbsttäuschung, oder sie ist ersonnen, um den leichtfertigen Ankauf eines Landgutes bei Darmstadt, den heute noch nach ihm benannten „Dippelshof" zu entschuldigen.

Ohne Geld zu besitzen, kaufte er den „Dippelshof" um 50,000 Gulden, in der Erwartung, durch die Ergebnisse seiner alchemistischen Arbeiten ausreichendes Gold zu gewinnen, um seine Gläubiger befriedigen zu können. Bald darauf borgte er vierthalbtausend Gulden und vertheilte diese Summe bis auf 1400 fl. unter die Dürftigen. Man sieht, das sind Geschäfte, die auf Dippels Charakter kein vortheilhaftes Licht werfen und an moderne Gründungen und Dachauer Banken nur allzuviel erinnern.

Seine alchemistischen Versuche auf dem „Dippelshofe", schlugen fehl und abermals, wie einst in Straßburg, von Gläubigern verfolgt, mußte er nach Berlin entfliehen. Auf Betrieb eines schwedischen Geistlichen, den er in seiner gewöhnlichen derben Art angegriffen hatte, wurde er in Berlin verhaftet, aber alsbald entlassen und ging, um weiteren Verfolgungen seiner theologischen Widersacher zu entrinnen, nach Frankfurt a. M.

Im Jahr 1707 begab er sich von Frankfurt am Main nach Holland, hier widmete er sich eifrig den Naturwissenschaften und erwarb sich 1711 zu Leyden in Holland die Würde eines Doctors der Medicin. Durch verschiedene mystisch-philosophische Schriften, in welchen er die naturwissenschaftlichen Erfahrungen mit dem mystisch-theologischen System der damaligen Zeit zu verweben suchte, zog er bald die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich und fand vielfach begeisterte Anbeter, und noch

lange nach ihm, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Naturwissenschaft zu ihrem Heile die mystisch-philosophische Basis verließ und die abstrakte Richtung einzuschlagen begann, sind seine medicinischen und naturwissenschaftlichen Schriften mit Anerkennung genannt worden.

Mehr Werth als auf seine Wirksamkeit als naturwissenschaftlicher Schriftsteller dürfen wir heute auf seine Thätigkeit als praktischer Arzt legen. Als solcher stand er in großem Ansehen, und Zeitgenossen berichten von wunderbaren, von ihm vollbrachten Kuren. Sein Aufenthalt in Holland währte jedoch nicht lange. Dippel war, wie wir wissen, ein schlechter Haushalter, und bald, nachdem er die höchste medicinische Würde erlangt hatte, nöthigten ihn Schulden, sein Haus zu verkaufen und Holland zu verlassen.

Er begab sich nach Altona, das damals Dänemark gehörte. Dort hoffte er in Ruhe leben zu können und rechnete auf den Schutz der dänischen Regierung, welche ihm vor mehreren Jahren den Charakter eines „Kanzleiraths" verliehen hatte. Durch eine abfällige Kritik der Beamten zog er sich hier jedoch Unannehmlichkeiten zu, wurde in eine Untersuchung verwickelt und 1719 als Störer der öffentlichen Ruhe zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Die Schrift, in welcher er die Regierung zu Altona angegriffen hatte, wurde öffentlich durch den Nachrichter verbrannt.

Zur Verbüßung seiner Strafe wurde er nach dem Schlosse Hammershus auf Bornholm verbracht. Seine anfangs strenge Gefangenschaft wurde bald gemildert, als er sich den Bewohnern des Schlosses und Umgegend als Arzt nützlich machte. Man erlaubte ihm, innerhalb der Festung umherzugehen und schriftstellerische und chemische Arbeiten vorzunehmen. 1726 erlangte er sogar durch Vermittelung der Königin seine Begnadigung.

Er begab sich nun nach Schweden, und hier wäre es dem unruhigen Abenteurer beinahe gelungen, das Glück dauernd an sich zu fesseln. Als er sich in Christiansstadt aufhielt, ließ ihn der König, welcher gerade kränklich war, schriftlich um seinen Rath fragen und ihn nach Stockholm entbieten. Als dieses bekannt wurde, gerieth die gesammte schwedische Geistlichkeit in Allarm und ließ durch eine Deputation den König ersuchen, Dippel, den Erzketzer, des Landes zu verweisen. Der König war auch schon bereit, diesen Fanatikern zu willfahren, als die Ritterschaft und der Bauernstand, aufgebracht über das eigenmächtige Vorgehen der Geistlichkeit, ihn durch Deputationen angingen, eine solche der Verfassung des Reiches nicht entsprechende und der Ehre der Nation zu nahe tretende Bitte nicht gewähren zu wollen. Adel, Bürger und Bauern setzten es zum Aerger der Bischöfe und Prälaten durch, daß Dippel in Schweden verblieb und trotz des Polemisirens auf der Kanzel allerwärts geehrt und gefeiert wurde. Bei jeder Gelegenheit wurde die Geistlichkeit, unter welcher sich, wie sich Dippel ausdrückt, wohl mancher befand, der gleich dem Probst von Christiansstadt „ein dummes, lüderliches Thier" war, um ihres Fanatismus willen verspottet. Dippels Ansehen als Arzt und Theologe wuchs mehr und mehr, so daß ihn einst ein Bischof spöttisch den Messias des Adels nannte. „Für unseren Messias erkennen wir ihn nicht", antwortete ihm ein Graf, „aber ein Schrecken der Bischöfe könnte er mit Recht genannt werden, denn Ihr Herren habt bei seiner Ankunft im Reich einen Lärmen erregt, als ob hunderttausend Russen eingefallen wären."

Dippels Anhang wurde so mächtig, daß man ihm sogar die Aussicht eröffnete, er solle zum Erzbischof von Upsala ernannt werden; ein großer Theil der Geistlichkeit kam ihm nicht mehr feindselig, sondern mit unverkennbarer Devotion entgegen, und viele Priester, welche sich brieflich an ihn wandten, legten ihm sogar den Titel „Eminenz" bei. Den Mantel nach dem Winde hängen ist bekanntlich eine althergebrachte Sitte!

Seine Aussichten zerschlugen sich jedoch wieder. Wie es scheint, erweckte er durch ein unvorsichtiges Betragen das Mißtrauen der einzelnen politischen Parteien; den Intriguen seiner Gegner gelang es seine Anhänger zu schwächen, und 1727 mußte er, obwohl erkrankt, Anfangs Dezember bei bitterer Kälte Schweden verlassen.

Dippel ging nun nach Dänemark und wurde in Kopenhagen von dem Könige und dem Hofe als Arzt zu Rath gezogen.

Im September 1728 begab er sich nach Goslar im Hildesheim'schen. Durch Consistorialbeschluß wurde er daselbst alsbald für eine verhaßte und vogelfreie Creatur erklärt, und ein Rescript der Regierung verwies ihm die hannover'schen Lande.

Er begab sich ins Wittgenstein'sche nach Berleburg, wo er mit einigen Freunden sich frommen Uebungen hingab, ohne daß dieselben jedoch die in ihm stets rege theologische Streitlust zu mildern vermocht hätten, und noch während seines Aufenthalts in Berleburg, wo ihn am 25. April 1734 in Folge eines Schlagflusses der Tod ereilte, führte er mit einem gewissen Dr. Karl einen theologischen Federkrieg.

Prüfen wir heute, was nach zweihundert Jahren von dem einstigen großen Namen Dippels übrig geblieben, so bietet uns seine Person ein lehrreiches Beispiel, wie viel dazu gehört, um dauernd auf einen Ruhmesplatz in der Geschichte Anspruch zu haben; denn so groß auch Dippels Ansehen bei seinen Zeitgenossen war, so ist doch gar wenig von seinem Rufe auf die Nachwelt übergegangen.

Zu einem religiösen Reformator, der er sein wollte, fehlte ihm die moralische Unabhängigkeit, Ueberzeugungstreue und sittliche Größe. Nicht allein, daß sein Privatleben nichts weniger als ein makelloses war, er brachte auch nur allzuhäufig, wo es sich um sein persönliches Interesse, um sein Ansehen oder um Beförderung handelte, diesen seine persönliche Ueberzeugung zum Opfer.

Bei theologischen Disputationen war er gar zu häufig befriedigt, wenn seine Gründe, obwohl sie ihn selbst nicht überzeugt hatten, nicht widerlegt werden konnten und die Zuhörer bestachen. Seine Erfolge erheben sich daher, obwohl er vielfach Andere an geistiger Begabung bedeutend überragte, doch nicht über diejenigen seiner zahlreichen rabulistischen Zeitgenossen.

Ebensowenig sind durch seine Wirksamkeit als Mediciner dauernde Resultate erzielt worden, seine wissenschaftlichen Arbeiten waren philosophische Speculationen im Sinne der damaligen Zeit und keine Entdeckung auf den Gebieten der Anatomie, Pathologie und Therapie hat die Geschichte der Wissenschaft von ihm aufzuweisen.

Nur durch eine Entdeckung, welche ihm der Zufall bei seinen alchemistischen Arbeiten in die Hand spielte, die Darstellung des oleum animale foetidum Dippelii, des stinkenden Dippel'schen Thieröls, ist sein Name noch der Nachwelt erhalten geblieben. Das Dippel'sche Oel — ehedem als krampfstillendes Mittel angewandt, wird zwar längst nicht mehr von aufgeklärten Aerzten als Arzneimittel verordnet, allein in der Geschichte der Wissenschaft ist es dadurch von Bedeutung, daß durch seine Entdeckung der Weg zur Darstellung des Berliner Blau's gefunden wurde.

Dippel gewann sein stinkendes Oel dadurch, daß er Blut und andere thierische Substanzen mit Kali der trockenen Destillation aussetzte. Er nahm diese Arbeit in eisernen Retorten vor. Anfangs wurde nur das überdestillirende Oel benutzt und später dachte man erst daran, den Rückstand in der Retorte zu verwerthen und Versuche damit anzustellen. Man laugte denselben aus und bei dem Zusatz von Eisenvitriol ergab die Lauge einen blauen Niederschlag — das heutige Berliner Blau.

Der Chemiker weiß, daß in dem bei der trockenen Destillation thierischer Substanzen in eisernen Gefäßen mit Kali verbleibenden Rückstand das gelbe Blutlaugensalz 2 Ka Cy Fe Cy enthalten ist. Durch Zusatz von Eisenvitriol zu der Lauge, welche aus diesem gewonnen wird, entsteht das Berliner Blau, welches nach Liebig Ka Cy Fe Cy zusammengesetzt ist.

Ob wir Dippel die Erfindung des Berliner Blaus verdanken, ist nicht mit Gewißheit nachweisbar. Mehrere, darunter auch Kopp in seiner Geschichte der Chemie, schreiben seine Entdeckung einem Farbenkünstler Diesbach zu. Daß Dippel das Verdienst gebührt, zuerst den Gedanken gefaßt zu haben, thierische Substanzen mit Alkalien zusammen der trockenen Destillation zu unterwerfen, und daß er dadurch den einzig möglichen Weg zur Gewinnung eines der wichtigsten Farbstoffe geöffnet und die chemische Technik um ein Erhebliches gefördert hat, ist unbestritten.

In der Nähe von Darmstadt trägt bekanntlich der „Dippelshof" seinen Namen. Wenn wir ihm auch nicht, wie wir aus obigem gesehen haben, das Prädikat eines großen Mannes zuerkennen können, so gehört er doch zu den hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit. Diese, ihre Thorheiten, die verkehrte Richtung, welche die Wissenschaften am Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten

Jahrhunderts eingeschlagen hatten, müssen wir auch zum Theil mildernd zu seinen Gunsten in Anspruch nehmen, wenn wir finden, daß seine mannigfache Wirksamkeit so wenig Bleibendes zurückgelassen hat.

Insbesondere für unser engeres Vaterland aber ist sein Name einer Erinnerung werth, denn Johann Conrad Dippel eröffnet die Reihe der vielen hervorragenden und berühmten Männer, die den Ruf Hessens als einer der bedeutendsten Pflegestätten exacter und humanistischer Wissenschaften begründeten.

Unter Landgraf Ernst Ludwig, kurz nachdem der französische Marschall Villars die hessischen Lande durch Raub, Brand und Contributionen verheerte, beging die Universität am 18. Oktober 1707 ihre erste hundertjährige Jubelfeier. Der Landgraf ordnete das Programm der Feierlichkeit an und sandte den Erbprinzen Ludwig und den Prinzen Franz Ernst nach Gießen ab, um sich an der Feierlichkeit zu betheiligen. Die Universität erwählte den Erbprinzen zum Rector magnificentissimus und am Tage zuvor ritten die Studenten, in zwei Schwadronen formirt, unter Anführung des Prinzen Franz Ernst, zur feierlichen Einholung dem Erbprinzen bis Kleinlinden entgegen. Bei dem Einzug in die Stadt donnerten die Kanonen von den Wällen und die Gießer Bürger bildeten Spalier durch die Schloßgasse hindurch. Im Schloß wurden die Prinzen vom academischen Senat empfangen. Am folgenden Tage verfügte sich der feierliche Zug, darunter die Deputirten der hessischen Städte, der Landstände und der Universitäten Marburg und Rinteln, aus dem Colleggebäude durch die Ehrenpforte nach der Stadtkirche. Der Kanzler von Schröder und der Prorector Mollenbeck hielten Reden und der Superintendent Bielefeld hielt die Jubelpredigt. Bei dem Te Deum laudamus ertönten dreimal 80 Kanonenschüsse von den Wällen und Militärsalven. Nach Beendigung der kirchlichen Feier fand ein großes Festmahl statt, wobei die Trinkspüche ebenfalls von Kanonensalven begleitet waren, feierliche Doctorpromotionen und Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, arabischer; und äthiopischer Sprache wurden gehalten und der gesammte Prunkschatz der Bücherweisheit ausgekramt; die Studenten brachten Fackelzüge und, es wird zwar nichts darüber berichtet, es ist aber in hohem Grade wahrscheinlich, betranken sich bei dem Feste gründlich. Um jene Zeit sehen wir die Universität in großem Ansehen stehen. Bedeutende Juristen mehren ihren Ruf und insbesondere sind es Hert, Mollenbeck, Grolmann und Weber, die in jener Epoche der Universität zur Zierde gereichten.

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt wieder eine Periode des Rückgangs und es sind abermals theologische Zänkereien, welche den Rückschritt in der Entwickelung der Universität verursachen. Namentlich sind es die Streitigkeiten zwischen dem Kanzler Pfaff, welcher eine von den Schlacken der Metaphysik gereinigte Dogmatik vortrug und in dem orthodoxen Theologen Brenner einen Widersacher fand. Noch mehr Streitigkeiten erregte der lüderliche theologische Freigeist Bahrdt. Im Jahr 1744 wurde der Professor der Logik und Metaphysik Jacob Friedrich Müller, weil er in vielen Jahren dem öffentlichen Gottesdienste nicht beigewohnt und den Zinzendorfern sich geneigt gezeigt hatte, durch ein höchstes Rescript angewiesen, daß er vor der theologischen Facultät erscheinen und sich über seine Religionsmeinungen vernehmen lassen solle. Diese lächerlichen Streitigkeiten sind namentlich in des famosen Laukhardt Annalen der Universität Schilda, der, als er Gießen bezog, diese Vorfälle noch in frischem Gedächtniß bei denjenigen, welche sie mit erlebten, vorfand, in ergötzlicher Weise travestirt. Auch die nach dem Vorgang anderer Universitäten unter dem Vorsitz des Professors Bechtold gegründete gelehrte Gesellschaft (1766) und die später entstandene deutsche Gesellschaft werden von diesem boshaften Satyriker in ergötzlicher Weise gegeißelt und wir sehen Gießen an jenem wissenschaftlichen Rückschritt Theil nehmen, der im Allgemeinen damals die deutschen Universitäten erfaßte, eine Folge des wissenschaftlichen Zunftwesens, welches nicht nur für Gießen, sondern auch für Heidelberg, Jena, Halle und zahlreiche andere ein Hinderniß für ihr Emporkommen war. Wir werden in einem späteren Capitel noch besonders auf diese Erscheinungen des deutschen Culturlebens zurückkommen. Erst unter Ludwig I. sollte der Universität ein neuer Aufschwung bevorstehen.

Der ruhmreiche Fürst, der den Grundstein zur Blüthe des heutigen Hessens legte, gab auch sofort bei seinem Regierungsantritt der Landes-Universität ein Zeichen seiner Huld durch Schenkung einer Summe von 10000 fl. für ein zu errichtendes Entbindungshaus und eine Hebammenschule, wozu die Landstände einen weiteren Zuschuß bewilligten, und so entstand, nachdem die Kriegsjahre vorüber, unter der Leitung seines Vorstehers, Professors von Ritgen, ein Institut, das zu den ersten dieser Art in Deutschland zählte. Ein werthvolles Vermächtniß, dasjenige des am 19. Oktober 1800 verstorbenen Professors Freiherrn von Senkenberg, der seine gesammte Bibliothek, reich an Handschriften und an Werken über Staatsrecht, Diplomatik, und Geschichte, sowie ein Capital von 10000 Gulden der Universität vermachte, mehrte die Unterrichtsmittel der Universität. Auch die Sammlung chirurgischer Instrumente des Straßburger Stadtchirurgen Lobstein gelangte 1814 durch Kauf an die Universität. Tüchtige Lehrkräfte machten sich geltend, unter welchen der Professor der Mathematik und Physik Schmidt, der Mediciner Professor Balser, die Professoren der Forstwissenschaft Walther und von Hundeshagen hervorragten; vor allem aber ist es die 1824 erfolgte Berufung des damals 22jährigen Liebig, mit welcher eine Glanz-Epoche für die Universität begann, wie Gießen nie zuvor eine ähnliche aufzuweisen hatte. Die Augen der gesammten wissenschaftlichen Welt sehen wir von nun an auf Gießen gerichtet und Gießen steht in jener Periode geradezu an der Spitze der deutschen Universitäten. Nicht nur in den Naturwissenschaften, auch in den übrigen Lehrfächern herrschte eine lebhafte Thätigkeit. Wir erwähnen die Theologen Kredner und Knobel, die hervorragenden Privatdocenten in der philosophischen Facultät, Carriere, Baur, J. Hillebrand, den Literarhistoriker Hillebrand und eine ganze Schaar junger Naturforscher, die um das weithin leuchtende Gestirn Liebig sich sammelten, Kopp, Knapp, Zamminer, († 1858), Ettling († 1856), Ernst Dieffenbach der Weltumsegler, († 1855). Der Anatom Bischof begann in jener Glanz-Epoche seine Laufbahn, ebenso Bardeleben und der Forstmann C. Heyer († 1856), und noch heute besitzt die Universität zahlreiche hervorragende Vertreter der Wissenschaft. Wir betonen die ruhmreiche neue Periode unserer Landes-Universität nur darum, um daran zu erinnern, daß dieselbe in einer der wichtigsten Epochen unserer Bildungsgeschichte, während einer Periode ruhmreichen Schaffens unserer Nation nicht nur nicht müßig blieb, sondern, daß sie auch vielfach ein glänzendes Beispiel gab und anderen Anstalten als Muster voranschritt. Sie erreichte diese Resultate mit bescheidenen Mitteln, welche keinen Vergleich aushalten, mit den hohen Summen, welche andere Staaten für ihre Universitäten verwenden. Möge man heute, wo man so oft einen neuen Aufschwung der Universität herbeiwünscht, nie vergessen, daß es nicht die wissenschaftlichen Größen, die geistigen Kräfte, sondern, daß das Alleralltäglichste, die materiellen Mittel, es waren, hinsichtlich welcher Gießen hinter anderen Universitäten von jeher zurückstand.

Gießer Studentenleben.

Man sollte zwar meinen, daß nachdem wir die wissenschaftliche Geschichte der Universität abgehandelt, damit unserer Aufgabe Genüge geschehen sei, da auch das Studentenleben ja mit dem wissenschaftlichen Leben der Universität nothwendig zusammenfallen müsse. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Studentenleben und wissenschaftliches Leben decken sich keineswegs, sie sind sogar himmelweit von einander verschieden. Wir erinnern an jene Zeit, als die Professoren Bunsen und Kirchhoff eine der folgenreichsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen machten, als sie die Spektralanalyse entdeckten, vermöge welcher es möglich ist, nicht nur die chemischen Bestandtheile der Sonne und der Planeten, ja sogar der fernen Fixsterne und jener Nebel zu untersuchen, welche unter dem Namen Kometen das Weltall durchirren. Wohl nirgends hat diese wunderbare Entdeckung weniger Sensation gemacht, als gerade unter den Studenten der Universität Heidelberg, und wenn zwei oder drei Dutzend sich darüber

unterhielten, so habe ich die Zahl derjenigen, die daran Antheil nahmen sehr hoch gegriffen. Dagegen erinnere ich mich, daß in jenem Semester (1858 auf 59) vier Fackelzüge, anderthalb Dutzend Commerse, ebensoviele Katerfrühstücke, einige hundert Kneipen, und ebensoviele Bierhocke gehalten wurden, sowie durchschnittlich 20 Paukereien pro Tag, aber das alles nicht um etwa Bunsens glorreiche Entdeckung zu feiern, sondern zum Zweck der Verherrlichung der Burschenehre und zum Ruhm der Borussia, Suevia oder einer der vielen sonstigen ia's, unter deren Banner der Studio sich sammelte. Obwohl wir nun nach dem vielen Löblichen, was uns von der Universität Gießen bis jetzt bekannt ist, voraussetzen dürften, daß die Entwicklung derselben in dieser Beziehung wohl eine andere sei als diejenigen anderer Universitäten, so ist doch dem durchaus nicht so. Gießen bildet uns von Anbeginn an ein Bild derben und wilden Burschenlebens, und nicht ohne heimliches Grausen sah ehedem die Mutter ihren Liebling mit dem glatten, frohen Kinderantlitz, um dessen Kinnen der erste Flaum des Bartes spielte, nach dem wilden Gießen ziehen, bis die neuere Zeit auch hier sanftere Sitten einzuführen begann und fromme Theologenverbindungen, Wingolf und Arminia, wie anderwärts auf den deutschen Universitäten, an dem aufblühenden Jünglinge liebreich Mutterstelle vertreten.

Das Studentenleben in Gießen war von Anbeginn der Universität an ein recht rohes und wildes. Die Entstehung der Hochschule fällt in jene schlimme Periode, welche nach der Reformation beginnt, wo die Verwilderung der akademischen Sitten im Zunehmen begriffen war, um mit dem dreißigjährigen Kriege ihren Höhepunkt zu erreichen, und namentlich jener rohe Pennalismus auf den Universitäten geübt wurde, von welchem unser heutiges Fuchsbrennen der letzte Ueberrest ist. Ehedem war mit diesem Fuchsbrennen, der Deposition, durch welche der Fuchs aus einem unvernünftigen Thier zu einem richtigen Studenten umgeschaffen werden sollte, ein umständliches entsetzliches Ceremoniell verbunden, das wir in kurzen Zügen wiedergeben wollen. Die Füchse, damals Bachanten genannt, wurden vor den Depositor geführt, der in einem Kleide, wie es die Gauckler trugen, erschien. Wenn derselbe die erforderlichen Instrumente ausgebreitet hatte, bekleidete er die Bachanten mit dem Bachantenrock, einem abenteuerlichen Kleidungsstücke, welches zum Lachen reizte. „Das geschah deßhalb als wenn er nicht Mensch, sondern ein unvernünftiges gekröntes Thier wäre," um schließlich wieder in menschlicher Gestalt zu erscheinen, „zum Zeichen, daß er sich der Bachantenpossen fortan entschlagen und ein vernünftiger Mensch sein wolle". Alsdann hielt der Depositor eine Rede. War seine Rede geendet, so ließ er den Novizen bedenklich Fragen und Formeln lösen, oder über irgend ein Thema sprechen. Dabei hatte er in der Hand eine Wurst mit Sand oder Kleie gefüllt; antwortete jemand nicht nach seinem Geschmack, so schlug er ihn damit oft bis zu Thränen. War das vorbei, so mußten sich die Bachanten auf die Erde legen, so daß ihre Köpfe in einen Kreis fielen und ihre Körper einen Stern bildeten, „daß sie sollten haben ein Denkzeichen der Demuth und Unterdiensthaftigkeit." Die so auf die Erde ausgestreckten behaute er zum Scheine mit der Axt und wendete er außerdem Hobel, Säge, Bohrer u. s. w. an, „damit alles, es sei am Leib oder Gemüth, solle abgethan und abgeschafft werden." Waren sie auf diese Weise trefflich vorbereitet, so mußten sie sich von der Erde erheben und Hörner auf ihre Köpfe setzen, welche ihnen abgeschlagen wurden, „daß der vorige Bachantentrotz und das alte störrische Wesen gänzlich in ihnen sollte erstorben und getödtet sein."*

Alsdann wurden jedem die Haare geschnitten und mit Hobelspänen bestreut, „daß er dasselbe solle sauber halten und nicht ziehen entweder zum Stolz oder zum abscheulichen Greuel." Nachdem wurden ihm die Ohren mit einem ungeheuren Ohrlöffel gereinigt, „daß sein Gehör sollt aufmerksam sein auf die Lehren der Tugend und Weisheit, und sich aller Unsauberkeit, der Narretheidungen und schädlicher Reden entziehen." Weiter wurde ihm ein großer Eberzahn in den Mund gesteckt und dann wieder mit einer Zange herausgezogen, wobei der Bachant auf einem Stuhle mit einem Beine sitzen mußte. Es geschah, „daß er nit solle beissig sein, auch niemands guten Leumund und Namen mit schwarzen verläumderischen Zähnen vernagen." Dann säuberte der Depositor des Bachanten Hände und Nägel mit einer Feile, „daß er seine Hände nicht solle gebrauchen zu unnöthigen Waffen, zum

* Orationes duae de ritu et modo depositionis Beanorum (1730).

raufen und schlagen, zum rauben und stehlen, sondern zu seinen Büchern, zu nützlichem Schreiben und solcher Arbeit, die von einem fleißigen Studenten erfordert werden."* Diesen und anderen Narrenspossen mußten sich die neuen Ankömmlinge unterwerfen, die außerdem noch von den älteren Studenten nach Herzenlust gefoppt, gequält und geschunden wurden. Barbarische Absolvir- und Accesschmäuse waren mit diesen Feierlichkeiten, welche vernünftige Universitätsvorstände und Regierungen vergeblich zu beseitigen versuchten, verbunden. Erst 1654 gelang es den vereinten Bemühungen der Universitäten Marburg, Gießen und Rinteln, nach geschehenem Vortrag auf der Reichsversammlung zu Regensburg, dem heillosen Pennalwesen und anderen eingerissenen Unordnungen unter den Studirenden ein Ende zu machen. In Gießen bemühte sich insbesondere der die Universitätgerichtsbarkeit ausübende Dekan und Professor Haberkorn um die Ausrottung des Pennalismus. Viele Feindschaften zog sich Haberkorn unter den Studirenden, die ihn mit Spitznamen zu ärgern suchten, dadurch zu, allein ein öffentliches Dekret des Landgrafen Georg II. stellte das Ansehen der hohen Obrigkeit wieder her, und machte der Landgraf 1660 durch dasselbe bekannt, „daß die künftigen Verbrecher, „als putrida membra," ohne einiges Ansehen der Person entfernt, auch wohl cum infamia relegirt, die Relegationspatente in ihr Vaterland geschickt werden, der Relegirte auf anderen Universitäten nicht solle angenommen werden können". In einem Anhange äußert Georg II. ausdrücklich, „daß er lieber eine Universität von wenigen gottesfürchtigen, tugendhaften, gelahrten und wohlqualificirten Studiosis, welche hernach Gott und dem gemeinen Nutzen ersprießlich dienen könnten, als von einer großen Menge gottloser, muthwilliger und frevelhafter Gesellen haben wolle." **

Es ist uns zu anwidernd das ekelhafte Kapitel über die academische Rohheit hier allzuweit auszuspinnen. Die Periode nach dem dreißigjährigen Kriege war eine Epoche der Barbarei, eine Epoche des Rückgangs in der Kunst, der Wissenschaft und eine Periode der Verwilderung der Sitten, eine Zeit, in der sich die Theologen der Universitäten zankten, in welcher allerwärts Brandpfähle für Hexen errichtet wurden, in welcher der grasseste Aberglaube sogar in der Wissenschaft Eingang fand, in welcher selbst an den Höfen eine maßlose Rohheit der Sitten sich geltend machte — einer der Herzöge von Württemberg erließ Ende des siebenzehnten Jahrhunderts eine Verodnung, in welcher den Hofjunkern verboten wurde, sich so zu übernehmen, daß sie im Speisesaal sich erbrechen müßten —; wie sollte in einer solchen Zeit der Student ein Vorbild guter Sitten und Tugenden sein! Werfen wir, statt daß wir den Studenten und sein rohes Treiben schildern, lieber einen Blick auf das Thun und Treiben der Professoren des 17. und 18. Jahrhunderts, und die Ursachen der academischen Barbarei werden für uns leicht auffindbar sein. 1681 erschien in Marburg eine medicinische Doctordissertation über das Hexenmal der Zauberer und Hexen, 1693 disputirte Joh. Phil. Hechler in Gießen über Gespenster und bewies das Dasein derselben; in Heidelberg disputirte 1672 ein anderer Doctorand über das Nestelknüpfen; eine weitere uns vorliegende Schrift führt den Titel: Utrum Diabolus possit producere substantiam? (ob der Teufel Substanz hervorbringen könne?), unzählige Dissertationen über die Macht des Teufels sind vorhanden, andere Doctoranden disputiren über die Besessenen, kurz wir begegnen allerwärts einem Wust des Unsinns und des Aberglaubens, welcher in widriger Weise absticht gegen jenes heitere, lichte Geistesleben, das mit dem Beginn der Periode der Renaissance verheißungsvoll die neue Zeit verkündet. Vorzugsweise ist es die Theologie, unter deren Einfluß die Jurisprudenz nicht nur, sondern auch die Naturwissenschaften in ihrer Entwickelung gehemmt waren, Finsterniß in den Köpfen erregt wurde, und eine Auffassung der Naturvorgänge zu Tage trat, die selbst dem alten Heidenthume, der Zeit des Plinius und des Seneca gegenüber, als ein Rückschritt erschien. Während

---

* Vergleiche auch Geschichte des deutschen Studententhums von Oscar Dolch. 1858.

** Justi, in der „Vorzeit" Marburg 1826.

die Alten einfach zunächst nach dem Grund der Erscheinungen fragen, stellt sich die christliche Wissenschaft, um die Naturvorgänge mit dem Gottesbegriff, mit der Lehre der Allmacht, Allweisheit und Allgerechtigkeit Gottes in Einklang zu bringen, die Erkenntniß ihres Zweckes als Ziel.

Die Kometen, die Erdbeben, wurden mit Einemmale zu Verkündern des Zornes Gottes, und statt daß man diese Erscheinungen genauer beobachtete und nach ihren Ursachen forschte, forschte man zuerst nach den Ursachen des Zornes des Allmächtigen.

Wenn uns Evagrius von dem 451 nach Christus stattgehabten Erdbeben erzählt, so ist ihm die Beschreibung desselben, bei welcher sogar die Angabe des Tages fehlt, weit weniger wichtig als die Thatsache, daß damals der Hunnenkönig Attila, die Gottesgeißel, seinen fürchterlichen Krieg begann.

Die Chroniken, die noch zahlreich vorhandenen Kometen- und Erdbebenpredigten sind angefüllt mit Angaben über schreckliche Ereignisse, welche auf die Anzeichen des göttlichen Zornes gefolgt sind, aber sie enthalten kaum irgend eine wichtige Naturbeobachtung.

Merkwürdig sind oft die Ursachen, welche man für den Zorn Gottes auffand. So wird ein am 10. September 1692 zu Gießen stattgehabtes Erdbeben von dem dortigen Stadtpfarrer Lotichius als ein Ausfluß des Zornes Gottes dargestellt, der, empört über die schlechten Sitten, die Menschen zur Buße auffordert. Selbst die damals übliche Haarfrisur zählt zu den Ursachen, welche den Zorn des Allmächtigen über das arme Gießen heraufbeschworen haben. „Wunder wäre es nicht gewesen“, sagt Lotichius, „daß diese Erdbeben auch die unzierliche Hauptzierde, Fontange genannt, welche dem Bericht nach eine leichtfertige Weibsperson in Frankreich soll erfunden haben, dadurch man sich größer machet und wider Gottes Willen setzen will, den stolzen Frauenzimmern von den Köpfen herabgeworfen hätte“.

Alle Naturvorgänge waren unmittelbare Willensäußerungen Gottes, alle natürlichen Anordnungen waren schließlich nur zu dem Zwecke gegeben, dem Menschen die Allmacht, Allweisheit und Allgüte Gottes zu beweisen. Diese Lehre bildete sich zu einem sich immer weiter entwickelnden Systeme aus. Zuletzt fand sie sogar in einer eigenen philosophisch-theologischen Disciplin, der Teleologie, d. h. Lehre von dem Zweck, welchen Gott bei der Anordnung seiner Naturgesetze vor Augen gehabt, ihren vollkommensten Ausdruck. Die Teleologie glich einer unerschütterlichen Burg, in welcher der Theologe allerwärts seine unbezwinglichen Verschanzungen und siegerprobten Rüstzeuge und Wehren fand. Leider aber hat diese Lehre, welche auch für die Naturforschung maßgebend war, die Entwicklung der Wissenschaft durch Jahrhunderte derart aufgehalten, daß wir die Nachtheile, welche sie gebracht, heute kaum zu ermessen vermögen.

Mit Einemmale wurde aber zu Beginn dieses Jahrhunderts mit diesem „alten Sauerteig“, wie Georg Forster sich ausdrückte, so gründlich aufgeräumt, daß die Teleologie heute vollständig verlassen und vergessen ist, es sei denn, daß noch irgendwo ein harmloser Landgeistlicher mit teleologischen Argumenten sich wappnete. Für andere ist die Lehre nur noch ein bloßes Curiosum, und, wenn wir heute die einschlägige Literatur vergleichen, so empfinden wir den Eindruck, den wir etwa von einer Festung empfangen, welche von ihrer Besatzung schon vor Jahrhunderten verlassen wurde, die sich aber in ihrer ganzen früheren Gestalt und Verfassung in allen Einzelheiten vollkommen erhalten hat.

Wir wollen einen kleinen Spaziergang in das Zeughaus der theologischen Festung unternehmen, und unsere Leser werden mit uns sofort den urkomischen Eindruck empfinden, welchen das aufgestellte Rüstzeug auf den Beschauer macht.

Es hat noch einen gewissen Sinn, wenn man Beweise für das Dasein und die Allmacht Gottes aus dem gestirnten Himmel herleitet, wenn man seine Allweisheit etwa durch die Kepler'schen Gesetze begründen würde, allein zu reinen Absurditäten muß es führen, wenn man aus allen natürlichen Einrichtungen derartige Beweise herleiten will.

Man hat es zum Beispiel nicht bei den Naturreichen, dem Thierreich und Pflanzenreich im Allgemeinen bewenden lassen, sondern man hat sogar die Abtheilungen und Unterabtheilungen dieser Reiche auf das sorgfältigste zu teleologischen Argumentationen benutzt.

Von Johann Heinrich Zorn, Pfarrer zu Ditfurth, besitzen wir eine Petino-Theologie, „oder Versuch den Menschen durch nähere Betrachtung der Vögel zur Verwunderung, Liebe und Verehrung

ihres allmächtigsten Schöpfers aufzumuntern," ein umfangreiches Werk, zu welchem der damalige Prorector der Universität Jena (1742), Prof. Reusch, eine Vorrede verfaßt hat.

Von dem dänischen Naturforscher J. H. Chemnitz besitzen wir ein dem berühmten Naturforscher Professor Pantopidan zu Kopenhagen 1760 gewidmetes Werk: „Testaceotheologie, oder Beiträge zur Erkenntniß Gottes aus den Conchilien".

Dr. med. Triller betrachtet Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bienen und begeistert sich zu folgenden Versen:

> Was sagst Du nun verstockter Atheist,
> Der Du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,
> Wenn Du die Polizei der Bienen siehst.
> Du sagest, was ist es mehr, es steckt ja dieses nur
> Nothwendig so in der Natur.
> Die Bienen sind ja nichts als nur Maschinen;
> Das mag an seinem Orte sein, allein laß Dir dienen,
> Und sage mir: Wer gab den ersten Bienen,
> Die wunderbare Baukunst ein,
> Hat es ein Mensch gethan?
> Ich weiß, Du selbst sprichst nein!
> Wer hat es also denn gethan,
> Wenn es kein Mensch nicht leisten kann?
> Wer ist sonst außer Gott, dem alles zuzuschreiben,
> Ich weiß hier mußt Du hängen bleiben!

Dieses: „Wer ist sonst außer Gott," war der Inhalt aller Naturbetrachtungen, und man war auf's höchste befriedigt, sobald man wieder aus einer neuen Beobachtung das Dasein Gottes beweisen konnte. Zuletzt, nachdem nichts Besseres übrig war, um diesen schon zum so und so vieltenmale wiederholten Beweis auf's Neue zu führen, brachte Chemnitz, wie bereits oben bemerkt, die Schnecken und Christian Friedrich Lesser die Insekten an die Reihe.

Doch kamen diese Herren, denen also die Nachlese übrig blieb, nicht am schlechtesten dabei weg; namentlich das Lesser'sche Buch hatte einen ungeheuren Erfolg. Es erlebte in Deutschland drei Auflagen, Uebersetzungen in's Englische und Französische und sein Verfasser ward von den Academien zu Wien und Berlin und von den gelehrten Gesellschaften zu Göttingen und Bremen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Dieses Buch Lessers ist eine der köstlichsten wissenschaftlichen Curiositäten, welche wir heute besitzen und vielleicht das ergötzlichste Rüstzeug, welches unsere gesammte verlassene theologische Festung beherbergt. Wir wenden ihm daher noch ein wenig unsere Aufmerksamkeit zu. Es führt den Titel:

„Rectoris Friedrich Christian Lessers zu Nordhausen am Frauenberge Insecto-Theologie oder vernunft- und schriftgemäßer Versuch, wie ein Mensch durch aufmerksame Betrachtung der sonst wenig geachteten Insecten zur Erkenntniß der Allmacht Gottes gelangen könne. Leipzig 1730."

Auf dem Titelbilde ist der Herr Rector abconterfeit, wie er mittelst der Loupe die Anatomie der Insecten ergründet, während neben ihm die Frau Rectorin ihr Garn aufhaspelt, ein Bild pfarrherrlichen Stilllebens, wie man es nicht schöner ersinnen kann.

Nachdem er eine Reihe der widrigsten Insecten, Wanzen, Flöhe und noch häßlichere durchgemustert, ruft er salbungsvoll aus: „Gewöhne dich demnach bei Erblickung eines jeglichen Insectes, die Tiefe und Erkenntniß Gottes ehrerbietig zu bewundern und lobe den, der sie gemacht hat".

Er beschäftigt sich nicht allein mit der Anatomie, auch mit den sonstigen Eigenthümlichkeiten, z. B. mit dem Geruche der Insecten und hält den übelriechenden Wanzen den wohlriechenden Moschuskäfer gegenüber. Er sagt:

„Man trifft auch Insecten an, welche einen Geruch von sich zu geben pflegen. Einige stinken gar arg, daß man vor denselben die Nase zuhalten möchte, andere aber haben einen sehr angenehmen, lieblichen Geruch, daraus man sieht, daß derjenige Gott, welcher dem Bisamthier seinen angenehmen und dem Stinkthier seinen unangenehmen Geruch verliehen hat, welche Eigenschaften ihren abgezielten Zweck und Nutzen haben, ein weises Wesen sein muß."

Aber es kommt noch besser!

Unser Pastor untersucht ferner den Nutzen der Insecten. Er beschäftigt sich nicht allein mit ihrer mannigfaltigen Anwendung in der damaligen Medicin, ein besonderes Capitel handelt auch „von dem Gebrauch und Nutzen der Insecten in den Rechten", wo unter andern der bei den Juden eingeführten Strafe für Ehebrecher Erwähnung geschieht, welche man des Sommers nackend auf einen Ameisenhaufen setzte, oder von den Bienen zerstechen ließ, so lange bis der ganze Körper geschwollen war.

Ueber den „Gebrauch und Nutzen der Insecten in der Gottesgelahrtheit" vernehmen wir von dem Autor:

„Also hat Gott auch die Insecten (Insecta) oftmals zu Geißeln gebraucht, die Bösen damit zu peitschen, und es ist keine Creatur so gering und verachtet, Gott kann sie, wenn es ihm gefällt, als sein Heer zu Feld führen, daß derselben keine menschliche Gewalt widerstehen und sie bezwingen kann. Es können Menschen oft ganze Armeen verjagen, allein es sind ganze Armeen nicht mächtig ein Heer Heuschrecken zu vertilgen."

Einen wahrhaft zwergfellerschütternden Beweisgrund für die Allmacht und Allweisheit Gottes liefern aber Lesser gewisse unappetitliche Thierchen, welche heutzutage der Anstand zum Theil zu nennen verbietet und welche ich daher durch — — — dem Leser zu errathen überlasse. Es ist gewiß ein Zeichen der Verfeinerung unserer Sitten, daß heutzutage der Feuilletonist, der so oft bei frommen Herren Aergerniß erregt, Anstand nimmt, Ausdrücke zu gebrauchen, deren diese sich zur Zeit ihrer Omnipotenz bedienten.

Lesser sagt:

„Die Knochen der Menschen sind zwar hart, ja auch öfters härter als Steine, und doch sind in denselben Würmer gefunden worden. Aeußerlich sitzen in den Haaren der Menschen die bekannten Läuse, gleichwie auch an den Augenbraunen und an heimlichen Orten die — — — zu wohnen pflegen. Ich bemerke hierbei die weise Vorsorge unseres Gottes, welche auch sogar vor den Aufenthalt und Wohnung nicht nur vernünftiger Menschen, sondern auch der Thiere weislich gesorgt hat; denn ob es ihnen gleich an Vernunft fehlt, so hat doch seine unendliche Weisheit ihnen einen natürlichen Trieb eingepflanzt, solche Oerter zu suchen, welche ihrer Lebensart und Nahrung zuträglich sind und seine Allmacht, denn große Könige und Fürsten können durch die Macht ihrer Waffen oft ganze Armeen von sich abhalten, allein sie sind oftmals nicht im Stande diese verächtlichen Thiere von sich abzuhalten."

Das Lesser'sche Buch, von dem wir hier nunmehr Abschied nehmen, bezeichnete den letzten großen Triumph der Teleologie. Trotz allem Fanatismus, mit welchem sie ihre Anhänger verfochten, erwies sie sich unhaltbar. Sie war zu sehr in's Extrem ausgedehnt und dieses Extrem bewirkte den unvermeidlichen Rückschlag. Die Schranke, welche so lange die Weiterentwickelung der Naturwissenschaft hemmte, ward umgestürzt und die Teleologie ward ein für allemal abgethan. Ihre Fanatiker dienten daher wider ihren Willen nur der Förderung der Aufklärung.

Unsere Leser werden nach unserer kurzen Schilderung des Anblicks, den im Allgemeinen das wissenschaftliche Treiben des 17. und eines großen Theils des 18. Jahrhunderts darbot, nicht erstaunen, wenn auch das Thun des Studenten jener Epoche ein sehr klägliches ist, und wenn wir ihn an dem Treiben einer Zeit des Mysticismus und der Finsterniß Theil nehmen sehen, in welcher schließlich Schwindler und Charlatane jeder Art den allgemein herrschenden Mysticismus dazu benutzen, um die thörichte Welt am Gängelband zu führen.

Das Ordenswesen war zu jener Zeit in voller Blüthe; die Rosenkreuzer, Illuminaten und Freimaurer waren allerwärts verbreitet. Alle Studenten entlehnten mehr oder minder äußere Formen und Kennzeichen vom Freimaurerorden; es dienten dazu farbige Kokarden, nebst anderen Symbolen und geheimnißvolle Buchstabenverschlingungen nach Art unserer heutigen Cirkel, die nur eine Wiederholung jener Erkennungszeichen sind, deren sich ehedem der Amicitia- und Constanzia-Orden bediente. Die Orden waren Verbindungen auf Lebenszeit und nahmen, als sie einmal in Aufnahme gekommen waren, einen ungemein raschen Aufschwung. In Jena wurde die erste Verbrüderung dieser Art, der Moselanerbund, 1746 gegründet. Außer diesem entstanden noch die Harmonie, Concordia, l'Esperance, Lilienorden, Unitisten und andere. In Gießen waren die Amicisten und Constantisten die zwei großen

Verbrüderungen, in welche sich Mitte des vorigen Jahrhunderts die Studentenschaft theilte. Ihre heimlichen Zusammenkünfte wurden rasch zu einem Tummelplatze der ausgelassensten Rohheiten, und die gegenseitigen Anfeindungen der Ordensbrüder erlangten durch die Heimlichkeit des Ordenswesens einen Grad von Gefährlichkeit, der die Ruhe und Sicherheit in den Universitätsstädten auf's höchste gefährdete. Insbesondere Gießen bot von der Mitte bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder ein Bild der Verwilderung, welches aller Beschreibung spottet. Ein Bild dieser Rohheit und Barbarei Gießens im vorigen Jahrhundert liefert uns einer der merkwürdigsten ungerathenen Musensöhne unserer Landesuniversität, bei dem wir etwas länger verweilen wollen.

Es ist nicht meine Absicht, culturhistorische Parallelen zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu ziehen und bei dieser Gelegenheit einem excentrischen Kopfe ein Denkmal zu setzen, es bestimmt mich zu dieser Arbeit noch ein besonderes literarisches Interesse. Friedrich Christian Laukhard ist nicht allein ein eleganter Schriftsteller und Satyriker, wir besitzen in seinen Annalen der Universität Schilda auch ein bedeutungsvolles Werk, das für die Beurtheilung des Culturlebens der Universitäten des vorigen Jahrhunderts für den künftigen Geschichtschreiber von beinahe nicht geringerer Wichtigkeit sein wird, als es der Simplicissimus für die Beurtheilung der Sitten im dreißigjährigen Kriege und Hans von Schweinichens Denkwürdigkeiten für die Kenntniß der Sitten der Reformationszeit sind.

Laukhard, ein heller und aufgeklärter Kopf, ist ein vortrefflicher Schilderer der Sitten seiner Zeit und geißelt auf die ergötzlichste Weise die Abgeschmacktheiten des academischen Lebens. Obwohl seine Schriften einzelne Angriffe auf Docenten enthalten, welche allerdings auf seine persönliche Animosität zurückzuführen sind, so sind sie doch, so viel man auch aus diesem Grunde gegen sie einwenden mag, der Hauptsache nach Urkunden von eminenter Bedeutung. Gerade dadurch, daß der Verfasser über jeden ihm bekannten academischen Lehrer und alle sonstigen öffentlichen Persönlichkeiten auf das Unverhohlenste sein Urtheil abgiebt, dabei aber sich selbst nicht schont und von sich Dinge an die Oeffentlichkeit bringt, die jeder Andere auch seinen intimsten Bekannten verbergen würde, erlangen seine Aussagen eine ungemeine Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit.

Friedrich Christian Laukhard wurde 1758 in dem damals zur Grafschaft Grehweiler gehörigen rheinhessischen Dorfe Wendelsheim, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Sein Vater gab ihm wohl einen tüchtigen Unterricht im Lateinischen und Griechischen, allein er vernachlässigte die in den Knabenjahren so nothwendige Beaufsichtigung des vielversprechenden talentvollen Jungen. Knechte und Mägde, mit welchen er verkehrte, vergifteten frühzeitig die Seele des Kindes und seine trunksüchtige Tante Elise gewöhnte ihn, wie er selbst erzählt, an den Trunk, so daß er „in zarter Jugend ein Säufer ward." Manchmal schlief er schon iu den frühen Mittagsstunden auf seinem Zimmer einen gewaltigen Weinrausch aus. In seinem achtzehnten Jahre bezog dieser junge Lüdrian die Universität Gießen.

Gießen, das damals an wissenschaftlicher Bedeutung sehr abgenommen hatte und außerdem als eine der rohesten Universitäten in Deutschland bekannt war, war keineswegs geeignet als Bildungsschule eines jungen Mannes mit Laukhard's Charakteranlagen, der, bei geistiger Ueberlegenheit über seine Altersgenossen, abgestoßen von der dürftigen, wissenschaftlichen Nahrung, welche ihm dort geboten wurde, nur zu bald Neigung fühlte, die Rolle eines Studirenden mit der eines Renommisten zu vertauschen. In seiner Lebensbeschreibung schildert er uns ausführlich das rohe und wüste Leben der Gießener Studenten und er giebt uns das Urbild eines damaligen „honorigen" Gießener Burschen in folgendem, von einem seiner Mitstudirenden verfaßten Gedicht, dessen Schilderung dem Gießener Studenten von 1774 wie ein Ei dem andern gleichen soll.

Wer ist ein ächter Bursch? Der, so am Tage schmaust,
Des Nachts herumschwärmt, wetzt* und zecht und brüllt und braust,

---

* Wetzen bedeutet, mit dem Schläger auf das Pflaster schlagen, daß die Funken davon sprühen.

Der die Philister foppt, die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt,
Der stets im Carcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamage rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er g'nug renommirt,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegirt.
Das ist ein fermer Bursch, und wer's nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht't,
In's Saufhaus niemals kommt, nur in's Collegium,
Was ist das für ein Kerl? — das ist ein Drastikum.*

Laukhard bemühte sich diesem Burschenideal möglichst nahe zu kommen; er ging mit Federhut, Lederhosen und hohen Stiefeln einher, und über die Schulter geworfen trug er nach damaligem Brauch eine gewaltige Hetzpeitsche mit dicken Knoten darin, so derb und wuchtig, daß sie einem Schweinetreiber hätte dienen können. An der Seite hing der wuchtige Hieber, und so ausgerüstet genoß er das Burschenleben in vollen Zügen; Paukereien, Raufereien und wüste, tagelange Zechgelage folgten nun in seinem Lebenslauf auf einander in anmuthiger Abwechslung.

Meine zartfühlenden Leser, bei welchen ich mich schon wegen der obenstehenden unappetitlichen Verse entschuldigen muß, würden mir es wenig zu Dank wissen, wenn ich hier ein ausführliches Gemälde akademischer Rohheit entwerfen wollte; auch ist gerade dieser Theil der Lebensgeschichte meines Helden der weniger wichtige. Ich begnüge mich daher mit dieser kurzen Inhaltsangabe seines Thuns, auf welche ich umsomehr angewiesen bin, als die meisten seiner Streiche heutzutage nur in ganz vertrauten Freundeskreisen als Beiträge zur akademischen Sittengeschichte Erwähnung finden können. Erwähnt sei nur, was er vom Schnapstrinken der Studenten sagt. In seiner Selbstbiographie findet sich hierüber die folgende charakteristische Stelle: „Da in Gießen der Wein zu theuer war, trank man auch Schnaps und oft sah mau ganze Haufen trunkener Studenten aus einer Kneipe kommen, und sie schrieen und wälzten sich im Straßenschmutz wie die Schweine."

Der Student trieb damals keinen Luxus; Rohheit und verfeinerter Lebensgenuß schließen einander aus. Hieraus erklärt es sich, daß Laukhard, nachdem er drei Jahre in Gießen gelebt, nur 180 Gulden Schulden, die ihm sein Vater bereitwillig bezahlte, zurückließ.

Auf der Rückreise nach der Heimath hätte sein Schicksal beinahe schon frühzeitig die Wendung erhalten, welche er ihm später aus eigenem Antriebe gab, denn in einem lüderlichen Hause in Frankfurt fiel er österreichischen Werbern in die Hände und der hoffnungsvolle Theologe wäre unfehlbar in den weißen Rock gesteckt worden, wenn ihn nicht das Wohlwollen eines höheren Offiziers, welcher die von den Werbern benutzte wahrhaft phänomenale Trunkenheit Laukhard's mildernd in Betracht zog, vor dem Regiment des Haselstocks gerettet hätte.

Die Ferien brachte er zu Hause zu und besuchte dann die Universität Göttingen, wo er noch während zwei Semestern Vorlesungen hörte.

Laukhard führte später ein Abenteurerleben. In Halle war er 1790 Privatdocent und ließ sich aus Desparation, weil er keine Zuhörer hatte, bei einem preußischen Regimente als gemeiner Soldat anwerben. Als Soldat machte er die Feldzüge in den Niederlanden und die Belagerung von Landau 1792 mit. Als Spion wurde er damals in die Festung geschickt, um seinen Jugendfreund Dentzel, den Commandanten Landau's, zur Capitulation zu bereden. Dessen Gutmüthigkeit dankte er es, daß er nicht gehenkt wurde. Laukhard war später Jacobiner und tanzte in Lyon um die Guillotine, ließ sich nach verschiedenem Vagabundiren bei einem schwäbischen Kreisregimente anwerben und wurde dann wieder Sprachmeister an der Universität Halle (1809). Später war er Pfarrer im Moseldepartement und endigte seine Tage 1830 als Privatlehrer zu Kreuznach. Als eine treffende Satyre auf die akademische Rohheit erwähnen wir folgendes in seinen Annalen der Universität Schilda enthaltenes Edict des akademischen Senats zu Schilda über die Privilegien und Freiheiten der Studirenden an der Akademie zu Schilda.

---

* Drastikum ist gleichbedeutend mit den modernen Bezeichnungen: „Theekessel" 2c.

„Wir Cancellarius, Prorector, Director und übrige Professores der Universität zu Schilda.

Auf Allergnädigsten Spezialbefehl Seiner Durchlaucht, unseres Allergnädigsten Herrn, machen wir sämmtlichen unseren Studiosis oder Facultäten hiermit bekannt, wie höchstgedachte Se. hochfürstliche Durchlaucht allergnädigst geruht haben, den Fleiß und die gute und anständige Aufführung unserer Studiosorum, als von welchen Sie vorzüglich durch die hiesigen Herren Professores Theologiae et Philosophiae sind benachrichtigt worden, landesväterlichst zu belohnen und den Studiosis des Hauptstudii zu Schilda folgende ehrenvolle Privilegia und Immunitäten zu ertheilen, deren Inhalt wir jetzo durch diesen öffentlichen Brief bekannt machen wollen. Demnach sollen:

1. Die Studiosi allein das Recht haben, mit brennender Tabakspfeife bei Tag und Nacht auf der Straße zu gehen, wo sie auch wollen, auch soll es ihnen frei stehen, wenn sie etwa einen Bürger oder Handwerksburschen mit einer Tabakspfeife ertappen sollten, dieselbe gleich zu confisciren.

2. Sollen die Studiosi allein das Recht haben, den breiten Stein* für sich zu behaupten und Jeden, er sei auch wer er will, (die Professores ausgenommen), wenn er nicht gleich ausweicht, und solle es ein Mühlesel sein, weit wegzuschuppen.

3. Sollen die Studiosi allein befugt sein, nach elf Uhr Abends die Kneipen und Wirthshäuser zu besuchen, und nach dieser Zeit, alles was bürgerlich ist, heraus zu schmeißen, weil letztere der Polizei unterworfen sind. Aber kein Häscher soll sich über Eingriffe in sein Amt beschweren können.

4. Das Schreien und Gröhlen auf der Straße, das Klatschen mit der Hetzpeitsche — der Schweinhirt mag ausgetrieben haben oder nicht — das Galoppiren und dergleichen soll von nun an ausschließlich Recht der Studenten sein.

5. Wer von den Studiosis einem honetten Mädchen, einer Dame, oder sonst Jemanden von Stand begegnet, denen weicht er nach pos. 2 nicht aus und darf sie anklotzen, so barsch als ein Dorfjunker oder Fähndrich.

6. Auf jedem Ball hat der Student die Vorhand und darf auch da um guten Ton, Delikatesse und was sonst Lebensart und gute Sitte heißt, sich nicht ängstlich kümmern.

7. Wenn Jemand wegen Schulden belangt wird, soll die mitior ihm zu Statten kommen, vorausgesetzt, daß er das Professorenhonorar entrichtet hat.

Diese obenstehende Privilegia haben Se. Durchlaucht, unser allergnädigster Herr, selbst genehmigt und zu confirmiren geruht. Wir aber werden nicht ermangeln, obengedachtem allergnädigsten Spezialbefehl und Willen seiner Durchlaucht nachzuleben, und unsere Studiosis in den ihnen allergnädigst zugestandenen Privilegiis zu schützen und zu mainteniren, wobei wir noch versichern, daß denen ihnen schon zustehenden Juribus, z. B. zu commersiren, den Papst zu machen** u. s. w. durch diese neue Jura concessa keineswegs derogirt werden sollen.

Gegeben zu Schilda in senatu academico."

Solcher köstlichen Satyren auf die akademische Freiheit sind in dem Buche noch zahlreiche enthalten. Sie würden ihrem Verfasser mehr Ehre gemacht haben, wenn er es hätte über sich gewinnen können, dem burschikosen Leben, das er selbst so beißend verspottete, zu entsagen. Von Laukhard besitze ich einen nicht uninteressanten Autograph. Es ist ein Stammbuchblatt, datirt Gießen, den 10. Januar 1814, das ich in meines Vaters Studenten-Album vorfand. Es enthält einen Spruch des Juvenal: Sperne voluptates, nocet emta dolore voluptas. „Fliehe die Wollust, denn du bereust das mit Schmerz erkaufte Vergnügen", ein Spruch, von dem man überzeugt ist, daß er dem Schreiber von Herzen kam, wenn man Laukhard's eigene Lebensbeschreibung gelesen hat. In Gießen war er noch

* Den breiten Stein nannte man in Halle ein breites Trottoir, welches sich inmitten der Straßen befand.

** Den Papst machen, nannte man eine damalige höchst barbarische akademische Sitte. Sie stammt aus dem dreißigjährigen Kriege und war eine Persiflage des Papstes, wie er urbi et orbi den Segen spendet. Derjenige, welcher den Papst machte, wurde auf einen Tisch gesetzt und in ein großes Leintuch gehüllt. Unter dieses Leintuch bliesen seine Cardinäle den Tabaksqualm und der Papst sang als Segensspendung ein lateinisches Lied schmutzigen Inhalts. Auf jeden der zehn Verse antworteten die Cardinäle und schenkten ihm ein Glas Bier oder Branntwein ein, je nachdem man in einem dieser Getränke commersirte. Es hielt es selten einer bis zum zehnten Verse aus.

lange nach seinem Tode berühmt und berüchtigt. Eine bedenkliche Ecke hieß noch nach Jahrzehnten: „Am Sau-Laukhard".

Laukhard ist das letzte berühmte Beispiel aus jener wüsten, rohen akademischen Epoche. Man kann annehmen, daß dieselbe bis zu Ende des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts fortdauerte. Noch bis zum Jahr 1815 erschien Laukhard — so erzählte mir unser verstorbener Dichter Professor Carl Baur, der ihn persönlich kannte — häufig in Gießen und betheiligte sich als ein gefeierter Renommist aus der guten alten Zeit an den Commersen, und der Ertrag einer Collecte, welche die Studenten zum Schlusse veranstalteten, wurde ihm zum Abschied verehrt. Maaßweis wurde noch zum Anfang dieses Jahrhunderts das widrige Gießener Bier getrunken, welches die Entstehung der Sprüchworte veranlaßte:

Darmstädter Verordnungen und Gießener Bier
Dauern von Morgens bis Mittags vier.

Die Tradition erzählt noch von einzelnen „Bierfürsten", welche sechs oder sieben Stangen des abscheulichen Getränks nacheinander hinunterwürgten. Allein dennoch vollzog sich allmählich, theils durch den Einfluß der Regierungen, theils aus freier Entschließung der Studentenschaft selbst ein Umschwung. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Perrücken entfernt, man trug den Stürmer, einen ledernen Helm mit Federbusch, Koller und Kanonen. Durch eine Verordnung vom 2. Juli 1796 wurde in Hessen-Cassel den Studenten der Universitäten Rinteln und Marburg das Tragen der Knotenstöcke verboten; auch Hessen-Darmstadt schloß sich an und endlich gelangte man auch dazu in beiden Ländern, wohl am spätesten in den Reichsterritorien, dem rohen Ordenswesen den Garaus zu machen. In Gießen wurde 1809 eine Untersuchung gegen die Orden eingeleitet, der zu Folge fünf Chargirte mit Relegation und zwei mit Consil bestraft wurden. Auch unter der Studentenschaft selbst zeigte sich das Bestreben, das Ordenswesen zu beseitigen, und das Bedürfniß nach feineren Sitten gab sich, wenn auch nur bescheiden, kund. Die Landsmannschaften, aus welchen sich später die Corps entwickelten und welche sich die Pflege der Ehre und des Anstandes zur Aufgabe stellten, kamen nach dem Vorgange anderer Universitäten — in Halle bestanden dieselben schon 1717 — Anfangs dieses Jahrhunderts in Aufnahme, kleidsame Uniformen ließen auch äußerlich den Burschen, der noch vor wenigen Jahrzehnten mit Hetzpeitsche und Knotenstock einherging, manierlicher erscheinen und es zeigten sich die ersten Anfänge jenes eleganten, verfeinerten studentischen Lebens der Gegenwart. Der Hieber trat schon nach den Freiheitskriegen allgemein in Gießen an die Stelle des Stoßdegens, die furchtbaren Straßenschlägereieu wurden seltener und die allmähliche Ausbildung des Comments diente dazu, das academische Leben mit den Sitten der neuen Zeit etwas mehr in Einklang zu bringen. Daß jenes studentische Leben dennoch im Vergleich zu unseren heutigen academischen Sitten ein sehr rohes und verwildertes genannt werden konnte, wird von Niemand bezweifelt werden. Rohe Excesse im Style der guten alten Zeit kamen wiederholt zum Vorschein und es zeigte sich die Unverträglichkeit der academischen Vereinigungen mit den wissenschaftlichen Zwecken der Universität später wieder in so eclatantem Maße, daß unter Minister von Grolmann 1814 sämmtliche Landsmannschaften auf allerhöchsten Befehl aufgehoben wurden. Namentlich dem Duellwesen, das zu üppig emporgedieh, wurde hierdurch eine Schranke gesetzt, allein im Uebrigen blieb der Character des Studentenlebens unverändert. Von dem schlechten Gießener Bier wurde darum nicht weniger vertilgt und Jagd und Spiel übten, als die Landsmannschaften unterdrückt waren, auf manche prädestinirte Naturen eine um so größere Anziehungskraft aus. Einem solchen glücklich angelegten Burschenoriginal, dem Candidaten Pistor, hat der 1880 verstorbene großherzogliche Minister Freiherr Reinhard von Dalwigk, dessen jovial angelegte Natur hinreichend bekannt ist und welcher auch den Ruf eines flotten Burschen hinterlassen hat, ein launiges Denkmal gesetzt, welches unter dem Titel: die Pistoriade, ein Gegenstück zur Jobsiade heute noch in zahlreichen Abschriften circulirt.

Was nahet so dumpf, was wälzt sich so schwer,
Hin zu dem Hause des Herrn von Löhr?
Die Professoren sinds der Juristenfakultät,
Der Kanzler an ihrer Spitze geht.

Und hinter ihnen — nicht auf Rosen,
Schreitet Herr Pistor in kurzen Hosen.
Heut hilft kein Auszug, kein Extrakt,
Heut wird er im „Mündlichen“ angepackt.

Als man an Ort und Stelle gekommen
Und secundum ordinem Platz genommen,
Fing Herr von Löhr, der zeit'ge Dekan,
Mit folgenden Worten zu reden an:
„Herr Candidat, Ihre Maturität, Ihr Betragen, Ihr Fleiß,
Das hab' ich Alles Schwarz auf Weiß,
Und wenn auch sonst noch Dinge da stehen,
So muß man bei Ihnen durch die Finger sehn,
Denn es steht ja deutlich geschrieben zu lesen,
Daß Sie niemals ein Demagoge gewesen!
Drum spricht die Fakultät auch gern ihr Amen,
Und admittirt sie zum mündlichen Examen.“
So wollen wir uns denn vor andern Sachen
An die Pandecten, Herr Pistor, machen.
Nur Muth und Geistesgegenwart!
Und sagen Sie mir: „Was ist die falcidische Quart?“

Bei dieser Frage des Herrn Dekan
Sah ihn der Pistor voll Staunen an
Und sprach: „Daß ich oftmals dabei bin gewesen
Ist deutlich in meinem Gesichte zu lesen.
In Heidelberg schlug ich wohl manche Quart,
Doch niemals eine von dieser Art.
Doch will ich gleich eine Wette wagen,
Die Falcidische lern' ich auch noch schlagen.“

Bei dieser Antwort des Herrn Pister
Entstand ein allgemeines Geflüster,
Die Facultät schüttelte mit lautem Hm? Hm?
Die Köpfe extra ordinem!

Alsbald des Herrn Dekanes Mund
Begann zu fragen: „Was ist der Grund,
Aus dem das corpus juris canonici
Aufhob die Wirkung der Infamie,
Was ist die legis ratio?“
Und der Pistor mit pfiffiger Miene sprach so:
„Ich ahne, was den Herrn im Kopf gesteckt hat,
Sie haben gedacht, variatio delectat.“
Darauf begann Herr von Lindelof zu fragen,
„Herr Candidat können Sie mir sagen.
Wer hat die goldene Bulle verfaßt?“

Und der Pistor rief: „Darauf hab' ich lang gepaßt,
Das weiß ich genau und wills nur gestehen,
Ich hab's zu Darmstadt im Theater gesehen,
Es war der Otto von Wittelsbach,
Der den Götz von Berlichingen meuchlings erstach.“

Und Herr von Lindelof nahm das Wort —
Und setzte die Prüfung also fort:
„Was verstehen Sie unter Aktenextrakt;“

Da wurde der Pistor obstupefact
Und sprach: „Extrakte kennt jedes Schaaf.

Es sind Auszüge in kleinem Octav,
Die, wenn sie das schriftliche Examen wagen,
Die Candidaten in ihren Stiefeln tragen."

Und als es still ward, sprach Professor von Linde:
„Herr Candidat, sagen Sie mir geschwinde,
Was nennt man Apostel im Proceß?"

Da rief der Pistor: „Das sind alte Späß,
Ich wußte gewiß, daß der Jobs vor allem
Wegen dieser Frage war durchgefallen
Und that mich ernstlich vorbereiten.
Die Apostel sind vor andern Leuten
Bei unserm Herrn Christus bis ans Ende geblieben
Und haben nachher die Bibel geschrieben."

Und von Neuem sprach Herr von Linde:
„Herr Candidat, sagen Sie mir geschwinde,
Was mag die Lungenprobe sein?

Und der Pistor mit lächelnder Miene fiel ein:
„Herr Professor, bevor sie weiter sprechen,
Erlauben Sie mir, Sie zu unterbrechen.
Sie thaten die Lungenprobe sagen
Und wollten gewiß nach der Nagelprobe fragen;
Denn diese, bekomm' ich ein Bierglas zu fassen,
Hab' ich noch niemals darinnen gelassen."

Und Professor von Linde sprach zum Dritten:
„Herr Candidat! Darf ich Sie bitten,
Mir zu sagen, was man Wechsel nennt?

Gleich rief der Pistor: „Ein jeder Student
Weiß einen Wechsel zu definiren,
Es ist Geld zum Kneipen und Suitisiren.
Einen Wechsel bekam ich blank und baar,
Nach Heidelberg jedes halbes Jahr."

Darauf nahm der Herr Präsident von Arens das Wort
Und setzte die Prüfung also fort:
„Herr Candidat, sagen Sie mir, was man Convent
In jure ecclesiastico nennt?

Da machte der Pistor eine Reverenz
Und sprach: „Hochzuverehrende Magnificenz,
Ich werde mich auf der Stelle bestreben,
Ihnen eine bestimmte Antwort zu geben.
Doch erlauben Sie mir, daß ich auf die Frage
Um eine Erklärung zu bitten wage.
Da man verschiedene Dinge so nennt,
Meinen Sie den Bier- oder Corpsconvent?"

Und der Kanzler, ohne Antwort und Schluß
Fragt weiter — „Was ist ein Canonicus?"

Da erstaunte der Pistor und schwieg erst lange,
Dann holt er tief Athem und seufzte sehr bange,
„Das war ein Mensch, der vor zwei Jahren,
Allhier das schrecklichste erfahren.
Als ihm das Examen war mißglückt,
Ward er aus Kummer gleich verrückt,

Und starb in Odium professorum
Am delirium tremens potatorum.“

Als nun die Reihe weiter zu fragen
An Herrn Stickel kam, hat es sich zugetragen,
Daß er über dem Mittagessen
Das Examen und sich selber vergessen,
Und es trat für solch häufige Fälle
Herr Professor von Linde an seine Stelle,
Und sprach: „Sie haben in so langer Zeit
Und bei so guter Gelegenheit
Historischer Studien sich beflissen,
Drum wünscht' ich des Lehnrechts Geschichte zu wissen.“

Da begann der Pistor zu reden gleich
Vom Fränkischen und Lombardischen Reich,
Von Kapitularen und von Sassen,
Von Rittern und von Hintersassen,
Von Felonie und Cucurbitation,
Von Streulohn und von Schreiberlohn.
Er schwatzte gar lang und schwatzte gar viel,
Und kam doch immer nicht an's Ziel,
Und als Herr von Linde ihn nun gebeten,
Doch nicht gar zu allgemein zu reden,
Da warf sich Pistor stolz in die Brust,
Und seiner Würde sich wohl bewußt,
Sprach er: „Sie können leicht ermessen,
Daß das Detail ich längst vergessen,
In Zeiten, wo ich so vieles studirt.
Indessen, wenn es Sie interessirt,
Des Lehnsrechts Geschichte zu kennen, so lesen Sie im Prutz
Die ersten dreißig Seiten, da steht
Was Sie mich zu fragen belieben,
Ganz schön mit ausführlichen Worten geschrieben.“

Und Herr von Linde sprach mit sauren Mienen:
„Herr Candidat, schon ist mir erschienen
Ihr Wissen in dem rechten Licht,
Und darum will ich auch weiter nicht
Mit Ihrer Prüfung mich befassen
Und das Naturrecht gern erlassen.“

Drauf begann Herr Professor Marezoll,
Und machte die Frage also voll:
„Ich wünschte, — da es als Jurist
Für einen Jeden wichtig ist,
Daß er die Terminologien kennt, —
Zu wissen, was man Köter nennt?“

„Und gleich kam's aus des Pistors Munde:
Köter nennt man große Hunde
Mit starken Schwänzen und langen Ohren,
Ein Aerger aller Professoren, —
Die sich im Auditorium
Zu der Studenten Gaudium,
Um ihre Stärke zu beweisen,
Mit lautem Heulen zerren und beißen.“

Und Herr Professor Marezoll sprach zu Ende
Und rieb sich dabei ganz langsam die Hände.

„Was ist die carolina criminalis?“
Und der Pistor sprach: „Virgo maritalis
Die Tochter des Herrn Criminalrichters Danz,
Die schönste im Gießner Mädchenkranz.
Sie soll unter anderen guten Gaben
Auch 60,000 Thaler haben,
Wen sie zum Manne sich ausersehen,
Der braucht in kein Examen zu gehen!“

Bei dieser Antwort des Herrn Pister
Entstand ein allgemeines Geflüster,
Die Fakultät schüttelte mit lautem Hm, Hm!
Die Köpfe extra ordinem. —
Und zuletzt schüttelte der alte Aktuarius
Den seinen hinter dem Ofen zum Schluß,
Und mit Recht hat Pistor gesagt und geschrieben:
„Keine Antwort bin ich schuldig geblieben
Und es ist die größte Chikane von allen,
Daß ich bin durch das Examen gefallen.“

Ein neues Element des academischen Lebens tauchte endlich in den Freiheitskriegen auf. Man war zur Erkenntniß gekommen, daß die Landsmannschaften mit dem neuen Geist, der die deutsche Nation durchwehte, nicht im Einklange standen, daß sie falsche Vorstellungen von Burschenehre und Burschenfreiheit auf der rohen Grundlage des Schlägers und der Raufsucht nährten, daß sie Feindseligkeiten unter den Studirenden förderten und den Particularismus in einem Augenblicke nährten, wo eine Gesammterhebung der Studentenschaft im Interesse der Befreiung des Vaterlands geboten war. Es entstand daher die Idee einer gründlichen Verbesserung des Studentenlebens durch Aufhebung der einzelnen Landsmannschaften und durch Vereinigung aller Studirenden in eine allgemeine Burschengemeinde. Auch in Gießen tauchten jene Bestrebungen auf und schon 1814 wurde eine deutsche Lesegesellschaft, welche patriotische Zwecke verfolgte, gegründet. Kurze Zeit darauf stiftete in Gießen der in der Geschichte der deutschen Burschenschaft hochgefeierte Karl Follen einen auf ein christlich-wissenschaftliches Streben gerichteten Bildungs- und Freundschaftsverein, ohne jedoch mit seinen Bestrebungen einen besonderen Anklang zu finden. Allein die Idee einer allgemeinen deutschen Burschengemeinde, welche von den größten Geistern unserer Nation, einem Fichte, Luden, Oken, Fries, Arndt gefördert wurde, brach sich Bahn und im Jahr 1815 traten die vier jenaischen Landsmannschaften Franconia, Thuringia, Saxonia und Vandalia zur ersten deutschen Burschenschaft zusammen. Andere Universitäten: Kiel, Berlin, Heidelberg, Halle, folgten diesem Beispiele nach, und auch Studenten aus dem Großherzogthum Hessen sehen wir, wenn auch in Gießen selbst damals keine solche bestand, in der Geschichte der Burschenschaft wieder hervortreten. Unter den Ausschußmitgliedern der Jenaischen Burschenschaft sind in dem Stammbuche der Burschenschaft erwähnt: stud. jur. Emmerling (1817—1818), stud. jur. App (1818), stud. jur. C. v. Buri und stud. jur. Heinrich von Gagern (1818). Buri zählte gleich den beiden Follen zu den begabten Dichternaturen, welche die Burschenschaft in großer Zahl aufweist, die damals die Wiederauferstehung des Vaterlandes mit glühender Begeisterung feierten. Er sang:

Die Freiheit sei dein Ziel,
Freiheit dein Hochgefühl,
Teutonia!
Du ward'st geboren neu!
Dein heil'ger Boden sei
Und bleibe ewig frei,
Teutonia!

Heinrich von Gagern's Wirksamkeit entsprach schon zu jener Zeit der großen Rolle, welche er später im öffentlichen Leben zu spielen berufen war. Als dem Großherzog Karl Alexander Anfang Juli 1818 zu Weimar ein Enkel geboren wurde, lud er die Burschenschaft ein, zur Taufhandlung, bei

welcher das ganze Land gebeten sein sollte, einige Vertreter zu senden. Diese Deputirten (v. Binzer, Sieverssen und Graf Keller) wohnten am 5. Juli 1818 der Taufe bei, und an demselben Tage zog die ganze jenenser Burschenschaft selbst, fast 500 Mann stark, nach Weimar hinüber, brachte unter Leitung ihres Generalanführers Heinrich von Gagern „dem verehrten Erhalter der jenaischen Hochschule, dem geliebten Beschützer deutschen Rechts und deutscher Freiheit," ein solennes Fackelständchen im Schloßhofe und wurde dann vom Großherzog gastfrei bewirthet. Die That Sands führte am 26. November 1819 die Auflösung der unter so glänzenden Ausspicien eröffneten Burschenschaft herbei und die alte Burschenschaft mit ihren Idealen und ihrem das Studentenleben sittlich läuternden Wirken wurde für immer zu Grabe getragen.

Heute nimmt die Universität Gießen kräftigen Antheil an dem großen politischen Leben unsers Volks und Gießen, wie es hervorragt durch seine wissenschaftliche Bedeutung ist zugleich eine Pflanzstätte ächt deutschen Geistes. „Was einst die academische Jugend nicht zum Wenigsten auch unserer Hochschule, wie ein traumhaftes Ideal umfaßte," sagte Professor Dr. Wilhelm Oncken in einer am 1. Juli 1878 gehaltenen Rectoratsrede, „das hat in unseren Tagen die monarchische Staatskunst unter Donner und Blitz geschaffen und gestaltet. Ein unheilvoller Gegensatz hat ehedem bestanden zwischen dem Staat wie er wirklich war und dem Staat, für den die academische Jugend schwärmte. Dieser Gegensatz ist begraben und für die einst Entfremdeten hat ein neues, gemeinsames Leben begonnen. Die kleineren Staaten, welche die Glieder des deutschen Reiches bilden, haben bei dem Eintritt in die große mächtige Gemeinschaft Nichts verloren, als die Versuchung, sich selber zu schaden, aber geblieben ist ihnen die Macht und dringender geworden ist ihnen die Pflicht, im eigenen Hause den Cultur- und Rechtsstaat durch weise Reformen auszubauen. Die ersten Lebensjahre des neuen Reichs sind fruchtbar gewesen an ernsten Lehren, gleich eindringlich für die Nation wie für die Hochschulen, die die Träger ihrer Zukunft heranzubilden haben.

Die gewaltige Katastrophe, welche unser wirthschaftliches Leben ereilt hat, im Augenblick seiner schrecklichsten Verwilderung, hat unzählige Einzelne mit Schuld und ohne Schuld elend gemacht, der Nation in ihrer Gesammtheit aber Segen eingetragen. Die alten deutschen Tugenden des ehrlichen Fleißes, der redlichen Arbeit, der gewissenhaften Treue sind wieder zu Ehren gekommen in der Buße, die dem Schwindel gefolgt ist; die rohe Jagd nach unverdientem Gewinn, die Gier nach sinnbetäubendem Genuß ist Stimmungen gewichen, in denen die ernste Lebensauffassung wieder Gehör findet, die uns von unsterblichen Dichtern und Denkern gelehrt worden ist. Das stille bescheidene Glück, das die Wissenschaft im Innern des Menschen pflanzt, hat wieder Werth und Geltung gewonnen und der Idealismus der Selbstverleugnung um nicht materieller Güter willen kehrt wieder ein in die besseren Kreise unseres Volks.

Schon waren wir im Begriff, mit Stolz diese heilvolle Umkehr der Geister zu verzeichnen, als eine Katastrophe uns überfiel, die recht eigentlich darauf angelegt schien, uns irre zu machen an unserm besten Glauben.

Was wäre unser Forschen und Arbeiten, was wäre unser Suchen nach Wahrheit um der Wahrheit willen, hätten wir nicht den Glauben an den guten Geist unseres Volkes, an das Göttliche in der Menschenbrust, an den unausbleiblichen Sieg dessen, was wahr ist und recht?

Wir werden nicht irre werden an diesem Glauben; könnten wir es, wir müßten verzweifeln an Allem, was uns unseren Beruf zur Herzenssache macht. Aber wir werden auch nicht vergessen, daß er gelenkt sein muß durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, gezügelt sein muß durch das Gefühl der schweren Verantwortung, die uns obliegt als den Bildnern des edelsten Theils der Jugend unseres Volks. Die Heiligthümer dieser Nation haben wir zu verwalten und ihnen würdige Priester zu erziehen, wird uns nicht gelingen, wenn wir unsere Aufgabe nicht betrachten als ein priesterliches Amt.

Es ist ein alter Satz: ein Reich hält sich aufrecht durch denselben Geist, durch den es gegründet worden ist.

Wohlan, das neue Reich, um dessen gekröntes Haupt wir uns heute schaaren mit stürmischerer Empfindung als je vorher, auf unseren Hochschulen ist es im Geist geschaut, ist es in den Seelen vorbereitet worden, als der Gedanke daran den Einen eine Aergerniß, den andern eine Thorheit war;

GLEIBERG U. VETZBERG

was unsere Hochschulen waren, das werden sie mit Gottes Hülfe auch ferner sein: die Waffenschmieden des nationalen Gedankens, die Pflanzstätten der Tugenden, die unser Volk in Waffen unbesiegbar machen. Für sie alle gilt der schöne Spruch, den die Gießener Studentenschaft im Jahre 1621 auf ihrer Fahne hatte und der heute unser bescheidnes Kriegerdenkmal ziert: „Literis et armis ad utrumque parati, im Wissen und in Waffen getreu bis in den Tod.“

Die Umgebung von Gießen.

Durchwandern wir das wellige Hügelland, das unser Gießen umgibt mit seiner bunten Abwechslung von belaubtem Land, Wiesgrund und Buchenwäldern, so bietet uns diese Umgebung eine ungemeine Mannigfaltigkeit in der Art wie die einzelnen Landschaftsmotive in mannigfacher Gruppirung mit einander wechseln, und wenn auch eine weit ausgebreitete Fernsicht dem Auge versagt ist, so bietet ihm doch gerade die bunte, wechselnde Gestalt der Landschaft stets neuen Reiz, und bald lernt er diese Umgebungen lieb gewinnen und sie wird ihm heimisch und traulich.

Wandern wir aber vom Seltersberg nach Südwesten, so liegt das ganze Lahnthal mit seinen mannigfachen, weit nach Norden sich erstreckenden Höhen vor uns. Staufenberg und Altenberg liegen in unmittelbarer Nähe bei einander und in der Ferne erhebt sich der Kegel des Frauenbergs. Ein Kranz grüner Waldungen schmückt die Höhen, unten im Thale fließt die Lahn, von Erlen und Buschwerk umgeben, und jenseits der Lahn liegt das Dorf Heuchelheim mit der in den Annalen des Gießener academischen Lebens berühmten „Heuchelheimer Mühle“. Von da nördlich führt die Straße nach dem Hinterland. Wir berühren zunächst den eine schöne Aussicht darbietenden Windhof und machen von da einen Ausflug nach dem auf preußischem Gebiet liegenden Dorf Kinzenbach.

Im Kinzenbacher Walde befindet sich das Frauenkreuz. Es ist ein einfacher Stein mit der Inschrift N. W. 1771 FRAUEN † Im Volke geht die Sage, ein früherer Stein sei hier zum Andenken an eine Gräfin von Nassau errichtet worden, und zwar zur Sühne von ihrem Gemahle, der sie ermordet. — Außerdem findet man in der Nachbarschaft an zwei verschiedenen Stellen bedeutende Befestigungen, die jedoch auf kein sehr hohes Alter Anspruch zu machen scheinen. Die ersteren zeigen sich im Kinzenbacher Walde am sogenannten Türkenthal und scheinen ursprünglich gegen Gießen gerichtet gewesen zu sein. Die anderen weit großartigeren, mit tiefem Graben und scharfen Winkeln versehen, liegen im Dorlarer Walde am Heimbergskopf (beim Volke Himmerkskopp) bis nach dessen Gipfel hin. Dieser Gipfel heißt der Königsstuhl.

Nordwestlich von Gießen liegen die mit der Geschichte Gießens innig verwachsenen alten Burgen Gleiberg und Vetzberg. Bereits oben wurde der geschichtlichen Bedeutung der Grafen von Gleiberg gedacht, deren letzter männlicher Nachkomme Otto 1168 starb, worauf die Grafen von Tübingen mit den Herren von Merenberg sich in die Erbschaft theilten. Der Gleiberg fiel den Merenbergern zu. Nach dem Aussterben dieser Familie kam die Burg an das Nassauische Haus, bei welchem sie blieb, bis Preußen im Jahre 1816 in ihren Besitz kam. Die eigentliche Burg war bereits im dreißigjährigen Krieg durch Hessen-Cassel'sche Truppen zerstört worden und nur die Vorgebäude blieben bewohnt.

Noch steht im Innern der alte runde Burgthurm. Man sieht noch an einem Fenster den Knauf einer uralten Säule und einige Reste eines Rundbogens. Letztere beide Reste deuten auf das Dasein einer früheren Burg, die im Jahr 1103 zerstört oder doch beschädigt wurde. Anderes ist jünger, da ein Theil der Nebengebäude bis in neuere Zeiten benutzt wurde.

Ein nicht minder malerisches Bild als der Gleiberg bildet die Nachbarburg Vetzberg. Der Kegel, auf welchem dieselbe steht, ist steiler und spitzer. Darum kann auch die Burg nur von engerem Raume gewesen sein. Dazu hat der Zahn der Zeit hier noch ärger genagt als dort. Vetzberg (früher Bodinberg, Vogedenberg, Voitsberg rc. genannt) gehörte zu Gleiberg und war von Ganerben bewohnt, die sich zum Theil bis in die neueren Zeiten erhielten. Im Jahre 1765 entsagten sie gegen eine Geldvergütung ihren Rechten zu Gunsten von Nassau-Weilburg.

Nicht minder merkwürdig, ja für den Freund auf dem Gebiete der prähistorischen Forschung noch interessanter ist der Dünsberg. Es ist dieses der höchste Punkt in den Umgebungen von Gießen, und zwar liegt er in dem Gebiete des Großherzogthums Hessen. Seine Höhe beträgt 504 Meter über der Meeresfläche. Dabei ist der Gipfel licht genug, um dem Auge einen der schönsten Ausblicke in die weite Ferne zu gestatten. Das Merkwürdigste des Berges sind seine gewaltigen Ringwälle, deren oberster, welcher kaum 250 Schritte vom Gipfel entfernt ist, 1100 Schritte im Umfange hat. Der äußere mag wohl 2000 Schritte lang sein, ist aber durch neuere Cultur zum Theil zerstört. Auch soll er noch einen Nebenhof an sich haben, welchen Manche für einen dritten Ringwall halten.

Ein anderer Besuch gilt dem nah gelegenen Städtchen Königsberg. Im Jahr 1315 verkaufte Philipp, Graf von Solms, dasselbe dem Landgrafen Heinrich dem Eisernen, hielt sich aber den Sitz daselbst aus, bis er in einem neuen Vergleiche 1357 auf das Ganze verzichtete und dasselbe dem Landgrafen abtrat. — Von hier aus laden uns noch andere Punkte zum Besuche ein: die Altenburg mit ihren neuen Thürmchen und ihren alten Ringwällen, das benachbarte Hohen-Solms mit seinen Fernsichten.

Ein anderer lohnender Ausflug, welchen die Umgegend von Gießen darbietet, sind die sagenreichen sieben Hügel oder „sieben Klöppel", welche sich gleichfalls in unmittelbarer Nähe des Gleibergs befinden. Der höchste dieser Hügel ist der Webdenberg oder Wettenberg.

Die Badenburg wurde im Jahr 1359 von Joh. von Weitolshausen erbaut. Bis in die neuere Zeit gehörte sie der Familie von Schrautenbach. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Dach, Holzwerk, Fenster, Oefen rc. verkauft und das Ganze zur Ruine. Vor etwa 50 Jahren kaufte die Gemeinde Wisseck das Gebäude.

Ungefähr eine Stunde nördlich von Gießen an den Ufern der Lahn jenseits Lollar liegen Kirchberg und Stauffenberg. Zu Kirchberg gehörten früher mehrere Dörfer, welche das Gericht Kirchberg bildeten.

Einst stand auch hier eine vom Grafen Johann von Nassau angelegte Burg; sie wurde aber bereits im 14. Jahrhundert, und zwar ums Jahr 1372, von dem Landgrafen Heinrich dem Eisernen zerstört, und jetzt besteht der ganze Ort aus einer Kirche, wovon uns der Künstler eine Ansicht gibt, der Wohnung des Pfarrers und Lehrers und einem Wirthshaus. Das Ganze steht auf einem sonnigen Vorsprunge der Lahn. Ueber dem Eingang am Thurme befinden sich die Wappen der Herren von Schaben und von Rau mit der Jahrzahl 1497, und im Innern der Kirche ist das Bildniß Friedrichs von Rolshausen, des Erbauers der unteren Burg von Staufenberg. Die friedliche Wohnung wurde vor etwa 60 Jahren schrecklich beunruhigt, indem sie plötzlich von Räubern angegriffen wurde, welche die Bewohner mißhandelten und sich der Habe bemächtigten. Der Pfarrer von Kirchberg war später





stummenunterricht vorhanden, welche den Titel führt: „Praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren.“ Sein humanes Wirken fand jedoch keine Unterstützung und die Anstalt scheint bald wieder eingegangen zu sein.*

Die Kirche zu Großen-Linden ist eine alte Basilika, aus einem Haupt- und zwei Nebenschiffen und Chor bestehend. Sie war früher, als Großenlinden noch der Hauptort des Hüttenbergs war, ehe der hessische Antheil mit dem Gerichtssitz zu Gießen vereinigt wurde, die Haupt- und Metropolitankirche der ganzen Gegend, in welcher sich alle umliegenden Dorfbewohner zum Gottesdienst einfanden. Auf der südlichen Seite des Nebeneingangs ist eine männliche in Sandstein gehauene Figur angebracht, welche in der rechten Hand eine Spada, in der linken einen Stab mit der Kreuzesfahne hält. Die Sage bezeichnet diese Figur als das Bildniß des Stifters der Kirche; allegorische Figuren schmücken in großer Zahl den Haupteingang des Gotteshauses.

Auch die Schule zu Großen-Linden ist alten Ursprungs. Laut Nachrichten aus dem sechszehnten Jahrhundert war sie die erste Schule des Hüttenbergs, und eine Schule nach Art unserer heutigen und die folgenden höheren Bürgerschulen, welche dazu bestimmt war, ihren Zöglingen eine bessere Bildung zu ertheilen. Nur solche, welche durch die Geburt dem Hüttenberg angehörten, durften in dieselbe aufgenommen werden, und bestimmte Bürger waren damit beauftragt, Mißbräuche zu überwachen.

Historisch nicht unwichtig ist endlich das zwei Stunden südlich von Gießen gelegene Städtchen Grüningen (774 Einwohner), in dessen unmittelbarer Nähe der alte römische Pfahlgraben vorüberführt. Urkundlich geschieht des Ortes schon in dem Codex Laureshamensis Erwähnung und seine Kirche wird bereits 1151 aufgeführt. Grüningen erscheint als eine Besitzung der Herren von Arnsburg und ihrer Nachkommen, der Herren von Münzenberg, nach deren Aussterben es den Falkensteinern anheimfiel. Bei der Theilung der Falkensteiner Erbschaft im Jahre 1419 fiel es den Eppensteinern zu. Gottfried X. von Eppenstein verkaufte 1478 die Hälfte an Otto I. Grafen von Solms. Die beiden anderen Viertel wurden später von dem Eppensteinischen Erben, den Grafen von Stolberg, an Solms-Arnsburg einverleibt. Philipp von Falkenstein verzichtete damals auf das Patronatsrecht der Kirche zu Gunsten des Klosters.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Grüningen beinahe ganz zerstört. Im Jahre 1755 wurde es an Hessen-Kassel verpfändet. Eine Stelle in der Nähe des Orts ist durch einen geschichtlichen Vorgang aus der Neuzeit merkwürdig. Kommt man von Gießen, so findet man jenseits Steinberg, ehe man den Pfahlgraben erreicht, eine kleine, sumpfige, an einer Seite mit Pappeln umgebene Stelle. Hier wurde am 21. April 1797, General Ney, später Fürst von der Moskwa, von österreichischen Husaren gefangen genommen. — Dem Pfahlgraben entlang findet man an mehreren Stellen die Reste alter Wartthürme, und der jetzt noch sogenannte Wartberg hat wahrscheinlich von einem solchen seinen Namen. Unfern davon heißt eine Stelle „am steinernen Haus“. — Etwas weiter in der Gegend zwischen Grüningen und Watzenborn liegt nahe am Pfahlgraben eine Stelle, welche das Hainhaus heißt. Man findet hier eine Menge alter Mauersteine und Scherben, welche nach Ph. Dieffenbach römischen Ursprungs sind. Ferner liegt zwischen Grüningen, Holzheim und Dorfgüll das diesen 3 Orten gemeinschaftliche „Bergheimer Feld“. Einst stand hier ein Dorf, Bergheim. Eine andere Stelle heißt „am Kirchhofe“. — Ein zweiter ausgegangener Ort hieß Bornigheim oder Birnkheim und lag an der Straße von Grüningen nach Langgöns. Noch heißt man's dort „an der Bornkheimer Gasse,“ und etwa 100 Schritte von einer Linde wird eine Stelle „an der Capelle“ genannt.

Grüningen selbst bietet durch seine Kirche und seine alten Thürme einen alterthümlichen Anblick und besitzt noch etwas von dem eigenthümlichen Gepräge, welches früher den deutschen Provinzial-

---

* Vergl. Abicht, Stauffenberg und Großenlinden, Archiv III., Ph. Dieffenbach und Staats- und Adreßkalender von 1789.

ALZEY

städten von ehedem aufgedrückt war. Auch Spuren, der ehedem vorhandenen Burg sind noch sichtbar, wiewohl die Cultur und der Zahn der Zeit mit einander wetteifern, um auch die letzten Reste dieses Denkmals der Vergangenheit zu verwischen.

Kloster Arnsburg.

Von Lich aus, die Wetter entlang, südwestlich mitten in einem für die historische Forschung ungemein wichtigen Territorium, nur wenige hundert Schritte von der Straße von Lich nach Butzbach erntfernt, liegt das Kloster Arnsburg. Kein Landstrich Oberhessens ist von ähnlicher Bedeutung für die prähistorische Forschung als die Umgebungen der ehrwürdigen Cisterzienserabtei. Hünengräber findet man in den naheliegenden Waldungen zu Hunderten, der Pfahlgraben berührt Arnsburg in unmittelbarer Nähe und germanische Ringwälle erinnern an jene weit hinter uns liegende Epoche, welche der Ankunft der Römer in Deutschland vorausging. Auf einer Stelle, welche der Volksmund die Altenburg nennt, befand sich ein Römerkastell (S. O.) und zahlreiche andere Spuren deuten in unmittelbarer Nähe von Arnsburg auf die Anwesenheit des welterobernden Volkes hin.

Vor allem ist es aber die ehemalige Cisterzienser-Abtei in Arnsburg selbst, welche unsere Aufmerksamkeit erweckt. Ihren Ursprung nahm sie aus der Burg Arnsburg, welche der mächtige Konrad von Hagen den Mönchen des von seinem Vater gestifteten Klosters Altenburg 1174 überließ. Das Kloster wurde durch Geschenke mannigfacher Art reich, und rasch wuchs sein Ansehen unter dem Schutze der Herren von Münzenberg, bekanntlich den Nachfolgern der Herren von Hagen, und ihren Erben den Falkensteinern, welche seit 1255 dem Hause Münzenberg in seinem Besitze folgen. Als auch dieses Geschlecht im Mannesstamme erloschen war, fielen die benachbarten Besitzungen 1418 an das Haus Solms. Auch Kaiser Friedrich II. machte sich um das Kloster verdient, und beauftragte 1215 den Burggrafen von Friedberg, das Kloster zu schirmen, ein Schirmrecht, welches bis auf die neuesten Zeiten ausgeübt wurde, und alljährlich sandte die Abtei dem Burggrafen für diesen Schirm ein paar Stiefel und ein Stück graues Tuch.

Das Kloster kam jedoch in der Zeit des späteren Mittelalters durch vielfache Mißgeschicke in einen raschen Rückgang. Die Pest, welche seine Bewohner vertrieb, und Feinde, welche seine Gebäude anzündeten und seine Besitzungen verheerten, suchten es wiederholt heim, bis der dreißigjährige Krieg das Kloster so herabbrachte, daß der Abt Johann Adam Güll mit wenigen Mönchen, welche noch ausgeharrt hatten, nach Clairveaux flüchten mußte. Die Gebäude wurden nunmehr ganz verwüstet und erst 1672 konnte wieder Gottesdienst in der Kirche gehalten werden. Das Kloster war so arm geworden, daß der Abt Robert Kolb bei seinem Amtsantritte nur 25 Kreuzer baares Geld in der Kasse vorfand. Auch im siebenjährigen Kriege wurde das Kloster dreimal geplündert und fünfmal mußte der damalige Abt Peter Schmitt die Flucht ergreifen. Der letztgenannte Abt erscheint als eine bedeutende Persönlichkeit; er that vieles, um den Verfall des Klosters zu verhüten. Peter Schmitt gründete eine Art Academie; es wurden unter ihm Disputationen veranstaltet und philosophische, juristische und theologische Vorlesungen gehalten. Gleich anderen Klöstern wurde auch Arnsburg in Folge des Friedens von Luneville säcularisirt und ehe ein Decennium verging, lag ein Gebäude in Trümmern. Heute stehen von den Klostergebäuden nur noch der Börsenbau, das Paradies, das Kapitelhaus, der Schafbau und Weinkeller. Von der ehedem prächtigen Kirche sind nur noch die Trümmer vorhanden.

Lich und die Grafschaft Solms.

Ungefähr drei Stunden von Gießen liegt das freundliche Lich (2522 Einwohner), die Residenz des alten Fürsten- und Grafenhauses Solms. Das Städtchen liegt in anmuthiger Umgebung. Die lieblichen Thäler der Wetter und der Steinbach, die sanften Höhen, welche es umgeben, die bunte, die Landschaft belebende Abwechslung von Gärten, Feldern und Wiesen bieten uns ein Bild lieblicher Idylle, auf welchem das Auge mit Wohlgefallen verweilt.

Frühe erscheint bereits Lich in Urkunden. Schon in den Schenkungsurkunden der Klöster Lorsch und Fulda, wird es Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts erwähnt. Es führt zu jener Epoche den Namen Leohe, Leoche auch Lichonisvilla und Liochen, woraus im vierzehnten Jahrhundert Lichen, Liechen, auch Lieche wurde und endlich der jetzige Name Lich entstand.

Die ältesten Besitzer der Gegend sind die Herren von Arnsburg. Die letzte Arnsburg, Gertrude von Arnsburg, vermählte sich mit Eberhard von Hagen, und der mächtige Stamm der Herren von Hagen zu Münzenberg erscheint nun als der Erbe der Arnsburgischen Besitzthümer. Nach ihrem Erlöschen (1255) folgten ihnen die Falkensteiner, welche sich bald in mehrere Linien theilten. Philipp III. von Falkenstein erhielt von Kaiser Albrecht am 10. März 1300 für Lich die Stadtgerechtigkeit. Derselbe Philipp von Falkenstein errichtete daselbst 1317 das Marienstift mit 10 Kanonikaten.

Sein Enkel Philipp IV., der später den Beinamen des Stummen erhielt, gerieth im Jahr 1364 mit fast allen seinen Nachbarn und Verwandten, denen sich die vier wetterauischen Städte, Frankfurt, Wetzlar und Gelnhausen anschlossen, in bedeutende Fehden. Er wurde in Folge dieser Händel in die Reichsacht erklärt und die Verbündeten griffen die Stadt Lich und die Warnsburg, welche auf dem Breuerberg erbaut war, an. Philipp widerstand jedoch siegreich. Des Haders müde, schloß man 1366 Frieden, und Philipp erhielt alle Besitzungen, welche er eingebüßt hatte, bis auf Warnburg und einige Dörfer, die er erst mit tausend kleinen Gulden lösen sollte, zurück.

Nach dem Aussterben der Falkensteiner kam das sogenannte Lich'sche Drittel bei der 1419 stattgehabten Theilung an das Solms'sche Haus, welches in mehrere Zweige zerfiel.

Diese Grafen zu Solmese treten mit diesem Namen 1129 und 1141 mit Marquardus de Solmese (Sulmese) zum Erstenmale auf. Weiter hinauf reicht die Kenntniß über die Abstammung dieses Grafengeschlechts nicht. 1332 bestehen bereits zwei Linien des Hauses Solms und zwar erscheinen Henricus et Marquardus dicti comites de Solmse, ersterer als Stifter der Linie Braunfels, welche Burg 946 von dem Grafen Hermann von Oberlahngau angelegt worden sein soll, letzterer, auch schon 1226 genannt als Marquardus comes de Solmisse, als Stifter der Linie Königsberg.* Die Solmser theilen sich nun nach und nach in eine Reihe von Linien, welche für uns kein tieferes Interesse besitzen. Eine dieser Linien, die sogenannte Johannes-Linie, theilte sich 1548 in zwei Linien mit den Sitzen Lich und Laubach, Graf Ernst I. zu Lich (geb. 1527, gest. 1590) ist der Stifter der Solms-Lich'schen Linie, welche 1646 ausstarb; eine jüngere von Hermann Adolph, Grafen von Hohensolms stammende Linie wurde 1792 in den Reichsfürstenstand erhoben.

---

* Vergl. Zur Münzgeschichte des Hauses Solms. Von Hofgerichtsrath Draudt. Archiv für hessische Geschichte Band XII.

[illegible] del.　　　　[illegible] sculpt

[illegible].

Die Wiedertäufer in der Grafschaft Solms.

Die merkwürdige Geistesbewegung, welche unter dem Namen der Wiedertäuferei als Ausscheidung im Gefolge der Reformation auftrat, gleich dem Schaum auf der hochgehenden Welle und der Schlacke, die sich auf dem schmelzenden Erze ablagert, hatte auch in hervorragender Weise die Grafschaft Solms erfaßt und auch hier wurde energisch gegen die Irrlehren der Secte procedirt. Diese Maßregeln gegen die Wiedertäufer, welche man im Solmsischen ergriff, sind nun gerade dadurch culturhistorisch von Bedeutung, daß hier der humane Einfluß Landgraf Philipp des Großmüthigen sich geltend machte und in der Grafschaft Solms eine ungleich mildere Praxis gegen die Sectirer zur Anwendung kam, als dieses in den übrigen Theilen des deutschen Reiches bis dahin üblich war. Wenn auch das kaiserliche Edict, wonach die Wiedertäufer mit Feuer und Schwert zum Tode gebracht werden sollten, durch den Reichstagsabschied von Speier dahin ermäßigt war, „daß diejenigen, welche nach erhaltenem Unterricht widerrufen und sich einer Buße unterwerfen, begnadigt werden mögen, aber Friedensbrecher, Häupter und Verbreiter des Lasters der Wiedertaufe, auch die darauf beharren, oder darin zurückfallen, ohne Gnade gerichtet werden sollen", so beachtete man doch diese Grundsätze in den Solmsischen Landen nicht, weil Landgraf Philipp von Hessen, der ungeachtet der Antipathie des Grafen Reinhard von Solms die Reformation daselbst eingeführt hatte, auch hier die Behandlung der Täufer leitete*. Zu weiteren Maßregeln als zur Landesverweisung schritt man nicht. Den Luther'schen Grundsätzen treu, „man könne des Glaubens wegen keinen mit gutem Gewissen zum Tode verurtheilen, denn der Glaube stehe in keines Menschen Gewalt; sei ein reines Geschenk Gottes", sollte nach der Visitationsordnung Belehrung und Ermahnung der Weg sein, die Täufer zu bekehren. Erst nach fortgesetzter Renitenz durfte zum letzten Mittel der Landesverweisung gegriffen werden. Die Hauptrepräsentanten dieser hessischen Anabaptisten waren Peter Tasch, Jörg Schnabel, Ludwig Schnabel und Andere. Das schließliche Ergebniß der Gerichtsproceduren war, daß sich dieselben mit der Kirche aussöhnten und ihre Glaubensansichten in einem Bekenntniß niederlegten, auf welches hin mit den renitenten Täufern Unterhandlungen gepflogen wurden. Dieses Aktenstück wurde am 4. Tage nach Nicolai 1538 übergeben und führt den Titel: „Bekenntniß und Antwort etlicher Fragestücke oder Artikel der gefangenen Täufer im Lande Hessen". Dieses merkwürdige Aktenstück, auf welches wir nicht näher eingehen, weil es uns auf ein sehr dürres theologisches Gebiet führen würde, enthält einen vollständigen Katechismus der Wiedertäuferei. Erwähnung verdient jedoch, daß die hessischen Wiedertäufer den Unfug und die Irrlehren ihrer Glaubensgenossen zu Münster feierlich von sich ablehnen und in dem Aktenstück, auf das entschiedenste mißbilligen und verwerfen. Sie sagen:

„Weiter die Münsterischen Händel, als ein Reich Christi hie auf Erden mit weltlicher Pracht und Herrschung, mit dem Königreich und allen Gottlosen auszurotten, item die Ehe mit vielen Weibern halten wir für schädlichen Irrthum und Unverstand, desgleichen auch die irrig sind, die gar keine Obrigkeit haben und bekennen wollen zur Rache der Uebelthat und Beschutz der Wohlthat, die doch Gottes Wille geordnet hat und nöthig ist. Dieß aber sagen wir von der Ordnung des Amts und Mißbrauch der Personen."

Mit den politischen und socialen Irrlehren der Wiedertäufer haben die hessischen Wiedertäufer nichts gemein. Sie erscheinen als harmlose religiöse Schwärmer, die nur in Folge des religiösen Uebereifers jener Zeit mit der weltlichen Obrigkeit in Conflict geriethen. Leider sind die Aktenstücke im Solmsischen Archive nicht vollständig, und über den Ausgang der Untersuchung ist nichts bekannt geworden. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß man zu strengen Strafen seine Zuflucht nahm und

---

* Vergl. Lic. theol. C. W. H. Hochhuth, Archiv für hessische Geschichte X.

weit eher kann man annehmen, daß man diejenigen, welche wegen des Anabaptismus inhaftirt wurden, nach längerem Hin- und Herverhandeln ihrer Haft entließ.

Laubach.

Oestlich von der Straße von Friedberg nach Grünberg liegt im Wetterthal ungefähr dreiviertel Stunden vom Hessenbrücker Hammer Laubach, die Residenz der Grafen von Solms-Laubach. Im Norden erhebt sich eine bedeutende Höhe, der Ramsberg, und mächtige Waldungen bedecken die Laubach umgebenden, hier auslaufenden Abdachungen des Vogelsberges. In unmittelbarer Nähe liegen Hütten- und Hammerwerke; der Hessenbrücker- und Georgenhammer und die Friedrichshütte, und etwa ein Stündchen von Laubach befindet sich Freienseen, von welchem die Sage erzählt, daß ein Kaiser hier einst übernachtete, aber in seiner Ruhe durch die Frösche gestört wurde. Da standen die Bewohner auf und verjagten dieselben. Aus Dankbarkeit beschenkte sie der Kaiser mit Privilegien.

Grünberg.

Ungefähr 5 Stunden von Gießen liegt Grünberg (2259 Einwohner). In unmittelbarer Nähe des Städtchens befindet sich der Wirberg.

Auf diesem Berge stand einst ein Augustiner-Nonnen-Kloster. Als der Stifter des Klosters wird Otto, der Bruder des Grafen Gottfried von Cappenberg, des Stifters des Klosters zu Ilbenstadt, genannt. Gewiß ist, daß im Jahr 1149 Immecha, die Wittwe Mangolds, eines ermordeten Edeln, ihr Vermögen zum dienste Gottes zu Wirberg vermachte. In der Reformation wurde das Kloster aufgehoben.

Das interessanteste Gebäude war ehedem die Kirche, ein großartiges, ächt gothisches Werk aus der letzten Hälfte des dreizehnten- oder dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Am 20. März 1816 stürzte der längst baufällig gewesene Thurm derselben zusammen und zerstörte zugleich die herrliche Kirche.

Die Landgerichts- und Rentamts-Wohnung ist das alte Antoniter-Haus, das ehemalige Schloß. Außer dem Antoniter-Haus hatte Grünberg in alten Zeiten noch zwei Klöster, ein Franziskaner- und ein Augustiner-Nonnen-Kloster. Es besaß aber auch außer der vorhin erwähnten großen Stadtkirche noch eine, die in der Neustadt gelegene Paulskirche, die vor etwa hundert Jahren durch ein neues Gebäude ersetzt wurde, das gegenwärtig das einzige für den Gottesdienst bestimmte ist.

Genauere Nachrichten über Grünberg selbst finden sich erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Im Jahr 1186 war eine Fehde entstanden zwischen dem Erzbischof Konrad von Mainz und dem Landgrafen Ludwig von Thüringen. Da erbaute Letzterer zum Schutze seines Landes die Burg Gruneberg. Sie wurde aber neun Jahre nachher in den Fehden der Erzbischöfe von Mainz und Köln wider den Landgrafen Hermann von Thüringen schon zerstört. Indessen mag sie doch bald wieder hergestellt worden sein. In einer Urkunde von 1227 erscheint Grünberg bereits mit einem Schultheis und Castellanen, demnach als Stadt. Unter den Städten, welche 1255 den großen Städtebund gründeten, wird auch Grünberg genannt. Im Jahr 1263 wurde sie dem Erzstifte Mainz zu Lehen aufgetragen,



weit eher kann man annehmen, daß man diejenigen, welche wegen des Anabaptismus inhaftirt wurden, nach längerem Hin= und Herverhandeln ihrer Haft entließ.

Landgrafen Hermann von Thüringen schon zerstört. Indessen mag sie doch bald wieder [illegible] worden sein. In einer Urkunde von 1227 erscheint Grünberg bereits mit einem Schultheis und Castellanen, demnach als Stadt. Unter den Städten, welche 1255 den großen Städtebund gründeten, wird auch Grünberg genannt. Im Jahr 1263 wurde sie dem Erzstifte Mainz zu Lehen aufgetragen,



LAUBACH

(SCHLOSS)

und 1272, auf Gallustag, verlieh Landgraf Heinrich das Kind den Bürgern als Franken den Genuß des fränkischen Rechts, daß sie nicht vor ein auswärtiges Gericht belangt werden, sondern nur vor Schultheis und Schöffen vor Gericht stehen sollen, von keinem Fremden zum Zweikampf aufgefordert werden können, daß kein Prälat Send-Rechte habe. Auf Weihnachten des Jahrs, wo die auf zehn Jahre ertheilte Freiheit erloschen, sollen sie 90 Mark Geldes bezahlen ꝛc.

Im Jahre 1324 wurde die Neustadt mit der Altstadt verbunden. Daß die Stadt 1370 durch eine gewaltige Feuersbrunst heimgesucht wurde, geht aus Urkunden des Landgrafen Heinrich des Eisernen hervor, der sie darum auf 20 Jahre von Beede, Geschoß, Steuer und Dienst befreite. Auch im Jahr 1391 wurde wieder ein großer Theil der Stadt in Asche verwandelt. Des Antoniterhauses geschieht zuerst im Jahr 1242 Erwähnung, ohne daß man weiß, wann es gegründet wurde. Bei Einführung der Reformation im Jahr 1527 wurde es aufgehoben und das Vermögen, wie wir oben unter Gießen erwähnten, der neugegründeten Universität Marburg zugewiesen.

„Das Innere der Stadt", sagt Dr. G. Schaefer, „hat durch die Fachwerkbauten der gewundenen, ansteigenden Straßen manches von dem gemüthlichen Zauber der Holzarchitektur anderer oberhessischer Städte. Auf dem Marktplatz macht ein von Astwerkreliefzügen umschlossenes zehneckiges Brunnenbecken in einem gegenwärtigen durch den Steinfraß herbeigeführten Zustand keinen besonderen Eindruck mehr; das Werk wird indeß dem forschenden Auge des vorübergehenden Kunstarchäologen als ein Erzeugniß spätgothischer Steinmetzkunst nicht entgehen."

Unter den älteren Grünbergern zeichnet sich Stephan Ritter als Dichter aus, der zierliche lateinische Verse verfertigte.

Alsfeld.

In dem Gebiet, welches das Schwalm-Gebirg mit dem nördlichen Vogelsberg verbindet, liegt inmitten einer fruchtbaren, anmuthigen Umgebung die althessische Stadt Alsfeld (3973 Einwohner), eine Stadt, die sich noch vielfach ihren alterthümlichen Charakter bewahrt hat. Am Marktplatze liegt das Gasthaus „zum Schwan," wo auf der Reise nach Worms einst Luther übernachtete, gleich in der Nähe befindet sich das Rathhaus, ein alterthümliches unten von Stein, oben von Holz erbautes Gebäude, das mit seinen Erkern und rundem Treppenbau an jene Zeit erinnert, wo zu Ende des Mittelalters ein stolzes Bürgerthum, auch in den kleineren Städten den Burgen der Großen ähnlich, seinen Versammlungslocalen auch äußerlich einen gewissen Glanz und Prunk verlieh, welche dem Besitz, deren es sich erfreute, entsprachen. Noch vor drei Jahrzehnten sah man in Alsfeld gleichfalls am Markt das sogenannte Weinhaus in seiner ursprünglichen Gestalt und an einer anderen Ecke des Markts befindet sich das sogenannte Hochzeitshaus. Beide Häuser sind heute in einer dem modernen Geschmack entsprechenden Gestalt noch zu sehen.

Die Hauptkirche, Walpurgiskirche, entstammt in ihren untersten Theilen dem 12. und 13. Jahrhundert, die späteren Theile rühren aus dem 15. Jahrhundert her. Der Thurm wurde 1394 erbaut. Unter den Resten der alten Stadtbefestigung ist der runde alte Thorthurm am Fulder-Thor bemerkenswerth (erbaut 1386). Auf der westlichen Seite der Stadt befindet sich ein anderes den Bewohnern theure Ueberbleibsel der ehemaligen Stadtbefestigung, das sogenannte Lutherthürmchen, an dessen äußerer Seite sich eine Thür und ein halbkreisförmiger Stein gleich einer Altane befindet. Man erzählt, hier habe der berühmte Geistliche Thilemann Schnabel, dem außerhalb versammelten Volke zuerst die Reformation verkündet und auch Luther habe von hier aus bei seiner Anwesenheit in Alsfeld 1521 zum Volke geredet.

Einige hundert Schritte weiter nach Nordwesten ist der Oelberg oder Frauenberg. Hier befindet sich die sogenannte Todtenkirche. Sie wurde wahrscheinlich im 15. Jahrhundert erbaut. An der Außenwand ist eine steinerne Kanzel angebracht, welche die Jahreszahl 1610 trägt. Unter den Grabdenkmalen des Kirchhofs ist der Grabstein von Konrad Scharch, eines wackeren Alsfelder Bürgersohns, der im dreißigjährigen Kriege bei der Vertheidigung der Stadt gegen die Niederhessen feindlichen Kugeln zum Opfer fiel, für die Stadtgeschichte von Bedeutung. Die Inschrift lautet:

Ich Conrad Scharch meines Vaters Won,
Der Mutter Trost, ein einziger Sohn,
Zog aus dem Vaterland zu ehren
Den Feinden an der Grenz zu wehren,
Die wie die — — (Räuber ?) mit Mord und Brand
Anfielen unser Stadt und Land.
Da aber Gott dem Feind verhengt
Bei Ohmes ich mein Leben end.
Durch mein Haupt ich erschossen tod
Mein Eltern brach ich in Angst und Noth.
Doch hatt ich mich vor wohl bereit
Und leb ich nun in der Seligkeit;
Ob nun schon tobt die ganze Welt
Hab ich doch Fried in meinem Zelt. —

„Alsfeld, sagt Dr. G. Schäfer,* „obgleich an der Eisenstraße gelegen, und durch die dem Bahnhof benachbarten Gebäude von modernem Wesen nicht unberührt, stellt sich in seinem Kern noch immer als eines der besterhaltenen Städtebilder des Mittelalters dar. Wie wenig die Stadt ihren Character architektonisch und landschaftlich geändert hat, zeigt der Vergleich des gegenwärtigen Prospects mit der Ansicht in Merians Topographie von Hessen aus dem Jahre 1650. Kirchen, monumentale Profanbauten, fortificatorische Ummaurungen sind noch jetzt ganz oder in ansehnlichen Resten erhalten. Auf der einen Seite wird das Bild von dem Frauenberg mit der gothischen Kapelle flankirt, auf der andern breitet sich ein liebliches Thal aus, von der Schwalm in malerischen Krümmungen durchflossen und mit Altenburg und dem abschließenden Waldgebirge im Hintergrund."

„Wenn wir es auch nicht wüßten und der Verlässigkeit des genannten Topographen nur bedingt trauen wollten, wonach „Alsfeld schon vor gar alten Zeiten eine Hauptstadt des Landes gewesen" und man von der Gründung eigentlich nichts mehr wisse, „sintemal die Stadt in Vor-Jahren sampt ihren Briefen und Urkunden verbronnen", der Character der ganzen Anlage würde genügen, um den prüfenden Beobachter auf uralten Ursprung schließen zu lassen. Von der ehemaligen Beringung hat sich ein langgestreckter Mauerzug erhalten, worin an einzelnen Stellen riesige Basaltblöcke, um mich so auszubrücken, eine cyclopisch-mittelalterige Technik verrathen. Von der ursprünglichen Ausstattung der Ummauerung durch Wehrthürme erhebt sich am Fulderthor der runde Leonhardsthurm mit Zinnenkranz und Steindach noch unversehrt und die über einem in ziemlicher Höhe angebrachten, vermuthlich als Einsteigeöffnung benützten Spitzbogen eingemeißelte, scharfe Unicalinschrift belehrt uns, daß das Gebäude 1386 begonnen wurde. Es dürfte sonach der Leonhardsthurm von den auf die Gegenwart gekommenen Werken der bürgerlichen Baukunst der Stadt, von den Sacralarchitekturen sonach abgesehen, das höchste Alter beanspruchen. Jünger und schon der neueren Zeit angehörig sind einzelne Auffattlungen der Ringmauer, worin u. A. das Erneuerungsdatum 1683 vorkommt."

„Von welcher Seite man Alsfeld betritt, überall macht sich bald das alterthümliche Gepräge bemerkbar. In besonderem Grade ist dieses der Fall in dem Straßenzug, der von dem Fulderthor leise ansteigend, nach dem Mittelpunkt der Stadt führt. Die zahlreichen, meist mit der Giebelseite der Straße zugekehrten Wohnhäuser zeigen durchweg die Holzarchitectur und Fachwerkbau. Wer sein Wohl-

* Die Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters und der Renaissance in der Provinz Oberhessen. Darmstadt, H. Brill.



ALSFELD

gefallen ausschließlich an den modernen, wie mit der Gartenschnur gezogenen geradlinigen Häuserquadraten unserer Stadterweiterungen findet, wird einer so veralteten Bauart freilich keinen Geschmack abgewinnen, vielleicht nur mit Widerwillen den Fuß in eine solche Straße setzen. Der Freund vaterländischer Kunstgeschichte dagegen wird diese, nicht mit Berechnung gemachten, sondern gewordenen und darum echt historischen Häuserreihen schon mit größerem Interesse betreten; der Künstler und Kunstliebhaber, der Architekturmaler zudem, wird mit Vorliebe darin verweilen, denn in der veränderten Gruppenbildung, die sich auf Schritt und Tritt, namentlich an den Ecken und Windungen des Straßenzugs darbietet, wird sein Auge auf eine Fundgrube mannigfacher Vedutenmotive stoßen."

„Zu einer bedeutenden Wirkung steigert sich dieses malerische Moment bei der Einmündung der Straße auf dem Marktplatz, wo zu der Fachwerkarchitektur des Privatbau's der monumentale Character verschiedner in Haustein aufgeführter öffentlicher Gebäude hinzutritt und ein Bild opulenter Städteblüthe aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance sich aufthut, das unter den Städten derselben Größe auf weithin seines Gleichen sucht und vielleicht an Reichthum, sicherlich nicht an Characterfülle, nur durch das von modernem Wesen ebenfalls noch unberührte Rothenberg an der Tauber übertroffen wird. Rathhaus, Wein- und Gewandhaus, Hochzeitshaus, größere Holzarchitekturen, alles dies drängt sich hier zusammen, überragt von der unmittelbar hinter dem Rathhaus sich aufbauenden Hauptkirche, im Einzelnen wie im Ganzen die Signatur eines reichen städtischen Culturlebens früherer Jahrhunderte. Ich betone das Wort „städtischen" Culturlebens, weil Alsfeld gegenüber Schlitz und Lauterbach, welche mehr als Herrensitze Bedeutung erlangt hatten, wesentlich dem Bürgerthum seine vormalige Blüthe verdankte."

Die Stadt Alsfeld wird als Adelsfelt zum Erstenmale 1069 erwähnt. In Urkunden wird zum Erstenmale 1247 ihrer gedacht und zwar figurirt sie damals bereits als eine Stadt (oppidum). Ursprünglich war Alsfeld eine Besitzung der Landgrafen von Thüringen, von welchen es durch Erbschaft an Hessen überging. Bald nachher wird es in der großen Zahl der Städte genannt, welche 1255 den rheinischen Städtebund gründeten.

In die frühesten Zeiten der Stadt, muthmaßlich in das vierzehnte Jahrhundert fällt ein Brand, welcher die ganze Stadt, wie es scheint, völlig zerstörte. Genauer läßt sich die Zeit dieser Katastrophe nicht bestimmen. Abraham Sauer erwähnt desselben in seinem kleinen Theater der Städte, parvo theatro urbium p. 173 und bezeugt blos:

„Daß sie in Vorjahren, mit Briefen und Urkunden ganz und gar verbronnen. Daher kann man von ihrer ersten Erbauung keine Nachricht geben."

Muthmaßlich, wenn auch nicht zulässig, können wir diesen Brand daher in den Anfang des 14. Jahrhunderts versetzen, da von diesem Zeitraum bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts die Wiederherstellung aller öffentlichen Gebäude der Stadt herrührt. Auch wird diese Unterstellung durch eine Urkunde des Landgrafen Heinrich des Eisernen, welcher der Stadt die Erlaubniß ertheilt „das Wasser der Lydirbach in die Stadt Alsfeld zu laufen und zu geleiten" uns näher gelegt; wahrscheinlich ist diese Urkunde vom Jahr 1350 vom Sonntage unserer Frauentage datirt. Jener Brand dürfte also die veranlassende Ursache des landesherrlichen Privilegiums gewesen sein, um durch den veränderten Lauf der Liederbach der Stadt die Mittel an die Hand zu geben, sich vor der Wiederkehr derartiger Unglücksfälle zu behüten.

Winkelmann, der gleichfalls über Alsfeld schrieb, brachte die Fabel von dem Schwerte Karls des Großen auf, welches heut noch gezeigt wird und das ein wackerer Bürgermeister dem jetzigen Großherzog Ludwig III. zu Ehren einst frisch schleifen und poliren ließ. Mit diesem Schwert, neben welchem ehedem noch ein langer Stab auf dem Rathhause paradirte, hatte man schon seit Jahrhunderten die harmlosen Geschichtsforscher zum Besten.

In der Geschichte der Reformation nimmt Alsfeld eine hervorragende Stelle ein, und schon Dilich schreibt 1694: „Doch weiß man nicht, wenn sie anfänglich gebaut worden, sintemal sie vor Jahren mit sammt ihren briffen und Urkunden gantz und gar verbronnen. Auch ist sie die erste gewesen, so das Evangelium in Hessen angenommen."

Die Stadt hatte ehedem vier Thore, wovon drei mit den ehemaligen Bisthümern und Abteien Mainz, Fulda und Hersfeld correspondirten, starke Befestigungen umgaben sie. Vor dem sechszehnten Jahrhundert hatte die Stadt einen Wassergraben zu ihrer Vertheidigung und vor dem Hoher- und Oberthor befand sich ein Vorwerk, welches durch die Zugbrücke mit der Stadt in Verbindung stand und sie gegen einen Angriff von Nordosten her decken sollte. An Wohlstand und äußerem Glanz fehlte es Alsfeld nicht und es erscheint als eine der stolzesten Städte der althessischen Landestheile, von welcher der Dichter Stanislaus Mink von Weinsheim singt:

Glück, zu, du schöne Stadt, am Schwalmenfluß erhoben,
Soll ich dann deine Pracht und schöne Häuser loben?
Du Adeliches Feld, ich wünsch', ich könnt es just,
Weil ich jetzt hab' zur Sach' die größte Herzenslust,
Ich bin zu ungeschickt, dich werthe Stadt zu preisen
Nach deiner Würdigkeit; wer kann dir Ehr erweisen,
Wie du verdienet hast? Ich kann es nicht thun nach
Harsdörfer, Zasius, Ulrich*, Rist, Tscherning, Buchholz, Dach,
Das sind die edle Leut, darnach sollst Du dich streben,
Die konnten Deinen Ruhm ganz himmelhoch erheben.

Wegen ihrer Bedeutung für die Gelehrtengeschichte der Stadt Alsfeld insbesondere sollen diese fußkranken Verse hier nicht unerwähnt bleiben. Doch ist Mink nicht der einzige Dichter, der Alsfeld besingt, und wir wären in der Lage, noch eine Reihe von Dichtungen, welche den Glanz, Reichthum und die Schönheit der Oberhessischen Stadt verherrlichen, zu wiederholen. Dieses Dichterlob ist der sicherste Beweis von Wohlstand, und die früheren Jahrhunderte liefern uns seit Frauenlob hinreichende Beispiele, welche dafür sprechen, daß es Geschenke, freundliches Entgegenkommen und genossene Gastfreundschaft waren, welche den Dichter zu seinen Versen begeisterten. Ein freigebiger Mäcen wurde jederzeit in Dichtungen verherrlicht, wir dürfen daher den Rückschluß machen, daß, wo einer Stadt, einer Burg das Lob des Dichters erklang, auch Freigebigkeit und Gastfreundschaft heimisch waren. Nur ein Gedicht über Alsfeld führen wir noch als Beispiel an. Johannes Brunner, ein Schweizer, schilderte 1757 die Mannhaftigkeit der Alsfelder Bürger in ihrer inneren Haushaltung in einem lateinischen Gedicht, welches nach der Uebersetzung meines Großvaters Karl Dieffenbach also lautet:

„Ein Städtchen glänzt in Hessischen Gefilden,
„Das mir der Sitz der Göttin Pallas scheint,
„Die Mannheit ruht hier nicht auf eitelen Gebilden.
„Und nirgends hat's ein Braver so gemeint.
„Auch glänzt der Reichthum hier, und niedlich Hausgeschmeid —
„Und Kirch und Haus ist wundersam bereit —
„In nahen Hainen wohnen die Dryaden,
„Die Satyrn und die badenden Najaden;
„Du Alsfeld hast auf deiner schönen Flur,
„Blos Alles Feld, daher dein Name nur!"

Ueberblicken wir nunmehr noch die Schicksale dieser Stadt, so sehen wir, daß sie mehrmals von schweren Prüfungen heimgesucht wird, und daß gierige Nachbarn im Laufe der Jahrhundete mehr denn einmal nach ihrem reichen Besitzthum die Hände ausstrecken. In demselben Jahrhundert, wo sie von dem allgemeinen Brand heimgesucht wurde, belagerte Heinrich von Wylnau, Abt zu Fulda, 1312 die

* 1510.

Stadt Alsfeld. „Allein er mußte mit Schimpf und Schande davon ziehen," erzählt die Chronik, „und weil der knurrige Herr doch seinen Muth kühlen wollte, so verheerte er alles auf Meilen im Umkreis. Dieser reizbare Krummstab hat auch den Freiherrn von Riedesel in gedachtem Zeitalter viel Tort und Dampf angethan, wofür er aber von ihnen wacker ausgebläut worden ist."

Die Spuren der Belagerung durch Abt Heinrich von Fulda waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Ueberresten des Landwehrgrabens sichtbar und nach Karl Dieffenbach* ist es zuverlässig, daß der Abt damals die Dörfer Klein- und Groß-Homberg, Triersrod und Türkelroth abbrannte, welche wahrscheinlich wegen der gänzlichen Verarmung ihrer Bewohner nie wieder aufgebaut wurden.

Alsfeld genoß seit jener Bedrängniß, welche ihm der händelsüchtige Fulder Abt bereitete einer langen Periode tiefer Ruhe und Friedens, welche erst durch die Reformation und den dreißigjährigen Krieg wieder unterbrochen werden sollten. Zur Zeit der Reformation war Alsfeld die erste Stadt in Hessen, welche das neue Evangelium annahm und, sagt Justi in seinen hessischen Denkwürdigkeiten, — „das war nicht Neuerungssucht, sondern das Volk war fromm und vernünftig."

Einer der Augustinermönche des Alsfelder Klosters, Thielemann Schnabel, (S. S. 597) predigte Luthers Lehre von der Zinne der Stadtmauer dem auf einer Wiese zahlreich versammelten Volke und das Volk wandte sein Herz dieser Lehre zu. Luther wurde ihm lieb und werth und als derselbe auf der Reise nach Worms durch Alsfeld kam, sammelte sich die Schuljugend vor dem Gasthause „zum Schwan", wo er wohnte und stimmte ihm zu Ehren Kirchengesänge an, wie man vermuthet, Luthers eigene Lieder, welche aus Sachsen rasch hierher ihren Weg fanden. Luther war tiefgerührt und segnete die Kinder.

Bald darauf äußerten auch die stürmischen Erregungen, durch welche sich die Bewegung der Geister manifestirte ihre Wirkungen und störten die Ruhe der Stadt. Der Bilderstürmer Bodenstein streifte auch nach Alsfeld und beschädigte die Kirchen, namentlich das schöne Schnitzwerk des Hochaltars der Walpurgiskirche.

Der ruhigen, frommen und duldsamen Bürgerschaft war dieses Treiben im höchsten Grade zuwider und nie, so weit man nur die Geschichte von Alsfeld kennt, hat sich dort nur jemals eine Spur von Sectengeist, Intoleranz oder Verfolgungssucht gezeigt, wohl aber hat sich die wahrhaftige protestantische Gesinnung der Bürger im dreißigjährigen Kriege in einem unzweideutigen Lichte zu erkennen gegeben und wiederholt hat die Stadt feindliche Angriffe mannhaft abgewehrt.

Schon gleich bei Beginn des Krieges war es der Herzog Christian zu Braunschweig, welcher die Stadt am 6. und 28. Dezember 1621 vergeblich zur Uebergabe auffordern ließ, unter der Bedrohung, daß er mit den Bürgern zu Alsfeld, „wie mit denen zu Amöneburg verfahren wolle". Eine Compagnie Schotter und Ulrichsteiner Ausschuß lag damals zum Schutze der hessischen Grenzstadt in Alsfeld, welche sich unter dem Befehl des tapferen Hauptmanns Schmelz, dem Herzog entgegenstellte und zwischen Kirtorf und Erbenhausen mehrere Reiter niederschoß, so daß die zahlreiche Cavallerie des Herzogs die Flucht ergriff und damit auch der Angriff des gesammten Corps des Herzogs abgewandt wurde.

Am Himmelfahrtstage 1622 rückte der Herzog abermals mit verstärkter Macht vor die Stadt, so unbemerkt und unerwartet, daß jede Vertheidigung fruchtlos war. Die Truppen des Herzogs blieben bis zum nächsten Sonnabend in der Stadt, mißhandelten die Bürger und plünderten sie vollständig aus. Um der angedrohten Zerstörung durch den Brand zu entgehen, mußte die Stadt eine Contribution von 6000 Reichsthalern entrichten. Der Schaden, welchen die Stadt erlitt, wurde auf die für jene Zeit ungeheure Summe von 71,429 fl. veranschlagt.

Am 7. Juni 1637 erschlugen die Niederhessischen Truppen 24 Alsfelder Bürgersöhne in einem Hinterhalt bei Ohmes, im sogenannten Katten- oder Katzenberge.

Kurz darauf, am 2. Juli desselben Jahrs, früh Morgens um 2 Uhr, fielen 500 Ziegenhain'sche Reiter und Knappen die Stadt Alsfeld feindlich an und öffneten das Hersfelder Thor mit Petarden, wurden aber ungeachtet ihres Eindringens in die Stadt mit großem Verlust zurückgeschlagen.

---

* Geschichte der Stadt Alsfeld von Karl Dieffenbach, Großh. Regierungssecretär, Stadtsyndikus und öffentlicher Anwalt zu Alsfeld. Gießen 1817.

Im Jahre 1643 am 5. November erschien ein 5000 Mann starkes, von dem Niederhessischen General Geysa befehligtes Corps vor den Mauern der Stadt, beschoß sie aus Feldstücken und Mörsern, und nach wackerem Widerstand der Bürger wurde Alsfeld eingenommen. Die oberhessischen Aemter wurden in Folge dieser Eroberung bis in den Juli 1646 besetzt gehalten und mit schweren Contributionen belegt.

Berühmt ist aber in der Geschichte von Alsfeld eine zweite Belagerung durch die Niederhessen, welche am 30. September 1646 begann, und in welcher vor Allem ein wackerer Mann, der Bürgermeister Conrad Haas, der Nettelbeck der Stadt Alsfeld, durch seinen Bürgermuth hervorragt.

Aus Feldstücken und Mörsern beschossen die Niederhessen die Stadt, sie brannten die Vorstädte nieder und es gelang ihnen, eine Bresche in die Mauer zu legen. Alles, was von den Einwohnern nur Kraft in sich fühlte, griff zu den Waffen. Weiber, Kinder und Wehrlose flüchteten in die Kirche. Grausige Scenen spielen sich ab. Eine Bombe fällt durch das Kirchendach, eine Mutter mit ihrem Säugling verliert durch den Schreck die Besinnung, sie stürzt den Speicher herab und mit ihrem Kinde blieb sie entseelt auf den Steinplatten der Kirche liegen.

Den Bürgern, die sich wüthend vertheidigen, geht das Blei aus um Kugeln zu gießen. Da steigt der Bürgermeister Conrad Haas mit dem geistlichen Inspector auf das Kirchendach und beide reißen das Blei aus den Dachrinnen. Von ihrem Bürgermeister angefeuert, entflammt die Alsfelder Bürger, als die Feinde bereits bis zum Marktplatze vorgedrungen sind, neuer Muth, der Feind wird wieder zum Thore hinausgeschlagen und von den Alsfelder Bürgersöhnen, jungen Männern von 18—30 Jahren, wird er weithin verfolgt. Ueber eine halbe Meile folgten sie den Flüchtigen in der Richtung nach Kirtorf, als die Niederhessen aus dem Hinterhalt über sie herfielen. In einem Wald bei Ohmes fanden die Helden ihren Tod, und nur wenige von ihnen entrannen, welche als Ueberbringer der Unglücksbotschaft in die Stadt zurückkehrten. An einem der Gefallenen, Konrad Scharch, den Anführer der Schaar, erinnert das von uns oben erwähnte Epitaph auf dem Alsfelder Friedhof.

Unter der Leitung des wackeren Bürgermeisters Conrad Haas vertheidigte sich die Bürgerschaft auch nach diesem Unfall auf das tapferste, bis sie am 5. October 1646 der Uebermacht unterlag.

Folgende Votivtafel in der Hauptkirche wurde zur Erinnerung an diese schreckliche Belagerung errichtet.

„Anno 1646 auf Michaelis ist Alsfeld von den Niederhessischen Völkern belagert und mit zwölf Stücken beschossen worden. Den 2. und 3. October, als an 150 große Granaten hineingeworfen, sind 30 Bäu verbrannt, und eine von 160 Pfund in dieses Chor gefallen, hat alle Fenster ausgeschlagen, Orgeln und alles verderbt. Den 5. October, als noch der dritte Sturm abgeschlagen gewesen, hat sich die Stadt Alsfeld ergeben, worauf alle Vorstädt geschleift und an 200 Häuser in denselben abgebrochen worden. Gott wolle für dergleichen Strafen gnädig behüten."

Ueber die Schicksale des Bürgermeisters Conrad Haas giebt noch ein Familiendocument, welches Karl Dieffenbach zuerst veröffentlichte, näheren Aufschluß.* Nach diesem Schriftstück hatte Conrad Haas „nie leichtiglich eine Predigt oder Betstunde versäumt, es habe ihn dann seine Baufälligkeit oder unvermögliches Alter abgehalten, auch sein Vertrauen so fest auf Gott gerichtet, daß er in seinen so vielfältigen und widrigen Begebnissen immer dieses zum Zweck gehabt: „wenn der Herr mich schon tödten würde, wollte dennoch ich beständig auf ihn hoffen."

* Conrad Haas war mütterlicher Seits der Großvater Karl Dieffenbachs.

„In Ansehung seines geführten aufrichtigen und rechtschaffenen Wandels, und nachdem er im Jahr 1636 durch öffentliche und einstimmige Wahl in dem Rath auserkoren worden (wobei er denn 1637 des Feuerschillings- und andere Aemter der Ordnung nach tragen müssen) haben auch nachgehends die löblichen Zünfte und Gemeinde hiesiger Stadt zu unserem Seegen Herrn Bürgermeister ein solch' zuverlässiges Vertrauen getragen, daß sie ihn in die sechs Jahre lang, nämlich 1645—1646, sodann 1653—54, und 1667 und 1668 des Bürgermeisteramts würdig geachtet, wobei er den, ohne eitelen Ruhm zu melden, sonderlich bei der niederhessischen Belagerung 1646 sein patriotisch Gemüth täglicher und nächtlicher, unverdrossener sehr schwerer Sorg' und Last gegen die hiesige Stadt und liebe Bürgerschaft dergestalt erwiesen, daß er, in während der Belagerung, bei Stürmen, Presch-Schießen und Feuereinwerfen allezeit vorangewesen, sich ernstlich und standhaftig an den Kommandanten gehalten, daß mit dessen Hülfe und Rath aller Orten, wo es nöthig gewesen, großer Widerstand mit tapferem Gemüthe und Anfrischung der lieben Bürgerschaft begnügt worden."

„Insonderheit mit sehr vortheilhaft gemachten Abschnitten, dadurch der Feind, als er schon über die Bresche hereingelaufen, dennoch mit Hinterlassung vieler Todten, worunter hohe Standespersonen und verschiedene Offiziere mitbegriffen gewesen, zurück in die Bresche weichen müssen, worauf dann erfolget, daß das vor Augen gestandene große Blutbad durch des höchsten gnädigen Beistand nicht in's Werk gerichtet, sondern auch ein leidlicher Accord getroffen worden, wobei denn nicht in geringe Verwunderung zu ziehen, als durch tag- und nächtliches unaufhörliches Schießen es endlich an Blei ermangeln wollen, und unser seeliger Bürgermeister dies eilende Mittel ergriffen, das, auf dem Pfarrdache gelegene Blei in solch' äußerster Noth zu gebrauchen, auch hierüber Herrn M. Happel seelig Consens erlangt, niemand aber hat sich bequemen wollen solches herunterzulangen, hat der seelige Bürgermeister erkühnet, mit höchster Gefahr eiligst auf das Dach gestiegen, und mit einer Axt, so ihm Herr M. Happel seelig dargereicht, das Blei in der Rinne abgerissen, unterdessen aber sein Haus, Hab und Nahrung durch ein gewesenes Feuer zu seinem und der Seinigen unwiderbringlichen Schaden, ohne einzige Hülfe und Rettung lieber in Dampf dahingehen, als sein treues Vaterherz gegen diese Stadt und Bürgerschaft sinken lassen, vielmehr aber selbige Gott und der Herrschaft bis in den Tod treu zu bleiben, mit höchster Lebens- und Leibesgefahr unablässig auffrischen wollen, welches denn auch also gefruchtet, daß, obschon diese liebe Stadt und Bürgerschaft dazumal in höchstes Verderben, in Jammer und Noth gerathen, dennoch solcher geleisteter Treue halber für Gott, der landesfürstlichen Obrigkeit und der lieben Pastorität zu ewigem Nachruhme gereichen wird. Was nun die Eroberung dieser Stadt mit schweren Pressuren zur Einlösung der Glocken, unser seeliger Herr Bürgermeister hat ausstehen, hierneben auch von dem fremden Kriegsvolk für Schmach, Jammer, Leid und Unheil erleiden müssen, würde zu weitläufig sein der Länge nach zu erzählen. Insonderheit wie er auch wegen einer angeforderten starken Summe Geldes von den kaiserlichen Völkern (nachdem sie ihr Quartier allhier verlassen müssen) gefänglich fortgeschleppt werden sollen, sich aber bis zum Abzug solcher Völker auf dem Kirchengewölbe hat verborgen halten müssen."

Konrad Haas starb auf Pfingsten 1677.

Abgesehen von dieser drangsalreichen Belagerung durch die Niederhessen hatte Alsfeld noch mannigfaches Ungemach und Mißgeschick zu bestehen. Am 8. December 1636 legte z. B. der schwedische Oberst Goldstein 40 Bürgerhäuser in Asche und im Jahr 1643 war die Stadt mit schwedischen und weimar'schen Truppen derart erfüllt, daß die Einwohner beinahe bis zur völligen Mittellosigkeit entblößt wurden. Auch der siebenjährige Krieg verschonte Alsfeld nicht und ebenso litt es durch die französischen Revolutionskriege schwer in seiner Gewerkthätigkeit. Heute ist es wieder eine der reichsten und blühendsten Städle, welche unser Großherzogthum aufweist, und den von ihren Voreltern ererbten Traditionen getreu thun sich seine Bürger durch Gemeinsinn und Bürgertugenden hervor.

Altenburg.

Der schönste Punkt in der Umgebung von Alsfeld ist die etwa eine halbe Stunde südlich sich erhebende Altenburg (543 Einwohner). Unweit der Anhöhe fließt die Schwalm vorbei und der gesammte Anblick, welchen das Land bietet, verkündet den Wohlstand der Bewohner. Eine Burg erscheint urkundlich hier bereits im zwölften Jahrhundert. Der ihr damals schon beigelegte Name Altenburg läßt Ph. Dieffenbach mit vollem Recht auf einen älteren Anbau schließen, der vielleicht weit über das Mittelalter hinaufreicht. Die Burg erscheint zuerst als Besitzthum eines nach ihr genannten adligen Geschlechts, das sie von dem Kloster zu Fulda zu Lehen trug. Gleich Alsfeld ist auch die Altenburg uraltes hessisches Besitzthum. Eckhard von Altenburg verkaufte schon im Jahr 1300 seine Stammburg an den Landgrafen Heinrich I. von Hessen. Von dieser Zeit an hielten die Landgrafen daselbst ihre Burgmannen. Als im Jahr 1314 der Abt Heinrich von Fulda Alsfeld vergeblich zu erstürmen suchte und an der Zerstörung der Umgegend seine Rache kühlen wollte, bemächtigte er sich auch der Altenburg und zerstörte dieselbe. Sie scheint aber bald wieder erbaut worden zu sein.

Ein Burgsitz und das Patronatsrecht der Kapelle ging von den Herren von Eisenbach auf ihre Erben, die Freiherren Riedesel über. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint Altenburg wieder in Trümmern, und erst im achtzehnten Jahrhundert wurden die neuen Wohngebäude der Freiherren Riedesel errichtet. Die Kirche des Orts ist im Jahr 1748 erbaut.

Romrod.*

Wenn man die Straße von Grünberg nach Alsfeld verfolgt (sie hat eine nordöstliche Richtung), so gelangt man nach etwa einer Stunde über die Ohm, und gewahrt dann zu seiner Linken in der Entfernung von einer Viertelstunde ein großes Gebäude neben einem Dorfe. Das Dorf heißt Merlau; hier errichtete Landgraf Ludwig IV., der Sohn Philipps des Großmüthigen, im Jahre 1584 ein stattliches mit einem Graben umgebenes Schloß. Seine Trümmer waren in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts noch sichtbar.

Vom Schellnhäuser Hammer an der Felda steigt die Straße bedeutend aufwärts, und gelangt man in einen Wald, der in seiner größten Ausdehnung von Südost nach Nordwest bei 4 Stunden lang ist. Die Straße bringt uns zunächst nach Romrod (876 Einwohner), einem etwa anderthalb Stunden südwestlich von Alsfeld gelegenen Städtchen an der Andreff. Die Kirche ist von 1690. Das merkwürdigste Gebäude aber ist das Schloß, das sich im Innern des Städtchens erhebt und sonst von einem breiten Graben umgeben war, der vor etwa dreißig Jahren zugeworfen wurde, und an dessen Stelle sich jetzt Gärten befinden.

Vordem war hier der Stammsitz einer angesehenen Familie von Romrod (Rumerode), von welcher urkundlich zuerst Ludwig im Jahre 1197 genannt wird. Der Hauptzweig* derselben starb aber schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Mannsstamme aus; die weiblichen Erben

* Eine Ansicht des Schlosses giebt Merian.

* Es existiren noch Herren von Romrod, die dasselbe Wappen führen, und es ist wahrscheinlich, daß sie von einem Nebenzweige abstammen.

aber schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Mannsstamme aus; die weiblichen Erben

---

* Eine Ansicht des Schlosses giebt Merian.

* Es existiren noch Herren von Romrod, die dasselbe Wappen führen, und es ist wahrscheinlich, daß sie von einem Nebenzweige abstammen.



verkauften später ihre Besitzungen an die Landgrafen von Hessen, so daß diese schon im Jahre 1396 in dem vollen Besitze von Romrod waren. Die Stammburg muß im Laufe der Zeit verfallen sein. Einen im Südwesten der Stadt sich erhebenden Berg heißt man „an der Warte". Im Jahr 1578 ließ Landgraf Ludwig IV. von Marburg auf der Stelle, wo die alte Burg stand, neue Gebäude aufführen. Das sind dieselben, welche man gegenwärtig noch sieht. Die späteren Landgrafen hielten sich der Jagd wegen hier oft auf. Von Ludwig VIII. erzählt man, er sei einst zu Pferd die Wendeltreppe am Schloß hinauf und dann über die zwischen dem Schloß und der Kanzlei stehende Mauer geritten.

Auch in der Gegend von Romrod finden sich Spuren ausgegangener Dörfer. So ist südwestlich im Walde noch der „Göringer Grund". Von Wadenhausen wird noch eine Mühle benannt. Zwischen Romrod und Oberndorf lag Mölbach; noch ist dort der „Mölbacher Teich". Von dem zwischen Romrod und Obergleen gelegenen Hirtenrod soll noch ein Brunnen übrig sein. Auch nach Zell hin soll sich noch ein Brunnen von dem ehemaligen Dorfe Einhausen vorfinden. — Etwa eine Viertelstunde östlich von Romrod lag der Ort Oberrod (Obinrod). Er hatte noch bis 1580 einen Plebau. Die Umgebung heißt das „Nonnenfeld", und befand sich auch, vor ungefähr dreißig Jahren, daselbst noch eine Kirche, wohin Liederbach eingepfarrt war.

Schlitz.

An der südöstlichen Abdachung des Vogelsbergs liegt das von Süden nach Norden von der Fulda durchschnittene anmuthige Schlitzer Land. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stelle, wo die Schlitz in die Fulda einmündet, liegt auf einer Anhöhe das Städtchen Schlitz (2570 Einwohner), das mit seinen Umgebungen einen ungemein freundlichen Anblick darbietet. Die Stadt ist uralt, und im Jahr 1812 feierte die Kirche zu Schlitz ihr tausendjähriges Jubiläum. Die heutige Kirche ist jedoch jüngeren Ursprungs. Der älteste Theil, der Chor, scheint aus dem zwölften Jahrhundert herzurühren. Die Kirche bewahrt einige merkwürdige Grabdenkmäler, wie das des Georg von Schachten und seiner Gemahlin, des Friedrich von Görz, des Hans von Görz und seiner Gemahlin Margaretha, einer geb. von Doringenbergk (Dörnberg). Vor allem interessant ist aber die Gruft jenes unglücklichen Ministers Karls XII. von Schweden, des Georg Heinrich von Görz, der als Opfer der Anhänglichkeit an seinen Herrn und durch Kabale fiel und im Jahr 1719 enthauptet wurde.

Außer der Kirche gehören die fünf Burgen zu den Sehenswürdigkeiten von Schlitz. Die älteste derselben ist die Hinterburg, welche 1487 neu erbaut wurde. Der Vorderburg geschieht 1508 zum Erstenmale Erwähnung. Die dritte, die Schachtenburg, wurde 1557 und die vierte Ottoburg 1652 errichtet. Als Residenz der gräflichen Familie dient die Hallenburg, an deren Stelle bereits früher sich ein burgartiges Gebäude befand, welches 1563 errichtet wurde.

Der Name Schlitz wird schon im Jahr 812 als Besitzung von Fulda genannt. Richolf, Erzbischof von Mainz, weihte am 11. September dieses Jahres die Kirche zu Slitese der heil. Margaretha ein, und wurde ihr zugleich ein großer Bezirk zugewiesen. Die Nähe von Fulda, das freundliche Thal machen einen früheren Anbau der Gegend erklärlich. Auch die Stammväter der gräflichen Familie werden frühe genannt. Ein Erminoldus de Slitese kommt schon 1116 mit seiner Gemahlin Gerbirga, ihr Sohn Gerlach 1128 urkundlich vor. Es waren wohl Lehnsleute von Fulda. (Der älteste Lehnsbrief über Schlitz ist aber erst von 1439). Berthons (Bertho), wahrscheinlich der Bruder Gerlachs, war Abt zu Fulda. Frühe schon nahm die Familie den Beinamen Görz an. Einige ihrer Glieder spielen in der Geschichte eine bedeutende Rolle; so, außer dem vorhingenannten unglücklichen Johann Georg, der ehemalige Staatsminister Friedrichs des Großen von Preußen, Johann Eustachius, der im

Jahr 1821 in seinem 84. Jahre starb. Im Jahr 1726 wurde die Familie in den Reichsgrafenstand erhoben. Unter die Hoheit von Hessen kam das Gebiet im Jahr 1806. Durch Deklaration vom 30. December 1808 wurde der Graf „Karl von Schlitz genannt Görz“ in die Zahl der Standesherren aufgenommen.

Lauterbach.

Ungefähr drei Stunden von Schlitz liegt die alte ehedem Riedesel'sche Stadt Lauterbach (3295 Einwohner), eine der ältesten Städte in Hessen, deren schon 812 urkundlich als eines Besitzthums des Klosters Fulda Erwähnung geschieht. Im Jahr 1265 wurde Lauterbach zur Stadt erhoben und mit Befestigungen umgeben. Wiederholt wurde die Stadt im Mittelalter vom Kloster Fulda verpfändet. Im Jahr 1326 und 1360 an die Herren von Eisenbach. Das Pfand wurde wieder eingelöst, aber bereits 1420 sehen wir die Stadt abermals an die Eisenbach verpfändet. 1427 kam Lauterbach als Pfand an Mainz und Landgraf Ludwig der Friedfertige wurde in die Gemeinschaft der Pfandschaft aufgenommen. Dieser Landgraf versetzte 1433 und 1436 dem Hermann Riedesel, Landvogt an der Loyne (Lahn), den halben Theil von Burg und Stadt, sowie er ihm vom Stift Fulda versetzt war. Die andere Hälfte erhielt dieser 1556 von Mainz. Im Jahr 1485 bestätigte Hessen der Stadt Lauterbach ihre Privilegien. 1496 sehen wir sie wieder an Mainz und Hessen verpfändet. Im Jahr 1547 kündigte Fulda die Pfandschaft auf. Es entstand nunmehr ein verwickelter und langwieriger Streit darüber, was eigentlich zu dieser Pfandschaft gehöre. Lauterbach wurde damals von Fulda erobert und von den Riedeseln wiedergenommen, eine Fehde, die erst 1684 durch einen Vergleich, wonach die Stadt mit aller Hoheit, Herrlichkeit und Gerechtigkeit als ein Erblehen von Fulda gegen Abtretung einiger Dörfer und Zahlung einer Geldsumme von 3000 Thalern an die Familie Riedesel, den Erben der Familie von Eisenbach abgetreten wurde. Während der Religionsverfolgungen, welche die Protestanten am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu erdulden hatten, sehen wir die Stadt in erheblichem Aufblühen, da viele Protestanten aus dem Territorium der benachbarten Abtei Fulda sich hier niederließen, um den Bedrückungen, welchen sie dort ausgesetzt waren, zu entgehen. Ungefähr eine Stunde von Lauterbach, die Lauter aufwärts liegt

Eisenbach,

die Stammburg der uralten Familie von Eisenbach. Ein Teich, ein kleines Kapellchen, eine Kirche mit Thurm, umgeben von Waldbäumen, bilden die Motive der Landschaft. Weiter oben, von Buschwerk und Bäumen umgeben, liegt die ein längliches von Rondellen vertheidigtes Viereck bildende Burg. Urkundlich geschieht des Schlosses Eisenbach zuerst 1217 Erwähnung. Eisenbach wurde Ende des dreizehnten Jahrhunderts von dem Abt Bertho II. von Fulda zerstört und bald darauf 1309 starb die Familie von Eisenbach aus. Ihr Erbe war die Familie von Wartenbach, welche mit den Eisenbach vermuthlich einerlei Ursprungs ist, und welche von nun an auch den Namen Eisenbach führte.

Schon vorher, im Jahr 1289, erscheint die Eisenbach wieder erbaut. Nachgerade wurden die Eisenbacher in der Umgegend immer mehr begütert. Im Jahr 1343 belehnte der Landgraf Heinrich der Eiserne den Heinrich von Eisenbach mit dem Erbmarschallamt erblich auf je den ältesten Sohn, was später auf den Aeltesten des Stammes überging. Nach dem Aussterben des männlichen Stammes im Jahr 1428 kam Eisenbach als Fuldisches Lehn und Ziegenhainisches Afterlehn an den Einen der Schwiegersöhne des letzten Herrn von Eisenbach, Johann Riedesel, dessen Nachkommen zwar auch durch



KIRCHE IN SCHOTTEN

mannigfache Fehden und Kämpfe sich schwächten, im Ganzen aber doch ihre Besitzthümer im Laufe der Zeit noch mehr erweiterten, so daß sie jetzt allein in Oberhessen im Besitz beinahe des gesammten Kreises Lauterbach sind.

Von Eisenbach aufwärts in südwestlicher Richtung steigt die Landstraße an dem südöstlichen Abhang des Vogelsbergs hinan. Ungefähr eine halbe Stunde von Eisenbach theilt sie sich. Die eine Straße führt über die unwirthliche Feldkrücker Höhe nach Schotten, die andere nach dem an dem rauhen östlichen Abhange des Vogelsbergs gelegenen Herbstein. Noch unwirthlicher und unfreundlicher ist das an dem nordwestlichen Zuge des Vogelsbergs gelegene Ulrichstein. Die Gegend ist rauh und arm, Kartoffeln und Gemüse gedeihen wohl noch, aber sonst ist der Boden unempfindlich gegen den Fleiß des Menschen, und nur die Vogelsberger Orte Rebgeshain, Lanzenhain, Hartmannshein und Hergenhain machen Ulrichstein, was Rauhheit des Klimas und Unfruchtbarkeit des Bodens anlangt, den Rang streitig. Selbst die Buchen sind verkümmert und krüppelhaft. Nur selten betritt ein Tourist diese unwirthlichen Gegenden und der Beamte, den der Dienst hinführt, wird von einer unnennbaren Sehnsucht nach der Heimath ergriffen. Nur die Bewohner des Landes, die dort geboren und erzogen sind, haben es lieb und empfinden keine Neigung nach jenen, unter einem milderen Himmel gelegenen Landestheilen unseres Großherzogthums, deren Annehmlichkeiten sie niemals kennen gelernt haben.

Schotten (1978 Einwohner),

wohin man gelangt, wenn man von Eisenbach der Straße über die Feldkrücker Höhe folgt, sehen wir auffallender Weise bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte im Besitz des Bischofs von Straßburg, welcher die Herren von Büdingen mit der Stadt belehnte. Nach dem Aussterben der Herren von Büdingen kam es durch Erbschaft an die Herren von Breuberg. Durch Pfandschaft kam es nach und nach in den Besitz verschiedener Familien, bis es 1403 den Landgrafen von Hessen zufiel. Auch diese verpfändeten es zeitweise, so Philipp der Großmüthige an die Kinder von Margaretha von der Saale, nach deren Absterben es Hessen-Darmstadt anheimfiel. Das merkwürdigste Gebäude Schottens ist die Stadtkirche, von welcher unser Werk eine Abbildung bringt. Die im vierzehnten Jahrhundert erbaute Kirche zählt zu den schönsten gothischen Baudenkmalen, welche unser Großherzogthum aufweist.

Wir scheiden hiermit von jenen Theilen der Provinz Oberhessen und wenden uns wieder einem Landestheile zu, der durch den freigebigen Boden und das mildere Klima als einer der ältesten Sitze der Cultur in unserem Großherzogthume erscheint und der durch seine Schicksale uns mehrfach Veranlassung zu eingehenderer Betrachtung bietet.

Die ehemalige Reichsstadt Friedberg und die Wetterau.*

In dem fruchtbarsten Theile des alten Gau's der Wetterau, der Kornkammer unseres Großherzogthums, liegt die alte Reichsstadt Friedberg (4863 Einwohner) mit ihrer schönen breiten Hauptstraße und freundlichen Gebäuden. Der Anblick der Stadt ist ein beinahe völlig moderner, aber mitten

* S. Philipp Dieffenbach, Geschichte der Stadt Friedberg und dessen Provinz Oberhessen.

unter den zahlreichen Gebäuden neuen Ursprungs birgt sich dennoch ein oder das andere merkwürdige historische Denkmal, das an die geschichtliche Vergangenheit der Stadt erinnert. Die in reinstem gothischen Styl erbaute Stadtkirche, das bedeutendste Baudenkmal der Wetterau, das alte Judenbad in der Judengasse und die alterthümliche Burg sind einer eingehenden Betrachtung würdig und bieten dem Geschichtsforscher mannigfachen Stoff zu vergleichenden Untersuchungen.

Wie aus unserer Darstellung der römischen Niederlassungen in Oberhessen ersichtlich, ist es außer Zweifel, daß Friedberg schon zur Römerzeit vorhanden war und zu den bedeutenderen im Großherzogthume gegründeten römischen Niederlassungen gehörte. Die zahlreichen Legions- und Cohortensteine, welche man fand, namentlich diejenigen der VIII., XI., XXI. und der in der römischen Geschichte berühmten XIV. Legion sprechen dafür, daß Friedberg als einer der wichtigsten Stützpunkte des römischen Vertheidigungssystems diente, als einer der Sammelpunkte, von wo aus man je nach Bedürfniß nach einem der bedrohten Punkte des Grenzwalles Hülfstruppen entsandte.

Ueber die Schicksale Friedbergs in der Völkerwanderung und in der Merovingischen Periode herrscht wie über die Geschichte anderer Orte beinahe völliges Dunkel. Aller Wahrscheinlichkeit nach ergriffen königliche Vögte alsbald von dem fiskalischen Eigenthum Besitz, verwalteten dasselbe im Namen des Landesherrn und sprachen Recht; ein Vorgang, den wir in analoger Weise bereits so häufig anderwärts wahrnehmen konnten, daß wir auch in Friedberg ein gleiches voraussetzen dürfen, wenn auch der Stadt in Urkunden aus jener Epoche noch keiner Erwähnung geschieht. Eine Reihe von Annahmen, ja der Name Friedberg selbst, sprechen dafür, daß wir in der Stadt den Sitz einer alten Gerichtsstätte vor uns haben. Erst im Jahr 1217 geschieht der Burggrafen zu Friedberg urkundlich Erwähnung und zwei Jahre später werden in kaiserlichen Urkunden die Ministerialien und Bürger von Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen genannt. Eine bald darauf, 1226, von Kaiser Heinrich VII. ausgefertigte Urkunde, in welcher die Städte Mainz, Bingen, Worms, Speier, Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen als „wichtig" bezeichnet werden, liefert einen Beleg für die frühe Bedeutung der Stadt. Auch sehen wir diesen Kaiser wiederholt, und zwar in den Jahren 1228, 1229 und 1230, zu Friedberg seinen Aufenthalt nehmen. Auch andere deutsche Kaiser sind später zu Friedberg anwesend: Wilhelm (1225), Rudolph (1284 und 1285), Adolph (1293), Albrecht (1306), Karl IV. (1387), Ruprecht (1400), Sigismund (1414) und Friedrich III. (1442).

Schon frühzeitig (1230), als Kaiser Heinrich in Friedberg anwesend war, beginnt man dort jenen Unterschied zwischen der Bevölkerung der Stadt und der Bürger zu machen, der sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Damals schon bestand Friedberg aus zwei Körpern, deren Einer aus Burgmannen (castrenses) oder Rittern (milites) unter dem Burggrafen, der andere aus einer Vereinigung von Bürgern unter einem Schultheißen und Schöffen (scabini) bestand. Nachgerade wußte jede dieser Corporationen durch die Kaiser gewisse Rechte und Freiheiten zu erlangen; der älteste Freibrief mag wohl von Kaiser Friedrich I. ausgefertigt worden sein; er ist indessen nur aus einer späteren Urkunde, sowie aus denen, welche wir von Frankfurt und Wetzlar besitzen, zu ersehen, und enthält weiter nichts, als daß jeder Bürger von seinem Hofe dem Eigenthumsherrn 4 Denarien Zins bezahlen, sonst aber auf der Reise mit den Waaren frei sein solle. Eine eigentliche Befreiung von der Leibeigenschaft wurde ihr erst im Jahr 1240 durch König Konrad, den Sohn Friedrichs II., zu Theil, welcher den Schultheißen und den Bürgern zu Friedberg wie zu Frankfurt das Privilegium ertheilte, „daß ihre Töchter und Wittwen zu einer Ehe mit den Hofdienern nicht gezwungen werden sollten." Um dieselbe Zeit mag Friedberg (wie Frankfurt) das erste Markt- oder Meß-Privilegium erlangt haben. Die eigentliche Reichsfreiheit erschien demnach nur nach und nach. — Unterdessen bewirkte jene „kaiserlose" Zeit, welche auf den Untergang der Hohenstaufen folgte, auch eine engere und größere Verbindung der Städte, als jene von 1226 gewesen war. Im Jahr 1255 nahm Friedberg an jenem großen rheinischen Bunde Theil, welchen die Fürsten und Städte zu Worms schlossen und welchen König Wilhelm zu bestätigen gezwungen war. Die Wohlhabenheit der Stadt stieg rasch, und Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen und Frankfurt, welche öfter zusammen genannt werden und als die sogenannten vier wette-


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX



FRIEDBERG IN DER WETTERAU



BURG FRIEDBERG IN DER WETTERAU

rauischen Städte mit einander Bündnisse schließen, scheinen sich sämmtlich eines gleichen Ansehens und Wohlstandes erfreut zu haben.

Mit dem Wachsthum des Wohlstandes steigt auch das Selbstgefühl der Bürger und andererseits erweckt derselbe den Neid, der in der Burg herrschenden Geschlechter. Es beginnt ein Zwiespalt, der bis in die neuesten Perioden der Geschichte sich erhielt und in blutige Fehden ausartete. Burg- und Stadtbewohner bekämpften sich oft gegenseitig mit den Waffen in der Hand und schon 1276 mußte die Stadt die kaiserliche Verzeihung erwirken, weil die Bürger die Burg zerstört hatten. Kaiser Rudolph, von welchem die Urkunde herrührte, mußte jedoch schon wieder 1285 als Friedensstifter auftreten und gebot urkundlich, daß weder die Bürger die Burg, noch die Burgmannen die Stadt zerstören sollten. Kaiser Albrecht machte endlich 1306 den Versuch, auf ewige Zeiten Friede zu stiften und bestimmte, daß die Bürger sechs Burgmannen kiesen sollten, „die versöhnlich und rathbar seien dem Kaiser, dem Reich, dem Land, der Burg und der Stadt, Arm und Reich; die sollten in ihren der Bürger Rath gehen, ausgenommen, wenn sie über Bord und Schild berathen und sollten dafür einen Eid ablegen, söhnlich und friedlich zu allen Sachen zu kommen und das Gericht helfen handhaben bei Freiheit und Gnade und das Beste zu rathen dem Armen und dem Reichen.“ Es gelang den Burggrafen jedoch, sich zu einer immer einflußreicheren Stellung emporzuschwingen, und ein 1332 von Kaiser Ludwig ausgefertigter Sühnbrief bestimmt, „daß wer wider die Sühne handele, in eine Strafe von zehn Mark verfalle, wovon fünf dem Kläger, die anderen dem Burggrafen zufallen sollen“.

Im Jahr 1349 verpfändete Kaiser Karl IV. die Stadt um die Summe von 10000 damaliger Gulden an Günther von Schwarzburg. Karl versprach zwar, daß sie ihre Rechte und Freiheiten sonst behalten, auch binnen Jahresfrist wieder gelöst werden sollte, allein seine Worte waren eitel. Die Pfandschaft kam von Günther an Mainz, Eppenstein, Isenburg und Frankfurt; die Burg aber wußte von diesen zu erlangen, daß sie ihr überlassen wurde, und von der Zeit an mußte die Stadt jedem neuen Burggrafen als Pfandherrn huldigen. Dieser Abhängigkeit los zu werden, suchte sie 1483 Schutz bei dem Landgrafen Heinrich III. von Hessen, mußte dafür aber den schimpflichen „Verherrungs-Revers“ unterzeichnen, nach welchem sie ohne den Willen der Sechser sich mit keinem fremden Herrn verbinden dürfte.

Diese Verhältnisse lähmten je länger je mehr die Kraft der Bürger. Zwar versuchte noch einmal die Masse in den Zeiten des Bauernkriegs (1525) Rache an der Burg; vergebens, sie mußten die Katharinen-Capelle abreißen, von wo aus sie die Burg angegriffen hatten. Zum zweiten Mal wollte die Stadt 1657 sich in die Arme eines Landgrafen von Hessen werfen (es war Georg II. von Hessen-Darmstadt), nachdem sie lange den Weg Rechtens versucht hatte. Ihr letzter ernstlicher Versuch war im Jahr 1706 mit Aufkündigung der Pfandschaft. Die Burg aber erklärte nun dieselbe für unablöslich und bewirkte die Huldigung bei einer Strafe von 20 Mark, einer Strafe, die nachher verdoppelt wurde. Da suchte die Stadt zum dritten Mal Hülfe bei dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen im Jahr 1713. Ein Reichshofrathsdekret vernichtete hierauf den Schutzbrief.

Längst vorher war der Wohlstand der Stadt bereits gesunken und wie überall in Südwestdeutschland war es namentlich der dreißigjährige Krieg, der dem Wohlstand der Bürger den Todesstoß versetzte. In der Folgezeit, in welcher sich Deutschland nur mühsam erholte, vermochte Friedberg sich gleichfalls nicht zu kräftigen und als es 1802 an Hessen kam, hatte die Stadt eine Schuldenlast von 113000 Gulden.

Aber auch die Burg war schon längst in Verfall. Ihr ursprünglicher Zweck, Gericht im Namen des Kaisers zu üben und als Reichsburg die Gegend zu schirmen, war längst vergessen und sie war zu einem gemeinsamen Vertheidigungsort des gesammten zahlreichen Wetterauer Adels geworden, der, als ihn auch die Burg nicht mehr sicherte, durch Ritterverbindungen sich gegenseitigen Schutz zu gewähren suchte. So schlossen im Jahr 1448 Friedberg, Lindheim, Cronenberg und Reiffenberg einen Bund mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz. Aehnliche Bündnisse kehren wiederholt wieder und die letzte große Ritterverbindung wurde 1522 errichtet. Auch die Burg sank durch den dreißigjährigen Krieg.

Das Burggrafiat, sowie es sich bis zum Jahr 1806 erhalten hatte, bestand aus zwölf Regimentsburgmannen, wovon zwei die Baumeister und sechs die adeligen Sechser bei dem Stadtrath bildeten. An der Spitze des Regiments stand der auf Lebenszeit gewählte Burggraf. Gemeine Burgmannen, welche bei der Aufnahme acht Ahnen beweisen mußten, waren im Jahr 1775 noch 89 und im Jahr 1804 77 vorhanden. Im Jahr 1810 kam die Burg unter hessische Oberhoheit. Der Burggraf Clemens August Graf von Westphalen erhielt die Rechte eines Standesherrn und trat 1817 mit Vorbehalt der Würde eines solchen und der eines Burggrafen seine Rechte an den Staat ab. Nach seinem 1819 erfolgten Tode wurde die Burg nebst der Grafschaft Kaichen ein integrirender Bestandtheil des Großherzogthums Hessen.

In der Stadt stand damals an der Spitze der Verwaltung der ältere und jüngere Bürgermeister nebst den beiden Rentmeistern. Alljährlich wurden sie am Tage Jonathan (29. Dezember) gewählt, und zwar der ältere Bürgermeister aus den 12 Schöffen, der jüngere aber aus den 12 „jungen Herren" oder dem Rath. Kleinere Gegenstände wurden von dem älteren, dem „gestrengen Herrn", abgethan, wichtigere kamen vor die Audienz. Die Seele des Ganzen waren hier die zwei Consuln, wovon der eine zugleich Stadtschreiber war. An dem „vollkommenen Rathe" nahm aber auch der Burggraf mit den adeligen Sechsern Theil. Dann wurde ein doppeltes Protokoll geführt. Sonst war bei den städtischen Angelegenheiten nur der Stadtschultheiß Namens der Burg als aufsehende Behörde anwesend. Uebrigens suchte in der Stadt das Domkapitel von Mainz, sowie das St. Alban-Stift daselbst und das Arnsburger Kloster jedes sich für seine Besitzungen zu eximiren. Auch die Herren von Rau, von Wetzel und von Löw hatten ihre Beamten daselbst. In der Burg wollten das Deutschordenshaus, sowie die Mittelrheinische Reichsritterschaft als Reichsstände die Jurisdiction der Burg nicht anerkennen.

Bad-Nauheim.

Ungefähr 3/4 Stunden von Friedberg liegt das 2625 Einwohner zählende Bad Nauheim, dessen heilkräftiger Sprudel sich eines weiten Rufes erfreut.

Seine Ortsbenennung führt der anmuthige, in dem schönsten Theile der Wetterau gelegene Kurort, in Folge einer Verfügung des Großherzoglichen Ministeriums des Innern vom 7. Mai 1869. Der heilkräftige Sprudel, der bei der Saline mit großer Gewalt 10—12 Fuß hoch und mehrere Fuß breit in die Höhe springt, hat den Ruf des Badeorts begründet. Er verdankt einem im Juli 1846 stattgehabten, in dem ganzen Rheinthal wahrgenommenen, gewaltigen Erdstoß seine Entstehung. Schon lange hatten an der Stelle wo der Sprudel in die Höhe steigt, ergebnißlose Bohrungen stattgefunden, als plötzlich 1/2 Jahr nach dem Erdstoß, die heiße Salzlauge mit ungeschwächter Naturkraft in die Höhe stieg. Der Sprudel war bisher der Ruhm Nauheims und hat unzähligen Leidenden Linderung oder Genesung gespendet.

In anerkennenswerther Weise war man in den letzten Jahren auf die Verschönerung des Städtchens bedacht. Unter dem milden Himmel Nauheims gedeiht die Rebe. Die südöstliche Abdachung des Johannisbergs ist durch Herrn Madler, einen gebornen Bechtheimer, neuerdings mit Reben bepflanzt worden, wohl die einzige, in Oberhessen vorhandene Weinbergsanlage. Am unteren Ende der Parkstraße wurde, dem Hôtel Kursaal gegenüber, eine 63 1/2 Meter lange Colonnade erbaut, innerhalb welcher 19 Verkaufsläden untergebracht sind. Hier promenirt bei ungünstiger Witterung die Badewelt Nauheims und erfreut sich an dem verlockenden Anblick der Bijouterien, Delikatessen, Cigarren und anderer in den Auslagen der Läden sichtbaren Verkaufsartikel. Für die Zerstreuung der Kurgäste geschieht das Möglichste. Concerte, sowie Theatervorstellungen durch Mitglieder des Darmstädter Hof-

ILBENSTADT





NAUHEIM.



theaters, finden während jeder Saison in großer Zahl statt. Der mit mehrhundertjährigen Eichbäumen bepflanzte Nauheimer Hochwald bietet durch seine gesunde, kühle, nervenstärkende Luft während der heißen Sommertage einen wohlthuenden, erfrischenden Aufenthalt für die Badegäste. Das Forsthaus Winterstein bildet hier das Ziel eines angenehmen Ausflugs. Auf dem nahe gelegenen Winterstein ließ der Taunusclub neuerdings einen 15 Meter hohen, eine herrliche Rundschau gewährenden Thurm erbauen.

Den Fortschritten der Medicin wird in Bad-Nauheim thunlichst Rechnung getragen und wurde beispielsweise im östlichen Theile der Trinkhalle erst neuerdings ein Inhalationspavillon eingerichtet.

Eine segensreich wirkende humane Anstalt wurde unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Karl von Hessen in Nauheim gegründet. Wir meinen die unfern der Saline gelegene Kinderheilanstalt „Elisabethenhaus“, welche der „Verein für innere Mission in Oberhessen“ 1879 errichtete. Das Gebäude besteht aus zwei Theilen, dem Vorderhause und dem sich unmittelbar daran schließenden Barackenbau, ein frei dastehendes, eine vorzügliche Ventilation gestattendes, auch den Speisesaal und die größeren Schlafsäle in sich schließendes Gebäude. Mit dem Hauptgebäude steht ein Badehaus durch einen gedeckten Gang in Verbindung. Die erforderliche Soole wird durch Röhrenleitung von einer der Quellen hergeleitet. Im ersten Jahr des Bestehens wurde die Anstalt von 132 Kindern besucht. Ihre Frequenz steigert sich von Jahr zu Jahr.

Endlich machen wir die Besucher Nauheims noch auf die zwischen Friedberg und Fauerbach gelegene großartige Fabrikanlage, in welcher Zuckerrüben behufs Gewinnung von Rohrzucker verarbeitet werden, aufmerksam.

Ilbenstadt.

Gleichfalls im Kreis Friedberg liegt das 1027 Einwohner zählende Ilbenstadt, dessen am 25. August 1159 von Erzbischof Arnold von Mainz geweihte Abteikirche des Prämonstratenser Ordens nächst der Stiftskirche zu Friedberg als das bedeutendste Kirchengebäude der Wetterau anzusehen ist. Im Jahr 1871 wurde die Restauration des Bauwerks mit dem Dache und der Westfront beginnend in Angriff genommen.

Butzbach.

Zwei Stunden unterhalb Friedberg liegt Butzbach (2820 Einwohner), dessen erster Geschichtsperiode bereits in den Abschnitten über die römischen Ansiedelungen in Oberhessen und in demjenigen, welcher von Oberhessen während der Völkerwanderung handelt, Erwähnung geschah. Es kann wohl kaum bezweifelt werden, daß bereits in der Periode der Römer die Cultur hier Eingang gefunden hatte, und sobald nach der Völkerwanderung wieder Nachrichten über die einzelnen Theile unseres Vaterlandes auftauchen, finden wir auch Butzbach erwähnt.

Schon unter Karl dem Großen wird der Ort in Schenkungs-Urkunden und zwar verschieden, bald Botisphaden, bald Botinesbach und bald Butespach, genannt. Später erscheint er als Münzenbergische und dann Falkensteinische Besitzung. Im Jahr 1321 ertheilte ihm Kaiser Ludwig der Bayer die Marktrechte der Stadt Frankfurt. Nach dem Erlöschen der Falkensteiner wurde Butzbach an die Eppensteiner vererbt. Es ist bekannt, wie diese einst so mächtige Familie durch Theilung sich schwächte,

dann einen großen Theil ihrer Besitzungen veräußerte. Gottfried X. von der Münzenberger Linie verkaufte 1478 ein Viertheil von Butzbach an den Grafen Otto von Solms, und ein anderes Viertheil an den Grafen Philipp von Katzenellenbogen. Mit des Letzteren im Jahr 1522 erfolgten Tode erlosch sein Stamm. Nachdem im Jahr 1535 auch die Königsteinische Linie ausgestorben war und Kurmainz u. A. in den Besitz der erledigten Lehen trotz der Widersprüche des Hauses Stolberg zu setzen gewußt hatte, verkaufte es 1595 die andere Hälfte von Butzbach an den Landgrafen Ludwig IV. von Marburg. Darauf wurden, da der Theil von Katzenellenbogen auch an Hessen gekommen war, nach dem Tode dieses Ludwig drei Viertheile Hessen-Darmstädtisch. Aber schon im Jahr 1609 trat Ludwig V. bei Einführung der Primogenitur das Amt Butzbach an seinen jüngeren Bruder Philipp ab. — Ein gewaltiger Brand hatte 1603 das alte Schloß mit mehr als 100 Gebäuden eingeäschert. Um so mehr hatte Philipp Veranlassung, sich hier eine neue kostbare Residenz zu erbauen. Nach seinem Tode fiel Butzbach an Darmstadt zurück. Das Solmsische Viertel erkaufte Ernst Ludwig im Jahr 1714.

Landgraf Philipp von Butzbach.

An Butzbach knüpft sich die Erinnerung an einen Fürsten, der in der Culturgeschichte des deutschen Volkes einen ehrenvollen Platz einnimmt, als Schirmer der Wissenschaft und als Förderer der Werke des Friedens. Landgraf Philipp, genannt der Dritte, der dritte Sohn Georg I., geboren am 26. Dezember 1581 zu Darmstadt, hat in einer trüben, der Entwickelung der Wissenschaften wenig günstigen Zeit sich ruhmreich hervorgethan. Landgraf Philipp erhielt, da, wie wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, Landgraf Georg I. nicht das Recht der Erstgeburt durch sein Testament eingeführt hatte, in Folge Erbvergleichs das Amt Butzbach am 12. März 1609 überwiesen, wozu später noch die Aemter Itter und Niederweisel hinzukamen. Butzbach erwählte er zu seinem ständigen Wohnsitz und er wird daher gewöhnlich nur als Landgraf Philipp von Butzbach bezeichnet. Berühmt ist der Fürst durch seine Beschäftigung mit der astronomischen Wissenschaft. Sein astronomisch-physikalisches Cabinet, das zum größten Theile sich noch in dem Besitz der Universität Gießen befindet, war eine der größten Seltenheiten seiner Zeit. Er besaß einen Himmelsglobus der dem 6 Fuß Durchmesser messenden des Tycho de Brahe an Schönheit und Vollkommenheit gleich kam, ihn aber, was die Dimensionen anlangte, noch übertraf. Mit den größten Astronomen seiner Zeit, unter denen Galilei und Kepler an der Spitze zu nennen sind, unterhielt der Landgraf Beziehungen. Sein Ende war ein tragisches. Der Landgraf, schon seit längerer Zeit an Altersschwäche leidend, wurde im Jahr 1642 von einer halbseitigen Gehirnlähmung befallen. Einer der Aerzte, welche man nacheinander consultirte, Dr. Lotichius, ordnete eine Kur an, die den Tod des Landgrafen herbeiführen sollte. Das Theatrum europäum erzählt darüber, daß der Arzt, um den gänzlich mangelnden Schweiß bei dem Kanken hervorzurufen, anordnete, in einem Badestuhl, den der Kranke einnehmen sollte, einige ganz kleine silberne Schälchen „ein geringeres größer als die gemeinen Schröpftöpfe“ mit doppelt abgezapftem Spiritus anzuzünden. Der Erfolg bei der ersten Anwendung war ein so günstiger, daß der Landgraf bald dringend eine zweite wünschte. Auf Anbringen des Leibbarbiers, der sich auf seine Erfahrungen stützte, kamen aber in dem Badestuhl diesesmal nicht die kleinen Schälchen mit Spiritus zur Anwendung, sondern heiß gemachte Backsteine, auf welche Spiritus gegossen wurde, sobald sie in den Badestuhl gebracht waren. Mit zwei Backsteinen glückte das Experiment, beim dritten aber gerieth der Spiritus, welcher aufgegossen wurde, in der Flasche in Brand und die Flammen verletzten den Landgrafen dermaßen, daß er in Folge der Brandwunden und des erlittenen Schreckens am 28. April 1643 starb. Seine Zeitgenossen beklagten auf das tiefste seinen Tod. Er selbst hat sich das schönste „Ehren-Gedächtniß“ errichtet durch die Stiftungen, die er zu Butzbach zu Gunsten des Alters und der Armuth



BUTZBACH.

gemacht, und daß sein Andenken nicht erloschen ist, zeigt die Erinnerungsfeier, die 1841 ihm zu Ehren dort veranstaltet wurde.

Das Butzbacher Schloß wurde von ihm erbaut. Es diente später mehreren Landgräfinnen zum Wittwensitze und wurde in neuerer Zeit in eine Reiterkaserne umgewandelt. Die Besitzungen des Landgrafen, das ihm zugefallene Amt Butzbach, die Herrschaft Itter und das Amt Niederweisel, fielen nach seinem Tode wieder der Darmstädter Linie anheim. Die Herrschaft Itter wurde bekanntlich nach den Ereignissen des Jahres 1866 an Preußen abgetreten.

Schloß Münzenberg.

Weithin sichtbar erhebt sich auf einem allmählich ansteigenden Bergkegel die Burgruine Münzenberg, oder richtiger geschrieben Minzenberg, eine der großartigsten und interessantesten mittelalterlichen Burgen, der alte Sitz der Dynasten von Hagen-Minzenberg und später der Falkensteiner, deren Geschichte wir bereits bei Gelegenheit der Behandlung der Geschichte des Ysenburgischen Hauses erörtert haben. Minzenberg ist eine uralte Burg, welche gerade dadurch, daß wir in ihr eine der wenigen burglichen Bauten, welche zum Theil der Periode des früheren Mittelalters angehören, vor uns haben, von besonderem Interesse ist. Der älteste Theil der Burg gehört der Mitte des zwölften Jahrhunderts an. Die Fenster und Thüren desselben sind in dem altchristlichen byzantinischen Styl erbaut, welcher sich bekanntlich aus der antiken Bauart entwickelte. Eine Eigenthümlichkeit, welche man zunächst an Fenstern und Thüren beobachten kann, ist die Anwendung kleiner Säulenstellungen mit vollen Halbkreisbogen darüber. „Die ersten dieser Art," schreibt Moller, „finden wir an einem Thore des Palastes, welchen Kaiser Diocletian, nachdem er die Regierung niedergelegt hatte, zu Spalatro erbaute".

Aehnliche Säulenstellungen finden sich auch in den arabischen Gebäuden, was sich vielleicht am einfachsten daraus erklären läßt, daß die Araber in den von ihnen eroberten Provinzen die Bauart der überwundenen Völker zum Theil annahmen, da dieselben als Nomaden ursprünglich so wenig eine eigene Bauart hatten als Gothen und Vandalen. „Abendländische und morgenländische Völker schöpften hier aus derselben, wenn auch sehr getrübten, Quelle altrömische Kunst." Moller, der treffliche Architect und geistreiche Forscher auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, knüpft nun an die von ihm zu Münzenberg gemachte Beobachtung noch eine Reihe interessanter Folgerungen und wirft die Frage auf, ob zwischen den beiden Arten der Baukunst, wie sie sich bei Christen und Arabern ausbildeten, eine Wechselwirkung bestand, ob beide von einander ein oder das andere Motiv entnahmen?

„Manche Erscheinungen machen dieses nicht unwahrscheinlich und verdienen in dieser Hinsicht alle Beachtung. Unter anderen gehört hierher die gleichartige Verzierung der Fenster an der Ruine zu Münzenberg und dem Palaste der maurischen Könige, der berühmten Alhambra zu Granada. In beiden besteht das Fenster aus zwei Halbkreisbogen, welche in der Mitte auf einer Säule ruhen, und in beiden umgibt eine viereckige, theils verzierte, theils nur gegliederte Einfassung das Fenster. Bei Gebäuden im byzantinischen Styl kommt die letztere Anordnung sonst selten vor." Moller wagt nicht zu entscheiden, ob hier eine Einwirkung der Kreuzzüge angenommen werden könne.

Schloß Münzenberg wurde von Cuno von Arnsburg erbaut, dessen Geschlecht, das sich später nach der Burg Münzenberg nannte, eines der reichsten und mächtigsten, im Jahr 1255 ausstarb. Nach dem Aussterben der Linie Hagen-Münzenberg ererbten außer Hanau hauptsächlich die Falkensteiner die Münzenbergischen Besitzungen und nach dem 1418 erfolgten Aussterben dieses Hauses ererbten besonders Ysenburg, Solms und Eppenstein die weitläufigen Falkensteinischen Territorien. Die Burg Münzenberg trotzte lange den Stürmen, die im Laufe der Jahrhunderte über die Wetterau dahinzogen.

Im dreißigjährigen Kriege waren die Gebäude des Schlosses und die Befestigungswerke der Stadt in gutem Stande. Damals soll, wenn die „Thorn-Kathrine“ mit dem Horn das Zeichen der Annäherung von Feinden gab, die gesammte Bevölkerung sich in den Haingraben geflüchtet haben, der nur einen Eingang hatte. Nach diesem unseligen Krieg muß die Stadtmauer in kläglichem Zustande gewesen sein; die Bewohner wurden im Jahr 1658 bei einer Strafe von 50 Reichsthaler genöthigt, die Reparatur derselben vorzunehmen. Das Schloß zerfiel nachgerade, und die zur Reparatur bestimmten „Schloßbaugelder“ wurden unter die Besitzer vertheilt. (Erst in neuester Zeit wurde davon wieder eine jährliche Summe zur Erhaltung der ehrwürdigen Trümmer ausgesetzt.) — Das Städtchen wurde am 20. Juni 1725 von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht, welche an 200 Gebäude vernichtete.

Lindheim.

Etwa zwei Stunden von Friedberg liegt das 687 Einwohner zählende Lindheim. Dieser kleine Ort war in den Jahren 1661—66 der Schauplatz grausiger Hexenprozesse, welchen einige dreißig Personen zum Opfer fielen. Erst durch das Einschreiten der Juristenfacultät der katholischen Universität Mainz, deren Protector, der Kurfürst Johann Philipp von Schoenborn zu denjenigen gehört, welche am entschiedensten dem Hexenwahn entgegentraten, nahmen die scheußlichen Verfolgungen ein Ende. (Vergl. Glaubrecht: „Die Schreckenstage von Lindheim.)

Ziegenberg.

In dem malerischen Usathal liegt das Dörfchen Ziegenberg mit seinem Schlosse. Das Schloß selbst bildet die Krone des Thales und ist in seinen Haupttheilen in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem in das Thal vorspringenden Felsen so gebaut, daß eine durch Kunst gehauene Schlucht es von der übrigen Höhe trennt. Von dem früheren Schosse ist außer dem runden Thurme, der sich an das westliche Ende des neuen Schlosses anschließt, wenig mehr übrig. Die Aussicht ist eine der lieblichsten, welche die Wetterau bietet, und allerliebste Anlagen, welche das Schloß umgeben, zeigen, wie sehr man hier bestrebt ist die Anmuth der Gegend durch die Hülfe der Kunst noch mehr in das Auge fallen zu lassen. Auch zu Ziegenberg befinden wir uns auf uraltem Culturboden und es fehlt nicht an Erinnerungen an die Periode des frühen römischen Besitzes. Außer dem Pfahlgraben, welcher dem Dorfe Langenhain, an dem er vorüberzieht, den Namen gab, bezeugen zwei Stellen das Dasein der Römer, die Gickelsburg und die Burg. An letzterem Platze findet man viele Scherben von römischen Gefäßen und römische Münzen.

Als die ältesten Besitzer der Gegend erscheinen die Grafen von Kleeberg und Mörle. Nach ihnen kamen die Besitzungen an die Herren von Eppenstein. Diese verkauften die umliegenden Orte an Falkenstein, nach deren Absterben sie wieder an Eppenstein zurückfielen. Gottfried X. von Eppenstein verkaufte 1478 mit andern Orten Langenhain und Ziegenberg (Burg und Thal d. i. Schloß und Dorf) an Philipp von Katzenellenbogen, dessen Erbe Landgraf Heinrich von Hessen war. Hessen gab in der Folge Langenhain und Ziegenberg an die Herren von Draxdorf zu Lehen. Nach dem Erlöschen des männlichen Stammes dieses Geschlechts im Jahr 1557 ertheilte Landgraf Philipp der Großmüthige dem Curt Diede zum Fürstenstein, seinem Lieblinge, dem Schwiegersohne des Letzten von

Draxdorf, beide Orte zu Erblehen. Unter dem letzten männlichen Sprossen dieser Diede, dem Dänischen Geheimrath Wilhelm Christoph, war die Blüthe von Ziegenberg. Er starb im Jahr 1807 und hinterließ sein Erbe den beiden Töchtern, Charlotte, vermählt an den Grafen von Rantzau, und Louise, Gemahlin des Obristen von Löw zu Staden. Diese Erben sind noch im Besitz von Ziegenberg.

Rödelheim.*

Zu den uralten Niederlassungen in der Wetterau gehört das fünfviertel Stunden von Frankfurt gelegene Rödelheim, dessen schon unter Karl dem Großen als Rubileheim urkundlich Erwähnung geschieht. Später im Jahr 1219 schenkte Friedrich II. die Kapelle daselbst dem deutschen Orden, welch' letzterer 1375 das Patronat an Werner von Falkenstein vertauschte. Von der alten Burg, welche sich dort befand, gab Kaiser Rudolf 1276 zwei Theile, die er von Heinrich dem Schultheißen von Frankfurt, und Werner Schelm erhalten, dem Orden zum Lehen.

In demselben Jahre erklärt er dem Winther und Eberwin von Breungesheim, Werner und Dietrich Schelm, dem Schultheißen Heinrich von Frankfurt und Konrad von Sachsenhausen, welche ihm die Burg überlassen und als Lehen von ihm wieder erhalten hatten, daß er ohne ihren Willen keinen mächtigeren Burgmann in der Burg einsetzen werde. In Folge dessen nahm er nur auf Bitten derselben im Jahr 1277 den Reinhard von Hanau als solchen daselbst an. In der Folge kam der Ort als Lehen, man weiß nicht wie, an Cronenberg und von diesem durch Elisabetha Catharina, welche sich 1430 mit dem Grafen Johannes von Solms vermählte, an das Haus Solms. In einem Vergleiche zwischen der Stadt Frankfurt und den Solmsischen Vormündern von 1569 erklärte Kaiser Maximilian II., daß das Schloß zu Rödelheim nicht zum Nachtheil gemeiner Stadt befestigt werden sollte. Dafür verzichtete die Stadt auf ihre Ansprüche an dasselbe. — Eine Lehnsurkunde Karls V. von 1550 spricht von dem „alten zerfallenen Geschloß zu Riedelnheim". Es scheint demnach, als wenn Solms dasselbe hätte wieder aufbauen wollen. — Während des Revolutionskrieges fanden in und bei Rödelheim mehrere Gefechte statt. Besonders hitzig war der Kampf am 5. Juli 1800 zwischen den Deutschen und Franzosen.

Vilbel.

Gleich Rödelheim gehört Vilbel (3628 Einwohner) zu den ältesten Wohnsitzen und, wie wir in einem früheren Kapitel bereits ausführten, ist es unzweifelhaft, daß sich früher hier eine größere Niederlassung befand. Urkundlich geschieht des Ortes Vilbel als Velawilre und Feewila in den Schenkungsurkunden des Klosters Lorsch Erwähnung. Später erscheint es als Besitzung der mächtigen Dynasten von Münzenberg und wahrscheinlich erhielten es diese aus der Verlassenschaft der Grafen von Nürings. Nach dem Erlöschen der Münzenberger fiel eine Hälfte an Hanau, die andere an

* Gehört seit dem Friedensvertrag von 1866 zu Preußen, wird jedoch mit Rücksicht auf seine Bedeutung für die Geschichte der Wetterau hier aufgeführt.

Falkenstein. Nach dem Aussterben des letztgenannten Dynastengeschlechts wurde es zur Hälfte von Sayn und Isenburg und zur Hälfte von Eppenstein beerbt. Die Burg zu Vilbel gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich einem nach dem Orte sich nenn…
wahrscheinlich …
getheil
hin E
liche
Burg
Eberh
Graf
erklärt
So ka
Kultus
Burgge
Luthera
Das S
Oesterre
Hauptsch
(früher
thums a
an Darr

Di
Anmuth
alle in d
des Frei
wasser- u
Okarbens
(zu Großk
sind diese
bis weit r
Reichhaltig

In de
punkt der a
Hauses. B
Unterthor od
Ein eigenthü
und die beide
ländische Ide
Thores näher … 1505; es soll nach dem …
eines Thores … Jerusalem erbaut sein und wird in Folge dieser Tradition auch das Jerusalemerthor genannt. Das andere Thor der Stadt, das Mühlenthor, ein thurmartiger Bau, wurde 1494 errichtet. Die Stadtmauern sind noch theilweise erhalten. Merkwürdig ist auch das am nordöstlichen Theile der Stadt liegende Schloß, das vielfach den byzantinischen Styl verräth.



BÜDINGEN

Falkenstein. Nach dem Aussterben des letztgenannten Dynastengeschlechts wurde es zur Hälfte von Sayn und Isenburg und zur Hälfte von Eppenstein beerbt. Die Burg zu Vilbel gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich einem nach dem Orte sich nennenden Dynastengeschlecht, von welchem es wahrscheinlich die Falkensteiner erbten. Nach dem Aussterben der Falkensteiner wurde die Burg derart getheilt, daß der Theil rechter Hand der Brücke an Sayn und Isenburg fallen, der nach Dortelweil hin Eppenstein gehören sollte. Sayn verkaufte 1458 seinen Theil an Frank von Cronenberg. Sämmtliche Theile mit Ausnahme des Hanauischen vereinigten sich später wieder unter Eppenstein, dem die Burg allein zustand. Die Leibeignen wurden unter Hanau und Eppenstein getheilt. Als mit Eberhard IV. das Haus Eppenstein in der männlichen Linie erlosch, trat der Schwestersohn, Ludwig, Graf von Stolberg, als Erbe auf. Ihn beerbte sein Bruder Christoph. Mit dessen Tode (1581) erklärte Kur-Mainz das Lehen von Eppenstein für erloschen und setzte sich in den Besitz desselben. So kam Vilbel zur Hälfte, das Schloß aber ganz an Mainz. Letzteres führte daselbst den katholischen Kultus wieder ein und erbaute auch, trotz mannigfachen Widerspruches, im Jahr 1716 auf seinem Burggebiete eine Kirche unter dem Namen Schloßkapelle. Die andere Kirche war reformirt, und die Lutheraner waren nach Gronau eingepfarrt. Auf diese Weise erklären sich die neueren Verhältnisse. Das Schloß, der Amtssitz der Mainzischen Beamten, wurde am 12. Juli 1796 bei dem Rückzuge der Oesterreicher vom französischen General Kleber in Brand gesteckt. Nach dem Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803 fiel der Mainzische Theil von Vilbel Hessen-Darmstadt zu, der Kurhessische (früher Hanauische) Theil dagegen bei Errichtung des für den Fürsten Primas bestimmten Großherzogthums an letzteres. Erst nach dem Erlöschen des Großherzogthums Frankfurt kam auch dieser Theil an Darmstadt.

Die Wetterau fruchtbar und reich an Mineralschätzen bietet noch manchen freundlichen Ort, dessen Anmuth und reiche geschichtliche Vergangenheit zum Verweilen ladet. Es ist uns jedoch unmöglich sie alle in diesem Werke zu berühren. Wir erwähnen nur Okarben und seines Selzerbrunnens, Eigenthum des Freiherrlich Leonhardi'schen Familienfideicommisses. Dieser Sauerwasserbrunnen ist einer der wasser- und gasreichsten Deutschlands. Eine Reihe von Mineralquellen enthält noch die Umgebung Okarbens und Großkarbens, der Niederselterserbrunnen, der Selterserbrunnen und der Ludwigsbrunnen (zu Großkarben) brechen aus dem Boden in unerschöpflichem Reichthum hervor. Seit Jahrhunderten sind diese Säuerlinge berühmt, der Verbrauch der Mineralwasser ist in stetigem Zunehmen begriffen, bis weit nach Süd- und Norddeutschland wird ihr Wasser versandt und in immer sich gleichbleibender Reichhaltigkeit und Güte spendet der Boden den erfrischenden Trunk.

Büdingen und die Herrschaft Büdingen.

In dem südöstlichen Theile der Provinz Oberhessen liegt Büdingen (2654 Einwoher), der Mittelpunkt der alten Herrschaft Büdingen und heute die Residenz der Büdinger Linie des Ysenburgischen Hauses. Betritt man von Großendorf aus die Stadt, so befindet sich am Eingang derselben das Unterthor oder sogenannte Schaafsthor, ein Gebäude mit einem spitzen, unläugbar gothischen Thorbogen. Ein eigenthümlicher, an den maurischen Geschmack erinnernder Mauerkranz umrahmt das Thorgebäude und die beiden Thürme, welche letztere eine hutförmige Bedeckung tragen. Offenbar sind hier morgenländische Ideen in die abendländische Baukunst übertragen worden, obwohl über die Entstehung des Thores nähere Aufschlüsse fehlen. Das Thor trägt die Jahreszahl 1503; es soll nach dem Muster eines Thores in Jerusalem erbaut sein und wird in Folge dieser Tradition auch das Jerusalemerthor genannt. Das andere Thor der Stadt, das Mühlenthor, ein thurmartiger Bau, wurde 1494 errichtet. Die Stadtmauern sind noch theilweise erhalten. Merkwürdig ist auch das am nordöstlichen Theile der Stadt liegende Schloß, das vielfach den byzantinischen Styl verräth.

Falkenstein. Nach dem Aussterben des letztgenannten Dynastengeschlechts wurde es zur Hälfte von Sayn und Isenburg und zur Hälfte von Eppenstein beerbt. Die Burg zu Vilbel gehörte aller Wahr-

Thores nähere Aufschlüsse fehlen. Das Thor trägt die Jahreszahl 1503; es soll nach dem Muster eines Thores in Jerusalem erbaut sein und wird in Folge dieser Tradition auch das Jerusalemerthor genannt. Das andere Thor der Stadt, das Mühlenthor, ein thurmartiger Bau, wurde 1494 errichtet. Die Stadtmauern sind noch theilweise erhalten. Merkwürdig ist auch das am nordöstlichen Theile der Stadt liegende Schloß, das vielfach den byzantinischen Styl verräth.



BÜDINGEN

Die Umgebungen von Büdingen sind freundlich, ja pittoresk und die Sandsteinbrüche mit ihren zum Theil mehr als 150 Fuß hohen Felswänden, der südlich der Stadt sich erhebende sogenannte wilde Stein, eine merkwürdige Felsbildung, auffallend dadurch, daß der plutonische Basalt aus dem neptunischen Sandstein aufsteigt und letzterer wie vom Feuer durchglüht erscheint, verleihen der Gegend theilweise ein byzarres, räthselhaftes Aussehen.

Ueber das Büdingen'sche Haus und die Linie Ysenburg-Büdingen wurde bereits unter Offenbach ausreichend berichtet. Büdingen ist der Stammsitz des längst erloschenen, uralten Geschlechts der Herren von Büdingen. Als dieses mit Gerlach 1247 im Mannesstamme erlosch, gelangte Büdingen in den Besitz Ludwigs von Ysenburg. Büdingen wird schon 1321 in einer Urkunde eine Stadt genannt, doch soll anderen Nachrichten zufolge Luther von Isenburg erst im Jahr 1330 mit Genehmigung des Kaisers Ludwig von Bayern ihm Marktrechte und Heinrich von Ysenburg Stadtrechte verliehen haben. Der Bau der Stadtkirche begann 1356. Ueber die merkwürdigen Schicksale des Ysenburger Lands im dreißigjährigen Krieg finden unsere Leser das Erforderliche auf Seite 193—200. Im Jahr 1306 kam das Büdinger Land unter die Hoheit des Fürsten von Ysenburg-Birstein. Gemäß dem im Jahr 1817 abgeschlossenen Staatsvertrag von Oesterreich und Preußen mit dem Großherzogthum Hessen kam Büdingen unter die Souveränität von Hessen-Darmstadt. Unsere besondere Aufmerksamkeit verdient die ungefähr zwei Stunden von Büdingen liegende

Ronneburg,

der alte Stammsitz der sogenannten Ronneburger Linie des Ysenburg-Büding'schen Hauses, welches auf einer Basaltkuppe erbaut ist, die sich aus Sandsteinen erhebt. Die Vorgebäude sind fast alle aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, wie die gereimten Inschriften mit den Jahrzahlen an denselben ausweisen, von denen die eine 1523, eine zweite 1546, eine andere 1550 hat. Auch die an denselben vorkommenden Wappen führen auf eben diese Zeit, indem das vereinte Wappen von Isenburg und Wied auf den im Jahr 1560 verstorbenen Grafen Anton schließen läßt, der mit einer Gräfin von Wied vermählt war. Das Reineckische Wappen rührt von seiner Mutter her.

Die alte Ronneburg war eine Besitzung der Dynasten von Kälberau. Friedrich von Kälberau trug sie im Jahr 1227 dem Erzstift Mainz zu Lehen auf. Später bemächtigten sich ihrer die Grafen von Rieneck. Wahrscheinlich wurde sie aber schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts zerstört. In der Folge erscheinen hier Ganerben und bald darauf ein Mainzischer Burgmann, woraus zu schließen, daß das Erzstift Mainz sich desselben wieder bemächtigt haben muß. Außerdem kommt aber auch eine Familie niederen Adels, die sich von Ronneburg nennt, frühe schon vor. Einer derselben, Friedrich von Ronneburg, verkaufte 1357 zwei Drittheile der Burg an Ulrich von Hanau und Eberhard von Eppenstein, so daß sie also jetzt drei Herren hatte. Allein dieses Verhältniß scheint nur von kurzer Dauer gewesen zu sein.

Im Jahr 1476 erlaubte der Erzbischof Diether von Mainz seinem Bruder Ludwig von Ysenburg, daß er die Ronneburg mit dem, was dazu gehört, für 8442 damaliger Gulden einlösen dürfe. Von der Zeit blieb sie dem Hause Isenburg, so zwar, daß in der Folge ein Zweig desselben sich danach benannte und sie zu seiner Residenz erkor. Aus demselben rührt jener oftgenannte Graf Anton (s. S. 192 und die folgenden), unter welchem Ronneburg seine eigentliche Blüthe hatte. Nachdem dieser Zweig ausgestorben war, fiel das Schloß an die Linie Marienborn und nach deren Erlöschen im Jahr 1725 an das Haus Wächtersbach. Auch hier, wie in Marienborn und Herrnhag spielten der Graf von Zinzendorf und seine Anhänger um die Jahre 1730 bis 1750 eine Rolle.

Graf Zinzendorf im Isenburgischen.*

Es waren gerade vierzehn Jahre, daß Graf Zinzendorf sein Herrenhut gegründet, als er durch ein Edict des Kurfürsten Friedrich August vom 20. März 1736 aus Herrnhut und allen kursächsischen Landen verwiesen wurde und zwar, wie es ja in dem Edict heißt: „weil durch die von dem Grafen Zinzendorf zu Herrnhut aufgenommenen mährischen Exulanten falsche Lehren und gefährliche Principia zu Hintansetzung der obrigkeitlichen Autorität und Verbote, auch Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und der berufenen Lehrer eingeführt, verdächtige Bücher, Schriften und Gesänge ausgestreuet werden, und weil von dem Grafen Zinzendorf, welcher als der eigentliche Urheber gegenwärtiger beschwerlicher Unordnungen erscheint, aller geschehenen Verwarnung ohngeachtet einige Aenderung seines verhärteten Sinnes keineswegs zu hoffen sei."

Der Gründer der Brüdergemeinde mußte sich anderwärts ein Asyl suchen und er wandte seinen Blick nach dem Isenburgischen. Graf Johann Philipp von Offenbach hatte auf Anregung Speners die Bildung freier Gemeinden gestattet; der Graf von Isenburg-Wächtersbach hatte auf der Ronneburg den Gewissensbedrängten und Verfolgten eine Zufluchtsstätte eröffnet. Ernst Casimir zu Büdingen hatte 1712 eine öffentliche Erklärung erlassen, kraft welcher er „allen denjenigen, so zu Büdingen neu anbauen wollten, außer anderen Privilegien, eine vollkommene Gewissensfreiheit versprach, und Niemand sich etwas besorgen sollte, der sich etwa zu einer anderen Religion bekannte und entweder aus Gewissensscrupel oder aus Ueberzeugung sich zu gar keiner äußeren Religion hielte, dabei aber doch äußerlich ehrbar, sittsam und christlich lebte." Man sieht der Graf Ernst Casimir war ein seiner Zeit weit vorangeschrittener Fürst, der für das Verhalten des Staats in Religionsfachen längst den richtigen Weg gefunden und dessen Grundsätze, wären sie anderweitig zur Ausführung gekommen, uns vor allen den widerwärtigen Streitigkeiten bewahrt haben würden, welche in den letzten Jahren unser Großherzogthum beunruhigten. Obige Erklärung ist nichts anderes als der von Friedrich dem Großen sechzig Jahr später in kurzen Worten ausgedrückte Gedanke: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden."

Zinzendorf hatte außerdem von dem Kopenhagner Hof Empfehlungen an den Grafen Ernst Casimir erhalten und eine Einladung des Vorstehers der Inspirationsgemeinden im Isenburgischen, des Hofsattlers Friedrich Rock, veranlaßte ihn, alsbald sich dort hinzubegeben um diese Gemeinden „in ihrem Glauben zu prüfen". Er war Zeuge einer Inspiration, welche Rock in Büdingen ablegte, Zinzendorf hielt selbst Reden unter den Gläubigen und Rock erklärte, daß es „eine höhere Hand Gottes" sei, welche Zinzendorf hierhergeführt habe.

Zinzendorf sah im Isenburgischen ein dankbares Feld seiner Thätigkeit und trug sich mit der Hoffnung, alle die hier versammelten Irrgeister und Separatisten, um in seiner Sprache zu reden, „dem Lamm zuzuführen". Er zog 1736 nach Marienborn, einem Schlosse des Grafen von Isenburg-Meerholz, wo er bei Rocks Sekretär, dem Inspirirten Gottfried Neumann, der hier als Gräflicher Fruchtschreiber angestellt war, einkehrte.

Marienborn war ehedem ein Cisterzienser-Nonnenkloster. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatten die Nonnen vom Cisterzienser Orden auf dem Haag bei Büdingen, wahrscheinlich auf derselben Höhe und an derselben Stelle, auf welcher jetzt die Haager Kirche steht, ein Kloster angelegt. Wegen

* Ueber dieses Kapitel vergleiche den von uns benutzten Vortrag von Superintendent Dr. Simon zu Gießen: Die Herrnhuter im Isenburgischen, Archiv für hessische Geschichte IX., der uns übrigens von einem Kenner der Herrnhutischen Geschichte als einseitig bezeichnet wird, jedenfalls habe der Autor Crenz „Brüdergeschichte", Zinzendorf's Reflexionen, sowie Spangenberg's Deklaration und Schlußschrift nicht zur Hand gehabt. Wir beschränken uns aus diesem Grunde lediglich auf eine objective Wiederholung der unbestrittnen Thatsachen.

Wassermangels konnten sie sich hier nicht halten und verlegten daher mit Einwilligung des Erzbischofs Werner von Mainz und des Ludwig von Isenburg (nach Urkunden vom 11. März 1274 und 17. März 1286) das Kloster Haugh nach Niedernhausen bei Eckartshausen. Dort in dem quellenreichen Thale fanden die Nonnen, was sie suchten und nannten das hier errichtete Kloster Marienborn, fons sanctae Mariae. Mergenborn heißt die Stätte noch heute im Munde des Volks. Durch Schenkungen und Vermächtnisse gelangte das Kloster zu besonderem Reichthum. Viele Kirchen waren von demselben abhängig. Zu der Kirche zu Eckartshausen, wohin es jetzt eingepfarrt ist, hatte es das Präsentationsrecht; die Kirche zu Büdingen stand gleichfalls unter seinem Patronat. Im Jahr 1588, nachdem die Reformation Eingang gefunden hatte, wurde das Kloster aufgehoben und an seiner Stelle ein stattliches Schloß erbaut, welches den Grafen Isenburg-Meerholz von da an länger als hundert Jahre zur Residenz diente. Hier hatte noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Graf Karl August, mit einer Gräfin Solms vermählt, seine Hofhaltung. Im Jahr 1736, wo Zinzendorf ankam, stand das Schloß leer und wurde auch nie mehr von einem Grafen von Isenburg bezogen. Hier wollte Zinzendorf nunmehr seine zahlreiche Brüdergemeinde vereinigen. Zunächst aber richtete er seinen Blick auf die Ronneburg, „weil sich da eine Menge von armen und elenden Leuten aufhielten und er Hoffnung hatte, da etwas für den Heiland zu gewinnen". In der That war die Ronneburg, was sie heute vor zehn Jahren (1873) noch war, ein Aufenthaltsort für allerlei vertriebenes und loses Volk, dem der Graf von Isenburg-Wächtersbach dort eine Zufluchtsstätte eröffnet hatte.

Zinzendorf zog auf die Ronneburg und predigte dem elenden zerlumpten Volke, das dort hauste, und fand ungeheuren Beifall. Als Zinzendorf sein Bekehrungswerk vollendet zu haben glaubte, trieb es ihn weiter zu ziehen und das Evangelium zu predigen. Er ging nach Liefland und übergab die Obhut über die Gemeinde seiner Gattin, einer geborenen Gräfin von Reuß-Ebersdorf, „der treuen Magd Christi". Er hatte aber kaum den Rücken gewandt, als die frommen Brüder auf der Ronneburg zu rebelliren anfingen, und Graf Wächtersbach untersagte der Gräfin Zinzendorf den ferneren Aufenthalt auf der Ronneburg. Sie flüchtete in Begleitung einiger Schwestern zu dem Baron von Schrautenbach nach Lindheim und von da nach Frankfurt, wo sie die Rückkehr Zinzendorfs abwartete. Auf der Ronneburg blieb ein Theil der Brüder zurück, die hier in der Stille auf bessere Zeiten warteten.

Zinzendorf kehrte zurück und hielt eine Synode zu Marienborn, auf welcher die Brüder „gründlich mit einander aufräumten" und mit „sünderhafter Offenherzigkeit" einander sagten, was dem Heilande bei dem und jenem noch im Wege stehen konnte. Zinzendorf legte dieser Synode große Wichtigkeit bei und sagt von ihr „da wurde der Grund gelegt zu Allem, was wir noch jetzt am Werke haben, zur Bekehrung vieler tausend Seelen". Von 1744 an insbesondere erlangte Marienborn, auf welches Zinzendorf nunmehr, nachdem er sein Bekehrungswerk auf der Ronneburg vollendet, seine ganze Aufmerksamkeit lenkte, eine große Bedeutung. Es wurde die Residenz des Grafen und der Hauptort der Bruderunität, so daß die Brüder statt Herrnhuter zuweilen auch, wie z. B. in einem Edict des Königs von Schweden, die „Marienbörner" genannt wurden. Hier erhielten die Brüder, welche er im Dienst der Gemeinde in alle Welt, zu den Sclaven nach St. Thomas, zu den Wilden in Pennsylvanien, zu den Hottentotten am Cap der guten Hoffnung, zu den Heiden nach Grönland, zu den griechischen Christen nach Constantinopel und Jerusalem, zu den Kopten nach Abessynien, ja zu den Hindus in Ostindien sandte, ihre Instruction und Abfertigung. Er errichtete in Marienborn eine gelehrte Schule, eine Mädchenlehranstalt, welcher Eltern aus den höchsten Ständen ihre Kinder anvertrauten und welche oft an 600 Zöglinge zählte. Auch in Herrenhaag entstand um jene Zeit ein neuer Gemeindeort, der bald während der Jahre 1740—1750 zum Mittelpunkt aller Herrnhutergemeinden wurde, und wollte man Marienborn die Residenz, so konnte man Herrenhaag die Hauptstadt der Herrnhuter nennen. Bereits im Jahr 1744 hatte Herrenhaag eine solche Berühmtheit erlangt, daß es fortwährend von unzähligen Fremden besucht wurde, welche sich die neue merkwürdige Stadt besehen wollten. Auch in Lindheim entstand eine Herrnhuterkolonie. Hierher wurde das theologische Seminar verpflanzt, in Marienborn blieb eine Knabenlehranstalt, die Mädchenanstalt kam auf den Herrenhaag. Das Seminar, das die Gestalt einer theologischen Hochschule annahm, leitete der ehemalige Professor und Gymnasial-

director Polycarp Müller, nunmehr Bischof der Brudergemeinde. Immer mehr wuchs jedoch der Zudrang nach Herrenhaag, so daß um Raum zu schaffen, endlich noch eine vierte Brüderkolonie in Laustadt errichtet wurde.

In Herrenhaag umgab sich Zinzendorf mit wahrhaft fürstlichem Glanz und eine halbe Stunde von der Residenz des Landesherrn erhob sich eine andere Residenz, die oft bei großen Festen der Brüder im Brillantfeuer und Illumination weit in das Land hinaus leuchtete. Die Brüdergemeinde wurde, wie Simon ausführt, schließlich zu einer Macht im Staate, die nicht allein der herrschenden Kirche, sondern auch der Regierung selbst Gefahr drohte. Besonders waren es die landesherrlichen Oberhoheitsrechte in Kirchen= und Justizsachen, worüber man in Streit gerieth. Die Herrnhuter begnügten sich nicht mit der Freiheit der Religionsübung, sondern sie wollten auch in bürgerlichen Dingen vollkommen freie Hand haben, weil diese nach ihren Principien mit dem kirchlichen auf das engste zusammenhingen. Der Heiland, als dessen Vertreter Zinzendorf bestellt war, war nicht allein in geistlichen, sondern auch in allen weltlichen Dingen das Oberhaupt der Gemeinde. Sie erklärten: „in die Theokratie der Mährischen Brüder müssen alle Souveräns der Erde einwilligen, oder keine Brüder zu Unterthanen bekommen". Trotz aller Betheurungen der Unterthänigkeit übten sie in allen geistlichen und weltlichen Dingen eine vollkommene Autokratie aus. Die Predigten auf dem Herrenhaag wurden eingeführt, ohne auch nur nach der landesherrlichen Bestätigung zu fragen; in Büdingen wurden durch Herrnhutische Geistliche Versammlungen gehalten und geistliche Amtshandlungen vorgenommen, ohngeachtet des bestehenden Verbots. Vorsteher und Vorsteherinnen gingen ab und zu; Fremde wurden als Bürger in Herrenhaag aufgenommen und wieder entlassen und die Behörde erfuhr nichts davon. Kinder, die in die Anstalt gekommen waren, wurden ihren Eltern, Frauen, die sich hierher verirrt hatten, wurden ihren Ehemännern vorenthalten und verschwanden plötzlich, wenn es zur Klage kam, so daß der Arm der Büdinger Justiz sie nicht erreichen konnte. Reclamirte die Obrigkeit da gegen solche Willkür, so beriefen sich die Brüder einfach auf den „Heiland!"

Die Brüder kehrten sich wie Simon behauptet, immer weniger an die Isenburgischen Behörden, sie protestirten selbst dagegen, daß Büdingen in Herrenhaag einen Amtmann zur Ueberwachung des Ganzen installirte, und zuletzt als der Graf Ernst Casimir 1749 starb, weigerten sie sogar dem jungen Grafen Gustav Friedrich die Huldigung. Sie ergaben ein Notariatsinstrument, in welchem sie erklärten: 1) „daß sie der Landesobrigkeit von Herzen untergeben sein wollen; 2) daß sich die gesammte Brudergemeine zu Herrenhaag zu der umgeänderten Augsburger Confession bekenne; 3) daß sie aber Gewissenshalber nicht versprechen könnten, dem Herrn Grafen Zinzendorf und ihren Führern abzusagen, weil sie in der heiligen Schrift angewiesen seien ihren Lehrern zu gehorchen" u. s. w.

Es erschien daher ein landesherrliches Edict, durch welches die Herrenhuter angewiesen wurden, „aus der gesammten Grafschaft ruhig und in eurer Ehren abzuziehen, als wozu wir die reichsconstitutionsmäßige Frist von drei Jahren hiermit und zu dem Ende ansetzen, damit Ihr Euch einen anderen Aufenthalt ausmachen könnt," wobei noch bestimmt wurde, daß diejenigen, welche von der Herrnhutischen Secte abtreten wollten, daran in keiner Weise gehindert werden sollten. Am 21. Februar 1750 brachen 90 ledige Brüder nach Pennsylvanien auf. Am Ende des Jahres waren schon 471 Einwohner ausgewandert, von welchen die französischen Brüder sich nach Neuwied, die übrigen nach Sachsen, Schlesien, Holland, England, Amerika und Italien wandten.

Zinzendorf nahm anderwärts seine Mission wieder auf und blieb seinem Wahlspruche treu:

Ich bleibe bei dem alten Sinn:
Mein Name gehet hin,
Und meine Ehre mit,
Mein zeitlicher Gewinn!
Gott thu mir meine Bitt:
Ueber dem Geschäft zu sterben,
Seelen für das Lamm zu werben.

Regenten, Staatsmänner, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler im Großherzogthum Hessen.

Von der Anschauung ausgehend, daß das Studium der Kulturgeschichte am geeignetsten mit der Geschichte der Oertlichkeit verbunden wird, haben wir in Vorstehendem eine Schilderung der drei das Großherzogthum Hessen bildenden Provinzen unternommen. Die eigentliche politische Geschichte Hessens haben wir in diesem Werke unberücksichtigt gelassen. Sie muß Gegenstand einer besonderen Betrachtung sein und würde Vorarbeiten erfordern, welche dem Verfasser augenblicklich unmöglich sind. Allein unsere Aufgabe erscheint uns noch nicht völlig beendet. Verweilen wir noch ein Weniges bei der jüngsten Vergangenheit und bei Denjenigen, welche dem hessischen Namen besonderen Ruhm erworben und deren Andenken im Großherzogthum hochgehalten wird. Mit gerechtem Stolz und hoher Befriedigung dürfen wir gerade an diesen Theil unserer Aufgabe herantreten und mit dem Eingeständniß beginnen: unser Großherzogthum hat Vieles und Großes geleistet, und auch in den Zeiten der „finstersten Reaction", welche lange Zeit ein beliebtes Thema für Volksreden bildete, leuchtete es hervor durch das rege geistige Leben, welches sich allerwärts kundgab, und die mannigfache fruchtbringende Thätigkeit, welche auf allen Gebieten der Künste und des Wissens sich offenbarte. Unser Land ist, wie sich das bei den Kleinstaaten von selbst versteht, nicht mit großen Mitteln ausgestattet, um Künste und Wissenschaften materiell zu unterstützen; es sind beinahe einzig und allein unsere vorzüglichen und zahlreichen jedem zugänglichen Bildungsanstalten, unsere zahlreichen Gymnasien, Bibliotheken, Kunstinstitute und der anregende Einfluß, welchen die höheren Stände, namentlich ein strebsamer und rühriger Beamtenstand, nach allen Richtungen hin ausüben, die Ursache, daß in unseren Städten ein so reges, frisches geistiges Leben pulsirt, daß beinahe alle Classen der Gesellschaft nicht nur an den großen politischen und wirthschaftlichen Fragen, sondern auch an dem, was Kunst und Wissenschaft Neues zu Tage fördern, einen lebendigen Antheil nehmen.

Seitdem die erste Auflage dieses Buches erschienen, hat die hessische Regsamkeit nicht gerastet und neue Blätter sind dem Ehrenkranze eingeflochten worden, den die Geschichte unseres Vaterlandes gesammelt. Vor Allem gedenken wir einer erhabenen Fürstin, die durch eine rührige unabläſſige Thätigkeit auf socialem Gebiete bemüht war, ihr Theil beizutragen, die Folgen der gesellschaftlichen Ungleichheiten weniger fühlbar zu machen.

Großherzogin Alice von Hessen. (S. S. 74 und 75.)

Alice Maud Mary, die am 25. April 1843 geborene Tochter der Königin Victoria von Großbrittanien, seit 1. Juli 1862 mit dem Prinzen Ludwig von Hessen vermählt, hat sich durch den selbstlosen Eifer, mit welchem sie alle Unternehmungen zum Zwecke der Linderung physischen und moralischen Elends unterstützte, bleibenden Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt erworben. Vor Allem sind es zwei Frauenvereine: „der Verein für Frauenbildung und Erwerb" und der „Verein für Krankenpflege", deren gemeinnütziges Wirken noch nach ihrem Tode für die edle Stifterin Zeugniß ablegt.

Der „Aliceverein für Frauenbildung und Erwerb" wurde 1867 in's Leben gerufen. Die Aufgabe des Vereins war, die weibliche Erwerbs- und Bildungsfrage zu verfolgen und bei deren Lösung mitzuwirken. Es wurde damit begonnen, eine Verkaufsstelle für weibliche Handarbeiten zu errichten

und durch deren Vermittlung der Arbeiterin den vollen Lohn ihrer Mühe zuzuwenden, mit dem einzigen Abzuge eines geringen Beitrags zu den Kosten der kaufmännischen Führung dieses Geschäfts. Heute darf man den Alice-Bazar als ein blühendes Unternehmen bezeichnen, das vielen Frauen und Mädchen lohnenden Verdienst zuwendet.

„Eines der wichtigsten Resultate des Bazars", sagt Marie Berger in einem in Nr. 16 der „Illustrirten Frauen-Zeitung" vom Jahr 1880 erschienenen, dem Wirken der verstorbenen Großherzogin gewidmeten Artikel, der den Titel: „Ein Vermächtniß" führt, „wurde indessen dadurch gewonnen, daß sich dem Vorstande selbst ein tieferer Blick in den, nach der practischen Richtung durchaus mangelhaften Unterricht des weiblichen Geschlechts eröffnete. Die so gemachten Erfahrungen ließen ihn zunächst darauf Bedacht nehmen, tüchtige Lehrerinnen für den Handarbeitsunterricht auszubilden und dahin zu wirken, daß in den Plan der hessischen Volksschule der Unterricht in weiblichen Handarbeiten als obligatorisch aufgenommen wurde. Auch hierfür stand die Großherzogin, an der Spitze des Vorstands, mit ein, und nicht zum kleinsten Theil war es ihrem Bemühen zu danken, daß der Verein sein Ziel erreichte."

Der andere von der Großherzogin in's Leben gerufene Verein schloß sich unter dem Namen „Alice-Frauenverein für Krankenpflege" dem schon bestehenden „Hülfsverein für Krankenpflege und Unterstützung der Soldaten im Felde" an, welcher unter dem Protectorat des Prinzen und der Prinzessin Karl von Hessen bestand. Der „Alice-Frauenverein" erhielt in der Generalversammlung am 7. September 1869, nachdem er bereits seit einiger Zeit thätig gewesen, feste Statuten. Er stellte sich die, seitdem nach allen Richtungen treu erfüllte Aufgabe, in Kriegszeiten, im Zusammenwirken mit dem genannten Hülfsverein, die Militärverwaltung in der Pflege verwundeter und kranker Soldaten durch eine geordnete Privatpflege zu unterstützen und solchen Personen, deren Ernährer unter die Fahnen gerufen sind, während deren Abwesenheit eine Beihülfe für ihr Fortkommen zu gewähren.

In dem deutsch-französischen Krieg hat dieser Verein eine wahrhaft großartige Thätigkeit entfaltet und namentlich eines seiner Lazarethe, das von England aus reich dotirte „Alice-Hospital" fand wegen der Vorzüglichkeit seiner Einrichtungen allgemeine Bewunderung. Nach Auflösung dieses Lazareths blieb eine ziemlich bedeutende Summe in den Händen der Verwaltung zurück. Diese und das noch gänzlich vorhandene Inventar wurde denjenigen Aerzten übergeben, welche die chirurgische Heilanstalt in der Mauerstraße ihr Eigen nannten. Es wurde denselben die Verpflichtung auferlegt, die Heilanstalt zu vergrößern und in derselben eine Pflegeschule und Heimstätte von Pflegerinnen zu gründen.

Die zweite Aufgabe des Vereins ist in Friedenszeiten die nöthigen Vorbereitungen für die freiwillige Hülfsthätigkeit in einem zukünftigen Kriege zu treffen, namentlich durch Ausbildung von Krankenpflegerinnen, und in Verbindung damit nach Kräften zur Förderung einer zweckmäßigen Krankenpflege mit Rath und That beizutragen. Diese Ausbildung geschieht in der, auf Anregung der Großherzogin seit Anfang Mai 1874 eröffneten und mit einer Heimstätte verbundenen Pflegerinnenschule in der oben erwähnten Heilanstalt.

„Die öfteren Besuche der Großherzogin", sagt Marie Berger, „ihre rege Theilnahme an dem Ergehen aller, der Heilanstalt anvertrauten Kranken, sowie an den Leistungen der dort thätigen Pflegerinnen war eine große Hülfe für die junge Anstalt. Indem die Fürstin stets das höchste Maß an jede Bestrebung anlegte, hat sie auch dieser Arbeit den Stempel ihrer hohen idealen Auffassung einprägen wollen, und ihr Verlust ist ein schwerer unersetzlicher. Eine schmerzliche Befriedigung gewährte es denn auch den Alice-Pflegerinnen als ihnen am Schlusse des Jahrs 1878 die Pflege der an schwerer Krankheit darnieder liegenden großherzoglichen Familie anvertraut wurde. Es waren in dieser Zeit im großherzoglichen Palais neun Pflegerinnen thätig. Leider sind noch immer die pekuniären Schwierigkeiten, mit welchen die Anstalt zu kämpfen hat, ein Hinderniß für die Aufnahme unbemittelter Kranken, wenn auch hier die zum Gedächtniß der dahingeschiedenen Fürstin in's Leben gerufene Alice-Stiftung, sowie der „Alice-Memorial-found" in England reiche Hülfe bieten."

Die unter dem Alice-Verein für Krankenpflege als Zweig-Verein, jedoch mit selbständiger Constituirung arbeitende Abtheilung für Waisenpflege beschränkt sich, da die Waisenkinder in Familien untergebracht sind, auf Ueberwachung der Pflegekinder durch monatliche Besuche. Es sind vierzehn

Damen mit derselben betraut und ihnen liegt es ob, Theil zu nehmen an dem Wohl und Wehe der Familien, sie als Freunde zu besuchen, das Vertrauen der Pflegeeltern, sowie der Kinder zu gewinnen und bei den ersteren selbst darauf hinzuwirken, daß die ihnen zur Erziehung übergebenen Waisen so gut wie die eigenen Kinder gehalten werden. — So bildet sich zwischen den Aufsichtsdamen und den Kindern in den Fällen ein für beide ersprießliches und erfreuliches Verhältniß, welches noch Jahre lang in lebhafter Theilnahme auf der einen, in warmer Dankbarkeit auf der anderen Seite seinen Ausdruck findet."

„Die ganze Vereinsthätigkeit nun", schließt Marie Berger, — „wie viel warme, herzensfrische Menschenliebe läßt sie zur fruchtbringenden That werden. Dieses fühlen alle, die daran Theil nehmen; sie danken auch für diesen Gewinn im eigenen Leben der entschlafenen Stifterin, und für sie Alle, die es sich zur Ehre halten, die Anstalten der Großherzogin Alice als ein heiliges Vermächtniß anzusehen, gilt es, nicht müde zu werden, und mit stets neuem Muthe an dieser Arbeit rüstig weiter zu bauen. Dieses schließt aber auch alle Pläne und Wünsche in sich, welche die hohe Protectorin noch auszuführen gedachte, und wenn schon unter ihrer persönlichen Leitung manches Hinderniß schwand und mancher sinkende Muth neu entfacht wurde, so ist es jetzt ihr Andenken, welches allen, noch von ihr selbst gewählten Mitgliedern der verschiedenen Comités neue Thatkraft verleiht und ihnen die Arbeit, — wenn das möglich ist, — noch lieber, noch werthvoller erscheinen läßt. Mit diesem Gelöbniß haben jene Männer und Frauen das Vermächtniß ihrer entschlafenen Protectorin angetreten."

Eine weitere Schöpfung der verewigten Großherzogin ist das Alice-Stift. Es war Mitte der sechsziger Jahre als Pfarrvicar Engel, damals in Erbach, einen Aufruf zur Gründung einer Anstalt für Blödsinnige im Großherzogthum ergehen ließ. Im Laufe einiger Jahre war es ihm gelungen ein Kapital von etwa 8000 Gulden zu sammeln. Er kaufte ein Haus in Sprendlingen, um es für die junge Anstalt einrichten zu können. Der damalige Vorstand glaubte aber, daß es doch wohl vorzuziehen sei, die Anstalt in der Nähe einer größeren Stadt zu errichten und da sich die verewigte Großherzogin Ludwig mit der ihr eigenen Energie der Sache annahm, auch das Protectorat übernahm, wurde die Umgebung von Darmstadt für die Stiftung ausgewählt. Durch die Betheiligung der hohen Dame nahm das Unternehmen einen raschen Aufschwung. Ein Bazar, den die Großherzogin im eignen Palais errichtete, und bei dem sie selbst in der herablassendsten und liebenswürdigsten Weise als Verkäuferin thätig war, brachte eine sehr bedeutende Summe ein, durch welche der Vorstand des zum Zweck der Errichtung einer Idiotenanstalt gegründeten Vereins nicht nur in den Stand gesetzt wurde, auf die mittlerweile ausgewählte schön gelegene Stelle, auf welcher sich die Anstalt jetzt befindet, unverweilt ein schönes Anstaltsgebäude bauen zu lassen, sondern auch auf die Einrichtung desselben die gewünschte Rücksicht nehmen zu können.

Mit August des Jahrs 1869 konnte der engagirte Lehrer und Leiter der neuen Anstalt in seinen Dienst eingeführt werden. „Als bald darauf", schreibt ein Augenzeuge, „einige Zöglinge Aufnahme fanden und dann im Beisein der hohen Protectorin und ihres durchlauchtigsten Gemahls, sowie des Vorstands und der sonstigen Freunde und Gönner der Idiotensache die Einweihung der Anstalt stattfand, da war es unverkennbar, daß die hohe Frau im Bewußtsein, zu Gunsten der Aermsten unter den Armen ein gutes Werk gestiftet zu haben, vor Freude strahlte."

Die Großherzogin hat bis zu ihrem Ende ihr reges Interesse für die Anstalt bethätigt. Nicht nur, daß sie einen bedeutenden Beitrag zur Kasse der Anstalt jährlich leistete und bei allen sich bietenden Gelegenheiten ihr Freunde zu erwerben suchte, sie hat auch stets — auch noch dann, als ihre Gesundheit eine schwankende war — sich persönlich über den Bestand und Fortgang der Anstalt informirt und war jederzeit geneigt, soweit ihr dieses möglich war, etwa vorliegenden Mißständen Abhilfe zu verschaffen. Die Anstalt ist am 1. April 1882 in die Verwaltung des Staats übergegangen. Dieses war stets der aufrichtige Wunsch der Großherzogin, es sollte ihr versagt bleiben, diesen Wunsch bei Lebzeiten in Erfüllung gehen zu sehen. Ihr am 14. Dezember 1878 erfolgter Hintritt erregte die tiefste Trauer, allein sie nimmt den Ruhm mit sich, daß sie die kurze Zeit, welche ihr das Schicksal vergönnt hatte, zu einer reichen schönen Wirksamkeit im Sinne der Menschlichkeit, zum Nutzen der Armen und Nothleidenden ausgenützt hat.

Ludwig IX. und Minister Moser.

Eine der kulturhistorisch interessantesten Perioden ist die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Damals als in Deutschland von Neuem die Lust an den Vorbildern der classischen Periode erwachte und in Bildnerei, Musik, Gesang und Dichtkunst die Antike von Neuem als Vorbild diente, sehen wir auch unser Darmstadt an der großen Geistesbewegung theilnehmen. Noch heute lebt das Andenken an jene große Landgräfin, die mit Herder, Wieland und anderen unserer großen Geistesheroen in geistigem Verkehr stand. Claudius soll damals in Groß-Gerau im Gasthaus zur „Krone" sein „Rheinweinlied" gedichtet haben. Göthe hält sich wiederholt in Darmstadt auf, und in seinen prachtvollen Waldungen schöpft der jugendliche Dichtergenius Begeisterung und Erquickung. Hier in Darmstadt lebt Merck, dem er in seinem Mephisto ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Helfrich Bernhard Wenck, der große Geschichtschreiber, gehört gleichfalls jener Periode an und Darmstadt wird nach und nach der Wohnsitz einer Reihe hervorragender geistig begabter Männer, deren Ruhm weit über die Grenzen der kleinen Landgrafschaft hinausgeht. Damals war es auch, wo Ludwig IX. den großen Minister Moser nach Darmstadt berief, jenen Minister, der uns in seinen Schriften, besonders in seinem „der Herr und der Diener" ein Buch hinterlassen hat, das Fürsten und Staatsmännern für alle Zeiten als Spiegelbild dienen kann und das im Gegensatz zu jener fluchwürdigen machiavellistischen Politik den Geist eines in ächt freiem, deutschem Sinn auferzogenen deutschen Staatsmannes wiederspiegelt.

Friedrich Carl von Moser ist das Urbild eines ächten grundsatztreuen „Ministers", „wie er sein soll", frei von Menschenfurcht, dem erst neuerdings (Preußische Jahrbücher 1865 3. und 5. Heft Abhandlung von Rosenstein, und Hessische Landeszeitung 1867, Aufsätze von Rudolf Fendt) verspätete Ehrenrettungen zu Theil wurden. Friedrich Carl von Moser, Sohn des bekannten württembergischen Landschaftsconsulenten Joh. Jakob Moser, der als unerschütterlicher Vertreter der landständischen Rechte 5 Jahre lang ohne Verhör auf der Festung Hohentwiel inhaftirt war, verdankte seinen hauptsächlichsten Ruf dem im Jahre 1759 in Frankfurt a. M. erschienenen Buche: „Der Herr und der Diener", geschildert mit patriotischer Freiheit; ein Buch, das er mit Recht einen „Essig- und Gallen-Trank" für gewisse hohe Herrn nannte, ein Buch, das damals in der ganzen gebildeten Welt Verbreitung fand und von welchem ein Göthe und Herder mit Begeisterung sprachen. — Veranlaßt war das Werk, wie es in der Vorrede heißt, „durch eine Herrschaft, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte". Damit war Niemand anders gemeint als der Erbprinz und die damalige Erbprinzessin von Darmstadt, die Landgräfin Henriette Christine Caroline, geborene Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, die Göthe zuerst „die große Landgräfin" nannte und die nun unter diesem Namen in der Geschichte glänzt; die Freundin Friedrich II., der sie „als die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts, als eine Frau von männlichem Geist bezeichnete. Diese edle Fürstin stand mit Moser schon von früher her im Briefwechsel, sie wußte ihren Gemahl, einen Mann von Freimuth und ächt deutscher Rechtlichkeit und mit einer guten Dosis kernigen Mutterwitzes begabt, der auch ein freies Wort vertragen konnte, für Moser zu interessiren, und Dank ihrem Einflusse wurde er 1772 als „erster Staatsminister, Präsident des geheimen Raths und Kanzler" an die Spitze der hessen-darmstädtischen Regierung gestellt.

Um sich möglichst freie Hand zu schaffen und die schauderhaften Zustände zu beseitigen, welche in Darmstadt und der Landgrafschaft bestanden, hatte er sich von vornherein zwei landgräfliche Verordnungen erwirkt, deren eine den persönlichen Zutritt zum Fürsten ohne Genehmigung des Ministers verbot und die andere ihm die Befugniß ertheilte, nur unter der Bedingung nachträglichen Berichts, jeden Beamten, ohne Unterschied des Rangs, sofort von sich aus zu cassiren, sobald er sich eine offenbare Nachlässigkeit oder Untreue zu Schulden kommen lasse. Diese Verordnungen waren bei den

Intriguen und Ohrenbläsereien, welche damals in ungeheurem Umfange versucht wurden, und bei der Entfernung des in Pirmasens residirenden Landgrafen von der eigentlichen Residenz für einen energischen Mann, wie Moser, der ganze Arbeit schaffen wollte, beinahe unentbehrlich. Er ließ sie sich gleich „liktorischen Fasces" vorantragen und erläuterte den hohen Herren am grünen Tische ihren Inhalt. Sodann gab er eine bittere Kritik des bisherigen heillosen Geschäftsgangs und tadelte die notorische Nachlässigkeit der Justizpflege und Verwaltung, vor Allem aber die beispiellose Liederlichkeit bei der, unter dem kaiserlichen Commissär Grafen Neipperg zuletzt auf eine reine Prellerei der Cabinetsgläubiger hinauslaufende Behandlung des landgräflichen Schuldenwesens. Stumm und „mit heilsamer Erschütterung" vernahmen die Herren Geheimeräthe diese von der sittlichen Entrüstung eines Ehrenmannes dictirte fulminante Strafpredigt des „hergelaufenen Fremden", der nicht einmal in Darmstadt ein Examen gemacht hatte. Kein Einziger im ganzen Collegium hatte den Muth, gegen die zermalmende Wucht dieser aus „höchstpreislichem" Munde ertönenden Beschuldigungen Einsprache zu erheben. Alle bekannten vielmehr kleinlaut, der Herr Präsident habe leider! Recht, und gaben die ein- und reumüthige Verheißung, es in Zukunft besser zu machen.

Mit Energie unternahm Moser zunächst die Regulirung des landgräflichen Schuldenwesens, das bisher unter Graf Neipperg, einem heillos wirthschaftenden kaiserlichen Commissar überantwortet war und das er nun unter landgräfliche Selbstverwaltung brachte. Moser unternahm hier eine wahre Herkules-Arbeit und sah dieselbe nach achtjähriger Thätigkeit von einem glänzenden Erfolg gekrönt, derart, daß es gelang, an 700 Gläubiger zu befriedigen, deren Forderungen zum Theil erst jetzt unter Mosers ehrlicher Leitung, 32 Jahre nach dem Tode des Landgrafen Ernst Ludwig, näher geprüft wurden und im Ganzen die enorme Ziffer von 5 Millionen Gulden erreichten.

Neben dieser so durchgreifenden Regelung der vorgefundenen verrotteten Finanzwirthschaft wandte Moser als kluger, nicht bloß politisch, sondern auch nationalökonomisch calculirender Staatsmann seine hauptsächliche Thätigkeit darauf die Production und Steuerkraft des Landes in jeder möglichen Weise zu steigern. Zu diesem Zwecke schuf er eine „Landescommission zur Berathung und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes". Dieses Institut, wie deren ähnliche damals an andern Orten Deutschlands ins Leben traten, hatte nach Mosers amtlicher Motivirung den Zweck, „dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeiten fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen". Die ziemlich drückenden Gemeindeschulden sollten allmälich getilgt, das gesammte Vormundschaftswesen gründlich verbessert, Ackerbau und Viehzucht gehoben, wohlfeilere Lebensmittel beschafft, Manufakturen und Fabriken unterstützt und schließlich auch dem Volksunterricht eine „zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt" gewidmet werden. Zur Aufklärung des Publikums über die Zwecke und Resultate dieses für praktische Ausführbarkeit offenbar zu weit angelegten Unternehmens gründete Moser die „Darmstädter Zeitung", als deren Redacteur der von Herder empfohlene bekannte „Wandsbecker Bote" Matthias Claudius, nach Darmstadt 1777 berufen wurde.

Es muß hervorgehoben werden, daß die Erfolge der Landschuldencommission für die kurze Zeit ihres Bestehens durchaus keine unerhebliche waren und die cameralistische Befähigung Mosers auf das evidenteste darlegten. In den Jahren 1778 und 1779 waren über 90,000 fl. Gemeindeschulden abgetragen, fast 6000 Morgen Land umgerodet und urbar gemacht, auch der Viehstand beträchtlich verbessert worden. Diese Thatsachen sind gewiß nicht zu unterschätzen, und außerdem wird der dadurch einmal gegebene Anstoß zu wohlthätigen land- und volkswirthschaftlichen Reformen unbestreitbar lange noch in vielen Kreisen nachgewirkt haben. Unter Mosers Verwaltung entstanden die erste „Feuerversicherungsanstalt", die ersten Chausseen und mehrere bedeutende Bauanlagen.

Leider fehlte Moser das Eine, was für den Staatsmann unerläßlich ist, die Ruhe und das gemäßigte aber sichere und entschiedene Auftreten. Sein Eifer riß ihn oft zu weit mit fort und verleitete ihn zu Gewaltmaßregeln, die seinen Gegnern als willkommene Handhabe dienten. An ihrer Spitze stand Johann H. Merck und Geheimerath Andreas Peter Hesse, sein späterer Nachfolger, beides verdienstvolle Männer, welche Moser durch seine Schroffheit verletzt hatte. Leider! trug er aber seine mit einiger Ueberschätzung des eignen Werths gefärbte Verachtung gegen die Mehrzahl der neben und

unter ihm Stehenden, namentlich auch gegen Cultur und Sitten seines jetzigen Heimathslandes, in allzu unvorsichtiger, geradezu herausfordernder Weise zur Schau. So spöttelte er gar gerne über die von ihm sogenannten „böotischen Gesinnungen" der krähwinkelhaften Darmstädter. Hessen-Darmstadt war ihm „ein Land der Dämmerung und des Schlendrians", die Bevölkerung „ein Eselsgeschlecht, für das er zuviel arbeite, Menschen von einer petrifizirten Denkungsart und eisernem Hartsinn ꝛc." Als der Landgraf einmal darauf bestand, nur hessische Landeskinder in seinen Diensten anzustellen, wagte Moser die unkluge Verfügung: „Fiat voluntas Domini (der Wille des Herrn geschehe). Ich werde künftig keine Fremden, nur Landeskinder vorschlagen, ut a bove majore discat arare minor (damit der kleinere Ochs vom größeren das Ackern lerne)." Derartige oft geradezu übermüthige Fußtritte, die er gerne bei jeder Gelegenheit austheilte, mußten sich bitter an ihm rächen. Die äußerliche Veranlassung seines Sturzes war eine Meinungsdifferenz, die zwischen dem Landgrafen und ihm aus Anlaß der von ihm beantragten Aufhebung des Lottospiels entstanden war. Er verlangte wiederholt seinen Abschied, den er nach einigem Zögern am 9. Juni 1780 erhielt. Der Landgraf schrieb ihm u. A.: „Ich habe den Herrn zu meinem Minister ernannt, aber noch niemalen die geringste Versuchung gehabt, mir in meinen alten Tagen in seiner Person einen Hofmeister zu setzen. So lange ich lebe, will ich Herr bleiben und meinen Willen und Entschließungen nicht in das Wollen oder Nichtwollen meiner Diener gefangen geben, und wenn der Herr nicht Fähigkeit genug in sich verspürt, Befehle von seinem Herrn anzunehmen und zu gehorchen, so finde ich, daß wir Beide uns nicht zusammen schicken, sondern daß eine Trennung unumgänglich nothwendig ist."

Der Landgraf ließ auf das Betreiben der Feinde Mosers später dessen Vermögen mit Beschlag belegen und ihn zu sechs Jahren Festung verurtheilen, ein Urtheil, das Kaiser Joseph II. kassirte, und anordnete, daß dem Minister sein 23000 Gulden betragendes Vermögen zurückerstattet würde. Die Ehre Mosers wurde wieder hergestellt, und ruhmvoll glänzt sein Name in der hessischen Geschichte. Leider weist das an Denkmälern reiche Darmstadt noch kein Denkmal auf, das zu Ehren seines großen Ministers errichtet worden wäre. Um so mehr glauben wir den großen Mann noch in seinem geistigen Schaffen und seiner Denkweise näher betrachten zu müssen, die nirgends klarer und schöner hervortreten, als in den Schriften, die er uns hinterlassen.

Wir wiederholen folgende ewig wahren Sätze, die wir dem Buche „der Herr und der Diener" entnehmen und die auf ehernen Tafeln eingegraben zu werden würdig wären.

S. 26—27: „Sind die (prinzlichen) Unterweisungs- und Reise-Jahre vorbei, so sind nach der nun gewöhnlichen Methode ordentlicher Weise nur zwei Wege. Entweder wird der junge Herr ein Soldat, oder er bleibt zu Hause. Ist das Letztere, so geschieht es abermals meistens in einer gänzlichen und unverantwortlichen Entfernung von den Geschäften. Höchstens wird ihnen allmälig ein Regiment und Antheil an dem Kriegs-Departement gegeben; die Haus-Umstände, die Stärke und Schwäche des Landes, der Zustand der Unterthanen, die Verfassung der Landes-Collegien, die Art, Geschäfte zu behandeln, bleiben ihnen ganz verborgen, der Zutritt zu den geheimen Berathschlagungen ist ihnen gesperrt, ja selbst die bloße Begierde, von dem Inneren der Regierung belehrt zu werden, wird ihnen verargt und entleidet. Die Väter und Großväter unsrer jetzigen Regenten wurden sehr früh zu den Geschäften eingeleitet. Sie mußten die Collegien besuchen und selbst Hand mit anlegen, sie wurden allmälig in den geheimen Rath mitgezogen und durften mitsprechen, wenn sie lang genug gehört und gelernt hatten. Zum Ruhm unsrer Tage hat man noch gegenwärtige Exempel, obwohl in kleiner Anzahl, aufzuweisen."

S. 29—32. „Es ist an dem, ein Prinz braucht nicht zu arbeiten, wie ein Regierungsrath, und ich sehe es als ein eben so gewisses Zeichen einer unsystematischen Regierung an, wenn ich in einem fürstlichen Cabinet die Wände mit Aktenschränken bekleidet sehe, als wenn ich sie bloß mit Peitschen und Hirschgeweihen ausgeschmückt finde. Der Baumeister muß zwar den Riß und das Modell

des ganzen Gebäudes beständig vor Augen und den Maßstab in der Hand haben; sein Kopf braucht aber keine Lehmgrube und sein Zimmer keine Holz-Kammer zu sein. Es ist genug, daß er das Ganze übersieht und das Detail in Gang und Ordnung, in rechter Qualität und Quantität erhält. Die meisten unserer jungen Fürsten verstehen aber weder Jenes, noch bekümmern sie sich um Dieses. Welche nützliche und würdige Beschäftigung wäre es für sie, die Aemter ihrer angebornen Lande zu bereisen, von der Land-Oekonomie, der eigentlichen Quelle des Reichthums, durch engere Einsicht richtige Begriffe und zugleich durch Betrachtnng der unendlichen Mühe und saueren Arbeit der Unterthanen menschenliebende Empfindungen zu erlangen, den Fleiß und Nachsinnen der Fabriken und Handwerksleute durch ihren Besuch zu beleben, durch die einem Herrn, dem ein Theil der Erde zur Verwaltung übergeben ist, so anständige Bemühung die inneren Schätze seines Landes in Berg- und Salzwerken, auch andere Schönheiten der Natur, zu erkennen und zu erforschen, und bei allem diesem das Genie und die Denkungsart seiner Unterthanen, die Fehler oder Vorzüge der Regierung kennen zu lernen. Wie nützlich zubereitet würde ein solcher Herr sein künftiges Regiment antreten. Was geschieht aber statt Dessen? In dem schädlichsten Müßiggang werden die besten Jahre hingebracht, das Gemüth der Arbeit und einer soliden Beschäftigung entwöhnt, wenn es noch gut geht, auf Kleinigkeiten und nichtswürdige oder doch einem künftigen Regenten allzu niedrige Dinge gelenkt, nur allzu oft aber die für die künftige Wohlfahrt eines ganzen Landes so kostbaren Lehrjahre mit Wollüsten, Jagen, Spielen, Trinken und einem läppischen Soldatiziren zugebracht."

S. 56—58. „Eine fernere Anmerkung kann ich mit Stillschweigen nicht übergehen. Wenn bei einem Herrn der sogenannte „Dienst" zur Passion geworden ist, so setzt sich nach und nach der Gedanke fest: Ein Herr ist nur alsdann groß, wenn er viele Soldaten hat! Man spart an sich, an Gemahlin und Kindern, an der Tafel und Kleidung, an Besoldungen der Diener und Belohnung der Verdienste; da ist aber Nichts zu viel, was auf den Militär-Etat geht. Man hält es als ein Hoheitsrecht, alle nur zu erübrigenden Einkünfte in Spieße und Schwerter und jeden neugeborenen Unterthan in einen Soldaten zu verwandeln. Es ist ihr freier Wille, ob sie viel oder wenig Truppen halten wollen, und bei den Meisten heißt es denn doch: Es ist für den Schimpf zu viel und für den Ernst zu wenig! Ein mittelmäßiger und die Kräfte des Landes nicht überspannender Truppen-Etat ist der jetzigen Verfassung Deutschlands gemäß und einem Land nicht zum Schaden. Wenn man aber Soldaten, Jäger, Comödianten, Operisten und Mätressen zusammenhalten, prächtig leben, prächtig bauen und Alles haben will, was die größten Herren der Welt haben, dann gnade Gott dem mit einem solchen Regenten gestraften Lande!"

S. 65—67. „Was mich sorgenvoll macht, ist der immer mehr geglaubte und öffentlich behauptete Satz: Ein Regent sei Niemanden, als Gott von seinen Handlungen Verantwortung schuldig. Es war dies sonst die Sprache der Monarchen; sie wird aber, im Vertrauen auf die deutsche Freiheit, auch an unsern kleineren Höfen Mode. Unsere Herren meinen durch diesen Ausspruch zu gewinnen, weil er schüchtern gemachten Unterthanen den Mund stopft, sowie sie die Ohren gegen deren Vorstellungen verstopfen. Sie würden aber diese bedeutungsvollen Worte weniger gebrauchen, wenn sie ihren wahren und weiten Sinn recht verstünden. Ein Herr, welcher zu dem in der Ausübung traurigen Mittel schreitet, Gott zum Richter zwischen sich und den Unterthanen zu stellen, sagt damit in der That nichts Anderes, als: Ich verlange von euch weder Vertrauen, noch Beifall; ich weiß, daß ihr Gründe habt, meine Handlungen zu tadeln, ich begehre sie aber nicht zu wissen. Ebensowenig werde ich euch eine Entschuldigung machen, weil ich zum Voraus weiß, sie wird nicht gültig erfunden werden, ihr habt nur Eine Pflicht, den Gehorsam. Thue ich euch Unrecht, so verklagt mich bei Gott! Habt ihr Vorstellungen zu machen, ich nehme keine mehr an. Uebergebt sie bei Gott, welcher der allgemeine Richter meiner Handlungen ist!" Er ist es auch, und dieser allmächtige Richter aller Herren wird sich so beweisen, wenn er dereinst die bösen Regenten ausspeien und mit Ketten ewiger Finsterniß binden lassen wird! Die von fürstlicher Hoheits-Sucht aufgeblähten (und um fremdes Geld ihre eigenen Kinder erwürgenden) angeblichen Landes-Väter hören von ihren Cabinets-Speichelleckern dergleichen Lehren nicht, und ebensowenig mehr von den sonst noch einzig privilegirt gebliebenen Predigern der Wahrheit in den Hofkirchen!"

S. 68: „Vielleicht sehe ich die Welt nur immer von der schlimmen Seite an. Ich mache mir diesen Vorwurf selbst und bemühe mich, sie von der schönsten Lage zu betrachten. Es kommt mir aber immer wieder darauf hinaus, daß die allgemeine Parole der Höfe und Ministerien noch allezeit das alte Wort des Euripides sei: „Si violandum est jus, regnandi gratia violandum est; aliis rebus pietatem colas!“ (Wenn das Recht verletzt werden darf, so darf es nur um der Regierung willen verletzt werden — das famose s. g. Staatsnothrecht! — in allen übrigen Dingen ist die übliche Moral zu respectiren.)

S. 82—85: „Von den guten Vorsätzen der Erbprinzen ließe sich ein feiner Band in Folio schreiben. Wenn nur der zehnte Theil derselben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir goldene Zeiten in Deutschland haben. Soll man sagen, es sei ihnen kein Ernst gewesen? Allerdings war es ihr gründlicher Ernst; ein Anderes ist aber, Plane machen, und ein Andres, sie ausführen und darüber halten. Der Wille ist oft unverbesserlich; es fehlen ihnen nur die Mittel und Werkzeuge, das ist, die genugsam brauchbaren und redlichen Männer, ohne welche es todte Wünsche bleiben, und in Kurzem geht's hernach wieder, wie vorhin, ja oft noch viel ärger. — Welch' geliebte und erwartete Personen sind die Erbprinzen! Die natürliche Liebe zu Veränderungen, die Hoffnung besserer Zeiten trägt einen jeden, (die Väter der jetzigen werden wissen ob es ihnen nicht auch so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regenten-Stuhl. Wohl dem, der sich nicht daneben setzt, und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt! Alles wartet nun auf das so lang verhoffte Besserwerden und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen. Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hoffnungen? Gemeinlich dieses: man setzt die Reformation nur in einer Rache gegen eine oder andere Personen, läßt aber die Fehler der Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselben Gebrechen; es werden nur andre Scenen von andern Personen aufgeführt. Oder man unterläßt eine an sich gute Sache um des Mißbrauchs willen, der dabei untergelaufen, oder man schüttet das Kind mit dem Bade aus, macht den Schaden größer, als er ist, um nur sein Verdienst dabei zu vergrößern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde lang offen halten, um die Ehre einer beschwerlichen Kur davonzutragen“.

S. 96—98: „Ein Herr muß sich nie seines Hausrechts so weit begeben, daß er die stumme Person im Lande vorstelle und als ein bloßer Zollstock angesehen werde. Für einen gebornen Fürsten ist es schmälich, wenn er seinen Namen als eine bloße Brieftasche gebrauchen läßt, die er zwar eröffnet und beschließt, zu den Memoralien die Adresse und zu den Resolutionen den Titel hergibt, ohne an dem Inhalt Theil zu nehmen. Ein edles Gemüth wird zwar einem solchen Herrn gern die Demüthigung ersparen, ihn um eine Sache anzusprechen, damit er die Antwort von ihm höre: „Es ist mir Nichts davon bekannt, Sie werden aber wohl thun, mit meinem Kanzler davon zu sprechen!“ Ein gescheuter Mensch wird sich zu hüten wissen, einen solchen Herrn um eine Gnade unmittelbar anzugehen und sich dadurch in den gewissen Fall zu setzen, daß der Oberstkammerherr, der Jägermeister, die Madame und wie die Favoriten und Favoritianer heißen, deßwegen, weil sie nicht zuerst gefragt werden, machen, daß aus dem Ja des Herrn wieder ein Nein wird. Aber Schade und Schande um den armen Titular-Regenten!“

S. 105. „Das aus den Lebenssäften des Staats destillirte Geld erhebt der Landesherr durch seine Leute selbst. Ihm dies zu versagen, hieße dem Fürsten nicht getraut. Sich dem Herrn zum Vormünder aufzuwerfen, das wäre ein crimen laesae (Majestätsbeleidigung). Wo wird der ehrliche Minister sein, der seinem Herrn mit dergleichen Vorstellungen beschwerlich fiele? Ja sind nicht, leider! diese oftmals die Ersten, die den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen und als einfältige Schlafmützen ein Elend zu Haus beseufzen, welchem mit männlichem Muth zu steuern sie vor Gott, ihrem Gewissen und ihren Pflichten gegen Herrn und Land auf das Stärkste verbunden sind.“

S. 123. „Für die Palliativ-Curen einer verdorbenen (politischen) Haushaltung finde ich zwei Haupt-Ursachen, die erste beruht bei dem Herrn. Ich setze hier einen guten Herrn voraus. Er sieht die Fehler seiner Regierung, die Gebrechen seiner Minister und die Untüchtigkeit seiner meisten Diener überzeugend ein. Soll er sie alle mit einander abdanken? Er thäte wohl am Besten, und zwar, wenn

er an seinem unwissenden, hochmüthigen und eigennützigen ersten Minister den Anfang machte. Allein man kann ein ganzes Geheimeraths-Collegium nicht so im Ausruf verkaufen, wie eine Garderobe, und auf manchen Kammer-Rath würde weniger, als auf den elendesten Gaul im Marstall geboten werden. Diese Niederreißung des alten krachenden Hauses leidet aber sein gutes Herz nicht. Die Leute haben lange gedient, sie wissen nicht, wohin? Zu todt muß man sie doch füttern, der Geiz schlägt dazu: wer wird doppelte Besoldung geben? Kurz, sie bleiben. Weil es der Herr aber doch besser haben will und das Gebäude selbst dem Umsturz droht, so flickt und stützt und verklebt man daran, bis es einmal ein Ende mit Schrecken nimmt. Der Trost ist dann: es sei ein Wunder, daß es noch so lange gehalten habe!"

So war der Mann, dessen Wirken wir oben in kurzen Zügen geschildert. Fürwahr es ist eine herrliche, glanzvolle Erscheinung in jener finsteren Zeit, wo an den kleinen Höfen, vornehmlich am Pfälzer Hofe, in Württemberg und Hessenkassel ein widriger Absolutismus das Ruder des Staates führte, wo man mit Tod und ewigem Gefängniß das freie Wort bedrohte, wo man die Landeskinder den Engländern, Venetianern und Holländern für ihre auswärtigen Kriege verhandelte und von den Subsidiengeldern und Entschädigungen, welche für zerschossene Glieder bezahlt wurden, die fürstlichen Mätressen mit Brillanten schmückte und üppige Orgien feierte. Ein ewiger Ruhm ist es, daß solch' ein Mann in unserem kleinen Hessen acht Jahre lang an der Spitze des Staates stehen konnte, ein Ruhm, der zwar geschmälert wird durch die nicht zu rechtfertigende Härte, mit der man nachträglich gegen ihn verfuhr, der aber immerhin auch heute noch bestehen bleibt und den unser Land jederzeit in Anspruch nehmen kann.

Eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit ist es, diesem Manne nunmehr das Bild des Fürsten gegenüber zu stellen, der ihn zu seiner hohen Stellung berufen und der Jahre lang den Intriguen widerstanden hatte, die sofort von seinem Amtsantritt an gegen Moser angesponnen wurden und welche über ihn siegten, als er selbst unklug genug war, durch sein schroffes Auftreten seinen Gegnern Vorschub zu leisten. Wir werden dann finden, daß vieles, was dem Landgrafen zur Last geschrieben wird, in einem bedeutend milderen Lichte erscheint, und daß auch der Landgraf und seine Handlungsweise mindestens auf eine nachsichtige Beurtheilung Anspruch machen dürfen.

Eine große Zahl Geschichtsschreiber tritt mit einer vorgefaßten Meinung an die Beurtheilung des landgräflichen Sonderlings heran. Man verweilt mit großem Wohlgefallen bei seinen Schwächen und übergeht seine Tugenden, um seine große Gemahlin und seinen genialen Minister in ein um so glänzenderes Licht setzen zu können. Vielfach spricht man nur von ihm als dem „Gemahl der großen Landgräfin," „dem excentrischen Soldatenfreund", „dem besten Tambour im heiligen römischen Reiche" und dem Fürsten, in dessen Diensten der große Moser stand und der ihn mit Härte aus seinem Dienste entlassen. Und doch verdient dieser Fürst vielfach eine andere Beurtheilung, und seine Regierung ist durch eine Menge Anordnungen und Einrichtungen ausgezeichnet, die allein seiner Einsicht und seiner Initiative ihre Entstehung verdankten, Einrichtungen, die bereits geschaffen wurden, ehe er nur Moser in seine Dienste nahm. Thatsache ist ferner, daß er keiner der von Moser geschaffenen Neuerungen hindernd in den Weg trat und erst von dem Augenblick an, wo Moser ein unglücklicher Hang zur Satyre dazu hinriß, die Anordnungen des Landgrafen zu verhöhnen, und er, wie oben erwähnt, unter eine Verfügung des Landgrafen die Worte setzte, „der Wille des Herrn geschehe, ich will künftig nur Landeskinder anstellen, damit der kleine Ochs von dem Großen das Ackern lerne," begann sich ein Gegensatz zwischen Fürst und Minister zu entwickeln, der nothwendig mit der Niederlage des Letzteren endigen mußte. Mosers Untergang war schon besiegelt von dem Augenblicke an, wo er, der erste Diener des Fürsten, in dem Maße seine Stellung vergaß, die Würde der Krone dem Gespötte Preis gab und diese verhängnißvollen Worte niederschrieb. Nur die grenzenlose Gutmüthigkeit des Landgrafen, der selbst eine derbe und kernige Ausdrucksweise liebte, läßt es erklärlich erscheinen, daß Moser noch nach diesem

Vorgange in landgräflichen Diensten bleiben konnte. Man braucht nicht die Handlungsweise Ludwig IX. mit der finsteren Tyrannei des vorigen Jahrhunderts zu entschuldigen; eine solche Randbemerkung, wie sie Moser unter die erwähnte landgräfliche Verordnung schrieb, würde auch heute noch den ersten und größten Minister geradezu unmöglich machen. Es dürfte auch nicht schwer sein, Beweise für ein von Ehrgeiz und Herrschsucht keineswegs freies Verhalten anzuführen und durch dieselben die in dem Merck'schen Briefwechsel und anderwärts gegebenen Andeutungen zu erläutern, und vielfach ist es der Mensch Moser, der durch die Härten und Schwächen seines Privatcharacters die Verfolgungen seiner Gegner und die fürstliche Ungnade auf sich herabbeschwor. Ludwig IX., der schon dadurch, daß er den Verfasser des in seinem Liberalismus ungemein weit gehenden Buches „der Herr und der Diener“ in seine Dienste nahm und ihn zu seinem ersten Minister ernannte, einen Beweis von Vorurtheillosigkeit gab, der heute noch Aufsehen erregen würde, so daß wir mit Recht fragen dürfen: welcher von allen heutigen deutschen Ministern hat etwa seine Carriere einem Buche wie „der Herr und der Diener“ zu verdanken, — war ein Mann von klarem praktischen Verstand und bei nicht zu läugnender Schroffheit ein Fürst von den redlichsten Grundsätzen. Schroff und herb war aber auch Moser, und zwei harte Steine mahlen selten reine, sagt das Sprüchwort, so daß man sich mit Recht wundern darf, daß das Moser'sche Regiment volle acht Jahre Bestand hatte.

Ludwig IX., der älteste Sohn Ludwigs VIII. und seiner Gemahlin, der Erbtochter von Hanau, war von seinem Großvater, dem Grafen Johann Reinhard von Hanau, schon bei dessen Lebzeiten zum Nachfolger in der Grafschaft Hanau bestimmt. Im Interesse der Sicherung dieser Erbfolge war Ludwig schon im Jahr 1735 mit seinen Brüdern nach Buchsweiler übergezogen. Im Jahre 1741 trat er, nachdem er für volljährig erklärt war, die Regierung der Hanau-Lichtenburger Lande an und vermählte sich mit der Prinzessin Caroline von Pfalz-Zweibrücken. Die Liebe zum Militär schien ihm gleichsam angeboren zu sein. Schon in seinem 14. Jahre trat er in das Hessische Militär ein und avancirte vom Jahre 1733 bis zum Jahre 1746 bis zum General-Lieutenant. Seine Soldatenliebe fand eine reiche Nahrung in den Revuen der Garnison des benachbarten Straßburg und erweckte in ihm den Wunsch, ein eigenes Militär zu haben. Diesem Wunsche kam er im Jahre 1741 nach durch die Errichtung der 1. Compagnie seines durch treffliche Schulung später berühmt gewordenen Leib-Grenadier-Garde-Regiments in Pirmasens, einem in dem Hanauischen Amte Lemberg gelegenen Dorfe, in welchem ein kleines Hanauisches Jagdschloß stand. Es ist bekannt, daß aus diesem im Jahre 1735 nur aus 34 Häusern bestehenden Dorfe dadurch, daß es die Residenz des Landgrafen wurde und blieb, eine Stadt wurde, die bei dem Tode Ludwigs IX. 750 Häuser zählte. Der Prinz nahm hier seinen Aufenthalt, weil das Amt Lemburg zum deutschen Reiche gehörte und ihm das Recht, Militär zu halten verlieh. Sein Aufenthalt in Pirmasens dauerte Anfangs nicht lange, weil er den Schauplatz des großen Krieges dem ruhigen Pirmasens vorzog. Er trat also in französische Kriegsdienste und erhielt 1742 das Regiment Royal Allemand, welches damals in Prag stand. Der Prinz machte den Rückzug der Franzosen aus Prag nach Eger mit in der Nacht vom 17. December und erduldete die Gefahren und Strapazen, die dieser Zug mit sich brachte. Im Jahr 1743 verließ er den französischen Kriegsdienst, trat als Generalmajor in den Preußischen Dienst und erhielt das Regiment Selchow, welches er in Betreff der Präcision in den Exercitien zu einem Musterregiment machte, welches von dem großen Friedrich allen andern Regimentern als Vorbild hingestellt wurde. So sehr glücklich sich der Prinz in seinem Preußischen Dienste fühlte, ärgerte sich sein Vater darüber, als der zweite Schlesische Krieg begann. Bei seiner unbegrenzten Vorliebe für das Haus Oesterreich war ihm der Gedanke unerträglich, daß seine Prinzen (auch Prinz Georg Wilhelm war im Preußischen Dienste) gegen Maria Theresia dienen sollten. Er bat sie einmal über's anderemal vom König los, indem er anführte, daß sie die Stadt Babenhausen, auf die sie Ansprüche hätten, von der Krone Böhmen zu Lehen trügen, also eine Felonie begehen würden. Allein der König fand jenen Grund nicht hinreichend, und dem Prinzen war damit noch weniger gedient. Ludwig machte also die Campagne von 1744 und 1745 mit, leistete aber nach beendigtem Kriege im Jahre 1746 dem Willen seines Vaters Folge und ging nach Pirmasens zurück. Hier blieb er bis zum Jahre 1750, wo er mit seiner Gemahlin von neuem zu seinem Regiment nach Prenzlau ging und dort fünf Jahre lang eine Hofhaltung führte.

Nun brach der siebenjährige Krieg aus. Der Prinz war bei dem Ausbruch dieses Krieges General-Lieutenant geworden und erhielt das Commando über ein, aus 4 Infanterie-Regimentern und 1 Husaren-Regiment bestehendes Corps. Mit diesem Corps zog er nach Pommern, wo er 6 Wochen blieb, und dann zur Armee des Königs nach Sachsen ging, die bald darauf in Böhmen einbrach. Der Krieg ging gegen das Haus Oesterreich; die Unzufriedenheit seines Vaters fand daher neuen Stoff. Seines Vaters Zureden sowie die Bitten seiner Diener und Hanauischen Unterthanen, dann aber auch der Umstand, daß die Krone Frankreich die Gegenpartei Friedrichs ergriffen hatte, daß also die Hanauischen Besitzungen im Elsaß sehr gefährdet erschienen, bestimmten ihn endlich im zweiten Feldzug im Jahre 1757, sein Regiment zurückzugeben, ohne jedoch sogleich den preußischen Dienst zu verlassen. Doch auch dies gelang zuletzt den Zureden Ludwigs VIII. Der Erbprinz wurde im Jahre 1764 kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant und erhielt im folgenden Jahre das Maguirische Infanterie-Regiment. Solchen Auszeichnungen konnte er sich nicht entziehen, und er ging im Jahre 1767 nach Wien, um sich zu bedanken. Dort wurde er mit einer ungemeinen Auszeichnung empfangen und geehrt.

Ludwig VIII. starb im Jahre 1768, und der Erbprinz bestieg als Ludwig IX. den Thron seiner Väter. Er blieb in Pirmasens wohnen, während sein Ministerium in Darmstadt war. Die Landgräfin mit ihren Kindern hatte schon zu Lebzeiten Ludwigs VIII. hier residirt.

Ludwig fand ein verwahrlostes, unter einer furchtbaren Schuldenlast seufzendes Land, verwaltet und ruinirt durch eine dem habsburgischen Hause anhangende Camarilla, welcher nichts weniger am Herzen lag, als die Interessen des Landes, welches sie zum Tummelplatz ihres Ehrgeizes gemacht hatte. Ludwig betrachtete schon seit Jahren das Treiben dieser Menschen mit Mißfallen und Unmuth und als er die Regierung antrat, explodirte sein Zorn in einer seinem rücksichtslosen Character entsprechenden Weise. Er fand in Friedrich Karl von Moser den Minister, der mit Energie und Thatkraft, aber auch rücksichtsloser Härte überall in den Darmstädter Collegien aufräumte. Allein Ludwig IX. verlangte auch blinden Gehorsam von seinem Minister, den Moser nicht leisten konnte und wollte, und hieraus entsprangen unzählige Conflicte zwischen dem Fürsten und seinem Kanzler. Zwar wurden diese Conflicte lange Zeit immer wieder beigelegt, oft durch die Vermittelung der Landgräfin Caroline, oft aber auch durch die bessere Einsicht des Fürsten selbst, wenn diesem die Ruhe wiedergekehrt war. Moser erkennt dies in seinen ungedruckt gebliebenen Denkwürdigkeiten vielfach an und spricht auch die Ueberzeugung aus, daß es niemals bis zum Aeußersten gekommen wäre, wenn nicht die steten Einflüsterungen der ihm feindlich gesinnten Personen in der nächsten Umgebung des Landgrafen gewesen wären. Diese Ueberzeugung Mosers findet auch die vollste Bestätigung in einer Anzahl von Documenten, in denen der Landgraf seine hohe Meinung über Moser und dessen große Verdienste aussprach, und von denen mehrere in die Zeit gehören, in welcher Moser bereits seine Entlassung erhalten hatte.

Trefflich hat insbesondere Dr. Ph. Walther die Ursachen des Conflictes zwischen Ludwig IX. und seinem Minister untersucht (S. Darmstädter Zeitung 1869), und die aus neuen, bis jetzt nicht benützten Quellen geschöpften Walther'schen Forschungen verdienen als wahrhaft unpartheiische Beurtheilungen des Landgrafen die höchste Beachtung. Er theilt in folgender Weise den Hergang des Sturzes Mosers mit:

Die tiefer liegende Veranlassung zur Entlassung Mosers gab der Widerstand, den Moser der projectirten Errichtung eines neuen Regiments aus Gründen der Sparsamkeit entgegen setzte. Dieser mit der ganzen Energie des Mannes behauptete Widerstand bot seinen Gegnern endlich Gelegenheit, ihre Rache zu sättigen; sie erwirkten von dem Landgrafen die Erlaubniß, eine Untersuchung über des Ministers Amtsführung, namentlich über ungerechtfertigte Verwendung von Geldern, einzuleiten. Der Landgraf wollte aber dieselbe in einer anständigen Weise geführt haben und sprach dies in folgendem Schreiben an die Geheimenräthe aus: „Da wir bloß die Absicht haben, daß unsere Geheimräthe den Zustand unserer Finanzverwaltung, wovon sie bisher keine Nachricht gehabt, erfahren, keineswegs aber wollen, daß die Untersuchung den Namen einer Inquisition wider unsern Präsidenten v. Moser haben soll, indem wir ein für allemal nicht zugeben werden, daß derselbe bei seinen uns wirklich geleisteten Diensten übel und nachtheilig behandelt, am wenigsten aber zu Klagen und Beschwerden vermüßigt werde, so befehlen wir unsern Geheimräthen, die Sache auf das Glimpflichste und ohne übel Nachrede

vorzunehmen und bei sich findenden Bedenklichkeiten den Präsidenten zur freundschaftlichen Erläuterung unter dem Vorwand ihrer persönlichen Instruction um so mehr zu ersuchen, als uns eigentlich bekannt ist, wie präcise der gedachte Präsident nicht sowohl mit den Zahlungen der Debitkasse, als besonders mit unsern eignen Handgeldern, Pensionen, Beiträgen zur hiesigen Kriegskasse und Dienerbesoldungen verfahren, und also nicht geschehen lassen mögen, daß derselbe noch am Ende seiner Dienstzeil geschoren oder bei dem Publikum zur Prostitution und üblen Nachrede ausgesetzt werde, indem ich mit seinen Diensten zufrieden bin und gestehen, ja zu seinem unsterblichen Ruhme sagen muß, daß er mich aus meinem Labyrinth gezogen, woraus die übrigen Herrn mich nicht ziehen können."

Im December 1780 wurde Moser in Anklagestand versetzt und beschuldigt, „daß er während der Zeit seiner durch den eisernen Tritt der Bosheit und der Ungerechtigkeit bezeichneten Ministerschaft einestheils durch Willkür, Despotismus, Mißbrauch der ihm vom Fürsten anvertrauten Gewalt und durch Mißhandlung der fürstlichen Diener und Unterthanen, anderentheils durch die seinem Fürsten in der von ihm bereicherten Sprache eines Heuchlers angebrachten Unwahrheiten und Verläumdungen das Land in rathlose Verwirrung gesetzt habe." Es wurden endlich vier Anklagepunkte gegen ihn aufgestellt, nämlich: Amtserwerb durch Verunglimpfung der damaligen Minister mit starker Hinneigung zum falso und crimine ambitus, Majestätsverletzung, falsche Referate und Amtsmißbrauch. Nach 5 Monaten wurde dem Angeklagten die fürstliche Ungnade und das consilium abeundi verkündigt. Die Universität Frankfurt a. O. hatte den Urtheilsspruch auf Grund der geführten Untersuchung und der vorgelegten Documente bestätigt.

Der Prozeß gegen Moser an und für sich, insbesondere aber die Art, wie er geführt wurde, hat vieles Aufsehen erregt und die entschiedenste Verurtheilung erfahren. Wenn man auch mit Hinweisung auf die durch die Universität Frankfurt a. O. ertheilte Sanction den Urtheilsspruch für nicht antastbar halten wollte, so bleibt doch immer noch die harte Behandlung, die man dem verurtheilten Mann zu Theil werden ließ, eine nicht zu rechtfertigende Thatsache. Eine Erklärung dafür könnte man vielleicht einerseits in Mosers eignem Verhalten dem Landgrafen gegenüber, andererseits aber in dem sich dadurch steigernden Zorne des Fürsten finden. Als eines der auffälligsten Beispiele dieses Verhaltens wollen wir nur anführen, daß Moser seine „Leidensgeschichte im Darmstädtischen Dienste" geschrieben und zur Veröffentlichung durch den Druck vorbereitet hatte. Gewiß hätte er diese Veröffentlichung zu seiner eigenen Rechtfertigung der Welt gegenüber beabsichtigen können, aber daß sie vielleicht zunächst nur bestimmt war, einen Druck auf den Landgrafen auszuüben, um eine Wiedereinsetzung in das vorenthaltene Eigenthum zu erwirken, ist aus dem Umstande zu vermuthen, daß Moser diese Geschichte, ehe sie gedruckt wurde, in einer Abschrift dem Landgrafen zuschickte, welcher folgende Erklärung vorgesetzt erscheint: „Der Anfang des Drucks dieser Schrift ist heute den . . . 1788 bei mir gemacht worden, welches bezeugt Johann Wiesen, Universitäts-Buchdrucker in Heidelberg". Als Verleger werden genannt: Schwan und Götz in Mannheim.

Die rücksichtslose Art und Weise, wie Moser in diesen Denkwürdigkeiten über den Landgrafen, über den Erbprinzen, über die fürstlichen Räthe, die er mit den schimpfendsten Epithetis bezeichnete, sich aussprach, die Indelicatesse, mit der er die Verhältnisse der von ihm bewunderten und hochverehrten verstorbenen Landgräfin auseinandersetzte, die Rücksichtslosigkeit, mit der er zum Belege seiner Darstellung die vertrautesten Briefe des Landgrafen und der Landgräfin an ihn der Welt preisgeben wollte, — alles dies mußte selbst einen weniger heftigen Fürsten zu einem Zorne reizen, der das Maß leicht überschreiten konnte. Die Veröffentlichung unterblieb, die Erklärung für das Unterbleiben müssen wir aber dem Leser schuldig bleiben; die bezweckte Rückgabe des Moser'schen Eigenthums erfolgte erst nach Ludwigs IX. im April 1790 erfolgten Tode.

Ludwig X. obgleich als Erbprinz durchaus nicht freundlich gegen Moser gesinnt, suchte einen Theil der Härte seines Vaters zu sühnen, er vermochte aber nicht ungeschehen zu machen, was einmal geschehen war. Moser schreibt einige Tage nach dem Tode Ludwigs IX.: „Mit einem Herzen voll Dank und Anbetung gegen Gott kann ich Ihnen melden: ich bin errettet, ich bin im Hafen der Ruhe. Gestern Abend ist unter des Landgrafen eigner Hand der Friede unterzeichnet. Ich bekomme ungesäumt das Meinige zurück und eine jährliche Pension von 3000 fl."

Dieses ist der Hergang der Moser'schen Catastrophe, welche die Zeitgenossen und auch Spätere zu einer so grellen Beleuchtung der unangenehmen Eigenthümlichkeiten des Landgrafen, zur Bespöttelung seiner Sonderbarkeiten veranlaßte. Diese Beurtheilung verdient aber Ludwig keineswegs, und heute noch besitzen wir ein Urtheil, das der berühmte Historiker Wenck über ihn ausgesprochen, nach dem er ein trefflicher, mit seltenen Eigenschaften ausgestatteter Fürst war, der keinen Religions- und Ständeunterschied kannte, weil er keinen Menschen nach äußeren, außerwesentlichen Verhältnissen, nach Titel, Geburt oder Reichthum schätzte, ein Fürst, der einen geraden Sinn für das Recht und das Gesetz besaß, der sich nicht mit leeren Versprechungen hinhalten ließ, höflich gegen jedermann war, niemand ungerecht verfolgen ließ und alle seine Diener im Gleichgewicht hielt. Er war ein Muster an pünktlicher Thätigkeit für seine Diener, und diese Thätigkeit gab, wie Wenck sagt, der ganzen Staatsmaschine Bewegung und Schnellkraft.

Ungeachtet mannichfacher Verlockungen zur Aufbesserung der Finanzen, die ihm so viele Sorgen machten, mit Hülfe von Subsidienstellung, wie sie von andern Fürsten gewährt wurde, weigerte sich Ludwig IX. entschieden, auch nur den geringsten Theil seiner Truppen in fremden Sold zu geben.

Sein eigenstes Werk ist die Aufhebung der Parforce-Jagd, die ihm schon als Erbprinz ein Gegenstand des Hasses war, sowie die Zerstörung der Wildbahn. „Da sah man nicht mehr," sagt Wenck, „in der Nähe der Wälder halbe Wüsteneien, weil sie keiner zu bauen der Mühe werth hielt; da hörte man nicht mehr die unselige Lebhaftigkeit der Nacht, wenn der Unterthan die Kräfte, die ihm von der Arbeit des Tages noch übrig waren, des Nachts mit Wachen im Felde verzehrte und den Schutz des Eigenthums, für den er die Abgaben zahlte, sich selbst verschaffen mußte. Wie war es aber auch eine Lust, den Bauer zu sehen, wie er den guten Fürsten segnete, unter dem er die Frucht seiner Felder, den Schweiß seiner Hände, nicht mehr mit wilden Thieren zu theilen brauchte, wie er trotzig um sich blickte, ob Jemand etwas gegen seinen Landgraf habe."

Seine Regententhätigkeit ist weiter bezeichnet durch Anordnungen über die Wirthschaft der Gemeinden, durch Tilgung und Verminderung ihrer Schulden, durch Vertheilung der Allmenden, Verwandlung vieler herrschaftlichen Güter und Briefgüter, durch die allgemeine Brandassecuranz, durch Einschränkung der Schafweide und bessere Nutzung der Brache, durch Einführung besserer Futterkräuter, durch Verbesserung der Salzwerke von Salzhausen, durch Ausdehnung der Chausseebaus beinahe durch das ganze Land, durch eine Sammlung der einheimischen Gesetze, durch Einführung der Oberappellationsgerichts-Ordnung u. s. w. u. s. w. Den Geist seiner Regierung, an dem er bei seiner oben angegebenen Character-Eigenthümlichkeit seinen eigensten Antheil hat, kennzeichnet kaum eine andere Verordnung mehr, als die im Jahre 1776 wegen Besetzung der Cameralstellen von ihm erlassene. Wir können uns nicht versagen, aus diesem denkwürdigen Actenstücke einige nähere Mittheilungen zu machen. Nachdem der Landgraf seinem Mißfallen über die bisherige Besorgung der Cameralgeschäfte Ausdruck verliehen, fährt er fort: „Unsere Befremdung, nicht unsere Bekümmerniß hat sich vermindert, da Wir wahrnehmen müssen, daß die Verwaltung der Landes-Einkünfte und die unmittelbare Bedien- und Berathung des gemeinen Besten der Unterthanen sich großentheils in den Händen solcher Leute befinde, welche blos deswegen zu Cameral-Renten und andern Landes-Bedienungen angestellt wurden, weil sie zu unwissend, zu arm oder zu unbeholfen waren, auf eine andere Weise sich dem Dienst des Staats brauchbar zu machen, welche mithin Unser Land und Unterthanen als dasjenige stumme und geduldige Geschöpf betrachteten, auf dessen Gefahr und Kosten sie aufs Gerathewohl allmählig einige Erfahrungen sammelten, und die, wanns noch am besten ginge, ihr ganzes Verdienst und Ehre darin suchen, Unsere Domanial- und die von den Unterthanen beziehende Einkünfte, so gut wie sie Grund und Boden geben wollte, und so pünktlich, als sie der Bürger und Bauer geben mußte, beizutreiben und zu verrechnen, ohne sich um Verbesserungen der Cultur, um Abhelfung der augenscheinlichsten Gebrechen der Administration, um Berath-, Belohn- und Unterstützung der Unterthanen zu bekümmern, oder je den belebenden Gedanken des Wetteifers und Nachahmung mit andern besser verwalteten Ländern in ihrer wässerigen Seele zu empfinden . . . . Wir rechnens zum Glück Unserer Regierung und Landes, daß Wir zu sehen anfangen, wo es Uns fehlt, daß Wir Uns nicht schämen, Unsere Fehler zu erkennen, daß Unsere Dienerschaft sich selbst überzeuge, wie zu einem der Liebe und Segens

80

eines Landes würdiger Rath und Beamten mehr als nur Treue gehöre, und daß Uns die Vorsehung Männer von Kenntnissen und Erfahrung zugeführt, die mit edler Ehrbegierde sich zum Ruhm Ihres Herzens und erster Ehre des Dienstes machen mit Rath und That alles beyzutragen, damit Herr und Unterthan diejenigen Vortheile und Wohlthaten wirklich theilhaft werde, deren Unsere Lande nach ihrer herrlichen Lage und von der Natur in sie reichlich gelegten Gaben so vorzüglich fähig sind. So sehr Wir aber diesen guten Anfang mit dankbarem Vergnügen empfinden, so wenig gedenken Wir dabei stehen zu bleiben und den weiteren Fortgang einem bloßen Zufall blos zu stellen, es wird Uns vielmehr theure und angelegene Pflicht zur Quelle zurück zu gehen, und an derselben das Uebel zu heben, den Wohlstand unseres Landes auf die möglichst dauerhaften Gründe zu setzen, mithin vor allen Dingen das zu entfernen, wo durch Unwissenheit und Vorurtheil bisher geschadet worden ......"

Derselbe Geist spricht sich in einer Menge anderer Ordnungen, Ausschreiben 2c. aus, aber wir wiederholen es mit Nachdruck, dieser Geist, dem allerdings Moser die Worte verlieh, hätte sich nicht kundgeben dürfen, wenn ihn Ludwig IX. nicht getheilt hätte.

In welchem Lande deutscher Nation führte damals die Regierung eine Sprache, wie die in „der Ankündigung ans Vaterland, die zu Berathung und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes angeordnete Landcommission betreffend, vom Jahre 1777", fragt Walther mit vollem Recht. Sie beginnt mit den Worten: „Das gewöhnliche Schicksal der deutschen Unterthanen ist: daß ihm von Sonnen-Aufgang bis Sonnen-Untergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb! Woher ers nehmen, wie ers erwerben solle? wird seinem Menschen-Verstand, ob ers mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne, oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt sich die Cameral-Philosophie unserer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann ers gibt, Beweis genug, daß ers hat". Eine andere Stelle darin lautet: „Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seyen, um nur den Bauern zu processiren, zu sportuliren, zu exequiren und wenn nichts mehr zu hohlen ist, interveniren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernstes an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Lande bekannt. Das Nicht-Plagen ist aber der allerunterste Grad der Dienst-Treue, ja der Menschen-Liebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu seyn, welch ein Glück und Segen vor ein solches Land? und so ists, wie's unser Fürst zu sehen wünschte. Er wirds nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschenliebe und Erbarmung zwar auf Universitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und wenn Gott einem Lande gnädig ist, finden läßt". Und diese ganze merkwürdiger Ansprache schließt in dem Original-Document mit Ludwig IX. merkwürdiger eigner Schrift geschrieben in den Worten: Wird also approbiret. Ludwig, Landgraf zu Hessen.

Allein nicht blos derartige Verordnungen, wie die obenstehende, geben ein Beispiel seiner wahrhaft freisinnigen und humanen Gesinnung, auch die Briefe, welche wir von ihm besitzen, und andere private schriftliche Aeußerungen zeugen für den vorurtheilslosen mit klarem unbefangenem Blick urtheilenden Mann.

Seine richtige Erkennung der politischen Verhältnisse der damaligen Zeit kennzeichnet unter andern der Brief, den er gelegentlich der Vermählungsfrage seiner Tochter Wilhelmine mit dem Großfürsten Paul an Moser geschrieben hat. Dort heißt es: „Wenn überhaupt die Kayserliche und Preußische Gesinnungen, welche lediglich auf eigenes Interesse und Vergrößerung der Macht gegen die Stände des Reichs abzielen, ganz genau so ponderirt worden, so kann ein anderes faoit daraus entstehen, als was ich schon längstens im Geist vorher gesehen und befürchtet habe, mit einem Worte, daß es um die Fürsten und besonders um die protestantischen Häuser gespielet seye". Ferner heißt es anderwärts in einem Brief: „Ich gebe nichts auf die hohen Consanguinationen, sie kosten viel Geld, und auf die Ehr — sch — ich!"

Eine Fülle von Material, durch welches uns der herbe, schroffe Ludwig IX. in einem weit

milderen Lichte erscheint, bieten die vom Anfang bis zum Schlusse seiner Regierung mit unveränderter Gleichmäßigkeit geführten Cabinetsprotokolle. Wir entlehnen Dr. Walther einige Beispiele:

Einige Bewohner des Amtes Eppstein, gegen welche ein Urtheilsspruch in einer Rechtssache ergangen war, hatten diesen Urtheilsspruch in einer Eingabe für unrichtig und parteiisch erklärt. Das Geheimeraths-Colleg trug wegen Verläumdung der Beamten auf eine Geldstrafe und auf Zurückweisung der Klage an. Dagegen resolvirte der Landgraf: „Ich bin mit dem Antrage zufrieden, weil die Strafe in Geld besteht; wäre es aber eine Leibesstrafe, so würde solche nicht statt finden, denn ich habe das feste Principium, daß die Unterthanen so gehalten werden sollen, damit Keiner, wenn er gerechte Klagen hat, sich vor den Beamten oder sonst einem Bedienten zu fürchten Ursach haben möge. Und wann 500 Klagen kommen, so sind doch einige darunter gegründet, welche zur Ahndung deren Beamten dienen können; dann Mir ist faveur und Verwandtschaft dieses oder jenes Beamten mit dem oder jenem Collegio gar wohl bekannt, dahero einem jeden Unterthan der Weg zu Klagen offen gelassen, das Vorgeben allemal untersucht und die Strafe sodann entweder dem falschen Denuncianten oder dem mit Recht angeklagten Beamten, er seie, wer er wolle, andictirt werden soll".

Der praktische Arzt Dr. Neubauer bat, um einen Amtstitel zu erhalten, man möge ihn zum Adjuncten des Physikus ernennen. Darauf erfolgte die Entschließung des Landgrafen in folgenden Worten: „Kain occide fratres tuos in forma, also placet."

Ein Rechnungs-Justificator hatte ein Nebengeschäft besorgt und bat dafür um eine besondere Belohnung. Die Resolution des Langrafen lautet: „Meinetwegen! NB. „Ein solcher muß thun, wozu man ihn commandirt, aber die Federfuchser wollen allen Dreck bezahlt haben, so ich sehr unbillig finde, sie haben aber keine Scham darüber. Wie müssen es die Geheimenräthe thun, die in allen Collegiis inspiciren müssen umsonst?"

Man bat ihn eines Tages, er wolle doch sein Bildniß in das Hospital zu Haina stiften. Darauf entschied Ludwig: „Ich werde kein Porträt in das Spital nach Haina schicken, es würde dem Hospital nichts mehr dienen, als ein Schild vor dem Wirthshaus, und so lange ich lebe, so weiß ich, daß jeder wissen wird, wer ich bin, und ob ein Kranker einmal nach meinem Tode weiß, wie ich ausgesehen habe, oder nicht, wird auf eins hinaus gehen."

Ein Sohn hatte seinen Vater mißhandelt und geduzt und sollte deshalb Schanzarbeit verrichten und Kirchenbuße thun. Hierauf entschied der Landgraf: „Von der Kirchenbuße, wovon ich gar kein Liebhaber bin, soll abstrahirt werden, der Sohn aber soll nach ausgestandener Strafe, bei Amt in Gegenwart des Geistlichen den Vater um Vergebung bitten und der Geistliche soll ihm eine Vermahnung thun, welches bessere Wirkung als die Kirchenbuße thun wird, weil aus dieser Strafe nur noch mehr Bosheit entsteht."

Auf die Anfrage, ob nicht, wie früher bei Reisen von Gliedern der fürstlichen Familie üblich, in dem sonntäglichen Kirchengebet des auf Reisen befindlichen Erbprinzen gedacht werden solle, erfolgte die Resolution: „Es wird doch vor ihn gebetet, also soll die Formel der Kirche wegbleiben".

Auf den Vorschlag, bei dem Jagdschlosse Zwiefalten ein kleines Dörfchen anzulegen, kam die Entschließung: „Es ist zu sorgen, daß ein considerables Dorf errichtet werde, denn viele Hühner legen viele Eyer und viele Unterthanen machen die Force des Herrn; dieß ist meine Norma".

Auf einen Antrag wegen Verpachtung des herrschaftlichen Eisenhammers zu Ober-Ramstadt bei welchem Antrage der Landgraf Begünstigung vermuthete, resolvirte er: „Der Kammer ist die Nachricht zu geben, sie solle keine das Interesse schmälernde tolle Vorschläge bringen, indem pro amico dienen, wider die Institution der Kammer ist. Asini et asinorum ist ihr Antrag".

Eine ledige Weibsperson war beschuldigt, ihr neugebornes Kind absichtlich getödtet zu haben. Die Tortur brachte sie zu dem Geständniß und sämmtliche betreffende Collegien hatten sie deshalb des Todes schuldig erklärt. Diesem allgemeinen Votum, dem auch noch ein Gutachten der Universität zur Seite stand, trat Ludwig IX. mit seiner Ansicht entgegen und motivirte sie sehr eingehend. Wir heben nur folgende Gründe hervor. Er sagt: „3. Ein durch die Tortur erzwungenes Geständniß kann nicht hinlänglich sein. Man kann dadurch ein Geständniß erzwingen, der König von Preußen hat sie daher abgeschafft und ich will hier ein gleiches thun. 7. Die göttlichen und menschlichen Gesetze ver-

bieten, kein Menschen-Blut zu vergießen, es wird also bei dergleichen Fällen, besonders wenn sie noch zweifelhaft sind, sehr viele Behutsamkeit erfordert, massen man einmal genommenes Leben nicht wieder geben kann. 8. Ich will diese Sache keinem akademischen Ausspruch überlassen, weil mein Gewissen keiner Universität anvertraut ist. Die Professores sind Menschen und können sich in ihren Meinungen eben wohl wie andere betrügen. Meine Decision geht dahin: Es sollen der Defensor und etliche Geistlichen zu der Person geschicket werden, diese sollen sie mit freundlichen Worten und gar nicht unter Drohungen befragen, die That vorsezlich begangen zu haben, sie soll Gott, der sie zu finden wisse, die Ehre anthun und die Wahrheit bekennen. Wird sie alsdann ein freiwilliges Bekenntniß der That thun, so soll ihr nach den göttlichen und menschlichen Gesetzen der Kopf vor die Füße gelegt werden".

Des Landgrafen religiöse Toleranz documentirte sich bei vielen Veranlassungen und zwar in allen Perioden seines Lebens; in ihr erblickt er ein Hauptmittel für das Gedeihen der Städte und sie veranlaßte ihn im Jahre 1771 den reformirten Einwohnern Darmstadts eine freie öffentliche Religionsübung zu gestatten, und ihnen, bis sie sich eine eigne Kirche gebaut, die Benutzung der Friedhof-Capelle zu gewähren. Die zu Gunsten der Reformirten erlassene Verordnung regulirte alle Verhältnisse, welche Irrungen zwischen diesen und den Lutheranern hätten veranlassen können. So bestimmte z. B. §. IX.: „Wir verordnen, daß die Söhne in des Vaters, die Töchter aber in der Mutter Religion, ohne auf allenfallsige Ehepakten zu reflectiren, erzogen werden sollen; und obwolen wir einem jeden Kind, welches zur Confirmation fähig ist, erlauben, nach eignem Gefallen eine Religion sich zu wählen, folglich keinen Religionszwang eingeführt wissen wollen, so sollen doch wie obgemelt, die Söhne nach des Vaters und die Töchter nach der Mutter Religion getauft und wenn sie vor der Confirmation sterben, auch begraben werden".

Diese Verordnung ging aus des Landgrafen eigenster Anschauung hervor, denn Moser trat erst ein Jahr später in den Darmstädtischen Dienst.

Derselbe tolerante Sinn wohnte ihm schon als Erbprinz inne, als er selbstständiger Regent der Grafschaft Hanau-Lichtenberg war. Als solcher gab er, trotz des Widerstrebens der Regierung in Buchsweiler, den Reformirten im Amte Lemberg die Erlaubniß zur freien Religionsübung. Als die Regierung der Ausführung dieser Erlaubniß Schwierigkeiten entgegensetzte, ließ der Erbprinz eine Verordnung ergehen, welche die kirchlichen Verhältnisse der Reformirten bis ins Einzelnste regulirte, und deren stricteste Ausführung er strengstens befahl. Dem Original dieser Verordnung fügte er mit eigner Hand die Worte bei: „So wie ich zu Freystättt den Catholischen ihr Exercitium erlaubt, also ich den Reformirten in Pirmasens erlaube. Derjenige, welcher hierüber etwas einwenden wird, dem will ich eine harte Ahnung vorbehalten, sollte es auch die Regierung selber sein, wonach sich zu richten. Die Regierung soll davor sorgen, daß den Reformirten ihre Privilegien ausgefertigt und gegeben werden ohne Widerrede oder Remonstration, indem ich absolument Ordre parirt und nicht alles zehnmal befehlen will ..... Wem von den Räthen meine Dienste nicht anstehen, der mag sich bei mir melden u. s. w."

Durch die Gewährung freier Religionsübung an die Reformirten erwarb er sich in der Landgrafschaft Hanau-Lichtenberg eine ungemeine Popularität. Noch heute hat sich dort das Andenken an den duldsamen, aufgeklärten Landgrafen erhalten, und ein alter würdiger Pfarrherr, der nun verstorbene Pfarrer Fischer zu Pfaffenhofen — ein ächt deutsch gesinnter Elsäßer — erzählte mir manchen den Landgrafen ehrenden Zug, der sich durch Tradition erhalten hat. Zahlreiche noch vorhandene Kirchenglocken enthalten Lobsprüche auf den hessischen Fürsten, und die von den Großeltern ererbten Gesangbücher der Bauern des Hanauer Landes ziert das Bildniß „des Darmstädter Herren". Fürwahr dieser schöne Zug des Gemüths ziert den alten wunderlichen Exerciermeister und er verdient gewiß eine günstigere Beurtheilung, als ihm die Mehrzahl der Geschichtschreiber zu Theil werden läßt.

Ludewig I. und seine Zeit.

Der Sohn dieses vortrefflichen ächt deutschen Fürsten war Landgraf Ludwig X., als Großherzog Ludewig I., der das Werk vollenden sollte, zu welchem Ludwig IX. und sein Minister Moser den Grund gelegt, Ludewig I., dessen Andenken sein dankbares Volk ein himmelanstrebendes Denkmal errichtet und dessen vierzigjährige Regierung eine Reihe von Schöpfungen aufzuweisen hat, die dem Lande zu unendlichem Segen gereichten und deren Wohlthaten es heute noch empfindet. Erst eine fernere Zukunft wird die wahre Größe des Regenten anerkennen, der in Hessen eine so tief greifende und vielseitige Staatsorganisation schuf. Unserer Generation steht er, trotzdem er in seinen Schöpfungen die Nachbarstaaten um Jahrzehnte überholte, dennoch noch viel zu nahe, als daß wir einen völlig richtigen Vergleichsmaßstab besäßen.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das Leben dieses Fürsten. Ludewig I., wurde am 14. Juni 1753 zu Prenzlau geboren. Seine berühmte Mutter, die Erbprinzessin Caroline, später unter dem Namen die „große Landgräfin" berühmt, leitete die Jugend-Erziehung des Prinzen; sie suchte die Lehrer für ihn, und ihr herrlicher, großer Geist senkte frühzeitig manches Samenkorn, das später treffliche Früchte trug, in das Gemüth des Kindes. Pfeffel richtete 1772 folgendes Epigramm an den Prinzen:

Prinz! um den Sohn Ulysses groß zu bilden,
Stieg Pallas einst von des Olymps Gefilden,
Doch damals war sie braun und alt,
Verhüllt in Mentors ernster Miene;
Bei Dir behielt sie ganz die göttliche Gestalt,
Und gab sich blos den Namen Caroline.

Von 1769 bis 1775 verweilte der Prinz zu seiner Ausbildung auf der Hochschule zu Leyden, in Paris, in Berlin und zuletzt in St. Petersburg, wo er 1772 zum russischen Brigadegeneral ernannt wurde. Er commandirte 1774 in einem Feldzug gegen die Türken und kehrte nach dem Frieden von Kainardschi (21. Juli 1774), nach zweijährigem Aufenthalt in Rußland, nach Hause zurück. Am 19. Februar 1777 vermählte sich Ludwig mit Luise Henriette, der Tochter seines Oheims, des Landgrafen Georg zu Darmstadt. Claudius schrieb damals in der von ihm redigirten „Landes-Zeitung" (der jetzigen Darmstädter Zeitung) „wegen dieser Vermählung war heute Gala bei Hofe, noch mehr aber in unseren Herzen," eine Aeußerung, die man begreift, wenn man die Bildnisse sieht, welche uns die herrlichen Züge der Prinzessin bewahrt haben. „Göthes Freund, der Großherzog Carl August, schrieb: „was deine Heirath betrifft, so wolle doch der gerechte Himmel die Füllhörner des Glückes über deine Stirne ausstreuen; Wedel, Göthe, Geheimerath K . . . ., Angelus durus, der Wirth von Gutendorf confirmiren sich mit."

Ludewig lebte nun still und zurückgezogen und theilte seine Zeit zwischen seiner jungen Gemahlin, der er ein aufmerksamer, liebevoller Gatte war, und der Pflege von Wissenschaften und Künsten. Er verkehrte viel mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten. Schiller erhielt mehrmals Einladungen nach Hofe, den größten Harmonisten jener Zeit Wilhelm Friedrich Bach ernannte er zu seinem Hofkapellmeister, und damals war es auch (1791), wo der treffliche Ernst Friedrich Adam Schleiermacher, das Ideal eines fürstlichen Dieners wie er sein soll, in seine Dienste trat, der, unendlich viel Gutes wirkend, über fünfzig Jahre lang bis zum Lebensende des Fürsten in denselben verblieb. Mit dem am 6. April 1790 erfolgten Ende Ludwig IX. nahm die ungetrübte Glückseligkeit, welche Ludwig genoß, ein Ende und es begann für ihn eine sorgenschwere, an Stürmen reiche Regierung.

Unsere Absicht ist es nicht, hier eine politische Geschichte dieser wichtigen Epoche zu schreiben — wir werden später in einem anderen, noch erscheinenden Werke eine passende Gelegenheit hierzu finden

— sondern wir beschäftigen uns hier lediglich mit der Cultur-Entwickelung des Landes, welche sich inmitten einer stürmischen, durch furchtbare Geld- und Menschenopfer verlangende Kriege gestörten Regierung vollzog. Unsere Aufgabe ist es nur, einen Rückblick zu werfen auf die wohlthätige Entwickelung des Landes nach innen, welche für dasselbe unter dem befruchtenden Einfluß dieses Fürsten begann.

Nicht nur daß Ludewig das Gewerbewesen in Aufschwung brachte und den Landbau emporhob durch Befreiung des Grundeigenthums und der Person von allen drückenden Lasten und Abgaben als: Zehnten, Frohnden, Zinsen, Gülten, Regalien, Monopolen und Privilegien, er begründete vor allem eine heute noch, ihrem Wesen nach, fortbestehende Verwaltungsorganisation, welche es ermöglichte, die Kräfte des Landes nach allen Richtungen hin systematisch zu entwickeln. Die ganze unter den Ressorts der Ministerien des Innern, der Justiz und der Finanzen stehende Verwaltungsorganisation beruht der Hauptsache nach auf Schöpfungen Ludwig I. Sein trefflicher Staatsminister Lichtenberg († 1829), sowie dessen Nachfolger von Grolmann (zuvor Professor der Staatswissenschaften zu Gießen, † 1829) und Finanzminister v. Hofmann († 1841) waren die Männer, welche bei diesen Schöpfungen dem Großherzoge als Rathgeber zur Seite standen. Die Standes- und Patrimonialgerichtsbarkeit wurde beseitigt, eine Gemeinde-Ordnung in das Leben gerufen und alle die Ungleichheiten ausgeglichen, welche innerhalb der einzelnen Gemeinden bestanden. Die Verhältnisse der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche wurden in einer den modernen Anschauungen entsprechenden Weise geregelt und namentlich bereits 1803 jene vortreffliche Finanzverwaltung begründet, durch welche Hessen heute noch einer Reihe, vielleicht der Mehrzahl der deutschen Länder, als Muster voransteht. Ebenso neu waren die Schöpfungen des Fürsten auf dem Gebiete des Forst- und Medicinalwesens und eine Menge polizeilicher Anordnungen. Ein treffliches, heute noch vorzügliches Straßennetz wurde begründet und mit jedem Jahre mehrten sich die Chausseen und Kunststraßen; Wissenschaft und Kunst blühten, wie wir bereits früher ausgeführt, und die am 21. December 1820 erfolgte Verleihung der Verfassung setzte den Werken Ludewigs die Krone auf. Mit freudiger Begeisterung erfüllte dieser Akt, als er bekannt wurde, die Bevölkerung; mit Stolz blickte das Volk auf seinen Regenten, und selten hat wohl ein Fürst den Tribut der Dankbarkeit in dem Maße wie Ludewig I. gefeiert. In der Oper, welche am Tag nach Verleihung der Verfassung in dem prächtigen neu erbauten Hofopernhause gegeben wurde, begrüßte das zahlreich versammelte Publikum den geliebten Fürsten mit jubelnden Hochrufen, und gerührt sprach der Großherzog, der damals bereits am Ende seiner Laufbahn stand, auf dem Nachhauseweg zu seiner Begleitung: „Dieses ist der glücklichste Tag meines Lebens!“

Es ist eine lange, segensreiche Regentenlaufbahn, welche Ludewig I. aufzuweisen hat, deren Ergebnisse noch in einem schöneren und glänzenderen Lichte erscheinen, wenn wir wissen, wie Ludewig mitten unter den schweren Regentensorgen, welche während des größten Theils seiner Regierung auf ihm lasteten, noch Zeit gewann, Künste und Wissenschaften zu pflegen.

Die Oper und ihre Leistungen unter dem großen Fürsten haben wir bereits früher besprochen. Ihm gelang es, die Darmstädter Bühne dem höchsten Range zuzuführen, und Eßlair, Iffland, die Händel, Schröder, Wild, Seydelmann und Andere gehören der Kunstgeschichte unseres Landes an. Den berühmten Abt Vogler, den größten Contrapunctisten seiner Zeit, unter dessen Leitung Karl Maria von Weber und Meyerbeer in Darmstadt studirten, zog er in seine Residenz, und eine ganze Reihe hervorragender Sänger und Componisten, unter denen wir hier nur noch den berühmten Musiktheoretiker Gottfried Weber, den intimen Freund Karl Maria von Webers (geboren 1. März 1779 zu Frainsheim, gestorben 1842 als Oberappellations-Gerichts-Rath zu Darmstadt) und Johann Anton André (geboren zu Offenbach am 6. October 1775 † 6. April 1842 daselbst), von Ludewig I. zu seinem Hofkapellmeister ernannt, erwähnen, welcher das von seinem Vater gegründete Musikaliengeschäft durch den Verlag der nachgelassenen Werke Mozarts zu einem der ersten Deutschlands erhob.

Georg Gottlieb Christian Wedekind, den ehemaligen Mainzer Clubbisten, einen Arzt ersten Ranges, berief der vorurtheilslose Ludewig 1808 als Leibarzt nach Darmstadt, erhob ihn später in den Freiherrnstand des Großherzogthums, und Wedekind, der wie wir wissen, als Clubbist einst einen Adelsbrief öffentlich verbrannte, schrieb später zu seiner Rechtfertigung die Schrift: „Ueber den Werth des

Adels und über die Ansprüche des Zeitgeistes auf Verbesserung des Adelsinstituts (zwei Bände (!) Darmstadt 1816). Zwei Jahre nach Wedekinds Ernennung war es auch, wo der berühmte Architect Georg Moller (geboren 22. Januar 1784 zu Diepholz im Hannoverischen) nach Darmstadt berufen wurde. Moller ist als practischer Architect besonders durch seine Dachstuhlconstructionen heute noch hochberühmt. Nicht minder bedeutend waren seine Leistungen als wissenschaftlicher Schriftsteller und Alterthumsforscher. Sein Kennerauge machte bekanntlich zuerst auf die Lorscher Michaelskapelle aufmerksam. Die Erbauung der gesammten Neustadt der Stadt Darmstadt, das Gebäude der Vereinigten Gesellschaft, die neue Kanzlei, die Freimaurerloge, die katholische Kirche, die katholische Kirche in Bensheim sind Werke, welche sein Andenken noch lange erhalten werden. Eines der schönsten Erzeugnisse seiner Kunst, das neue Hoftheater zu Darmstadt, hat leider der Theaterbrand des Jahres 1871 vernichtet, dagegen ist uns ein anderes seiner Meisterwerke, das Mainzer Stadttheater, bei welchem er alle seine Erfahrungen verwerthete, bis heutigen Tages erhalten geblieben. Möge es noch lange ein gütiges Geschick beschirmen, damit es Zeugniß ablege für seine Kunst, gleichwie jenes Denkmal, das er am Abend seines Lebens zum Andenken an seinen hohen fürstlichen Gönner Ludewig I. zu schaffen berufen wurde.

Damals war es auch, wo Johann Friedrich Knapp, der treffliche Kenner des römischen Alterthums (geboren am 20. September 1776), 1816 als Geheimer Ober-Appellations-Gerichtsrath nach Darmstadt berufen und 1825 zum Mitglied des Staatsministeriums ernannt wurde. Eine Reihe von werthvollen archäologischen Arbeiten ist in dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde" von ihm niedergelegt worden. Seine „Römischen Denkmale des Odenwaldes" sind heute noch ein unentbehrliches Handbuch für den Forscher.

Am Abend seines Lebens konnte Ludewig, der ein kleines Land zu einem der schönsten und blühendsten Deutschlands emporgehoben, der es zu einem der Centren geistiger Bildung inmitten unseres großen Vaterlandes gemacht hatte, mit Stolz auf seine lange Regentenlaufbahn zurückblicken. Seine treffliche Gattin, welche, wie ein Zeitgenosse sagt, „mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit für ihren Gemahl, verbunden mit der unbedingtesten Verehrung des Regenten, Sanftmuth, Geduld, Nachgiebigkeit, richtiges und tiefes Gefühl für alles Schöne, Wohlwollen gegen Jedermann, sich selbst vergessen bei den Leiden und Verlegenheiten Anderer verband," deren „Sinn für Schönheit und Anmuth so richtig und zart war, daß Niemand genannt werden könnte, der sie hierin übertroffen hätte" — „welche durch ihre Wohlthaten das Band zwischen Fürst und Unterthanen inniger knüpfte und dem Vaterlande ein schützender Engel war," war ihm bei diesem seinem Wirken während eines langen Lebens eine treue Stütze gewesen. Am 24. October 1829 wurde sie ihm nach längerem Brustleiden zu Auerbach, wo sie Linderung ihrer Leiden gesucht hatte, durch den Tod entrissen. Der Fürst war damals selbst von einer längeren Krankheit kaum genesen. Seine erste abendliche Fahrt war die der Liebe und Pflicht für die hingeschiedene Gattin. Am 29. Oktober 1829 schloß er sich dem von Auerbach nach Darmstadt angeordneten Trauerzuge in der Gegend von Eberstadt an, folgte der Leiche bis zur Schloßbrücke, von wo er dem Zuge traurig und ahnungsvoll mit den Worten: Lebewohl Louise!" nachsah.

Wenige Monate später, am 6. April 1830, folgte er seiner Gemahlin. Ein treues, dankbares Andenken bewahrt sein Volk dem trefflichen, durch Regententugenden und herrliche Eigenschaften des Gemüths und Charakters ausgezeichneten Fürsten.

Mit den oben erwähnten hervorragenden Persönlichkeiten ist die große Zahl der geistigen Capacitäten keineswegs erschöpft, welche der Regierung Ludewigs zur Zierde gereichten. Eine erhebliche Anzahl, wie Liebig, Kaup und Gervinus, legten unter seiner Regierung den Grund zu ihrem Ruhm, ihr Wirken aber fand erst in der neuesten Zeit einen Abschluß. Viele derselben gründeten sich außerhalb Hessens eine Heimath und gehören nur noch durch die Geburt unserem Lande an. Unter letzteren erwähnen wir den berühmten Georg Ludwig Hartig, den Begründer der heutigen Forstwissenschaft, (geb.

2. Sept. 1764 zu Gladenbach in Oberhessen, gest. 2. Febr. 1837 als Landforstmeister zu Berlin), dessen Andenken in seinem hessischen Vaterlande ein in der Fasanerie bei Darmstadt errichtetes Denkmal wach erhält. Viele dieser Männer können wir nur mit einer kurzen Skizze ihres Lebenslaufes vorführen, oder wir müssen uns begnügen auf einige Daten und ihre hauptsächlichste Wirksamkeit hinzuweisen, bei anderen aber können wir es uns durch das Interesse, welches ihre Schicksale bieten, nicht versagen, näher auf ihren Lebenslauf einzugehen.

Unter den Forschern auf dem Gebiete der Geschichte gedenken wir zunächst des in diesem Werk vielerwähnten Karl Anton Schaab (geb. 5. Sept. 1761 zu Mainz, starb 1842 zu Mainz als Vicepräsident des Kreisgerichts zu Mainz), einer der bedeutendsten vaterländischen Historiker, dessen „Geschichte der Stadt Mainz", „Geschichte des rheinischen Städtebundes", „Geschichte der Juden in Mainz", „Geschichte der Buchdruckerkunst", „Geschichte der Bundesfestung Mainz" für lange Zeit unentbehrliche Quellen bleiben werden. Ein anderer bedeutender Historiker ist der treffliche Johann Conrad Dahl (geb. am 19. November 1762 zu Mainz, starb am 10. März 1833 daselbst), der Verfasser der Geschichte des Klosters Lorsch und zahlreicher historischer Monographien. Joh. Philipp Dieffenbach, (geboren am 2. Juni 1786 zu Dietzenbach, gestorben 1856 zu Friedberg), dessen geschichtliche und archäologische Forschungen in Oberhessen heute noch unentbehrlich sind durch die gründliche Kenntniß des römischen Alterthums, welche Dieffenbach besaß, und welche ihm als sicherer Führer bei seinen Arbeiten diente.

Eine Reihe auf dem Gebiete der Staatswissenschaften hervorragender Männer hat jene Periode aufzuweisen. Wir erwähnen: Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau (geb. 9. April 1767 zu Mainz, † 1832 zu Wien), Peter Joseph Floret (geb. 1776 zu Werl im Herzogthum Westphalen, † als Ober-Appellations-Gerichtsrath am 3. Sept. 1836 zu Darmstadt), von dessen Schriften seine „historisch-kritische Darstellung der Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Hessen im Jahr 1820 und 1821", Gießen 1822, heute noch einen entschiedenen wissenschaftlichen Werth besitzt. Karl Christian Eigenbrodt (geboren 20. November 1769 in Lauterbach, † 11. Mai 1829 als Geheimer Staatsrath im Ministerium der Finanzen zu Darmstadt), welcher auf dem Landtage des Jahrs 1820, dessen erster Präsident er war, mit der Staatsregierung die Verhandlungen über die Verleihung der Verfassung führte, und welchem ein rühmlicher Antheil an dem glücklichen Ausgang derselben zuerkannt wird. Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern, (geb. am 25. Januar 1766 zu Kleinweilersheim in der Pfalz), der Vater Heinrichs von Gagern, stattswissenschaftlicher Schriftsteller, Diplomat ersten Ranges und deutscher Patriot, welcher 1815 auf dem Congresse zu Paris als Königlich Niederländischer bevollmächtigter Minister die Vereinigung des Großherzogthums Luxemburg mit dem deutschen Bunde bewirkte auf die Zurückgabe des Elsaßes an Deutschland drang und der 1816 als Bundestagsgesandter nachdrucksvoll für die Einführung landständischer Verfassungen in Deutschland sich aussprach.

Heinrich Karl Georg Hofmann, Hofgerichtsadvokat zu Darmstadt, (geboren am 31. März 1795 zu Neckarsteinach, † Anfangs der fünfziger Jahre), der Vater des jetzigen Staatssecretärs für Elsaß-Lothringen, v. Hofmann, ein trefflicher Patriot, der durch die politischen Verfolgungen, welchen er ausgesetzt war, allerwärts von sich reden machte. Börne spricht von den Verfolgungen Hofmanns in folgender Weise:

„In Darmstadt ist etwas Aehnliches (wie ein citirter Fall in Württemberg) vorgefallen. Ein Advocat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogische Umtriebe verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt; Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, sondern der Proceß wurde niedergeschlagen und der Angeschuldete, wie die Juristen sagen, ab instantia absolvirt. Hören Sie, was „ab instantia absolviren" heißt. Es ist etwas Schönes. Wenn nach dem sehr christlichen und sehr menschlichen deutschen Criminalrecht man einem Angeschuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Lust, das Schwert des Gesetzes ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu lassen, so sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolviren ihn ab instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Proceß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungiltig, weil er

in eine Criminal-Untersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiderte, aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden! Darauf entgegneten die Minister, aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unterbrochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Brief aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer die Ausstoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußische, d. h. in Original-Patentirte-demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß seit den Bundestagsbeschlüssen Deutschland in zwei Polizeidistricte eingetheilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Oesterreich zum Polizei-Commissär. Ueber Beiden steht der Kaiser von Rußland als Polizei-Director. Darmstadt gehört zum preußischen District (!). Daher war es die Obliegenheit der preußischen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmann, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahr 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die, wegen deren er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von Neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen und sagte ihnen — wir wissen ja, wie Edelleute mit Bürgern sprechen! — „Lieber Heyer und wie sonst die Andern heißen), Sie kennen mich ja, Sie wissen, daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein Wort, unser Großherzog hat den besten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von 200,000 Mann? Können wir uns Preußen widersetzen? Der Großherzog hat mir gestern gesagt: „Vor dem Heyer (Buchhändler Heyer aus Gießen, damaliger Abgeordneter) ist mir am meisten bange, der wird Lärm machen!" Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter und sagte in einer Viertelstunde dreißigmal: „Lieber Heyer!" Der liebe Heyer, sonst ein braver, lieberaler, verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann".

Heinrich Karl Hofmann hat sich durch zahlreiche größere Abhandlungen in Rotteck's Staats-Lexikon bekannt gemacht. Auch sind von ihm zahlreiche geschichtliche Werke und Abhandlungen erschienen, von denen namentlich seine Uebersicht der Geschichte des Großherzogthums Hessen durch Brauchbarkeit sich auszeichnet.

Unter den Staatsmännern, welche der Periode Ludewig I. angehören, ist vor allem noch Heinrich Karl Jaup, geboren den 27. September 1781 zu Gießen, Sohn des Professors Helfrich Bernhard Jaup, eine bedeutende Erscheinung. Heinrich Karl Jaup, vom Jahr 1804 bis 1815, wo er in das Ministerium berufen wurde, Professor des Staatsrechts zu Gießen, 1820 Geheimer Staatsrath, 1824 Präsident der Gesetzgebungs-Commission, hierauf Präsident des Ober-Appellations- und Cassationshofs und endlich 1848 an Stelle des an die Spitze des Reichsministeriums berufenen Heinrich von Gagern Ministerpräsident, war ein hervorragender Publicist und namentlich erwarb ihm eine mit einem großen Aufwande wissenschaftlicher Kenntnisse geschriebene Abhandlung: „**Commentatio juris publici de religionis qualitate votorum virilium in comitiis imperii universalibus**", Gießen 1803, in den Fachkreisen einen bedeutenden Ruf. An der von ihm 1808 herausgegebenen Zeitschrift „Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik", arbeiteten die ersten Kräfte seiner Zeit mit. Später gab er den „Staatsboten", eine allgemeine staatswissenschaftliche Zeitschrift für Deutschland (Darmstadt 1826 und 1827), heraus; es existirt von ihm noch eine ganze Reihe wissenschaftlicher Publicationen. Jaup starb 1854 zu Darmstadt. Sein politisches Glaubensbekenntniß ist vielfach, nicht nur im Jahr 1848, sondern auch in früheren Jahren, der Gegenstand des verschiedenartigsten Tadels gewesen, und er hat es erleben müssen, daß er von den Einen als ultraliberal und demokratisch, von den Anderen als ein Reactionär und Freund des Despotismus verschrieen wurde. Er hat durch sein ganzes Leben nur die eine Maxime festgehalten, daß eine constitutionell beschränkte Erbmonarchie die beste Regierungsform sei. Stets achtete er das gesetzlich Bestehende, und diese Achtung vor dem gesetzlich Bestehenden läßt es erklärlich erscheinen, daß er 1811 ein Staatsrecht des rheinischen Bundes herausgab, das schon

durch die Ereignisse des Jahres 1812 zu Makulatur wurde. Dieses gesetzlich Bestehende bemühte er sich überall zu vertheidigen, und weil er glaubte, Napoleon, der überall, wo er auf neue Staatsformen einwirkte, nur Repräsentativ-Verfassungen gründete, werde die wohlthätigen Folgen der französischen Revolution für ganz Europa sichern und aufrecht erhalten, — was seines Erachtens nur darum nicht geschah, weil Napoleon durch seine eigene Erfahrung von dem damaligen unbedingten Servilismus in Frankreich, namentlich bei dem Widerspruch verfassungsmäßig berechtigter Behörden, verleitet wurde ganz Europa hiernach zu beurtheilen — setzte er anfänglich Vertrauen in den von dem Kaiser gegründeten Staatenbund. Er urtheilte über ihn völlig übereinstimmend mit Hans von Gagern, der von Napoleon sagt: „Für alles Große war er empfänglich; die Fähigkeiten der Menschen wußte er meisterhaft zu unterscheiden, zu erhalten, zu gebrauchen, zu belohnen. Aber vieles bewog ihn später zu dem Irrthum sie zu verachten. Dieser Irrthum hat ihm die Grube gegraben".

Viele hervorragende Männer, welche der Regierungsperiode Ludewig I. angehören, können wir nur vorübergehend erwähnen. Wir nennen den für seine Zeit verdienstvollen Physiker Georg Gottlieb Schmidt (geboren zu Zwingenberg am 17. Juni 1768, 1790 als ordentlicher Professor nach Gießen berufen, starb daselbst am 8. October 1838), dann Johann Ernst Christian Schmidt, geboren am 6. Januar 1772 zu Busenborn, 1798 ordentlicher Professor der Theologie zu Gießen, am 3. Mai 1820 zum evangelischen Prälaten des Großherzogthums ernannt, ein Gelehrter, der durch seine Leistungen auf den Gebieten der Kirchengeschichte und Exegese heute noch als Autorität gilt.

Nicht minder bedeutend ist ein katholischer Theologe aus jener Epoche, der seiner Zeit vielgenannte Leander von Eß. Leander von Eß, den wir als einen der Vorläufer der späteren freieren Richtung der katholischen Kirche betrachten dürfen, wurde 1770 zu Warburg im Paderbornischen geboren und erhielt seinen Jugendunterricht bei den dortigen Dominikanern. Er wurde 1790 als Novize in die Benediktiner-Abtei Marienmünster bei Paderborn aufgenommen und erhielt am 21. October 1796 die Priesterweihe. Von da an wirkte er als Seelsorger, bis ihn 1812 die westphälische Regierung als Pfarrer, Professor der Theologie und Mitdirector des Schullehrerseminars nach Marburg berief, in welchen Amtsstellen er 1814 von Kurfürst Wilhelm I. bestätigt wurde. Im Jahr 1818 erlangte er die theologische Doctorwürde, 1822 legte er seine Aemter freiwillig nieder und begab sich nach Darmstadt, wo er fortan als Schriftsteller lebte. 1835 zog er nach Alzey, wo er sich bis 1843 aufhielt. Von da zog er nach Fürth im Odenwald, und erwarb sich dort ein kleines Gut, das er bewirthschaftete. Er starb 1847 zu Fürth. Von seinen Schriften haben viele Epoche gemacht und erwähnen wir: „Auszüge aus den heiligen Vätern und anderen Lehren der katholischen Kirche", Bielefeld 1808. „Pragmatica Doctorum catholicorum Tridentini circa vulgatuam decreti sensum," Erfurt 1808. „Was war die Bibel den ersten Christen". Sulzbach 1816. „Die Bibel nicht, wie viele wollen, ein Buch für Priester, sondern auch für Fürst und Volk". Darmstadt 1819. „Ihr Priester gehet und erkläret dem Volke die Bibel". Darmstadt 1824. Berühmt ist insbesondere die von Leander von Eß veranstaltete Uebersetzung des neuen Testaments, Sulzbach 1819 und 1820, welche namentlich durch ihre zahlreichen Citate und Vergleiche für den Sprachforscher einen besonderen Werth besitzt.

In die Regierungsperiode Ludewig I. fällt auch zum Theil das Wirken zweier Kraftnaturen, der Brüder Follen, hochbegabte Männer, die seiner Zeit in hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Die beiden in der Geschichte der Burschenschaft berühmten Brüder: August Adolph, geboren am 21. Januar 1791, und Karl Follen, geboren am 3. September 1795, waren die Söhne des pensionirten Großh. Landrichters und Hofraths Christoph Christian Follenius. Beide Brüder machten als freiwillige Jäger den Feldzug des Jahrs 1814 mit und studirten beide nach beendigtem Kriege; der ältere zu Gießen und Heidelberg Philologie, der jüngere Jurisprudenz zu Gießen. Der ältere Bruder wurde 1822 wegen demagogischer Umtriebe verhaftet, nach Berlin abgeführt und später wieder freigelassen. Er begab sich nach seiner Freilassung in die Schweiz, wurde in Zürich Professor der deutschen Sprache, war eine Zeit lang Mitglied des großen Raths daselbst und starb Mitte der fünfziger Jahre.

Karl Follen mußte bereits nach der Ermordung Kotzebues durch Sand die Flucht ergreifen. Er lebte einige Zeit bei Görres in Straßburg und begab sich von hier nach Paris. Nach der Ermordung

des Herzogs von Berry wurde er ausgewiesen und begab sich in die Schweiz, wo er zuerst an der Cantonschule zu Chur und dann an der Universität Basel lehrte. Von da begab er sich wieder nach Paris und endlich nach Nord-Amerika. Er hielt in New-York Vorlesungen über römisches Recht und wurde dann Professor der Theologie und Prediger an der Cambridge-University. Bei dem Brand des Dampfers Lexington am 12. Januar 1840 kam er unweit der Küste von Konnecticut zwischen New-York und Boston ums Leben. Die beiden Brüder Follen waren reich begabte Naturen, und noch heute singt unsere academische Jugend Karl Follens mächtig ergreifendes Lied: „Brause du Freiheitssang!" und Adolph Follens: „Vaterlands Söhne, traute Genossen!"

Nicht minder hervorragend ist die Regierungsperiode Ludwig II. Das Wirken dieses vortrefflichen, durch seine Herzensgüte insbesondere bei den Bewohnern seiner Residenz unvergeßlichen Regenten, liegt uns noch zu nahe, als daß wir Veranlassung nehmen könnten, näher auf dasselbe einzugehen; außerdem wird die noch erscheinende politische Geschichte Hessens, welche wir mit Philipp dem Großmüthigen beginnen werden, und welche mit der Gegenwart abschließen soll, uns hinlängliche Gelegenheit geben, die Regierung dieses trefflichen Fürsten näher zu schildern. Hier genüge nur, daß während seiner achtzehnjährigen von dem Frieden beschützten Regierung die Institutionen, welche Ludewig I. gegeben, die Werke, welcher dieser Fürst in seinem hohen Alter vollendete, ihre Segnungen auszuüben begannen. Unter ihm entwickelte sich der Wohlstand und die Kraft des Landes und mit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts zählte das noch zwei Jahrzehnte zuvor durch die Napoleonischen Kriege tief erschöpfte Hessen, gleich den Nachbarländern Baden, Württemberg und der bayrischen Rheinpfalz, zu den gesegnetsten und blühendsten Gauen des deutschen Vaterlandes. Auch die geistige Entwickelung des Landes machte rasche und energische Fortschritte. In die Regierungsperiode Ludwig II. fällt die bereits von uns erwähnte Gründung der höheren Gewerbschule zu Darmstadt, die Errichtung zahlreicher Realschulen und anderer höheren Lehranstalten, die Begründung der Centralstellen für Landwirthschaft und für Handel und Gewerbe; die Universität Gießen zählt eine Reihe hervorragender Lehrkräfte; treffliche Künstler: die Landschafter Lucas und Seeger, die Porträtmaler Gläser, Hartmann, Nebel, der Thiermaler Frisch, der Bildhauer J. Baptist Scholl, die Kupferstecher Grünewald, Carl Gerhardt, Hoffmeister, Susemihl Vater und Sohn, Umbach, lassen sich in Darmstadt nieder und das Darmstädter Hoftheater, an welchem Sänger und Sängerinnen wie Reichel, Breiting, Mathilde Marlow, Fräulein Neukäufler und Schauspieler wie Bekker, Steck und andere engagirt waren, behauptet seinen Rang unter den ersten deutschen Bühnen, um endlich unter Ludwig III. und unter der Leitung des trefflichen Direktors Tescher durch die Aufführung der Werke Meyerbeers und Gounods die Aufmersamkeit ganz Deutschlands auf sich zu lenken. Eine Reihe hervorragender Gelehrten und Schriftsteller hat die Regierungsperiode Ludwig II. sowie die jüngste Vergangenheit aufzuweisen. Soweit uns dieses möglich, gestatte man uns einen kurzen Rückblick auf die Männer, welche gerade in der neusten Zeit Hessen zum Ruhme gereichten.

Eine spätere Generation, welche besser als die gegenwärtige die Schöpfungen unserer großen Zeitgenossen zu würdigen wissen wird, wird jener Epoche und der gewaltigen Höhe, zu welcher sie sich aufschwang, nur mit der höchsten Bewunderung gedenken, und es ist fürwahr kein Stamm des deutschen Volkes, der in ähnlichem Maaße glänzend in den Vordergrund getreten und durch seine Leistungen nicht nur dem hessischen, sondern auch dem deutschen Namen bis weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus Ehre gemacht hätte. Liebigs Name hallt in allen Zonen der civilisirten Welt wieder, Carl Weyprecht trug seinen Ruhm bis zu den Eisgefilden des Pols. Ernst Dieffenbach erforschte mit jahrelangem unermüdlichem Fleiß Neu-Seeland und die Inseln der Südsee, v. Rosenberg, der so vieles zur Kenntniß der Fauna und Flora des ostindischen Archipels beitrug, ist ein Hesse, und dem mörderischen Klima Afrika's lieferte unser Hessen in dem 1852 auf einer Reise zur Erforschung der Nilquellen leider zu früh verstorbenen Dr. Constantin Reitz aus Dieburg einen Tribut. Zahllos

ist die Schaar der in den letzten Jahren verstorbenen wissenschaftlichen Forscher und der heute noch lebenden, der jüngeren Generation angehörigen Gelehrten. Wir erwähnen nur Knapp, den Technologen, August Wilhelm Hoffmann, den Entdecker des Anilins und den Begründer einer neuen chemischen Schule, den Chemiker Strecker, die Physiker Zamminer und Zöppritz, W. Dittmar, Professor der Chemie an der Universität zu Glasgow. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Größen vermöchten wir noch aufzuzählen. Ihre Zahl ist so groß, daß unser Werk eine unberechenbare Ausdehnung nehmen würde, wollten wir die Leistungen dieser Männer, welche in zahlreichen wissenschaftlichen Zeitschriften niedergelegt sind, alle im Einzelnen berühren. Vielfach müssen wir uns begnügen, die Namen zu erwähnen, und nur die hervorragendsten nnd berühmtesten sind es, welchen wir eine größere Aufmerksamkeit zu widmen im Stande sind. Man wird es uns auch nachsehen, wenn wir die Lebenden zu Gunsten der Todten vernachlässigen; in einigen Fällen erscheint es uns geradezu als eine Ehrenpflicht, hervorragender Männer eingehender zu gedenken, denen gerade unser engeres hessisches Vaterland nicht diejenige Dankbarkeit bewies, auf welche ihre literarischen und wissenschaftlichen Leistungen ihnen einen gerechten Anspruch erworben.

Von staatswissenschaftlichen Schriftstellern erwähnen wir Theodor Conrad Hartleben (geb. 24. Juni 1770 zu Mainz, gestorben 15. Juni 1827 zu Mannheim als Gr. Badischer Geh. Regierungsrath). Hartleben erwarb sich nicht allein im Felde der Literatur besonders durch seine „Allgemeine deutsche Justiz- und Polizeifama" vielfache Verdienste, sondern hinterließ auch den Ruf eines in seiner amtlichen Wirksamkeit höchst umsichtigen und thätigen Mannes.

Justizrath Karl Friedrich August Buchner, geboren zu Darmstadt am 12. Februar 1800, hat eine mannigfache literarische Thätigkeit als politischer und belletristischer Schriftsteller aufzuweisen. Als Journalist war er einer der frühesten Vorkämpfer der Freiheit der Presse. Seine Arbeiten sind in einer Reihe von Zeitschriften z. B. in der oben erwähnten von Hartleben herausgegebenen Zeitschrift, in dem Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker, in Buddeus deutschem Staats-Archiv und anderwärts zerstreut und noch vor wenigen Jahren war er journalistisch eifrig thätig.

Dr. Jakob Dernburg, geb. 17. Dec. 1795 zu Mainz, starb 1870 als Ober-Appellations-Rath zu Darmstadt. Dernburg, ein scharfsinniger Jurist, schrieb unter anderem Beiträge zur Geschichte der römischen Testamente und veröffentlichte vieles in dem „Archiv für merkwürdige Rechtsfälle in Rheinhessen." Von seinen Söhnen ist der ältere J. Dernburg, Mitglied des preußischen Herrenhauses und der jüngere Friedrich, Chef-Redakteur der National-Zeitung und Mitglied des deutschen Reichstags.

Philipp Bopp (geb. 6. Dec. 1790 zu Darmstadt starb in den fünfziger Jahren) hat sich namentlich durch zahlreiche größere Arbeiten in Zeitschriften und durch sein gemeinnütziges Handbuch zur Kunde des Rechts und der Verwaltung im Großherzogthum Hessen (Darmstadt 1837), sowie durch sein Werk: „Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zum Verfassungswerk am Schlusse des Jahres 1820" (Darmstadt 1833) einen wohlbegründeten Ruf erworben.

Hervorragend als Geschichtschreiber, Dichter und Journalist war Dr. Eduard Duller, (geb. zu Wien am 8. Nov. 1809), welcher von 1836 an in Darmstadt wohnte und wirkte und 1850 nach Mainz überzog, wo er 1852 starb. Duller, einer der elegantesten deutschen Schriftsteller, hat uns eine reiche Literatur hinterlassen, von welcher namentlich seine Geschichte des deutschen Volkes, Leipzig, Georg Wiegand 1840, einen bleibenden Werth besitzt Eine von Duller herausgegebene Zeitschrift „Phönix" machte lange Zeit, namentlich in den vierziger Jahren, größeres Aufsehen. Einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter war Dr. Heinrich Künzel (geb. 28. Dec. 1810 zu Darmstadt, starb 1872 bei einem Martinsgänseschmaus im Hôtel Köhler.) Künzel hat gleichfalls eine reiche literarische Thätigkeit als Geschichtschreiber, Literarhistoriker und Dichter aufzuweisen. Er war seit 1837 Mitarbeiter einer Reihe hervorragender deutscher, französischer und englischer Zeitschriften, unter welchen wir beispielsweise die Revue des deux Mondes, die Revue du XIX. siècle, den Constitutionel, den Bon sens und die Saturday Review erwähnen. Er war Mitglied der Cambden Society und mehrerer hervorragender Gelehrtengesellschaften. Von seinen geschichtlichen Monographien ist nament-



Otto Müller.

lich seine Biographie des vor Barcelona gefallenen Landgrafen Georg zu Hessen*, für welche er die Archive von Wien und Madrid benutzte, ein Werk von bleibendem Werth. Als trefflicher, fleißiger Arbeiter, namentlich als gründlicher Quellenforscher, nimmt Künzel eine der ersten Stellen ein; als liebenswürdigem Collegen bewahren ihm alle diejenigen, welche in literarischem Verkehr mit ihm standen, ein dankbares Andenken.

Unter den hessischen Dichtern ragt durch Schönheit der Form Karl Baur hervor, geboren 1788 zu Wixhausen, († 1880) von dessen Dichtungen ein liebliches Gedicht über den Darm unserem Werke einverleibt wurde. Bekannt ist sein treffliches Gedicht über Pipin den Kleinen. Von seinen Gelegenheitsgedichten erregte namentlich das Gedicht an den König Wilhelm I.: „Halt aus, hochherziger König," in Holland großen Enthusiasmus und brachte dem Verfasser viele Dankadressen aus diesem Lande. Es wurde mehrmals in's Holländische übersetzt, zuerst von der niederländischen Zeitung „Handelsblad." Die Elegie: „Marschall Mortier, eine Geisterstimme" wurde im Literarischen Beiblatt des Journal de Frankfort mit beigefügter metrischer Uebersetzung wiederholt und mit Auszeichnung beurtheilt. Einen noch lebhafteren Anklang fand das Gedicht: „Auf den Tod des Herzogs von Orleans." König Louis Philipp ehrte damals 1842 den Dichter durch eine Einladung an seinen Hof.

Leider zu frühe verschied Georg Büchner, ältester Sohn des Medicinalraths Dr. E. Büchner, geb. am 17. Oct. zu Goddelau, Bruder des noch lebenden Verfassers von „Kraft und Stoff". In die politischen Wirren der dreißiger Jahre verwickelt, verließ er Hessen 1835, begab sich nach Straßburg und von dort nach Zürich, wo er sich 1847 die philosophische Doctorwürde erwarb und habilitirte. Ein Nervenfieber, welches ihn 1839 befiel, raffte ihn in der Blüthe seiner Jahre hinweg und endete das Wirken eines Talents, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Es existirt von ihm ein Drama: „Danton's Tod," das von einem Kraftgenie, wie es die erregtesten Zeiten der Sturm- und Drangperiode nicht schöner besaßen, Kunde gibt.

Ein gleichfalls zu früh vom Schauplatz abgetretenes dichterisches Talent war Adolph Dörr, der am 25. Januar 1852 kaum fünfzig Jahre alt zu Heppenheim an der Rückenmarkschwindsucht verstarb. Sein bei C. W. Leske erschienenes herrliches Gedicht: „Ismelda Lambertazzi" trug ihm von Seiten des kunstsinnigen König Ludwig I. von Bayern ein Reisestipendium ein, das er zu einem längeren Ausflug nach Italien benutzte. Außer einer Gedichtsammlung: „Titan und Eros" erschien von ihm ein Gedicht: „Louise" und gegen das Ende seines Lebens der Anfang einer Dante-Uebersetzung, welche man als ganz vorzüglich bezeichnet.

Unter den noch jetzt lebenden Dichtern erwähnen wir Otto Müller, geb. 1816 zu Schotten, der sich durch seinen Roman „Charlotte Ackermann" seinen dichterischen Ruf begründete. Viele seiner Stoffe wählt der gegenwärtig in Stuttgart lebende Dichter aus seinem engeren Vaterland. Von diesen hat namentlich „Roderich," eine Hofgeschichte aus Darmstadt, welche sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts abspielt, Aufsehen gemacht. Den Stoff zu seinem „Postgraf" hat er gleichfalls seinem engeren Vaterlande entnommen; ebenso hat er dem in Oberhessen heute noch im Volksmund lebenden Oberförster Fröhlich neuerdings ein launiges Denkmal gesetzt. Gleichfalls einen hessischen Stoff behandelt „die Förstersbraut im Odenwald," auch in Marlo, oder „die Mediatisirten" findet man Anklänge an die Heimath. Weitere hervorragende Werke des Dichters sind: „Eckhof und Iffland," „der Stadtschultheiß von Frankfurt," „Bürger, ein deutsches Dichterleben" und endlich „der Professor von Heidelberg." Die gesammelten Schriften Otto Müllers sind neuerdings im Verlage von A. Kröner in Stuttgart erschienen.

---

* Derselbe, zweiter Sohn des Landgrafen Ludwig VI. und dessen Gemahlin, der Landgräfin Elisabethe Dorothee, wurde am 25. April 1669 zu Darmstadt geboren. Die größte That seines vielbewegten Lebens ist die mit dem englischen Admiral Rooke am 4. August 1704 unternommene Erstürmung von Gibraltar. Das unserem Werke beigegebene Portrait des Landgrafen ist die Copie eines im Besitze S. K. Hoheit des Großherzogs befindlichen Oelbildes.

Als Journalist nennen wir noch Wilhelm Schulz, geb. 13. März 1797, der, nachdem er die Freiheitskriege als Offizier mitgemacht, 1832 in Stuttgart die Redaktion des „Hesperus“ übernahm. Mehrmals war er in politische Untersuchungen verwickelt. Er flüchtete 1834 aus dem Gefängniß zu Babenhausen, wo man ihn wegen des von ihm verfaßten „Testament des deutschen Volksboten“ festgesetzt hatte, um eine fünfjährige Festungsstrafe abzubüßen. Er fand dann Mittel und Wege in das Elsaß zu entkommen. Er siedelte hierauf nach Zürich über, bis er 1848 wieder in das Vaterland zurückkehren konnte. Die Stadt Darmstadt wählte ihn 1848 zu ihrem Abgeordneten zum deutschen Parlament. Er starb in den fünfziger Jahren.

Als belletristische Schriftsteller sind die Zwillingsbrüder Friedrich Zimmermann und Georg Zimmermann (geb. den 24. Febr. 1814 zu Darmstadt) hervorragend, namentlich war der letztere, (starb 1880), welcher durch seine Vorträge über die schöne Literatur der Deutschen seit Klopstock bereits 1840 in seiner Vaterstadt Epoche machte, für Freunde der schönen Literatur in Darmstadt, sobald er einen Vortrag ankündigte, jederzeit ein willkommener Gast. Durch Schönheit und Vollendung der Rhetorik, dichterischen Schwung, Bilder und Gedankenreichthum zählten Georg Zimmermanns Vorträge (in seinen guten Tagen mitunter ein fortdauerndes Gedankenfeuerwerk), zu dem Schönsten, Besten, was auf diesem Gebiete bisher geboten wurde.

Unter den Todten erwähnen wir auch Lorenz Diefenbach, geb. am 6. August 1806 zu Ostheim, starb am 28. März 1883 zu Darmstadt, der sich auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung einen Weltruf erwarb. Er war Mitglied der Berliner und der Pariser Academie und namentlich sein großes Werk: „origines europaeae“ gilt als eine der wichtigsten Quellen. Seine letzte, 1876 erschienene Schrift handelt von den „Völkern der Balkanhalbinsel“. Von da an verbrachte er seine Tage in stiller Beschaulichkeit. „Ich mag nichts Größeres mehr unternehmen“, sagte er 1877 zu dem Verfasser dieses Buches, „ich fühle, daß ich jeden Augenblick vom Tode abgerufen werden kann und ich möchte kein unvollendetes Werk hinterlassen“.

Eine Reihe bescheidener Talente, die bei den Erzeugnissen ihrer Muse kaum auf ein größeres Publikum rechneten, hat unser hessisches Vaterland noch aufzuweisen, vor allem den trefflichen Ernst Elias Niebergall, den Verfasser der Lokalposse „Datterich“, welche der berühmte Philologe Böckh mit des Straßburger Dichters W. Arnold, „Pfingstmontag“ und dem „Borgerkapitän“ des Frankfurter Dichters Malß als das Beste bezeichnet, was im Genre der Dialektpoesie bis jetzt geleistet wurde. Zu bedauern ist, daß es noch nie versucht wurde, diese urkomische Dichtung auf heimathlichem Boden in den Räumen des Gr. Hoftheaters in würdiger Weise zur Aufführung zu bringen. Elias Niebergall war ein Sohn des verstorbenen Großherzoglichen Kammermusikus Georg Niebergall. Er wurde im Jahre 1815 geboren, wählte die Theologie als Lebensberuf und lebte als Candidat der Theologie und Privatlehrer zu Darmstadt, wo er am 19. April 1843 einem Typhus erlag. Der geniale Dichter hat noch zahlreiche Schriften hinterlassen, welche von seinem Talente Zeugniß ablegen. Wir erwähnen den „tollen Hund“, oder „des Burschen Heimkehr“, Localposse in vier Aufzügen, und verschiedene in Zeitschriften, namentlich der Didaskalia, zerstreute humoristische Novellen, Sagen und Skizzen.

Ein verwandter Genius war der am 24. April 1801 geborene Kammermusikus Johann Daniel Anton, der Verfasser des „Laternenmännchens“* und des „Halbpertionenstreits“. Dieser wegen seines derben Witzes heute noch in der Tradition fortlebende Musiker war eines der bedeutendsten dichterischen Talente, welchem nur das Glück und die Aufmunterung fehlte, um einen schriftstellerischen Ruf zu erlangen, den zahlreiche unbedeutendere mit Leichtigkeit sich erwarben. Anton war ein vorzüglicher Musiker, allein die Tonkunst bot seinem schöpferischen Geiste nicht die hinreichende Nahrung, und von Haus aus völlig Autodidact, trat er wiederholt als Kritiker und Dichter, namentlich als dramatisch-musikalischer Dichter auf. Es ist von ihm ein metrisches Trauerspiel: „Der Sturm von Ufa“ vorhanden, welchem der berühmte Seydelmann einen warmen Beifall spendete und dem Dichter einen glänzenden Beruf für

* Das „Laternenmännchen“, der Literat Dr. Daniel Linß, behielt diesen Spitznamen für immer und forderte durch sein Thun bis zu seinem 1868 erfolgten Ende noch öfter die Satyre heraus.

das metrische Trauerspiel vindicirte. Eine Reihe meisterhafter Uebersetzungen deutscher und französischer Opern hat er geliefert. Diese Opern sind heute sämmtlich vergessen; nur eines seiner Werke, sein Text zur Mozart'schen Oper „Cosi fan tutte“, durch welchen es möglich war, diese ihres faden, schlüpfrigen Textes wegen fast verschollene Tonschöpfung wieder auf die Bühne zu bringen und mit einem solchen Erfolg, daß sie in ihrer neuen Gestalt in Frankfurt a. M. 1841—42 allein einige dreißig Aufführungen erlebte,* ist noch im Gebrauch. Von 1842 bis 1850 war Anton musikalischer Dirigent des Darmstädter Sängerkranzes. Leider wurde sein Talent nie in gebührender Weise anerkannt, und Sorgen aller Art verbitterten ihm seine letzten Jahre; nur zeitweise, namentlich während der tollen Ereignisse des Jahres 1848, kam seine frohe Laune zum Vorschein und mancher kernige Witz ging damals von ihm aus. Anton starb 1853. Er ist nebenbei bemerkt auch der Entdecker von Traisa, das er durch seine abendlichen Spaziergänge, welche er nach Beendigung der Opernproben in den zwanziger Jahren unternahm und welchen sich bald mehrere Mitglieder der Großh. Hofkapelle anschlossen, in Aufnahme brachte.

Eine besondere Gruppe von Schriftstellern, welche durch ihre Leistungen sich hervorthaten, bilden die hessischen Militärschriftsteller, und namentlich war die am 1. Juli 1826 gegründete „Allgemeine Militär-Zeitung“ der Brennpunkt des Wirkens einer Reihe geistig hochbegabter Männer, die sich durch die mannigfache geistige Anregung, welche sie boten, die Anerkennung ihrer Fachgenossen erwarben. Bereits in den vierziger Jahren erfreute sich die Allgemeine Militär-Zeitung eines weitreichenden Rufs. Fürstliche Heerführer und berühmte, durch ihre Thätigkeit in den Napoleonischen Kriegen hervorragende Generale, dann weitbekannte Militärschriftsteller und junge Officiere noch in Subaltern-Stellungen — sie Alle wetteiferten, um durch irgend welchen, meistens anonymen Beitrag zu den militärischen Tagesfragen ihr Scherflein herbeizubringen.** Um jene Zeit war es, wo der Gefangene von Ham, der nachmalige Kaiser Napoleon III., einen Aufsatz in deutscher Sprache einsandte. Damals war es auch, wo der k. bayerische Generallieutenant von Zoller sein Feld-Artillerie-System in der Allg. Mil.-Ztg. vertheidigte, zu jener Zeit ließ der sächsische Militärschriftsteller Hauptmann Pönitz seine Epoche machende Schrift über die Eisenbahnen erscheinen, und bald darauf entspann sich eine lebhafte Diskussion über das Zündnadelgewehr und das Wild'sche System der gezogenen Feuergewehre. Gründer und erster Redacteur der Allg. Mil.-Ztg. war der Gr. Geh. Staatsrath Dr. Friedrich Zimmermann***, zu welchem sich, nachdem er über zwei Jahrzehnte lang die Redaction geführt, der damalige Hauptmann im zweiten Gr. Infanterie-Regiment Friedrich Scholl Anfangs der fünfziger Jahre hinzugesellte. Scholl hat ein reiches Wirken als militärischer Schriftsteller aufzuweisen. Er starb am 7. April 1875, nachdem er das sechzigste Lebensjahr erst erreicht hatte. Unter den Mitarbeitern der All. Mil.-Ztg. erwähnen wir in erster Linie Major Brodrück und die Hauptleute Königer und v. Plönnies.

Carl August Brodrück wurde am 20. Juli 1815 zu Groß-Steinheim geboren. Mit sechzehn Jahren trat er in das Gr. Militär ein und veröffentlichte bereits 1858 sein Erstlingswerk: „Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757“ (Leipzig bei Dyk). Sein zweites Werk folgte 1861 unter dem Titel: „Der Kampf um Badajoz“. In Folge dieser Arbeit sah sich der Spectateur militaire veranlaßt, eine Rectification der in dem Werke von A. Thiers: histoire du Consulat et de l'Empire gegebenen Darstellung jenes geschichtlichen Vorgangs zu geben, durch welche der Waffenehre der hessischen Truppen Genüge geschah. Von seiner miliärischen Laufbahn verdient

---

* In Darmstadt wird leider der Anton'sche Text nicht benutzt.

** Vergleiche die von uns benutzte Schrift des Hauptmanns E. Zernin: „Aus der Geschichte der Allgemeinen Militär-Zeitung“. Darmstadt 1877, bei E. Zernin.

*** Starb 23. Februar 1859.

Erwähnung, daß Brodrück bei Ausbruch des Krieges von 1866 in das Hauptquartier des 8. Bundesarmeecorps berufen und hier zum Chef des inneren Dienstes ernannt wurde. Am 9. November desselben Jahres starb er zu Ems an der Herzbeutelwassersucht in seinem einundfünfzigsten Jahre.

Julius Königer wurde am 21. Mai 1820 zu Gießen geboren. In seinem siebzehnten Jahre trat er als Freiwilliger in das dritte Gr. Infanterie-Regiment ein. Sein bedeutendstes kriegsgeschichtliches Werk ist: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris", Leipzig 1865, ein in vieler Hinsicht vorzügliches, ja ausgezeichnetes Buch, „in welchem unter anderen auch das Verdienst Blücher's um den glücklichen Ausgang der Schlacht von Waterloo in ein richtiges, die englischen Anschauungen widerlegendes Licht gestellt ist", urtheilt E. Zernin. Als nächstes großes Werk war von Königer eine Biographie des Fürsten Blücher beabsichtigt, wozu ihm bereits die archivalischen Quellen erschlossen worden waren, doch setzte der Ausbruch des Kriegs von 1866 mit Einemmale seinem Wirken ein Ziel. An der Spitze seiner Compagnie fiel er am 13. Juli 1866 bei Frohnhofen.

Major Wilhelm v. Plönnies war am 7. September 1828 in Darmstadt geboren. Mit 16 Jahren trat v. Plönnies in den Gr. Hessischen Militärdienst. Er kämpfte 1848 und 1849 im Badischen Feldzug und erhielt im Gefecht von Hemsbach eine schwere Wunde, welche den Grund zu nervös reizbaren Affectionen legte, welche später in langjährigen Krankheiten qualvolle Steigerungen erfuhren. Zahlreiche Fortschritte in der Infanterie-Feuer-Waffen-Technik rühren von ihm her. Er war es, der in seinen weitbekannten „Studien" bereits 1865 den Satz aufstellte: „Unter solchen Umständen ist es wahrscheinlich, daß man schon in kurzer Zeit unter einem kriegstauglichen Infanterie-Gewehr eine Hinterladungswaffe, unter einem guten Infanterie-Gewehr eine Hinterladungswaffe mit Einheitspatrone, unter dem besten Gewehr eine solche Waffe des kleinsten Kalibers verstehen wird". Im Jahr 1861 wurde v. Plönnies pensionirt und widmete sich von da an ausschließlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Hauptmann v. Plönnies arbeitete als Schriftsteller jetzt eifriger als je, soweit ihm dieses sein Gesundheitszustand erlaubte; sein Buch über das „Zündnadelgewehr", sein Werk über die „Hinterladungswaffen", die er Anfangs allein, später mit seinem hochbegabten Mitarbeiter Major Weygand herausgab, fanden überall eine ausgezeichnete Aufnahme und wurden in das Französische, Russische, Holländische, Italienische, ja selbst in das Japanische übersetzt. Nach schwerem Leiden starb v. Plönnies am 21. August 1871 zu Darmstadt.

Einen hervorragenden Antheil nahm die Allg. Militär-Zeitung an den letzten großen Kriegen, welche wir erlebten, und bemühte sich namentlich, die Widersprüche aufzuklären, welche die verschiedenen Kriegsberichte darboten. Die Redaction bemühte sich 1866 soviel als möglich, kriegsgeschichtliche Materialien, besonders über den Main-Feldzug, zu sammeln; sie veröffentlichte damals unter dem Titel: „Die Kriegsoperationen in Westdeutschland von der Schlacht bei Langensalza bis zum Abschluß des Waffenstillstandes" ausführliche militärische Arbeiten. Alles, was ihr von officiellen oder officiösen Kriegsberichten über diesen Theil des Feldzugs zukam, wurde von ihr mit anerkennenswerther Sorgfalt benützt. Ein hervorragender Theilnehmer des Main-Feldzugs, der damalige Generallieutenant und Commandeur der Kgl. Preußischen 12. Division, v. Goeben, hat es nicht verschmäht, jene Kriegsberichte, soweit sie die von ihm befehligten Truppentheile betrafen, ausführlich zu beleuchten, und gerade diese Einsendungen bieten noch heute sehr werthvolle Beiträge zur Geschichte des Main-Feldzugs. Dieselben erhielten durch den Commandeur der 4. Division des 8. Bundesarmeecorps, den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Neipperg, den Commandeur der 1. Division des 7. (kgl. bayerischen) Armee-Corps, General Stephan, den Chef des Generalstabs der 3. Division des 8. Bundesarmeecorps, Oberst Becker, und noch Andere verschiedene Ergänzungen. Nicht minder gründlich wurden die Ereignisse des großen deutsch-französischen Krieges behandelt. Ein rühmlicher Antheil an den Leistungen des Blattes gebührt seinem Verleger und Redacteur Hauptmann E. Zernin, der auf das eifrigste bestrebt ist, das Interesse für das Blatt in militärischen Kreisen rege zu erhalten, hervorragende Persönlichkeiten zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen, und die Zeitung in einem Geiste weiter zu führen, würdig der großen Namen, welche sie in ihrer Geschichte zu verzeichnen hat.

Ungemein zahlreich sind die Vertreter der Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften, welche das Großherzogthum aufzuweisen hat, und gerade auf diesem Gebiete lohnt es sich, einzelne der Männer, die Hervorragendes leisteten, näher zu beleuchten und ihren Lebensgang genauer zu verfolgen. Sie gehören sämmtlich noch der jetzigen Generation an, und wir glauben eine Ehrenpflicht zu erfüllen, wenn wir in diesem vaterländischen Werke ihres Wirkens eingehender gedenken. Wir erwähnen hier zunächst den trefflichen Geographen

Theodor Schacht,

geboren zu Braunschweig am 7. Dec. 1786. Er erhielt seine erste Ausbildung auf dem berühmten Gymnasium seiner Vaterstadt und besuchte dann die Universitäten Helmstädt und Göttingen, und namentlich Helmstädt war es, wo er, einem auserlesenen Kreise von hervorragenden Männern angehörend, unter denen wir Tschiersch, Tülken und Griepenkerl erwähnen, die erste Anregung zu der wissenschaftlichen Richtung empfing, durch welche er später die Aufmerksamkeit der Fachgenossen und des gesammten gebildeten Publikums auf sich lenkte. Philosophie und Geschichte waren hier seine Lieblingsstudien, und er eignete sich frühe jenen so vielfache Zweige umfassenden Blick an, der allen seinen Schriften ein so eigenthümliches universelles Gepräge verlieh. Damals war es auch, wo ihn nach Beendigung seiner Universitäts-Laufbahn die Ideen Pestalozzi's anregten und er, um das Wirken dieses merkwürdigen Mannes kennen zu lernen, sich nach der Schweiz begab und an dessen Institut drei Jahre als Lehrer wirkte. Im Jahre 1813 eilte er als Freiwilliger zu den Fahnen, aber eine schwere Verletzung des Fußes, welche er sich zuzog, unterbrach unerwartet seine militärische Laufbahn. Er wirkte nach seiner Rückkehr aus Frankreich drei Jahre an dem Fellenberg'schen Institute zu Hofwyl und wurde dann Ende 1817 als Professor der Geschichte an das Mainzer Gymnasium berufen. In Mainz war er ein beliebter Lehrer und hielt dort vor einem großen, den gebildeten Ständen angehörigen Publikum historische Vorlesungen, welche eine große Popularität erlangten. 1832 ward er wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand versetzt. In demselben Jahr wurde er von dem Wahlkreis Osthofen als Vertreter in die zweite Ständekammer entsandt, und war auf diesem Landtag, auf welchem Gagern einer der Führer der Opposition war, eine der hauptsächlichsten Stützen der Regierung. Unmittelbar nach Beendigung des Landtags erfolgte sein Wiedereintritt in den Staatsdienst. Er wurde am 8. Nov. 1833 zum Mitglied und Rath bei der Ober-Studien-Direction und zugleich zum Mitglied des Oberschulraths ernannt. 1836 wurde ihm außerdem die Direction der neu gegründeten höheren Gewerbschule, sowie der Realschule übertragen. Nach den Ereignissen des Jahres 1848 wurde er abermals in den Ruhestand versetzt und starb am 10. Juli 1870.

Schacht, dessen politische Thätigkeit vielleicht vom Streberthum nicht freizusprechen sein dürfte, hat vorzugsweise in seinem pädagogischen Wirken sich ausgezeichnet, er hat namentlich die Aufmerksamkeit auf den Werth und die Bedeutung der Realfächer gelenkt, und doch war er es, dessen ganze wissenschaftliche Größe vorzugsweise auf dem heilsamen Einfluß beruhte, welchen die humanistischen Studien auf ihn übten. Sein schriftstellerisches Wirken legt hierfür ein beredtes Zeugniß ab. Sehr bekannt ist seine Bearbeitung der ältesten deutschen Chronik, die an lebhaften Schilderungen von keiner anderen erreicht ist, und welche den Titel führt: „Aus und über Ottokar von Horneck's Reim-Chronik." Mainz 1821. Aufsehen erregte seine Schrift: „Ueber die Tragödie Antigone, nebst einem vergleichenden Blick auf Sophokles und Shakespeare"; vor allem aber ist es sein „Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit", durch welches er in der Geschichte der Wissenschaft sich ein Denkmal gesetzt hat. Schacht hat in diesem Werke der Pädagogik eine Reihe völlig neuer Gesichtspunkte eröffnet und darauf hingewiesen, daß der Unterricht sich alles unnützen, das Gedächtniß beschwerenden Ballasts zu enthalten habe; dagegen aber alles, was das Anschauungsvermögen übt, die Urtheilskraft weckt, was in Bezug auf Natur- und Völkergeschichte von bleibendem Werth ist, überhaupt alles, was das jugendliche Gemüth anzuspornen und den geistigen Gesichtskreis zu erweitern sich eignet, besonders zu beachten sei.

„Ebenso", sagt Schacht, „entspricht es der Pädagogik keineswegs, wenn man die Geographie erst rein von allem, was statistisch und historisch heißt, durchgehen und in einem späteren Curs die Völker,

Staaten und Städte der fünf Welttheile folgen lassen will; denn was auf Anschauung der Karte und auf Uebung des Urtheils beruht, muß abwechseln mit dem, was das Gemüth und die jugendliche Neigung zur Geschichte verlangt. Das Stadt-Beschreiben hat eben nichts Bildendes, das Aufzählen und Erlernen vieler Städte langweilt sogar, um so mehr, je weiter man über die Kinderjahre hinaus ist; wer wollte deshalb, statt das nöthige Wissen derselben im geographischen Unterrichte zu vertheilen, es für den Schluß aufsparen und da zusammenhäufen? Wenn also das Interesse rege erhalten werden soll, so thut man wohl, zwischen der alten Lehrart, der die physische Geographie fast nur Nebensache war, und der neuen, die oft zu viel Gewicht darauf legt, die Mittelstraße einzuhalten und das Wissen aus beiden Hauptpartien der Geographie, wo es zulässig ist, mit einander zu verbinden". Das Studium der Erde und ihrer Beschaffenheit, der Menschen, welche auf ihr wohnen, der Erde als Schauplatz der Völkerbegebenheiten, will Schacht durch den geographischen Unterricht befördert sehen. „Die Jugend verlangt Staffage in die Landschaft", sagt er, „sie verlangt Menschen darauf handeln zu sehen". Hinsichtlich der deutschen Geographie hielt Schacht an dem einen Grundsatze fest, der in den Worten Steins, des großen Staatsmannes, ausgedrückt ist: „Ich habe nur ein Vaterland und das ist Deutschland, und ihm allein bin ich von ganzem Herzen ergeben". Diesen Grundsatz hat Schacht während eines langen Lebens getreulich festgehalten, und noch an seinem Lebensabend, nach den beklagenswerthen Ereignissen des Jahres 1866, war seine Stimme eine der ersten, welche zum Frieden und zur Versöhnung mahnte!

Heinrich Wilhelm Pabst.*

Am 10. Juni 1868 starb zu Hüttelsdorf bei Wien der k. k. österreichische Ministerialrath Dr. Heinrich Wilhelm Pabst. Gleich dem in dem Frühjahre desselben Jahres zu München verstorbenen Architecten L. Lange gehörte er zu der nicht kleinen Zahl unserer Landsleute, welche sich fern von der Heimath eine ehrenvolle Stellung errungen, und deren im Auslande anerkannte Verdienste dem Vaterlande mit zum Ruhme gereichen. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht patriotischer Dankbarkeit, indem wir uns hier einen kurzen Rückblick auf die ehrenreiche Laufbahn des Verstorbenen verstatten.

Geboren im Jahr 1798 als Sohn des Revierförsters Pabst zu Maar im Kreise Lauterbach, erhielt er mit seinem am 24. Febr. 1867 verstorbenen Bruder Christian Wilhelm durch einen tüchtigen Hauslehrer einen trefflichen Jugendunterricht. Kaum sechszehn Jahre alt widmete er sich der Landwirthschaft und trat als Practicant auf einem Gute des Erblandmarschalls Freiherr von Riedesel zu Eisenbach ein. Letzterer, damals einer der trefflichsten Landwirthe, nahm den strebsamen jungen Mann

* Pabst's Bruder war der, Anfang 1867 verstorbene Redakteur der Darmstädter Zeitung Chr. Wilh. Pabst (geb. 13. Juni 1796, zu Maar), ein trefflicher, achtungswerther Character, aus dessen früherer schriftstellerischen Thätigkeit namentlich die kriegsgeschichtliche Literatur eine Reihe werthvoller Arbeiten besitzt. Von den größeren Werken erwähnen wir: 1) Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, 26 Bändchen; 2) Allgemeiner Militär-Almanach; 3) Anleitung zum Situationszeichnen ꝛc. In seinen Jugendjahren sehr schwächlich, war er, kaum Premierlieutenant, im Jahr 1826 genöthigt seine Pensionirung nachzusuchen. Sein Gesuch wurde genehmigt. Er wirkte hierauf noch eine Zeit lang an der Kriegsschule, und wurde ihm 1830 der Charakter eines Capitäns ertheilt. Anfangs der dreißiger Jahre begann seine Thätigkeit als politischer Schriftsteller, und zwar redigirte er die in Darmstadt 1833 erscheinende „Allgemeine deutsche Vaterlands-Zeitung", die, im ministeriellen Sinne, der damaligen Opposition in entschiedener Weise entgegentrat. Nachdem er eine Zeit lang im Steuerfach verwendet, wurde ihm am 1. Januar 1841, mit dem Charakter eines Hofraths, die Redaction der „Großherzoglich Hessischen Zeitung" übertragen. Die Ereignisse des Jahres 1848 entfernten ihn von diesem Posten, der ihm jedoch anfangs des Jahres 1850 an dieser Zeitung, die unterdessen den Namen „Darmstädter Zeitung" angenommen, auf's Neue übertragen wurde. Später erhielt er den Charakter eines geheimen Hofraths, und erwähnen wir noch, daß ihm das Ritterkreuz des Ludwigsordens bereits 1836 verliehen wurde. Niemand, der auf dem publicistischen Terrain bekannt ist, wird wohl die Stellung eines von der Regierung instruirten Redacteurs einer offiziellen Zeitung, namentlich in der damaligen Epoche, als eine besonders angenehme betrachten, und mag dem Verstorbenen nur durch die streng conservativen Grundsätze, denen er von Haus aus huldigte, die Erfüllung seiner dießfälligen Dienstpflichten erleichtert worden sein.

in sein Haus auf und ertheilte ihm persönlich vielfach theoretischen Unterricht. Wissenschaftliche Reisen und ein dreijähriger Aufenthalt auf der Academie zu Hohenheim, wo er, im ersten Jahre als Studirender, in den beiden letzteren als Mitwirthschafter und Lehrer, unter Schwerz's Leitung sich aufhielt, bildeten ihn zum rationellen Landwirth. Nach seinem Abgange von Hohenheim trat er wieder als Güterinspector in die Dienste des Freiherrn Riedesel.

Durch seine wissenschaftlichen, wie durch seine practischen Leistungen erregte er bald die Aufmerksamkeit der Gr. Hess. Regierung, und erfolgte im Jahr 1831 seine Berufung als Oekonomierath und ständiger Secretär der landwirthschaftlichen Centralstelle zu Darmstadt. In dieser Stellung wirkte er bis zum Jahr 1839 in ausgezeichneter Weise. Gemeinsam mit dem verstorbenen Gr. Geh. Staatsrath Eigenbrodt rief er die landwirthschaftlichen Vereine Hessens ins Leben. Zugleich als Vorsteher eines landwirthschaftlichen Lehrinstituts auf dem Hofgute in Kranichstein thätig, vermochte er in den verschiedensten Richtungen das Aufblühen der Landwirthschaft des Großherzogthums zu fördern; eine Wirksamkeit, durch welche er sich, wie seine 1835 erfolgte Wahl zum Mitgliede der zweiten Kammer beweist, das Vertrauen und die Dankbarkeit seiner Mitbürger, ebenso wie die Anerkennung seines Regenten, der ihm 1837 das Ritterkreuz erster Klasse des Ludewigs-Ordens unter den huldvollsten Ausdrücken verlieh, erworben hatte. Im Jahre 1839 endigt seine Thätigkeit im Gr. Hessischen Staatsdienst. Einem ehrenvollen Rufe folgend, verließ er denselben, um die Direction der landwirthschaftlichen Academie zu Eldena bei Greifswald zu übernehmen. Doch schied er aus seinem seitherigen Wirkungskreis nicht, ohne von den Sympathien, welche man in seinem Heimathlande für ihn hegte, neue Beweise zu erhalten. Die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums verliehen ihm, in Anerkennung seiner Verdienste um dieselben, ihre Verdienstmedaille und nahmen ihn unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder auf. Die Landes-Universität Gießen ehrte seine Leistungen durch Verleihung der philosophischen Doctor-Würde. — Auch in Preußen fehlt es seiner Thätigkeit nicht an Anerkennung. Im Jahr 1843 wurde er als Geh. Finanz-Rath und vortragender Rath in das Ministerium des K. Hauses, 2. Abth., nach Berlin berufen. Doch bekleidete er diese Stelle nicht lange, denn ein Jahr später übertrug ihm das persönliche Vertrauen und die Werthschätzung des Königs von Württemberg die Direction der berühmten landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim. Dort erging 1848 ein weiterer Ruf an ihn, dem folgend er einem noch ausgebreiteteren Wirkungskreis zugeführt wurde.

Es wurden ihm die Gründung und die Direction der landwirthschaftlichen Academie zu Ungarisch-Altenburg übertragen. Im Jahr 1860 wurde er schließlich zum k. k. Ministerialrath und Referenten für landwirthschaftliche Angelegenheiten befördert. In dieser Stellung wirkte er bis zum Jahre 1866, wo er in den Ruhestand trat. Nicht gering ist die Zahl der Verdienste, welche er sich namentlich in dem Fach der landwirthschaftlichen Maschinen, — wir erwähnen den von ihm erfundenen Exstirpator, seine Verbesserung des flandrischen und des Hohenheimer Pfluges — während seiner langen Laufbahn erworben. Unter seinen mannigfachen schriftstellerischen Erzeugnissen in dieser Hinsicht erwähnen wir seine Lehrbücher der Rindviehzucht und Landwirthschaft, von welchen letzteres 1865 wieder eine neue Auflage erlebte.

Die Wissenschaft verlor in Heinrich Wilh. Pabst einen ihrer tüchtigsten Vertreter und zählt er zu den Wenigen, welchen das Verdienst zukommt, mit dem Lichte theoretischen Wissens, unterstützt von angeborener Genialität, die dunkelen Pfade, auf welchen noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die vielfach von roher Empirie geleitete Landwirthschaft wandelte, erhellt zu haben. Die Versuche, die unter ihm und seinem Vorgänger Schwerz in Hohenheim angestellt wurden, lösten manche der Räthsel, welchen der practische Landwirth tagtäglich in seiner Wirksamkeit begegnet. Aus den Ergebnissen jener Untersuchungen, durch welche Pabst auf dem von Thaer begründeten Wege rationeller Landwirthschaft fortschritt, schöpft heute noch mancher Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie und Düngerlehre; ebenso wie die Wanderversammlungen deutscher Landwirthe, die von Pabst in's Leben gerufen wurden, dazu dienen die Wechselwirkungen zwischen Theorie und Praxis zu ermöglichen und die Entdeckungen der Wissenschaft in alle Kreise der ackerbautreibenden Bevölkerung zu verbreiten. Indem so Pabst, der nicht minder als Mann von ehrenhaftem Character, wie als Gelehrter zu rühmen

ist, einerseits die Wissenschaft selbst, andererseits ihre Ueberführung ins practische Leben zu fördern suchte, hat er sich in weiten Kreisen ein dankbares Andenken gesichert und der Gelehrte wie der Landwirth werden in gleicher Weise sein Gedächtniß ehren.

Johann Wilhelm Gottlieb Pfnor.

Der Ort, an dem der Mensch aufwächst, und das Zeitalter, in welchem er geboren wird, sind wesentliche Bedingungen seiner Entwickelung. Die ganze sociale Stellung ist bei bedeutenden Männern von beiden Factoren abhängig. Der rechte Ort, an dem er zur Welt kommt, vermag den Genius, für den es vor Allem nothwendig ist, daß er von seinen Zeitgenossen in seinem Wirken verstanden wird, daß er sich mit seiner Umgebung in vollständiger Harmonie befindet, zu zeitigen. Das gilt auch von Gottlieb Pfnor, dem wir diesen Nachruf widmen, für den es nur eines Wirkungskreises wie Amerika, England oder Belgien bedurft hätte, um ihn des Ruhmes eines Watt oder Fulton theilhaftig zu machen, und dessen Genie, das in seiner Vaterstadt beinahe verdorrte, vielleicht, wäre er nur um fünfzig Jahre später zur Welt gekommen, hier die großartigsten Schöpfungen in's Leben zu rufen im Stande gewesen wäre. Leider aber fällt seine Geburtszeit, seine Jugend und sein kräftiges Mannesalter in die Periode, wo zwar die Dampfmaschine erfunden, wo man aber an ihren und aller modernen Erfindungen Gebrauch noch nicht gewöhnt war, und als im vorigen Jahrzehnte die Industrie unserer Vaterstadt den ersten Aufschwung zu nehmen begann, da lähmte bereits das Greisenalter die Kraft und die Unternehmungslust des reichbegabten Mannes.

Johann Wilhelm Gottlieb Pfnor wurde geboren am 19. Dezember 1792 zu Darmstadt. Sein Vater war der landgräfliche Rath Reinhard Christian Rudolph Pfnor. Er erhielt seinen Jugendunterricht im hiesigen Gymnasium, das er 1810 verließ, um sich nach Gießen zu begeben und sich dem Studium der Cameralwissenschaften zu widmen. Im Jahre 1813 wurde er Accessist und bald darauf Secretär und Protokollist bei der Hofkammer der Provinz Starkenburg. In gleicher Eigenschaft ging er 1829 zu der neu errichteten Oberfinanzkammer und später zur Ober-Forst- und Domänen-Direction über. Pfnor begann damals schon seine technischen Arbeiten, zu denen er sich sowohl durch seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse, wie auch durch seine mechanische Geschicklichkeit berufen fühlte. Er beschäftigte sich vorzugsweise viel mit Herstellung physikalischer Instrumente. Ein Zufall, das augenblickliche Bedürfniß eines Anverwandten, des verstorbenen Hofbuchdruckers L. C. Wittich, der einen Holzschneider nothwendig hatte, veranlaßte ihn bald darauf, sich mit der Holzschneidekunst zu beschäftigen, und sollte diese Richtung seiner Thätigkeit zu einer für die gesammte Entwickelung der Holzschneidekunst außerordentlich folgenreiche werden. Pfnor brachte es in dieser schwierigen Kunst zu einer außergewöhnlichen Fertigkeit, und bald spürte sein erfindlicher Geist die Schwächen und Mängel aus, die dem ganzen seither üblich gewesenen Verfahren anhafteten. Er machte seine erste Erfindung! Er erfand die sogenannten Cliché's, durch die es möglich wurde, den Holzschnitt mittelst eines Abgusses aus Schriftmetall zu vervielfältigen und ihn so erst zur rechten Brauchbarkeit zu erheben.

Die Erfindung des Cliché's hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Antimondämpfe, die gefürchteten Feinde der Schriftgießer, welche er bei der Anfertigung seiner Cliché's einathmete, zogen ihm eine gefährliche Krankheit zu. Die Mußestunden, zu welchen ihn wider Willen die Reconvalescenz nöthigte, benutzte der erfindungsreiche Kopf zum Ersinnen einer Vorrichtung, welche den Schriftgießer vor den gefährlichen Wirkungen des Metalldunstes schützt. Sein Schriftgießerofen zählt zu den nutzbringendsten Erfindungen. Pfnor vervollkommnete sich mehr und mehr in seiner Kunst, und sein Atelier, das er, nachdem er von 1825 an zur Vervielfältigung seiner Holzschnitte in Clichémanier mit Bairhoffer in Frankfurt am Main eine Polytypengießerei betrieben, im Jahre 1831 nach Darmstadt verlegt hatte, erfreute sich bald in ganz Deutschland eines hervorragenden künstlerischen Rufes. Es folgten nunmehr noch auf dem Gebiete der Schriftgießerei eine Reihe von Verbesserungen. Er erfand ein neues vereinfachtes Stereotyp-Verfahren, eine Letterngießmaschine und eine Schriftstempelschneidmaschine, wie ein neues verbessertes Verfahren des Buntdruckes, das von Naumann in Frankfurt später weiter ausge-

bildet wurde. Dieses sind die Erfindungen des Verstorbenen in der Typographie und Xylographie, die schon allein hinreichend sind, um ihm in der Geschichte der technischen Wissenschaften einen ehrenvollen Namen zu sichern.

Vom Jahr 1840 an wandte sich seine Thätigkeit einem anderen Felde zu, und bewegte er sich von da mit besonderer Vorliebe auf dem mechanischen Gebiete. Er construirte in diesem Jahre eine gegenwärtig allgemein in Anwendung befindliche künstliche Hand, als Ersatz der menschlichen. Bald darauf veranlaßte ihn die Einführung des Jaquard'schen Webstuhles in Hessen zu einer Verbesserung desselben, durch die er es möglich machte, ohne Hülfe der sogenannten Jaquard'schen Karten nach jedem beliebigen Muster zu weben; er entfesselte auf diese Weise den Weber, wie Gutenberg durch die Erfindung der beweglichen Lettern die Buchdrucker entfesselt hatte. Durch die Pfnor'sche Verbesserung des Jaquard'schen Webstuhls war ein vollständiger Umschwung in der gesammten Damastweberei in Aussicht gestellt. Leider sollten die Schicksale, welche diese Erfindung hatte, ihm eine Menge Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten bereiten. Lassen wir uns jedoch vorläufig das glänzende Bild seiner Thätigkeit durch diese nicht trüben, und betrachten wir zunächst, wie er, ungebeugt und unbeirrt, rastlos weiter arbeitet, unbekümmert, ob er Dank und Lohn dafür erntet, einzig und allein, um dem ihn vom einen zum anderen treibenden Thatendrange zu genügen.

Er erfand 1842 einen transportablen Stubenkochofen (sogenannte nassauische Oefen). Auch an den Erfindungen zerstörender Natur hat er einen Antheil anzusprechen; im Anfange des vierten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts war es, wo der Erfindungsgeist sich der Verbesserung der Schießwaffen, die heute bereits zu so schreckenerregenden Resultaten geführt hat, zuwandte. Pfnor erfand damals eine Maschine zur Herstellung progressiver Züge in den Flintenläufen. Die Ereignisse des Jahres 1849 gaben seinem Genie wieder eine philanthropische Richtung, und damals war es, wo er, veranlaßt durch die bei dem, bei Ladenburg schwer verwundeten Mecklenburger Oberfeuerwerker Rahe nothwendig gewordene Amputation des Oberschenkels, ein künstliches Bein construirte, das alle früheren Erfindungen dieser Art in den Schatten stellte, wie denn dessen Construction wohl im Wesentlichen schwerlich noch eine bedeutende Aenderung erfahren dürfte. Das im Jahr 1848 bei uns eingeführte Papiergeld veranlaßte ihn zur Erfindung seines Numerirzählapparates, durch welchen jeder Unterschleif beim Fertigen des Papiergeldes unmöglich gemacht wird. Die im Jahr 1851 zum ersten Male sich fühlbar machende allgemeine Blutegelnoth veranlaßte ihn zur Erfindung eines künstlichen Blutegels. Endlich erfand er eine Methode zum Stimmen der Glocken, bei welcher die Gesetze der Akustik vortrefflich verwerthet sind.

Fragen wir nun nach dem Lohn, welchen er für dieses sein Wirken einerntete, so sehen wir, daß auch an ihm jener Kelch nicht vorüberging, den Jeder, der sich dem Wohle seiner Mitmenschen widmet, bis auf die Hefe zu leeren gezwungen ist. Von Natur uneigennützig und auch mit keiner Spur sogenannten Speculationsgeistes, besser gesagt Erwerbstriebes, ausgestattet, und da er sich außerdem arglos Jedem anvertraute, kam der Vortheil, der aus seinen Erfindungen zu schöpfen war, nie ihm selbst zu Gute. Die Erfindung der Cliché's, sowie die Erfindungen, welche zur Xylographie und Schriftgießerei in Beziehung stehen, veröffentlichte er unentgeltlich. Alle diese Erfindungen sind in technischen Journalen: in Meyer's Journal für die Buchdruckerkunst, in der Arthroplastik, im Kunstblatt und in der hessischen Zeitung mitgetheilt. Die Zeichnungen für die von ihm construirten Hände und Beine standen Jedem zu Gebote, und da er von Natur aus gutmüthig und gefällig war, war es außerdem Jedem möglich, der sich persönlich an ihn wandte, ihm alle Erfindungsgeheimnisse, um die es ihm zu thun war, herauszulocken. Die von ihm erfundenen nassauischen Oefen haben eine Menge Fabrikanten sich angeeignet, ohne Pfnor dafür auch nur mit einem Pfennig zu entschädigen, und seine Zeichnungen künstlicher Hände und Beine sind in Dr. C. Kluge's, des Directors der Charité zu Berlin, Arthroplastik aufgenommen, ohne daß Pfnor auch nur ein Freiexemplar dafür erhalten hätte.

Ein wahres Verhängniß waltete über seinem Webstuhl, dessen Modell er in $^1/_3$ der natürlichen Größe erbaut hatte. Derselbe hatte sich des lebhaftesten Beifalls der Sachverständigen, unter denen wir Professor Karmarsch in Hannover hervorheben, zu erfreuen, ohne daß es ihm gelungen wäre, seine Erfindung zu veräußern. Er wandte sich deßhalb nach Paris und begab sich 1857 mit seinem Modell dorthin. Er hoffte, die Erfindung, der er so ziemlich sein ganzes Vermögen zugewandt hatte,

werde hier einen geeigneten Käufer finden. Wirklich erfreute sich sein Webstuhl, da die Proben außerordentlich günstig ausfielen, auch eines großen Anklangs; dennoch wollten sich keine Käufer finden, da die französische Weberindustrie noch unter dem Einflusse der Enttäuschung stand, welche ihr der sardinische Telegrapheninspector Bonelli bereitet hatte, der einem Verein Lyoner Webereibesitzer einen electromagnetischen Webstuhl, der sich als total unbrauchbar erwies, gegen eine Million Franken im Voraus verkauft hatte. Professor Alcan in Paris, ein hervorragender Techniker, der für den neuen Webstuhl sehr eingenommen war, rieth ihm daher, die Erfindung im Einzelnen zu verkaufen, und stellte ihm für diesen Fall allein von dem Verkaufe der Auf- und Abwinde-Vorrichtung (gegen Patent) einen Gewinn von drei- bis fünfmalhunderttausend Franken in Aussicht. Pfnor entschloß sich hierzu nicht. Die Zeit verrann, und nach und nach eigneten sich die Späheraugen der Industriellen die wichtigsten Theile seiner Erfindung an.

Ein ähnliches Mißgeschick hatte er mit seinem Numerirzählapparat, den sein Sohn, der Kupferstecher Rudolph Pfnor, in Paris ausstellte, und dessen Modell von diesem nach England gesandt wurde, von wo es nach einem halben Jahre vollständig unbrauchbar zurückkam. Drei Jahre später erschien die Copie von Pfnor's Numerirzählapparat als englische Erfindung auf der Londoner Weltausstellung.

Durch die Kenntniß dieser Thatsachen wird es erklärlich, wie ein Mann, dessen geistige Thätigkeit den Wohlstand und sogar den Reichthum von vielen Hunderten von Industriellen begründete, und dessen Wirken kaum einen Gewerbszweig unberührt gelassen, sich sein Leben lang in bescheidenen Verhältnissen bewegte; es ist sogar Thatsache, daß er seinem Erfindungstriebe zu Liebe bedeutende Geldopfer gebracht hat.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog ehrte sein Wirken dadurch, daß er ihm am 22. Jan. 1852 das Ritterkreuz des Ordens Philipps des Großmüthigen eigenhändig auf die Brust heftete. Seinen Dienst als Protokollist versah Pfnor noch bis kurz vor seinem Tod. Die Last des Alters war für ihn keine drückende. Er machte noch bis kurz vor seinem Tode, der ihn am Abend des 9. Juni 1869 ereilte, seine altgewohnten Spaziergänge, und der Greis mit dem silberbeschlagenen Meerschaumkopf war den Bewohnern Darmstadt's eine gewohnte Erscheinung. Nur Wenigen aber war der fruchtbare Genius dieses Mannes, dessen Werth eine spätere Zeit besser zu schätzen gewußt haben würde, bekannt.

Der Erforscher Neu-Seelands.

„Der Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem anderen Busen an; und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann."

Mit diesen Worten Georg Forsters, des ersten deutschen Naturforschers, der den Boden des Wunderlandes der südlichen Erdhalbkugel betrat, des ersten überhaupt, der uns über Neuseeland berichtete, leiten wir das Lebensbild eines anderen ihm geistesverwandten deutschen Naturforschers ein, durch welchen wir die erste umfassende Kenntniß dieser Inseln besitzen. Indem wir sein bis jetzt noch nicht einmal durch einen kurzen Nekrolog bekannt gewordenes Wirken dem deutschen Volke schildern, glauben wir eine nationale Pflicht gegenüber einem Manne zu erfüllen, auf dem mehr wie auf manchem anderen der Fluch lastete, der unsere Nation bis vor wenigen Jahren darniederdrückte.

Wir meinen Ernst Dieffenbach, den Verfasser der Travels in New-Zealand (London 1843, John Murray), dessen Werk nach dem authentischen Zeugnisse des Naturforschers, welcher in der allerneuesten Zeit Neuseeland beschrieben — abermals ein Deutscher, des Geologen der Novaraexpedition, Ferdinand von Hochstetter — heute noch eine wahre Fundgrube von Thatsachen und Beobachtungen ist.

Seine Schicksale zwangen den Verfasser des Buches, als er kaum seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte, ein Asyl in England zu suchen. In die Zeit seines Aufenthalts in England und dessen Colonien fällt seine bedeutungsvollste Wirksamkeit. Seine hervorragendsten Schriften, die, weil

der Verleger zu der Zeit, als sie erschienen, nicht auf den erforderlichen Absatz hätte rechnen können, nie in's Deutsche übersetzt wurden, sind in englischer Sprache geschrieben, und so erklärt es sich, daß er der großen Mehrzahl unseres Volkes fremd geblieben ist, ein Loos, welches gerade er am wenigsten verdient.

Er, dessen Gedanken unter den gewaltigen Eindrücken der herrlichen Tropennatur, im Urwalde oder auf dem Decke des Seeschiffs oft genug sehnsüchtig nach dem fernen Vaterlande schweiften und dessen Auferstehung erhofften.

Er, der unter englischer Flagge segelnd, in Englands Größe nur das Vorbild zukünftiger deutscher Größe erblickte, und der in dem, zu der Zeit, als er dort lebte, auf der Höhe seines nationalen Ruhmes angekommenen Lande nie den Deutschen verleugnete; er, der das englische Volk, das ihn, den heimathlosen Flüchtling, emporhob, nur darum lieb gewann, weil, wie er sagt, alles, was schön und groß an ihm ist, auf die germanische Stammesangehörigkeit hinweist.

Ernst Dieffenbach war am 27. Januar 1811 zu Gießen im Großherzogthum Hessen geboren. Sein Vater war der dortige Professor der Theologie Ludwig Adam Dieffenbach. Vom Jahr 1828 bis 1833 studirte er zu Gießen Medicin und schloß sich damals der Burschenschaft an, jenen begeisterten Jünglingen, die für das kämpften und litten, was uns zu erringen beschieden war, die nationale Wiedergeburt des Vaterlandes.

Auch er entging nicht den Verfolgungen, die damals über die hervorragenderen Glieder der Verbindungen verhängt wurden. Als er im Begriff war, sein Fakultätsexamen zu absolviren, sah er sich genöthigt, um der Haft zu entgehen, seinen Geburtsort zu verlassen und nach Straßburg und dann nach Zürich zu flüchten, wo er sich 1835 die medicinische Doctorwürde erwarb.

Auf Betreiben der österreichischen Regierung wurde er mit Anderen 1836 dort ausgewiesen. Gemeinsam mit Harro Harring reiste er durch Frankreich nach England, auf die Gastfreundschaft des britischen Volkes bauend. Beinahe vollständig mittellos kommt er in England an, allein trotz seiner prekären Lage ist er voll Zuversicht und froher Laune. Er, der nichts hat, freut sich kindlich über den großen, in der Themsestadt aufgehäuften Reichthum, von dem er sich in dem kleinen, schmutzigen Gießen nie eine Vorstellung machen konnte. Mit innigem Behagen mischt er sich in das Gewühl des Docks und, anstatt über die Ungleichheiten des Kampfes ums Dasein zu moralisiren, spornt ihn das Rennen und Jagen der Weltstadt zur Thätigkeit an. „Es ist hier ein großes geistiges Leben“, schreibt er aus dem bescheidenen Dachstübchen, in dem er wohnte, seinem Vater, „alles muß arbeiten, jeder muß sich regen, um unter der großen Masse miteinander wetteifernder Kräfte auch die seinige geltend zu machen.“

Er lernt Englisch und sucht sich seinen Unterhalt zu sichern. Er gibt in den Morgenstunden englischen Ladies deutschen Unterricht, Mittags arbeitet er als Prosector in Guy's Hospital. Seine Mahlzeit, Fleisch und Kartoffeln, verzehrt er in einem zu einer Garküche umgewandelten Holzschuppen, oder er kauft sich bei dem Bäcker einige Semmeln und etwas Obst bei der Höckerin. In den Nachmittagsstunden besucht er seine wenigen Patienten und Nachts sitzt er am Schreibttisch, um für die Verlagshandlung von Hoffmann in Stuttgart die pathologische Anatomie von Hodgkins in's Deutsche zu übersetzen.

Dieses Leben der Arbeit und Entbehrung fällt ihm leicht, er lernt es sogar beinahe lieb gewinnen, wenigstens verschmähte er es, nach Deutschland zurückzukehren, als ihm Liebig bei seinem Aufenthalt in England (1837) eine Niederschlagung seiner Untersuchung zu erwirken versprach. „Die härteste Zeit habe ich durchgemacht“, schrieb er damals den Seinigen, „ich liebe die unermeßliche Nebelstadt nicht besonders, und das gesellige Leben bietet viel Unangenehmes; aber offen gesagt, wenn man den gewaltigen Hauch der Freiheit, das gewaltige Streben des großen England auf eine Waagschale legt und auf die andere die Ordensbänder unserer Gelehrten und das arme Treiben unserer Militär- und Kanzleidespoten, so wird doch die letztere hoch in die Luft geschnellt werden.“

Ein Jahr später hatte Dieffenbach bereits eine solche Fertigkeit in der englischen Sprache erlangt, daß er als einer der thätigsten Mitarbeiter der „Edinburgh review“ und der British annals of medicine auftritt. Bald darauf, 1838, erhielt er eine Stelle als Arzt einer bedeutenden Fabrik vor

den Thoren Londons mit tausend Thalern jährlichem Gehalt und freier Station. „Das ist wenig nach englischen Begriffen" sagt er, aber für mich viel nach 7 Hungerjahren."

Lange blieb er in dieser Stellung nicht. Seine literarische Thätigkeit hatte ihm so rasch einen angesehenen Namen erworben, daß er, der ohne Freund und Beschützer in der Weltstadt angekommen, nachdem er kaum vor Jahresfrist vor die Oeffentlichkeit getreten war, sich die Anerkennung der hervorragendsten wissenschaftlichen Autoritäten England's, eines Darwin und Lyell, erwarb, so daß ihm im Jahre 1839 die Leitung einer naturwissenschaftlichen Expedition nach Neu-Seeland angetragen wurde. Er nahm diese Stellung ohne Bedenken an und segelte am 4. Mai 1839, mit Apparaten und Instrumenten aller Art reichlich ausgerüstet, nach der südlichen Halbkugel ab.

Neu-Seeland war damals noch so gut wie unentdeckt, und Seefahrer, die von dort zurückgekehrt, berichteten Wunderdinge von dem Lande: beinahe alles Räthsel für den Naturforscher. Ein weites Feld der Thätigkeit öffnete sich vor ihm und er baute es nach allen Richtungen hin aus. Er entdeckte neue Mineralien, reiche unerschöpfliche Erzlager, neue Pflanzen und Thiere, neue Flüsse und Berge; er untersuchte die Quellen, die Flüsse und Ströme, sowie die Vulkane der Insel, und seinen Fußtapfen folgte der Colonist, der mit seiner Art die Bäume umhieb und sein Haus zimmerte, wo vor wenigen Monaten noch unergründlicher Urwald den Boden bedeckte; nur noch einige Wochen später und an der gelichteten Stelle erhob sich eine freundliche Stadt mit regelrechten Straßen und Plätzen. Hunderte von Einwanderern, den reichsten Familien England's angehörig, trugen die Schiffe der New-Zealand-Compagnie hinüber nach Aukland und Port Nicholson.

Als Arzt machte er sich den Eingeborenen nützlich und ließ ihnen seine Hülfe unentgeltlich angedeihen. Er gewann das Vertrauen der Häuptlinge, die ihn in ihre Dörfer einluden, und ihn mit Gunstbezeugungen überhäuften. Unbewaffnet lebte er als der einzige Europäer unter den so gefürchteten Kannibalen. Jeder Tag, den er damals verlebte, war für ihn ein Tag der Freude und reinen, hehren Genusses. Er schwelgte in Wonne bei dem Anblick der ungeheuren grünen Wiesen der Insel, ihrer Wälder, die aussahen, als ob sie eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seien, und hinter denen sich die alpenähnlichen, schneebedeckten, zackigen Bergcolosse in langen Ketten emporhoben. Voll Bewunderung erstieg er, der erste Sterbliche, den 15,000 Fuß hohen Mount Egmont und erforschte den gewaltige Rauchmassen ausstoßenden Vulkan Tangarino. Eine reinere und ungetrübtere Freude, als er sie hier genoß, ward selten einem Menschen zu Theil. Er schreibt:

„Der Frühling kommt und die Seiten der Hügel, wo noch der Urwald unberührt steht, sind mit Blumen bedeckt. Vögel finde ich jeden Tag neue, mit wunderlieblicher Stimme und glänzendem Gefieder. Ich kann nicht aufhören zu horchen, wenn ich, umgeben von rothen Indianern, in meinen Mantel gehüllt, im Busche geschlafen habe, und ihr Gesang mich des Morgens erweckt. Es klingt wie kleine Glasglöckchen oder wie der Ton einer Harmonika. Noch mehr haben die herrlichen Naturkinder, die Menschen, die hier leben, mir Interesse eingeflößt. Je mehr ich ihre Sprache verstehen lerne, desto reicher werden meine Erfahrungen über die Classe von Menschen, welche man in gemeiner Sprache „Wilde" heißt."

Er, selbst eine Dichternatur, fühlte sich wahrhaft heimisch unter diesen einfachen, kindlichen, aber mit einer reichen dichterischen Begabung ausgestatteten Naturmenschen, die ihn mit ihrem althergebrachten „Willkommgruße" empfingen:

Willkommen, du Frembling von über dem Himmel,
Ein liebliches Kind hat von dort dich gebracht,
Vom obersten Himmelstheil her dich gezaubert,
Willkommen nun hier, willkommen, ja ja!

„Am 12. Februar 1840", schreibt er, „sagte ich meinen Freunden in Turmaki und Mukau Lebewohl. Manche Thränen flossen, da sie noch nicht gelernt haben, gefühllos zu sein. Sie haben sich an mir einen treuen Freund erworben, und ich werde in Europa ihre Sache vertreten. Soeben ist wieder ein Häuptling bei mir, um mich nach seinem Dorfe einzuladen, das sich am Eingange der Bucht vom Hannrahi befindet und in welchem ich bereits zur gegenseitigen Zufriedenheit eine Woche zugebracht.

Ich liebe diese Menschen, sie sind einfach und unverfälscht, und welchem gebildeten Menschen sollte das nicht gefallen."

Nachdem er Neu-Seeland durchforscht, unternahm er noch Expeditionen nach Australien und den Chatham-Inseln, der erste Naturforscher, der diese Inseln besuchte. Mitte Oktober 1841 trat er die Rückreise nach Europa an, trotz der glänzendsten Anerbietungen, die ihm für den Fall seines Verweilens in der Colonie gemacht wurden.

„Ich habe zu große Liebe zum Vaterlande", sagte er, „als daß ich die mir sich hier bietende Gelegenheit, ein reicher Mann zu werden, benutzen möchte; auch ist meine Anhänglichkeit an die englische Nation nicht so groß, als daß sie mir für das Vaterland Ersatz zu bieten vermöchte, und ich verfehle nie, alles, was groß und schön an den Engländern ist, ihrer Verwandtschaft mit der deuschen Nation zuzuschreiben.

Nach England zurückgekehrt, sehnte er sich manchmal nach den glücklichen Gefilden Neu-Seeland's zurück, und mitten in dem Geräusche der Festlichkeiten, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, überkam ihn oft ein wahres Heimweh nach seinen grünen Bergen und frischen, klaren Quellen, nach dem einfachen, Körper und Gemüth frisch erhaltenden Naturleben der Insulaner der Südsee, denen er ein dankbares Andenken bewahrt hatte und deren Sache er, wie er es versprochen hatte, allerwärts vertrat.

„Mylord," sagte er einst zu Lord Stanley, dem Minister der Colonien, der sich von ihm mündlich über den Zustand des Landes Bericht erstatten ließ, „wäre es nicht möglich, bei der Colonisation des Landes derart vorzugehen, daß der treffliche Menschenschlag seiner Ureinwohner, von welchem wir in Europa ganz falsche Vorstellungen haben, erhalten bliebe?"

„Für uns sind nur die Interessen der europäischen Civilisation maßgebend. Die Eingeborenen müssen sich ihr unterwerfen, oder zu Grunde gehen", erwiderte der Minister, der für Humanitätsrücksichten gegen „Wilde" wohl ebensowenig Verständniß besaß, als die früheren englischen Gouverneure Indien's, Jamaika's oder anderer Colonien.

Dennoch gelang es Dieffenbach, manche gegen die Neu-Seeländer bestehenden Vorurtheile zu beseitigen und manche verkehrte Maßregel zu verhindern. Namentlich schützte er sie gegen die Ausschreitungen der Bekehrungswuth der englischen Missionsgesellschaften, mit denen er seinen neuseeländischen Freunden zu Liebe einen heftigen Strauß in den öffentlichen Blättern ausfocht. Damals reifte bei ihm ein gründlicher Widerwille gegen die englische Hochkirche heran, und als in Deutschland von Berlin aus unter dem Protectorat von Geheimerath Bunsen die Idee angeregt wurde, in Deutschland die englische Hochkirche einzuführen, äußert er sich folgendermaßen darüber:

„Die englischen Pfaffen sind ohne Zweifel die schlechtesten auf der ganzen Welt. Der Himmel behüte uns vor diesen bigotten, geistesarmen Herren nach englischem Schnitt. Wie man nur in Deutschland auf solche Nachäffereien fremder Einrichtungen verfallen kann! Der Himmel gebe, daß die Deutschen endlich einmal Männer werden und sich als ein Volk fühlen. Es sieht wie Morgenröthe aus, aber ich bin noch ein Zweifler. Wahres Nationalgefühl besitzen wir in Deutschland noch nicht, aber dafür um so viel mehr gefährliche Sentimentalität".

Gewiß ein wahres Wort, und es hat manchen harten Schlag gekostet, um diese gemeinschädliche Sentimentalität dem biederen deutschen Michel aus der Haut hinauszubläuen. Ganz draußen ist sie immer noch nicht, aber sie überwuchert doch wenigstens nicht mehr das nationale Bewußtsein.

Im Jahre 1843 kehrte er, nachdem er in England seine Geschäfte erledigt und sein Werk über Neu-Seeland beendet, nach der Heimath zurück. Das Loos, das seiner dort harrte, entsprach aber nicht dem liebewarmen Herzen, das er dem Vaterlande entgegenbrachte. In England hatte man ihm zu Ehren Bankette veranstaltet, in seiner Vaterstadt Gießen mußte er sich, kaum dort angelangt, zum Verhör wegen der 1835 dort gegen ihn anhängig gemachten politischen Untersuchung stellen. Man verstattete ihm nur einen dreimonatlichen Aufenthalt und er begab sich nach Berlin, wo er den berühmten Chirurgen Dr. Joh. Friedrich Dieffenbach ein Jahr lang bei der Ausübung seiner Praxis unterstützte. Dort war es, wo er Humboldt, der sein ganzes, leider nur kurzes Leben hindurch sein Gönner blieb, kennen lernte und mit den Koryphäen der Wissenschaft in Verbindung trat.

Ein Jahr später, 1844, kehrte er nach Gießen zurück. Damals übersetzte er Darwins und Lyells Reisewerke ins Deutsche und trat als Mitarbeiter verschiedener wissenschaftlichen Fachschriften, sowie des „Ausland" und der „Allgemeinen Zeitung" auf. 1845 unternahm er auf Veranlassung Liebigs eine Reise nach England und Schottland, um die ackerbautreibende Bevölkerung dieser Länder über die Anwendung der Mineraldünger aufzuklären. Humboldt hatte ihn damals dringend an Lord Stanley zur wissenschaftlichen Erforschung der Westküste Amerika's empfohlen und schrieb: „Wohin Sie, Mylord, den Dr. Dieffenbach senden, überall wird er Ihnen mit Eifer und männlichem Sinne dienen, bescheiden in seinen Hoffnungen, angenehm den Eingeborenen, weil er nicht nur Naturforscher, sondern auch ausübender Arzt und Chirurg ist. Wenn mein Alter nicht ein so vorsündfluthliches wäre, so würde ich vorzugsweise Herrn Ernst Dieffenbach zu meinem Reisegefährten wählen wegen seines energischen, unternehmenden und dabei einfach liebenswürdigen Charakters".

In der That bot Lord Stanley Dieffenbach die Leitung der Expedition an; allein Familienrücksichten veranlaßten ihn, abzulehnen. Er kehrte nach Gießen zurück und nahm seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf. Er war zu Hause kaum zur Ruhe gekommen, als die Bewegung des Jahres 1848 hereinbrach. Er übernahm damals die Redaction der „Freien hessischen Zeitung", welche bei Ricker in Gießen erschien, und für welche auch Karl Vogt und Carriere thätig waren. Eine ihm angebotene Parlaments-Candidatur lehnte er jedoch ab, weil sie ihn von seinen wissenschaftlichen Zwecken zu weit entfernt haben würde; auch hatte er zu viel von der englischen Denkweise angenommen, als daß er von dem, was damals in der Frankfurter Paulskirche beschlossen wurde, Ersprießliches erwartet hätte. 1849 ward er Privatdocent der Geognosie und Geologie zu Gießen und 1850 außerordentlicher Professor. Als solcher starb er am 1. October 1855 kaum vierundvierzig Jahre alt. Sein Tod erfolgte durch einen Typhus, den er sich durch die rastlose Anspannung seiner Kräfte zuzog, zu welcher ihn der geringe Gehalt, den er bezog (er betrug in seinem letzten Lebensjahre vierhundert Gulden!), nöthigte.

Man sieht, das Vaterland hat ihm nur wenig zu bieten vermocht. Das Leben des im Auslande Gefeierten war ein mühsames und sorgenvolles, sobald er deutschen Boden betrat. Obwohl gerade er den Ruhm des deutschen Namens mehren half, hat ihm seine Heimath nur in geringem Maße weder das, was er für sie that, vergolten, noch seine Liebe, die er ihr entgegentrug, erwidert. Sein Wirken in Gießen fällt in eine Periode der Reaction, wo man keinen Drang fühlte, wissenschaftliche Capacitäten zu unterstützen und zu belohnen. Nörgeleien und Plackereien war er vielfach ausgesetzt, und oftmals sehnte er sich auf deutschem Boden nach dem stillen, harmlosen Leben unter den Kannibalen Neu-Seelands.

Als Gelehrter war er ein Forscher im großen Style, ein die verschiedensten Zweige des Wissens umfassender Genius, der, gleichwie er keinen Sinn hatte für das wissenschaftliche Kleingewerbe, es auch verschmähte, sich mittelst der Hilfsmittel, deren sich dieses bedient, der Mache des gelehrten Cliquenwesens die Wege zu bahnen. Die wissenschaftliche Stellung, die er einnahm, hatte er einzig und allein selbst errungen, und später, als er in Deutschland lebte, hatte er nicht gezaudert, in einem Falle, in welchem es sich um seine wissenschaftliche Ueberzeugung handelte, dieselbe rückhaltslos auszusprechen, obwohl er voraus wußte, daß er dadurch die Freundschaft eines ihm früher gewogenen, damals allmächtigen Gelehrten verlieren würde.

Sein Tod ging beinahe unbemerkt von der Oeffentlichkeit vorüber. Nach Neu-Seeland, wo heute noch Colonisten und Ureinwohner leben, die sich seiner erinnern, drang keine Kunde von seinem Ableben.

Dort hatte man ihn schon längst zu den Verstorbenen gezählt, denn als im Jahre 1847 die neuseeländischen Zeitungen die Nachricht von dem Tode seines Vetters, des Chirurgen Professors Dr. Joh. Friedrich Dieffenbach in Berlin, meldeten, veranstalteten die Neu-Seeländer, nach einem in der „Times" erhaltenen Berichte, Todtenfeierlichkeiten zum Gedächtniß an den Erforscher der Insel, und Klagegesänge, die zu Turmaki und Mukau ertönten, gaben den Gefühlen der Freundschaft Ausdruck die man für den vermeintlich Todten empfand:

„Des Himmels Sterne sind erbleichend und zerstreut,
Es scheinen nimmermehr Tutahi und Rehua,
Der Sturm, der über dir, o Fremdling, wachte,
Fiel auf das bange Land und löschte aus für uns.
Traurig steht im Süden Tangarino,
Und mit dem Federbusch Arawa's spielt die Welle,
Doch deiner Größe Ruhm ist wie des Donners Stimme,
Und eingegraben steht am Firmament dein Name!*

Johann Jacob Kaup.

Zu der großen Zahl hervorragender, schöpferischer Männer, welche das Gebiet der Wissenschaft durch weittragende Entdeckungen erweitert, gehört auch ein Mann, der in Darmstadt viele Jahre bescheiden unter seinen Mitbürgern verkehrte und in dem diejenigen, mit welchen er umging, oft Niemand weiter zu erblicken schienen, als ihren alten Schulkameraden und Freund Johann Jacob Kaup, ein Mann der weit entfernt von dem Brahminenthum moderner Universitätsprofessoren, die, von gelehrtem Zunftdünkel erfüllt, sich ängstlich von der Berührung mit jedem nicht Zünftigen abschließen, sich freute, in Gemeinschaft mit seinen Schul- und Altersgenossen, und wenn es auch bescheidene Bürger und Handwerker waren, einige Stunden am Biertisch zu verplaudern. Und doch war Kaup, den seine Vaterstadt nur als den Inspector des Naturaliencabinets kannte, und von dem man auch wußte, daß er ein großer Vogelkundiger war und daß er, wie jeder Schullehrer zu thun pflegt, auch Bücher geschrieben, ein Forschergeist ersten Ranges, dessen Name in allen Theilen der Erde unter den Gelehrten genannt wird, dem die Wissenschaft eine Fülle von Entdeckungen verdankte, für die Geologie und Zoologie nicht minder folgenschwer und bedeutsam wie eine Anzahl derer, welche wir seinem berühmten Schulfreund und Altersgenossen Justus Liebig verdanken. Nur der Umstand, daß Kaup's Wissenschaft die Paläontologie, nicht in dem Maße für das praktische Leben von Bedeutung wie die Chemie, und daß sie nicht in dem Maße volksthümlich ist, wie die Geschichtskunde, die in seinem anderen Altersgenossen Gervinus einen ihrer hervorragendsten Vertreter besaß, läßt es erklärlich erscheinen, wie die hohe wissenschaftliche Erscheinung Kaup's nicht viel über die Kreise der Fachgenossen und diejenigen der Höchstgebildeten im Publikum ihren Schatten warf. Niemand wußte in seiner Vaterstadt von dem Ansehen, in welchem er schon als junger Mann bei den Größen der Wissenschaft, einem Oken, einem Cuvier stand; von seinen ausgebreiteten wissenschaftlichen Verbindungen, von der großen Anerkennung, die ihm das Ausland, namentlich England und Frankreich, zollten, man wußte nichts von den verschiedenen großartigen wissenschaftlichen Aufträgen die der einfache, anspruchslose Mann von dort aus erhielt und wegen deren er sich während längerer Zeit jedes Jahr mehrere Monate in London und Paris aufhalten mußte, abgesehen von einem fast vierjährigen Aufenthalt in Südfrankreich (Cette) zur Erforschung der Thierwelt des Mittelmeers. Im britischen Museum und im Pariser Naturalien-Cabinet vor allem sprangen die Früchte seines Wirkens und scharfen Blicks in der Bestimmung und Ordnung der Thierschöpfung, ihrer Arten und Gattungen in's Auge, vorzüglich im Gebiet der Amphibiologie, Ornithologie und Paläontologie.

„In der That wird von keinem andern Zoologen in neuer Zeit gesagt werden können", schreibt Professor Röder zu Heidelberg (gleichfalls ein Darmstädter), daß er, wie Kaup, von früher Jugend an bis zum vollendeten siebenzigsten Jahre mit beharrlichem Fleiß und solchem so überaus seltenen vergleichenden Scharfsinn nach und nach die ganze Thierwelt der eingehendsten Forschung unterzogen, eben dadurch einen so unbefangenen Ueberblick über sie gewonnen habe und in Folge davon eine gleiche Befähigung zu ihrer Ordnung und Eintheilung (Classificirung) in einem wahrhaft natürlichen System.

Kaup wurde zu Darmstadt am 10. April 1803 geboren. Er besuchte mit seinen Altersgenossen J. Liebig und Gervinus bis nach seiner Confirmation das Gymnasium seiner Vaterstadt. Das Gymnasium war damals schlecht, und die drei Jungen paßten nicht in den Boden, in welchen man sie verpflanzt hatte; insbesondere fanden Kaup und Liebig, in denen sich frühzeitig der feurige Genius der

* Aus einer Uebersetzung einer neuseeländischen Todtenklage von Julius Haast.

künftigen Naturforscher zu regen begann, keinen sonderlichen Gefallen an der trocknen Büchergelehrsamkeit, welche man ihnen einzuflößen versuchte. Es ging, wie es häufig zu gehen pflegt, Lehrer und Schüler beurtheilen einander mit wechselseitiger Geringschätzung, nur daß in diesem Falle, die Schüler ausnahmsweise Recht behielten. Insbesondere war es der Conrektor Storck, von dem ältere Herren in Darmstadt noch manche ergötzliche Geschichte zu erzählen wissen, der auf die drei Jungen, von welchen Kaup und Liebig gewöhnlich die untersten Plätze einnahmen, einen Zahn hatte. Kaup hatte es später oft in vertraulichem Kreise erzählt, wie er im Gymnasium Ultimus war und der „dumme Liebig", so nannte ihn der Conrektor Storck, manchmal mit ihm das Arrestlokal theilte. Kaup wurde nach der Confirmation aus der Anstalt genommen, in welcher er nicht gedeihen wollte, und warf sich nun, nachdem er mit dem lästigen Latein und Griechisch nicht mehr gequält wurde, mit um so größerem Eifer auf das Studium der Säugethiere und Vögel. Die Prachtwerke der Großherzoglichen Hofbibliothek und vor allem Feld und Wald lieferten ihm hierzu das Material. Durch Schreibstunden, welche er gab, und Ausstopfen von Thieren erwarb er sich nothdürftig die zur Bestreitung der Kosten seiner Studien erforderlichen Mittel.

Im Herbst 1822 wanderte er in Begleitung von Professor Röder, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, nach Göttingen, damals die erste Universität Deutschlands, wohin ihn der Ruf des berühmten Blumenbach zog. Ostern 1823 zog er jedoch enttäuscht von dort weg. Er hatte, erzählt Röder, auf der weitberühmten Göttinger Bibliothek nicht entfernt jene Schätze an naturwissenschaftlichen Schriften vorgefunden, wie sie Darmstadt besaß; ein Naturaliencabinet, das diesen Namen verdiente, fehlte damals ganz und in Blumenbach, dessen Größe lediglich auf seinen Forschungen in der Physiologie und vergleichenden Anatomie beruhte und der auch nur in dieser Beziehung eine ausgezeichnete Sammlung besaß, entdeckte Kaup alsbald mit Schrecken einen Mann, dessen Vorlesungen über Naturgeschichte nur auf Unterhaltung seiner zahlreichen Zuhörerschaft berechnet waren, dessen so oft aufgelegtes Handbuch der Naturgeschichte fast blos aus Linné's und Anderer Werke geschöpft war. Nachdem Kaup auf der Heimreise einen Umweg nicht gescheut hatte, um den bekannten Ornithologen Pfarrer Brehm kennen zu lernen, machte er demnächst im Frühjahr 1823 einen letzten ebenso verfehlten Versuch, durch Aufwendung der kümmerlichen Reste seines mütterlichen Erbtheils in Heidelberg sein zoologisches Wissen zu bereichern.

Nachdem in Heidelberg abermals seine Hoffnungen gescheitert waren, entschloß er sich, eine der bedeutendsten Sammlungen Europa's aufzusuchen und durch Selbststudium das zu erlangen, was ihm kein academischer Lehrer zu bieten vermochte. Mit wenigen Gulden in der Tasche machte er sich auf den Weg zum Leydener Museum. Ein freundlicher Schiffer nahm den Jünger der Wissenschaft eine große Strecke rheinabwärts unentgeltlich mit, und so erreichte er denn auch mit seiner kleinen Baarschaft das ersehnte Ziel. Der berühmte Temmink, damals Director dieser Anstalt fand Freude an dem Wissensdurst und Unternehmungsgeist des jungen Mannes und stellte Kaup, dem er die Amphibien und Fische zuwies, sofort an dem Museum an. Da nun Kaup zugleich ein ungewöhnliches Geschick im Behandeln und Herrichten aller Naturalien hatte, erzählt sein Jugendfreund Röder, so daß er in dieser Beziehung drei- bis viermal so viel leistete und verdienen konnte als alle übrigen am Museum Angestellten, so würde er sich auch äußerlich glänzend gestanden haben, wenn es nicht der Eifersucht derselben auf den Fremden gelungen wäre, nach und nach alle seine guten Aussichten zu vereiteln. Schwerlich würde ihnen dieß so leicht geworden sein, meinte er selbst, wenn er etwas mehr Selbstverläugnung geübt, und wenn der jugendliche Stolz auf seine ersten wissenschaftlichen Entdeckungen neuer genera ꝛc. ihn nicht gehindert hätte, die eine oder die andere dieser Entdeckungen seinem Director zufließen zu lassen, anstatt sie alsbald unter eigenem Namen in der „Isis" zu veröffentlichen. So aber wurde ihm das Leben in Leyden bald allerseits dergestalt verleidet, daß ihm zuletzt nichts übrig geblieben sein würde, als der sehr bedenkliche Ausweg als naturwissenschaftlicher Reisender und Sammler in die indischen Ansiedlungen Niederlands sich zu begeben. Darum zog er denn schon nach zwei Jahren freilich mit einer überaus reichen wissenschaftlichen Ausbeute und der größten Erweiterung seiner zoologischen Kenntnisse in jeder Beziehung, wieder von dannen nach der Heimath, jedoch erst nach einem weiten Umweg und einer ziemlich romantischen Irrfahrt im Norden bis in die Elb-Herzogthümer.

In Darmstadt übernahm Kaup die Leitung des Gr. Naturaliencabinets mit einem Gehalt von — ein Beweis wie wenig man seine Leistungen zu würdigen im Stande war — 600 fl. Lange Zeit mußte er, obwohl er nach einigen Jahren von der Universität Gießen honoris causa zum Doctor der Philosophie ernannt wurde, seinen eignenen Conservator machen, und erst später wurde ihm eine angemessene Stellung zu Theil. In jener Zeit bekundete er eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit, und es vergeht kein Jahr, wo nicht ein Werk oder einige größere Abhandlungen, die eine Fülle neuer Ideen und Thatsachen enthalten, von ihm erscheinen. Sein merkwürdigstes Buch aus der damaligen Periode ist seine scizzirte „Entwickelungsgeschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt", Darmstadt bei C. W. Leske 1827, ein Werk, worin lange vor Darwin der Gedanke einer Entwickelung höherer aus niederen Thiergattungen in einer Anzahl parallel laufender, vom Amphibium an durch die Vogelwelt hindurch bis zum Säugethier aufsteigender Reihen dergestalt bis ins Einzelne ausgeführt war, daß diese jedenfalls geistreiche und von genauester Sachkunde zeugende Arbeit sicherlich das größte Aufsehen erregt haben würde, wenn — der Verfasser ein Ausländer gewesen wäre, oder auch, wenn schon damals, seltene Ausnahmen abgerechnet, englische und französische Forscher deutsch gelesen hätten. So aber ging diese Schrift fast spurlos vorüber. Kaup selbst betrachtete die scizzirte Entwicklungsgeschichte später als eine Jugendsünde und betrat alsbald in der Systematik einen anderen Weg. Gervinus, der kurz vor seinem Tode Kaups „Entwicklungsgeschichte" näher kennen gelernt, und durch sie erfahren hatte, daß es Jahrzehnte vor dem englischen einen deutschen Darwin gegeben, wünschte lebhaft, daß Kaup diese Thatsache öffentlich zur Sprache bringen und zugleich seine dermalige Ueberzeugung von der völligen Unhaltbarkeit der früheren eigenen sowie der Darwin'schen Ansicht ausführlich und ex professo kund thun solle. Auch Professor Röder hatte wiederholt und noch an Kaups 71. Geburtstag die gleiche Bitte ausgesprochen, und aus dessen Antwort ersehen, daß er darauf bedacht war sie zu erfüllen, und zwar in einer eingehenden, leider nicht ganz vollendet hinterlassenen Schrift, deren Druck jedenfalls höchst wünschenswerth sein würde.

Einige Worte aus seinem Brief mögen hier stehen, da sie aus dem Munde eines so vielseitigen Naturforschers manchen willkommen und vielleicht tröstlich sein werden. „Die Menschen sind die einzigen, in welchen das Nervensystem, das Auge und die Kopfregion zur vorherrschenden Entfaltung gekommen ist. Bei den Pithecidae (Orang, Chimpanse, Gorilla, Hylobates) ist die Athmung, das Ohr und die Brustregion zur Entfaltung gekommen, d. h. sie stellen am reinsten den Vogeltypus oder, was dasselbe sagt, den Fledermaustypus vor. Wer dies begreift, wird niemals zu dem verrückten Gedanken kommen, daß aus einem Athmungs-, Brust- und Ohrthier ein Kopf-, Aug- und Nervenwesen (Mensch) entstehen kann. Nicht Tausend, sondern Millionen und Milliarden Modificationen müßten vorgenommen werden, um aus einer solchen Bestie die niederste Menschenform zu schaffen. Jede Zeile meines neuen Werks ist gegen den Unsinn von Darwin und seinen Nachbetern gerichtet. Die Natur war doch wahrlich eine solche Baumeisterin, daß sie nicht zuerst einen Viehstall entworfen hat, um diesen in einen Tempel umzuformen". Bei Erwähnung dieser Kaup'schen Anschauung, fügt Röder hinzu, daß Kaup nichts gemein hatte mit Jenen, die durch ihre vermeintliche Naturforschung herabgekommen sind zu plattem Materialismus und Nihilismus, zum völligen Unglauben an Gott und an die göttliche Natur und Unsterblichkeit des Menschengeistes.

Von höchster Bedeutung waren Kaup's Entdeckungen auf dem Gebiete der Paläontologie, welche schon in die früheste Periode seiner Wirksamkeit fallen. Breits 1829 veröffentlichte er seine Abhandlung über das Dynotherium giganteum, dessen Riesenknochen, welche heute Prachtstücke des Darmstädter Cabinets bilden, damals in Eppelsheim aufgefunden wurden. Er war auf dem Gebiete der Paläontologie der würdige Nachfolger der großen Cuvier, und die gesammte heutige Paläontologische Sammlung, nächst dem British Museum die bedeutendste der Welt, in einigem sogar die Londoner Sammlung überragend —, ist so zu sagen einzig und allein die Schöpfung unseres Kaup. Er war Mitglied zahlreicher naturwissenschaftlicher Gesellschaften und Academien, in Neu-Seeland benannte man einen Berg, den Mont Kaup nach ihm, und Gelehrte in allen Theilen der Erde bekundeten durch Geschenke an die Sammlung, welche die Ehre hatte ihn als Vorstand zu besitzen, ihre Sympathien für den Forscher. Zahlreiche Geschenke machte er selbst der Anstalt, die heute als Ruhm und eine Zierde

der Stadt Darmstadt und des Großherzogthums vor uns steht. Kaup starb am 4. Juli 1873 nach kurzer Krankheit. Ehre seinem Andenken!

Justus Liebig.

Der berühmteste und populärste Chemiker unseres Jahrhunderts war ein Altersgenosse von Johann Jacob Kaup. Justus Liebig, der Sohn des Materialisten Georg Liebig, wurde zu Darmstadt am 13. Mai 1803 geboren, und besuchte mit Kaup, wie bereits oben bemerkt wurde, das Gymnasium zu Darmstadt. Wie Carl Vogt erzählt, dessen Familie mit derjenigen Liebig's befreundet war, saß der „dumme Justus" im Gymnasium gewöhnlich wie versteinert auf seinem Sitz und wußte niemals zu antworten, wenn einer der Stockphilologen, die damals am Ruder waren, eine Frage an ihn richtete. Als Liebig nach seiner Confirmation die Anstalt verließ, fragte ihn der Conrector Storck: „Nun, Liebig, was willst du werden"? — „Chemiker", antwortete Liebig frisch. — „Dummer Junge, was ist denn das", fragte Storck zurück und konnte gar nicht rund bekommen, wie in dem Kopf des „dummen Justus", „des Schafskopfs Liebig", wie er auch mitunter titulirt wurde, sich die Welt eigentlich ausnähme.* Weil die Lehrer einstimmig erklärt hatten, es sei aus dem Jungen nichts zu machen, wurde er in seinem fünfzehnten Jahre bei einem Apotheker Werle in Heppenheim, in die Lehre gegeben, der ihn aber auch bereits nach wenigen Monaten zum Pillendreher untauglich befand. Der Apotheker sah, daß der Junge für die eigentliche „Apothekerkunst" kein Interesse hatte, und außerdem wurde er ihm lästig durch seine Versuche mit explodirenden Verbindungen, Versuche, die ihn später zu seiner ersten wichtigen Arbeit über die Knallsäure führten, und wobei ihm einmal ein Stück Dach in die Luft flog. Er begab sich nach Bonn und Erlangen, um dort chemische Studien zu machen, und ein Glück für ihn war es, daß Großherzog Ludwig I. sich für den jungen Mann interessirte und ihn nach Paris sandte, wo damals unter Gay-Lussac, Ténard, Dulong, Vauquelin, Biot und Anderen die hohe Schule für chemische Studien war. Dort lernte er den großen Humboldt kennen, der ihm ein väterlicher Freund wurde, ihn bei seinen Arbeiten ermuthigte, und als der junge Liebig 1823 mit seiner Epoche machenden Arbeit über Knallsilber und Knallquecksilber vor die Oeffentlichkeit trat, war er es, der vorzugsweise auf die ungewöhnlichen Leistungen des jungen Chemikers hinwies. In Folge des Aufsehens, welche diese seine erste wissenschaftliche Arbeit erregte, wurde Liebig bereits 1824, also mit einundzwanzig Jahren, zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Hochschule zu Gießen und zwei Jahre später zum ordentlichen Professor dieses Faches daselbst ernannt.

Der junge Professor war in jeder Beziehung eine Abnormität für den alten Universitätszopf der Stadt an der Lahn, wo man ihm alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg warf. Der in Erlangen erworbene Doctorhut wurde erst nach einem abermaligen Examen in Gießen anerkannt, als ob damals in Gießen irgend Jemand gewesen wäre, der Liebig in Chemie hätte examiniren können; als aber der definitiv angestellte Professor gar ein Laboratorium verlangte, da wurden alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, sich solchem unerhörtem Ansinnen zu widersetzen.**

Im Herbste 1833 waren alle diese Hindernisse siegreich überwunden und das erste wirkliche Universitätslaboratorium stand für Alle geöffnet da; es bestand im Sommer 1834 aus einem Saale, in dessen Mitte der Herd sich befand, während an den Seiten die Plätze für die Laboranten angebracht waren. Vor dem Saale eine gedeckte Säulenhalle, vorne offen, die zur Entwicklung stinkender oder giftiger Gase benützt wurde, dahinter drei oder vier Kabinete, für Waagen, Präparate, Glasbläserei, in welcher Liebig's Assistent Dr. Ettling Meister war, und Glaswaaren, und diesen Kabineten gegenüber Liebig's Privatlaboratorium und sein Studirzimmer. Um's Jahr 1834 begann das Laboratorium von weit her Schüler an sich zu ziehen; es war das erste Musterlaboratorium Deutschlands, das durch die zahlreichen, theils von Liebig selbst, theils unter seiner unmittelbaren Leitung ausgeführten frucht-

---

* Diese Episode wurde mir von Herrn Rentner Ph. Bechtolb, einem Alters- und Schulgenossen Kaups und Liebigs, erzählt.

** Siehe das „Ausland" Jahrgang 1872.



Professor Dr. Justus v. Liebig.



baren Arbeiten sich einen wahren Weltruf erwarb und durch ein Vierteljahrhundert die berühmteste Bildungsstätte angehender Chemiker aller Nationen blieb.

Liebig förderte nun in Gießen eine Reihe weittragender Arbeiten, theils dem Gebiete der engeren Chemie, theils der Physiologie angehörig, zu Tage. Namentlich in letzterer Beziehung, durch seine Anwendung der Chemie zur Erklärung der Lebensvorgänge, rief Liebig eine neue Wissenschaft in's Leben, die sich unterdessen als besondere Wissenschaft von der eigentlichen Chemie abzweigte. Die reichen Ergebnisse seiner Forschungen wandte er, wie seine „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" beweist, in einer großartigen Weise auf das praktische Leben und auf die Fragen an, welche andere Gebiete des menschlichen Wissens berührten und der Techniker, wie der Landwirth und der Arzt theilten sich in den Nutzen, welchen die großartige Anregung brachte, die von seinem schöpferischen Genius ausging. Liebig hat nicht nur, sagt Carl Vogt, wie ein zweiter Hercules den Augiasstall der alten Medicin gereinigt, indem er den Strom der „exacten Versuche" durch ihn leitete: er hat auch mit seinem Geiste die Ackerscholle verjüngt und befruchtet und die Interessen des Bodenkapitals erhöht; er hat eine solche Fülle geistigen und materiellen Fortschrittes eingeleitet, daß ein ganzes Heer seiner Epigonen noch heute damit emsig beschäftigt ist, die gewaltigen Goldbarren seiner Entdeckungen in landläufige Scheidemünze umzuprägen.

In der Chemie selbst sind seine Entdeckungen in einem kurzen Aufsatze kaum aufzuzählen, nicht nur seine zahlreichen Arbeiten über die Cyan- und Ferrocyan-Verbindungen, sowie eminente Arbeiten auf dem Gebiete der Elementar-Analyse sind hier zu erwähnen, er begründete so zu sagen die gesammte moderne Chemie, nicht nur die synthetische und analytische, sondern er ist auch der Schöpfer der gesammten gegenwärtig allerwärts eingeführten chemischen Unterrichtsmethode, welche den Schüler zuerst mit den Eigenschaften der Körper vertraut macht, ihn dann, von leichteren Aufgaben zu schwierigeren fortschreitend, allmählich in die Kunst des Experimentirens und chemischen Denkens einweiht und ihn schließlich zu selbstständiger Forschung leitet. Wie die rasche Entwicklung der Chemie auf alle Zweige der Naturforschung, die mit ihr in Beziehung stehen, den anregendsten Einfluß äußerte, so wurde auch der ganze naturwissenschaftliche Unterricht durch diese Entwickelung des chemischen Unterrichtes umgestaltet. „Alle die großartigen Anstalten, die jetzt die naturwissenschaftliche Bildung jedem leicht zugänglich machen", sagt J. Volhard, sein langjähriger Assistent, „stehen in enger Verbindung mit dem kleinen Laboratorium, das Liebig 1824 in Gießen begründete. Und wenn Freiheit, Gesittung und Wohlfahrt der Menschen in der geistigen Bildung ihre wahre Grundlage haben, so ist Liebig, wie kein Anderer, ein Wohlthäter der Menschheit".

„Nur selten", erzählt Volhard, „wird einem Menschen so viele Huldigung und Verehrung zu Theil, wie sie Liebig empfing. Von Fürsten, gelehrten Gesellschaften und bürgerlichen Corporationen strömten ihm Ehrenbezeugungen aller Art zu. Seine erste Reise nach England glich einem Triumphzug, den Rhein hinab und die Themse hinauf flaggten die Schiffe und donnerten die Kanonen zu seinem Empfang".

„Jetzt halten Sie mir einen kleinen Vortrag, lieber Baron", sagte im Auditorium der Kaiser von Brasilien zu ihm. „So, nun kann ich doch sagen, daß ich zu Füßen Liebig's gesessen und sein Schüler gewesen bin."

An jeder Art des geistigen Lebens nahm er den regsten Antheil. Seine Belesenheit nicht bloß in den Werken der verschiedenen Naturwissenschaften, sondern in allen Zweigen der Literatur war erstaunlich; da gibt es kein hervorragendes Geschichtswerk, das er nicht durchgesehen, keine Reisebeschreibung, aus der er nicht mit sicherem Blick das Wichtigste herausgefunden hätte, und sogar von den Erzeugnissen der Belletristik ist ihm wohl nichts Bedeutenderes fremd geblieben. Vorwiegend nahmen sein Interesse alle culturgeschichtlichen Arbeiten in Anspruch; der Einfluß der naturwissenschaftlichen Kenntnisse auf den Culturzustand der Völker beschäftigte sein Nachdenken sehr vielfach, und in seinen Schriften finden sich darüber viele merkwürdige Stellen.

Wenn er in früheren Jahren durch seine intensive wissenschaftliche Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen war, um sich mit Politik zu befassen, so wendete er in seinen späteren Jahren der politischen Entwicklung unseres Volkes ein um so regeres Interesse zu.

Als im Sommer 1870 der Krieg mit Frankreich ausbrach, war er eben in der Genesung von einer langen und schweren Krankheit begriffen. „Wie dankbar bin ich", rief er aus beim Eintreffen der Nachrichten von Versailles, „daß ich die Einigung Deutschlands noch erleben durfte!"

Seine Begeisterung für die freiheitliche Entwickelung des geeinigten Vaterlandes legte er mannigfach an den Tag. Es kränkte ihn nicht wenig, daß sein Wahlzettel für die Candidaten der Fortschrittspartei bei den letzten Münchener Gemeindewahlen nicht angenommen und damit in der wichtigen Sache eine Stimme verloren wurde. Er hatte geglaubt, als Ehrenbürger stimmberechtigt zu sein, und daher versäumt, das Bürgerrecht zu erwerben.

Im Frühjahr 1871, als die Krankheit sich eingestellt hatte, die ihn damals mehrere Monate ans Bett fesselte, glaubte er sicher, es gehe mit ihm zu Ende. Er ordnete seine Angelegenheiten bis ins kleinste Detail, bestimmte, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden solle, ließ seinen Sarg anfertigen und behandelte seinen baldigen Tod als eine ganz ausgemachte Sache. Von dieser Krankheit ist er nie wieder völlig genesen. Schlaflosigkeit und chronischer Kopfschmerz blieben zurück, die ihm viele Plage verursachten und ihn namentlich am Arbeiten hinderten.

Das intensive Durchdenken irgend eines Problems, klagte er oft, sei ihm ganz unmöglich geworden, sowie er versuche, anhaltend nachzudenken, stelle der lästige Kopfschmerz sich ein. Dies verdarb ihm die Lebenslust. Wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß er sich nach dem Tode gesehnt habe, so war ihm doch das Leben ziemlich gleichgültig geworden; es ist nicht mehr der Mühe werth zu leben, meinte er, wenn die wahre Thatkraft geschwunden ist.

Seinem Tode, der am 18. April 1871 erfolgte, sah er mit der größten Ruhe und Gelassenheit entgegen. „In der Natur", sagt er, „ist alles nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen so wohl geordnet, daß, was auch immer nach dem Tod aus uns werden mag, sicherlich das beste daraus wird, was unter den gegebenen Umständen daraus werden kann".

Liebig war Doctor der Philosophie und Medicin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München und zwar in letzterer Zeit Präsident derselben und seit 1855 auch auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie. Früher schon hatte ihn der Großherzog von Hessen in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste in den Freiherrnstand erhoben.

„Ich habe selten einen Mann gekannt", schreibt Carl Vogt, „der so ganz den Eindruck einer schönen und bedeutenden Persönlichkeit gemacht hätte. Das große Auge, weit geöffnet, hatte eine eigenthümliche Schärfe und doch dabei etwas fieberhaft Erregtes und Träumerisches zugleich; Stirn, Nase, Mund und Kinn scharf geschnitten und besonders im Profil klassisch schön; im ganzen Wesen etwas hastig Stürmendes und doch Bestimmtes und Sicheres. Man fühlte sich im ersten Augenblicke fast verwirrt und verdutzt ihm gegenüber, um so mehr, als seine Art zu sprechen durchaus eigenthümlich war. Einen Meister der Sprache konnte man ihn anfangbs durchaus nicht nennen; ja sogar im Experimentiren vor Zuhörern war er meist unglücklich, da er, sonst so ruhig und gewandt in seinem Laboratorium, in den Vorlesungen durch Hast und Uebereilung vieles gut Vorbereitete zu Grunde richtete. Der Ton seiner Stimme hatte etwas dumpf Näselndes, wie bei einem leichten Schnupfen; seine meisten Schüler hatten sich später diesen Ton ebenso angewöhnt wie seine besonderen Redewendungen. Trotz dieser Unvollkommenheiten im Vortrage übten seine Vorlesungen doch einen mächtigen Zauber aus; man sah es ihm an, welch' heiliger Ernst es im um seine Wissenschaft war und wie sehr er sich bemühte, das Feuer, das ihn verzehrte, auch Anderen mitzutheilen".

Das fünfzigjährige Wirken dieses Mannes hat einen unendlichen Culturvorrath geschaffen, und noch lange nach ihm wird die Anregung fortwirken, die von ihm ausging und welche sich in seinen chemischen Briefen, seiner Agriculturchemie und seiner organischen Chemie in so blendender Weise kundgab. Ehrfurchtsvoll blicken wir auf dieses für die Wissenschaft und die gesammte Menschheit so segensreiche Leben zurück, als auf eine glänzende, wunderbare Erscheinung, deren Glanz und Pracht noch fortwirkt, nachdem sie längst dem Gesichtskreise der Sterblichen entrückt ist.



Liebig's Laboratorium.

Georg Gottlieb Gervinus.

Der Dritte der drei Schulfreunde, welche so Außerordentliches zu leisten bestimmt sein sollten, war Georg Gottlieb Gervinus, geboren zu Darmstadt am 20. Mai 1805.* Auch er hatte vor Liebig und Kaup als Schüler nicht viel voraus; doch versichern Altersgenossen, daß er es, was Sprachen und Geschichte anlangte, den beiden zukünftigen Naturforschern zuvorthat; auf keinen Fall errieth man jedoch in dem Knaben den gewaltigen Genius, der in ihm wohnte, und glaubte ihn für einen bürgerlichen Beruf bestimmen zu müssen. Nach seiner Confirmation trat er als Lehrling in das Handlungshaus von L. Schwab ein; er gab jedoch nach vier Jahren die Kaufmannschaft auf, studirte ein Jahr zu Gießen und hierauf anderthalb Jahre zu Heidelberg Philologie und Geschichte. Im Jahr 1827 trat er als Lehrer in das Lautermann'sche Erziehungsinstitut in Frankfurt a. M. ein,** er erwarb sich 1829 zu Heidelberg die philosophische Doctorwürde, und im Herbst desselben Jahres wurde er der Erzieher eines englischen Lords. Diese seine pädagogische Wirksamkeit veranlaßte die Entstehung seines ersten Werkes, seiner Geschichte der Angelsachsen, Frankfurt bei Brönner 1829. Auf seine „Geschichte der Angelsachsen" folgte 1833 der erste Band seiner historischen Schriften. Er unternahm dann eine wissenschaftliche Reise nach Italien und wurde, von dieser zurückgekehrt, 1825 zum außerordentlichen Professor der Philosophie zu Heidelberg ernannt. Mehr und mehr entfaltete sich hier die Genialität des jungen Schriftstellers. Seine Arbeiten, namentlich der erste Band der historischen Schriften, lenkte die Aufmerksamkeit Dahlmanns auf ihn, auf dessen Veranlassung er 1836 als außerordentlicher Professor der Geschichte und Literatur nach Göttingen berufen wurde. Seine Wirksamkeit daselbst endigte jedoch bereits 1837. Er gehörte zu den sieben Göttinger Professoren, welche gegen die Aufhebung der Verfassung protestirten. In Folge dieser Protestation wurde er seines Amtes entlassen und, da er es hauptsächlich war, auf dessen Veranlassung dieselbe in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, wurde ihm befohlen, binnen drei Tagen das Königreich Hannover zu verlassen. Er begab sich nach Darmstadt, wo er einige Zeit lebte, und dann nach Heidelberg. Im Frühjahr 1838 begab er sich abermals nach Italien, wo er sich in dem darauf folgenden Winter in Rom mit historischen Studien beschäftigte. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er bis Herbst 1839 in Darmstadt, um welche Zeit er nach dem ihm lieb gewordenen Heidelberg übersiedelte. Anfangs ausschließlich schriftstellerisch beschäftigt, begann nun daselbst für ihn eine neue großartige Wirksamkeit, zu welcher sich nach 1850 noch seine von ihm wieder aufgenommene academische Lehrthätigkeit hinzugesellte. Eine Reihe bedeutender, epochemachender Werke — darunter vor Allem seine „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" — hat er während seines zweiten Aufenthalts in Heidelberg veröffentlicht, und zu frühe für die Wissenschaft ereilte ihn in seinem Wirken am 17. März 1871 der unerbittliche Tod.

Betrachten wir die schriftstellerische Thätigkeit von Gervinus, so sind seine Erstlingsarbeiten, die Geschichte der Angelsachsen und eine Ausgabe des Thucidides, Arbeiten, welche beinahe nur die historische Quellenforschung zum Gegenstande haben. In seinen beiden nächsten Schriften, die „Geschichte der Florentinischen Historiographie bis zum sechszehnten Jahrhundert nebst einer Characteristik des Machiavell" und der „Versuch einer Geschichte von Arragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königsstamms" — beide machen den ersten Band seiner historischen Studien aus, — nimmt seine wissenschaftliche Thätigkeit bereits einen neuen Character an, er verarbeitet und interpretirt die Ergebnisse seiner Forschung und gelangt zu Gesammturtheilen nach Art des Geschichtsschreibers im großen Style. Die Ereignisse der Jahre 1830 und 1831 waren es, die ihre Einwirkung auf seine Schreibweise begannen und ihn lehrten, die Geschichte anzuwenden auf die Ereignisse des Tags; „wer einigen

* Sein Geburtshaus ist die heutige Bockshaut, welche damals seinem Vater, dem Gerber und Weinhändler Georg Gervinus, gehörte.

** Vergl. S. E. Scriba, hessisches Schriftsteller-Lexikon. Verlag von G. Jonghaus 1831 und 1843.

Begriff davon habe, wie die Zeitläufe auf eine offene Seele, die am Schicksal der Menschheit Antheil nimmt, bestimmend einwirken", der werde sich leicht erklären, wie er bei der nackten historischen Forschung nicht stehen geblieben sei. Man werde wohl sein warmes Bestreben erkennen, daß er nicht um das ächte Wissen, noch um das wahre Leben betrogen werden möchte, „eine Gefahr, die einem Schriftsteller in solchen Zeiten, wie die unsere, so leicht droht, wenn er seine Wissenschaft der Bewegung des äußeren Lebens entweder völlig Preis gibt oder ganz verschließt". Noch mehr trat dieses Bestreben, „der Bewegung des äußeren Lebens gerecht zu werden" durch seine 1835 unternommene Gründung „der deutschen Jahrbücher" hervor, in deren Programm der Herausgeber die Ueberzeugung ausspricht, „daß eine richtige, ernste, besonnene Erkenntniß unserer Zeit das alleinige Heilmittel ist, das uns erhalten kann". Bestimmte Gedanken, die uns die Einsicht in unsere gegenwärtige Lage und Bedürfnisse nahe legen, die das Leben bewegen und die großen Interessen unseres Volks berühren, jedes Werk besonders historischer und publicistischer Art durchdringen und erhalten mögen". Die Ungenießbarkeit der streng gelehrten Werke müsse verschwinden und eine freiere Behandlung an die Stelle treten, „die ohne die Gründlichkeit zu gefährden, einem größeren Publicum die Früchte unserer gelehrten Cultur annehmbar macht". Die gesammte publicistische Thätigkeit von Gervinus folgt nunmehr diesen Maximen. Fruchtlos war sein Plan zur Reform der deutschen Universitäten, den er 1839 veröffentlichte. Ein Jahr später vollendete er sein großes Werk über die „Poetische Nationalliteratur der Deutschen" (Leipzig 1840), das bereits zwei Jahre später eine zweite Auflage erlebte. Dem Grundsatze bei Wahl der Stoffe und ihrer Behandlung nicht persönlicher Neigung, sondern dem Bedürfnisse der Zeit nachzugehen, folgte er auch bei der Characteristik Georg Forsters, welche 1836 mit den gesammelten Schriften Georg Forsters erschien. Mehr und mehr folgte er dieser Maxime, die endlich, als die Ereignisse des Jahres 1848 eintraten, bei ihm die allein maßgebende wurde. Im Vorparlament bezeichnete er am 30. März als die Aufgabe des deutschen Staatsbaus: „Eine erbliche Monarchie, von demokratischen Institutionen umgeben, muß die durchgreifende Staatsform von oben nach unten sein", und fügte hinzu, daß die erbliche Würde nur Preußen zu Theil werden könne. Was damals geschrieben und gesprochen wurde, ist heute alles eitel Maculatur geworden; allein es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß Gervinus den einzigen richtigen Weg einer Reform der Bundesverfassung und Begründung einer erblichen Monarchie mit Preußen an der Spitze frühzeitig erkannte. In der Verwirrung jener Tage verhallte seine Stimme jedoch erfolglos. Auch im Parlamente, dem er angehörte, gerieth er fortwährend in Conflicte mit seiner Partei, zu welchem sich im Juli 1848 ein Conflict mit dem Verleger der „Deutschen Zeitung", Bassermann, welche er redigirte, hinzugesellte. Er legte sein Mandat und die Redaction des Blattes nieder und reiste zu seiner Erholung nach Italien. Nach einigen Monaten kehrte er zurück, ohne daß der Verlauf der Dinge in Deutschland ihm neuen Muth einzuflößen vermochte. Am 22. Dezember 1848 entrang sich ihm folgendes in der deutschen Zeitung enthaltenes Bekenntniß: „Es ist aus dem neunmonatlichen Verlaufe des embryonischen neuen Staatslebens in Deutschland klar: 1) Wir sind der Selbstregierung, obgleich wir so vollmännlich die Volkssouveränität in Anspruch genommen haben, noch nicht fähig. Die Reichstage in Berlin und Wien haben das unwidersprechlich bewiesen. Man hat den Berliner Landtag, dem heute das Volk zu Füßen lag, morgen mit einem thörichten Streiche alle seine Gunst verscherzen sehen; eine gehaßte Regierung konnte mit einer fertigen Verfassung ihn und alle seine Popularität umwerfen in einem Nu, und diese schnell schon müde gewordene Nation ist froh zum inneren Frieden zu kommen, wenn auch unter dem Spotte der Welt. 2) Wir sind zur Einheit Deutschlands nicht reif. Der Reichstag in Frankfurt hat das unwidersprechlich bewiesen. Man weise nicht die Symptome in Frankfurt zurück als die blos zufälligen Aeußerungen zufälliger Parteien. Diese Parteien, die der Einheit aus politischen, socialen, confessionellen Gründen entgegenwirken, sind in der Nation und jede neue Zusammensetzung des Reichstags wird sie wieder bringen. 3) Wir verstehen von äußerer Politik und ihren ersten Erfordernissen, ohne die die Nation nie etwas sein wird, nichts. Wir sind daher auch zur Nationalität im politischen Sinne noch nicht reif. Ich habe mich vollständig geirrt. Ich habe mich wider Willen und mit innerlichstem Widerstreben überzeugen müssen, daß uns die geistige Schule der Kunst und Wissenschaft wenig Einsicht gebracht, den Instinkt des Willens gelähmt und die Kraft des Handelns gebrochen hat".



Georg Gottlieb Gervinus.

Im Jahr 1849 als die Reaction hereinzubrechen begann, fand er Erholung und Beruhigung bei seinem Werke über Shakespeare, dessen erster Band damals erschien. Bald darauf erschien eine neue Auflage seiner Literaturgeschichte. Unmittelbar an die vorausgegangenen Ereignisse schließt sich seine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" an, ein Buch, gegen welches sich in ganz unerwarteter Weise die politische Verfolgung richtete. Die Ursache dieser Verfolgung waren der Hauptsache nach die Zugeständnisse, welche das Werk den demokratischen Ideen macht, und die Absicht des Verfassers den Kern der Nation für diese Ideen zu gewinnen. Gervinus war zu dieser seiner Vergangenheit widersprechenden Anschauung gekommen durch die Enttäuschung, welche ihm der Mißerfolg der monarchischen Idee im Jahr 1848 bereitet hatte. Nur wenige Jahrzehnte sollte es währen und Deutschland sollte eine Staatsform finden, in welcher die demokratischen Ideen durch die Monarchie gemäßigt erschienen, eine Monarchie, mit demokratischen Institutionen umgeben, die Gervinus bei seinen Plänen des Jahres 1848 vorschwebte. Es sollte der Staatsmann erscheinen, auf welche eines seiner Xenien Anwendung finden kann, das in einer seiner früheren Perioden — 1846 — entstand:

Sendet uns Götter herab die hohe Kraft des Herakles,
Daß er im Lande vertilg' allen politischen Wust.
Neue Kräfte fürwahr zu üben, steig' er hernieder;
Denn nur ein Spiel gegen dies war, was er vormals gethan.
Rings umgeben uns Greuel und Ungethüme in Unzahl,
Und nach dem rettenden Gott schreit die gemeinsame Noth.
Erst ausbrech' er des Löwen Gebiß, die feindlichen Heere,
Und militärischen Trotz; kleide dich dann in die Haut.
Hierauf tilg' er mit Feuer uns aus die Titelsucht Hydra,
Heil mir so den Krebsschaden am Leibe des Volks.
Liefre den Eber mir dann, den demagogischen Wühler,
Der mir an's junge Gesträuch leget den fressenden Zahn.
Jetzo die Hindin fang er mir ein, die bewegliche Schnellkraft
Und in dem Haine des Volks mehre sich fruchtbar die Art,
Auch den Aktenmist im Augiasstall der Gerichte
Flöß er mit Stromesgewalt mir aus dem Lande hinweg,
Denn das schreiende Volk stymphalischer Liberalen
Uebertäube die Pauck', treffe der Pfeil,
Tilg auch die böse Natur der diomedischen Rosse,
Die wie ein lockeres Gericht alles, was fremd ist, verspeist.
Weiter den Stammgeist dann, der wie der Riese Antäus
Klebt an der Scholle, mit Kraft heb' er erdrosselnd empor.
Und dem Riesen im West, deß Rumpf drei Häupter begehren,*
Raub' er die Rinder zurück, die er im Elsaße stahl.
Auch den Ländergürtel der russischen Amazone
Brech er mit Macht, der drei Theile der Erde verknüpft,
Sag' ich's, ja auch dich Republik vielköpfiges Unthier,
Zwing er drei Tage zur Schau — ewig dann hab dich der Schlund**
Endlich pflück er Hesperische Aepfel, o Freude dem Anblick,
Uns von dem Freiheitsbaum, den er im Volke gepflanzt.

Die Vollendung eines Theils dieser Arbeiten, die Festnehmung des Ebers, des demagogischen Wühlers, die Uebertäubung des schreienden Volks der stymphalischen Liberalen, die Bändigung des Riesen

* Frankreich von Louis Philipp, Napoleon III. und Heinrich V. begehrt.

** Einen Durchgang durch eine revolutionäre Republik hielt er für nöthig, um die legale Monarchie auf die freie Ueberzeugung des Volkes zu gründen.

im West, den Raub der Rinder, die dieser im Elsaße stahl und andere Arbeiten des Herkules, den Gervinus 1846 herbeisehnte, sollte er durch Herkules Bismarck erleben. Wenige Wochen vor seinem Tode wurde in Versailles durch den deutschen Kaiser der Friede unterzeichnet, der Deutschland den Sundgau und den Wasgau, sowie das ehemalige Deutsch-Lothringen zurückgab.

In Gervinus ehren wir einen der Besten und Bedeutendsten aus dem deutschen Volke, eine Zierde unseres engeren hessischen Vaterlands, zu dessen langjähriger literarischer Thätigkeit wir mit Bewunderung aufschauen, wie wir einst mit Verehrung hinblicken nach jener stattlichen Gestalt, die von der Lehrkanzel herab in gewichtiger belehrender Rede sich erging, an dessen mildem geistigem Gesichtsausdruck wir uns immer auf's Neue erfreuten, und der für jeden, der ihm näher trat, ein mildes freundliches Wort hatte.

Mit Gervinus schließen wir unseren Ueberblick über die literarisch bedeutenden Männer unseres Großherzogthums. Nur die wichtigsten und hervorragendsten konnten wir berücksichtigen, und zwar waren es vorzugsweise diejenigen, welche nicht mehr unter den Lebenden weilen, denen wir unsere Aufmerksamkeit zuwandten. Unser Großherzogthum allein würde ein überreiches Material zu einer umfassenden Literaturgeschichte bieten, und schon diese Aufgabe würde für denjenigen, welcher sie unternähme, einen erheblichen Kraftaufwand verursachen. Aus der großen Fülle des Stoffes, welcher uns vorliegt, haben wir nur wenige Beispiele herausgewählt, aber diese kleine Zahl der Männer, deren wir gedacht, zeigt bereits, welche ungeheure Summe geistiger Arbeitskraft unser kleines Hessen zur Entwicklung des Gesammtvaterlandes beigetragen, welch' ein eminenter Antheil unserem engeren Vaterlande zuzuschreiben ist an der Größe und Fülle der Kraft, welche unser heutiges deutsches Reich für Jedermann sichtlich zur Schau trägt. Unser hessischer Stamm gehört zu den besten und herrlichsten unter den deutschen Stämmen, und mit Stolz dürfen wir unseren Namen neben jedem der anderen Stämme des deutschen Volkes nennen. Möge unser Heimathland auch ferner blühen und gedeihen und in der neuen Periode, welche seit 1871 für dasselbe begonnen hat, in gleicher Weise sich durch große Culturwerke hervorthun, auf daß, was die Enkel erschaffen, würdig sich anschließe an das, was die Väter einst bauten.

Die Industrie des Großherzogthums Hessen.

Drei Dinge sind es, denen die heutige deutsche Industrie zunächst ihre dermalige Blüthe zu danken hat: die Verbesserung und Vermehrung der Unterrichtsanstalten, die Schöpfung neuer Verkehrsmittel und die Gründung der modernen Creditinstitute.

Die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes wird wohl kaum bezweifelt werden; schwer ist es jedoch, denselben mit annähernder Genauigkeit zu beweisen. Die Beschaffung des erforderlichen statistischen Materials übersteigt die Kräfte eines Einzelnen, zumal in den Großstaaten, wo Handel und Verkehr den räumlichen Verhältnissen, der Länge der Küsten und der Ausdehnung des Eisenbahnen- und Straßennetzes entsprechend zu wachsen pflegen.

Besser sind hierzu die kleinen Staaten geeignet. Ihre ganze Bedeutung liegt heutzutage ohnedieß beinahe nur noch auf wirthschaftlichem Gebiet. Wie eine kleine Haushaltung besser zu überschauen ist als eine große, so übersehen sich auch leichter die Resultate ihres wirthschaftlichen Betriebs, und wir ersehen aus ihnen, was dem großen Ganzen frommt. Sie sind Versuchsstationen im größeren Maßstabe.

Als im Jahre 1806 unser Hessen zum Großherzogthum erhoben wurde, hatte es wenig mit seinem heutigen Aeußern gemein. Darmstadt, die einzige bedeutendere Stadt des Landes, war halb Schreibstube, halb Exercirplatz. Nur die unentbehrlichsten Handwerker trieben hier ihr Geschäft. Nicht einmal ein Silberarbeiter war in der Residenz zu finden. Die Stadt zählte 6000 Einwohner. Für mehr schien die unfruchtbare Umgegend, aus welcher jeder heftige Windstoß Wolken von Sand in die Straßen trieb, kaum Nahrung zu bieten.

Ein Ereigniß von entscheidendem Einfluß auf die Entwickelung unserer Industrie war die in dem Jahre 1822 erfolgte Berufung des einundzwanzigjährigen Liebig als Professor an die Landesuniversität Gießen. Liebig und seine nach allen Richtungen hin anregende Thätigkeit ist während den fünfundzwanzig Jahren, welche er zu Gießen wirkte, zunächst seinem engeren Vaterlande zu Gute gekommen. Liebig ebnete hier den Boden für die zahlreichen in Hessen blühenden industriellen Unternehmungen, von denen beinahe keine der größeren später in das Leben trat, ohne von dem befruchtenden Einflusse seines Geistes, von seinen genialen Rathschlägen Vortheil zu ziehen. Seine imponirende Erscheinung ließ die Bedeutung des naturwissenschaftlichen Unterrichts erkennen. Man fühlte die Nothwendigkeit einer Popularisirung desselben. Realschulen entstanden 1832 zu Darmstadt, 1834 zu Mainz und 1835 zu Gießen, und 1836 wurde in Darmstadt die höhere Gewerbschule errichtet, die erste Anstalt des Großherzogthums und eine der ersten in Deutschland, die denjenigen, welche sich der Technik widmen wollten, Gelegenheit bot, sich im Maschinenbau, Architektur und technischer Chemie auszubilden. 1833 wurde, nachdem bereits 1831 die Errichtung einer Centralstelle für Landwirthschaft vorangegangen, die äußerst segensreich wirkende Centralstelle für die Gewerbe gegründet.

Neue Industriezweige entstanden um jene Zeit und man entschloß sich vielfach zu dem großen Schritt, welcher den ersten Anfang der Großindustrie bezeichnet, man ersetzte die Menschenhand durch die Maschine. So wurden 1830 bis 1833 in der berühmten Portefeuillefabrik von J. Mönch in Offenbach, die 1835 bereits 137 Personen beschäftigte, die ersten größeren Lederpressen zur Anwendung gebracht. Noch wichtiger ist die mehr und mehr sich Bahn brechende Verwendung der Dampfmaschinen. 1830 wurde hier die erste Dampfmaschine in der großherzoglichen Münze aufgestellt. Sie blieb bis zu dem Jahre 1834, wo vier dieser Maschinen in dem Großherzogthum arbeiteten, die einzige. Im Jahre 1840 waren 9, im Jahre 1849 26 vorhanden.

Damals begann der Betrieb auf der ersten, im Jahre 1848 in unserem Großherzogthum vollendeten Eisenbahn, der 6,5 Meilen langen Main-Neckarbahn, 1850 wurde eine weitere, die etwa 7 Meilen lange Main-Weser-Bahn, und 1854 die erste Strecke der hessischen Ludwigsbahn eröffnet. Das im Betrieb befindliche Netz der Letzteren beträgt gegenwärtig allein 57 Meilen. Alle größeren Stationen und Kreuzungspunkte der Bahnen wurden nach wenigen Jahren zu Industriecentren, an denen sich die vielfältigste Gewerbthätigkeit entwickelte. Einfache Bauernorte, wie das zwei Stunden von Darmstadt entfernte Pfungstadt, wurden zu Fabrikstädtchen, deren dampfende, hoch aufragende Kamine von weitem schon das im Innern herrschende Leben verkünden. Im Jahre 1852 zählte das Großherzogthum 52, im Jahre 1854 63, 1857 113 Dampfmaschinen, und heute sind bereits über 1200 Dampfkessel in seinen drei Provinzen in Thätigkeit.

Noch deutlicher sieht man die Umänderung, die sich in Folge der Erbauung der Eisenbahnen vollzogen, an den riesigen Dimensionen, welche der Güterverkehr einzelner Plätze binnen kurzer Frist annahm. So war der Güterverkehr von Darmstadt vor Erbauung der Main-Neckar-Bahn ein außerordentlich geringer; er war so unbedeutend, daß, als es sich bei der Erbauung der Bahn um die Anlage eines Güterschoppens in dem Bahnhofe handelte, einer der damaligen Ingenieure geäußert haben soll: „Ach, das ist ja überflüssig, der Frachtfuhrmann Hegendörfer fährt ja alle Woche zweimal nach Frankfurt!" (Ursprünglich war man bekanntlich der Ansicht, daß die Eisenbahnen nur für den Personenverkehr bestimmt und der Güterverkehr eine Nebensache sei.) Damals belief sich der gesammte Güterverkehr der Stadt auf etwa 20,000 Centner. Er hatte sich wenige Jahre nach der Eröffnung der Bahn bereits verzehnfacht. Im Jahre 1867 figurirt die Stadt Darmstadt in dem Geschäftsberichte der Main-Neckarbahn sogar mit 272,156 Centner und in demjenigen der hessischen Ludwigsbahn mit 506,847 Centern, Empfang und Versandt zusammengerechnet: im Ganzen mit 973,000 Centnern. Der

Verkehr ist in den letzten Jahren noch gewachsen und hat die Ziffer von 1,900,000 Centnern bereits überstiegen.

Auch in der Zusammensetzung der Bevölkerung dem Berufe nach hat sich seit dem Jahre 1830 ein Umschwung vollzogen, und läßt sich hieraus bereits der Beweis führen, daß sich während dieser Periode unser Land aus einem Ackerbaustaat in einen Industriestaat verwandelte. Im Jahre 1830 lebten 58 Procent der Bevölkerung von Ackerbau, nur etwa 26 Procent von der Industrie und etwa 2 bis 4 Procent vom Handel. Im Jahre 1861 dagegen lebten 43 Procent vom Ackerbau, 37 Procent von industrieller Thätigkeit und etwa 5 Procent vom Handel.

Um diese Zeit begann bereits der dritte von uns erwähnte Factor — die Creditinstitute — seinen wohlthätigen Einfluß zu äußern. Die im Jahre 1855 errichtete Bank für Süddeutschland ermöglichte der hessischen Ludwigsbahn dadurch, daß sie ihr zu einer Zeit, (während des Krimkrieges) wo Geld schwer zu haben war, ein beträchtliches Kapital zu mäßigen Zinsen vorschoß, die Vervollständigung ihres Bahnnetzes. Auch bei den neuerdings in der Ausführung begriffenen Projecten ist der Bahn die Beihülfe der Bank zu statten gekommen. Man kann getrost behaupten, daß ohne die Bank für Süddeutschland, die auch anderweitig für das Zustandekommen dieser Eisenbahnprojecte wirkte, der Ausbau unseres Eisenbahnnetzes sich vielleicht um mehr als ein Jahrzehnt verzögert hätte. Als weiteren Beweis ihrer befruchtenden Wirksamkeit erwähnen wir, daß die Bank im Jahre 1874 415,432 fl. an Wechseln auf inländische Plätze und 272,000 fl. an Lombarddarlehen im Inlande zu fordern hatte, die gleichzeitig mit ihr gegründete Bank für Handel und Industrie hatte im Jahre 1864 1,794,755 fl. an 166 Firmen und im Jahre 1866 über 2,000,000 an 217 verschiedene Firmen zu fordern. Neben ihrer der Industrie zu gut kommenden geschäftlichen Wirksamkeit, haben die beiden Banken eine Reihe größerer finanzieller Unternehmungen durch finanzielle Beihülfe gefördert; so die hiesige Maschinenfabrik, den oberhessischen Hüttenverein, die Mainzer Gasfabrik und andere. Auch durch Unterstützung der Gemeindeverwaltungen, durch Förderung der Zwecke der Vorschuß- und Creditvereine und der inländischen Gewerbsgenossenschaften haben sie bewiesen, wie mannigfach die Berührungen der Banken mit dem wirthschaftlichen Leben eines Landes sind. Nicht zu bemessen ist die wohlthätige Rückwirkung, welche diese Belebung der Großindustrie auf das Kleingewerbe ausgeübt hat. Die Arbeitslöhne und der Werth des Grundeigenthums sind in die Höhe gegangen und bis in die kleinsten Landstädtchen sind die Pulse eines kräftigen industriellen Lebens fühlbar. Die Gelegenheit wird sich in der Zukunft bieten, dasselbe näher zu betrachten.

Bei den Schwankungen, welchen in Folge stets wechselnder Conjuncturen einzelne Gewerbszweige fortdauernd unterworfen sind, hält es schwer das Gesammtbild, welches die Industrie eines Landes darbietet, zu jeder beliebigen Zeit zu fixiren. Besonders seit dem Jahre 1866 boten Gewerbe und Handel des Großherzogthums nicht allgemein die erfreulichen Resultate früherer Jahre. Der alte deutsche Staatsverband war zerrissen und ein neuer, unfertiger, nicht das gesammte Deutschland in sich schließender Bundesstaat war an seine Stelle getreten. Der Streit wegen Luxemburg hat jedermann den Beweis geliefert, daß das Jahr 1866 den Keim zu neuen Conflicten in sich trug. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurde daher von den Handelskammern unseres Landes auf die aus der Unfertigkeit der politischen Lage Deutschlands entspringenden Gefahren hingewiesen und der Hoffnung auf einen baldigen Abschluß des deutschen Einigungswerks Ausdruck gegeben. Gegenwärtig sind die Folgen jener Zustände, sowie des Krieges, welcher endgültig ihre Beseitigung herbeiführte, noch keineswegs allerwärts überwunden.

Bieten sich auch sonst bei der Beurtheilung der industriellen Lage eines Landes Hindernisse, so ist es aus diesen Gründen gerade im Augenblicke besonders schwierig, eine in allen Theilen vorwurfsfreie Darstellung der Industrie Hessens zu geben. Durch Benutzung offizieller und anderer authentischer Mittheilungen (namentlich sind mir die trefflichen Arbeiten des früheren Generalsecretärs des Gewerbevereins des Landes, Ministerialrath Fink sehr zu statten gekommen) habe ich mich bemüht, mich der Wahrheit so viel als möglich zu nähern.

Der älteste Zweig der Großindustrie ist die Portefeuillefabrikation. Ihr Begründer war Herr Jakob Mönch, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Fürsten von Isenburg als Hof-

buchbinder nach Offenbach berufen wurde und 1776 die erste Grundlage zu dem berühmten, unter der Firma Jakob Mönch u. Comp. bestehenden Offenbacher Geschäft legte. Seitdem hat die Portefeuillefabrikation in Offenbach ihren Hauptsitz aufgeschlagen. 1865 bestanden daselbst 20 größere und 25 kleinere Fabriken. Die ganze Fabrikation beschäftigte damals 5000 bis 6000 Arbeiter. Gleich anderen Zweigen der Großindustrie des Landes arbeitet die Offenbacher Portefeuillefabrikation hauptsächlich für den Export. Mindestens 70 Procent der Gesammtproduktion gehen außerhalb des Zollvereins.

Herr Ministerialrath Fink, der auf der Londoner Ausstellung des Jahres 1863 zum Berichterstatter für die 36. Klasse, in welcher die Portefeuillewaaren einbegriffen waren, ernannt wurde, schätzte in seinem, auf offiziellen Angaben basirenden Berichte, den Gesammtwerth der Portefeuillewaarenproduktion des Zollvereins auf 7,100,000 bis 7,950,000 Thaler. Hiervon kamen auf das Großherzogthum Hessen 5,000,000 bis 5,500,000, auf Preußen 1,000,000, auf Württemberg 300,000 und auf Bayern 200,000 Thaler. Dieses Verhältniß hat sich seither insofern geändert, als sich in Preußen gleichfalls eine blühende Portefeuillefabrikation entwickelt hat. Ebenso ist dieselbe in Bayern, besonders in Nürnberg, sowie in Württemberg in einem nicht zu verkennenden Aufschwung begriffen, ohne daß jedoch die Bedeutung der hessischen Produktion hierdurch gesunken wäre. Offenbach ist noch fortwährend ein Sammelplatz tüchtiger Portefeuillearbeiter und die im Juni 1870 in Darmstadt abgehaltene Ausstellung von selbstverfertigten Arbeiten von Handwerkern und Fabrikarbeitern, stellte dem guten Geschmack und der Geschicklichkeit des Offenbacher Arbeiters ein ehrendes Zeugniß aus.

Hervorragend durch ihren Export ist die Fabrikation von lackirtem Leder. Ihre Hauptsitze sind Worms, Mainz und Offenbach. Im Jahre 1864 und 1865 beschäftigten die Wormser Fabriken bereits 1400 und 1866 durchschnittlich 1200 Arbeiter. In den Jahren 1867, 1868 und 1869 befand sich die Wormser Lederfabrikation in fortdauerndem Emporblühen. Die Firmen Cornelius Heyl und Dörr und Reinhardt daselbst erfreuen sich eines wohlbegründeten Rufes. Ueber die Gesammtproduktion der Wormser Lederfabrikation gibt der Jahresbericht von 1866 der Wormser Handelskammer Aufschluß. Damals wurden 3000 Stück schwere Sohlhäute, 1500 Vachehäute, 40,000 braune Kalb- und Wichsfelle und 1,250,000 lackirte Kalbfelle hergestellt. In Mainz liefert die Fabrik von Mayer, Michel und Denninger seit lange vorzügliche Fabrikate. Diese Firma beschäftigt ungefähr 800 Arbeiter. Im Ganzen werden im Großherzogthum Hessen jährlich ungefähr 2½ Millionen Stück Kalbfelle zu Lackleder, Kidleder und Wichsleder verarbeitet. Der Consum an Eichenlohrinde belief sich 1865 auf 145,000 Centner und über 4500 Arbeiter waren in den Lederfabriken beschäftigt. Seitdem ist die Zahl derselben, bis vor dem Kriege, bedeutend gestiegen, jedoch vermochten sie, trotz der Erhöhung der Löhne, der Nachfrage nicht immer zu genügen. Die Lederindustrie hat vielleicht weniger als andere Gewerbszweige von den ungünstigen Verhältnissen der letzten Jahre zu leiden, indem der Verbrauch des lackirten Leders sich gerade in der letzten Zeit auf Schichten der Bevölkerung ausdehnte, welche ehedem, des hohen Preises wegen, darauf verzichten mußten. England, Ostindien und Rußland gehören zu dem Absatzgebiete unserer Lederfabriken. Auch in Frankreich war seither der Consum von deutschem Lackleder trotz des hohen, auf diesem Artikel lastenden Zolls (60 Frcs. pro 100 Kilom.) in stätigem Zunehmen.

In Mainz hat sich neben der Lederfabrikation eine Schuhwaarenfabrikation entwickelt, welche Dimensionen angenommen hat, die, für den mit den lokalen Verhältnissen nicht Vertrauten, kaum glaubhaft erscheinen. Trotzdem in Mainz ungefähr 900 bis 1000 Personen mit der Anfertigung von Schuhwerk beschäftigt sind, machte sich in den letzten Jahren öfter ein Mangel an Arbeitern fühlbar. Das Emporblühen in welchem sich die Mainzer Schuhfabrikation befindet, ist einestheils den Verbesserungen in der Lederfabrikation, anderntheils der Einführung von Maschinen zuzuschreiben. Maschinen zum Aufschrauben der Sohlen, Lederwalzen und neuerdings auch Sohlennähmaschinen kommen zur Anwendung. Die Nähmaschinen für Stepparbeit, mittelst welcher Herr O. Herz täglich 1000 Paar Schuhe und Stiefel fabricirt, haben sich vorzüglich bewährt. Australien, die Havanna, die Türkei, die Wallachei und Rußland gehören zu den hauptsächlichsten Absatzgebieten der Mainzer Schuhfabrikation.

Das Geschäft nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat in den letzten Jahren in Folge der Erhöhung des Eingangszolls abgenommen. Von Mainzer Firmen sei zunächst die Schuhwaarenfabrik des Herrn Simon Wolf erwähnt. Ungefähr 500 Arbeiter sind für sein Exportgeschäft, dessen Gesammtumschlag sich auf 320,000 fl. pro Jahr beläuft, thätig. An Materialien werden pro Jahr verarbeitet: 576 Centner französische Kern-Bache, 400 Centner deutsches Bacheleder, 1000 Stück Lasting zu 40 Ellen das Stück u. s. w. — Man spricht heute so sehr viel von der Macht des Kapitals. Herr Simon Wolf, der, 1842 noch beinahe vollständig mittellos, heute zu den ersten Industriellen des Großherzogthums gehört, beweist dieser Behauptung gegenüber durch sein Beispiel, daß Fleiß und Geschicklichkeit immer noch ihre Rechte behaupten. 1852 machte Herr S. Wolf seine ersten Aussendungen nach der Havanna und nach San Francisco. 1856 versandte er dorthin bereits 1200 bis 1400 Paar Herrenstiefel, 600 bis 800 Paar Damenstiefel und einige hundert Paar Kinderstiefel. Eines gleichfalls sehr raschen Aufschwungs hatte sich das kaum zehn Jahre alte Geschäft des Herrn Otto Herz zu erfreuen. 1869 beschäftigte er bereits 300 Arbeiter. Die Mainzer Schuhwaarenfabrikation hat ihre Erfolge der Solidität und Eleganz der Waare zu verdanken. Besonders hinsichtlich der Damenstiefel vermögen weder England noch Frankreich, ebensowenig wie die Schuhfabrikation Wiens, obwohl dieselben billiger arbeiten, mit Mainzer Industrie zu concurriren.

Ein anderer bedeutender Industriezweig des Großherzogthums, der gleichfalls hauptsächlich auf den Export angewiesen ist, hat ebenfalls in Mainz seinen Sitz. Die Mainzer Luxusmöbel haben sich durch ihre Dauerhaftigkeit und durch den feinen, durch künstlerische Bildung veredelten Geschmack, von welchem man sich bei ihrer Verfertigung leiten läßt, einen wohlbegründeten Ruf erworben. In den Magazinen von W. Knußmann, S. Heininger, A. Bembé, A. Reitmayer, Nachmann und anderer, begegnet man Ameublements für Salons, die, was Zeichnung und Farbenharmonie anlangt, auch den gebildetsten Geschmack befriedigen müssen. In den letzten Jahren hat namentlich die Parquetbodenfabrikation ungewöhnlich zugenommen. Diese Zunahme des Verbrauchs ist dem seit der Einführung der Dampfmaschinen, deren man sich zum Schneiden des Holzes bedient, sehr gesunkenen Preise des Artikels zuzuschreiben. Selbst in den Wohnhäusern werden die seither üblichen tannenen Fußböden mehr und mehr durch Parquetböden verdrängt. Die Zahl der Arbeiter, welche dieser Industriezweig beschäftigt, ist, wie bei allen Luxusartikeln, Schwankungen unterworfen. Eine der obengenannten Fabriken, die im Jahr 1865 100 Arbeiter beschäftigte, konnte in dem Kriegsjahr 1866 nur halb so viel verwenden.

Schon lange bekannt sind die Firmen der Herren F. Fürstweger und J. B. Dorfelder, deren Billards hinter denen der besten Pariser Etablissements nicht zurückstehen.

Der Musikalienverlag von B. Schott Söhne steht mit der Industrie, insbesondere dem Notendruck, in so engem Zusammenhange, daß er zur Vervollständigung des Bildes, das wir entwerfen wollen, nicht übergangen werden darf. Der Verlag, welcher durch die Werke Beethovens seinen Ruf begründete, besitzt Filialen zu Brüssel, London und Paris; das Etablissement zu Mainz beschäftigt 100 Personen. Der Vorrath der gegenwärtig noch benutzten Notenplatten beläuft sich auf 500,000 Stück, der der lithographischen Steine für Titel u. s. w. auf 10,000 Stück. Die jährlich erforderlichen 10,000 Stück Notenplatten, sowie die zum Druck erforderliche Schwärze werden im Hause selbst angefertigt.

Die verschiedenen hier aufgeführten Beispiele zeigen zugleich, welchen Rang Mainz insbesondere als Fabrikstadt einnimmt. Wir werden noch bei anderen Industriezweigen Gelegenheit haben hinzuweisen auf die hohe Stufe, welche Industrie und Handel in dieser Stadt erreicht hat, die, gleichwie sie die einzige in Hessen ist, welche in ihrem socialen und in ihrem Verkehrsleben ein wahrhaft großstädtisches Gepräge besitzt — ihr Gesammt-Güterverkehr, welcher 1868 9,192,810 Centner betrug, ist viermal so stark als derjenige von Darmstadt, — auch unter den übrigen Rheinstädten eine hervorragende Stellung behauptet. Mit der Erweiterung der Festungswerke beginnt für Mainz voraussichtlich eine neue Aera, und seine betriebsame, aufgeweckte und unternehmende Bevölkerung dürfte bald diejenige mancher größeren Nachbarstadt überflügelt haben.

Einen hervorragenden Beweis für die Lebenskraft, welche die einzelnen Industriezweige Hessens entwickeln, liefert die Bierfabrikation. Die Bedingungen ihres Gedeihens sind keineswegs günstige. Das Großherzogthum ist rings von Ländern umgeben, die, wie z. B. Bayern und die neuen preußischen Provinzen, eine blühende Bierfabrikation aufzuweisen haben, und die unter weit günstigeren Bedingungen die Concurrenz mit den hessischen Brauereien aufzunehmen vermögen. In Bayern sind beispielsweise die Holzpreise und an manchen Orten auch die Arbeitslöhne billiger als in Hessen. Der Lokalconsum, anderwärts die Hauptstütze der Bierfabrikation ist in einzelnen Gegenden Hessens durch die Weinproduktion benachtheiligt. Trotzdem wird die Bierfabrikation in dem Großherzogthum in äußerst schwungvoller Weise betrieben und sie hat in den letzten zehn Jahren stets wachsende Dimensionen angenommen.

In Hessen bestand ehedem die unbequeme Kesselsteuer, während in Preußen die Malzsteuer und zugleich ein Steuersatz eingeführt war, welcher um 43 Prozent niedriger war als der hessische. Unsere Bierfabrikation hatte diesen Mißstand durch die Fabrikation stärkerer, für den Export geeigneter, Biere ausgeglichen, denn nur für schwerere Biere stellt sich die nach dem Raum berechnete Biersteuer billiger als andere Abschätzungsweisen. So bestehen in dem Großherzogthum mehrere Brauereien ersten Ranges, welche, wie die Brey'sche Actienbrauerei, die gräflich Erbach'sche Brauerei zu Erbach und diejenige von J. Hildebrandt in Pfungstadt, einen bedeutenden Export aufweisen. Die vorzügliche Qualität ihres Produktes hat auch den Lokalconsum desselben bedeutend gesteigert, und das Bier hat sich selbst unter dem weinbautreibenden Theile unserer Bevölkerung vollständig eingebürgert.

Der Bierkonsum in Hessen ist ein bedeutend geringerer als derjenige in Bayern, England, ja selbst in Württemberg, allein man darf nicht vergessen, daß die Biere, welche unsere Bevölkerung consumirt, beinahe durchgängig weit schwerer sind, als diejenigen, welche anderwärts verbraucht werden. In Bayern beträgt der jährliche Bierverbrauch pro Kopf 250, in England 270, in Württemberg 208, in Belgien 148 im Großherzogthum Hessen 88, in Oesterreich 47, in Preußen 39, in Frankreich 36, in Sachsen 45, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 13 hessische Schoppen.

In Mainz hat, meistens unter einer Bevölkerung, welche früher ausschließlich nur Wein consumirte, die Bierfabrikation einen überraschenden Aufschwung genommen. Im Jahr 1860 betrug daselbst die gesammte Bierproduktion nur 29,983 hessische Ohm. In dem folgenden Jahre eröffnete die Brey'sche Actienbrauerei ihre Thätigkeit und steigerte sich hierdurch die Bierproduktion auf 53,000 Ohm, 1865 betrug dieselbe 101,900 Ohm, wovon 50,900 Ohm von der Actienbrauerei, 19,000 Ohm von der Moritz'schen Brauerei und 38,700 Ohm von den übrigen Brauereien geliefert wurden. Die Gesammtproduktion des Großherzogthums belief sich im Jahr 1860 auf 226,000 Ohm.

Der Absatz der hessischen Brauereien beschränkt sich nicht ausschließlich auf die nächste Umgebung, sondern er dehnt sich über die Grenzen des Großherzogthums aus. Eine sehr interessante statistische Vergleichung ist hierüber von Herrn Ministerialrath Fink angestellt worden. England mit seinem ausgedehnten Export nach den britischen Colonialbesitzungen in allen Welttheilen producirte im Jahr 1866 im Ganzen 25,388,000 Barrels (26,000,000 hess. Ohm) Bier und sein Export an englischem Porter und Ale betrug doch nur 582,583 Barrels (596,000 hess. Ohm), also nur circa zwei Prozent der Gesammtproduction. Frankreich producirte in demselben Jahre circa 3,313,000 hessische Ohm und exportirte nur 19,200 Ohm, also nur circa 0,6 Prozent. In Oesterreich betrug nach dem offiziellen Bericht der österreichischen Centralkommission für die Pariser Ausstellung von 1867 die Gesammtproduktion an Bier im Jahr 1866 circa 14,000,000 österreichische Eimer (5,250,000 hess. Ohm), wovon nur 177,512 Zoll-Centner (circa 50,000 hess. Ohm) exportirt wurden, also noch nicht ganz ein Prozent. Bayern hatte in diesem Jahr eine Gesammtproduktion von 6,800,000 bayerischen Eimern (3,762,880 hess. Ohm) und der Export der fünf bedeutendsten bayerischen Produktionsorte München, Kulmbach, Erlangen, Kitzingen und Nürnberg betrug nur circa 350,000 Centner, oder 108,000 hess. Ohm, also circa drei Prozent der Gesammtproduktion. Der Export hessischer Biere beträgt dagegen circa fünf Prozent der Gesammtproduktion.

Einzelne der hessischen Großbrauereien, wie die gräflich Erbach'sche Brauerei und diejenige von J. Hildebrandt in Pfungstadt, besitzen, da sie sich in kleineren Städten oder Dörfern befinden (Pfung-

stadt zählt etwa 5000 Einwohner) nur einen sehr geringen Lokalabsatz und sind beinahe ausschließlich auf den Betrieb nach Außen angewiesen.

Eine Reihe wichtiger Industriezweige haben in der Provinz Starkenburg ihren Sitz und gerade sie sind es, welche zum Theil Specialitäten der hessischen Produktion sind, und welche unserem Vaterlande einen weit verbreiteten Ruf erworben haben.

Der weitaus hervorragendste Zweig der Großindustrie, welchen Darmstadt aufweisen kann, ist die Hutfabrikation. Es bestehen gegenwärtig zwei Hutfabriken in Darmstadt. Der Besitzer der ersten derselben, Herr Commerzienrath H. Schuchard, siedelte vor beiläufig 30 Jahren aus Lauterbach über und begründete ein Hutmachergeschäft, bei welchem er ursprünglich nur den Absatz am Platze selbst im Auge hatte. Sein unternehmender Sinn trieb ihn jedoch bald zum fabrikmäßigen Betrieb seines Geschäfts an, heute ist seine Hutfabrik als die erste des Continents anerkannt. Durch die mannigfache, zu den verschiedensten Zwecken benutzte Verwendung der Maschinen und durch eine minutiöse Theilung der Arbeit ist ihre innere Einrichtung wahrhaft bewundernswerth. Die Fabrik zerfällt in eine Wollhut- und eine Filzhutfabrik, welche erstere täglich 400 bis 500, letztere täglich, je nach Bedürfniß, 500, ja sogar 1500 Hüte fabriciren kann. Die Filzhutfabrik hat ihren Aufschwung einer Strike der Arbeiter zu verdanken. Die Hüte wurden vor wenigen Jahren noch, wie dieses auch in den meisten Hutfabriken geschieht, durch Handarbeit erzeugt, bis eine Arbeitseinstellung sehr frivoler Natur Herrn Schuchard dazu bewog, eine Maschine amerikanischen Ursprungs einzuführen, welche die Menschenhand nicht allein auf das vollkommenste ersetzt, sondern ihre Erzeugnisse sogar weitaus übertrifft. Die Arbeit, welche ehedem zahlreiche geübte Hutmacher gegen hohen Lohn verrichteten, kann nunmehr unerfahrenen, fast noch dem Kindesalter nahe stehenden Personen übertragen werden. Ein sinnreich construirter Ventilator bläst die vorbereiteten Haare auf einen sich um sich selbst drehenden, befeuchteten Kegel, der nach zwei Minuten mit einer Filzmasse von einer Dichtigkeit, Dünne und Gleichförmigkeit bedeckt ist, wie sie durch die Handarbeit nie erreicht zu werden vermag.

Die erwähnte Maschine vermag bei zehnstündiger Arbeitszeit täglich 300 Hüte anzufertigen. Fünf dieser Maschinen sind in dem Etablissement aufgestellt, so daß Herr Schuchard täglich 1500 Hüte zu liefern vermag. Ungemein interessant ist ein Gang durch die verschiedenen Theile der Fabrik. Der Staffirsaal insbesondere beweist ihre große Ausdehnung und ihr bedeutendes Absatzgebiet. Man begegnet in ihm den Hutmodellen aller Zonen. So sah ich bei einem Besuche Filzhüte mit breitem Rand nach Art der Sombreros, deren Band das Wappen der argentinischen Republik trug. Sie waren zur Uniformirung des Militärs dieses Staates bestimmt. Nach Nord- und Südamerika, nach Rußland und nach den englischen Colonien versendet Herr Schuchard seine Hüte. Ja selbst mit der berühmten französischen Hutfabrikation vermochte er, trotz der ungünstigen Bestimmungen des Handelsvertrags, die Concurrenz zu bestehen. Gleichfalls bedeutend ist die seit etwa 10 Jahren errichtete Hutfabrik von Gebrüder Gelfius.

Nächst der Schuchard'schen Hutfabrik ragt die gleichfalls in Darmstadt befindliche Fabrik von E. Merck durch ihre Bedeutung hervor. Sie beschäftigt sich vorzugsweise mit der Darstellung der Alkaloide des Opiums, mit der Fabrikation von Santonin und anderer Alkaloide. Obwohl die Herren Merck mit Mittheilungen über ihren Geschäftsbetrieb nicht sehr freigebig sind, weiß man doch, daß sich ihre Opiumeinkäufe auf hunderte von Centnern belaufen. Einen Anhaltspunkt, nach welchem man die Bedeutung des Etablissements beurtheilen kann, liefern die Uebersichten über die verschiedenen vom Hauptzollamt Darmstadt abgefertigten Einfuhrartikel. 1869 wurden in Darmstadt 8567 Centner Wurmsamen eingeführt. Der Bedarf der sämmtlichen Droguisten wird wohl kaum die Summe von 500 Centnern erreichen, so daß man mindestens 8000 Centner für den Consum der Fabrik in Anschlag bringen darf. Das Waarenlager der Fabrik repräsentirt einen Werth von fast 2,000,000 M. und ebenso hoch dürfte sich der Jahresumschlag des Geschäfts belaufen; allein der Absatz nach Italien soll einen Werth von fast 200,000 M. repräsentiren. In Paris besitzt die Firma eine Filiale. Neben Deutschland sind es vorzugsweise die Schweiz, Italien, Belgien, das Königreich der Niederlande und Rußland, in welchem sie ihre Produkte absetzt. Der Verbrauch des Elsasses an Merck'schen Präparaten soll seit der Wiedervereinigung desselben mit Deutschland bedeutend gestiegen sein.

Andere bedeutende Etablissements der chemischen Industrie hat die nähere Umgebung von Darmstadt aufzuweisen. Wir erwähnen in dieser Beziehung die Ultramarinfabrik des Herrn W. Büchner in Pfungstadt, das Blaufarbenwerk Marienberg bei Bensheim und die chemische Fabrik Neuschloß.

Unter den chemischen Fabrikationszweigen erwähnen wir ferner die von dem „Verein für chemische Industrie", einer Actiengesellschaft, welche zu Mainz ihren Sitz hat, betriebene Darstellung von Holzessig und der mit dieser Fabrikation verbundenen Nebenprodukte. In den Etablissements der Gesellschaft, welcher es bereits 1886 gelang, einen Jahresumschlag von fast 700,000 M. zu erzielen, werden circa 25000 hessische Stecken Holz verkohlt. Endlich erwähnen wir der bedeutenden Firniß- und Lackfabriken, welche in Offenbach und Mainz seit Jahren errichtet sind und sich eines ausgezeichneten Rufs erfreuen.

Ein früher hervorragender Industriezweig Darmstadt's, die Streichzündhölzerfabrikation, ist neuerdings etwas in den Hintergrund getreten. Die vermehrte Concurrenz, sowie die hohen Eingangszölle, welchen die Waaren seither in Frankreich und der Schweiz unterworfen war, insbesondere aber die hohen Arbeitslöhne, erklären dieses Sinken ihrer Bedeutung.

Die Maschinenindustrie hat in Darmstadt und in der Umgegend zahlreiche Etablissements aufzuweisen. Neueren Ursprungs ist die Eisen- und Maschinengießerei von Arnold und Reuling, deren Unternehmer, intelligente junge Geschäftsleute, nichts versäumen, was zur Hebung des Ansehens ihres Etablissements dienen kann. Die treffliche Blumenthal'sche Maschinenfabrik liefert vorzugsweise landwirthschaftliche Maschinen. Die Firma Kleyer und Beck liefert Maschinen und W. Venuleth und Ellenberger und Fr. Heißner Maschinen für Branntweinfabrikation. Auch für die Thonzubereitungsmaschinen ist ein Etablissement (Jordan) vorhanden. Eines erfreulichen Aufschwunges hat sich die von A. Hartmann in Großbieberau errichtete Fabrik von Feuerspritzen zu erfreuen. Eines der größten Etablissements Süddeutschlands in der Maschinenbranche ist das in Mainz domicilirte „Gasapparat und Gußwerk". Dasselbe beschäftigt 400 und mehr Arbeiter. In Gustavsburg hat die Firma Kramer u. Klett seit einigen Jahren eine bedeutende Filiale errichtet.

Die Tabaksindustrie hat sich in den beiden Theilen des Großherzogthums, diesseits und jenseits des Rheins entwickelt. An ausländischen Tabaken beträgt ihr Bedarf allein jährlich zwischen 40,000 und 45,000 Centnern. Für die Quantität des ausländischen Tabaks, welcher von demselben verbraucht wird, besitzen wir keinen zuverlässigen Maßstab. Wir vermochten noch nicht festzustellen, wie viel von dem in unserem Großherzogthum angekauften Tabak für Baden angekauft wird und wie viel davon für die inländische Industrie zur Verwendung kommt, doch dürfte die Menge des ausländischen Tabaks, welche für den Bedarf unserer Tabaksindustrie erforderlich ist, diejenigen des ausländischen mindestens noch um das vierfache übersteigen. In der Gegend von Bensheim, wo, besonders zu Virnheim, ein ganz vorzüglicher zu Cigarren geeigneter Tabak gebaut wird, hat sich vorzugsweise die Cigarrenfabrikation angesiedelt. In Bensheim und dessen Umgegend bestehen etwa 15 größere Cigarrenfabriken, die zusammen ungefähr 30,000,000 Cigarren jährlich fabriciren. Demnach verbrauchen dieselben nur einen Theil des Tabaks, welcher im Großherzogthume gebaut wird, denn enorme Quantitäten des zu Cigarren verwendbaren Tabaks werden in Baden und der bayerischen Rheinpfalz verbraucht. Der Arbeitsverdienst eines Cigarrenarbeiters beträgt in Bensheim etwa 10 M., bei geschickteren Arbeitern 12 M. per Woche.

Von anderen Industriezweigen, welche im Großherzogthume ihren Sitz haben, erwähnen wir noch die Tuchfabrikation des Odenwaldes und die Leinenindustrie des Vogelsbergs.

Auch mehrere metallurgische Etablissements sind in den nördlichen und südlichen Landestheilen vorhanden.

Unter den in Darmstadt ansässigen Fabrikationszweigen ist, außer den oben erwähnten, noch die Knopffabrikation, die auch anderwärts im Großherzogthum ihre Niederlassungen aufzuweisen hat, von Bedeutung. Die in Bessungen bei Darmstadt befindliche Kolbe'sche Knopffabrik arbeitet vorzugsweise für den Export.

Zu einem sehr bedeutenden Industriezweig ist in jüngster Zeit die Ansammlung und Reinigung der Grassamen herangewachsen. In Darmstadt befinden sich mehrere größere Samenhandlungen und

Klenganstalten. Der Besitzer der bedeutendsten derselben, Herr Commerzienrath Heinrich Keller, hat wegen des von ihm herausgegebenen vortrefflichen Herbariums der Futtergräser von Ludwig III. die goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft erhalten. Nach genauen, auf officiellen Angaben beruhenden Abschätzungen, dürfte die Grassamenproduktion des Großherzogthums einen jährlichen Durchschnitt von 4000 Centnern ergeben, welche einem Werth von fast 200,000 M. entsprechen. Der hessische Grassamen wird vorzugsweise in Deutschland, England und Frankreich abgesetzt.

Im Ganzen bietet die Industrie des Großherzogthums Hessen ein erfreuliches Bild dar. Beinahe alle Zweige derselben befinden sich in fortdauerndem Zunehmen und selbst die Kriege der letzten Jahre vermochten ihre feste Basis nicht zu erschüttern. Auf mehrere Fabrikationszweige, namentlich die Hut- und Lackleder-Industrie, hat sogar der letzte Krieg, sowie der bald darauf folgende Aufstand der Commune einen vortheilhaften Einfluß geäußert. Besonders das Geschäft nach den überseeischen Ländern hat eine erfreuliche Zunahme erfahren. Der gegenwärtige blühende Stand unseres Groß- und Kleingewerbes ist am besten aus einer vom Herrn Ministerialrath Fink zusammengestellten Uebersicht ersichtlich, der zufolge unsere Jahresproduktion, d. h. der Werth der Boden- und Industrie-Erzeugnisse über 350 Millionen Mark jährlich beträgt. Die Ersparnisse, die hiervon erübrigt und zurückgelegt werden, sei es in neuen Gebäuden, in Verbesserungen von Grund und Boden, in neuen Gewerbsanlagen und Erweiterung der vorhandenen, in Anlage von Eisenbahnen, in Anlage von zinstragenden Staats- und Eisenbahnpapieren betragen jährlich 8 und mehr, sogar meist 17 Millionen Mark. Allein die inländische Lederindustrie erzeugt mindestens für 26 bis 34 Millionen Mark, die inländische Bierproduktion für 7 bis 8 Millionen Mark per Jahr. Der jährliche Werth der landwirthschaftlichen Produktion beträgt mindestens 210 bis 230 Millionen Mark.

So sehen wir das Gebiet des Großherzogthums Hessen, das wir in einer Reihe trüber Perioden bisher kennen lernten, heute in einem blühenden Zustande und als eines derjenigen Glieder des jungen deutschen Reiches, welche am reichsten ausgestattet der neuen Staatengemeinschaft mit beigetreten sind. Diese Blüthe ist die Frucht der sechzigjährigen Thätigkeit dreier Regenten, welche seit 1815 dem Lande ihren eifrigsten Schutz angedeihen ließen, und welche auf das sorgfältigste sein materielles Wohlergehen förderten. Möge es auch ferner blühen und gedeihen und mögen künftige Generationen mit der gleichen Dankbarkeit auf die neue Periode zurückblicken, in welche es seit 1871 eingetreten ist. Möge aber vor allem in unserem Volke die Dankbarkeit nicht erlöschen und das erhebende Bewußtsein, mit welchem sie auf ihr engeres Vaterland zu blicken Ursache haben. Sind wir stolz auf unser großes deutsches Vaterland, so sind wir es nicht minder auf unser kleines Hessen, dessen historische Vergangenheit in allen Momenten uns an den Glanz wie an die Leiden des großen deutschen Vaterlands erinnert, dessen Gegenwart aber ein glänzendes Beispiel ist von dem Grade materiellen Wohlergehens und der Culturhöhe, welche unser Volk erreicht hat!

Allein auch dieses freundliche Bild zeigt neuerdings eine Schattenseite. Zu beklagen ist, daß die schwere Krisis, von welcher Deutschland seit 1872 heimgesucht wird, auch unser Großherzogthum in empfindlicher Weise getroffen, und daß auch seine, wie wir oben bemerkt, im schönsten Emporblühen befindliche Industrie, durch dieselbe gestört wurde. Auch sein Gewerbfleiß bedarf heute der Unterstützung und Kräftigung; auch er litt unter den schweren Uebeln, welche die gesammte süddeutsche Industrie darniederdrücken, an der Ueberfluthung durch die auswärtige Concurrenz in Folge eines nicht auf dem Principe der Reciprocität beruhenden Zollsystems. Auch in Hessen ist neuerdings ein Stillstand, theilweise sogar ein Rückgang der gewerblichen Thätigkeit eingetreten, gleichwie er auch in anderen Theilen Deutschlands, in Württemberg, Rheinland, Westphalen und Elsaß-Lothringen in noch erschreckenderem Maße zu Tage getreten. Unserer deutschen Industrie drohen schwere Gefahren, deren furchtbare Folgen nicht verfehlen können, nicht nur den Wohlstand und den Erwerb der verschiedenartigsten Berufszweige auf das Höchste zu gefährden, sondern, welche auch die politische Entwickelung unseres Vaterlandes zu stören drohen. Für diejenigen, welche es mit unserer vaterländischen Industrie wohl meinen, muß die heutige Lage derselben eine Mahnung sein, soviel als möglich zu helfen. Fern bleibe dabei das kleinliche Abwiegen einzelner lokaler Vortheile und Nachtheile. Unser

Vaterland bedarf einer bedeutender Zufuhr materieller Kraft und gesunder Säfte, wenn es den schweren Aufgaben und Prüfungen, die seiner aller Wahrscheinlichkeit nach noch warten, gewachsen sein, wenn es die großen Anforderungen, welche unser Militär-Budget stellt, ohne zu seufzen tragen soll. Einen innerlich schwachen kranken Organismus müßte die schwere Eisen-Rüstung erdrücken, welche man ihm aufladt. Eine gesunde, blühende Industrie, wie sie England, Frankreich und Nord-Amerika aufweisen, erscheint uns aber als die Grundlage jeder nationalen Größe. Sorgen wir daher dafür, daß durch das nunmehr zum Heile Deutschlands zur Einführung gekommene System gemäßigter Zölle unsere nationale Industrie den nationalen Industrien anderer Länder ebenbürtig wird, damit wir aus ihr die Kraft schöpfen, auch die Stellung ferner behaupten zu können, die wir uns vor kaum zwölf Jahren errungen.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Inhalt.

Die Provinz Rheinhessen.

Die Provinz Oberhessen.

Verzeichniß der Abbildungen.

(Reihenfolge ist durch den Text bestimmt.)